

Göttingische
gelehrte Anzeigen.

Unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Der erste Band
auf das Jahr 1835.



Göttingen,
gedruckt bey Friedrich Ernst Huth.

Göttingische Anzeigen von gelehrten Sachen

volume: 1835

by unknown author

Göttingen; 1835

Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright.

Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept there Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact:

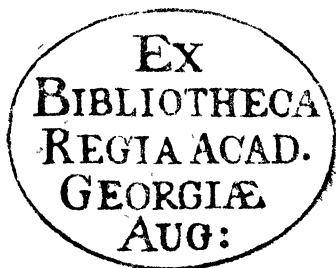
Niedersaechsische Staats- und Universitaetsbibliothek

Digitalisierungszentrum

37070 Goettingen

Germany

Email: gdz@sub.uni-goettingen.de



G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

1. Stück.

Den 5. Januar 1835.

P i s a.

I monumenti dell' Egitto e della Nubia, disegnati della spedizione scientifico letteraria Toscana in Egitto; distribuiti in ordine di materia, interpretati ed illustrati del Dottore Ippolito Rosellini, Direttore della spedizione, Professore di lettere orientali etc. Parte seconda; Monumenti civili. Tomo I. 1834. 392 S. in 8. Mit Atlas.

Wir haben den ersten Theil dieses Prachtwerks, welcher die Monumenti storici enthielt 1833 St. 200 angezeigt, und dabey zugleich von dem ganzen Unternehmen, das nach Champollions Tode der Dr Rosellini allein übernahm, Rechenschaft gegeben, worauf wir uns hier beziehen. Dieser zweyte Theil enthält nun die erste Abtheilung der Monumenti civili, der noch zwey andere folgen werden. Unter dem Namen monumenti civili umfaßt der Verf. das ganze Privatleben und die sich auf dieses bezie-

henden Denkmähler, mit Einschluß des häuslichen Lebens (*monumenti domestici*) im engern Sinn. Voran geht ein *Discorso preliminare*, in welchem der Vf. zuerst sich darüber erklärt was er unter den *monumenti civili* begreift, und die Methode bestimmt, die er bey ihrer Erklärung befolgt; welche die ist, daß er die Denkmähler nach Classen ordnet, und die zu jeder gehören, erläutert; nicht aber der geographischen Ordnung folgt, welche die Reisenden zu beobachten pflegen. Daß diese Anordnung die beste und zweckmäßigste sey, fällt in die Augen; da sie es gestattet das zusammen zu stellen, was zusammen gestellt werden muß. Der Verf. beginnt also mit den Beschäftigungen des Privatlebens; Jagd, Fischerey, Ackerbau und Viehzucht füllen dieses erste Heft aus, die andern werden demnächst folgen.

Die Darstellungen von diesem Allen haben sich in den Gräbern erhalten. Denn in diesen lebt es fort, dieß merkwürdige Volk; und aus diesen tritt es gleichsam wieder hervor. Es war also sehr passend, daß der Vf. in der Einleitung von den Gräbern und ihrer Einrichtung handelte. Das Vocal in Aegypten bot dazu in den beiden felsigen Bergketten, welche das Nilthal einschließen, die beste Gelegenheit dar. Jede Stadt hatte hier auch ihre Todtenstadt; oft schon ganz nahe bey der Stadt, da die Mumien keinen unangenehmen Geruch verbreiten konnten. Die Familien hatten gewöhnlich ihre gemeinschaftlichen Begräbnisse; und wenn gleich der Luxus, der sich nicht in den Wohnungen der Lebenden, sondern der Todten zeigte, hier manches übertrieb, so hatte es doch auch unläugbar etwas tröstendes, daß das Familienleben gleichsam hier auch noch nach dem Tode fortbauerte. Welchen Einfluß zugleich darauf die religiösen Begriffe des Volks hatten, ist aus andern Unter-

suchungen hinreichend bekannt. Die Grabmäler sind in den Felsen gehauen, und laufen bald in gerader Linie fort, bald auch nicht; oft in mehreren Reihen über einander. Die Wände sind mit bildlichen Vorstellungen und mit Hieroglyphen-Inschriften bedeckt, die von dem Vf. mit größter Sorgfalt copiert, und so weit er konnte, erklärt sind, um auch das Alter der Monumente zu bestimmen. Nach diesen vorläufigen Erörterungen geht nun der Vf. in der Einleitung die Hauptplätze, wo die Grabmäler sich finden, von Norden nach Süden einzeln durch, indem er mit Gizeh bey den Pyramiden beginnt. Er findet hier das Grabmahl eines Imai, der im Dienst des Pharaos Suphi aus der vierten Dynastie stand, so daß dieses Grabmahl zu den ältesten Denkmählern Aegyptens, gleichzeitig mit den Pyramiden, stehen muß, da Suphi bey Eusebius als der Erbauer der großen Pyramide genannt wird. Auf Gizeh folgen die Grabmäler von Saccara. Der ganze Strich ist die Necropolis von Memphis; es finden sich hier Gräber aus den verschiedensten Zeiten der Pharaone, von den frühesten bis auf Psammetich II. herunter. Hierauf die Monumente von Minieh, und zu Beni Hassam. Eins der letztern, das ausführlich beschrieben wird, gehört einem Oberbefehlshaber aus der Krieger-Caste, Nevotophyt, und seiner Gattin, Roti, aus der 17ten Dynastie. Gleich daneben das Monument eines andern Militärschef Amemenche. Die bestaubten Mählereyen treten gleich frisch ins Leben hervor, wenn man sie mit einem nassen Schwamme abwischt. Diese Monumente sind aus der 16ten Dynastie, und gehen also über die Zeiten der Hyksos hinauf. Auf die Grabmäler von Siut (Eycopolis) folgen dann die von Theben. Eine Strecke von 6 Engl. Meilen ent-

lang sieht man hier unzählige Grabmäler neben und über einander. Der Verf. hielt sich hier mehrere Monate auf, und hatte acht Zeichner zu seiner Disposition. Er theilt die Grabmäler in vier Classen. Die von der ersten scheinen mehr unterirdische Palläste zu seyn; die aus der zweyten bestehen aus zwey oder drey Sälen, mit einem Corridor; die aus der dritten aus einem Brunnen 12 bis 15 Fuß tief; und daneben eine Kammer für die Mumien. Der Verf. beschreibt genauer ein Grabmahl der ersten Classe, das man nach seiner Größe und Pracht für ein königliches halten sollte, — viele tausend Quadratfuß auf den Wänden sind ganz mit Bildwerken und Inschriften bedeckt — welches jedoch einem Priester Petamenoph gehörte. Merkwürdig ist es, daß zwischen den Grabmählern und den andern Monumenten von Theben eine chronologische Uebereinkunft Statt findet. Keine von beiden gehen über die siebenzehnte Dynastie, und die Zeiten der Hyksos hinauf. Der Verf. ist deshalb geneigt zu glauben, daß auch Theben und Oberägypten den Verwüstungen der Hyksos ausgesetzt gewesen sey. Es entsteht jedoch dabey die Frage, weshalb die Grabmäler bey Memphis von ihnen verschont seyen, wie das oben erwähnte aus der vierten Dynastie, wenn sie die in Oberägypten zerstörten? Die von der vierten Classe, ohne Verzierungen, in welchen die Mumien aufgehäuft wurden, scheinen die öffentlichen Begräbnisse für die Armen gewesen zu seyn.

Nach dieser Einleitung geht nun der Verf. die Vorstellungen in den Gräbern nach den Gegenständen durch. Er beginnt mit der Jagd. Sie gehörte zu den Lieblingsvergnügungen der Ägypter, denn nur als solches, wie es bey ei-

nem so civilisirten Volke zu erwarten steht, ward sie betrachtet. Personen aus den höhern Casten und Ständen, Priester, Krieger, Staatsdiener zc. beschäftigten sich damit. Zuerst die Jagd auf Vögel. Es sind besonders Wasservögel, an denen Aegypten so reich ist. Sie werden in Netzen gefangen, die über das Wasser verbreitet, und dann zusammengezogen werden durch daran befestigte Stricke. Es ist zum Erstaunen mit welcher Deutlichkeit die einzelnen Geschäfte dabey dargestellt sind. Bey den Personen steht gewöhnlich eine Inschrift, welche ihr Geschäft anzeigt. Die Herren der Jagd nehmen bald selbst Antheil daran; bald sind sie nur die Zuschauer, und lassen durch ihre Leute sie treiben. Der Verf. hat es versucht durch einen Naturforscher die Arten der Vögel zu bestimmen; es werden deren über 50 verzeichnet. Vierfüßige Thiere, hauptsächlich die verschiedenen Arten der Antelopen, Wölfe, Schakals; auch fabelhafte Thierarten. Die Jagd wird durch Hülfe der Hunde, besonders der Hühnerhunde getrieben. Auch die Rückkehr von der Jagd, mit der gemachten Beute, wird dargestellt; Gazellen, Katzen, Affen u. a. Auffallend ist es, daß man auch eine Giraffe erblickt. Doch wird man sich erinnern, daß auch auf dem Relief zu Calabsché in Nubien eine solche unter der dem Pharaon vorgeführten Beute sich befindet.

Auf die Jagd folgt die Fischeren. Auch sie ist in den Grabmählern dargestellt. Die Fischeren war in Aegypten von großer Wichtigkeit als Erwerbsmittel, Nahrungszweig, und auch als Zweig der Staatseinkünfte, wie schon aus Herodot bekannt ist. Der Nil, seine zahllosen Canäle, und besonders der See Moeris, was auch

neuere Nachrichten bestätigen, besitzen einen fast ungläublichen Reichtum an Fischen. Der Fischfang geschah, wie die Abbildungen zeigen, theils mit Schnur und Angeln, theils mit Netzen. Daneben steht ein Aufseher, der Befehle ertheilt. Aber nicht bloß der Fang, sondern auch das Einsalzen der Fische, wodurch sie erst ein so wichtiges Nahrungsmittel wurden, ist in den Grabmahlereyen, und zwar in allen seinen Geschäften dargestellt. Auch der Fang eines Crocodills, durch Hülfe eines großen Angels, an dem ein Schwein als Köder befestigt ist, wird abgebildet.

Die Viehzucht. Hütung des Viehes, und Heilung von Krankheiten. Rindviehzucht war wohl der Hauptgegenstand, und nach den Abbildungen der Stiere und Kühe muß die Rasse ganz vorzüglich gewesen seyn. Außerdem Schafzucht und Eselzucht. Daß die Camelizeucht nach der Beschaffenheit des Locals nicht für das Nilthal paßte, hat Kell. schon anderswo dargeihan; woraus aber nicht folgt daß das Camel in Aegypten unbekannt gewesen sey. Wie sorgfältig man in der Vieharzneykunst gewesen, geht daraus hervor, daß einem Ochsen nach der Zunge gesehen, und einer Gans der Pils genommen wird. Daß auch das Geflügel sehr gezogen wurde, besonders die Gans und Ente, wird man leicht erwarten; auffallend, und so viel wir wissen ausschließlich für Aegypten, ist es aber, daß auch der Storch hier als Hausthier gezogen und gehütet wird. Es müssen also in Aegypten die Störche nicht mehr zu den Zugvögeln gehören. Nach den Beyschriften haben Rinder, Gänse &c. ihre eigenen Aerzte. Auch Aufseher, welche die Verzeichnisse von Hausthieren machen, und es

in Zahlen angeben, wie viele von jeder Art vorhanden sind, kommen vor.

Ackerbau. Der Verf. geht von der sehr richtigen Ansicht aus, daß der Ackerbau als die Grundlage der politischen Civilisation betrachtet werden müsse, aus dem sich hier die übrigen Zweige derselben bildeten. Bey dem, was er über die Vertheilung der Ländereyen sagt, hätten wir gewünscht daß er auf die wichtige Stelle bey Stobaeus Eclog. Phys. et Ethicae II. 1. p. 332 Rücksicht genommen hätte, da sie auf der Auctorität des Aristoteles Pol. VII. 10 beruht, daß die Vertheilung unter den Privatpersonen so gemacht sey, daß jeder einen Theil in der Nähe der Stadt, einen andern in der Ferne hatte. Die Arbeiten des Ackerbaus, wie sie auf den Denkmählern dargestellt sind, werden nun einzeln durchgegangen. Zuerst das Pflügen und Säen. Auf den ältesten Monumenten bey Ghize sieht man allerdings jene von Herodot beschriebene Verfahrungsart, wo durch hinübergetriebene Heerden der ausgestreute Samen in den Boden getreten wird. Eine Inschrift sagt sogar ausdrücklich: Bestellung des Bodens durch Hülfe der Ziegen und Menschen. Aber zahlreiche Darstellungen zeigen auch daß der Gebrauch des Pfluges nicht unbekannt war. Das Mähen und Binden, so wie das Schaufeln, alles wird nicht bloß abgebildet, sondern ist auch durch die daneben gesetzten Inschriften erklärt. Sie werden nach der Methode von Champollion gelesen, und durch Hülfe des Coptischen erklärt. Es ist nicht zu verkennen daß große Fortschritte in der Entzifferung der Hieroglyphen-Schrift und Sprache gemacht sind; wir müssen es aber auch dem Verf. zum Verdienst anrechnen, daß er oft seine

Unnoiffenheit gefteht. Unfers Erachtens hängen jetzt die Fortfchritte in der Erklärung der Hieroglyphen = Inſchriften zunächſt von den Fortſchritten in der Kenntniß des Coptiſchen ab, da unſtreitig hier der Schlüssel zu ſuchen iſt. — Nach dem Getreidebau folgt alsdann der Flachsbau. Daß dieſer in Aegypten einheimiſch war, iſt nicht zu bezweifeln, da er ganz unverkennbar dargeſtellt iſt. Nach der Ernte wird der Flachſ auf Eſel gepackt, um ihn in die Magazine zu tragen. Dieß führt nun den Verf. auf die wichtige Frage: ob auch die Baumwolle in Aegypten einheimiſch geweſen ſey? Wir haben zwar dafür das Zeugniß des Plinius Hiſt. N. XIX, 2 daß ſie eß in Oberägypten war. Der Verfaſſer ſucht dieſe Frage zuerſt aus philologiſchen, hebräiſchen ſowohl als griechiſchen Erklärungen bejahend zu beantworten. Die ſtärkſten Beweisgründe aber bot ihm der eigene Anblick dar. Unter den hundertten von Mumien die er unterſuchte, fand ſich nach ſeiner Verſicherung auch nicht Eine, deren Binden, in welche ſie eingewickelt war, und die nicht ſelten mehrere hunderte von Ellen bey einer einzigen betrogen, nicht von Baumwolle geweſen wären. Daſſelbe iſt auch ſchon von frühern Forſchern dargethan worden. Auffallend bleibt eß immer, daß biſher auf den Denkmählern noch keine Abbildungen von der Baumwollſtaude ſich gefunden haben; aber dieß kann Werk des Zufalls ſeyn, da noch ſo vieles unerforſcht iſt.

(Der Beſchluß im nächſten Stücke.)

G e t t i n g e n
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

2. 3. Stück.

D e n 8. J a n u a r 1 8 3 5.

P i s a.

Beschluß der Anzeige: *I monumenti dell' Egitto e della Nubia etc. etc.*

Außer unsern Getreidearten wurde auch die Durra in Aegypten cultiviert, wovon selbst noch Körner in den Grabmählern aufgefunden wurden, welche die Botaniker dafür anerkannten. Ueber die Papyrus-Staude faßt sich hier der Verf. kurz, da er bereits bey einer frühern Gelegenheit davon gesprochen hatte. Ausführlich dagegen über den Weinbau. Daß dieser in Aegypten einheimisch war, leidet keinen Zweifel, wenn gleich Herodot das Gegentheil sagt; vielleicht weil er nach der Beschaffenheit des Nilthals wegen der Ueberschwemmungen nicht allenthalben Statt finden konnte. Alle Geschäfte desselben bis zu dem Keltern sind sorgfältig abgebildet, und zwar zum Theil schon auf den ältesten Monumenten bey Ghizeh. Zuletzt wird

[2]

noch von der Cultur der Feigen und einiger Kräuter gehandelt.

Der zu dieser Abtheilung gehörende Atlas reicht von Tab. I — XL. Auch liegt schon die Fortsetzung bis Tab. LXXXIV vor uns, jedoch noch ohne den Text. Wir haben schon bey der ersten historischen Abtheilung über diese Darstellungen gesprochen; sie enthielten bloß persönliche Abbildungen. Hier dagegen werden wir in eine andere Welt eingeführt, indem die mancherley Geschäfte des Lebens dargestellt sind. Ein bedeutender Theil dieser Tafeln ist illuminiert, und indem die Pracht der Farben, die sich so wunderbar erhalten hat, hier auch wiedergegeben wird, treten diese Vorstellungen erst dadurch recht ins Leben. Die Kunst der Aegypter zeigt sich in ihnen vor allem in der Genauigkeit der Darstellung, die bis in die geringsten Kleinigkeiten geht, und wodurch sie für uns ihren historischen Werth erhalten. Ueber die Zeichnung müssen wir den Künstlern das Urtheil überlassen; viele der schwersten Stellungen bey Menschen und bey Thieren scheinen uns meisterhaft zu seyn.

Der Verf. beklagt sich in einer Note, daß die französischen Zeitschriften, wenn sie von dem Werke sprechen, es als ein französisches Unternehmen darstellen, da doch Italien und Toscana gleiche Ansprüche an demselben haben, und die Ausführung, seit dem Tode Champollions, ganz dem Verfasser gebührt; wenn wir auch nicht im Stande sind zu bestimmen, wie viel die Arbeiten von Champollion dazu beygetragen haben. Und was hätte selbst der Fleiß eines Rosellini leisten können, wäre ihm nicht die hohe Liberalität S. K. H. des Großherzogs zu Hülfe gekommen,

der sich dadurch einen unverwelklichen Ruhm in der Geschichte der Künste und Wissenschaften erworben hat.

Hn.

B e r l i n .

BenHaude u. Spener: Reise zum Ararat von Dr. Friedr. Parrot, Prof. d. Physik zu Dorpat, Russ. Kais. Staatsr. ic., unternommen in Begleitung der Herren Waff. Fedorow, Max. Behaghel von Adlerskron, Jul. Hehn und K. Schiemann. 2 Theile mit Kupf. und einer Karte. 1834. 262 u. 108 S. in 8.

Der Ararat, der berühmteste Berg in der Welt, ist zwar von mehreren Europäischen Reisenden beschrieben, aber vor Herrn Parrot noch von keinem bestiegen worden. Die meisten gelangten kaum bis an seinen Fuß; er galt für unersteiglich, und alte Volksfagen hielten sein Ersteigen für ein gewissermaßen gottloses und durch höhere Hand verpöntes Unternehmen. Die nähere Untersuchung dieses Berges war dem kühnen Geiste der Naturforscher unserer Zeit vorbehalten, der sich von den größten Wagemüthen ähnlicher Art durch Schwierigkeiten nicht zurückschrecken läßt. Herr Parrot, schon rühmlich bekannt durch seine mit Hn Mor. v. Engelhard im J. 1811 unternommene Reise in die Krym und den Caucasus, unternahm die zum Ararat im Sommer und Herbste von 1829. Seine Begleiter waren ein Astronom, ein Mineralog und zwey Mediciner und Botaniker. Große Kaiserliche Unterstützung wurde dem interessanten Unternehmen, dem noch ein Feldjä-

ger beygegeben wurde, und Empfehlung an alle Civil- und Militär-Behörden der Südrussischen Provinzen in Asien.

Vom Affowschen Meere an nahmen die Reisenden ihren Weg durch die Steppe längs dem Flusse Manjtsch (so nennt ihn Pallas, Hr Parrot schreibt Manetsch). Von diesem Theile des Weges werden mancherley Nachrichten über die längs desselben befindlichen Colonieen gegeben. Den Caucasus überstiegen sie auf dem Wege von Wladikawkas über Kobi und den Kreuzberg nach Tiflis. Der Name dieser Stadt kömmt her (sagt P.) von dem Georgischen Tbili: warm, und dankt seinen Ursprung vermuthlich den dort befindlichen warmen Quellen; vielleicht aber auch dem Contraste der großen Wärme des Clima von Tiflis gegen die frühere Residenz der Georgischen Könige in Mzcheta am Abhange des Caucasus. Die erste Ableitung halten wir für wahrscheinlicher als die zweyte, Tiflis ist Teplicz in Böhmen, Teplicz in Ungarn; diese Orte und der Fluß Tepel haben sämmtlich ihre Namen von ihren warmen Quellen, und von einem und demselben, den slavischen Sprachen gemeinsamen Stammworte. Von Tiflis gibt Herr P. manche interessante Nachrichten, über die warmen Quellen, ihre Temperatur, die mangelhafte Einrichtung der Bäder, die climatische Beschaffenheit, den Gang des Barometers und Thermometers, den Ackerbau, Weinbau u. s. w. Mehrere dort gebräuchliche Ackergeräthe sind in eingedruckten Holzschnitten abgebildet. Die Pest, die in Griwan und der Gegend herrschte, hielt die Reisenden gegen ihren Plan lange in Tiflis zurück; sie benutzten aber diesen Aufenthalt zu Beobachtungen und kleineren Reisen in nahelie-

gende Gegenden. Am 1. September traten sie die weitere Reise an, immerfort mit dem Barometer Höhen messend. In dem berühmten Armenischen Kloster Edschmiadsin (2867 P. Fuß über der Fläche des schwarzen Meeres) in der weiten Thalebene des Araxes gelegen, verweilten sie einige Tage. Hr P. gibt manches Lesenswerthe über die Einrichtung und die isolirte Lebensweise der Bewohner dieses einsamen Aufenthaltsortes; schildert die geringe Bildung derselben, ihren gänzlichen Mangel an Theilnahme an Allem was nicht ihre inneren Angelegenheiten angeht, Mangel an Kenntnissen in den Sprachen, der ihre nicht unansehnliche Bibliothek unbenutzt bleiben läßt; die gänzliche Vernachlässigung der Bildung des Armenischen Volkes, selbst der nothdürftigsten religiösen. Ein junger Diacon dieses Klosters, Namens Chatschatur Abowian, der mehrerer lebenden Sprachen der nächsten Länder kundig war, wurde Hr P. als Begleiter zum Ararat mitgegeben, und leistete ihm gute Dienste.

Am Fuße des Ararat liegt das Dorf Arguri, die einzige demselben so nahe gelegene zahlreich bewohnte Ansiedelung. Es soll an dem Platze erbaut seyn, wo Noah nach dem Ausgange aus der Arche den Opferaltar errichtete und die ersten Reben pflanzte. Noch jetzt ist der Ort von Weinpflanzungen umgeben. Auch sein Name deutet auf die Tradition von seiner Anlage, da im Armenischen Arghanel pflanzen, argh er pflanzt, und Urri die Rebe heißt. Noch höher auf dem Fuße des Ararat als dieses Dorf liegt ein kleines Armenisches Kloster St. Jacob (auch St. Gregor) genannt. In diesem nahmen die Reisenden ihren letzten Standpunct, richteten

dort ihre Observatorien ein zu magnetischen, barometrischen und Pendel-Beobachtungen, und unternahmen von dort die Besteigung des Berges unter thätiger Mitwirkung des Dorfsältesten von Arguri: Stepan Melik, und mehrerer Einmohner. Der Name des Ararat ist Türkisch Agridagh, Armenisch Massis, und die Perser sollen ihn Kubi Ruh (Noah's Berg) nennen. Die von mehreren Reisenden bis jetzt von ihm gelieferten Abbildungen erklärt Hr P. für mehr oder weniger verfehlt; er selbst gibt vier neue Ansichten von demselben, aus verschiedenen Gesichtspuncten aufgenommen.

Die erste Besteigung — zu vorläufiger Untersuchung des Berges — unternahm Herr P. in Begleitung nur des Herrn Schieman und nur mit dem Barometer ausgerüstet, am 12ten September, übernachtete unterhalb der Schneeregion und erreichte am 13. die Höhe von 14550 P. F. über der Meeresfläche. Von dort kehrte er zurück, kam aber durch einen Fall auf dem Eise in große Gefahr und zerbrach seine Barometeröhre, die jedoch, da er mit einem Vorrathe solcher Röhren versehen war, im Kloster wieder ersetzt wurde. Am 18. Sept. wurde der zweyte Besteigungsversuch gemacht, mit vielen Begleitern und allen zum Fortkommen sowohl als zu wissenschaftlichen Zwecken nöthigen Hülfsmitteln. Die Gesellschaft übernachtete nochmals unter der Schneeegränze und erreichte am 19. eine große Schneefläche in der Meereshöhe von 15138 P. F. Da sie noch drey Stunden Zeit nöthig zu haben glaubte um den Gipfel des Berges zu erreichen, wozu der Tag nicht hinreichte, und es ungewiß war, ob überhaupt ein dritter Versuch thunlich seyn werde; so errichtete

man in dieser Höhe ein 12 Fuß hohes hölzernes Kreuz mit einer auf eine zinnerne Platte eingegrabenen Inschrift, und kehrte um. Endlich am 26. September wurde zum dritten Male die Besteigung versucht, man übernachtete in der Schneeregion selbst, und erreichte, nach P.'s Angabe, am 27. 3¼ Uhr Nachmittags den höchsten Gipfel des Berges, dessen Höhe über der Fläche des schwarzen Meeres 16254 P. F. gefunden wurde; der ganze Gipfel ist eine Eismasse. Die Personen, welche den Weg bis zu diesem letzten Ziele mitmachten, waren A. Herr Parrot selbst; B. der Diacon Abowian; C. Alexei Sdrowenko, Soldat vom 41. Russ. Jägerregimente; D. Matwei Eschalpanow, Soldat von demselben Regimente. E. Swannes Awassian und F. Murat Pogossian, beide Landleute aus dem Dorfe Arguri. Hier wurde, doch nicht auf dem Gipfel, sondern ungefähr 30 Fuß tiefer an der Seite nach Arguri zu, ein kleines nur fünf Fuß hohes Kreuz in das Eis eingerammelt.

Herr P. führt (Th. 1. S. 167) bittere Klage darüber, daß daran daß er wirklich den höchsten Gipfel des Ararat erreicht habe, gezweifelt worden sey. Da insbesondere dieser Zweifel erhoben worden war von einem Manne, den Herr Parrot nicht nennt, aber als sehr bedeutend und competent bezeichnet, so sah er sich noch im J. 1831 bewogen, einige der Personen die mit ihm die dritte Besteigung des Berges unternommen hatten, gerichtlich über den Hergang dabey vernehmen zu lassen. Die über die Verhöre aufgenommenen Protocolle hat Hr P. von S. 168 bis 177 abdrucken lassen. Es ist der Mühe werth daß wir das Wesentliche aus denselben hier anführen. Das erste Verhör wurde mit dem

Dorfältesten von Arguri Stepan Melik vorgenommen, der aber nur bey dem zweyten Besteigungsversuche mitgegangen war, nicht bey dem dritten. Seine eigene Aussage releviert daher wenig oder nicht, aber seine Vernehmung der zwey zu den Begleitern der dritten Besteigung gehörenden Einwohner von Arguri muß beachtet werden. Stepan Melik sagt aus:

‘Murat Pogossian (F) und Dwanneß Niwassian (E) sind einige Tage später auch auf den Berg gegangen, und richteten, wie ich von ihnen gehört habe, auch ein, jedoch kleineres Kreuz als das erste an einer andern Stelle auf, indessen hinsichtlich der Entfernung nicht höher als die erstere Stelle.’

und weiter

‘den höchsten Gipfel des Ararat zu erreichen ist durchaus unmöglich, theils wegen der erschrecklichen Kälte, die einem selbst das Athmen auch schon da erschwert, wo das Kreuz aufgerichtet worden ist, vorzüglich aber deswegen, weil die hinter der Stelle des Kreuzes sich erhebenden Berge schon bey dem bloßen Anblicke ihrer Abschüffigkeit zurückschrecken; auch nicht mehr mit Schnee, sondern mit Eis bedeckt, gleich Mauern emporragen; und wenn man bis zu der Stelle gelangen konnte, wo das Kreuz aufgerichtet ist, so war dieses nur dadurch möglich, daß das auf dem Berge liegende Eis mit Schnee bedeckt war.’

Die beiden armenischen Begleiter auf der dritten Besteigungsreise (E und F) sagen aus: (S. 171 — 173):

‘auf dem Gipfel des Ararat selbst sind wir nicht gewesen, und konnten auch nicht dorthin kommen, aus dem Grunde, weil weiter

hin kein Schnee, sondern Eis liegt, und überdies die Steilheit der Abhänge nicht erlaubte weiter zu gehen.'

Der Soldat Tschalpanow (D) gibt (S. 173 bis 174) auf die ihm vorgelegten Fragen folgende Antworten:

Fr. 'Bist du mit dem Prof. der Dorpatischen Universität Parrot, den 27. Sept. 1829 auf dem Gipfel des Berges gewesen?'

Antw. 'Ich bin in der That mit dem Prof. d. D. Un. P. auf dem Gipfel des Berges Ararat gewesen, im September-Monat des J. 1829, des Datums jedoch entsinne ich mich nicht mehr?'

Fr. 'Um welche Tageszeit waret ihr auf dem Gipfel?'

Antw. 'Wir kamen auf dem Gipfel um 2 Uhr Nachmittags an, und kehrten, nachdem wir auf demselben nicht länger als 2 Stunden zugebracht hatten, wieder zurück.'

Fr. 'Was thatet ihr auf dem Gipfel?'

Antw. 'Man stellte auf dem Gipfel ein kleines hölzernes Kreuz auf, nicht mehr als $1\frac{1}{2}$ Arschin hoch über der Oberfläche des Schnees, und eingerammelt in Eis.'

Der zweyte Soldat Sdrowenko (C) gibt folgende Antworten, S. 175:

Fr. 'Bist du mit dem Pr. d. D. Un. P. im Sept. 1829 auf dem Gipfel des Berges Ararat gewesen?'

Antw. 'Ich bin wirklich mit dem Pr. d. D. Un. P. im Sept. Monat des J. 1829 auf dem Gipfel des Berges Ararat gewesen; an welchem Dato jedoch, dessen entsinne ich mich nicht mehr.'

Fr. 'Um welche Tageszeit waret ihr auf dem Gipfel des Berges?'

Antw. 'Wir kamen auf den Gipfel des Berges um 2 Uhr Nachmittags, blieben daselbst nicht mehr als 2 Stunden, und kehrten dann wieder zurück.'

Fr. 'Was thatet ihr auf dem Gipfel?'

Antw. 'Auf dem Gipfel des Berges richtete man ein kleines hölzernes Kreuz auf, nicht mehr als $1\frac{1}{2}$ Arschin hoch von der Oberfläche des Schnees, und eingerammelt in Eis.'

Wir finden also hier zwey Zeugen, welche aussagen: sie seyen mit Herrn Parrot auf dem Gipfel des Ararat gewesen, und zwey andere, welche aussagen: der Gipfel sey nicht erreicht worden, und welche dabey noch die Hindernisse beschreiben, die dem Erreichen dieses letzten Ziel entgegen gestanden haben. Lieber würden wir uns auf die Wahrheitsliebe des Herrn P. allein verlassen, und kein Bedenken gefunden haben, dem Manne zu vertrauen, der (S. 166) sich selbst dahin ausspricht daß Wahrheitsliebe in seinen Augen die erste Pflicht eines jeden Richterstatters sey, als uns in das Gewirre sich geradezu widersprechender Zeugenaussagen verwickelt zu sehen. Leider müssen wir bekennen, daß bey näherer Prüfung dieser Aussagen diejenigen, welche das Erreichen des Gipfels bezeugen, uns sogar leichter im Gewichte erscheinen, als die welche das Gegentheil bezeugen. Die an die Soldaten C und D gerichteten Fragen sind sehr allgemein gefaßt, und ebenso natürlicherweise ihre Antworten. Die dort gebrauchte Benennung Gipfel sagt wirklich nicht bestimmt genug, daß damit die allerhöchste Spitze

der oberen Bergfläche bezeichnet seyn solle. Man würde dieses unbedenklich angenommen haben, wenn man nicht durch die von den Zeugen E und F gegebene Beschreibung der Dertlichkeit darin irre gemacht würde. Ferner beantworten die Soldaten die Frage nach ihrer Beschäftigung auf dem Berge mit: 'Man richtete ein Kreuz auf.' Herr P. erzählt nun (S. 162) umständlich, wie das Kreuz von dem Diacon allein mühsam, und an einem Punkte aufgerichtet worden sey, wo er von ihm gar nicht habe gesehen werden können. Also erzählen die beiden Zeugen hier etwas, wonach sie nicht gefragt wurden. Was sie selbst thaten sagen sie nicht, und doch ist es nicht wahrscheinlich, daß Hr P. bey seinen auf dem Gipfel vorgenommenen Beobachtungen sich nicht der Hilfsleistungen der Gefährten bedient haben sollte, und davon erwähnen diese doch Nichts. Wir müssen uns wundern, daß Hr P. nicht statt dieser Soldaten und Bauern, die nicht einmal ihre Namen schreiben konnten, oder wenigstens neben denselben, den Diacon Abowian hat vernehmen lassen, der ihm ein so treuer Gehülfe war, und unstreitig diejenige Bildung besaß, welche eine klare und bestimmte Aussage erwarten ließ. Daß überhaupt die Besteigung des Ararat nach Hr P.'s Erzählung sich leichter und viel weniger umständlich darstellt, als das Besteigen des minder hohen Montblanc, Ortles, Großglockner, Rosa u. s. w., daß weder von gefährlichen Gletschern und ihren häufigen Spalten (die Reisenden trafen deren nur eine einzige, gar nicht bedeutende) noch von der Gefahr der Lawinen die Rede ist, das wollen wir gerade nicht als ein Zeugniß gegen Hr P. annehmen; denn das Nichtvorhan-

denselben dieser Hindernisse kann in der Beschaffenheit des Himmelstriches sowohl als in dem Umfange begründet seyn, daß der Ararat dort als isolierte Berggruppe steht, und nicht in einer ausgedehnten Kette von Schneeanpen.

Die Schneelinie fand Hr. P. am Ararat in der außerordentlichen Höhe von 13180 P. Fuß. Im October besuchten die Reisenden noch die Salzberge von Kulte und bestiegen den kleinen Ararat. Die Beschreibung der Rückreise enthält mehrere interessante Nachrichten von den deutschen, meist Württembergischen Colonieen in dem Gebiete von Tiflis.

Der zweyte Theil besteht aus folgenden wissenschaftlichen Abhandlungen. 1. Nivellements zwischen dem schwarzen und dem Caspischen Meere. 2. Desgleichen von Tiflis nach dem schwarzen Meere. 3. Desgl. von Tiflis zum Ararat. 4. Desgleichen im Caucasus auf dem Wege über den Kreuzberg. 5. Ueber Quellen-Temperatur. 6. Magnetische Beobachtungen. 7. Pendelbeobachtungen, mit einer wichtigeren Abhandlung von Struve über das Resultat derselben. Dieses ergibt die Anziehung des Ararat in solchem Maßstabe, daß man keine bedeutenden Höhlen unter demselben annehmen kann, wie seiner vulcanischen Natur wegen vielleicht erwartet werden möchte. 8. Astronomische und trigonometrische Arbeiten. 9. Geognostische Beobachtungen; diese sind wenig belehrend.

In den Nivellements stößt man — mit Verwunderung, ja mit Schrecken — auf ein Resultat, das wohl Niemand erwartet hatte, ein Resultat, das übrigens schon in mehreren Zeitblättern ausgesagt worden ist. Herr Parrot erklärt nämlich sein mit Herrn von Engel-

hard im Jahre 1811 unternommenes barometrisches Nivellement der Caucasischen Landenge, d. i. des Landstrichs zwischen dem schwarzen und Caspischen Meere, für null und nichtig; er erklärt das große und merkwürdige Ergebnis desselben, nach welchem in Mittelasien eine Depression der Erdoberfläche von 300 Fuß unter die Meeresfläche Statt finden sollte, für einen groben Irrthum, und sucht aus seinem neuesten Nivellement darzuthun, daß die Fläche jenes größten aller Landseen und die des schwarzen Meeres in der Höhe einander gleich liegen. Wenn bey einer stationsweise vorgenommenen Messung eines bedeutenden Landstriches — bis dahin der einzigen ihrer Art — einer Messung die mit großen Vorbereitungen, mit größter Anstrengung, Thätigkeit und Aufmerksamkeit, angeblich mit vorzüglichen Werkzeugen, von der Sache vollkommen kundigen, und mit dem lebendigsten Eifer für dieselbe beseelten Männern unternommen worden war; wenn bey einem solchen Unternehmen, welches deshalb das allgemeine Vertrauen erweckt hatte, ein so ungeheurer Fehler begangen werden konnte, der ein so zweifelhaftes Licht auf die Unternehmer desselben wirft; und wenn nun der eine dieser Unternehmer auftritt mit einer zweyten ganz in ähnlicher Weise unternommenen Operation, die das Ergebnis der ersten vernichten soll; so fragt man billig: bey welcher von diesen beiden Operationen war denn nun der Unternehmer, der sich jedenfalls einmal als unzuverlässig erwiesen hat, wirklich zuverlässig? Diese Frage hat der competenteste Richter in Gegenständen der physischen Erdbeschreibung, Humboldt, an Herrn Parrot gethan. Herr Parrot beant-

wortet sie in einem Anhange zum zweyten Theile seiner Reisebeschreibung. Seine Antwort besteht in der Versicherung, daß bey dem ersten Nivellement vom Jahre 1811 nicht nur alle Vorsicht angewendet, alle Regeln beobachtet worden seyen, sondern daß auch die auf die Beobachtungen gegründete Rechnung — bis auf einige Einzelheiten — richtig sey; daß er von der neuesten im Jahre 1829 vorgenommenen Nivellierung längs der Wolga und dem Don ein Gleiches behaupten könne; daß aber bey dieser letztern auch der Fehler nicht denkbar sey, der wahrscheinlicher Weise bey der ersten den Irrthum in dem Ergebnisse veranlaßt habe; daß er daher die zweyte Abwägung für richtig, und die erste für irrig halten müsse. Von dem bey der ersten begangenen Fehler kann indessen Herr V. nicht nachweisen ob er wirklich begangen worden ist, sondern er vermuthet es nur, indem er sich die Art hinterher ausgedacht hat, wie möglicher Weise ein solcher Irrthum in das Ergebniß gekommen seyn könnte. Dieß denkt er sich auf folgende Art. Es könne vielleicht in dem Barometer welches er selbst beobachtete, und mit welchem er auf dem Wege vom schwarzen zum Caspischen Meere dem zweyten Beobachter, Herrn von Engelhard vorausging, auf dem Rückwege aber ihm nachfolgte, das Vacuum nicht vollkommen gewesen, sondern etwas Luft über der Quecksilbersäule geblieben seyn. In diesem Falle, der indessen nicht durch Versuch nachgewiesen, sondern nur ausgedacht ist, müßte sich folgendes ereignen. Die über der Quecksilbersäule gebliebene Luft erhielt die Säule in einem zu niedrigen Stande im Verhältnisse zu der im Barometer mit reinem Ba-

cuum. War daher das Barometer mit reinem Vacuum auf der höher liegenden Station, so gab die Rechnung den Höhenunterschied zwischen beiden Stationen größer als er wirklich war, denn die Differenz der Quecksilbersäulen war größer als sie seyn sollte. Dieses erfolgte auf dem Theile des Weges der zwischen dem Caspischen Meere und der Wasserscheide desselben vom schwarzen liegt, auf welchem Wege Parrot an den unteren Stationen beobachtete. War hingegen das Barometer mit reinem Vacuum an einer niedrigen Station und das mit Luft an der höhern, so gab die Rechnung den Höhenunterschied kleiner als er wirklich war, denn die Differenz der Länge der Quecksilbersäulen war kleiner als sie seyn sollte. Dieß erfolgte auf dem Wege zwischen der Wasserscheide und dem schwarzen Meere, wo Parrot auf den oberen Stationen beobachtete. Also mußte bey dem Durchschnittzuge aller Messungen auf diesem Striche die Fläche des schwarzen Meeres höher, und die des Caspischen niedriger erscheinen, als sie wirklich waren, wenn der Fehler, den Herr P. hypothetisch annimmt, in dem von ihm beobachteten Barometer wirklich bestand. Ja, in diesem Falle kann man sogar den Irrthum, der sich in fünfzig Stationen vertheilt, als gering betrachten. Nichts destoweniger, und aller Versicherungen, daß die späteren Abwägungen von ähnlichen Fehlern frey seyen, kann man Herrn P. noch nicht von dem Vorwurfe der Unzuverlässigkeit freysprechen, und man muß sich wahrhaft niedergeschlagen finden durch die Erfahrung, daß Un-
 ternehmungen, mit so großen Vorbereitungen und so vieler Anstrengung durchgeführt, auf de-

ren Ergebnisse die ersten Geographen und Physiker die wichtigsten Schlußfolgen gegründet haben, sich zuletzt als unzuverlässig oder nichtig darstellen können.

Uebrigens sind wir der Meinung, daß durch die neuesten Messungen des Herrn P. das Problem noch nicht gelöst ist. Unter diesen Messungen verdient nur die, welche längs der Wolga, von dieser zum Don, und längs dieses Stroms bis in die Gegend seiner Mündung ausgeführt worden ist, Aufmerksamkeit und Prüfung. Die Vermuthungen welche Herr P. auf den Lauf des Manetsch — so viel er davon gesehen hat — und auf den der Sarpa gründet, haben wenig Werth, da der Umstand, auf welchen hierbey Alles ankömmt: ob nämlich zwischen den Quellen dieser Flüsse, und dem nordwestlichen Rande des Caspischen Meeres noch ein genügender Abfall des Bodens Statt findet? von P. nicht erörtert worden ist, weil er diese Gegend nicht gesehen, sondern nur Einiges darüber von Kalmücken erfragt hat. Zwischen den Quellen dieser Flüsse und dem Ufer des Caspischen Meeres liegen aber noch 10 bis 12 geographische Meilen Landes. Bey dieser Gelegenheit erfahren wir auch zuerst, daß es zwey Flüsse mit Namen Manetsch gibt, deren einer sich in das schwarze, der andere in das Caspische Meer ergießen soll, Herr P. hält sie für eine Bifluenz des Kalas. Auch eine Hypothese.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

G e t t i n g e n g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

4. Stück.

D e n 10. J a n u a r 1 8 3 5.

B e r l i n.

Beschluß der Anzeige: Reise zum Ararat von Dr. Friedr. Parrot, 2c. 2c.

Wir dürfen hoffen, daß das Russische, vom lebendigsten ruhmvollestes Eifer für Wissenschaft beseelte Gouvernement dahin wirken wird, daß das große und wichtige Problem über die vermuthete große Einsenkung im mittlern Asien befriedigend gelöst werde. Denn es ist in der That merkwürdig, daß die Meinung von dieser Einsenkung schon lange Zeit her bestanden hat, und daß sie nicht bloß auf vage Vermuthungen gegründet war. Wir wollen der wirklich lächerlichen Angaben nicht als beachtenswerth erwähnen, die ein gewisser Herr Ehrlich in Büsching's wöchentlichen Nachrichten 1780. №. 22. S. 169 geliefert hat, aber einige andere Angaben sind desto mehr zu beachten. Snokodzow (Acta acad. Petrop. T. 12. p. 506) bestimmt aus fünfjährigen zu St. Petersburg

und zu Kamyschin an der Wolga angestellten Barometer-Beobachtungen die Lage von Kamyschin 171 Par. Fuß tiefer als St. Petersburg (nach Dttmann's Tafeln finden wir nur 149 F.). Nun liegt (nach Parrot) Baryzin über der Mündung der Wolga 48 Fuß. Kamyschin, welches über 20 geograph. Meilen höher hinauf an diesem Flusse gelegen ist, muß daher, und zwar allermindestens 48 F. höher als Baryzin liegen; dazu 149 F. so liegt die Mündung der Wolga, oder die Fläche des Caspischen Meeres 245 F. tiefer als St. Petersburg. Inochodzow bemerkt zwar, daß vergleichende Barometerbeobachtungen zwischen zwey so weit auseinander liegenden Orten keine Sicherheit gäben. Hierin hat er allerdings recht, sobald von einzelnen gleichzeitig angestellten Beobachtungen die Rede ist; allein Mittelzüge aus fünfjährigen Beobachtungen haben selbst bey so weit auseinander liegenden Orten schon einen bedeutenden Werth.

Pallas hat zwar keine barometrische oder andere Höhenmessungen bekannt gemacht; aber er nimmt (Reisen Th. 3. S. 573—575) das in Verhältniß zu anderen Meeren Niedrigerstehen der Fläche des Caspischen als eine bekannte Thatsache an, und sucht den Beweis dafür aus der Beschaffenheit des ganzen ihm sehr wohl bekannten Bodens um die Flüsse Jaik, Wolga und Don, und das Caspische Meer zu geben.

Oberst Monteith, der über zehn Jahre lang die Gegenden im Süden und Westen des Caspischen Meeres durchreiste, von 1818—1829, und mehrere Höhenmessungen mit dem Thermometer vornahm (durch Bestimmung des Siedepuncts des Wassers), fand zu Enzilli, am südwest-

lichen Ende des Sees, den Siedepunct = 212,75° Fahr. und berechnet daraus die Lage der Fläche des Caspischen Meeres zu 390 Englische = 363 Pariser Fuß tiefer als die Fläche des Oceans. Unbekannt mit den Messungen Engelhard's und Parrot's überraschte ihn dieses auffallende Ergebnis, und er besorgte daß ein Fehler seines Thermometers, oder Unreinigkeit des bey'm Sieden gebrauchten Wassers einen Irrthum hervorgebracht haben möchten. Darauf wiederholte er den Versuch mit noch drey andern Thermometern, die, so wie das zuerst gebrauchte, auf der Sternwarte zu Paris verfertigt, und, nach seiner Versicherung, vortrefflich waren, und bediente sich dabey desillirten Wassers, und eigener zu dem Versuche eingerichteter Gefäße. Das Ergebnis blieb immer dasselbe. Es sollen sich zu Gunsten der tiefer liegenden Fläche des Caspischen Meeres noch Nachweisungen in Thom. Young's Natural Philosophy T. 2. p. 67 und in Edinburgh Philosophical Journ. T. 3. p. 408 finden; diese Schriften aber sind dem Ref. eben nicht zur Hand.

E b e n d a s e l b s t.

Librairie de Fr. Nicolai, 1833: Mémoires originaux sur le règne et la cour de Frédéric I. Roi de Prusse. Ecrits par Christophe Comte de Dohna, ministre d'état et Lieutenant-Général. 342 Seiten in 8.

In der Mitte des 17ten Jahrhunderts sängen die Großen in Frankreich an, die merkwürdigsten Ereignisse ihres öffentlichen Lebens zu Papier zu bringen; Memoiren ohne Zahl bereicherten seitdem die Französische Literatur und

wurden zum Theil schätzbare Quellen für die Geschichtschreiber. England folgte nach; später Deutschland, aus Ursachen die wir in dem damaligen Zustande der deutschen Literatur suchen müssen. Auch das angezeigte Werk ist mehr als ein Product der Franzosen, als der Deutschen anzusehen. Der Verf. war ein Sohn des Grafen Friedrich von Dohna, der als General-Lieutenant in Holländischen Diensten lange Zeit den Posten eines Statthalters des Fürstenthums Drange mit Würde bekleidete, und als dieses endlich eine Beute Ludwigs XIV. ward, das durch seinen spätern Besitzer, Necker, sehr bekannt gewordene Gut Coppet in der Schweiz kaufte, woselbst er seine Tage in der Abgeschiedenheit beschloß. Die Mutter des Verfs. war eine geborne Französin, eine Marquise de Montbrun; seine Erziehung war demnach ganz Französisch. Unter den Personen denen sein Unterricht anvertraut ward, war der nachmals so berühmt gewordene Bayle, dem jedoch das Unterrichten an einen feurigen jungen Edelmann nicht sonderlich zusagte. — Den Geist der Dohna'schen Memoiren richtig zu bezeichnen, müssen wir unsere Leser gleich anfangs aufmerksam machen, in selbigen keine bedeutende Aufschlüsse über die Regierung des Königs Friedrich I. von Preußen, oder über die der andern regierenden Fürsten seiner Zeit, mit denen er in Berührung kam, oder ausführliche Character-Schilderungen derselben zu erwarten; wir sehen hier einen alten Militär vor uns, der, nachdem er von der Bühne abgetreten ist, für den Unterricht seiner Kinder mit Treuherzigkeit niederschreibt, was ihm in seiner militärischen und diplomatischen Laufbahn, so wie am Hofe Merkwürdiges be-

gegnet ist. Nach dem Geiste, der zu seiner Zeit noch unter dem Adel herrschte, hat er zu hohe Achtung für seinen Fürsten, so wie für alle gekrönte Häupter, sich offen irgend ein ungünstiges Urtheil über sie zu erlauben. Allein wenn er gleich vom Könige Friedrich I. von Preußen sagt, er sey ein Prinz *'vraiment digne de mille louanges, un prince bénin, doux, magnifique en tout'* gewesen, so entschlüpft ihm, wie es scheint wider Willen, *'daß er die Schwachheit gehabt habe, sich in allem von oftmals unwürdigen Günstlingen leiten zu lassen.'* An einer andern Stelle sagt er: derselbe habe vorzüglich das Talent gehabt, Hof-Feten und insbesondere das dabey zu beobachtende Ceremoniel anzuordnen. Allein indem der Verf. keine eigentliche Charakteristik entwirft, theilt er Züge aus dem Leben mehrerer geschichtlichen Personen, insbesondere von dem Könige Friedrich I. von Preußen, und Wilhelm III. von England, mit, die, wenn gleich aus dem gewöhnlichen Leben gerissen, mehr sagen, als die aus diplomatischen Actenstücken zusammengesetzten Biographien, verfaßt von Geschichtschreibern von Profession. Warum wir diesen Dohna'schen Memoiren einen bedeutenden Werth beizulegen uns erlauben ist: weil sie ein getreues Bild von der Denkungsart und den Sitten der Fürsten, des höhern Adels, und des Militärs aus dem letzten Viertel des 17ten und erstem Viertel des 18ten Jahrhunderts enthalten; eine merkwürdige Periode durch den Einfluß den Ludwig XIV. und die Franzosen auf England und Deutschland gewannen! Daß Dohna ganz geeignet war, darüber die triftigsten Beobachtungen zu sammeln, wird eine kurze Uebersicht der merkwürdigsten Ereignisse seines

Lebens zeigen. — Dohna, geboren im J. 1663, trat bereits 1679 in die Militärdienste des großen Kurfürsten. Er diente als Capitän und später als Major eines Brandenburgischen Infanterie-Regiments in dem Corps, das der Kurfürst in den Jahren 1683 und 1686 dem Kaiser zur Hülfe gegen die Türken nach Ungarn schickte. Gleich nach seiner Rückkehr aus diesem Kriege ward er von dem großen Kurfürsten zum Oberst-Lieutenant des Corps des grands Mousquetaires ernannt, das aus Französischen Edelleuten, die wegen des Edicts von Nantes aus Frankreich vertrieben worden waren, zusammengesetzt war. Nicht lange nachher ward er Commandeur und endlich Chef dieses Corps. Die mancherley Verhältnisse in welche ihn diese seine Stellung zu den Französischen Refugiés im Frieden und im Kriege brachte, geben Veranlassung zu höchst schätzbaren Bemerkungen über den Französischen Nationalcharacter. Sehr viele Züge erinnern an die Französischen Emigranten unserer Zeit; allein die damals in Deutschland herrschenden wissenschaftlichen und Cultur-Verhältnisse verstatteten den Refugiés auf eine vortheilhaftere Art auf die Sitten, Gebräuche, die Künste und Wissenschaften im Allgemeinen, insbesondere aber auf die Kriegskunst und Disciplin der deutschen Heere einzuwirken, als es den Emigranten möglich war. Die Deutschen brauchten im Jahre 1789 nicht mehr von den Franzosen zu lernen. Die Grands-Mousquetaires zeichneten sich durch persönliche Tapferkeit aus. An ihrer Spitze fand Dohna Gelegenheit, den in den Feldzügen bereits erworbenen großen Kriegsrühm noch zu vermehren, wodurch er die Aufmerksamkeit des Königs Wilhelm III. von England, der das ver-

einigte Heer in den Niederlanden befehligte, auf sich zog. — Allein neben den mancherley guten und liebenswürdigen Eigenschaften, die in dem Character des Grafen Dohna, so wie wir ihn nach seinen Memoiren kennen lernen, vereinigt sind, muß, aus der Zahl von Feinden und Neidern die er in der Armee und am Hofe hatte zu schließen, doch ein fehlerhafter Zug in seinem Character vorherrschend gewesen seyn, der ihm so viele Verdrießlichkeiten zuzog. Vielleicht war es ein Hang zur Satire und Ironie; viel wirkte ohne Zweifel die große Gunst, in welcher er ohne Unterbrechung bey dem Könige Friedrich I. und seiner ersten Gemahlin, der Prinzessin von Hannover, stand, die ihm die Anstellung als Kammerherr verschaffte. Wir finden ihn sowohl mit dem General Schöning, der die Brandenburgischen Truppen in den Feldzügen in Ungarn und in den Niederlanden commandierte, als auch mit dem damaligen ersten Minister Dankelmann in wiederholte unangenehme Zwistigkeiten verwickelt. Schöning verließ noch vor Beendigung des Kriegs in den Niederlanden den Preussischen Dienst, allein die Gewalt die Dankelmann über den schwachen König Friedrich I. ausübte, war so unumschränkt, daß er dem Grafen Dohna die Auszahlung des Gehalts als Chef der Grands-Mousquetaires, wozu der König ihn gegen den Willen des Ministers ernannt hatte, während einer geraumen Zeit verweigerte, bis der ausdrückliche, mit einem Verweise begleitete, Befehl des Königs ihn dazu zwang. Dohna hatte sich an den berühmten Marschall Schomburg, der eine Zeitlang in Preussischen Diensten stand, und an den Minister von Grumkau, der ein Gegengewicht gegen Dankelmann bildete, angeschlossen.

Da der erste nach England zurückging und der letztere starb, so schloß Dohna eine Allianz mit dem Minister Colb, nachmals Grafen Wartenberg, die sich aber nicht auf aufrichtige Freundschaft gründete. Obgleich Dohna in dem folgenden Feldzuge, unter dem General Flemming sehr ausgezeichnete Dienste leistete, so fand er sich doch durch den übeln Willen, den Dankelmann gegen ihn hegte, in allen seinen Nachsuchungen und rechtmäßigen Erwartungen so sehr getäuscht, daß er, um, wie er sich ausdrückt, ehe man ihm den Stuhl vor die Thüre setze, in Zeiten abzutreten, seine Entlassung von allen seinen Stellen begehrte, die ihm Friedrich I. höchst ungerne bewilligte. Er begab sich nach seinem Gute zu Moring in Preußen, wo er wegen Mangel an Vermögen in großer Eingezogenheit lebte. Drey Jahre nach seinem Austritte aus dem Dienste sah Dohna den König zum erstenmal in Königsberg wieder, der ihm durch den General Barfuß den Wunsch, daß er wieder zu ihm kommen möchte, bezeigen ließ. Allein Dankelmann war noch immer erster Minister, obgleich Dohna aus den Aeußerungen des Königs schon damals wahrnahm, daß sein Credit im Abnehmen sey. Daß Dohna nicht den Sachwalter für diesen seinen erklärten Gegner machte, steht leicht zu erachten. Wirklich ward Dankelmann kurze Zeit nachher nicht nur seines Postens entsetzt, sondern in ewiger Gefangenschaft als Staatsgefangener nach der Festung Perß gebracht. Was derselbe eigentlich verbrochen hatte, um ein so hartes Schicksal zu erfahren, weiß Dohna selbst nicht anzugeben, er redet nur von seinem Stolze und Uebermuth, vorzüglich von dem hoffärtigen Betragen seiner Frau, wodurch sie sich den Haß des Königs zu-

gezogen habe. Jetzt ward Colb, Graf von Wartenberg, unter dem Titel Ober-Kammerherr (damals die höchste Würde am Brandenburgischen Hofe) Alles dirigirender Minister, und Dohna ward durch einen eigenhändigen Brief des Königs eingeladen, seine vorhin gehaltenen Stellen wieder einzunehmen; nur nach einem heftigen Kampfe mit sich selbst konnte er sich dazu entschließen, so sehr fürchtete er die Cabalen und Intriguen am Hofe. Nicht lange nach seiner Rückkehr nach Berlin erhielt Dohna den Befehl als außerordentlicher Abgesandter nach England zu gehen. Zwischen Friedrich I. und Wilhelm III. waren ernstliche Zwistigkeiten ausgebrochen; der erstere suchte den König von England günstig für seine eben damals ausgeführte Unternehmung auf die Stadt Elbing und Gebiet zu stimmen; die künftige Succession in Spanien fing an die Cabinetter sehr zu beschäftigen; die Preussischen Minister hielten die Mission, die dem Grafen Dohna anvertrauet war, für sehr schwierig und mißlich, und der letztere behauptet, Colb habe ihn, aus Furcht daß er ihn aus seinem Posten verdrängen würde, nicht nur von Berlin entfernen, sondern in der Hoffnung, daß er den Zweck seiner Sendung ganz verfehlen, und er ihn um so leichter stürzen könne, zu selbiger aufersehen. Die Erzählung seines Aufenthalts in England von 1698 bis 1700 gehört zu den interessantesten Stellen seiner Memoires. Dohna ward von dem ersten Minister Englands, dem Herzoge von Portland, der ein Freund Dankelmann's war, sehr schlecht empfangen. Er wandte sich unmittelbar an Wilhelm III., als seinen ehemaligen Waffengefährten und Gönner. Dohna besaß das Talent, das in unsern Tagen der alte

Blücher mit Vortheil anzuwenden verstand, unter der Maske eines treuherzigen, keine Intriguen kennenden Militärs, seinen Zweck ohne Umschweife zu erreichen, da wo der erfahrenste Diplomat nicht selten Schiffbruch leidet. Wilhelm III., ernst, selten den Diplomaten zugänglich, und ein Adept in der Kunst, die einst Machiavel lehrte, nahm Gefallen daran, mit Dohna unmittelbar und im vertraulichen Gespräche die Gegenstände seiner Mission zu discutieren. Der König von Preußen und seine Minister waren außer sich vor Erstaunen, daß Dohna, der bis dahin wohl den Degen, aber nicht die Feder zu führen Beweise gegeben hatte, den ihm gewordenen schwierigen Auftrag in so kurzer Zeit und mit einem solchen günstigen Erfolge ausgeführt hatte. Daß Dohna nicht bloß den König Wilhelm III., sondern auch andere Staatsmänner durch seine Soldaten-Manier zu bearbeiten verstand, beweiset, daß er sich des Vertrauens des Französischen Gesandten Tallard, der für einen der feinsten Diplomaten der damaligen Zeit galt, in einem solchen Grade zu bemächtigen wußte, daß dieser ihm sehr unvorsichtiger Weise die geheimen Absichten des Französischen Hofes, über das Theilungsproject desselben von Spanien nach erfolgtem Ableben des Königs Carl II. (das nachher, wegen Ableben des Churprinzen von Bayern nicht zur Ausführung kam) entdeckte. Obgleich Dohna bald nach Beendigung seiner Sendung nach England zum Staatsminister ernannt ward, so erwachte doch sehr schnell bey ihm der lange Zeit gehegte Wunsch, seine Dienstverhältnisse aufzugeben, wieder. Als vorzüglichen Grund gibt er die täglich sich mehr zeigende Feindschaft des Ministers Colb gegen

ihn an. Es scheint uns aber, daß bey der ihm bezeigten großen Zuneigung Friedrichs I. ihm bey nahe kein anderer Entschluß übrig blieb, als entweder als erster Günstling wie Dankelmann gethan hatte, die Zügel der Regierung zu ergreifen, oder von der Bühne abzutreten. Er kannte die Welt, sich selbst und seinen Herrn zu gut, um sich ein solches Joch aufzuladen. Im J. 1703 erhielt er auf wiederholtes Bitten seinen Abschied. Der König ließ ihm sein Regiment und seine Anciennität in der Armee. Von dieser Zeit an bieten seine Memoires nur wenige Gegenstände dar die Aufmerksamkeit verdienen, als z. B. die Zusammenkunft Peter des Gr. mit Friedrich I. in Preußen, und dann seine Sendung als Ambassadeur vom Churfürsten von Brandenburg im J. 1711 zur Wahl des Kaisers Carl VI. nach Frankfurt am Main. Es war bey dieser Veranlassung, daß Dohna sich noch einmal als alter Militär zeigen mußte. Der päpstliche Nuntius, Monsignor Albani hatte vom Papste den Auftrag, bey dem Churfürsten-Collegio zu Frankfurt förmlich gegen die Erhebung Preußens zu einem Königreiche, als ohne Theilnahme des Papstes geschehen, zu protestieren. Dohna ließ dem Nuntius sagen: 'er möge sich hüten sich seines Auftrags zu entledigen; daß er (Dohna) ihn nur als einen bloßen Italiänischen Edelmann ansehe, der bey der Kaiserwahl in Frankfurt keinen öffentlichen Character bekleide; würde sich derselbe dennoch seines vom Papste erhaltenen Auftrags entledigen, so würde er sich eines Arguments ad hominem bedienen, daß dem Neveu des heiligen Petrus schlecht behagen möchte.' Der Nuntius wandte sich beschwerend an das Churfürsten-Collegium; da er hier keine Unter-

flüfung fand, und die Nachricht erhielt, daß Friedrich I. seinem General Arnim, der gerade zu der Zeit mit Brandenburgischen Truppen in Italien stand, den Befehl ertheilt hatte, auf Rom zu marschieren, im Fall der Nuntius seine Protestation einlegen würde, so stand dieser von selbiger ab. Die Memoiren des Grafen Dohna schließen mit dem im J. 1713 erfolgten Ableben des Königs Friedrich I. Im J. 1716 legte Dohna seine Stellen nieder, und beschäftigte sich nach dem im J. 1719 erfolgten Ableben seiner Frau mit der Verfertigung dieser seiner Denkwürdigkeiten. Er starb im Jahre 1733 auf seinem Gute zu Moring.

P a r i s.

Bey J. Hittorff, Jules Renouard, Bance & Viné: Architecture antique de la Sicile ou Recueil des plus intéressans Monumens d'Architecture des villes et des lieux les plus remarquables de la Sicile ancienne; mesurés et dessinés par J. Hittorff et L. Zanth, Architectes. (Von 1827 an erschienen).

Indem wir eine Würdigung des Plans und der Leistungen dieses Werks, welches das Hauptwerk über die antiken Baudenkmäler Siciliens zu werden verspricht, auf die Vollendung desselben versparen, begnügen wir uns den Inhalt der acht Lieferungen, oder 48 Tafeln, die bis jetzt in unsere Hände gelangt sind, summarisch anzugeben, wobei wir als Text nur die dem Umschlag jeder Lieferung aufgeklebte Notice sommaire des planches benutzen können.

Das Werk beginnt mit Segesta, und gibt auf pl. 2 bis 6 (pl. 1, eine Carte Siciliens, wird später nachgeliefert werden) die Risse des dortigen Tempels, pl. 7—9 des Theaters. Dann folgt Selinus, dessen gigantische Ruinen eine unerschöpfliche Quelle von Aufklärungen für die Geschichte der Architectur, und jetzt auch in immer größerer Ausdehnung für die Geschichte der Sculptur, geworden sind, und zwar pl. 10 u. 11. ein zierlicher Plan und eine Ansicht der Ruinen von Selinus im Ganzen, dann die kleinern und alterthümlichern Tempel der Akropolis, nämlich pl. 12—15 der südlichste, pl. 16—18 die kleine Ruine, welche Herr Hittorff Heroon des Empedokles benennt und mit allen Zierden der polychromen Architectur ausgestattet hat, pl. 19—25 der mittlere Tempel, mit den drey bekannten alterthümlichen Metopen, auch mehreren, so viel Ref. erinnernlich ist, noch nicht bekannt gemachten Köpfen, welche zu den Bildwerken dieses Tempels gehörten, und zwey Gorgoneen von gebrannter Erde aus dem Museum zu Syrakus zur Vergleichung mit der Medusa auf der einen Metope; endlich pl. 26—29 der nördlichste Tempel. Hierauf die größeren und im Ganzen jüngeren Tempel der Unterstadt, des *ἄστου* von Selinus, zuerst pl. 30—41 der südlichste, mit vielen interessanten Details auch über die Farben der Theile des Gebälkes und Gesimses, pl. 42—48 der mittlere, mit den Fragmenten der beiden zu diesem Tempel gehörigen Metopen, welche nach Hittorff's geistreicher Restauration der Darstellung eines Kampfes von Götinnen gegen Giganten angehörten. Der Plan des ganzen Werks ist auf eine vollständige Dar-

stellung der antiken Baureste Siciliens, Tempel, Theater, Odeon's und Amphitheater, Gräber und Grabdenkmäler, wozu auch eine Auswahl von Münzen kommen soll, angelegt und auf 180 Tafeln in 30 Lieferungen, nebst einem Bande Text, berechnet.

R. D. M.

G i s e n a c h.

Quaestiones Tullianae ad jus civile spectantes, quibus examen publicum in gymnasio Isenacenci d. VI et VII. Octobr. instituendum atque orationes d. VII. Octobr. rite habendas observantissime indicit Guilelmus Rein, Philos. D. AA. LL. M. gymnas. Coll. Societatis Graecae Lipsiensis sodalis. 1834. 29 S. in 4.

Wir beeilen uns das Publicum von vorstehender Schrift in Kenntniß zu setzen, vorzüglich um deswillen, weil ihm darin ein Versprechen gegeben wird, dessen baldige Erfüllung es gewiß um so mehr Ursache hat zu begehren, als die Lösung von fähigeren Händen wohl schwerlich zu erwarten ist. Herr Doctor Rein gehört unter diejenigen, welche, nachdem sie einen vollständigen Coursus der Jurisprudenz auf Universitäten absolviert hätten, mit gleicher Liebe dem Studium der Philologie sich widmeten, und die Früchte dieses Doppelstudiums sollen, wie wir aus der Vorrede zu obenannter Schrift ersehen, in einem demnächst erscheinenden Buche niedergelegt werden, worin die Stellen der vorzugsweise sogenannten Classifier, welche sich auf Jurisprudenz beziehen,

zu dem Zweck behandelt werden, um, wie der Verfasser will, den Philologen, gewiß aber auch, meint Rec., manchem Juristen, dem diese Beschäftigung nicht ganz überflüssig erscheint, deren Verständniß zu eröffnen. Als Probe hiervon behandelt die vorliegende Gelegenheitschrift zwey bekannte Stellen des Cicero: 1. de officiis III, 17, 70 zu welcher über den Unterschied der actiones stricti juris, bonae fidei und arbitrariae, eine Ansicht aus der Geschichte der Gerichte, welche der Verfasser nach Vollendung seiner Arbeit in M. S. Mayer's Buch über die Litiscontestatio, Stuttgart 1830. S. 73 auch durch innere Gründe begründet gefunden hat, entwickelt wird; 2. de oratore II. 70. 286, worin die bisherigen Ansichten über das Cincische Gesetz kurz geprüft werden, und wobey Rec. nur bemerken will, wie man sich wundern muß, daß der Verfasser mit den meisten neueren Schriftstellern die Restitution, welche Cuias zu Anfang der Ulpianischen Fragmente gemacht hat, so überaus vorzüglich finden kann, ohne auch nur mit einem Worte die Gründe widerlegungswerth zu finden, welche Hugo auch noch jetzt derselben entgegensetzt. — In die Sache selbst mehr einzugehen erlaubt der Zweck dieser Anzeige nicht. Wir hegen den Wunsch, daß der Verf. uns bald mit dem angekündigten größeren Werke beschenken möge, und die Erwartung, daß er seine Aufgabe als würdiger Schüler eines Mannes lösen werde, auf dessen Schultern derzeit mancher bewußt oder unbewußt steht, wir meinen den verstorbenen Zimmern.

D r e s d e n .

In Commission der Arnold'schen Buchhandlung: Auszüge aus den Protocollen der Gesellschaft für Natur- und Heilkunde in Dresden. Jahr 1833. 1834. 204 Seiten in 8.

Dieser Jahresbericht gibt ein erfreuliches Zeugniß von der fortbestehenden Thätigkeit der Dresdner Gesellschaft. Außer den Anzeigen und Nachrichten von ihren inneren Verhältnissen, Mitgliedern, eingesandten Büchern u. dergl. enthält er auch einige recht interessante wissenschaftliche Mittheilungen. So namentlich den Vortrag des G. R. von Ungern-Sternberg über die Geschichte des Goldes, der eine sorgfältige Zusammenstellung aller dieses Metall betreffenden Umstände und Beziehungen enthält (S. 21 — 102); des Dr Schmalz über Taubstumme (S. 147 — 162); des Candidaten Schiffner über das Vorkommen und die mögliche Anwendung der Weilchen-Flechte (S. 163 — 165, wo die Bemerkung: daß wenn man dieselbe zwischen den Fingern gerieben, der Harn jedesmal denselben durchdringenden Geruch annehme), des Dr Hille über die Krankheitsconstitution im Jahre 1833 (S. 176 — 186). Zu den klimatologischen Beobachtungen in Bezug auf die wichtigeren periodisch wiederkehrenden Erscheinungen in dem Leben von Thieren und Pflanzen (S. 187) gehören die beiden bemerkenswerthen Steindrucktafeln.

G e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

5. Stück.

Den 12. Januar 1835.

Heilbronn.

J. D. Classische Buchhandlung: Vollständige Anleitung zur Anlage, Fertigung und neueren Nuzanwendung der geböhrten oder sogenannten artesischen Brunnen. Größtentheils auf eigene Erfahrung gegründet und für die practische Ausführung bearbeitet von J. A. von Bruckmann, Königl. Würtemb. Bau- rathe, Ritter des K. Civil-Verdienst-Ordens, und seinem Sohne A. G. Bruckmann, Architekten. Mit neun Steintafeln. 1833. X und 382 Seiten in 8.

Bey dem Interesse, dessen sich die Bohrbrunnen durch die vielfältig glücklichen Erfolge, die sie gewährt haben, erfreuen, ist die Erscheinung eines Werkes wie des vorliegenden, das eine sehr deutliche practische Anleitung zur Construction dieser Brunnen gibt, und dabey die in eigener Erfahrung bewährten Hülfsmittel zur Be-

siegung der bey dem Abbohren oft vorkommenden eigenthümlichen Schwierigkeiten offen und klar darlegt, etwas sehr Willkommenes. — Unter der Leitung der Hn Verf. sind zehn Bohrbrunnen in Heilbronn, zwey in Erlangen, zwey in Nürnberg mit erwünschtem und zum Theil sogar mit dem glänzendsten Erfolge angefertigt. Weniger günstig waren die Bohrversuche in Crailsheim und Darmstadt. Aber der Hr Verf. hat außerdem das Verdienst, die Anwendung des Bohr-Brunnenwassers zur Freyhaltung der Wasserräder vom Eise, zur Erwärmung der Fabrikgebäude im Winter, zur Abkühlung derselben im Sommer und zur beständigen Reinigung der Luft in denselben, zuerst gezeigt zu haben. Herr von Bruckmann hatte gefunden, daß das Bohrbrunnenwasser in Heilbronn eine Wärme von 10° R. hatte, er dachte daß diese Temperatur einer fortwährend sich erneuernden Wassermasse große Wirkung äußern könne. Dem zufolge ließ er oberhalb der Wasserräder hölzerne durchlöchernte Rinnen anbringen, in welche er einen Theil des Brunnenwassers leitete, das nun als Regen auf die Räder herabfiel, die ganz mit Eis überzogen waren, und sich kaum mehr umdrehen konnten. Dieses Mittel brachte eine solche Wirkung hervor, daß in wenigen Stunden die Wasserräder eben so frey vom Eise waren, als im Monat Julius, und seitdem nie wieder Eis ansetzten. Zuvor ließ er aber das Wasser in den Arbeitssälen durch offene Rinnen circulieren, und dieses hatte den wichtigen Erfolg, daß daselbst, ungeachtet die Kälte bey dem Aus- und Eingehen der Arbeiter durch die Thüren drang, eine Temperatur von $+6^{\circ}$ R. erhalten wurde, während das Thermometer außen

— 25° R. anzeigte. Man heizte nun die Defen nicht mehr, da man auf diese einfache Art eine Wärme erhielt, mit der die Arbeiter ganz zufrieden waren, auch wurden dieselben keineswegs von der Feuchtigkeit belästigt, wie man anfangs befürchtet hatte. Durch diese Wasserleitung in den Arbeitsfälen wird zugleich der Vortheil erreicht, daß bey etwa ausbrechendem Feuer sogleich das nöthige Löschungsmittel in Bereitschaft steht. — Nach dem S. 50 mitgetheilten Bericht des Hn Héricart de Thury erheben in den Nord-Departements Frankreichs mehrere Fabriken das Wasser ihrer Bohrbrunnen auf die von Hn v. Bruckmann angegebene Art, um ihre Räder im Winter vor dem Eise zu schützen, auch sind Brunnen gebohrt um Treibhäuser im Winter zu erwärmen, während im Gegentheil der Chevalier de Peligot solche Brunnen rund um seinen großen See in Montmorency angelegt hat, um dessen Wasser abzukühlen, dessen zu große Wärme im Sommer öfters verursachte, daß alle Fische abstarben, ohne daß man bis dahin irgend ein Mittel dagegen ausfindig machen konnte; diese Brunnen aber haben den beabsichtigten Zweck vollkommen erreicht. — Mehr noch über den mannigfachen Nutzen der artesischen Brunnen hier bezubringen dürfte wohl überflüssig seyn.

Die Art wie der Hr Verf. seine Bohrbrunnen anfertigen läßt ist in folgender kurzen Darstellung angegeben. In allen Terrains wird zuvörderst ein Schacht, etwa 16 bis 20 Fuß tief, es sey denn daß das Eindringen des Seihewassers eine geringere Tiefe geböte, abgebaut. In dem Schachte kommt 10 bis 15 Fuß tief unter der Oberfläche des Erdreichs die Bohrbühne zu

stehen, welche an den Wänden des Schachtes gehörig befestigt ist. Auf dieser Bühne werden die Bohrstangen und Meißel zusammengesetzt, in das Bohrloch eingesenkt, und die nöthigen Drehungen des Bohrgestänges bewirkt. Im Sande und Gerölle werden die Schachte mit verlorener Zimmerung abgeteuft. Mitten auf die Sohle dieses Schachtes wird nun der Bohrteucher, eine sorgfältig gerade bearbeitete 14 Zoll dicke, 8 Zoll innerer Weite gebohrte hölzerne Röhre die allmählich aus 10 bis 22 Fuß langen Stücken wasserdicht zusammengesetzt wird, genau vertical aufgesetzt und im Schachte gehörig verstrebt, so daß er seine verticale Lage während des Einrammens nicht ändert. Der untere Rand des Bohrteuchers ist gewöhnlich mit einem eisernen Schub versehen, damit er leichter eindringe, auch wird aus demselben Grunde eine große Last auf einem Plateau an ihn gehängt. Die Bohrstangen werden nicht wie die der Französischen Brunnenmeister durch gabelförmige Zusammenfügungen aneinandergesetzt, sondern sie werden zusammenschraubt. Das obere Ende der untern Bohrstange ist mit dem Gewinde, das untere Ende der oberen Bohrstange mit der Mutter versehen. Sie sind 15 Fuß lang, außer der untersten die $1\frac{1}{2}$ Fuß kürzer ist, und etwa $1\frac{1}{2}$ Zoll dick. Außer diesen Bohrstangen werden noch drey kürzere Aufsatzstücke von 6, 4 und 2 Fuß Länge gebraucht. Die verticale Richtung dieses Bohrgestänges wird durch den Bohrteucher hergestellt, welcher nach jedesmaliger Auflockerung und Begräumung des Erdreichs so lange eingerammt wird, bis er in einer thonigen oder sonstigen festen Schicht einen gehörigen wasserdichten Stand erreicht hat, dabey ist der

Bohrteucher durch aufgesetzte Stücke so weit verlängert, daß er einige Fuße über der Bohrbühne hervorragt. Jene innere Weite des Bohrteuchers gestattet nöthigenfalls das Einstecken einer zweiten hölzernen und einer dritten eisernen Röhre, wodurch die in größerer Tiefe vorkommenden beweglichen Schichten oder auch nachtheilige unterirdische Ableitungen tieferer Quellen unschädlich gemacht werden können. Auf gleiche Weise wird der Bohrteucher benutzt, wenn es nöthig seyn sollte das ganze Bohrloch mit einer blechernen oder kupfernen Röhre auszufüttern. Das Gesänge wird anfangs vermittelst eines über eine feste Rolle laufenden Seils, späterhin wo dessen Gewicht durch die Verlängerung angewachsen ist durch Hebelkraft, die über dem Munde des Schachts vertical über dem Bohrteucher in Thätigkeit kommt, gehoben und dann mit drehender Bewegung fallen gelassen. So wie eine Quelle aufgebohrt ist kann das Wasser derselben sogleich durch den Bohrteucher aufgefangen, und falls es den Kopf desselben nicht erreichen sollte, durch Anbringung einer Seitendöffnung an einer tiefern Stelle, aus ihm in den Schacht geleitet werden, wodurch man theils eine hinreichende Geschwindigkeit des Wassers hervorzubringen, um allein durch den Strom das Bohrloch zu reinigen, theils eine genaue Messung seiner Masse auszuführen im Stande ist. Jedenfalls kann am Schlusse der ganzen Arbeit der Bohrteucher als Leitungsröhre dienen. — Die nähere Beschreibung des ganzen Verfahrens würde uns hier zu weit führen, sie muß in dem Werke selbst gelesen werden, dessen Inhalt wir nun kurz bezeichnen wollen.

Nach einigen allgemeinen Betrachtungen über

die natürlichen und erbohrten Quellen gibt der Hr Verf. umständliche Nachricht von den durch ihn ausgeführten Bohrbrunnen in Heilbronn, und theilt daneben den oben erwähnten Bericht des Herrn Vicomte Héricart de Thury über die Leistungen des Hn Verf. in Bezug auf seine Anwendung der gebohrten Springquellen, an die Gesellschaft zur Aufmunterung der National-Industrie in Paris mit. Dann folgt die Beschreibung der Abbauung der Schachte bey Bohrbrunnen, des Bohrverfahrens sammt allen erforderlichen Instrumenten, der Fanginstrumente und deren Gebrauch bey vorkommenden Unfällen, der Construction der Bohrröhren, des Einrammens derselben, und der Abtreibung mächtiger Sandlager, der Behandlung der oberflächlichen Quellen von geringer Steighöhe und Abschließung wasserabführender Gebirgsschichten, eines Wasserlöffels um das in verschiedenen Tiefen vorkommende Wasser kennen zu lernen, der chemischen Untersuchung des Wassers. Der Hr Verf. gibt dann einige Winke in Absicht der Anwendung des Stoßhebers oder eines overschlächtigen Rades zur Betreibung von Pumpen, um das im Bohrloch stehende Wasser zu Tage zu fördern, und stellt einige Betrachtungen über die Kosten der Bohrbrunnen an. Darauf werden mehrere von ihm und seinem Sohne ausgeführte Bohrbrunnen, z. B. die in Erlangen und Nürnberg, ausführlich beschrieben und durch Zeichnungen der dabey erhaltenen Gebirgsdurchschnitte erläutert. Es folgen dann theils kürzere theils ausführlichere Nachrichten über die Bohrbrunnen in und um Wien, im Amalienbade zu Langenbrücken in Baden, bey Berg, in Würzburg, in Frankreich (Auszug aus Garnier's Preisschrift, der

zugleich das Verfahren der Französischen Bohrbrunnenmeister darlegt), in England, den Niederlanden, Niederösterreich, Italien, China, Africa und den vereinigten Staaten (die letzteren aus dem Französischen des Hn H. de Lhury übersetzt). Hieran schließt sich eine Tabelle zur Reduction mehrerer Längenmaße auf das Württembergische und Angabe der Literatur über die Bohrbrunnen. Als Anhang ist eine sehr gedrängte Uebersicht der Lagerungsverhältnisse der vorzüglichsten Gebirgsformationen, und eine Abhandlung von Hn Waldauf von Waldenstein über das Vorkommen der Quellen in den verschiedenen Gebirgsformationen beygefügt.

u.

L e i p z i g.

Bey Friedrich Fleischer: Beyträge zur practischen Heilkunde mit vorzüglicher Berücksichtigung der medicinischen Geographie, Topographie und Epidemiologie. Herausgegeben von Dr. J. Chr. A. Clarus, o. ö. P. der Klinik etc. und Dr. J. Radius, a. P. der Med. Erster Band. 1834. VIII u. 224 S. in 8.

Diese neue Zeitschrift, von der jährlich vier Hefte erscheinen und zunächst dem Sächsischen Vaterlande gewidmet seyn sollen, ist, wie gegenwärtiges Heft beweist, über ein weiteres und nicht bloß practisches Gebiet ausgedehnt. Schon der erste Aufsatz: Ueber die allgemeine Krankheitsanlage in der menschlichen Natur und ihre höhere Nothwendigkeit von Henschel in Breslau, der, wie der Verfasser S. 5 sagt, auf 'Schelver's Philosophie der Medicin, einem

Meisterwerke, dem er Alles verdanke' basiert ist, enthält eine Menge höchst problematischer Sätze. Außer den klinischen Berichten von Choulant, Ammon, Clarus und Prinz finden sich Aufsätze von Naumann in Bonn: Beiträge zur physiologischen Pathologie (von der Menstruation; über Entzündung der Drüsen; über Parasitenbildung im Uterus; über Putrescenz des Uterus; über die Schleimflüsse der Genitalien; über die Bleichsucht), und Einige Worte über die ärztliche Regulierung der Einbildungskraft. Von einem Ungenannten eine nosochthonologische Skizze über Lichtkrankheiten; von Clarus ein Versuch einer vergleichenden Uebersicht der merkwürdigsten Witterungs- und Krankheitsereignisse im Jahre 1833. Ueber den Einfluß des Standes, Alters und Geschlechtes auf das Erkranken an der epidemischen Cholera von Radius. Klinische Beobachtungen von Hensfelder (Ueber invaginatio intestinorum; Verwachsung der Gallenblase mit dem Zwölffingerdarm; über die Gürtelrose und den Groupp). Beiträge zur Therapie und Staatsarzneykunde von Carl Böttcher (Aez ammonium als Wiederbelebungs mittel; wahre und eingebildete Arsenikvergiftung; Vergiftung durch concentrirte Schwefelsäure; von Vipera Berus gebissener Hund). Zum Schlusse Mittheilungen über die Witterungs- und Krankheitsconstitution von München, Dresden und Eibenstock, so wie bibliographische Notizen.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

6. 7. Stück.

Den 15. Januar 1835.

G ö t t i n g e n.

Bei Vandenhoeck und Ruprecht: Kleine astronomische Ephemeriden für das Jahr 1835, herausgegeben von C. L. Harding und G. Wiesen. Sechster Jahrgang. 1834. VIII und 143 Seiten in Octav.

Diese astronomischen Ephemeriden, die hier in ihrem sechsten Jahrgange erscheinen, haben fortschreitend eine solche Theilnahme und Anerkennung gefunden, daß von ihnen im Allgemeinen zu reden überflüssig seyn würde; bis auf eine Bemerkung, auf die wir zuletzt kommen werden. Es soll daher hier nur von dem Nachricht gegeben werden, was diesem Jahrgange eigenthümlich ist.

Die Einrichtung der Sonnen- und Mondsephemeride ist ungeändert geblieben. In der Ephemeride der Planeten, deren Erscheinungen von acht zu acht Tagen angegeben, ist zu den bisherigen Angaben der Logarithme ihrer Entfernung von der Sonne hinzugekommen; wo

durch man leicht, wie von Hn Wiesen S. 91. 92. noch besonders erläutert ist, den jedesmaligen scheinbaren Durchmesser der Planeten finden kann. Unter den Constellationen ist namentlich der in Europa freylich nicht sichtbare Vorübergang des Mercuri vor der Sonne am 7. Nov. 1835 zu bemerken, wovon auch noch S. 69 die Rede ist. Von den Finsternissen, die demnächst erörtert werden, wird in unsern Gegenden nur eine, die partielle Mondfinsterniß, am 10. Julius Abends sich zeigen. Das Verzeichniß der geographischen Längen und Breiten einiger Dörter ist verbessert und vermehrt worden: jenes durch Aufnahme der seit dem letzten Jahre bekannt gewordenen genauern Angaben, dieses durch mehrere Dörter aus der Hannoverschen Gradmessung, aus welcher schon in den früheren Jahrgängen eine Anzahl Ortsbestimmungen enthalten waren. Die aus derselben herrührenden Bestimmungen sind dießmal durch den Druck besonders kenntlich gemacht, da es gewiß Vielen erwünscht seyn wird, schon jetzt Resultate jener Vermessungen, wenn auch nur in dieser Form, zu erhalten. Die Genauigkeit, mit welcher diese ausgeführt sind, macht, daß die aus ihnen abgeleiteten, bis auf Zehnthelle der Secunden bestimmten geographischen Längen und Breiten sichere Geltung haben: ein Grad der Genauigkeit, bis auf welchen selbst die geographische Lage nur weniger Sternwarten bekannt ist. Hiernächst folgen die Hülftafeln, wie früher: doch ist die neunte Tafel des vorigen Jahrgangs zur Reduction der Circummeridianhöhen auf die Mittagshöhe dießmal weggeblieben.

Der Anhang enthält noch bezüglich auf die Erscheinungen dieses Jahres zuerst den sichtbaren Eintritt des größten und kleinsten Lichts der ver-

änderlichen Sterne und dann eine Erörterung über die Cometen, die in diesem Jahre zur Sonnennähe zurückkehren werden, den Enckeschen und den Halleyschen. Ueber den Halleyschen Cometen sind die Resultate der für die Zeit seines nächsten Perihels von Damoiseau und Pontécoulant geführten Rechnungen nebst den sie betreffenden literarischen Nachweisungen beygebracht, und dann die von Hr Woolhouse berechnete, auf die Pontécoulantschen Elemente gegründete Ephemeride, welche seinen Lauf von 4 zu 4 Tagen vom 3. Aug. 1835 bis zum 11. Febr. 1836 umfaßt, unverändert mitgetheilt. Denn es schien nichts sagend, eine Reduction auf den Göttinger Mittag vorzunehmen, da weit größere Unterschiede bedingt sind durch die auf mehrere Tage sich erstreckende Ungewißheit über die Zeit des Perihels. Diese Ungewißheit hat ihren Grund in dem Widerstand, den der Comet durch den Aether erfährt und dessen Gesetz noch nicht ermittelt ist. Darum hat auch Hr Rosenberger, auf dessen über die Epoche des nächsten Perihels erwartete Mittheilungen in den kl. Ephemeriden verwiesen ist, wie man vernimmt, es vorgezogen, die nächste Erscheinung des Cometen abzuwarten, und in seiner schon weit vorgerückten Rechnung einen Stillstand gemacht, bis der Einfluß des Aethers auf die dießmalige Periode durch die Erfahrung sich wird ausgewiesen haben: — um dann auch diesen in Rechnung zu bringen. — Am Schluß in den literarischen Nachrichten wird von den beiden Monographien über den Halleyschen Cometen von Littrow und Möbius eine Notiz gegeben. Seitdem hat der berühmte Olbers 'Noch etwas über die nächste Wiedererscheinung des Halleyschen Cometen' in den Astronomischen Nachrichten Bd. 12. №. 268 mitgetheilt, worauf hier

durch hingewiesen seyn möge. Dort findet sich auch eine doppelte Ephemeride dieses Cometen für die Sonnennähe Nov. 1, 5 und Nov. 11, 5, von 10 zu 10 Tagen von 1834. Dec. 22, 5 bis 1835. Apr. 1, 5: — um Versuche zu veranlassen, den Cometen vor seiner Conjunction aufzufinden.

Den übrigen Theil des Anhangs nehmen einige Abhandlungen ein, durch welche auch diesem Jahrgange ein über die Grenzen seines Zeitraums sich erstreckendes Interesse gegeben ist. Zuerst ein Aufsatz von Hn Dr Olbers: 'Eccentricität des Saturns in seinem Ringe'. Es wird hier auf die Erscheinung Rücksicht genommen, welche Gallet gesehen haben will und von der im Journal des Scavans von 1684 berichtet ist: daß der Saturn zuweilen eccentricisch in seinem Ringe erscheine und zwar um die Zeit seiner Quadraturen; und ferner auf die Art der Eccentricität, welche Hr Schwabe zuerst im Dec. 1827 bemerkt hat, dessen Wahrnehmung von andern Astronomen nachher bestätigt ist. Gallet hatte jene Erscheinung aus der parallaxis orbis annui abgeleitet. Olbers weist die Erklärung als grundlos zurück und führt dagegen zwey Ursachen der scheinbaren Eccentricität auf: einmal die Phase des Saturns, wiewohl er nämlich außer der Zeit der Opposition einen Theil seiner dunkeln Halbkugel uns zukehrt; in Folge dessen bey der möglichst größten Parallaxe, z. B. in der östlichen Quadratur der östliche Zwischenraum zwischen dem Saturn und seinem Ringe zu dem westlichen sich nahe wie 79:78 verhält, — ein Unterschied jedoch, von dem Olbers bezweifelt, ob er durch ein noch so scharfes Augenmaaß entdeckt werden könne. Die andere Ursache von augenfälligerer Wirkung ist die lichtschwächende Kraft der Atmosphäre, vermöge welcher der Rand des

Saturns an der Lichtgränze weniger erleuchtet wird, wornach der dunkle Theil des Planeten breiter erscheint. — Beide Momente reichen, wie Olbers bemerkt, nicht aus, die von Schwabe bemerkte Erscheinung zu erklären; er fordert aber die Astronomen auf zu sorgfältiger und aufmerksamer Betrachtung des Saturns in seinen Quadraturen: um zu ermitteln, ob es mit der von Gallet behaupteten Wahrnehmung seine Richtigkeit habe.

Die folgende Abhandlung von Hn Prof. Benzenberg ist überschrieben: 'Versuche über die Umdrehung der Erde im J. 1831 zu Freyberg in dem Drey-Brüder-Schachte'. Es wird hier einleitend auf die verschiedenen Momente der Copernicanischen Weltordnung zurückgegangen und darnach entschieden, was hiervon den Alten schon bekannt war, und was neu und dem Copernicus eigenthümlich ist. Alsdann wird die Bedeutung der Fallversuche überhaupt für die Lehre von der Umdrehung der Erde erörtert, endlich eine geschichtliche Uebersicht über die seit Newton's Anregung unternommenen Fallversuche gegeben: über den ungenügenden von Hook i. J. 1680 und die neuern von Guglielmini in Bologna 1792 und von Benzenberg 1802 in Hamburg und 1803 auf der alten Rostkunst zu Schleebusch, endlich von Reich auf dem Dreybrüderschachte in Freyberg im J. 1831. Mit einer interessanten Nachweisung schließt der Aufsatz, indem aufmerksam gemacht wird, wie besonders geeignet zu solchen Versuchen der Brunnen auf der Festung Königsstein sey, der ganz in feinkörnigem Sandstein gebaut 1022 Par. Fuß tief ist: eine Tiefe, welche (d. h. in senkrechter Linie ausgebaut) die aller Schächte in allen Europäischen Bergwerken übertrifft.

Endlich ist S. 108 — 133 eine deutsche Bearbeitung des Messier'schen Verzeichnisses der Nebelflecke und Sternhaufen, die von Messier auf der Sternwarte der Marine in Paris beobachtet sind, aus der *Conn. des Temps* für 1784 gegeben, mit Berücksichtigung der Herschelschen Cataloge. Dieses ist auf Anregung des Hn Dr Olbers geschehen, der bey Gelegenheit seiner Anzeige des neuesten Herschelschen Catalogs auf die Unentbehrlichkeit des Messierschen Verzeichnisses zur Vergleichung hingewiesen hat. Nur die Anordnung ist übersichtlicher gemacht; die Uebersetzung ist wortgetreu, obwohl die Französische Beschreibung etwas breit ist; aber um der Authentie willen hat man nicht abweichen wollen. Nur einige Incorrectheiten des Französischen Ausdrucks sind berichtigt, z. B. unter n. 60 heißt es: *la dernière en passa si pres* — statt: er (der Comet) ging an dem letzten der Nebelflecke so nahe vorbey. Das Wort *fil horaire* ist durch 'verticaler Faden' wiedergegeben, da jenes bey uns kein *terminus technicus* ist. — Hinzugefügt ist den Nummern des Messierschen Catalogs die jedesmal entsprechende Nummer aus dem Verzeichniß des Sir John Herschel, und bey den Nebelflecken, die hier nicht vorkommen, die Jahreszahl der *Philos. Transact.*, in welchen der ältere Herschel sie beschrieben hat: und am Schluß der Messierschen Beschreibung eines jeden eine kurze Andeutung der Art, wie J. oder W. Herschel den Gegenstand gefunden. Interessant ist hierbey namentlich zu bemerken, wie viel mehr und anders diese mit ihren so viel mächtigern Werkzeugen oft gesehen haben. So heißt es bey Messier n. 14: ein Nebelfleck, ohne Sterne, nicht groß; bey J. Herschel: kugelichter Haufen, sehr groß, die Sterne kaum zu unterscheiden. Bey

Messier n. 68: ein Nebelfleck ohne Sterne; bey W. Herschel: Sternhaufen. Vergl. auch n. 79. 84. 96. — Die Messierschen Nebelflecke von sehr südlicher Declination finden sich bey John Herschel nicht; derselbe ist aber gegenwärtig auf dem Kap der guten Hoffnung beschäftigt, von dieser Seite seinen Catalog zu vervollständigen. Ja es sind schon jetzt einige Ergebnisse seiner vorzigen Forschungen bekannt geworden. In einem vom 10. Junius 1834 von dort datierten Schreiben Herschel's an Struve, welches von der Petersburger Zeitung mitgetheilt und in mehrere deutsche Blätter übergegangen ist*), heißt es: 'Am 1. April entdeckte ich einen schönen planetarischen Nebelflecken $0^{\circ} 59'$ nördlich von α Argus und ungefähr $4'$ in gerader Aufsteigung dem Stern folgend. Er ist völlig rund, hat einen Durchmesser von $3''$ oder $4''$ und erscheint im Fernrohr mit nicht mehr Nebel umgeben, als etwa ein Stern von der 9. Größe, dem er an Lichtglanz gleichkommt; und am 3. April einen zweyten, $6''$ im Durchmesser, mit einem völlig planetarischen Diskus, aufs schärfste abgegränzt, und ohne allen Nebel. Das Merkwürdigste dabey ist, daß das Licht desselben, welches einem Stern der 7. Größe gleich kommt, entschieden blau ist, und nicht etwa durch die Wirkung des Contrastes, sondern unabhängig davon, in Abwesenheit eines jeden andern Lichtes.' — So weit Herschel! Man hat gesagt: die Astronomie habe ihr Ziel erreicht und wir seyen dem nahe, unsere Observatorien zu schließen. Wenn diese Vollendung auch für gewisse Theile der theoretischen Astronomie gilt; so steht doch den astrognostischen Forschungen noch ein weites Feld

*) S. Augsb. Allgem. Stg. 1834. Dec. 23. Außerord. Beilage No. 503.

offen, und ein noch weiteres Feld des Nachdenkens über die Natur jener wunderbaren Gestaltungen und über ihre Bedeutung für die Welt der Vernunftwesen: worüber Pfaff und jüngst Schubert bemerkenswerthe Winke gegeben haben.

In den literarischen Nachrichten dieses Jahres geschieht auch noch der von den Herren Beer und Mädler in Berlin unternommenen, von Bessel so sehr anerkannten und auch von der Pariser Academie der Wissenschaften mit Beyfall aufgenommenen Mondkarte Erwähnung, deren erste Section erschienen sey. Seitdem ist auch schon die zweyte Section als erschienen angezeigt und die sichere und baldige Beendigung dieser mühsamen und verdienstvollen Arbeit in Aussicht gestellt.

Genes sind die Thaten von fremder Hand, mit welchen dieser Jahrgang der kleinen Ephemeriden ausgerüstet ist. Aber vor Allem werth muß uns derselbe seyn als die letzte Arbeit des erstgenannten Herausgebers, dem es nicht mehr vergönnt war, ihn beendigt zu sehen, werth insbesondere durch einen kleinen Aufsatz, der für den Anhang bestimmt unter seinen nachgelassenen Papieren sich fand und S. 106 — 108 mitgetheilt ist. Hr. Hofr. Harding gibt hier Nachricht von einer höchst merkwürdigen Erscheinung, die er am 8. Julius 1826 beobachtete. Damals nämlich einen Theil der Ophiuchusschlange durchmusternd vermistete er einen Stern 8. Gr., der in Bessel's Zonen verzeichnet ist. Er durchsuchte demnach genau diese Gegend und war damit beschäftigt, die umliegenden Sterne in seine Karte einzutragen; als er nach etwa 10 Minuten den vermisteten Stern in seiner vollen ihm zugeschriebenen 8. Größe erblickte. — Was ist die Ursache dieser Unsichtbarkeit gewesen? Es sind folgende

Fälle denkbar: die Ursache ist entweder eine subjective im Beobachter liegende, oder eine objective; d. h. der Stern ist entweder zwar sichtbar gewesen aber nur nicht gesehen, oder er ist wirklich nicht sichtbar gewesen. Im erstern Fall wäre er nur übersehen worden. Im andern kann die Ursache bezüglich auf den Stern eine innere oder äußere seyn: das erstere, wenn der Stern selbst sein Licht gewechselt hat, das andere, wenn etwas zwischen den Stern und das Auge des Beobachters eintretend den Stern augenblicklich verdeckt hat. In der erstern Hinsicht müßte man den Stern zu der Klasse der sogenannten veränderlichen Sterne rechnen: im andern Fall würde man zunächst an eine Wolke denken, die den Stern dem Auge des Beobachters entzogen habe. Alle diese Erklärungen weist Harding als unzulässig oder doch sehr unwahrscheinlich kurz und bündig, aber überzeugend zurück, was man an Ort und Stelle selbst nachsehen möge, und bleibt dann bey der Vermuthung stehen, daß allerdings eine Bedeckung eingetreten sey, aber durch einen dunkeln Körper, und zwar einen planetarischen Körper. Die Möglichkeit des Daseyns solcher Körper wird durch die Bemerkung geschützt, es sey nicht nothwendig vorauszusetzen, daß Weltkörper so viel Licht ausfenden oder reflectieren, um uns noch sichtbar zu werden und durch Hinweisung auf den analogen Fall der veränderlichen Sterne. — Hierbey drängen sich zwey Bemerkungen auf. Erstlich in Betreff der Beobachtung, so ist allerdings nur der terminus ad quem der Unsichtbarkeit wahrgenommen, der terminus a quo liegt nicht vor, da Harding bey Anfang der Beobachtung den Stern schon vermiste. Es

wäre freylich sehr erwünscht, wenn man auch diesen aus der Wahrnehmung kenne; doch ist wahrscheinlich, daß jene Unsichtbarkeit nicht lange angehalten hatte, vielleicht eben erst eingetreten war: da von einer gleichen Unsichtbarkeit an diesem Stern wie früher nichts verlauset hat, so später bey oftmalß wiederholtem Beobachten Harding's nichts gefunden ist. — Was aber zweytens die Erklärung betrifft, so scheint nur die Wahl zu seyn zwischen der Annahme, daß der Stern veränderliches Licht gehabt habe und der, daß er momentan von einem dunkeln Planeten bedeckt sey. Das erstere ist nicht unmöglich, obwohl dieser Stern alsdann eine durchaus singuläre, wenigstens bis jetzt nicht bekannte Klasse veränderlicher Sterne bilden würde, wegen der plötzlichen Lichtwandelung und die seitdem sich nicht wiederholt hat. Entscheidet man sich aber für einen dunkeln Planeten (denn an eine bloß meteorische Erscheinung wird man im Ernst nicht denken wollen); so wäre durch diese Wahrnehmung eine höchst wichtige Entdeckung gemacht, welche der an die Seite gesetzt werden müßte, durch welche Harding gleich im Anfange seiner astronomischen Thätigkeit seinen Namen verewigt hat, der Entdeckung der Juno. Für diese Vermuthung eine Bestätigung suchend hat Harding wohl so lange gewartet, bis er seine Entdeckung für die öffentliche Mittheilung niederschrieb. Eine solche Bestätigung kann natürlich nicht dadurch erreicht werden, daß man diesen vermuthlichen Planeten zu sehen bekäme; sondern nur indirect, durch ähnliche Erscheinungen, die sich vermöge Bedeckung des dunkeln Planeten an andern Sternen wiederholten. Da ein glück-

liches Zusammentreffen mehrerer solcher Beobachtungen würde sogar zur Kenntniß der Bahn eines solchen von uns gar nicht gesehenen Körpers führen können. Jedenfalls ist jene Erscheinung dazu geeignet, die Aufmerksamkeit der Astronomen auf sich zu ziehen und die Beobachtungen auf jenen Stern hinzulenken, vornehmlich um auszumitteln, ob er irgend einen Lichtwechsel zeigt. Dabey ist vorerst nur eins zu bedauern, daß sich in der Handschrift die genauere Bezeichnung jenes Sterns nicht vorfand. Harding hatte diesen Aufsatz im vorigen Sommer in Karlsbad verfaßt, wo ihm die nöthigen Notizen nicht zur Hand waren. Darin ist denn auch wohl der Grund des Fehlers zu suchen, der selbst in die beyläufige Angabe sich eingeschlichen hat. Es wird nämlich angemerkt, der Stern sey von Bessel 1822 . . . beobachtet und Zone 157. 15^b . . . verzeichnet. Allein weder kommt im Jahre 1822 unter Bessel's Sonnenbeobachtungen die Nummer 157 vor, noch umfaßt die No. 157, die bey Bessel 1823. April 10. aufgeführt ist, die 15te Stunde der geraden Aufsteigung. Harding hatte sich aber offenbar vorbehalten, diese Lücke nach seiner Rückkehr auszufüllen, und würde dann auch die Angabe berichtigt haben, — aber der Tod kam ihm zuvor. Es ist höchst wichtig, diesen Stern zu kennen, theils um seiner selbst willen, theils zur Bahnbestimmung des vermutheten planetarischen Körpers, wenn wiederkehrende ähnliche Erscheinungen dieser Vermuthung eine festere Basis geben sollten. Man hat unter Harding's Nachlaß eine genauere Angabe darüber noch nicht aufgefunden; doch ist nicht zu zweifeln, daß eine solche noch vorhanden ist oder

doch indirect sich wird ermitteln lassen, — in welchem Fall man nicht säumen wird, sie zu veröffentlichen.

Angehängt ist diesen Ephemeriden eine Nachricht von Hardings letzten Tagen. Sie ist nur für seine Freunde bestimmt: die fernem, um ihnen diese Kunde zu bringen; die nahen, um ihnen die Kunde zu erhalten von dem, was in unmittelbarer Kenntnißnahme ihnen sich dargeboten hat. Einem Freunde aber ist es werth, von allen Einzelheiten des Hinganges berichtet zu werden und gerade nur durch Eingehen in das Einzelste gewinnt der Bericht Leben. Denn das Allgemeine ist das Characterlose: es hat weder Gestalt noch Farbe und kann Niemandes Theilnahme erregen. Hiervon ausgehend hat man sich angelegen seyn lassen, hier mitzutheilen, was theils aus persönlicher Anschauung, theils aus den Berichten der nächsten Angehörigen mit Sicherheit hervorgegangen ist. Wer fremd dieser Persönlichkeit ist oder kalt sie ansieht, überschlage diese Worte; er hat kein Recht auf sie.

Folgende Druckfehler sind zu verbessern, von denen jedoch nur der dritte irre leiten kann: S. 3 Jan. 9 col. 4 statt 888 l. 288. S. 6 Febr. 17 col. 6 statt 10 l. 19. S. 72 für Copenhagen 3. 2 von unten col. 3 statt $+ 0^{\circ} 4' 54''$ l. — $0^{\circ} 10' 32''$. — Auch ist in dem vorigen Jahrgange, dem für 1834, in dem Aufsatz des Herrn Dr Olbers S. 124 3. 9 von oben statt $4' 32''$ zu lesen $4' 42''$.

Wenn wir uns schließlich noch eine allgemeine Bemerkung erlauben dürfen, so sey es der Wunsch, daß diese Ephemeriden, die nun geschlossen vorliegen, doch auch, während sie

bestimmt waren, die astronomische Erkenntniß zu fördern, nun, nachdem Harding geschieden ist, dienen mögen, auf seinen stets unermüdlischen Eifer für die Wissenschaft hinzuweisen und diesen zu noch allgemeinerer Anerkennung zu bringen. Freylich was mehr ist, als dieses, als alle Wissenschaft und aller Fleiß: das Gemüth des Mannes können sie nicht abspiegeln. Denn es ist das Schicksal mathematischer Werke, daß sie zwar allgenügend seyn können dem Verstande, aber auch darin ihren Lohn dahin haben. Sie zeigen den Mann vom Fache, den Menschen nicht. Und doch mag wohl jenes Werk dienen, auch in dieser Hinsicht Zeugniß abzulegen. Es ist ein Denkmal der vollkommensten Uneigennützigkeit Hardings, welcher sich der großen Mühe dieser Arbeiten, die er dem größern Theil nach selbst durchführte, unterzog, ohne irgend einen andern Gewinn, als der in dem Bewußtseyn liegt, etwas die Wissenschaft Förderndes zu vollbringen. Es wird nicht überflüssig seyn, dieses hier ausdrücklich bemerkt zu haben, da sein Unternehmen wenn auch nur vorübergehende Mißdeutung gefunden hat, als habe er dadurch andern Arbeiten der Art in den Weg treten wollen. Wer ihn kannte wird zeugen, daß dieses seiner Weise fern lag, daß er, wenn irgend einer, frey war von Selbstsucht: ja sein ganzes Leben zeugt dafür, daß er, ohne sich selbst und seinen Ruhm zu suchen, Opfer der Wissenschaft zu bringen wußte. Doch was bedarf es der Rechtfertigung, was bedarf es des Zeugnisses? Der Mißverstand, wie kränkend er auch war, mußte bald weichen. Nahen und Fernen aber ist sein Bild mit unauslöschlichen Zügen ins Herz geschrieben,

das Bild eines Mannes, der den Ernst der strengen Wissenschaft mit Heiterkeit und Wohlwollen, und die das Universum aufschließende Erkenntniß mit der Einfalt eines Kindes und der Demuth eines Christen verband.

F. P.

L o n d o n.

The history, opinions and present legal position of the english Presbyterians; published under the direction of 'the english presbyterian association'. 1834. 174 Seiten in gr. 8.

Nicht eine Untersuchung von rein historischem Interesse, sondern eine Parteyschrift zur Erlangung pecuniärer Vortheile wird hier kurz zu besprechen seyn. Es handelt sich um bedeutende Stiftungen einer Lady Hewley in Yorkshire, deren bisher den Presbyterianern unbestritten gewesener Genuß ihnen jetzt wegen Aenderung des Credo und nicht mehr vorhandener Identität der Person streitig gemacht wird. Die Stifterin vermachte 1704 ihre bedeutenden Güter und Ländereyen für poor and godly preachers for the time being of Christ's Holy Gospel, deren Wittwen, Söhne, stiftete Armenhäuser und Spitäler. Ihre Stiftung hatte den Zweck, dem Nonconformistischen Clerus, der nach factisch durchgesetzter Lostrennung von der Englischen Kirche, in großer Bedrängniß lebte, Unterstützung zu verleihen. Die Aufgabe vorliegender kirchenrechtlichen Deduction geht nun dahin, zu beweisen, daß die von der Stifterin bedachten Beneficiaten Niemand anders seyn können, als die gegenwärtig

tigen Presbyterianer Englands. Es handelt sich um bedeutende reelle Vortheile, und da lohnte es sich wohl, dem Court of Chancery zu beweisen, daß die gegenwärtigen Presbyterianer nicht allein die wahren Erben der damaligen Nonconformistischen Lehren und Grundsätze, sondern auch der Güter und Beneficien seyen. Die Untersuchung mußte dogmen- und kirchenhistorisch geführt werden, um zu erhärten, daß das wahre Princip der Presbyterianer, Lossagung von jedem fixierten Glaubensbekenntniß, und alleiniges Zurückgehen auf den Boden der Schrift, damals und jetzt daselbe sey. Ob darum zu irgend einer Zeit Dogmen wie Trinität und Erbsünde unter den Presbyterianern mehr oder mindere Geltung gehabt haben, könne durchaus nicht als charakteristisches Kennzeichen der Parthey betrachtet werden, sondern allein das normative Princip von der Geltung der Schrift. Der Verfasser sucht dann aus Lebensumständen der Stifterin zu beweisen, daß sie nur mit Presbyterianern in diesem Sinne verkehrt, sich zu Geistlichen dieser Denkart gehalten, durch die Ausdrücke ihrer Stiftungsurkunde nur diese bezeichnet habe. Die Presbyterianische Association hatte sich während dieses Processes besonders durch die Herausgabe einer 'Verbesserten Uebersetzung des Neuen Testaments' geschadet, worin die evangelischen Dogmen von Christi Erlösungswerk und der Erbsünde wohl ziemlich leichtfertig behandelt seyn mögen. Der Vice-Chancellor gab deßhalb schon sein gutachtliches Urtheil dahin ab, daß die poor and godly preachers of Christ's Holy Gospel, für die jene Stiftung bestimmt war, unmöglich unter einer Association gefunden werden könnten, die so offenbar

dem Evangelium entgegen sey. Gegen diese Ansicht, die durch die dogmatische Strenge der Englischen Kirche und Behörden, sich ebenfalls bey dem höchsten Gerichtshofe selbst leicht festsetzen kann, versucht nun gegenwärtige Schrift sich auf das constitutive Princip ihrer Gesellschaft zu berufen, wornach das Evangelium allerdings Basis der Lehre bleibe, dessen Auslegung aber, und also auch die Bestimmung, ob dieses oder jenes Dogma schriftgemäß sey, nicht von irgend einer menschlichen Autorität, am wenigsten also, als rein theologische Frage, von dem Gerichtshofe entschieden werden könne. Der behandelte Gegenstand läßt einen interessanten Blick in die inneren Verhältnisse der kirchlichen Parteyen Englands thun. Die theologischen Denkartten stehen einander schroff gegenüber, haben aber kaum so sehr ein dogmatisches Interesse zu verfechten, als vielmehr ihre äußere Stellung, Kirchengüter, Stiftungen, Beneficien zu bewahren oder zu erkämpfen. Wie bey diesem Vorfall im Kleinen, so bey der Stellung der established church im Großen ist die gegenseitige Erbitterung um so größer, weil unter dem Namen der Kirche um manche höchst äußerliche, mit dem kirchlichen Leben nur sehr entfernt zusammenhängende Dinge gekämpft wird.

G ö t t i n g e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

8. Stück.

Den 17. Januar 1835.

G ö t t i n g e n.

Der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften hat der Prof. Weber in ihrer letzten Sitzung eine Abhandlung *de fili bombycini vi elastica* übergeben, von der wir hier folgenden Auszug mittheilen.

Eine Untersuchung über die Größe und Verschiedenheit der Elasticität der Seide schien schon aus dem Grunde wünschenswerth, weil seidene Fäden häufig zu Apparaten gebraucht werden, die zur Messung anderer Naturkräfte bestimmt sind. Zu vielen der feinsten electricischen, galvanischen und magnetischen Apparaten werden umgedrehte Seidenfäden angewendet. Der Vortheil, den die Seidenfäden bey solchen feinen Messapparaten vor andern Fäden gewähren, beruht darauf, daß sie eine sehr geringe Torsionskraft besitzen. Diese Kraft ist aber doch nicht so gering, daß sie bey genauen Messungen außer Acht gelassen werden dürfte: inzwischen kann sie, wie es Hr. Hofr. Gauß bey seinen magnetischen Messungen gethan

hat, durch eine passende Combination verschiedener mit dem Meßapparate selbst angestellter Versuche, sehr genau bestimmt werden. Da hiernach schon die Erfahrung die Unentbehrlichkeit einer genauen Bestimmung der Elasticität der Seidenfäden gezeigt hat; so ist zu erwarten, daß eine eigens darüber angestellte Untersuchung von Interesse seyn und deren Resultate mehrfältige nützliche Anwendungen finden werden.

Ein allgemeineres Interesse gewährt aber die Untersuchung der Elasticität der Seide für die Erforschung des Wesens der Elasticität selbst, um derentwillen es ohnedem nöthig ist, die Elasticität vieler und zwar recht verschiedenartiger fester Körper zu untersuchen.

Beym ersten Anblick scheinen zwar die Metalle, in Stab- oder Draht-Form angewendet, zur Untersuchung der elastischen Kraft besonders geeignet zu seyn, weil sie diese Kraft in vorzüglich hohem Grade besitzen: bey näherer Prüfung ergibt sich jedoch das Gegentheil. Je größer nämlich die elastische Kraft eines Körpers ist, desto kleiner sind die sichtbaren und meßbaren Wirkungen, auf deren genauer Beobachtung alle Untersuchungen über die Elasticität gegründet werden müssen. Z. B. je größer die elastische Kraft eines Stabes ist, desto weniger wird er durch eine gegebene äußere Kraft zusammengedrückt oder ausgedehnt, und desto kleiner ist die Zeit, in der er unter sonst gleichen Verhältnissen eine Schwingung macht; woraus folgt, daß, wenn die Kraft sehr groß ist, keine genaue Messung mehr möglich ist. Daher um die Elasticität selbst kennen zu lernen, weniger elastische Körper, wie die Seide, den sehr elastischen, wie die Metalle, wirklich vorzuziehen sind. Hierzu kommt, daß die Seidenfäden durch ihre Länge und Gleich-

heit für die Untersuchung noch besondere Vortheile bieten.

Weil es also ein großes Bedürfniß ist, daß die elastische Kraft mehrerer verschiedenartiger, festen Körper genau untersucht werde, weil ferner gerade die Seidenfäden sich durch Eigenschaften auszeichnen, die bey dieser Untersuchung von Nutzen sind, und weil endlich wegen des Gebrauchs, den man gegenwärtig von Seidenfäden bey andern physicalischen Untersuchungen macht, die nähere Kenntniß der Elasticität der Seide ihre unmittelbare Anwendung findet — aus allen diesen Gründen ist eine Untersuchung der Elasticität der Seide von Wichtigkeit und Nutzen.

Es lassen sich aber nicht die nämlichen Hülfsmittel, welche man sonst zur Untersuchung der Elasticität fester Körper gebraucht, bey so feinen Fäden, wie die Seidenfäden sind, anwenden. Es leuchtet z. B. von selbst ein, daß die von Gravesande angegebenen Mittel zur Messung der Elasticität so dünner Körper wie die Seidenfäden nicht geeignet sind; dasselbe gilt auch von allen übrigen seitdem zu gleichen Zwecken vorgeschlagenen Mitteln. Die einzige hier zu gebrauchende Methode ist vom Hn Hofr. Gauß dem Verfasser mitgetheilt worden, und besteht darin, den zu untersuchenden Faden horizontal aufzuspannen, indem sein eines Ende an ein Schraubenmicrometer, sein anderes Ende an ein an einem langen Drahte aufgehängenes Gewicht geknüpft wird. Das Schraubenmicrometer wird darauf bald vorwärts bald zurück bewegt, wodurch der Faden bald gespannt, bald abgespannt, und der Draht, an welchem das Gewicht hängt, bald mehr bald weniger geneigt wird, aus welcher Neigung die Größe jener Spannung sich berechnen läßt. — Es würde zu weit führen, die Vortheile, welche

diese Einrichtung gewährt, hier alle nachzuweisen, die nicht allein zur Erreichung des Hauptzwecks (der Kenntniß der elastischen Kraft), sondern auch zur Erreichung mancher nützlichen und nothwendigen Nebenzwecke dienen. Zu letztern gehört die Bestimmung der Haltbarkeit und Dehnbarkeit des Fadens.

Auf diesem Wege hat sich ergeben, daß die Haltbarkeit eines Seidenfadens so groß ist, daß er durch sein eigenes Gewicht erst zerrissen wird, wenn er eine Länge von 27414 Metern erhalten hat. Ferner hat sich ergeben, daß die Dehnbarkeit des Fadens so groß ist, daß, wenn derselbe früher noch nicht ausgedehnt worden war, seine Länge, ehe er reißt, etwa um $\frac{1}{3}$ zunimmt, von welcher Verlängerung nur etwa der dritte Theil auf Rechnung der Elasticität zu setzen ist; die beiden andern Drittel aber als eine bleibende Verlängerung des Fadens anzusehen sind.

Was aber den Hauptzweck betrifft, nämlich die Kenntniß der Elasticität der Seide, so hat der Verf. mit möglichster Genauigkeit den Modulus der Elasticität bestimmt, der sich am bequemsten durch die Länge ausdrücken läßt, die ein Faden haben muß, der durch sein eigenes Gewicht (vorausgesetzt daß er haltbar genug wäre, daß er dadurch nicht zerrissen würde) die Länge seines obersten Theiles, an dem er hängt, verdoppeln soll. Diese Länge ist zu

864400 Metern

bestimmt worden, woben die Dichtigkeit der Seide noch zu kennen von Interesse seyn kann, die von der des Wassers wenig verschieden gefunden worden ist.

Mit dieser bloßen Bestimmung des Elasticitäts-Modulus hat sich aber der Verf. nicht begnügt, sondern er hat die auf dem neuen Wege

gemachten Erfahrungen auch mit denjenigen Elasticitäts-Gesetzen, zu deren genauer Bestimmung jener Modulus dienen soll, verglichen. Und es hat sich aus dieser Vergleichung ergeben, daß die Elasticitäts-Gesetze in der Art ausgesprochen, wie bisher geschehen ist, mit mehreren neuen Beobachtungen in Widerspruch sind, woraus zwar nicht hervorgeht, daß sie falsch, doch aber, daß sie unzureichend und unvollständig sind. Sie zu ergänzen ist daher das Hauptbemühen des Verf. geworden.

Die bekannten Elasticitätsgesetze beziehen sich vorzüglich auf das Verhältniß, welches bey dem Gleichgewicht zwischen Ausdehnung und Spannung Statt findet, und dieses Verhältniß wird in jenen Gesetzen bey einem und demselben Faden als immer constant genommen. Das Verhältniß der Ausdehnung zur Spannung, heißt es, sey immer gleich, die Spannung sey groß oder klein, sie dauere lange oder kurze Zeit. Diese Unabhängigkeit jenes Verhältnisses von der Größe der Kraft und von der Dauer ihrer Wirksamkeit bestätigt sich nun in der That nicht, sondern die Beobachtung zeigt offenbar, daß nach erfolgter Anspannung (mit der zugleich die aus dem Elasticitäts-Modulus nach dem Gesetz der Proportionalität zu berechnende Ausdehnung eintrat) im Verlaufe längerer Zeit noch eine weitere Ausdehnung nachfolgte, die durch die Elasticitätsgesetze nicht bestimmt war, die als Wirkung oder Function der Fortdauer der Spannung zu betrachten ist, und die der Verf. mit dem Namen der Nachwirkung bezeichnet hat.

Diese elastische Nachwirkung kann leicht mit der Dehnung des Fadens, von der oben die Rede gewesen ist, verwechselt werden, die lange schon bekannt ist, und durch kleine bleibende Ver-

änderungen im Aggregatzustande des festen Körpers erklärt wird. Von dieser Dehnung ist aber jene Nachwirkung ganz verschieden, und kann davon auch in den Beobachtungen leicht unterschieden werden. Es liegt nämlich in der Natur jener Dehnung, daß sie bloß nach einer Vermehrung, nicht aber nach einer Verminderung der Spannung Statt finden kann. Die elastische Nachwirkung dagegen tritt stets, eben so wohl nach vermehrter als nach verminderter Spannung ein. Nach einer vermehrten Spannung besteht die Nachwirkung in einer von der Dauer der Anspannung abhängigen Zunahme der Länge: nach einer verminderten Spannung besteht die Nachwirkung in einer von der Dauer der Abspannung abhängigen Abnahme der Länge — und die Erfahrung hat gezeigt, daß diese beiden entgegengesetzten Nachwirkungen, jene Zunahme und diese Abnahme der Länge, für gleiche Spannungsunterschiede der Größe nach gleich sind. — Ferner ist diese Nachwirkung von einer bloßen Dehnung des Fadens auch durch Folgendes wesentlich unterschieden. Es liegt in der Natur der Dehnung, daß sie bey Wiederholung derselben Versuche mit denselben Körpern immer kleiner und kleiner wird, während die Erfahrung zeigt, daß die elastische Nachwirkung immer die nämliche bleibt. Auf diese letztgenannte Eigenthümlichkeit der Dehnung, daß sie bey mehrfältiger Wiederholung derselben Versuche mit demselben Faden immer kleiner wird und endlich ganz verschwindet, ließ sich ein Verfahren gründen, den Einfluß der Dehnung bey den Versuchen über die Elasticität gänzlich auszuschließen.

Ehe nämlich der Hauptversuch gemacht wurde, wurde der dazu anzuwendende Faden besonders vorbereitet. Diese Vorbereitung des Fadens be-

stand darin, daß der Faden ein paar Stunden lang angespannt und dann wieder abgespannt wurde. Es ergab sich, daß der Faden beträchtlich und zwar bleibend verlängert worden war. Diese Operation wurde darauf ein zweytes und drittes Mal wiederholt. Auch das zweyte Mal erhielt er eine bleibende aber kleinere Verlängerung. Nach drey maliger Wiederholung entstand keine neue bleibende Verlängerung mehr. Indem sonach von nun an innerhalb bestimmter Grenzen der Spannung die Dehnung ausgeschlossen war, wurde nun der Hauptversuch gemacht. Der Faden wurde 24 Stunden lang gespannt erhalten und dann schnell abgespannt und vor und nach dieser schnellen Abspannung gemessen. Der gefundene Längenunterschied mit dem ebenfalls gemessenen Spannungsunterschiede verglichen, ergab den Elasticitäts-Modulus, oder denjenigen Theil der Verkürzung, der von der Spannungsabnahme unmittelbar abhängt, und folglich zugleich mit ihr eintritt. Der andere Theil der Verkürzung, der bisher der Beobachtung entgangen war, dauert darauf 24 Stunden lang merklich fort. Und wenn diese Verkürzung auch sehr langsam geschieht, so beträgt sie doch zuletzt bey Seidenfäden beynabe den dritten Theil der erstern, darf also schon ihrer Größe wegen nicht unbeachtet bleiben. Uebrigens geschieht sie zwar im größern Theile der Zeit sehr langsam, im Anfang aber mit dem Microscop beobachtet ist sie groß genug, um von Minute zu Minute gemessen zu werden. — Bey der oben beschriebenen Einrichtung des Apparats ist zu bemerken interessant, daß diese nachfolgende Verkürzung des Fadens, dieser Einrichtung gemäß, sogar mit einer Spannungszunahme verbunden seyn mußte und wirklich verbunden war, statt nach den bekannten Elasticitätsgesetzen das entgegengesetzte Statt finden sollte, mit der Verkürzung des

Fadens nämlich eine ihr proportionierte Spannungsabnahme verbunden seyn sollte.

Diese anfangs von Minute zu Minute, nachher in längern Zeitabschnitten gemachten Messungen der nachfolgenden Verkürzung ergeben so regelmäßige Zahlenreihen, daß das Gesetz der Abhängigkeit dieser Verkürzung von der Zeit sich daraus bestimmen läßt. Das einfachste Gesetz, das diesen Messungen Genüge leistet, hat Hr Hofr. Gauß dem Vf. mitzutheilen die Güte gehabt, und die Abhandlung enthält mehrere Vergleichen dieses Gesetzes mit der Erfahrung. Es besteht dieses Gesetz darin, daß der Rest der Verlängerung oder Verkürzung, der von irgend einem Augenblicke an noch zu erwarten ist, der bis zu diesem Augenblicke verflossenen, von einem bestimmten Momente an zu rechnenden Zeit umgekehrt proportional ist.

Zum Beleg für dieses Gesetz möge folgende Reihe von Messungen dienen, denen in der vorletzten Columne die nach der Formel

$$3900 + \frac{23,7}{7,4 + t}$$

berechneten Werthe zur Vergleichung beygefügt sind

N.	Zeit	Spannung	Gemessene Länge	Berechnete Länge	Unterschied
		Gramm	Millim		
1.	0,0	9,341	3921,90		
2.	2,1	4,215	3902,55	3902,50	— 0,05
3.	3,6		3902,08	3902,15	+ 0,07
4.	4,6		3901,84	3901,98	+ 0,14
5.	8,5		3901,61	3901,49	— 0,12
6.	11,0		3901,38	3901,29	— 0,09
7.	12,7		3901,23	3901,18	— 0,05
8.	16,2		3900,99	3901,00	+ 0,01
9.	25,7		3900,75	3900,72	— 0,03
10.	36,0		3900,51	3900,55	+ 0,04
11.	68,0		3900,14	3900,31	+ 0,17
12.	250,0		3900,14	3900,09	— 0,05

Diese neue Thatsache schien dem Vf. Aufschluß und Licht über eine andere unerledigte Frage zu geben und dadurch selber neues Interesse zu gewinnen, nämlich über die Abnahme der Schwingungsbögen bey Körpern, die durch ihre eigene Elasticität getrieben schwingen, z. B. bey einem Faden, der an seinem obern Ende befestigt, an seinem untern Ende ein Gewicht trägt, und um seine eigene Are gedreht in Schwingung geräth. Diese Abnahme der Schwingungsbögen erklärte man aus dem Widerstande der Luft. Dieser Widerstand der Luft konnte aber bis jetzt nicht genau berechnet werden und es ist daher bis jetzt unentschieden geblieben, ob dieser Grund zureiche oder nicht. Nur so viel ist gewiß, daß das von Newton aufgestellte Gesetz, daß der Widerstand der Luft dem Quadrate der Geschwindigkeit proportional sey, nicht in Anwendung kommen könne, weil die Abnahme der Schwingungsbögen nach dem Gesetze einer geometrischen Reihe erfolgt, wenn die Zeiträume nach dem Gesetze einer arithmetrischen Reihe wachsen, welches eine Kraft voraussetzt, die der Geschwindigkeit selbst proportional ist. Es muß daher der Widerstand der Luft einer neuen und genaueren Untersuchung unterworfen werden, zugleich muß aber geprüft werden, ob nicht jene Abnahme der Schwingungsbögen zum Theil aus einer ganz andern Quelle als dem Widerstande der Luft herrühre. Diese letztere Prüfung hat der Vf. vorgenommen und glaubt erstens durch seine Versuche beweisen zu können, daß die Ursache der Abnahme der Schwingungsbögen nicht bloß in der Luft, überhaupt nicht bloß außer dem schwingenden Körper gelegen sey, sondern zum Theil in der Natur des schwingenden Körpers selbst schon begründet sey,

und daher zum Theil auch Statt finden würde, wenn der Körper im leeren Raume von seiner Elasticität getrieben schwänge, wo die umgebenden Körper gar keinen Einfluß auf ihn ausüben könnten. Sodann glaubt der Verf. darthun zu können, daß dieser innere, in der Natur des schwingenden Körpers selbst liegende Grund seiner Schwingungsabnahme in seiner Eigenthümlichkeit, nach erfolgter An- oder Abspannung eine von der Dauer dieser An- oder Abspannung abhängige Ausdehnung oder Zusammenziehung zu erleiden, enthalten sey.

Schon bey acustischen Versuchen ist die Aufmerksamkeit des Verfs. darauf gerichtet gewesen, daß manche Körper sehr gut, andere sehr schlecht tönen, ungeachtet man keinen Grund von diesem Unterschiede anzugeben wußte. Z. B. vergleicht man einen Holzstab, Glasstab und Eisenstab von ganz gleicher Form, so findet man, daß der Holzstab angeschlagen sehr schwer, kaum hörbar, nur im Momente, wo er angeschlagen wird, tönt. Der Glasstab tönt dagegen am vollsten und längsten. Der Eisenstab tönt viel besser als der Holzstab, aber nicht so lange und so schön wie der Glasstab. Was ist die Ursache davon? Gewöhnlich beachtet man bloß die Form und Elasticität der tönenden Körper: diese sind aber in allen diesen dreyen nahe gleich. Höchstens beachtet man noch die Dichtigkeit, weil auf die Bewegungen des dichteren die umgebende Luft geringeren Einfluß hat. Der Glasstab aber, welcher am besten tönt, hat die mittlere Dichtigkeit. Es muß also noch etwas in der Natur der Körper liegen, wovon ihre Tönfähigkeit abhängt. Alle spröden Körper scheinen, wenn sie

nicht brüchig sind, zu acustischen Zwecken sich besser zu eignen als die nicht spröden; die Metalllegierungen besser als die einfachen Metalle; der glasharte Stahl besser als das ausgeglühete Eisen; die geschmeidigen animalischen und vegetabilischen Stoffe am schlechtesten. Diese animalischen und vegetabilischen Stoffe sind es nun aber, welche jener elastischen Nachwirkung, welche am Seidenfaden gemessen worden ist, am meisten unterworfen sind. — Zugleich bemerkt man an allen diesen Körpern, daß sie nicht lange fortschwingen, d. i. daß die Schwingungsbögen sehr schnell abnehmen. Es scheint daher ganz naturgemäß zu seyn, die schnelle Abnahme der Schwingungsbögen als Ursache der Schallunfähigkeit, die elastische Nachwirkung aber als Ursache jener schnellen Abnahme der Schwingungsbögen anzusehen. Bestätigt sich dieser Grund der Schallunfähigkeit, so läßt sich darauf eine neue Classification der tonfähigen Körper gründen, welche für die Anwendung gewiß eben so wichtig, als die nach der Form und Elasticität aufgestellten Classificationen, seyn wird.

Wie kann nun aber die elastische Nachwirkung jene Schwingungsabnahme bewirken? Zu diesem Zwecke vergleicht der Verf. den Augenblick der Schwingung, wo die größte Ausdehnung oder Beugung oder Drehung Statt findet, mit dem Augenblicke bey seinen Versuchen, wo die größte Anspannung erfolgt war. Folgte nun darauf bey diesen Versuchen eine Verlängerung ohne Anspannung des Fadens, so wird hier umgekehrt eine Abspannung ohne Verkürzung des Fadens die Folge seyn, was so viel ist, als wenn der Schwingungsmittelpunct der größten

Elongationsweite genähert worden wäre. — Eben so vergleicht er den Augenblick, wo der schwingende Körper zur Lage des Gleichgewichts (zum Schwingungsmittelpunct) zurückgekehrt ist, mit dem Augenblicke bey jenen Versuchen, wo der Faden am meisten abgespannt war. Folgte dann bey jenen Versuchen eine Verkürzung ohne Abspannung des Fadens, so wird hier umgekehrt eine Anspannung ohne Verlängerung die Folge seyn, was so viel ist, als wenn der Schwingungsmittelpunct nochmals nach derselben Seite verrückt worden wäre. — Hieraus ergibt sich, daß der Schwingungsmittelpunct bey jeder Hinzuschwingung etwas rückwärts, bey jeder Rückschwingung etwas vorwärts verlegt wird, woraus nothwendig eine Abnahme des Schwingungsbogens, bey jeder Schwingung nahe um das doppelte jener Verschiebung, bewirkt wird.

M i n c h e n.

Reise über England und Portugal nach Brasilien und den vereinigten Staaten des La Plata: Erromes während der Jahre 1823 bis 1827 von J. Fr. von Weech. 1. und 2. Theil. 1831.

Eine Reisebeschreibung die man zur Unterhaltung und Belehrung empfehlen kann, da der Verfasser was er selbst erlebt und gesehen einfach und doch anziehend schildert, so daß man ihn gern auch über die Städte und Gegenden hört, die schon viel besucht und oft beschrieben sind.

Die Veranlassung zu seiner Reise schildert er selbst (S. 3): „Sehnsucht fremde Völker und

Länder zu sehen, sagt er, trieb mich von früher Jugend an. Meine freudige Ueberraschung war daher außerordentlich, als mir im Anfange des Jahres 1823 Briefe aus London zukamen, welche mich einluden, an einer landwirthschaftlichen Niederlassung in Brasilien Theil zu nehmen. Der Brieffschreiber war mir persönlich als ein talentvoller, rechtlicher Mann bekannt; das Dafeyn beträchtlicher Fonds zu der beabsichtigten Unternehmung wurde ausgewiesen; meinerseits hatte ich mich, nicht ohne Erfolg, auf die theoretische und practische Erlernung der Landwirthschaft gelegt, alles Gewagte und Ueberteuerliche, was gewöhnlich mit Unternehmungen in so entfernte Länder verbunden ist, fiel also weg, und ich nahm keinen Anstand, dem Rufe Folge zu leisten.' — Das Unternehmen scheiterte aber, wie der Verf. später angibt.

Seinen kurzen Aufenthalt in England benutzte er, sich mit der Hauptstadt und deren Umgebung bekannt zu machen. Er segelte dann nach Lissabon und gern begleitet man ihn auf seinen Gängen durch diese Stadt und bey seinen Ausflügen nach Cintra, Mafra u. s. w. Er gibt dann eine gedrängte Uebersicht der Geschichte Brasiliens, von der Entdeckung des Landes, bis auf unsere Zeiten, und statistische und geographische Bemerkungen. Die Ueberfahrt nach Brasilien war glücklich, nur durch Unwissenheit und Starrsinn des Capitäns langsam, so daß die Reisenden, als sie endlich das ersehnte Land erblickten, kaum den Augenblick der Landung erwarten konnten. Der herrliche Hafen Rio Janeiro's, die schönen Umgebungen desselben, das Leben am Ufer, alles reizte ihre Neugier und

spannte ihre Erwartung. Bey dem entseßlichen Getöse der arbeitenden Neger und dem Gewühle der mit dem Ein- und Ausladen der Waaren beschäftigten Menschen aller Nationen, erzählt der Verfasser, waren wir herzlich froh in einem Englischen Gasthose Unterkunft zu finden. Seit vielen Wochen auf Salzfleisch, Zwieback und schlechtes Wasser beschränkt, fanden wir die Bewirthung vortrefflich; besonders mundeten uns die herrlichen Früchte des Landes so sehr, daß wir die in einem heißen Klima so nöthige Mäßigkeit überschritten, und unsren, beynah eingezalzenen Magen mehr aufbürdeten, als sie ertragen konnten; wir eilten daher früh zu Bette, aber dort war an keine Ruhe zu denken. Schwärme von Moskitos und anderen Insecten fielen mit wahren Blutdurste über uns her, und die Anstrengung ihre Angriffe abzuwehren setzte uns, bey der ohnehin lästigen Schwüle der Luft, in den heftigsten Schweiß, wir verließen unsere harte Lagerstätte, öffneten alle Fenster und vereinigten uns zu einer allgemeinen Jagd auf unsere Peiniger, welche uns gegen Mitternacht verließen, und von anderen Fliegen abgelöst wurden, deren Stich nicht minder schmerzhaft war. Wir ließen Limonade kommen und tranken eine große Menge, aber unser Durst nahm mit jedem Glase zu, und der Schweiß drang zuletzt in großen Tropfen aus allen Poren unsers ermatteten Körpers. Ein im Saale befindliches Thermometer zeigte 20° Wärme nach Reaum., und unser begeistertes Urtheil über das Land, welches wir zu unserer künftigen Heimath gewählt hatten, wurde etwas herabgestimmt, wenn wir an die unermessliche Hitze am Tage und an die Qualen der darauf folgenden Nacht dachten.

Gegen Morgen wurde es etwas kühler und der Schlaf überwältigte uns; bey unserem Erwachen aber waren wir mehr oder minder von den rückkehrenden Moskito's so zugerichtet, daß Manche von uns die Augen nicht öffnen konnten und ganz unkenntlich geworden waren; eine Unannehmlichkeit, welche, wie unser Wirth betheuerte, jedem Ankömmlinge begegne, da die gedachten Thierchen ganz besondere Liebhaber und Kenner des Europäischen Blutes sind; nach einigen Wochen, meinte er, würden wir wenig mehr von ihnen belästigt werden.'

So fand der Reisende überall mancherley Schwierigkeiten und manches Unannehmliche, benutzte aber wacker seine Zeit Bemerkungen aller Art zu sammeln. Wir lernen durch ihn die Stadt und ihre Umgebungen, die Bewohner derselben nach ihren Sitten, Gebräuchen, Einrichtungen u. s. w. von der guten und bösen Seite kennen, von der kaiserlichen Familie an, bis zu den Negerclaven.

Die Reise durch die Provinz Minas Geraes und die Bemerkungen über diese Provinz füllen einen großen Theil des zweenen Bandes. Der Verfasser fand überall freundliche Aufnahme, und wir erhalten über diese wenig besuchten Gegenden interessante Notizen. 'Ich bin jetzt vollkommen überzeugt, erklärt der Verfasser (II. S. 264), dem geneigten Leser durch die Beschreibung dieser Provinz den größten Theil Brasiliens geschildert zu haben, und bemerkte schon einmal, daß, wer sich nur wenige Tagereisen von der Seeküste in das Innere des Landes begab, sich einen Begriff von

ganz Brasilien machen kann. Weder Kunstfleiß noch Geschmack erregen die Aufmerksamkeit des Wanderers; weder Kunststraßen noch blühende Felder ergehen sein Auge; er kann sich nur an der unbeschreiblich erhabenen Natur, an den herrlichsten Gegenden weiden; aber die Einförmigkeit derselben, der stete Wechsel von unermesslichen Wäldern und unübersehbaren Ebenen ermüden ihn zuletzt und so bald der Reiz der Neuheit verschwindet, findet er nichts mehr, was ihm die Annehmlichkeiten, welche ihm der civilisierte Welttheil den er verließ so reichlich anbot, ersetzen könnte.'

Es wird noch lange dauern ehe das große und reiche Brasilien auch nur zum Theil cultiviert seyn wird. Characteristisch ist die Redensart die man hier, wie in Portugall, überall hört: *tenha paciencia!* hab Geduld! Einem Engländer der in Lissabon von Straßenräubern angefallen ward und der um Hülfe schrie, rief ein vorbeifahrender Kutscher zu: *tenha paciencia!* Der Minister sagt es dem vergebens Bittenden; der Schuldner dem Gläubiger, der Arzt dem Kranken, der Aufwärter im Gasthause dem Stunden lang vergebens Wartenden, und so führt jeder diese Redensart im Munde.

....I.

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

9. Stück.

Den 19. Januar 1835.

H a l l e.

Apud Ed. Anton, 1834: *Commentatio de hydrope ovariorum profluente, qua Viro etc. J. a Wiebel etc. solemnia muneris semiseularia Cal. Octobr. 1834 celebranti gratulatur Ern. Blasius, med. et chir. Dr. et professor Halensis.* 24 S. in 4.

Vorstehende Abhandlung erörtert einen bis jetzt noch nicht genau gekannten Krankheitszustand: denn wenn auch ein paar Beobachtungen ähnlicher Fälle von andern Aerzten bekannt gemacht mit den hier mitgetheilten übereinstimmen, so gebührt doch dem Verf. die Ehre, zuerst das nöthige Licht über das Wesen derselben verbreitet zu haben. — Der Verf. bezeichnet mit dem Ausdrucke ‘Hydrops ovar. profluens’ diejenige Art, wobey die in der Höhle des erkrankten Ovariums befindlichen Flüssigkeiten durch die Mutterröhre in die Gebärmutter ein- und von da durch die Scheide ausfließen. Ost

mag wohl diese Krankheit mit Gebärmutter-
Wassersucht verwechselt worden seyn. Die Aus-
scheidung der krankhaft angehäuften Flüssigkeit
gibt einen neuen Beweis, welcher Mittel sich
die Natur zur Hebung gewisser Leiden bedient.
Der näheren Untersuchung schießt der Verfasser
zwey Krankheitsfälle voraus, die er selbst beob-
achtet hat, von welchen indessen nur die Mit-
theilung des zweyten vollständig genannt wer-
den kann, indem es hier dem Verf. vergönnt
war, die höchst interessante Section anzustellen.
Die Person erlag der asiatischen Cholera, wäh-
rend die Kranke des ersten Falls noch am Le-
ben ist. Bey beiden war jener ominöse Aus-
fluß vorhanden, und die äußere Untersuchung
ließ deutlich fluctuierende Geschwulst der Ova-
rien fühlen. Bey der Verstorbenen fanden sich
beide Eyerstöcke in 5 bis 6 größere Zellen und
in mehrere kleinere abgetheilt, von welchen meh-
rere mit einander communicierten: die Zellen
selbst enthielten verschiedene Stoffe, die größe-
ren eine bräunlich gelbliche Flüssigkeit, verdor-
benem Eiter ähnlich, die kleineren eine gelbe
zähe Gallerte, die kleinsten dagegen klares Se-
rum. (Diese Beobachtung stimmt in Bezie-
hung auf die verschiedene Beschaffenheit des
Contenti ganz mit derjenigen überein, welche
Callisen gleichfalls bey einem und demselben
Subjecte fand: er erzählt nämlich in den Col-
lect. soc. med. Hav. Vol. II. art. 14 — 53
einen Fall von Hydrops ovar., wo zuerst ei-
ne wässerige, später eine lymphatische, dann
eine gallertartige, eine blutige, und zuletzt eine
eiterartige Flüssigkeit bey der Paracentese aus-
floß. Rec.). Die Gebärmutterhöhle war gleich-
falls mit einer gallertartigen bräunlich gelben

Masse angefüllt; die Tuben waren in einer Länge von 9—10 Zoll über die Ovarien ausgebreitet, fast überall mit diesen, besonders an ihren Fimbrien verwachsen, die rechte Tube war völlig hohl, und der Länge nach aufgeschnitten zeigte sie sich mit demselben Fluidum, wie es in der Gebärmutterhöhle sich vorfand, angefüllt; überdies endigte sie in eine kleine Zelle des rechten Ovariums, die ohne Zweifel schon entleert war. — An diese beiden Erzählungen, von welchen die zweite die wichtigste, reiht der Verf. die wenigen Beobachtungen anderer Schriftsteller, welche mit den seinigen übereinstimmen; indessen haben diese gerade auf die Beschaffenheit der Tuben nicht die nöthige Rücksicht genommen. Bedingungen sind aber dem Verf. gerade das genaue Zusammenwachsen der Fallopischen Röhre mit dem kranken Eyerstocke, und Oeffnung der Eyerstockshöhle, welche das Fluidum enthält, in diese Tube. Um aber die Erklärung zu geben, wie unter den einzelnen Cysten selbst eine solche Verbindung zu Stande kommt, wodurch das Periodische des Ausflusses erleuchtet muß, betrachtet der Verfasser die Natur und das Wesen der Eyerstockswassersucht genauer. Der Vf. unterscheidet den Hydr. hydatidosus, saccatus, und cellulosus; trennt aber wohl von Hydr. denjenigen Zustand des Ovariums, bey welchem dieses Organ angeschwollen ist, seine inneren Theile von Verschwärung angegriffen sind, und so sich dasselbe in einen mit eiterartiger oder jauchiger Flüssigkeit angefüllten Sack verwandelt. In Bezug auf das vom Verf. beschriebene Leiden kommt besonders der sogenannte Hydr. cellulosus in Betracht, eine Species, die auch am häufigsten

vorkömmt. Die einzelnen Cysten sind hier bald unter sich getrennt, bald stehen einige mit andern durch Oeffnungen in Verbindung, und recht deutlich sieht man an noch geschlossenen Zellen wie die Oeffnungen in die benachbarten zu Stande kommen, da die Zwischenwand immer dünner wird, und schon hier, ehe noch die Oeffnung gebildet ist, sich deutlich die Stelle der künftigen Oeffnung schon bemerken läßt. Was von den Wänden übrig bleibt, das ragt in die Höhlen hinein, vergleichbar mit dem Proc. falciformis, und so können nach und nach viele einzelne Zellen sich in eine einzige verwandeln, und nur an der Hervorragung der Ueberbleibsel der Wände kann man auf den früheren Zustand schließen, die sich darstellen als 'Striae, cristae, process. membranacei parietis perforati'. So ist es erklärbar, daß die Fallopische Röhre, welche mit ihren Fimbrien nur mit einem bestimmten Theile des Ovariums verwachsen ist, aus einer Zelle das Fluidum empfangen kann, so bald sich diese selbst in die Tuba öffnet; durch dieselbe Zelle aber, so bald sie mit den andern Zellen schon in Verbindung steht, oder noch kömmt, wird sich dann auch die Flüssigkeit aus entfernteren Cysten ergießen können. Gerade aber diese Verwachsung der Tuba ist als eine sehr wichtige Bedingung des Entstehens eines Hydr. ov. profl. anzusehen, indem hier der sich ausdehnenden Cyste durchaus kein Widerstand geleistet wird, die Wand derselben sich also mehr verdünnt und am Ende geöfnet wird. Auch hier darf die Aehnlichkeit nicht übersehen werden, welche zwischen diesem pathologischen Acte und zwischen dem physiologischen der Conception Statt find

bet. — Zum Schluß dieser interessanten Abhandlung gibt der Verf. den Unterschied des Hydr. ov. prof. von der Wassersucht der Gebärmutter an. Wir selbst können nur noch den Wunsch hier ausdrücken, daß der Verf. sich ferner bestreben möge, das von ihm hier Gegebene durch weitere Erfahrungen noch mehr zu bestätigen, und daß auch andere Aerzte, welche Gelegenheit dazu haben, ihre Untersuchungen und gefundenen Resultate zum Vergleich mit denen des Verf. uns mittheilen möchten.

Ed. Casp. Jac. v. Siebold.

M a g d e b u r g.

Bey W. Heinrichshofen: Handbuch der Diagnostik von Dr. K. Sundelin, Professor an der K. Friedrich-Wilhelms-Universität und Mitglied der Ober-Examinations-Commission zu Berlin. Erster Band. XXVI und 482 Seiten in Octav.

So groß auch das Bedürfniß einer Diagnostik sowohl für den angehenden als selbst für den erfahrenern Arzt ist, so wenig wurde diesem bis jetzt abgeholfen, indem die in dieser Hinsicht erschienenen Schriften den Gegenstand theils mehr fragmentarisch, theils mehr tabellarisch ohne gehörig deutliche Bezeichnung oder scharfe Begränzung abhandelten. Der Verfasser der vorliegenden fühlte diesen Mangel und er beabsichtigte in einem mehr ausführlichen, zusammenhängenden, systematischen Werke den oft schon laut gewordenen Anforderungen zu genügen; allein dieser erste Band scheint uns sowohl was Sprache und Darstellung als die

Entwicklung der einzelnen Krankheitsformen betrifft, die vorhandene Lücke nicht befriedigend auszufüllen. Man kann dem Verf. Einsichten, die Gabe der Vergleichen, Erfahrung und Fleiß nicht absprechen; aber er ist, was man am wenigsten bey einer solchen Arbeit seyn darf, redselig; der Wortreichthum schadet der Deutlichkeit und macht den Anfänger irre; er holt zu weit aus und schweift auf so mannigfache Art ab, daß er das Unstatthafte davon selbst fühlte (S. 170); wie er denn auch seine ermüdenden Wiederholungen rügt (S. 79), ohne sie jedoch zu vermeiden. Das rein Diagnostische nimmt verhältnißmäßig nur einen geringen Raum ein, da auch die Aetiologie und Cur in den Kreis der Schilderung gezogen wurden. Den Definitionen darf der Vorwurf zu großer Kürze gewiß nicht gemacht werden; die der Entzündung z. B. lautet folgendermaßen (S. 214): 'die Entzündung gründet sich unter allen Umständen ursprünglich auf eine örtliche Steigerung der Reizbarkeit des arteriellen Capillargefäßsystems, die als ein krankhafter Reizzustand und in der Form einer gesteigerten, bewegenden Thätigkeit dieses Systems hervortritt, und die Lebensäußerungen des arteriellen Capillargefäßes bis zu dem Grade erhöht, daß sie denen der Arterie fast nahe kommen, und wie die Lebensäußerungen der Arterie uns als vermehrte Contraction und Expansion, und überhaupt in der Form einer gesteigerten arteriellen, ihnen im normalen Zustande nicht zukommenden Grade sich äußern; nun aber, da das arterielle Capillargefäßsystem nicht nur der Irritabilität, sondern auch dem Reproductionsystem angehört, auch eine örtliche Abnormität, verschiedener Art, des vege-

tativen und reproductiven Processes zu Stande kommt'. In der Annahme besonderer Krankheitsformen, wie z. B. eines eigenen Hämmorrhoidalfiebers (S. 107), geht der Verfasser zu weit. Was er für neu und eigenthümlich ausgibt, ist nicht immer so. So wurde z. B. die scheinbare Aehnlichkeit zwischen Eienterie und Diabetes schon von Ferriar hervorgehoben. Seine Ansicht über das Wesen der Harnruhr ist die von Cullen und Formey. An seltsamen, unbegründeten und keineswegs nachweisbaren Behauptungen fehlt es auch nicht. So soll z. B. das exanthematische Fieber dadurch entstehen, daß die leicht verbildsame Nervensubstanz ausgestoßen werde. Die Selbstverbrennung bey lebenden Menschen lasse sich erklären (S. 23) 'aus raschen Strömungen des im Körper befindlichen, und als wichtiges Lebensincitament von dem Organismus in sich zurückgehaltenen, hier aber (weil die Haut aus irgend einer Ursache das Wärmezusammenhaltungsvermögen eingebüßt habe) frey und plötzlich nach außen entströmenden Wärmestoffs.'

Die Einrichtung dieses ersten Bandes ist folgende: 1. Abschnitt. Von den Hülfsmitteln und Werkzeugen der Diagnostik (Gesichts-, Tasts-, Gehör-, Geruchsinne). 2. Abschn. Die Diagnostik der Form und des Wesens allgemeiner Krankheitszustände und Krankheiten (active, hypersthenische, passive, asthenische). Von dem Fieber (actives, hypersthenisches, Reiz-, Nerven-, venöses, exanthematisches, typhöses, fauliges, Suppurations-, phthisisches, colliquatives, catarrhalisches, Wechselfieber). Die Ent-

zündung (active, passive, hypersthenische, asthenische, venöse). Der Krampf. 3. Abschnitt. Die Anomalien der Vegetation und Reproduction. Von den Krankheiten der Verdauung (Enterie); der Assimilation und Chylification (Atrophie, Hypertrophie); Kachochymien (Scrofeln, Rhachitis); Hektiken (pituitöse, chylöse, Milchfluß, Milchruhr, Harnruhr). Anomalien der Blutbereitung (Chlorose, seröse und venöse Dyskrasie); Anomalien des Bildungsprocesses (Astergewebe, tuberculöse Lungenschwindsucht, Hals-, Gebärmutter-, Leber-, Nieren- und Blaseschwindsucht; Markschwamm; Scirrhus, Wasserkrebs, Magengrunderweichung, Erweichung des Lungengewebes, der Gehirnsubstanz, der Gebärmutter).

In einem Buche, wo nur die Unterschiede der bekannten und als selbständig anerkannten Krankheitsformen so klar und so wissenschaftlich als möglich verzeichnet werden sollen, ist kein Platz für willkürliche Annahmen und weitläufige hypothetische Auseinandersetzungen. Die Aehnlichkeiten, Verwandtschaften, und etwaigen Metamorphosen der Formen dürfen, wenn man sie anders discutieren will, nur objectiv gehalten und in ihren charakteristischen Zeichen beurtheilt und verglichen werden.

Marx.

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

10. 11. Stück.

D e n 22. J a n u a r 1835.

H a m b u r g.

Bey Perthes: Geschichte Papst Innocenz des Dritten und seiner Zeitgenossen, durch Friedrich Hurter. Zweyter Band. 1834. X und 755 Seiten in Octav.

Wenn bey Anzeige des ersten Bandes vorliegend, der inhaltsreichen Monographie (1834. St. 101), ungeachtet aller Anerkennung für den sammelnden Fleiß, die gelungene Verarbeitung, die lebendige Darstellung, dennoch die eigentliche Tendenz des Verfassers, oder der durch das Ganze leitende Faden unbedingt zurückgewiesen werden mußte, weil er als durchaus päpstelnd, blind dem Interesse der römischen Curie ergeben, als Erscheinung kaum begriffen werden konnte: so muß über den jetzt zu behandelnden zweyten Band unser Urtheil bey weitem günstiger ausfallen. Das Extrem jener Richtung, wie es sich dort aussprach, findet sich doch hier nicht wieder vor, obgleich die Richtung selbst sich nicht ver-

ändert hat. Bey der Raschheit, womit die beiden Bände auf einander gefolgt sind, darf man nun aber der Vermuthung keinen Raum geben, als haben die über den ersten Band hie und dort ausgesprochenen Urtheile, und so vielleicht auch das unsrige, Einfluß auf die Gestaltung des zweyten gehabt. Zu einer solchen Wirkung konnten sie unmöglich früh genug eintreffen, und gern erkennen wir es darum als des Verfassers eigenes Verdienst an, sich in seiner Richtung, wenn auch nicht geändert, doch wenigstens gemäßig zu haben. Es ist doch nicht mehr der laute Jubel über Papstthum und dessen göttliche Autorität; der Thron Petri heißt doch nicht mehr der Fels, zu dem aus den Stürmen der Zeit die Völker Europas anschauen sollen, u. dergl. Es scheint die wirklich berauschende Einwirkung, womit die gigantische Gestalt Innocenz des Dritten den Biographen erfaßt hatte, sich hier verloren, und so zu einer, freylich noch immer tiefen und begeisterten, aber doch besonneneren Verehrung herabgestimmt zu haben. Von dieser Richtung ihn abzubringen liegt durchaus nicht in unserm Plan, schon deßhalb weil es vergebliche Mühe ist, eine durch so langes Studium, wie dieses Werk voraussetzt, gewonnene Richtung durch ein paar Entgegnungen noch ändern zu wollen, dann aber, weil der ganze Standpunct des Verf., so wenig er uns zusagt, und so bestimmt wir uns noch immer dagegen erklären müssen, doch eine so abgeschlossene Originalität darbietet, daß man daran, wie an jedem fest ausgeprägten Gebilde, wenigstens eine herzliche historische Freude haben kann. Es ist hier nichts Halbes oder Verstecktes, kein Handeln und Dingen um den Werth oder Unwerth des zu verzeichnenden Characters: sondern die Verehrung

vor ihm ist absolut, vollendet, so daß auch nicht der geringste Makel auf ihm gelassen wird.

Nur ermäßigt nicht geändert nannten wir die Richtung, nur die zu kühn und feck hervorragenden Zweige sind aus dem Kranze entfernt, womit Innocenz gefeyert wird, nicht der Kranz selbst etwa seinem Haupte entnommen. Noch immer (S. 710) wird dem Papstthum eine ideale Bestimmung beygelegt, als einer auf sittlichen Grundlagen und der Anerkennung einer unmittelbaren göttlichen Einwirkung in die menschlichen Angelegenheiten gegründeten Macht, deren Ansehen groß und umfassend genug wäre, um die Fehden der Könige und freyer Gemeinwesen zu verhüten oder zu schlichten, und darum für wohlthätig zu gelten. Noch immer ist es also die Idee einer hierarchischen Theocratie, wie sie das Mittelalter aufgestellt hatte; worin auch der Verf. die eigentliche Bestimmung der Kirche findet. Nur sorgfältiger als früher hütet er sich davor, diese Bestimmung und Aufgabe des Papstthums, als seine eigene Meinung auszusprechen; sondern gemäß dem schon früher bemerklich gemachten Streben nach strenger Objectivität durch größtentheils wörtlichen Bericht aus den Quellen, durch Einflechtung der eigenen Worte des Papstes und seiner Zeitgenossen, wird jene Idee kunstreich genug, auch stets nur als Anschauung damaliger Zeit hingestellt, so daß wir nur aus der Form und rhetorischen Ausstattung des Ganzen den innigen Antheil ermessen können; den der Verf. selbst an jenem Ideenkreise nimmt. Es kann uns deßhalb weniger gelingen, jene Richtung dem Verf., aus eingestreutem eigenem Urtheile nachzuweisen, sondern es wird zur Gehärtung unserer Behauptung der Aufzählung mehrfacher einzelner Züge bedürfen.

So wiederholt sich hier der zum Mindesten mißliche Grundsatz, daß Innocenz seinem wahren Streben nach am sichersten aus seinen Geschäftsbriefen erkannt werden solle: er wird dadurch also zum Zeugen über sich selbst erhoben. Schon die gebrauchte Benennung, Geschäftsbriefe, mußte den Verf. bedenken lassen, wie gerade das Offizielle der Schreiben wenigstens nicht unbedingt einen Blick in die zu Grunde liegenden Motive gestatten wird. Hat die Demuth, die Freundlichkeit, und alle die anderen Tugenden, die jenem Papst aus seinen Briefen nachgerühmt werden, keinen weiteren Beweis, als daß sie dort ausgesprochen sind, so wird uns der Verf. es nicht verargen, solche Garantie immer für noch nicht genügend zu erklären. Päpstliche Schreiben können nie solcher erbaulichen Zugabe entbehren, da ihre ganze Macht nur auf moralischen Boden wurzelt, und der Ton päpstlicher Bullen ist darum durch alle Jahrhunderte sich gleich, auch bey solchen Personen, wo offen genug ihr Leben den erbaulichen Lebensarten widersprach, womit sie ihre Bullen schmückten. Ist es bey Innocenz III. anders gewesen, so erbitten wir uns dafür natürlich genug einen anderweitigen Beweis. Auf die Menge der Geschäftsbriefe wird der Verf. sich noch weniger berufen dürfen, um zu beweisen, wie durch sie gewiß jede absichtliche Täuschung ausgeschlossen werde. Was wird durch die Menge anders bewiesen, als nur die Consequenz in der Durchführung; und Consequenz hat bey Innocenz III. noch Niemand vermißt. Eben so mißlich müssen wir es erklären, wenn auch jetzt wieder des Mannes eigene Ansicht vom Papstthum, die wohl zur Ueberzeugung geworden seyn konnte, als der Maßstab betrachtet werden soll, nach dem sein

Thun zu messen ist. Weil er und seine Zeit
 sich gerade diese Idee vom Pontificate gebildet
 hatte, deßhalb mußte er jenen Zweck verfol-
 gen (S. 663): darf so die jedesmalige Subjecti-
 vität des Einzelnen, oder auch die Gesamts-
 anschauung der Zeit hinreichen, um als ethisches
 Princip zu gelten, wo bleibt da die objective
 Realität des Sittengesetzes? Hat dann nicht
 jede, auch die verschrobenste und verwildertste
 Gestalt, so bald sie nur sich in der Ueber-
 zeugung festgesetzt hat, augenblicklich ihre Legi-
 timation in sich selbst gefunden? Dazu ist jenes
 Princip hier noch weit mißlicher, weil es sich
 nicht um bloß ethische Fragen, sondern um die
 Bedeutung der christlichen Kirche selbst handelt.
 Innocenz und seine ganze Zeit gab gerade sei-
 ne theocratische Gewalt für die Kirche Christi
 aus, wollte durch sein Verfahren deren Idee
 verwirklichen, durch seine Maßregeln deren Be-
 deutung auf Erden realisieren. Hat er darin
 Recht gehabt, so ist auch in ihm die Bestim-
 mung der Kirche Christi auf Erden erreicht, und
 damit der Stab über alles davon Abweichende,
 über unsere evangelische Kirche, ja am sichersten
 über den Verfasser selbst gebrochen, der als Mit-
 glied der reformierten Confession durch die von
 Calvin durchgesetzte Trennung zwischen Kirche
 und Staat, zwischen geistlicher und weltlicher
 Macht, schnurstracks der theocratischen Vermis-
 chung beider im Papstthume widersprechen muß,
 das ja beide Schwerter, das geistliche wie das
 weltliche in einer Hand zu halten verlangt. Die
 Ablösung der bloßen Subjectivität von der all-
 gemein objectiven Geltung ist bey dem Sittengesetze
 darum bey weitem noch nicht so gefährlich, als
 die Bestimmung über das, was die Kirche Chri-
 sti auf Erden ist und seyn soll, vom ewigen

Böden des Evangelii loszutrennen, und auf die, vielleicht consequent durchgebildete, aber doch immer haltungslose Anschauung des Einzelnen zu begründen. So erklärt es sich denn, wenn des Verf. Urtheil über das Wesen des Christenthums eben so befangen, ja eben so flach ausfallen muß, als das hierarchische Streben überhaupt es aufzufassen geneigt ist; wenn z. B. S. 334 ein Trostbrief des Papstes an die Königin von Frankreich, Ingeburg, das heiterste Abbild eines von dem wahren Geiste des Christenthums durchstrahlten Gemüthes genannt wird, während darin nichts als höchst allgemeine Anforderungen zum Tragen der Widerwärtigkeiten und zur Ausdauer im Unglück enthalten sind. Noch weniger können wir in demjenigen, was S. 699 des Christenthums Lehre genannt wird, dem Verf. beystimmen und zugestehen, daß es keine höhere geben könne; dafür gilt ihm nämlich die allerdings wohl würdige, aber doch nicht als christlich ausreichende Ansicht vom Leben, als eines von Gott befohlenen Amtes, der zur getreuen Verwaltung Belehrung, Licht und Kraft verleihe. Diese angeblich höchste Lehre des Christenthums findet sich ja nicht allein mit derselben Schärfe bey jenem hellenischen Weisen, der das Leben einen von Gott anvertrauten Posten nannte, den zu verlassen gewissenlos sey, sondern der zum Amte nöthige, von Gott zweifellos zu verleihende Verstand ist ja sogar, etwas bitter, zum Gemeinplatz der sprichwörtlichen Rede geworden, und darum schwerlich als specifisch christlich zu rechtfertigen. Zu solchen Verflachungen der christlichen Lehre war der Verf. indeß gezwungen, wenn er seiner Absicht gemäß in seinem Helden das wahrhaft christliche Element nachweisen wollte; denn zu größerer Tiefe gestattete

demselben sein nach Außen gerichtetes Streben keinen weitem Raum. Ebenso muß es als ein gänzlich sich Verlieren in die mittelalterliche Gestaltung betrachtet werden, wenn zur Rechtfertigung der vielfachen Entstellungen im Cultus und Ritus, wogegen sich der Tadel der damaligen protestierenden Secten erhob, mit schonungsloser Allgemeinheit die Form der Urkirche ihrer normativen Dignität beraubt wird, S. 207. Not. 301. 'Ein sogenanntes Urchristenthum als Norm aller christlichen Einrichtungen aufstellen zu wollen, ist ein lächerliches Bemühen, und würde zu den gleichen Abgeschmacktheiten führen wie wenn man dem Kaiser von Oestreich den Haushalt der ältesten Grafen von Habsburg, die ja seine Vorfahren waren, als bindendes Musterbild vorhalten wollte!' So verkehrend ist uns keine andere Stelle entgegen getreten! Also Urchristenthum und Apostolische Kirche, zu deren Erneuerung die Reformation den Kampf begann, hat weiter nichts für sich, als etwa das Alterthum, ja findet nicht einmal hierin etwa eine Empfehlung, sondern ist gerade deshalb der so weit fortgeschrittenen Neuerung bey weitem nachzusehen, weil dort im Urchristenthum ja Alles alt und kümmerlich, in geringem Anfange wie in dem beschränkten Haushalte der kümmerlich gestellten Alvordern vorhanden war! Gestehe wir auch gern zu, daß die zufällige Form im Cultus und Ritus, wie sie das Apostolische Zeitalter hatte, eben weil sie nur Form war, fallen mag, und wir uns deshalb nicht verpflichtet halten dürfen, Kirchen nach Art der jüdischen Synagogen zu bauen, alle geistliche Belehrung des Volks unter freyem Himmel zu halten, oder die mißliche Form der Gütergemeinschaft hervorzu rufen: so ist es doch geradezu dem evangelischen

Principe widersprechend, wenn die reine, ungetrübte Gestalt des christlichen Geistes für jenen Urbeginn nicht anerkannt und als Ideal hingestellt wird, zu der unser Streben zurückkehren soll. Es ist geradezu ein catholisches Princip, wie es nur zu Gunsten der Repräsentanten der äußern Kirche aufgestellt werden kann, der Gegenwart, oder irgend einem Punkte der Vergangenheit auch nur gleiche Geltung, geschweige denn höheres Ansehn beizulegen, als dem vom Verf. so geringfügig behandelten Urchristenthume, wo gewiß der christliche Geist sich noch rein und ungetrübzt durch das Hinzutreten der weltlichen Dinge erfassen läßt. Soll das apostolische Zeitalter seine Dignität verlieren, so fällt mit ihm auch der Canon, es bleibt uns nichts als die jedesmahl zeitliche Form der Tradition, wir kommen zu der Behauptung eines catholischen Symbolikers unserer Tage zurück, daß die Kirche um so viel höher stehe, als der Canon, weil sie diesem selbst ja erst seine Geltung sichere! Bey der nach sinniger Tiefe strebenden Tendenz des Verf., die nur deshalb sich an Innocenz so dringend anschließt, weil sich dort eine ergreifende Persönlichkeit vorfindet, bleibt es uns unerklärlich, wie er anders, als aus rein catholicisierendem Interesse zu jener Behauptung gelangen konnte, die an Flachheit beynahе Alles übertrifft, was die Theologie früherer Decennien über die apostolische Zeit geurtheilt hat. Objectivität ist bey jedem Historiker gewiß eine der wünschenswerthesten Eigenschaften; aber nur Objectivität der Darstellung, daß er die verschiedenen Zeitpunkte in ihrer wahren, natürlichen Entwicklung vorsehe; nicht in demselben Sinne Objectivität des Urtheils, was ja an und für sich schon ein Widerspruch ist, da dasselbe nur

aus der eigenen Anschauung des Forschenden und Darstellenden erfolgen kann. Schließt er sich auch hierin nur seinem Material an, so urtheilt er ja nicht, sondern wiederholt nur was damals galt, mit seinen Worten, schließt sich selbst in jenen Kreis mit ein, der ihm, wie mit Zauber, den Geistesblick trüben muß. Am bestimmtesten rächt sich dann aber jene Befangenheit dadurch, daß ein solches in den damaligen Kreis gebanntes Urtheil nach einem ganz natürlichen Gesetz sofort auch auf die Darstellung zurückwirkt, und der so an die Anschauung, oft nur an die Aeußerung und vorgebliche Rede preisgegebene Historiker die wichtigsten geschichtlichen Momente deßhalb nicht zu erfassen vermag, weil die damalige Zeit, oder das apologetische Interesse geneigt war, dieselben zu verdecken. So werden S. 700 als die hauptsächlichsten Zwecke des Papstes angegeben, Hülfe dem heil. Lande, und Förderung der Kirche in Bezug auf Sittlichkeit und Würdigkeit der Personen, wozu dann noch der Zweck kommen soll, der Kirche immer größere Unabhängigkeit von der weltlichen Gewalt in jeder Beziehung zu sichern. Also im Verhältniß zum Staat und zur weltlichen Gewalt war sein Streben nur abwehrend und vertheidigend, nur schützend und entziehend, nie angreifend, und auf Unterwerfung des weltlichen Gebietes bedacht? Die Umstellung des früheren Abhängigkeitsverhältnisses der Kirche vom Staate unter römischen, griechischen und fränkischen Kaisern ward also nur zur Hälfte beabsichtigt, daß jene sich der Bevormundung durch diesen entziehe; es ward nie auf den zweyten, weiterführenden Schritt gedacht, wodurch der Staat unter die Bevormundung der Kirche fallen sollte? Wie reimen sich dazu die zwey Lichter und die zwey

Schwerter, wie reimt sich dazu Innocenzens ganzes Streben, den Staat in allen seinen Beziehungen der kirchlichen Leitung zu unterwerfen, wie das vom Verf. selbst aufgestellte Ideal, daß die kirchliche Macht, auf sittlicher Grundlage fußend über allen Fürsten und selbständigen Gemeinheiten stehen solle, um den ewigen Frieden zu erhalten? Innocenz selbst wird es ihm wenig Dank wissen, daß er seinen so umfassenden, rein theocratischen Plan hier so kurzfristig aufgefaßt, so genügsam beschränkt dargestellt sehen soll. Jedenfalls erscheint das apologetische Streben für Papstthum und dessen Heroen minder anstößig, wenn, wie in einer neuerlichen Symbolik, nur der Theorie nach die päpstlichen Befugnisse auf rein geistliche Dinge eingeschränkt werden, freylich auch schon im herben Widerspruch gegen das, was dessen Wortführer zur Zeit ihrer Größe selbst darüber ausgesprochen haben. Doppelt verlegend und widersprechend der historischen Treue bleibt es aber, wenn der Biograph Zwecke, die von jener Zeit so offen angestrebt wurden, deßhalb zu verdecken, oder ihr geradezu abzusprechen wagt, weil ihre Vertheidigung vor dem Richterstuhle des Evangeliums der Verdammung gewiß sind. Weit eher als diese geflissentliche Reticenz dessen, was Innocenz im klarsten Bewußtseyn anstrebte, würden wir ein anderes Entschuldigungsmittel dem Apologeten verzeihen, indem er die Schuld der gewaltsamen Maßregeln, zu denen der Papst griff, besonders in ihrer verlegenden Ausführung, von ihm ab, und auf dessen untergeordnete Werkzeuge, Legaten, Cardinäle hinwälzt. Ueberall wiederholt der Verf. dieses Auskunftsmittel, um namentlich von den Greueln des Albigenserkrieges seinen Schützling loszusprechen; er sey ge-

täuscht durch die Berichte (Borrebe S. VI.; S. 518. 695), habe als der Fernstehende die Vorfälle nicht im Einzelnen durchschauen können; Bestechungen, Erpressungen, wodurch die römische Curie gerade damals so verrufen war, fallen nicht ihm, sondern den untergeordneten Behörden zur Last; jeder Hochgestellte sey gezwungen, sein Vertrauen und die Ausführung Mittelspersonen zu verleihen, deren Mißgriffe nicht ihm zur Last gelegt werden könnten. Allein an und für sich schon wird die Verantwortlichkeit, dessen was geschieht, schwerlich dem ersten Urheber entnommen werden können, wenn man nicht nach einer staatsrechtlichen Fiction die Person des Herrschers zu einer bloßen Idee umbilden, und die Staatsgewalt in seinen Umgebungen finden will; am wenigsten aber wird Innocenz von der Vertretung seiner Legaten frey gesprochen werden können, weil er größtentheils selbst erst jene Zustände, jene Verwickelung der fernen Angelegenheiten herbeigeführt hat, die ihn zwangen, sein Vertrauen an Mittelspersonen, und wohl gar an nicht gehörig geprüfte und erprobte, zu leihen.

Zu den bis jetzt gelieferten Proben, wodurch unsere Behauptung gerechtfertigt werden soll, die rein papistische Richtung des Verfassers habe sich zum mindesten nicht geändert, sondern höchstens in Ausdruck und Form gemäßigt, könnten wir der Einzelheiten noch manche beifügen, namentlich wie er in seiner Darstellung den Begriff der Kirche überall nur in dem mittelalterlich-catholischen Sinne auffaßt, und sich darin mit seinem Papst einverstanden erklärt, daß sie die sichtbar abgegrenzte äußere Gemeinschaft sey, mit Verbannung des evangelischen Begriffs derselben, wie er S. 244 das Bibelverbot für Layen

rechtfertigend erzählt u. dergl.; indessen heben wir vielmehr noch eine oft wiederkehrende Seite der Biographie hervor, die unserer Ansicht nach einen tiefern Blick in die Denkart des Verfassers, und vielleicht eine Erklärung für so manches sonst Unbegreifliche an ihm gestattet; es ist die stete Parallele, die er zwischen jener Zeit und der Gegenwart in ihren politischen Zerwürfnissen zieht. Ueberall hebt er den Gegensatz jener so unerschütterlich festen Gestalt der kirchlichen, bürgerlichen, socialen Verhältnisse, wie sie das Papstthum in seiner theocratischen Größe, und der Beweglichkeit, des Schwankens und der Unsicherheit, wie sie unsere Zeit und namentlich die helvetische Heimat des Verfassers darbietet. Klar wurde uns, daß bey dem Verf. die Quelle jener übertriebenen Erhebung der päpstlichen Alleinherrschaft größtentheils in dem Mißbehagen über die gegenwärtige Zügellosigkeit und Frechheit, wovon ihm ganz in der Nähe freylich sehr betrübende Beyspiele zu Gebot stehen, zu suchen sey, klar wurde uns dieser Zusammenhang, als wir S. 223 die einem französischen Abbe Barruel nachgesprochene Vermuthung fanden, die Katharer, Manichäer und andere Secten des Mittelalters, die damals so frech sich gegen die kirchliche Autorität erhoben, und das Werk eines Innocenz zu zerreißen droheten, seyen im Grunde nichts anders, als die mittelalterlichen Vorfahren unserer modernen Jacobiner. 'Dieselbe Abtrennung des Menschen von jeder höheren Autorität, als die er in sich selbst anerkennt, derselbe Haß gegen die Kirche und deren Wärter, dieselben Geheimnisse, die man nur denjenigen mittheilte, deren man sich durch lange Prüfung versichert hatte, dieselbe Verbindlichkeit, das Anvertraute auch vor dem Allernächsten als tiefes

Geheimniß zu bewahren, dieselben der Menge unbekanntem Obem, dieselbe Abtheilung in Landschaften unter besondern Meistern, dieselben Merkszeichen in Redeweisen und Gebehrden für die sich Erkennenden und Verstehenden, unter der schlimmsten Abart der Freymaurer (?) und den Abigensern; so daß man fast sagen möchte, jene hätten in all der Zerrüttung, welche seit mehr als einem Menschenalter die Grundpfeiler der Gesellschaft zerwühlt, und nach allen Richtungen ihre Bestrebungen wendet, ihren Vorältern in unsern Tagen den Sieg bereitet.' Zweyerley lernen wir aus diesem einzelnen Zuge und andern ihm entsprechenden: einmal die Trübung, die wir in Blick und Urtheil des Verfassers über seinen heroischen Papst wahrnehmen, erscheint uns jetzt bey weitem mehr zu entschuldigen, da wir für sie eine Erklärung gefunden haben. Die Umgebungen, unter denen der Verf. lebt, die Stürme, die sein Vaterland durchtoben und ihn an der Gegenwart verzweifeln lassen, weil eine gleiche Garantie und ein gleicher Mittelpunkt des Friedens für die Europäische Christenheit fehlt, wie ihn das Papstthum zu geben verhieß, dieß Alles rief bey ihm eine Sehnsucht nach jener mittelalterlichen Gestalt hervor, die wie ein Fels dastehen soll unter den Stürmen der Zeit: Es ist darum gewiß ein zartes, in seinen Tiefen verletztes Gemüth, das so in den Gestalten der Vorzeit Erquickung sucht für Alles, was die Gegenwart Verlegendes enthält; und solche gereizte Empfindlichkeit wollen wir schonen, wenn sie nur nicht verlangt, ihre zum Mindesten sehr einseitigen Darstellungen und ihr getrübtet Urtheil für historisch begründet, und unbefangten uns aufzubürden. Dann aber, der Historiker

täuscht sich nicht leichter, als wenn er gleichartige Symptome verschiedener Jahrhunderte in einen der Zeit nach zusammenhängenden Causalnexus bringt, anstatt das Aehnliche oder Gleiche an ihnen aus Gleichen zu Grunde liegenden Bedingungen herzuleiten. So gefährlich die Katharer des Mittelalters vor Allem der catholischen Kirche, doch aber auch dem Christenthume selbst durch das Hinzumischen unchristlicher Elemente und durch einen zerstörenden Fanatismus geworden sind; an den Revolutionen unserer Zeit sind sie gewiß unschuldig. Es ist sicher eben so ungerecht, ihnen die rothe Jacobiner-, als die spitze Armensündermütze aufzudrücken, unter der die Legaten Innocenzens, die Kreuzfahrer, ein Simon von Montfort und die heil. Inquisition sie zum auto da fe führten. Gewiß wird jede Verbindung, die lichtscheu sich der öffentlichen Autorität entziehen muß, zu ähnlichen Erkennungszeichen und geheimen Formen sich verstehen: ist aber jede, die dazu greift, eine Ahnin der Jacobiner gewesen, so dürfen wir deren Secte auch höher hinauf führen zu den Mystereien des Alterthums, zum Pythagorischen Bunde; und ist jeder Aufruhr gegen die bestehende Ordnung in historischem Zusammenhange mit den Bewegungsmännern unserer Lage, so stammen die Jacobiner nicht allein von den Katharern, sondern auch direct von der Rotte Korah ab. Gleiche Bedingungen erzeugen gleiche Erscheinungen; wer denkt aber dabey wohl an einen durch das Einzelne laufenden traditionellen Faden?

Nach diesen allgemeinen Characterzügen der vorliegenden Arbeit müssen wir uns eines Eingehens in die Einzelheiten für überhoben er-

klären, da bey der Menge des dargebotenen Stoffes, bey dem Reichthum, womit die Quellen erschöpft sind, fast kein Punct dem andern im Bericht nachgesetzt werden dürfte. Unsere Bewunderung vor dem forschenden Fleiß, der Belesenheit, der sammelnden Treue, brauchen wir nicht noch einmal zu wiederholen; besonders hervorstechend sind auch hier einzelne Schilderungen, der Krönung Kaiser Otto's IV. und der daran geknüpften Localitäten Roms und St. Peters, der für denselben Kaiser so unglücklichen Schlacht bey Bovines u. dergl. Bedenkt man, welche wichtige Ereignisse in allen europäischen Staaten sich gerade in Innocenzens Zeit zusammendrängten, oder vielmehr gerade von ihm zusammengedrängt wurden, in Frankreich die Händel mit Philipp wegen seiner verstoßenen Gemahlin; in England die tactlose Stellung Johannis ohne Land und die Kämpfe gegen Barone und Clerus; in Deutschland der Kampf zwischen den Kaisern, Otto und Philipp und dann das Auftreten des jungen Hohenstaufen Friedrich II.; auf der Pyrenäischen Halbinsel der Kampf auf Leben und Tod gegen die Saracenen; in Italien die Streitigkeiten der Parteyen, in Rom der Familien, und dazu die Kreuzfahrer im heil. Lande, im griechischen Kaiserthum, in Piesland und Finnland, die Vertilgungszüge gegen die südfranzösischen Ketzer: nimmt man dazu, daß Innocenz III. von allen diesen Ereignissen der Mittelpunkt war, überall hin durch Briefe und Legaten wirkte: so wird sich das reiche Tableau begreifen lassen, das der Verfasser seinen Lesern entwirft. Nur über die Anordnung haben wir noch zu bemerken, daß seine Erzählung nach den Jahren des Pontifi-

cats durch ihre Chronikenform doch manches Störende enthält. So müssen die interessantesten Verwickelungen Deutschlands plötzlich abgebrochen werden, um den Leser in die Versammlung der Englischen Barone zu führen, oder die Parteyen in Rom verlassen werden, um über die Belagerung einer Burg der Abigenser zu berichten, Unbequemlichkeiten, die der historischen Vollendung und darstellenden Kunst sehr störend entgegenreten. Sogar in einzelnen Partien macht sich diese chronikenartige Form geltend: die Darstellung des Systems der Katharer ist ziemlich aphoristisch aus den einzelnen Angaben der Berichterstatter mosaikartig zusammengestellt, während eine lichtvolle Anordnung des Materials unter leitenden Gesichtspuncten, etwa nach der Art Schmid's im Mysticismus des Mittelalters, doch sehr wünschenswerth gewesen wäre.

Außer diesen zwey Theilen der historischen Darstellung verspricht der Verfasser noch einen dritten zur Aufstellung der damaligen kirchlichen Zustände, wozu, etwa nach Art des sechsten Bandes der Raumerschen Hohenstaufen, gewiß die Sorgfalt seines Studiums, und die Menge des eingesammelten Materials ihn vor Vielen berechtigt. Wir sehen dieser Darstellung, die uns ein Gesamtbild der behandelten Zeit liefern wird, sehr gespannt entgegen.

G e t t i n g e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

12. Stück.

Den 24. Januar 1835.

G e t t i n g e n.

Ueber das unter der Direction des Hofraths Conradi stehende medicinisch-klinische Institut ist von jenem schon mehrmals in diesen gel. Anzeigen (zuletzt 1832. St. 11) ein kurzer Bericht erstattet und jetzt folgender neue übergeben worden, woraus der Fortgang des Institutes in den letzten drey Jahren zu ersehen ist.

Im Jahre 1832 wurden aufgenommen: 1184 Kranke, wovon 52 starben, im Jahre 1833 1306, wovon 49 starben, und im Jahre 1834 1304, wovon 35 starben. Dabey ist zu bemerken, daß in diesem sowohl zur Unterstützung der hiesigen Armen als für den klinischen Unterricht bestimmten Institute keine Auswahl besonderer Krankheitsfälle Statt gefunden hat, sondern die schlimmsten Kranken, z. B. die an vollendeter Schwindsucht leidenden, eben so wohl als die von nicht gefährlichen Krankheiten befallenen Aufnahme gefunden haben, und daß daher auch unter den Gestorbenen gar manche längst sieche und

alte, mehr als siebenzig- und achtzigjährige oder zum Theil am Marasmus senilis leidende Personen vorgekommen sind.

Bei der großen Zahl von Kranken fehlte es auch nicht an der Mannigfaltigkeit der Fälle, und es hatten die Studierenden in diesen wie den vorhergehenden Jahren Gelegenheit außer den am gewöhnlichsten vorkommenden hitzigen und chronischen Krankheiten von sehr verschiedener Art, welche am häufigsten die Hülfe des Arztes erfordern und in der klinischen Schule vor anderen berücksichtigt werden müssen, manche seltenere, insbesondere auch viele Kinderkrankheiten, zu beobachten.

So wie es übrigens der Zweck und Raum dieser Blätter ohnehin nicht erlauben kann, hier umständlichere Geschichten einzelner Krankheitsfälle mitzutheilen, so beschränke ich mich in diesem Berichte um so mehr auf folgende Bemerkungen über die in den letzten drey Jahren in dem Institute beobachteten Arten von Krankheiten.

Die Fieber stellten sich wie in den drey vorhergehenden Jahren am häufigsten in Verbindung mit katarrhalischer, rheumatischer und gastrischer Affectio dar. Sie behielten meistens bis zur Entscheidung den entzündlichen Character bey; es war daher, wenn auch mitunter ein Uebergang in den nervösen Zustand erfolgte (der auch in manchen Fällen tödtlich wurde), in der Mehrheit der hitzigen Krankheiten der, obgleich gelinde, entzündliche Character hervorstechend, und eigentliche Nervenfieber kamen hier nur sporadisch, nicht epidemisch vor. — Auch Wechselfieber waren selten.

Von örtlichen Entzündungen kamen am häufigsten vor Bräunen, besonders Ang. fanc.,

auch sieben Fälle von Grouy und zwey von der Entzündung der Schilddrüse, sodann Rosen, Augenentzündungen, wie auch Brustentzündungen. Seltener waren jedoch auch in diesen Jahren heftige und echte Lungenentzündungen, die starke und wiederholte Aderlässe erfordert hätten. Dester konnte der Aderlaß durch den in kleinen Gaben und in Verbindung mit Salpeter oder Salzmiaß, manchmal auch allein angewendeten Brechweinstein erspart werden. Daß ich sonst die von Veschier empfohlene Methode, wornach der Brechweinstein allein in wiederholten großen Gaben angewendet werden und den Aderlaß überhaupt entbehrlich machen soll, keineswegs für so bewährt halten und unbedingt empfehlen kann, und, zumal in schweren Fällen, bey Vollblütigen zc. den von jeher so bewährten Aderlaß darüber nicht versäumen möchte, habe ich schon anderswo (Handb. der spec. Patholog. u. Therap. B. 1. §. 311. Anmerk.) erklärt.

Wenn in diesem Berichte nicht von so vielen Fällen der Bronchitis die Rede ist, als manche neuere Aerzte in kurzer Zeit gesehen haben wollen, so kommt dieß daher, daß nach meiner Ueberzeugung eine reine Bronchitis acuta nicht so oft beobachtet und so leicht erkannt wird, wie manche neuere Aerzte glauben, die wohl selbst die gewöhnlich mit den Nasern verbundenen katarrhalischen Affectionen oder auch reine Katarrhalsieber, oder selbst nicht mehr entzündliche katarrhalische Affectionen dafür ausgegeben haben, worüber ich mich auf meine Commentatio de bronchitidis historia et diagnosi und diese gel. Anzeigen von 1828 S. 2019 flg. beziehe. In jener habe ich auch gezeigt, daß die von den Verhältnissen des Schalles hergenommenen, durch die Percussion der Brust und Laennec's Ste-

thoskop erhaltenen, überhaupt oft zweifelhaften und triegerischen, Zeichen hier insbesondere auch keine sichere Diagnose gewähren.

Dagegen kamen gar manche Fälle vor von der sogenannten *Peripneumonia notha s. pituitosa*, welche Badham für eine Bronchitis asthenica erklärt hat, bey der aber auch keine bloße Affection der Bronchien anzunehmen seyn möchte. Die Kranken empfanden weniger Schmerz, sondern vielmehr Druck auf der Brust und Beklemmung, das Athmen war oft keichend oder bey zunehmendem Uebel röchelnd, der Husten bald feucht, mit schleimigem Auswurfe verbunden, die Fieberbewegungen waren leicht, der Puls weich, klein, die Hitze gering, es entstanden oft heftige Kopfschmerzen, die Zunge war mit Schleim belegt, der Harn nicht sehr roth, trübe oder blaß, und es traten bald die Zufälle von großer Schwäche ein. Bey mehreren zeigte sich bald Neigung zum Uebergange in Brustwassersucht, indem nicht nur die Dyspnoe stärker wurde, die Kranken aufsitzen mußten, sondern auch der Harn sparsam wurde und Odeme der Füße entstanden. Es wurden davon besonders schwache und schlaffe Personen befallen. Anfangs wurden der Salmiak und Antimonialien, dann aber vorzüglich Senega, Arnica, Spirit. Sal. Ammon. anisat. etc., auch wohl mit Campher, Flor. Benzoes ic. abwechselnd gegeben, nebst Sinapismen und Blasenpflastern mit Nutzen angewendet, wiewohl in mehreren Fällen der tödtliche Ausgang nicht verhütet werden konnte. In einigen Fällen dieser Krankheit, wo sich schon die Neigung zur Brustwassersucht zeigte, wurde von mir zugleich die Digitalis mit trefflichem Erfolge zu Hülfe gezogen.

Von sieben Fällen des Croupß war einer

bey einem dreyviertel Jahr alten Kinde, bey dem erst am dritten Tage der Krankheit Hülfe gesucht wurde, tödtlich. Mehrmals gelang es denselben durch Brechmittel, besonders aus dem Brechweinstein, in der Geburt zu ersticken. Wo aber die Entzündung schon stark ausgebildet war, fand ich es rathsam und hier wie in der Privatpraxis oft nützlich, alsbald, auch ohne vorausgeschicktes Brechmittel, Blutegel zu setzen. — Das von Hoffmann in Darmstadt empfohlene Cuprum sulphuricum mag als schnell und kräftig wirkendes Brechmittel oder auch auf andere Weise in kleineren Gaben oft nützlich seyn können; doch wirkt es nach meinen Erfahrungen in den höchsten Graden der Krankheit nicht so sicher, wie Hoffmann meinte, und es dürfen deshalb Blutausleerungen zc. in irgend schweren Fällen nicht versäumt werden. Auch halfen diese nach meiner Erfahrung noch, wo jenes für sich nicht hinreichend gewesen war.

Chronische Katarre und Rheumatismen waren wie gewöhnlich besonders häufig. — Bey jenen leistete außer dem Sulph. Antimon. aur., der Dulcamara, einem Aufgusse von Hb. Marrab. et Hyoscyami und anderen gewöhnlichen innerlichen Mitteln, so wie anhaltend angewendeten Blasenpflastern, Fontanellen und Haarseilen (die ich insbesondere bey chronischer Heiserkeit und drohender Luftröhrenschwindelsucht auch sonst mehrmals mit Nutzen an die Seite des Halses nahe am Kehlkopfe legen ließ), in gar manchen Fällen, wo der Husten auch durch erhöhte Sensibilität unterhalten und sehr krampfhaft war, eine den Heim'schen Pillen ähnliche Verbindung von Digital., Specacuanha und Opium ausgezeichnete Dienste.

Von dem im Jahre 1833 besonders seit der

Mitte des Monats May bis zum Anfange des Julius hier vorgekommenen epidemischen Katarre, der sogenannten Influenza oder Grippe, wurden über 130 Fälle in dem Institute behandelt. Derselbe hatte, wie es auch in mehreren berühmten früheren Epidemien, namentlich der von 1782 der Fall gewesen ist, vorerst im Allgemeinen ähnliche Symptome wie die gewöhnlichen durch Erkältung entstandene Katarre, als Schnupfen mit häufigem Niesen, trübe oder roth aussehenden und oft thranenden Augen, Kopfsweh; besonders in der Gegend der Stirne oder zwischen den Augenbraunen, Heiserkeit und oft sehr heftigen Husten (wovon oft und bald dieser, bald auch jene den Anfang machten); er war auch bey manchen Kranken so gelind, daß man ihn von einem gewöhnlichen leichten Katarre kaum unterscheiden konnte; und der Verlauf des Fiebers selbst war zwar oft sowohl schneller als heftiger, so daß es, wie manchmal auch der Husten und andere katarrhalische Symptome, in wenig Tagen entschieden wurde, wiewohl die lezten meistens länger anhielten; oft war aber auch das Fieber gelind oder hielt länger an, oder fehlte bey manchen Kranken ganz. Sodann waren aber auch in dieser Epidemie neben den katarrhalischen Symptomen und dem Fieber gewöhnlich hervorstechend große Mattigkeit, die plötzlich entstand und oft mehrere Wochen anhielt, stechende Schmerzen der Brust und bey Manchen auch blutiger Auswurf, Halsschmerzen, manchmal große Beängstigung bey dem Husten, starke Wüthigkeit des Kopfes, reisende Gliederschmerzen 2c.; nicht selten waren damit auch gastrische Zufälle verbunden; selten aber war der Zustand heftiger entzündlich. Die Entscheidung erfolgte durch einen critischen Schweiß

und mit ziegelmebligem Bodensage des Harnes, oder mit einem Ausbruche von Pusteln an den Lippen, zuweilen auch unter Nasenbluten. Selten war die Krankheit gefährlich und besonders nur bey Schwachen, Cachectischen und Alten, so wie bey denen; welche schon früher Fehler in den Lungen hatten. In gelinden Fällen wurde sie schon bey bloßem warmen Verhalten und leichter Diät entschieden, auch oft schnell durch diaphoretisches, erweichendes Getränk oder Spirit. Minder., kleine Gaben des Brechweinsteins &c. gehoben. Auch in stärkeren Fällen waren kleine Gaben von Brechweinstein nach den Umständen mit Nitrum oder der Mixtura temperans (Pot. River.) versehen, der Salmiak, Spirit. Minder. &c., bey heftigeren Schmerzen in der Brust &c. Senfpflaster, Blasenpflaster, gewöhnlich hinreichend, bey hervorstechender gastrischer Affection aber auch Brech- und Purgiermittel dienlich. Blutaussleerungen, die auch in früheren Epidemien dieser Krankheit nicht leicht und nur in einzelnen Fällen, wo heftigere Entzündung sich dazu gesellte, nöthig, meistens eher nachtheilig waren, fand ich in keinem Falle angezeigt.

Unter den fieberhaften Ausschlägen kamen 13 Fälle von den wahren Pocken vor. Sie betrafen Personen, welche entweder gar nicht mit Kuhpocken geimpft oder bey denen wenigstens keine Narben von Kuhpocken zu bemerken waren. Sie waren zwar bey mehreren sehr heftig, in zwey Fällen, nämlich bey einem Manne (der aber erst, als er dem Tode nahe war, bey dem Institute gemeldet wurde) und einem 14 Tage alten Kinde, tödtlich, hatten aber in den übrigen einen günstigen Verlauf. — Unter den 33 Fällen von Varioloiden (modificirten Pocken) waren die meisten gelind, mehrere

aber doch sehr bedeutend, so daß sie sich den natürlichen näherten. Ueberhaupt waren jedoch bey jenen die Pusteln kleiner, manche waren hart und enthielten wenig Eiter, manche trockneten schneller ab, es waren besonders die letzten Zeiträume der Krankheit kürzer und sie hatte immer einen guten Ausgang. In einem Falle, wo sie den natürlichen ähnlicher, im Gesichte ganz zusammengelassen, an den Gliedmaßen jedoch kleiner waren, war nur eine Narbe von Kuhpocken zu bemerken. In einem anderen Falle, der sich wie leichte Varioloiden verhielt, sollte die Einzimpfung der Kuhpocken zweymal vergebens versucht worden, und noch in einem anderen der Kranke niemals vacciniert worden seyn, aber als Kind die wahren Pocken gehabt haben. — Nach diesen und vielen anderen in der Privatpraxis gemachten Beobachtungen bin ich, wenn auch in der neuesten Zeit allerdings die Fälle von Varioloiden häufiger gewesen sind, von der Wichtigkeit der Impfung der Kuhpocken noch eben so überzeugt, wie ich es schon in der ersten Ausgabe meines Handbuches der speciellen Pathologie und Therapie geäußert habe. — Die wiederholte Impfung der Kuhpocken bey solchen, welche sie früher gehörig gehabt haben, war auch nach meinen in der Privatpraxis gemachten Erfahrungen bisher ohne Erfolg, oder es entstanden nur unförmliche, den wahren Kuhpocken keinesweges ähnliche und schnell abtrocknende Pusteln.

In den während dieser Zeit im Institute vorgekommenen 31 Fällen von falschen Pocken (Varicellen) fand wie in allen früher von mir beobachteten der bey denselben gewöhnlich schnelle Ausbruch, das schnellere Abtrocknen und Abfallen der einzelnen Pocken und neuer Ausbruch

derselben Statt. In einem Falle war die in denselben enthaltene Materie ganz eiterartig, doch der Verlauf übrigens ganz der bey falschen Pocken gewöhnliche. Falsche Pocken, die so lange gestanden hätten, wie es nach Heim bey einer Art der Fall gewesen seyn soll; sind mir nie vorgekommen. — Sie kamen wie gewöhnlich auch am behaarten Theile des Kopfes, doch hier nicht immer sehr reichlich, in einigen Fällen auch an den Lippen, in der Mundhöhle, besonders am Gaumen vor.

Die Masern (wovon 72 Fälle im Institute behandelt wurden) waren auch in diesen Jahren wie in den vorhergehenden so gelinde und gutartig, daß sie im Allgemeinen außer einer guten Diät höchstens gelinde temperierende, demulcirende und zuletzt diaphoretische Mittel erforderten. Bey einem davon befallenen vierjährigen Kinde fand zugleich der Gürtel Statt, und beide Ausschläge verliefen regelmäßig neben einander.

Der Scharlach war in den Jahren 1832 — 33 nicht sehr verbreitet, wurde erst gegen das Ende des Jahres 1834 häufiger. Es wurden 24 Fälle in dem Institute behandelt, welche sämtlich in Genesung übergingen. Während er in den meisten dieser und anderer in der Privatpraxis behandelter Fälle gutartig war, oft kaum gelinde temperierende Mittel erforderte, kamen dagegen auch gar manche schwere, zum Theil höchst schlimme Fälle vor, wo kräftigere Mittel dringend nöthig waren. Oft leisteten dabey Brechmittel gute Dienste und schienen gleich anfangs angewendet den günstigeren Verlauf der Krankheit zu befördern. Nach denselben wurden auch oft kühlende abführende Mittel in den ersten Tagen mit gutem Erfolge angewendet. Dagegen

gab es auch Fälle, wo bald ein mißlicher Durchfall erfolgte, bey dessen Fortdauer der Ausschlag blaß wurde und die gefährlichsten Nervenzufälle entstanden, und der daher durch Emuls. arab. mit Syrup. Diacod., Opiate zc. gehemmt werden mußte. Gegen die manchmal auch nach vorausgeschickten Brech- und Purgiermitteln eintretende schwere, besonders durch Schlassucht zc. sich äußernde Affection des Gehirnes mußten Blutausleerungen, kalte Umschläge auf den Kopf, oft wiederholte Sinapisimen, warme Bäder zc., so wie bey erfolgtem Uebergange in den nervösen Zustand die kräftigsten nervina zu Hülfe gezogen werden. Welches übrigens auch das Wesen jener Affection des Gehirnes (deren Verschiedenheit von der bey Kindern oft vorkommenden Gehirnentzündung neuerlich auch Herr DMR. Stieglitz in seinen pathologischen Untersuchungen, B. 1. S. 228 flg., aus triftigen Gründen behauptet hat) seyn mag, so bin auch ich nach sorgfältiger Vergleichung des Verlaufes der Krankheit der Meinung, daß wenigstens in vielen Fällen keine wahre Gehirnentzündung zum Grunde liegt, so wie ich dann auch in einzelnen tödtlich abgelaufenen Fällen eben so wie Andere höchstens einige Blutanhäufung, nicht die Zeichen eigentlicher Entzündung im Gehirne gefunden habe.

Vom Friesel kamen gar manche Fälle vor, wo er mit leichtem entzündlichen Fieber verbunden gutartig verlief und keine Spur eines nervösen Zustandes dabey sich zeigte, weshalb dann auch nur leichte temperierende Mittel angewendet wurden. Auch diese Fälle bestätigten es, daß der Friesel nicht bloß symptomatisch in böartigen Fiebern vorkommt, wiewohl dieß allerdings oft der Fall ist. In einigen Fällen sah ich aber auch, ohne daß vorher irgend Zeichen eines ner-

höheren Zustandes sich geäußert hatten, plötzlich die heftigsten Nervenzufälle, Krämpfe, Zuckungen, Lähmungen zc. eintreten. Ein Kranker, bey dem diese in hohem Grade sich geäußert hatten, wurde durch Campher, Moschus und andere kräftige nervina, wie auch wiederholt gelegte Blasenpflaster gerettet, wiewohl noch geraume Zeit Neigung zu convulsivischen Zufällen zurückblieb, die indessen durch lange fortgesetzten Gebrauch der Valeriana, Flores zinci in starken Gaben und später durch tonische Mittel gehoben wurde. Uebrigens habe ich in tödtlich abgelaufenen Fällen bey der Leichendöffnung eben so wenig eine Spur von Entzündung des Herzbeutels oder des Herzens selbst (welche nach der Vermuthung von Marcus dem Friesel zum Grunde liegen sollte) als irgend eine andere materielle Veränderung gefunden.

In einem Falle von Nesselsucht zeigte sich an den Quaddeln Neigung zur Ausschwikung, so daß es das Ansehen hatte, als wenn sich Blasen ausbilden wollten.

Unter 5 Fällen von Gürtel kamen diesmal zwey vor, wo er am rechten Oberschenkel sich zeigte, in einem von der Hüfte bis zum Knie sich zog. In vier von diesen Fällen wurde er wie in vielen früher von mir beobachteten in einigen Wochen gehoben, ohne die manchmal nach verschwundenem Ausschlage noch sich äußernden Schmerzen zurückzulassen. Nur in einem jener Fälle, wie in zwey anderen zu dieser Zeit in der Privatpraxis behandelten, blieben heftige Schmerzen an der befallenen Stelle zurück, welche wie ein in dem letzten Berichte angeführter Fall (in welchem die von J. P. Frank gegen solche Schmerzen empfohlenen Blasenpflaster nicht hinreichend waren) den fortgesetzten Ge-

brauch innerlicher hautreinigender Mittel erforderten.

Außerdem waren gar manche Fälle von Schwämmchen und von den chronischen Ausschlägen wie gewöhnlich am häufigsten zu bemerken die wahre Krätze und die verschiedenen krätzartigen Ausschläge, welche unter dem Namen *Psudrasia* zc. begriffen werden, die verschiedenen Arten von Flechten, so wie der Kopfschind und die Milchborke. In mehreren hartnäckigen Fällen von Flechten leistete wieder der innerliche Gebrauch des Sublimats die besten Dienste.

Außer vielen Fällen von gewöhnlicheren Blutflüssen, besonders dem Bluthusten und dem Mutterblutflusse, kamen auch manche von Blutbrechen und der schwarzen Krankheit vor.

Unter einer großen Menge von Durchfällen und Brechdurchfällen kamen im Sommer 1834 am Ende des Julius und im August sechs besonders schwere Fälle von unserer Cholera vor, wo nämlich zu den heftigsten Ausleerungen durch Erbrechen und Bauchfluß nicht bloß große Angst in der Herzgrube, sondern auch Krämpfe der Gliedmaßen, besonders der Waden, außerordentliche Niedergeschlagenheit der Kräfte und Sinken des Pulses, der manchmal kaum oder gar nicht fühlbar war, höchst schwache Stimme, Bleichheit der Haut und Kälte der Gliedmaßen, eingefallenes Gesicht zc. sich gesellten. Jedoch wurden diese Zufälle bald durch Laudan. liqu. Sydenh. mit Pot. River. oder Aqu. Meuth. pip. und Gumm. arab., wie auch angemessene Erwärmung und Reiben der Gliedmaßen gehoben, außer welchen Mitteln aber die bey Einigen zurückgebliebene und noch mehrere Tage anhaltende bedeutende Schwäche den

kräftigen Gebrauch stärkender Mittel, unter denen besonders die Columbo gewählt wurde, erforderte.

Neben den gewöhnlicheren Kachexien, besonders der Darrsucht der Kinder (die in 10 Fällen so weit gekommen war, daß sie tödtlich wurde), der Lungenschwindsucht (an der 26 starben und bey welcher, wenn sie vollkommen ausgebildet ist, das neuerlich empfohlene Kreosoth nach meiner Erfahrung eben so wenig Heilung bewirkt, als manche früher gerühmte Mittel, und oft vielmehr durch Reizung nachtheilig seyn möchte), der Bleichsucht, verschiedenen Arten der Wassersucht (wovon 24 Fälle tödtlich waren), den Scropheln, der Englischen Krankheit, der Sicht, der Lustseuche und der Wurmkrankheit, kamen auch mehrere Fälle von der Werlhoffschen Blutfleckenkrankheit und 6 von der Gelbsucht vor. — Von der Balggeschwulst über der Kniescheibe oder dem von Schreger sogenannten Hygroma cysticum patellare kamen wieder einige Fälle vor, in denen um die Geschwulst gelegte Blasenpflaster und Einreibungen von Ungu. Neapolitan. gute Dienste leisteten, welche Behandlung ich auch in früheren Fällen mit bestem Erfolge angewendet und viel schneller als die von Heister empfohlene helfend gefunden habe. — Das von Cloßius bey noch ungewisser Diagnose zur Erorschung der Gegenwart des Bandwurmes empfohlene Mittel aus Terpenthin mit Eigelb in Wasser aufgelöst, wornach gewöhnlich in der Nacht oder des Morgens Stücke des Wurmes abgehen sollen, habe ich früher in zwey Fällen mit dem Erfolge gegeben, daß gleich der ganze Wurm abgetrieben wurde. In mehreren Fällen aber, wo es den Kranken Uebelkeit und Erbrechen erregte, wurde es überhaupt vergebens angewen-

bet. Das neuerdings von Veschier als das bequemste und beste Mittel zum Abtreiben des Bandwurmes empfohlene aus der mit Aether behandelten Rad. Filicis bereitete Set oder harzige Extract derselben wurde in drey Fällen, jedoch vergebens, versucht. Es macht wohl einen Unterschied, daß wir es hier gewöhnlich mit dem schwerer abzutreibenden langgliedrigen Bandwurm (*Taenia Solium*) zu thun haben, während in der Schweiz und in Frankreich der kurzgliedrige (*Taenia vulgaris* s. *lata*, *Bothriocephalus latus*) die gemeinste Art ist. Bessere Dienste leistete Rad. Filicis in Substanz gegeben, nebst nachgeschicktem Purgiermittel aus Gummi Gutt. &c. In einem Falle wurde der Wurm durch die Schmidt'sche Methode abgetrieben, in mehreren jedoch auch diese vergebens angewendet.

Von dem in den Jahren 1832 und 1834 hier herrschenden Reichhusten wurden 87 Fälle in dem Institute behandelt. Der erste Zeitraum desselben war wie in früher von mir beobachteten Epidemien nicht so heftig entzündlich, daß er Blutausleerungen hätte erfordern können. Gewöhnlich reichten gelindere antiphlogistische Mittel, wie bey katarthalischem Zustande, hin, denen, so wie sich mehr Neigung zu dem convulsivischen Zustande zeigte, Extr. Hyosc. zugesetzt wurde. In dem convulsivischen Zeitraume wurden außer dem oft in Verbindung mit Sulph. Antimon. aurat. gegebenen Hyoscyamus oder auch der Dulcamara, in schweren Fällen besonders Rad. Belladonnae, bald für sich, bald auch in Verbindung mit den Flor. Sulph. und der Ipecacuanha, manchmal auch die Flor. Zinc., das Chinin. sulph. &c. mit Nutzen angewendet. Auch die Asa foetida wurde zwar

in einigen Fällen mit gutem Erfolge gegeben, war aber sonst den Kindern auch in dem von Kopp empfohlenen Linctus nicht gut beyzubringen und mußte bey manchen bald wieder bey Seite gesetzt werden. Durch die Belladonna wurde aber oft nicht bloß Mäßigung der heftigen Anfälle, sondern auch Abkürzung der Krankheit bewirkt. Mehrere sehr schwächliche Kinder, die durch die heftigen Anfälle in hohem Grade angegriffen worden waren und bey denen sich schon ein hectisches Fieber eingestellt hatte, wurden durch Belladonna und Chinin und besonders einen neben jener gegebenen Aufguß von China und Valeriana gerettet. In vier Fällen jedoch, wovon zwey Kinder von einem halben Jahre betrafen, und wo bey einem auch schlimmer Durchfall, bey einem anderen zugleich Darzsucht Statt fand, erfolgte der Tod.

Außerdem kamen von Nervenkrankheiten besonders die Hysterie, Epilepsie und die kleine Kinder befallende Eclampsie (welche zwar oft gehoben wurde, in vielen Fällen aber auch in den Tod überging), auch mitunter der Weistanz, so wie der Schlagfluß (der in 3 Fällen tödtlich war) und die Lähmung, das Delirium tremens s. potatorum &c. vor, und es wurden endlich auch einige Fälle von organischen Fehlern des Magens, der Leber, des Herzens, namentlich ein sehr bedeutender, wo Verkürzung der ventralen Klappen im linken Herzen Statt fand; desgleichen ein Fall von Phlegmatia alba dolens &c. beobachtet.

S. W. H. Conradi.

L ü b e d.

Beispiele zu syntactischen Uebungen nach dem Leitfaden der durch Ramshorn veran-

stalteten fünf und zwanzigsten Ausgabe der kleinern Bröderschen Grammatik für Schüler der untern und mittlern Klassen entworfen von Dr. Heinrich Kuhnhardt, Professor am Gymnasium zu Lübeck. Dritte verbesserte Ausgabe. 1834. 237 S. 8.

Practische Anleitung zum lateinischen Stil. Erster Kursus für Schüler der dritten Klasse ausgearbeitet von Dr. H. Kuhnhardt, Prof. am Gymn. zu Lübeck. Vierte Ausgabe. 1834. 240 S. in 8.

Wir haben schon bey anderer Gelegenheit (S. g. A. 1833. St. 190) die Verdienste des Verf. als Schulmann, und auch besonders die Correctheit seines lateinischen Stils erwähnt, welches schon ein günstiges Vorurtheil für die hier angezeigten Schriften erregen würde, wenn auch nicht das Bedürfniß der wiederholten Auflagen von der einen und der andern der sprechendste Beweis für die Brauchbarkeit und Zweckmäßigkeit derselben wäre. Die Bestimmungen von beiden sind auf den Titeln so genau angegeben, daß wir nichts hinzuzusetzen haben, als daß der Vf. ihnen treu geblieben ist. Die Einrichtung von beiden ist aus den frühern Ausgaben schon hinreichend bekannt. Die Vergleichung mit diesen wird zugleich lehren, daß der Vf. nicht bey dem Alten bloß stehen blieb, sondern diese neuen Ausgaben auch mit Recht verbesserte Ausgaben genannt werden können. Daß die Fortschritte, die in der latein. Grammatik seit Bröder gemacht sind, nicht übersehen wurden, wird in der Vorrede durch Beyspiele mit dankbarer Erwähnung der Männer, die sich die meisten Verdienste darum erworben haben, anerkannt; zugleich aber auch die Gründe angegeben, weswegen doch die Bröder-Ramhornsche Grammatik zum Grunde gelegt ist.

Hn.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

13. Stück.

D e n 26. J a n u a r 1 8 3 5.

G ö t t i n g e n.

Der 12. Januar war für unsere Universität ein festlicher Tag. An demselben feyerte unser Herr Hofrath Mitscherlich, Professor der Poesie und Beredsamkeit, sein funfzigjähriges Amtsjubiläum in dem Dienste derselben. Ein in dem Namen der Universität geschriebenes Programm des Herrn Hofrath und Professor Dfr. Müller kündigte dasselbe an. Eine Deputation des Senats, die dem Jubilar ein in den gnädigsten Ausdrücken abgefaßtes Glückwünschungsschreiben des hohen Curatoriums überreichte, und der philosophischen Facultät, so wie viele seiner Collegen und Freunde, brachten ihm ihre Glückwünsche dar. Ein festliches Mahl, von seinen Collegen veranstaltet, beschloß die Feyer.

Das erwähnte Programm behandelt eine schwierige Stelle des Römischen Dichters, der dem Jubilar so viel verdankt (Epist. II, 1, v. 170 — 176). Am Schluß desselben, nachdem der Verf. die vielen Veränderungen erwähnt hat,

die in dem Lehrer-Personal der Universität in den 15 Jahren, seitdem er angefangen hat ihr anzugehören, vorgegangen sind, fährt er fort: *Homines mutati sunt, animus, quo universitates sicut civitates vivunt et florent, spero, non mutabitur.* Durat inter nos religiosior quaedam munerum a nobis susceptorum observatio, qua hanc scholam excellere dicunt, cui plures viderunt; reipublicae, quae nos indefessa cura sustinet et fovet, caritas a saeculi levitate aliena; pietas denique et reverentia, qua viros de rebus nostris bene meritos colere et suspicere consuevimus. Hac Tuorum et aequalium et juniorum fide et observantia ut multos annos laetus et lubens fruaris, dilectissime Mitscherlichi, cum collegis et juvenibus nostrae disciplina mandatis communia facimus vota. Gewiß stimmen darin alle überein!

B e r l i n.

Gedruckt in der Druckerey der Königlichen Academie der Wissenschaften: Ueber die Entwicklung des Gorgonen-Ideals in der Poesie und bildenden Kunst der Alten. Eine archäologische Abhandlung gelesen in der K. Academie der Wiss. zu Berlin von Dr. Konrad Levezow, Director des Antiquariums im K. Museum u. s. w. 1833. 100 Seiten und 5 Kupfertafeln in Quart.

Es ist ein glücklicher und rühmenswürdiger Gedanke des Verfassers dieser Schrift, alle Bildwerke des Alterthums, welche sich auf die Vorstellung der Gorgonen, insbesondere des Gorgoneion oder Medusen-Hauptes, beziehen, zusam-

menzustellen und in die Reihenfolge einer natürlichen und gesetzmäßigen, Entwicklung zu bringen. Auch bey manchen andern Formen der ältesten Kunst, die sich besonders bedeutsam und gleichsam lebenskräftig zeigen, wäre ein solches Verfahren anwendbar und lehrreich; aber kaum ist darunter eine Bildung von solcher Dauerhaftigkeit und Entwicklungsfähigkeit zugleich, ein Gewächs, das seine Wurzeln so tief in die älteste Ideenwelt des Griechischen Volks schlug und seine Zweige und Blüthe so reich und mannigfach ausgebreitet, und in solcher Uebereinstimmung mit dem Genius verschiedener Zeiten der Griechischen Kunst ausgebildet hätte, als das Gorgoneion. Dazu kommt, daß im Ganzen erst die neuere Zeit uns einen solchen Reichthum altgriechischer und Etruskischer Denkmäler zugeführt hat, daß sich daraus die Grundform und weitere Entwicklung dieses Kunstgebildes im Zusammenhang begreifen läßt: es ist kein Vorwurf für Winkelmann, daß er von diesem ganzen Bilderkreis noch höchst unvollkommene Vorstellungen hatte.

Der Verf. verzichtet darauf, den Mythos von den Gorgonen in allen seinen Verzweigungen zu verfolgen, und hat auch auf die eigentliche Wurzel desselben, die in den mit dem Dienst der Pallas verbundenen Ideen und Symbolen gegeben ist, keine Aufmerksamkeit gerichtet: er begnügt sich im ersten Abschnitt der Entwicklung des Gorgonen-Ideals in der Poesie der Alten nachzuforschen. Indessen versucht er doch eine Erklärung, wie den Griechen überhaupt die Vorstellung der Gorgonen gekommen sey, oder vielmehr eine sorgfältige Ausführung eines schon von Facius (Collectaneen zur griech. und röm. Alterthumskunde S. 138. N. 16) hingeworfenen

Gedankens. Das Abenteuer eines an die Libysche Küste verschlagenen Griechen, der von einem Affen überfallen, so glücklich gewesen sey ihn zu tödten und den abgeschnittenen Kopf oder getrockneten Skalp mit sich nach Hause gebracht, habe zu der ganzen Fabel die Veranlassung gegeben. Wir wollen hier nicht geltend machen, daß von einem andern Gesichtspuncte aus dieses ganze Verfahren, welches man mythischen Pragmatismus zu nennen pflegt, wodurch man tief eingewurzelte nationale Vorstellungen und Phantasiebilder aus allerley zufälligen Begebnissen einzelner Menschen zu erklären meint, unhaltbar erscheine: aber, wenn es erlaubt ist, im Geiste dieses mythischen Pragmatismus weiter zu rathsonnieren, so müßte der kraft- und muthvolle Mann, der in jenen Zeiten auf gebrechlichem Fahrzeug sich durch alle Schrecknisse des Meeres bis zu den Küsten Libya's durchzukämpfen vermochte, doch wieder gar seltsame Anfälle von Furcht und Beängstigung gehabt haben, wenn ihm irgend ein Affe als ein dämonisches Ungeheuer, dessen Anblick versteinernes Entsetzen bewirke, vorgekommen wäre. Gegen die Aehnlichkeit aber, welche der Verf. zwischen der Gorgonen-Maske und der Bildung des Vorderkopfes mancher Affen-Arten findet, möchte vor Allem einzuwenden seyn, daß die Hauptsache, die vorgeschobenen zugespitzten Kinnladen des Affen, dem Gorgoneion ganz fehlt, welches vielmehr so viel irgend möglich in eine kreißrunde Form gebracht wird. Dem Unterz. scheint es rathlicher, die Formen des Gorgoneions aus Griechischen Ansichten über die Bedeutung gewisser Züge und Geberden zu entwickeln; namentlich würde die Erörterung der ältesten bey den Griechen üblichen Hohngeberden oder *sannaë* von wesentlichem Erfolge gewesen

seyn, wie schon Böttiger in der trefflichen Schrift über die Furien-Maske S. 110 (neben der von ihm angeregten Idee von dem Skalp eines erlegten Feindes) angedeutet hat. Das Entblößen der aufeinander gesetzten knirschenden Zähne (*χαράσσειν ὀδόντας, διαμασᾶσθαι τινα*) und das Herausstrecken der Zunge (*et linguae quantum sitiit canis Appula tantum*) sind seit uralter Zeit gebräuchliche *sannae*: gerade diese gehören zu den Eigenthümlichkeiten des Gorgoneion in seiner ältesten Form, wo immer das Eine mit dem Andern, und zwar oft auf eine wenig natürliche Weise, vereinigt wird. Die runden hervorquellenden Augen (*Γοργοῦς ὄμματα* bey Homer Ilias 8, 349), die dicken Wülste, welche die Backen bilden, die aufgetriebene Nase (*ὄνυμδες, οἷς οἱ μυκτῆρες ἀναπεπταμένοι*, Aristot. Physiogn. p. 124 ed. Franz), die von tiefen Runzeln durchfurchte Stirn möchten sich alle aus den Wirkungen des heftigsten Zorns auf das menschliche Antlitz erklären lassen. Kurz, das ganze Gorgoneion ist ein auf den höchsten Grad getriebener carikierter Ausdruck von Zorn, Wuth, Hohn aus einer Zeit, wo der künstlerische Trieb der Griechen die grellsten Züge für seine Darstellungen am liebsten ergriff, weil die feineren in äußern Stoffen wiederzugeben noch nicht in seiner Macht stand. Wir haben es übergens rühmend anzuerkennen, daß der Verf. nicht nach Gebilden der orientalischen Kunst hascht, die etwa einen Schein von Aehnlichkeit mit diesen Zügen haben; um vielleicht das Gorgoneion an Typhonische oder Ahrimanische Bildungen anzuknüpfen. Seit der Zeit, in der diese Abhandlung erschienen ist, hat Herr Raoul-Rochette im Journal des Savans 1834. p. 280 eine Reihe

von Bildwerken mit gewohnter Fülle von Gelehrsamkeit zusammengestellt, aus der eine Phöniciſche Abkunft dieſer Bildung hervorgehen ſoll. Doch würde wohl eine ſpeciellere Erörterung dieſer Angaben zu dem Ergebniß führen, daß dieſe Bildwerke theils Griechiſch von Urfprung (wie die Punifchen Münzen Siciliens), theils von dem Meduſen-Haupt zu verſchieden ſind, um damit in eine Claſſe gebracht werden zu können.

Nachdem Herr Director Levezow im erſten Abſchnitt die Zeugniſſe der Dichter und Mythographen über die Geſtalt der Gorgonen zusammengestellt hat (wir werden auf einige der bedeutendſten weiter unten zurückkommen): wendet er ſich im zweyten wichtigerern Abſchnitte zu den Darſtellungen der bildenden Kunſt. Er trennt höchſt zweckmäßig (nach dem Vorgange Böttiger's, Furien-Maſke S. 128) alle Vorſtellungen des Gorgoneion und der Gorgonen in drey Claſſen, die ältere, mittlere und neuere Characteriſtik derſelben. Der älteſte Character iſt die eigentliche Grundform, deren weſentlichſte Züge bereits oben angegeben ſind; nur bemerken wir noch die Schweinshauer (ſo nennen ſie die Alten; der Verf. möchte auch dieſe gern dem Affengeſchlecht zueignen), welche in den Ecken des Mauls hervorragen und von oben und unten in einander greifen, und die alterthümliche Behandlung des Haars, in kugelförmigen Locken um die Stirn und zwey regelmäßigen dicken und geraden Maſſen auf beiden Schultern. Schlangenhaare hat die Gorgone dieſer Periode noch nicht, wie auch die Dichter erſt von Pindar und Aeſchylos an von den Schlangenhäuptern in den Locken der Meduſa reden. Heſiod ſpricht nur von zwey Schlangen, die ſich an ihren Gürteln

hinwinden und die Köpfe emporkrümmen, wie sie Pallas in Kunstwerken des ältern Styls und Medusa auf dem bekannten Terracotta-Relief von der Insel Melos hat. Dagegen findet sich in mehreren Terracotta-Platten des Berliner Museums, Taf. 1. Fig. 11. 12, so wie auf mehreren alterthümlichen Münzen, Taf. 2. Fig. 15. 16. 17, und auf einer höchst interessanten Vase von Tarquinii (Panofka Musée Blacas I. pl. 10 Levezow Taf. 2. Fig. 21), der Medusen-Kopf von einer großen Anzahl Nattern oder andern kleinen Schlangen umgeben, welche aber, nach der einleuchtenden Bemerkung des Verf., sich nicht aus den Haaren hervorbilden, sondern nur als eine Einfassung darum gesetzt sind. Der Unterz. erinnert dabey noch daran, daß das Schreckbild eines Drachenhauptes (*δράκοντος φόβος*), welches die Mitte des von Hesiod beschriebenen Herakles = Schildes bildet, gerade so von zwölf Schlangen eingefast ist, die ihre Köpfe nach allen Seiten drohend vorstrecken (s. Zeitschrift für die Alterthumswiss. I. №. 110). Seltsam ist der auf Vasengemälden mitunter wahrzunehmende, den untern Theil des Antlitzes einhüllende dunkle Bart (wenn man wirklich die Intention der Vasenmähler hierin richtig auffast). Die einzelnen Bildwerke ordnet Herr Levezow nach der mythischen Geschichte der Medusa an: A. Erster Moment, vor der Enthauptung der Medusa. B. Zweyter, die Enthauptung Medusens, wobey vor den abgesondert vorkommenden Gorgonen die Rede ist. C. Dritter, Medusa unmittelbar nach der Enthauptung. D. Vierter, die Verfolgung des Perseus durch die beiden gorgonischen Schwestern. Vielleicht wäre indeß eine andere Ordnung, wenn auch wider die mythische Zeitfolge,

doch mehr der historischen Entwicklung angemessen gewesen. Offenbar geht die mythische und plastische Vorstellung der Gorgonen ganz vom Medusenhaupt aus; und die Sagen von jenen haben hauptsächlich den Zweck, die isolierte Existenz von diesem zu erklären, daher im Mythos des Perseus das Köpfen, *κατατομειν*, der Medusa immer der Hauptzug ist. Als man daher anfang, die weitere Entwicklung des Mythos auf plastische Weise nachzubilden, mußte die Entzuehung der Medusa und die damit noch zusammenhängende Verfolgung des das Gorgoneion in der Kibisis forttragenden Perseus durch die andern Gorgonen als Hauptpunct der Fabel gefaßt werden; der letztere Gegenstand wird schon am Hesiodischen Herakles = Schilde beschrieben, und zwar in mehreren Hauptzügen ganz mit dem Vasengemälde übereinstimmend, welches Herr Levezow — zu großem Dank der Archäologen — aus der Berliner Sammlung publiciert hat, Taf. 2. Fig. 23. Das übrige Leben der Gorgonen aber liegt außerhalb der Grenzen des ursprünglichen Mythos so wie der bildenden Kunst, und so ist denn auch das Bronze = Relief von Perugia, womit der Verf. seine Reihenfolge eröffnet, welches eine Gorgone darstellt, die in hochender Stellung zwey Löwen bey der Kehle gepackt hält und zu erwürgen scheint (Inghirami Mon. Etr. S. III. tav. 23. Levezow Taf. 1 Fig. 2), im Geiste bloß verzierender Bildwerke, d. h. grilzlenhaft und phantastisch, behandelt.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

G e t t i n g e
 g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
 der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

14. 15. Stück.

Den 29. Januar 1835.

B e r l i n.

Beschluß der Anzeige: Ueber die Entwicklung des Gorgonen-Ideals in der Poesie und bildenden Kunst der Alten. etc.

Von solchen phantastischen Umbildungen und Verbildungen, die sich um die Gränzen des Mythus wenig kümmern, konnte als ein interessantes Beyspiel auch der geschnittene Stein angeführt werden, der, aus den Volcentischen Nachgrabungen hervorgegangen, bey Nicali, Storia degli antichi popoli Italiani, Atlas tav. 46, 17., abgebildet ist, wo ein Ungeheuer, zusammengesetzt aus einem Gorgoneion mit Schlangenhaaren und einem Kentaurenkörper, aber die Vorderfüße von einem Adler, mit großen Fittichen, einen Löwen bey den Vordertaken gefaßt hält. Da es bey der Fülle von Mittheilungen, auch unedierter Bildwerke in diesem Abschnitt, nicht möglich ist, hier alles Einzelne zu erwähnen, heben wir noch eine Silber-Münze mit einem alterthümlichen Gorgonen-Haupt hervor, das be-

nen auf den Münzen von Populonia in Etrurien besonders ähnelt, welche Münze hier zuerst beschrieben und (Taf. 2. Fig. 13) abgebildet ist. Sie gehört nämlich einem bedeutenden Funde von alten griechischen Münzen an, welcher in Preußen — wo schon so manches Stück der Art zum Vorschein gekommen ist, daß man eine sorgfältige Sammlung und Vergleichung der Nachrichten darüber sehr wünschen muß — vor einigen Jahren gemacht worden ist. Herr Director Levezow behält es sich vor, eine nähere Untersuchung dieses merkwürdigen Fundes zu anderer Zeit mitzutheilen; und Ref. ist um so begieriger darauf, da er davon eine Bestätigung seiner Behauptung erwartet, daß schon in Herodots Zeit und früher ein Landhandel von Nord-Italien, auch wohl von Nord-Griechenland, nach der Bernstein-Küste gerichtet gewesen sey. — Vermißt hat der Unterz. unter den Gorgonen der ältern Form nur ein interessantes Bildwerk, das Terracotta-Relief bey Combe Terrac. 13. (womit die bey Guattoni Mon. ant. ined. 1788. Nov. u. Gori Mus. Etr. I, 31 verwandt sind), wo Perseus ein ungeheures Gorgoneion vom Kumpfe trennt, während Pallas das unanschaulbare Haupt ihm im Spiegelbilde ihres Schildes zeigt; die Formen sind hier sehr alterthümlich, die Haarbehandlung wie auf Taf. 3. Fig. 36, aber dabey erscheinen schon Schlangen, die in einem spätern Styl behandelt sind, wie überhaupt der Styl des Ganzen mehr archaisierend als eigentlich alt ist.

Als das Characteristische der Denkmäler des mittleren Styls bezeichnet der Verf. im Allgemeinen die Milderung des bisherigen rohen und furchtbaren Characters. Die Plastik folgt darin im Allgemeinen demselben Bestreben wie

die Poesie; wenigstens nennt Pindar zuerst die Medusa zwar schlangenhaarig, aber zugleich schönwängig (*εὐπάρσος*). Von Aeschylos ist freylich dagegen zu bemerken, daß er die Gorgonen-Vorstellung in ihrer ganzen widerwärtigen Scheußlichkeit festhält; er bildet seine Erinnyen-Maske, wie er es selbst angibt, nach der Gorgonischen, und die dabey oft angedeutete herabhängende, lechzende Zunge, ist der wichtigste Berührungspunct beider. Damit stimmt sehr wohl überein, daß unser Verf. die Medusenhäupter dieser Kunstperiode in zwey Classen theilt: a) 'mit noch ausgereckter Zunge' und b) 'ohne ausgereckte Zunge', wobey aber die Gorgone doch bisweilen noch die Zähne weist. Die erstern kommen auf geschnittenen Steinen, in Vasenbildern und Etruskischen Wandgemälden vor; auch an einigen Minerven-Statuen, namentlich der erhabenen Bildsäule in Dresden, Augusteum Taf. 14., und Giustinianischen; aber die meisten Pallas-Statuen, besonders die, in denen Phidias Werke als Original erkannt oder geahnet werden können, zeigen das Medusenhaupt in seiner zweyten Form, zwar nichts weniger als liebreizend, immer noch mit Zügen, die von Grimm und Hohn verzogen werden, aber doch ohne eine widerwärtige und Caricatur-ähnliche Entstellung. Einen Beytrag zur Bestätigung dieser Folge liefert auch noch der dem Verf. unbekante, mächtige Torso der Pallas in dem Blundellschen Antiken-Cabinet zu Ince bey Liverpool. Der Ref. hat zwar diese Sammlung nicht selbst gesehen; aber aus dem auf dem Britischen Museum vorhandenen großen Kupferwerk über diese Sammlung unter andern diese durch alterthümliche Strenge der Formen, vereint mit einer gewissen Kühnheit und Freyheit in der Behandlung, in-

teressante Figur copiert; jetzt ist sie in verkleinertem Maaßstab in Clarac's Musée de Sculpture pl. 473. n. 899 D. gegeben. Bey dieser Statue liegt die mit Schlangen eingefasste Aegis platt über Brust und Vorderleib, und wird durch einen breiten Gürtel, der aus dem Obertheil eines Löwenrachen und seinen Zähnen gebildet ist, festgehalten. Das Bruststück der Aegis aber wird fast ganz von einem mächtigen Gorgoneion angefüllt, das mit zwey Schlangen umwunden und von wallenden Haaren eingefast, im Uebrigen schon gemilderte Züge zeigt, aber dabey doch die Zunge noch herabhängen läßt. Ein Irrthum ist es übrigens, wenn der Verf. zur Begründung der Meinung, daß die ältere Aeginetische und Attische Kunst von dem Gorgoneion auf dem Brustharnische Minervens seltener Gebrauch gemacht habe, 'die leere Aegis der Minerva von Aegina zu München' anführt. S. dagegen Schorn, Beschreibung der Glyptothek N^o. 60: 'Auf der Mitte der Brust dienten zwey eingebaute Löcher zur Befestigung des bronzenen Medusenhauptes'. Eben solche Löcher finden sich aus demselben Grunde auf der Aegis der Pallas im Westgiebel des Parthenon, wovon ein Stück der Brust unter den Elginischen Marmors im Britischen Museum aufbewahrt wird (Synopsis of the contents of the Brit. Museum, XV Room, n. 75). Außer diesen einzelnen Gorgoneen rechnet der Verf. zu dieser Classe noch mehrere Vasengemälde, welche einen fünften und sechsten Moment in der mythischen Geschichte darstellen: die Gorgonischen Schwestern nach der Ermordung Medusens, klagend bey Neptun (Milin Vases II. pl. 3. 4), und die Uebergabe des Medusenhauptes an Minerva.

Der dritten Styl-Periode gehören nach dem

Verf. die Denkmäler an, welche die Meduse in völliger Schönheit und Anmuth der Formen (*Gorgonis os pulcherrimum* Cic. Verr. IV; 56) darstellen, von reichem Lockenhaar umwallt, womit jetzt die Schlangen als ein beständiges Attribut verflochten werden (*crinitum anguibus* Cic.), mit denen man, wie das Melische Relief beweist, schon früher das Haupt zu umflechten hin und wieder angefangen hatte. Zum Beweise des letztern Satzes dient auch das treffliche Medusenhaupt, wohl das beste Muster der mittlern Stylart in der ersten Classe, welches nach einer Bronze des Payne-Knight'schen Cabinets in der neueren Ausgabe der *Antiquities of Ionia* T. II. als Schlußvignette der Vorrede abgebildet ist. Bey den Gorgoneen der dritten schönen und reizvollen Gestalt begnügen sich die Künstler auch in der Regel mit eben dieser Umflechtung des Hauptes, so daß zwey Schlangen, mit den Schwänzen unter dem Kinn zusammengeschlungen, in den Locken oberhalb der Stirn mit den Köpfen wieder zum Vorschein kommen; bisweilen verwandeln sich indeß die Locken selbst in Schlangen, wie auf dem berühmten Strozzi'schen Carneol (Taf. 4. Fig. 45). Als endliche Vollendung des Gorgonen-Ideals bezeichnet der Verf. die Zuthat der Kopf-Flügel, wie wir sie in sehr edeln und ergreifenden Bildungen auf einem Albanischen Marmor-Relief, an der Tazza-Farnese, und besonders an dem Wunderwerke der Kunst, dem Rondaninischen Medusenhaupte in München (Taf. 5. Fig. 48. 49. 50) finden. Auch kommt die anmuthig gebildete Medusa in ganzer Figur, wenn auch sehr im Kleinen, auf Münzen von Städten Galatiens und des Pontos aus der Kaiserzeit vor, die die Enthauptung der Gorgone durch Perseus darstellen (Taf. 5. Fig. 53. 54).

Wir vermiffen hierbey nur einen hinlänglichen Aufschluß über die eigentliche Bedeutung der fo mächtig ergreifenden Züge dieser Medusenhäupter. Daß bloße Bestreben, zu verschönern und für die unglückliche Tochter des Phorkys ein sanftes Mitgefühl in Anspruch zu nehmen, wobey der Verf. stehen bleibt, erschöpft offenbar nicht die Gedanken, welche die Griechischen Künstler in sich trugen, die in Praxiteles oder Lysippos Zeit diese Umbildung des Grauensvollen ins Unmuthige gewagt haben. Daß Grauenhafte ist aber überhaupt auch in dieser reizvollen Form nicht untergegangen, sondern zieht sich nur gleichsam ins Verborgene zurück: es blickt immer noch aus der zusammengezogenen Stirn, den gedrückten Augenbraunen, den hervorstierenden Augen, der emporgezogenen Oberlippe, welche die Zähne ein wenig sehen läßt, auch die leise Neigung des Hauptes nach vorn über ist bedeutsam, und die züngelnden Schlangen und schlängelnden Fittige sind nur die vernehmlichere Auslegung der Bedeutung jener dem Antlitz selbst verliehenen Züge. Diese Gorgone schreckt nicht, wie die ursprüngliche, durch offenen Troß und Hohn zurück; sie lockt an um zu verderben, und dem ihr Geweihten in entzückender überwältigender Umarmung den Tod zu geben. So findet die große Umbildung, welche die Griechische Plastik, nach ihrer reinen Höhe und naiven Größe in Phidias, durch die Künstler jener Zeit erfuhr, wodurch der Kreis der Aphrodite und des Dionysos zum Ausdrucke verführerischer, trunkenen Sinnlichkeit wurden, seinen tragischen Schlußpunct in dem Gorgoneion, und eine tiefe Verzweifelung, die hinter der Naturvergötterung des Alterthums sich immer vernehmlicher ausdrückt, seinen schmerzvollen Ausdruck.

Obwohl diese und ähnliche Betrachtungen in der vorliegenden Abhandlung nicht angeregt werden: heißen wir doch diese reiche, fruchtbringende Gabe aus der Hand des verehrten Verfassers willkommen, und wünschen nur, daß auch die mit dem Gorgoneion so eng verbundene Aegis, deren Geschichte auf die des Gorgoneions noch manches Licht werfen muß, nach Jacius Abhandlung und Buttmann's trefflichen Bemerkungen eine neue vollständige Bearbeitung erhalten möge.

K. D. M.

E l b e r f e l d.

In der Schönian'schen Buchhandlung: Friedrich von Hövel hinterlassene Schriften, gesammelt und herausgegeben von Friedrich Harkort und Dr. August Nauschenbusch. Erster Theil. 1832. LXIV und 304 Seiten in Octav.

Mit Freude und Rührung haben wir das hier anzuzeigende Buch gelesen, und danken den Herausgebern recht innig für diese Gabe. Friedrich von Hövel war ein echt deutscher Mann in Gesinnung und That; der nicht bloß in den Gegenden und an den Orten, wo er für Mit- und Nachwelt segensreich wirkte, mit dankbarer Verehrung genannt zu werden, sondern überall wo deutscher Sinn herrscht, näher gekannt zu seyn verdient. Wer, wie der Verfasser dieser Anzeige, dem Berewigten nahe stand, wird in seinen gesammelten Schriften gern den lebendigen Ausdruck seiner Ansichten und seiner lebenswürdigen Eigenthümlichkeit wieder finden; Andere können durch obiges Buch, und zumal durch die darin enthaltene vortreffliche Denk-

Schrift von Hn Dr Rauschenbusch ein treues Bild von dem Character und dem Wirken jenes edlen Mannes erlangen.

Friedrich von Hövel — so berichtet der den gesammelten Schriften ebenfalls vorgedruckte, von Hn Dr Rauschenbusch verfaßte Nekrolog — war geboren den 7. April 1766 zu Herbeck im Pennethal, einem Rittergute seiner Familie. Die ersten neun Jahre verlebte er an der Hand seiner rechtschaffenen Eltern. Das Kind zeichnete eine tiefe und innige Liebe zur Natur aus. Vom neunten bis zum sechzehnten Jahre brachte er im Jesuitercollegium in Fulda zu, wo man an ihm nicht den gewöhnlichen, sondern den vorzüglichen Fleiß lobte. Dann nahm er zwey Jahre Dienste bey der adeligen Garde in Münster und studierte Kriegswissenschaft, verließ aber bald diese Laufbahn, die er nach fremdem Willen angetreten hatte und widmete sich in Münster höheren Studien, litt aber sehr an Kränklichkeit. Nach seiner Genesung ging er nach Göttingen. Er hatte keinen andern Lebensplan, als einst seine eigenen Güter zu verwalten, und studierte daher nach eigenem und freyen Plane, Rechts- und Staatswissenschaft, Chemie, Mineralogie und Technologie. Schon 1785 starb sein Vater Christoph von Hövel, und viel zu früh für seine Neigung und unter schwierigen Verhältnissen mußte der Sohn die Bewirthschaftung seiner Güter antreten. Er that es, ward bald auch Mitglied der Olevisch-Märkischen Ständeversammlung, an deren Arbeiten er lebhaften Antheil nahm. Im J. 1795 mußte er, seiner Gesundheit wegen, Carlsbad besuchen. Darauf ging er nach Freyberg, wurde von Werner gefesselt, und beschloß den Winter in Freyberg zu bleiben. Er blieb von da

an Werner's Verehrer, zeigte dessen Büste nur mit Rührung, freute sich daß Er von dem fast nie, selbst an seine Familie nicht, Briefe schreibenden Werner einen Brief aufzuweisen hatte, und konnte sich bis an sein Ende vom Neptunismus nicht lossagen. Damals bereisete von Hövel auch Böhmen und sah Prag. Im Jahr 1797 verheirathete er sich mit dem Freyfräulein Wilhelmine von Ritz, und diese Ehe ward mit zwölf lebenden blühenden Kindern gesegnet. 1797 ward er Landrath des Kreises Wetter, und diese Stelle war es, in welcher er die große Aufmerksamkeit seiner Heimath erregte und sich eine Liebe erwarb, die ihn überlebte. 1805 wurde er Cammerpräsident in Minden. Seine Verwaltung traf in die schreckliche Zeit von Preußens Unglück, und die Nachricht von der Schlacht von Jena bleichte sein Haar in Einer Nacht. Nach dem Falle des Vaterlandes schwankte er eine Zeitlang über seine fernere Theilnahme am öffentlichen Leben. Indes entschloß er sich zu demselben, und konnte nachher sagen: 'Ich habe nie bey den Franzosen zum Unrechte geschwiegen, aber oft frey darauf aufmerksam gemacht; nie habe ich Schleichwege gebraucht, immer bin ich gerade gegangen. Die Franzosen selbst haben dieß anerkannt, und ich habe eben dadurch viel Unheil beseitigt'. So ward er Präfect von Göttingen und erwarb sich auch hier Vertrauen. Doch bald zog man ihn unter dem Versprechen, ihm die Generaldirection der Bergwerke zu übergeben, als Staatsrath nach Cassel, hielt ihm aber dieß Versprechen nicht. Nun fühlte er sich unheimlich in Cassel. Ueber seinem Schreibtische hing das Bild von Hohensyberg; zu diesem blickte er oft unverwandt, und bald kehrte er zurück in das Land

seiner Heimath und seiner Sehnsucht. Er widmete sich nun aufs Neue der Verwaltung seiner Güter, und wenn Andere die Fremdherrschaft sehr drückte, so sagte er weissagend: 'Seyd zufrieden, in zehn Jahren ist kein Franzose mehr in Deutschland' *). Aber so lange er lebte, konnte er nicht ohne Erschütterung darüber reden, daß er bey einer Deputation nach Paris aus dem Munde Napoleons die Worte gehört hatte: 'Le royaume de Prusse sera detruit pour toujours'. Dann freuete er sich, daß dieß kein Wort des allmächtigen Gottes, sondern eines vom kurzen Glücke verblendeten Menschen gewesen sey. Er erlebte die neue Zeit 1813, und war voll Eifers als Mitglied des Kreis- ausschusses für die Organisierung der Landwehr in der Grafschaft Mark zu sorgen. Sein König ehrte ihn durch Verleihung des rothen Adlerordens zweyter Classe. Die letzten zwölf Jahre seines Lebens reiheten sich jenen früheren an, in welchen er als Bergwerkskundiger, als Forstmann, Landwirth und Technolog studierte und arbeitete. Ueber das Westphälische Gebirge hatte er schon 1805 eine Abhandlung geschrieben, auch am Westphälischen Anzeiger viel gearbeitet. Nach 1813 trat er bis 1819 im Herrmann, und seit 1820 im Westph. Anzeiger auf. Im J. 1818

*) Wie fest von Hövel auf die kurze Dauer der Napoleonischen Herrschaft rechnete, zeigt u. A. auch ein kleiner Zug aus seinem hiesigen Leben. Als die äußeren Zeichen der rechtmäßigen Regierung vertilgt werden mußten, und daher auch das in Stein gehauene Königliche Wappen am hiesigen Reithause zerstört werden sollte, wurde solches von dem Präfecten im Stillen verhindert, indem er den Stein des Anstosses mit Gyps bedecken ließ, und dadurch seinen Schmuck unverfehrt einer besseren Zeit aufbewahrte.

nahm er Theil an der Deputation des Adels des ehemaligen Jülich'schen Staats zum Fürsten von Hardenberg nach Engers und an der Redaction der dem Fürsten übergebenen Denkschrift. Im Jahre 1826 im November reiste er nach Münster, um an den Geschäften des Landtages als Deputirter Theil zu nehmen. Wenige Tage war er dort, als er, der am Abend vorher noch sehr lebhaft sich in Gesellschaft unterhalten hatte, am Morgen todt im Bette gefunden wurde. Er hatte an sich des Lebens Reife gesehen, aber die gütige Vorsehung hatte es ihm erlassen, das allmähliche Hinscheiden des Lebens zu erfahren.

Auch bey uns lebt Friedrich von Hövel in dankbarem Andenken. Eine Zeit wie die in welcher er hier wirkte, war wohl geeignet in Kurzem den Werth eines Mannes, dem die erste Stelle der Administration anvertraut war, in ein unzweydeutiges Licht zu stellen. Seine große Menschenliebe, seine vielseitige Bildung, sein practischer Sinn erhoben ihn über den Standpunct eines gewöhnlichen Geschäftsmannes, und seine hohe Achtung für Wissenschaft und Kunst bewirkte, daß seine Bestrebungen sich nicht auf die engeren Gränzen seines amtlichen Wirkungsbereiches beschränkten. Er sorgte nicht bloß wo er konnte für das Wohl seiner Administrierten, sondern suchte auch für das Beste der Georgia zu wirken. Wenn er mehrere hierauf sich beziehende Lieblingspläne, u. A. die Stiftung einer besonderen Professur der Bergwerkswissenschaften, nicht durchzusetzen vermochte, so war die Schuld nicht ihm, sondern den Personen beyzumessen, in deren Händen damals die Entscheidung über solche Angelegenheiten lag. Uebrigens besitzen Stadt und Universität mehrere blei-

bende Denkmäler seiner Fürsorge. Herr von Hövel war es, der zuerst die später ausgeführte Bepflanzung des Hainberges in Anregung brachte, und die Pappeln-Allee vor dem Geismar-Thore anlegen ließ; der den Bau eines neuen Gewächshauses im Botanischen Garten bewirkte, und die Anstellung des talentvollen jungen Mannes, der den Entwurf dazu gemacht, unseres nachmaligen Klosterbaumeisters Müller, einleitete, und dadurch von indirectem Einfluß auf dasjenige gewesen ist, was Universität und Stadt dem leider früh durch den Tod uns entrissenen, ausgezeichneten Architecten verdanken.

Die in dem vorliegenden Bande zusammengedruckten Abhandlungen beziehen sich auf Landwirthschaft, Forstcultur und Gebirgskunde. Unter den landwirthschaftlichen Aufsätzen zeichnen sich die den Wiesenbau betreffenden besonders aus. Der Verfasser hatte diesem Zweige der Landwirthschaft vorzügliche Aufmerksamkeit gewidmet und in seiner Gegend viel für Verbesserung desselben gethan. Bey seinen vielseitigen naturwissenschaftlichen und cameralistischen Kenntnissen konnte es ihm nicht entgehen, von welcher Bedeutung die innere Zusammensetzung der Erdenrinde für ihre obere Decke ist und dadurch für Alles, was auf dieser wohnt und durch dieselbe bedingt wird; wie wichtig es daher nicht bloß für Land- und Forstwirthschaft, sondern für Staatswirthschaft überhaupt seyn muß, jene Verhältnisse mehr, als bisher unter uns geschehen, zu beachten. Als der Ref. durch eine Vorlesung in der hiesigen Kön. Societät der Wissenschaften die Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand zu lenken versucht hatte, faßte auch Herr von Hövel denselben mit besonderer Lebendigkeit auf, und schrieb darüber den

S. 82 u. f. mitgetheilten, leider unvollendet gebliebenen Aufsatz. In der Baumzucht besaß er ausgezeichnete Kenntnisse und Erfahrungen. Mit großer Liebe wurden seine Forsten von ihm gepflegt, und nahe und fern suchte er die Cultur ausländischer, vorzüglich Nordamericanischer Baumarten zu befördern. Wie viel er darin geleistet, bezeugen die herrlichen Pflanzungen zu Herbeck und Thal. Von ganz besonderem Werthe sind daher auch seine auf Baumzucht sich beziehenden Aufsätze; sie verdienen von Jedem der sich für diesen Zweig des Pflanzenbaues interessiert, beachtet zu werden. Die geognostischen Abhandlungen betreffen die vaterländischen Gebirgsverhältnisse, mit denen der Verf. genauer als irgend einer seiner Landsleute bekannt war. Er besaß ausgezeichnete Beobachtungsgabe und unermüdblichen Eifer in Erforschung der geognostischen Beschaffenheiten der Gegenden in denen er lebte. Seine im J. 1806 herausgegebene Schrift über die Gebirge in der Grafschaft Mark ist noch immer das Beste, was wir in geognostischer Hinsicht über diesen Theil von Westphalen besitzen. Dabey wurde er durch seinen practischen Sinn und seine große Liebe zum Bergbau getrieben, nutzbaren Fossilien mit rastlosem Bemühen nachzuspüren. Indem Ref. unter den hierauf sich beziehenden Aufsätzen auch eine eigene Mittheilung findet, welcher sich Bemerkungen des Herrn von Hövel anschließen, kann er nicht unterlassen es hier auszusprechen; wie viel er dem wissenschaftlichen Verkehre mit seinem unvergeßlichen Gönner und Freunde verdankt. Der im Anhange mitgetheilte, im Jahre 1817 geschriebene Aufsatz über vaterländische Einrichtungen, dürfte wohl der ausgezeichnetste von Allen seyn. Möchte er recht

verbreitet und beherzigt werden! Er enthält auf wenigen Seiten große Wahrheiten, nicht bloß für die Zeit und die Verhältnisse welche den freymüthigen und kräftigen Ausspruch derselben veranlaßten, sondern für jede Zeit und zumal für die jetzige, an neuen Staatseinrichtungen so fruchtbare.

Wir beschließen unsere Anzeige mit den eben so schönen als wahren Schlußworten der oben bereits erwähnten Denkschrift. 'Das Bild großer Geschiedenen steht vor denen, die sie kannten, als eine bleibende Mitgabe für ihr Leben, und zieht sie weg vom Anblicke des Staubes und der Nichtigkeit; und zeigt ihnen, daß Wahrheit und Tugend nicht leere Namen, und Wirken für Menschenwohl mehr als ein Traum sey. Wir sagen nicht, wie Pericles von den gefallenen Athenern sagte: ihr Grab ist in unsern Herzen, sondern: sie leben in unsern Herzen, sie stehen rathend, warnend, mahnend, hemmend und beflügelnd vor den Geistern derer, die ihren Geist vernehmen können. So lange auf der rothen Erde Gerechtigkeit wohnt, so lange der Westphale die Tugend, die er ererbt hat, bewahrt, die, seine Vorwelt zu ehren und zu schützen, so lange wird auch v. Hövel unvergessen bleiben. Und wenn nach langen Jahren der Greis den Jüngling noch auf die Trümmer von Hohenfyberg führt, wenn er ihm dann das Land zeigt, das Tacitus *paludibus horridum* nannte, und welches jetzt zu den schönsten Gauen Deutschlands gehört, wenn er ihm die Schatten der Vorfahren heraufführt, welche diese Wildniß urbar gemacht, und Gesetze und Sitten eingerichtet, wie sie dieser Natur angemessen waren, wenn er ihm von dem Volke sagt, das Carl in seiner Eigenthümlichkeit zerstören wollte, dessen

Character aber des Herrschers Eigenthümlichkeit überlebt hat, wenn er dann diejenigen nennt, welche Schönheit und Milde in dieses Thal brachten, dann werden dem Jünglinge manche Namen tönen, deren Besitzer zwar ins Dunkel des Grabes, aber nicht ins Dunkel der Bergesfenheit sanken. Denn nach hundert und aber hundert Jahren wird der Greis den Jüngling nach Herbeck hinweisen, und ihm sagen: dort lebte Friedrich von Hovel. Möge er, das gebe der gnädige Gott, sagen können, seine Nachkommen sind geworden und geblieben wie er!

B r a u n s c h w e i g.

Taschenbuch für die vaterländische Geschichte, herausgegeben von Joseph Freyherr von Hormayr. Neue Folge; sechster Jahrgang. 1835. XII u. 435 S. in Octav. (bey Bieweg)

Wir haben die frühern Jahrgänge dieses Taschenbuchs angezeigt (S. g. U. 1832. St. 18); das nicht bloß zur Unterhaltung, sondern auch zur Belehrung bestimmt ist. Auch dieser Jahrgang bleibt dieser Bestimmung treu, und empfiehlt sich nicht weniger durch seine Mannigfaltigkeit. Prosaische und poetische Stücke wechseln in demselben ab. Unter den ersten nimmt an Umfang und Wichtigkeit den ersten Platz ein: die Nordweihnachten von Sendling 25. Dec. 1705, wo der Bauernaufstand in Bayern zur Vertreibung der Oestreicher auf eine so traurige Weise für jene endete. Es ist gewissermaßen die Geschichte der ersten fünf Jahre des Spanischen Successionskrieges in Beziehung auf Bayern, und zwar die urkundliche Geschichte; denn der Verf. hat die

Gelegenheit benutzt 41 darauf sich beziehende Urkunden bekannt zu machen. Die Geschichte der Unruhen in Ungern unter Franz Rasközi ist fortgesetzt. Unter dem, auch in diesem Jahrgange fortgesetzten Artikel: Sitten und Gebräuche der Vorkwelt, wird man manches Ergötzliche, besonders in Beziehung auf Lebensart und Luxus in Augsburg finden. — Die Poesien sind theils neuere, theils ältere. Unter den letztern können wir nicht umhin das 'Lied in der Noth Wilhelms I. von Dranien' zu erwähnen, das zum Holländischen Volksliede geworden ist: 'Wilhelmus von Nassave Bin ich aus teutschen Blut; Dem Vaterland getreue Bleib ich bis in den Todt &c.' Es muß zwischen 1568 und 1574 gedichtet seyn, da darin der Tod seines Bruders Adolph in Friesland 1568, aber noch nicht der Tod der beiden andern Brüder Ludwig und Heinrich, die in der Schlacht auf der Mooser Haide 1574 fielen, erwähnt ist. Man findet wohl nicht leicht ein Lied, in dem Adel der Gesinnung und Vertrauen auf die Vorsehung sich kräftiger ausspricht.

Vorgesezt ist das Bildniß von Carl Freyherrn von Stein. Ueber die Aehnlichkeit steht uns kein Urtheil zu. Aber ein Bild welches mehr den Ernst und die Stärke des Characters ausdrückte, wird man nicht leicht gesehen haben.

Sn.

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

16. Stück.

Den 31. Januar 1835.

M e i n u n g e n.

Herr Consistorialrath Schaubach hat von daher der K. Societät einen Aufsatz mitgetheilt, welcher einen Auszug seiner fortgesetzten Forschungen über die Geschichte der alten Astronomie enthält, deren erster Theil unter dem Titel: Geschichte der griechischen Astronomie bis auf Eratosthenes 1802 erschien (G. g. Anz. 1802. St. 52). Die Fortsetzung, die Periode von Hipparch bis auf Ptolemäus, sollte einen zweyten Band ausfüllen. Da aber die Erscheinung desselben noch Hindernisse findet, so wird es den Freunden der Wissenschaft erwünscht seyn, die Resultate derselben in dem hier folgenden Auszuge mitgetheilt zu erhalten.

Ueber Hipparch's Beobachtungsmethode und die Fortschritte der Astronomie bis auf Ptolemäus. (Vergl. G. g. A. 1816. S. 565 u. f.)

Bey der Fortbildung der mathematischen Studien in der Alexandrinischen Schule darf man keinen ununterbrochenen systematischen Gang erwart-

ten. Die Idee eilte der Erfahrung voraus, die Hülfsmittel waren unvollkommen, das Verfahren ermüdend weitschweifig. Ptolemäus wiederholt in den Hypothesen die in der Syntaxis aufgestellte Theorie in einem Ueberblick, weil die gewöhnlichen mechanischen Hülfsmittel nicht ausreichten, die Phänomene zu erklären, und setzte nach Olympiodor zu demselben Zweck Feine Resultate auf die Serapis-Säule zu Kanopus. Auch Theon behauptet bey Pt. Handtafeln (ed: Halma' p. 27), daß noch zu seiner Zeit Viele weder mit den numerischen, noch graphischen Operationen fertig werden könnten. Mit Unrecht wird daher Archimed-von Scaliger wegen Mangel an wissenschaftlicher Anordnung getadelt. Er geht stets von Betrachtung der Figur und von vorläufigen empirischen Versuchen aus bey seinen apagogischen Beweisen. Die Anwendung seines Verhältnisses des Durchmessers zum Umkreiß im *Ψαμμίτης* stellt zwar die Idee dar, möchte aber der beschwerlichen Multiplication wegen selten gebraucht worden seyn. Ähnliche Beyspiele findet man bey Eutokius. Fällt doch Reinhold von Saalsfeld noch über Kopernikus das Urtheil, daß derselbe zwar aus Beobachtungen die Ursachen der Planetenbewegungen trefflich (doctissime) dargestellt, aber die Mühe, Tafeln nach seinen Grundsätzen zu berechnen, gescheut habe. Wenn man nach seinen angegebenen Regeln rechnete, träfen seine eigenen Beobachtungen nicht damit zusammen.

Eratosthenes Gradmessung blieb die Grundlage bey allen folgenden Untersuchungen, mit wenigen Modificationen, besonders in der Größe der Stadien. Hipparch glaubt aber (Strabo II. p. 77. ed. Casaub.), daß die angenommene Größe derselben bey Breitenbestimmungen gleichgültig sey.

Für diese Bestimmung gab es noch kein anderes Mittel, als 1) die Dauer des längsten Tages, 2) den Gnomon, 3) auf den Schiffen den Mastbaum und die Segelstangen (Ptol. geogr. I. 7); außerdem 4) an jedem Orte den Polarkreis, für welchen zu Meroë Hipparch α Urs. min. im Horizonte annimmt (Strabo II. p. 91), mit einem Fehler von 4° in der Breite. Den Gnomon auf Reisen schnell zu benutzen, diente das vom Mathematiker Diodor (Proclus Hypot. p. 103 ed. Halma, wahrscheinlich unter Pyscon, wenn der von Achilles Tatiüs genannte Grammatiker gleiches Namens dafür angenommen werden darf) erfundene Analemma, aber in der einfacheren Einrichtung, wie bey Vitruv (IX, 5) nicht in der zusammengesetzteren zu orthographischen Projectionen von Ptolemäus. Dieser Breitenbestimmungen konnte aber Hipparch nur wenige machen (Ptol. geogr. I, 4). Noch seltener waren aber die Längenbestimmungen, aus Mangel an Hülfsmitteln bey Mondfinsternissen. Ptolemäus weiß nur eine einzige anzuführen, aus correspondierenden Beobachtungen zu Arbela und Karthago (Geogr. I. c.). Diese Schwierigkeiten mußten auch Einfluß auf die Karten haben. Hipparch wußte, daß sich die Meridiane an den Polen schneiden, er nahm aber doch, wie seine Vorgänger, bey den Parallelen und Meridianen sich in rechten Winkeln durchschneidende gerade Linien an (Strabo p. 63), und ging also nicht von trigonometrischen Lehrsätzen aus. Ptolemäus bemerkt außerdem (Geogr. I, 3), daß man den Umfang der Erde nicht bloß durch die Sciothetica im Meridian, sondern auch durch zwey Bögen größter Kreise überhaupt finden könne, wenn man an zwey gegebenen Orten die Polhöhen, die Entfernung des Zeniths vom Pol und das

Azimuth beobachte. Die Methode führt aber auf eine verwickelte Formel, deren Auflösung durch seine Trigonometrie noch nicht wohl möglich war. Da nun auch die Beobachtung ihre Schwierigkeiten hatte, so zweifelt Delambre (Hist. de l'astr. anc. T. II. p. 521), ob Ptolemäus je einen Versuch damit gemacht habe. Da sich aber Ptolemäus dabey auf sein dazu erfundenes Meteoroscop bezieht, ohne jedoch dasselbe weiter anzugeben, so dürfte man doch wohl eine einfache geodätische Probe damit an einem kleinen Bogen vermuthen. Den Bogen des Aequators mißt Pt. dabey durch den Winkel am Pol, was Schwierigkeiten bey der Rectascension andeutet. — Zu genaueren astronomischen Beobachtungen war Hipparch's Kreisinstrument nach Cabasillas (in den Scholien zur Syntaxis anno Chr. 1350) eine Aequinoctialarmille (Synt. III, 2), nur noch außer dem Meridian und dem Aequator mit den beiden Wendekreisen versehen. Delambre will den Vortheil der beiden letzteren am Instrument nicht anerkennen, und glaubt, dieselben müßten hinderlich gewesen seyn. Sie waren aber für Hipparch das einzige Mittel, die Lage der genannten Kreise zur Nachtzeit am Himmel zu finden, und die Abstände der Sterne von den genannten Kreisen an dem Meridian des Instruments durch die Dioptern zu messen. Die Lage des Thierkreises war zwar bekannt, für die Ekliptik aber bedurfte es ebenfalls sinnlicher Punkte. Nach Cabasillas hatte H. noch ein anderes, vom vorigen verschiedenes Instrument, ein Astrolabium (aber nicht das Ptolemäische), um die Länge zwischen dem verfinsterten Mond zu nehmen, welcher ihm am nächtlichen Himmel die Lage der Ekliptik angeben mußte. Zu ähnlichem Zwecke wurde auch Spica und

Regulus benutzt. Für den letzten berechnete Ptolemäus deswegen noch in seinen Handtafeln eine Hülftafel zu Planetenbeobachtungen. Die Abstände von den Parallelen waren die einfachsten Messungen, obgleich noch sehr unvollkommen. Hipparch gibt die Bogen nach Ellen an, die Elle ungefähr 2° (Strabo p. 92; ad Phaen. Petav. Uranol. ed. Antw. p. 140 sq.). Bey den Rectascensionen und den Tagebogen zieht er durch jedes Bild des Thierkreises einen Parallel, und theilt auf demselben in der Mitte des Himmels jedes Bild in 30 Theile. Dadurch findet er nicht bloß die Rectascension einzelner Sterne in und außer dem Bilde, sondern auch die Theile der Ekliptik selbst, indem er den gemessenen Theil eines Parallels mit dem ähnlichen Theile des Declinationskreises vom Mittelpunct der Kugel aus, nicht mit dem Aequator vergleicht, wahrscheinlich durch die Diopter an der Armille (ad phaen. I, 10; II, 7). Alle Messungen gehen dabey, wie überall, vom Krebs aus. Um diese Werthe genauer graphisch zu bestimmen, brauchte er wahrscheinlich seine von Theon angeführte Sehrentafel und sein Planisphär (*σφαιρικῆς ἐπιφανείας ἐξάπλωσιν*), welches Synesius (de dono astrol. p. 310. p. Chr. 410) von ihm anführt. Der alte (*παμπάλαιος*) Hipparch, sagt er, habe einen solchen Versuch gemacht. Derselbe spreche aber nur dunkel davon, und habe nur 16 Sterne darauf eingetragen (Hipparch benutzt aber zu demselben Zwecke auch noch mehrere Sterne, ad ph. III. 16 seq.). Der berühmte (*ὁ πᾶν*) Ptolemäus, und seine Nachfolger in der Alexandrinischen Schule hätten sich bloß damit beschäftigt, die Stunden der Nacht damit zu finden. Dieses könne man aber ebenfalls durch H.'s 16 Sterne. Man müsse es den großen

Männern verzeihen, welche diese Kenntnisse vernachlässigt hätten, weil die Geometrie noch in ihrer Kindheit gewesen sey. Es sey unmöglich die Sterne auf die Ekliptik zu tragen. — Daß H. die Eccentricität der Sonnenbahn entdeckte, ist bekannt. Beym Monde konnte er nach Geminus von den Chaldäern nur die mittlere tägliche Bewegung benutzen. Von den Planeten aber gehen die ersten unvollkommenen Beobachtungen, und zwar bloße Zusammentünfte und Bedeckungen selbst bey den Chaldäern nur bis in das dritte Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung hinauf. — Die Kenntniß der Gestirne gehörte zwar damals in Griechenland und Rom zu den studiis humanitatis. Man begnügte sich aber nur mit den allgemeinen Kenntnissen der Vorzeit. Arat's Gedicht unterhielt die Phantasie, und gab den Grammatikern Stoff zu Erklärung der Mythen; Columella versichert (IX, 14), daß die subtilitas Hipparchi den pinguioribus rusticorum literis nicht nothwendig sey. Es sey einerley, ob man mit H. die Kolluren in den ersten Grad der Zeichen, oder mit Meton in den achten setze. Die erst von H. aufgefundenene Präcession war also ein zu kleines Element, als daß man bey dem damaligen Zustande der Geometrie oder vielmehr bey dem gänzlichen Mangel an Trigonometrie, und bey einer Ungewißheit von 2 Graden in den Messungen davon hätte Gebrauch machen können. Sie wird daher auch nur wenig genannt. Geminus schweigt, Columella und Caserna führen dasselbe zwar an, scheinen aber eine unrichtige Vorstellung davon zu haben. Caserna erwartet davon auch Einwirkung auf die Witterung (Colum. I, 1). Außerdem erwähnt noch Plinius derselben, aber

auch nur im Allgemeinen mit declamatorischem Lobe. Cicero kommt oft auf die wunderbar scheinende Planetenbewegung, ohne je auf Apollonius Erklärung Rücksicht zu nehmen; Hipparch führt er nur als Geographen an, und Sosigenes der Peripatetiker zieht bey Bestimmung der Größe der einzelnen Jahreszeiten die empirische Beobachtung der Zu- und Abnahme des Lichts Hipparch's schärferen Angaben vor, so wie Eudorus concentrische Planetenkreise den eccentricischen. Auch Strabo erklärt überall scharfe mathematische Bestimmungen in der Geographie für unnöthig. Eben so Vitruv in seinem Fache. Die Kugelgestalt der Erde wurde selbst nach Ptolemäus noch nicht allgemein anerkannt. Dieses bezeugt unter andern die dem ersten Nicäischen Concilio zugeschriebene Anordnung des Osterfestes, von welcher Kästner glaubte, die Anordner hätten nicht daran gedacht, daß die Erde eine Kugel sey. Aus den Philosophenschulen erhielt sich nur Aristoteles Hypothese von der Stellung der Elemente im Weltraume und der scheinbar naturgemäßen Anordnung in concentrischen Kreisen bis auf Copernicus. Besonders scheint Alexander der Aphrodisäus nach Simplicius zu ihrer Erhaltung thätig gewesen zu seyn. Die Schule setzte solches Vertrauen in ihre Dialectik, daß sie selbst die fortschreitende Erfahrung dadurch abzuweisen versuchte. So waren z. B. nach einem, obwohl unvollkommenen Citat bey Simplicius de caelo I. comm. 86) wahrscheinlich durch Hipparch's entdeckte Eccentricität Zweifel gegen Aristoteles Ansicht und Definition vom Falle der Körper entstanden. Die Mathematiker bekamen dadurch immer mehr Veranlassung, die Erscheinungen am Himmel bloß als eine geometrische Aufgabe zu behandeln, ohne auf die Ur-

sachen Rücksicht zu nehmen. Die Wendung endlich, welche die Philosophie überhaupt nahm, und welchen Einfluß die astrologischen Ideen der Orientalen dabey bekamen, weist die Geschichte nach. Was die griechischen Mathematiker den Chaldäern zu verdanken hatten, ist jetzt gelegentlich bemerkt worden. Von der Astronomie der Aegypter findet man — wenn man nicht die Stellung der Pyramiden in die Mittagsfläche dafür nehmen will, wozu es aber keiner weitern astronomischen Kenntnisse bedurfte — nichts, als ihre Versicherungen, von ihrer großen den Ausländern lange geheim gehaltenen, späterhin aber Einigen derselben mitgetheilten Wissenschaft, ohne Beweis. Davon fand aber Strabo (lib. XVII. p. 554) zu seiner Zeit keine Spur mehr zu Heliopolis; Platos und Eudorus Wohnung wurde nur gezeigt. Dagegen führt er einen gewissen Chæmon, einen Begleiter des Ael. Galus in die südlichen Gegenden Aegyptens an, welcher sich für einen Astronomen ausgab, sich aber durch seine Unwissenheit lächerlich machte. Nur zwey Männer, Petosiris und Necepsos werden von Manetho, Plinius (II, 23) und Firmicus (VIII) genannt, deren Vorschrift auch Manilius nach Scaliger (ad Manil. p. 218 sq.) benutzte. Delambre macht aber über beide die Bemerkung, daß, wenn ihre Verdienste sich nur auf das beschränkten, was Manetho und Plinius von ihnen anführten, es für die Ehre der Priester besser gewesen wäre, zu schweigen; und bey ihrem Versuche, die Entfernungen der Planeten zu finden (Plin. II. 23) setzt er hinzu, man könne aus dieser Probe (par cet échantillon) sehen, was von der Aegyptischen Weisheit zu halten sey. So lange aber die Paralaxen noch nicht mehr in Anwendung kommen

Konnten (und hier zeigt sich wieder der Mangel an Trigonometrie), mußten alle Versuche der Art scheitern. Eben deswegen ist auch Kleomedes (wahrscheinlich Posidonius) Hypothese, der doch von Aristarch's und Archimed's Lehrsätzen ausgeht (cycl. th. ib. II), nicht gelungen. Es bleiben also bey einer Vergleichung der Aegyptischen Begriffe mit den Griechischen bis zu dieser Zeit die beiden Gedichte übrig von Manetho und Manilius. Beide Gedichte rechtfertigen aber Strabo's Urtheil über die astronomischen Kenntnisse der Aegypter seiner Zeit. Beide enthalten astrologische Vorstellungen gegründet auf die Sphäre Arat's. Die geographische Breite ist bey Manetho so unbestimmt, daß Delambre urtheilt, man könne eher den Horizont von Griechenland, als von Aegypten darunter verstehen. Bey Manilius ist, wie fast überall der Horizont von Rhodus = 36° angenommen. Die Parallelen sind ohne mathematische Genauigkeit, die Koluren fehlen ganz bey Manetho; Manilius setzt dieselben, wie Eudorus, in den 8° der Zeichen. Die Sternbilder sind ebenfalls griechischen Ursprungs. Die Wage kennen beide, nur haben nach Manetho (II. v. 136) ἀνέρες ἰσολ die Trennung vom Scorpion veranlaßt. Nigidius Figulus und später Achilles Tatius brauchen theilweise andere Namen, behalten aber die Gestalten der griechischen Sphäre bey. Nigidius scheint außerdem den ägyptischen Horizont schärfer von dem griechischen, nach einem Fragment zu urtheilen, unterschieden zu haben, und fügt auch noch ägyptische Mythen der griechischen Sphäre bey. Manetho gibt die Aspecten nur im Allgemeinen an, Manilius hingegen bemerkt zugleich die ausgehenden Punkte der Ekliptik, aber ohne noch auf den Aequator dabey Rücksicht zu nehmen,

wie Hippikles, dessen Methode ich im neuen Archiv für Philologie und Pädagogik (Januar 1830. №. 2) auseinandergesetzt, und mit Hipparch, Ptolemäus und den Sachischen Sonnentafeln in einer Tabelle verglichen habe. Erst durch Ptolemäus Trigonometrie that die Astronomie wieder einen bedeutenden Fortschritt.

Plinius erwähnt noch einer Mondperiode Hipparch's von 600 Julianischen Jahren, welche von der, die Ptolemäus von demselben in der Syntaxis (IV, 2) anführt (von $441\frac{2}{3}$ Julianischer Jahre), im Resultat wenig unterschieden ist. Ptolemäus zeigt zugleich die Entstehung dieser Perioden. Die älteren Mathematiker, sagt er im Gegensatz von Hipparch, hätten nur die 18jährige Periode gekannt. Aus dieser entstand durch Multiplication die 54jährige, welche Geminus (c. 15) den Chaldaern beylegt. Delambre setzt hinzu: Quoique rien ne nous l'atteste. Doch läßt sich Geminus Bemerkung nicht geradezu abweisen. Man darf nur bey den Chaldaern nicht immer an die ältesten Zeiten denken. Hipparch war damit noch nicht zufrieden und suchte, wie seine Vorgänger, durch Multiplication der einfachern Angaben immer größere Genauigkeit. Solche Perioden können also der Geschichte nie Beweise für das Alter eines Volks liefern (Vergl. Göt. gel. Anzeigen 1825. S. 1319 u. f.).

U l t o n a.

Bey J. F. Hammerich, 1834: C. Valerii Catulli Veronensis carmina annotatione perpetua illustravit Frid. Guil. Doering. X u. 255 Seiten in Octav.

Eine freudige Ueberraschung hat der ehrwürdige Herausgeber durch diese neue Bearbeitung des Catullus den Freunden des Römischen Alterthums bereitet. Denn statt seine vor bey nahe funfzig Jahren zuerst erschienene Ausgabe des Veronesischen Dichters mit Veränderungen im Einzelnen, so wie sie reifere Ansichten darboten, wieder auflegen zu lassen, beschenkt er uns mit einem ganz neuen Commentare, welcher zwar minder ausführlich als der erste ist, aber dagegen an Klarheit und Gründlichkeit unendlich viel gewonnen hat. Die Erklärung berücksichtigt vorzugsweise die Sachen, und entwickelt den Zusammenhang der Gedanken; grammatische Seltenheiten oder Schwierigkeiten finden nur eine beyläufige Beleuchtung in den Noten; und die Aufzählung und Beurtheilung der Varianten, welche in der früheren Ausgabe sehr viel Raum einnahmen, ist jetzt gänzlich ausgeschlossen worden — was wir um so weniger zu bedauern haben, da die zeither in Deutschland erschienenen Ausgaben des Catullus nur das critische Interesse nach Kräften zu fördern sich bemüht haben. Damit wollen wir aber keineswegs das Ansehen gewinnen, als hielten wir alle Fragen in Bezug auf die critische Herstellung des Catullischen Textes für befriedigend gelöst. Im Gegentheil beweist jeder neue critische Versuch über diesen durch sehr schlechte Handschriften, die alle aus Einer verdorbenen Quelle geflossen zu seyn scheinen, uns überlieferten Dichter, wie wenig überhaupt darin bis jetzt ergründet worden ist. Sillig sowohl als Bachmann haben freylich den Text so zu bestimmen gesucht, wie es die vorhandenen Quellen erlaubten; aber es ist wirklich nicht die Schuld der Herausgeber, wenn der besonnene Leser oft Einzelheiten dun-

kel findet und oft auch den logischen Tbeengang eines Ganzen nicht ergründen kann. Catullus ist voll von Lücken und Corruptelen, die aus eigenen Kräften auszufüllen und zu verbessern jeder neue Critiker sich wohl stets vergebens abmühen wird. Daß nun aber auch die Auslegung eines solchen Schriftstellers nicht immer fröhlich gedeihen will, ist hiernach sehr begreiflich. Der Herr Kirchenrath Döring ist in der That der einzige Erklärer, den dieser Dichter in unserm Jahrhunderte gefunden hat. Die sonstigen Zeitgenossen, welche einen Theil ihrer Muße dem Studium des Catullus zugewandt haben, hielten es wenigstens bis jetzt nicht der Mühe werth, die durch schätzbare Probeschristen erregten Erwartungen zu befriedigen. Dankbar wollen wir daher die neuen Leistungen des vortrefflichen Herausgebers anerkennen, und zugleich bemerken, daß dieselben in einer ihrem inneren Werthe entsprechenden äußern Form vor uns treten. Auch dürfen wir zum Besten derjenigen, qui ex indicibus sapere audent, nicht mit Stillschweigen übergehen, daß der Herausgeber sich ihren Dank durch die genaue Anfertigung eines solchen für sie unentbehrlichen Hülfsmittels zu sichern gesucht hat, ohne gerade mit seinen Bemühungen schon auf dem Titel zu prahlen — eine Bescheidenheit, die sonst zum größten Vergerniß derjenigen, qui ex ingenio sapere audent, nicht immer beobachtet zu werden pflegte.

Unter den neuesten Beyträgen zur Förderung der Catullischen Studien zeichnen wir ein hier in

G ö t t i n g e n

bey C. E. Rosenbusch erschieuenes Schriftlein aus:
Symbolae Catullianae, quas collegit Guil.

Vict. Christ. Pfeiffer, Eutinensis. IV und 53 Seiten in Octav.

Mit allgemeinen Bemerkungen über die neuesten Bearbeitungen des Catullus anhebend, verbreitet sich der Verf. zunächst über Catull's Beruf zum Dichter. In dieser Würdigung wird dann auch das Verhältniß des Dichters zu seiner Zeit und die neue Richtung, welche die poetischen Bestrebungen damals zu nehmen anfangen, kurz berührt. Als erotischer Dichter wird Catullus darauf mit Horaz und Anakreon verglichen. Diese Zusammenstellung ist mit Urtheil und Umsicht geschehen; eine zu große Vorliebe zu seinem Dichter ist dabey aber nicht zu verkennen; doch hat dieser Eifer für Catullus den Verf. keineswegs zu Ungerechtigkeiten gegen andere Dichter verleitet. — Die Hauptmasse des Buchs bildet eine ausführliche critische und exegetische Behandlung einzelner schwieriger Stellen des Catullus, an die sich dann gelegentlich noch anderweitige Bemerkungen anschließen. Das Ganze zeugt von einer sehr vertrauten Bekanntschaft mit den Schriften des Veronesischen Dichters, und berechtigt zu dem Wunsche, daß der Verf. auch fernerhin seine Beobachtungen fortsetzen und bekannt machen möge.

G. H. B.

C a s s e l.

Bey J. C. Krieger: Universal-Repertorium der deutschen medicinischen, chirurgischen und obstetrischen Journalistik des 19. Jahrhunderts von Dr. Louis Pfeiffer. Erste Abtheilung. VI und 385 S. Zweyte Abth. IV u. 433 Seiten. 1833. Octav.

Der Vf. beabsichtigte in den vorliegenden zwey Abtheilungen eine nach dem Inhalte geordnete

Uebersicht der seit den Jahren 1800 bis 1828 in den deutschen medicinischen Journalen sich findenden Aufsätze und Beobachtungen, sogar mit Rücksicht auf die in mehreren Zeitschriften erschienenen Recensionen in der Art zu liefern, wie dieß früher von Ploucquet in seiner *Literatura medica digesta* geschehen. Die Reihe der verzeichneten Gegenstände von Aachen bis Zythus ist ungemein groß, und schon die zweyte Abtheilung enthält beträchtliche Zusätze. Zu verwundern ist eben so sehr die Mannigfaltigkeit als die Zahl solcher Artikel, welche Untersuchungen betreffen, die mit Recht die Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen oder zur Mode gehörten. Solche Zusammenstellungen zeigen erst, wie viel und worüber Alles geschrieben wird. Was nun die Bearbeitung selbst betrifft, so verdient der aufgewandte Fleiß, die bewiesene Genauigkeit und Geduld, so wie der bezweckte Nutzen und die unverkennbare Brauchbarkeit des so geordneten Materials alles Lob. Allenfalls ließe sich das Umfassende des Titels rügen, weil zu viele Journale fehlen, um für ein allgemeines Repertorium gelten zu dürfen; das Weglassen der Vornamen im Texte und Index, weil dadurch Verwechslungen unvermeidlich sind, und das zu seltene Verweisen der deutschen Kunstausdrücke auf die lateinischen, und umgekehrt, wodurch das Auffinden erschwert wird. Einen Tadel müssen wir verschweigen, weil er nicht den Verfasser, sondern das schreiblustige ärztliche Publicum oder vielmehr die Redacteurs der Journale trifft, nämlich den, daß im Ganzen so wenig ausgezeichnete, die Probe haltende Abhandlungen unter den einzelnen Rubriken sich finden, und daß durch derartige Verzeichnisse Vieles, was wohl die Bogen, kaum aber eine müßige Stunde der Gegenwart ausfüllt, wie ein wissenschafts-

licher Besitz für eine ferne Zukunft aufbewahrt wird. Wäre zu erwarten, was bey literarischen Hülfschriften selten der Fall ist, daß diese Ausgabe bald vergriffen würde, so könnte in einer neuen allen billigen Wünschen noch mehr entsprochen werden. Vielleicht liefert aber auch der Verf. in einem einzelnen Nachtrage die systematisch geordnete Uebersicht des Inhalts der noch fehlenden Journale mit einer Angabe derjenigen Verweisungen, welche bey der außerordentlichen Masse des Stoffs, zuerst nicht vollständig geliefert werden konnte. Eine kurze Notiz des Inhalts, ein Wort des Lobes oder Tadel; so subjectiv dieses auch ausfallen möchte, würde den Werth der Arbeit bedeutend erhöhen.

Marx.

H a m b u r g.

Hamburgische Monatschrift für Politik und Handel; herausgegeben von Dr. Ascher. Viertes bis achttes Heft. 1834.

Wir haben die ersten drey Hefte dieser Monatschrift in diesen Blättern (1834. St. 92) empfohlen, und wir sehen mit Vergnügen daß ihr Werth sich erhält. Jedes Stück enthält in der Regel drey Aufsätze, und zwey oder drey Rechtsfälle. Wir zeichnen von den Aufsätzen folgende aus. In St. 4 die Resultate der von der dazu niedergesetzten Commission über den Zustand des Britischen Handels und Fabriken. Sie lauten durchgehends vorthellhaft für England. — Griechenland und die Turkey. — Theorie der Armuth von C. Godefroy. Ueber Armenanstalten. St. 5. Ostindien. Geschichte der Englisch-Ostindischen Compagnie, die fortgesetzt werden soll. — Ueber den deutschen Zollverein in

Beziehung auf Hamburg. — Gründe, weshalb Hamburg demselben nicht beytreten kann. — Spanien; königliches Statut in Beziehung auf die Cortes. St. 6. Die Englischen Getreidegesetze. Resultate der zur Untersuchung niedergesetzten Commission. Der Aufsatz ist von dem Verfasser des früheren Aufsatzes St. 2., dessen Wichtigkeit wir damals empfohlen haben. — Ostindien. Fortsetzung. Geht bis 1781. — St. 7. Betrachtungen über die Umgestaltung des jetzigen Ostseehandels zu Gunsten des allgemeinen Verkehrs, und im Interesse sämmtlicher Ostsee-Staaten. — Die Idee ist, zu zeigen: welche Vortheile den sämmtlichen Ostseeländern, besonders aber Rußland zu Theil werden könnten, wenn der baltische Handel, anstatt wie bisher durch den Sund durch eine großartige Canal-Verbindung zwischen der Trave und Elbe auf Lübeck und Hamburg, als dessen natürliche Stapelplätze, geleitet würde. — Erster Bericht über die Handelsverhältnisse Frankreichs und Großbritanniens. Bey den jetzigen Verhandlungen über einen Handelstractat besonders wichtig. — H. D. Schädler: die Einrichtung einer Waaren-Deposito-Anstalt betreffend. — Aus Hest 8. empfehlen wir besonders den Aufsatz Australasien; das unterrichtendste was wir über die dortigen Einrichtungen in Beziehung auf die Exportierten gelesen haben. Nur protestieren wir gegen den Namen Australasien, weil er zu ganz falschen Vorstellungen führt. Australien ist kein Theil oder Anhang von Asien, es ist in jeder Rücksicht ein für sich bestehendes Continent, und von Asien durch Lage, Klima, Producte, Thierarten und Bewohner gänzlich verschieden. — Die Rechtsfälle betreffen hauptsächlich Wechsel- und Affecuranz-Sachen.

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

17. Stück.

Den 2. Februar 1835.

H a l l e.

Bei Schwetschke u. Sohn auf X u. 206 S.
H. Oct. 1834. mit einem farbigen Umschlage:
Die Statuliberi des Römischen Rechts von
D. Carl Otto von Madai.

Ueber die statu liberi haben wir in den Digesten einen eigenen Titel, und zwar einen von 42 Stellen (48 in Blume's zweyter Tabelle ist ein Druckfehler). Dieß ist bekannt genug; daß diese aber ohne eine einzige Versehung ganz regelmäßig nach SEP und sogar in den vier letzten auch nach A (Appendix) was zuerst Pp hieß, auf einander folgen, und daß der Titel in dem ersten Buche steht, mit welchem kleine Nachträge nach der Institutionen-Ordnung anfangen, weiß man erst seit Kurzem. Eben so weiß man seit bald drey Jahrhunderten, daß, der Ueberschrift nach, ein ganzer Titel unter den Titeln Ulpian's sich damit beschäftigt; es ist aber dem Inhalte nach nur die Hälfte Desselben, eine halbe Spalte der einzigen Hand-

schrift, wenigstens der einzigen nach bekannten. In Gajus Institutionen kommt die Lehre freylich nur ganz beyläufig und mit etwas Bekanntem p. 105. l. 16. vor. Aber auch so hätte sie doch wohl verdient, schon früher der Gegenstand einer eigenen Schrift zu seyn, und nicht bloß in Erläuterungen der Stellen, die sich auf sie beziehen, und allenfalls in Lehrbüchern über das ganze römische Recht erwähnt zu werden. Herr D. v. Madai weiß indeß nur von einer 1826 in Leyden erschienenen Dissertation über den vorhin näher bezeichneten Digesten-Titel von einem Herrn van der Bruggen, welche er aber nicht hat zu sehen bekommen können und deren auch der Unterz. sich wenigstens nicht mehr erinnert. Ein Hauptgrund dieser bisherigen Vernachlässigung liegt wohl darin, daß in der ganzen nicht juristischen römischen Literatur von dieser Lehre, die doch auf das häusliche Leben mannigfaltigen Einfluß gehabt haben muß, gar Nichts gesagt ist, die kleine Stelle in Festus ausgenommen, welche erklärt, das Wort *emtori* komme in den 12 Tafeln mit Rücksicht auf den *statu liber* in einem sehr weiten Sinne vor, eine Stelle, in welcher zwar kein besonderer Grund liegt, sie für verdächtig zu halten, bey welcher aber doch das allgemeine Mißtrauen in den Abdruck verdorbener Handschriften, wovon noch neulich Barro als Beyspiel erwähnt worden ist, auch eintritt. Der Verf. hat nun, was von den *statu liberi* theils bey Ulpian, theils in den Digesten vorkommt, nach drey Kapiteln, wovon das zwente fast noch einmal so groß ist als die beiden andern zusammen genommen, 1. das Allgemeine, 2. die einzelnen Bedingungen, und 3. die Rechtsverhältnisse des *statu liber* und des *heres* mit vielem Fleiße

zusammengestellt. Bey den Stellen der Digesten nimmt er auch auf verschiedene Ausgaben, z. B. S. 130 u. f., Rücksicht, ohne jedoch zu bemerken, daß das an sich verdächtige Wort Statulibertät, dessen er sich so oft bedient, nur auf der Besart der bekannten ältesten Handschrift in dem einzigen fr. 39 pr. unsers Titels beruht, statt dessen, wie freylich die Glosse nach Savigny III. S. 751, auch nicht erwähnt; die andern Handschriften *statuta libertas* lesen sollen. Sowohl die Basiliken als die Scholien dazu, oder, da diese Scholien wohl größten Theils weit älter sind, sollte man sagen: sowohl die Scholien, als die Basiliken sind zu Rathe gezogen, und dabey steht in der Vorrede eine Bemerkung, welche etwas Unbekannteres zu enthalten scheinen kann, als in der That der Fall ist, nämlich, daß die Scholien oft die einzelnen Digestenstellen in dem ursprünglichen Zusammenhang, aus dem sie von den Compilatoren herausgerissen wurden, enthalten. Es ist nämlich nicht davon die Rede, daß die Scholien etwa Ulpian's Werk *ad edictum* selbst vor sich gehabt und daraus etwas genommen hätten, was in Justinian's Digesten nicht mehr in dieser Verbindung oder gar nicht mehr steht, sondern die Meinung ist nur Die, daß die Compilatoren der Basiliken manche Stelle der Digesten verstümmelt haben, die bey den über die Digesten selbst geschriebenen und zu den Basiliken nur abgeschriebenen Scholien vollständiger steht, wie z. B. S. 142 ein Fall vorkommt. Darauf folgt dann die Glosse, natürlich nur die gedruckte, und endlich werden neuere Schriftsteller seit dem sechzehnten Jahrhundert benützt. Bey diesen letztern sey es dem Unterz. erlaubt, etwas zu bemerken was frey-

lich bey Weitem nicht auf unsern Verf. allein geht und wovon es ihm also leid thun sollte, wenn es nur als ein Vorwurf gegen diesen betrachtet würde, da es nur statt einer Bemerkung über diese oder jene einzelne Stelle dienen soll. Es geschieht gar zu oft, daß bey der Anführung von Schriftstellern die Zeitfolge nicht beobachtet wird, und so steht S. VII (N.) Faber (aus dem siebenzehnten Jahrhundert) hinter Bynkershoek (aus dem achtzehnten). Etwaß Aehnliches ist es, wenn bey neuern Schriftstellern, deren einzelne Ausgaben sehr von einander abweichen, gerade diejenige spätere angeführt wird, die einem Verfasser eben zur Hand ist, woraus man denn wohl gar schließen könnte in früheren stehet davon noch Nichts, also ein in der That viel später erschienenes Buch sey einem andern zuvorgekommen, welches doch in der That die Frage viel früher angeregt hat. Gleich auf der ersten Seite ist hiervon ein Beyspiel, Herr D. v. M. hat aber selbst im Texte die richtige Ordnung befolgt und also stillschweigend vor dem gewarnt, was man aus dem genaueren scheinenden Citat unter dem Texte folgern könnte.

Hugo.

P a r i s.

La Grèce. Vues pittoresques et topographiques, dessinées par O. M. Baron de Stackelberg. 22 Lieferungen, theils in großem, theils in gewöhnlichem Folio, 96 lithographierte Blätter enthaltend. 1830. 1831.

Diesß Werk, von dem die oben bezeichnete Anzahl von Blättern vor uns liegt, ohne daß es damit vollendet und geschlossen zu seyn scheint,

hat für den Freund von Naturschönheiten, den forschenden Geographen und den Kenner des Alterthums, der den Wunsch hegt, sich ein Bild der classischen Gegenden machen zu können, gleich viel Anziehendes und Werthvolles. Herr Baron von Stackelberg hat in seinem Werk über den Phigalischen Tempel und durch manche einzelne in andern Werken zerstreute Blätter nicht mehr Geist und großartige Treue in der Nachbildung antiker Sculpturwerke, und in seinen Bildern der neugriechischen Trachten nicht mehr lebensvolle Phantasie in der Darstellung des heutigen Lebens an den Tag gelegt, als er in diesem Werke Talent und Uebung entwickelt in charakteristischer, geistreicher Auffassung landschaftlicher Formen. Die Ansichten, welche hier gegeben werden, sind fast durchaus von Gegenden genommen, die durch Natur oder Geschichte merkwürdig sind; sie sind meist von solchen Standpuncten gefaßt, daß die Bildung des Landes, Verhältniß von Berg, Thal, See, Erstreckung und Gestalt der Gebirge, Richtung und Ausbreitung der Gewässer, uns in einem klaren Bilde vorgehalten wird, wie denn besonders die Ansichten von Küsten vom Meere aus, mit guten Charten verglichen, diese aufs schönste ergänzen und beleben; wie wahr und lebendig die Ausführung sey, werden Andere, denen die eigenthümlichen Reize dieser Gegenden durch eigene Anschauung bekannt sind, besser beurtheilen können als der Unterz. In wiefern Hr v. Stackelberg mit den Französischen Künstlern zufrieden ist, die seine Zeichnungen lithographirt haben, ist dem Ref. unbekannt; mehrere sind gewiß in den Geist des Zeichners eingegangen; einige Blätter scheinen zu sehr, mit Vernachlässigung alles Details, auf die allgemeine Wirkung berechnet zu seyn. Auch finden

sich, wir wissen nicht auf welche Veranlassung, mehrere Blätter, die nicht nach Zeichnungen des Hn v. Stackelberg, sondern der Französischen Künstler Dedreux und Garneray gearbeitet sind; man unterscheidet sie, auch ohne die Unterschrift, gleich daran, daß sie mehr nach einem interessanten Effect, als nach charakteristischer Darstellung der landschaftlichen Formen streben; auch berühren diese nur einige der zugänglichsten Küstenpuncte im westlichen Theile von Morea.

Der Werth des Stackelberg'schen Werks wird dadurch sehr erhöht, daß es sich über ganz Griechenland vom Tánarischen Vorgebirge bis zum Olymp erstreckt. Wir wollen daher noch anführen, wie viel Blätter von jeder Landschaft vor uns liegen. Lakonika mit der Insel Kythera, vier Blätter in kleinern, vier in größerm Format; darunter sehr imposante Ansichten der schönen Ebene am Eurotas bey Mistra, und zwey lehrreiche Blätter mit der Gegend von Sparta. Messenien, zehn Blätter in kleinerem, eins in größerem Format; vier von den erstern, welche Navarin, Koron und Modon betreffen, sind von den erwähnten Französischen Zeichnern, Garneray und Dedreux. Wir zeichnen zwey Blätter über die Ruinen der Stadt Messene aus, obgleich wir über diese durch das große Werk der nach Morea geschickten Commission ausführlichere Kunde erlangt haben. Argolis, nebst den Inseln Aegina und Kalauria, zehn Blätter in kleinerem, sechs in größerem Format; darunter sehr lehrreiche Ansichten der Küstenstrecken von Napoli di Romania, Epidaurus, Poros, vier Ansichten von Korinth und seiner uralten Tempelruine, welche völlig genügen um sich die Lage Korinths deutlich zu machen; außer den Tempeln von Aegina und Nemea, ist auch das Löwenthor von Mykená im

Zusammenhänge mit der ganzen Ringmauer mit besonderer Klarheit dargestellt. *Achaia* (Sikyon eingeschlossen), sechs Blätter in kleinerem Format; auch von diesen sind drey Ansichten von Patras von Dedreux und Garneray. *Arkadien*, vierzehn Blätter in kleinerem Format, zum Theil weniger bekannte Gegenden, deren Mittheilung um so dankenswerther ist, einige von schauervoller Erhabenheit, wie der Sturzbach *Styr* bey *Nonafris* im wildesten Felsengebirge und die Schlucht *Bathos* bey *Kaitena* (wo *Stackelberg* das alte *Trapezus* hinsetzt). Von dem Lande der *Eleer* liegen zwey Blätter, der Lauf des *Alpheios* durch *Pisatis*, von *Phrixa* aus gesehen, und die Ebene von *Olympia*, diese in größerm Format, vor Augen. Von *Megaris* ein Blatt, die Gegend der alten Stadt und ihres Hafens *Misäa*. *Attika* nebst den Inseln *Salamis* und *Euböa*, an die sich, nach dem beygegebenen Titelblatt dieser Abtheilung, auch *Keos* anschließen soll, zwölf Blätter in kleinerem, drey in größerm Format; darunter ein aus vier Blättern bestehendes sehr detaillirtes Panorama *Athens*, welches von dem Hügel der *Pnyx* aufgenommen ist, eine sehr reiche Ansicht der Ebene *Athens*, Landschaften aus allen Theilen *Attika's*, unter denen das *Vorgebirge Sunion* immer den Preis davon trägt. *Böotien*; hiervon sind nur drey Blätter in kleinerm Format vorhanden; eben so von *Phokis*. *Thessalien* nebst der Insel *Skopelos*, sechs Blätter in kleinerem, zwey in größerm Format; ein Panorama des *Pagasetischen Meerbusens*, die kühn emporgethürmten Felsen von *Meteora*, das Meiste auf *Tempe* und die benachbarten Gegenden von *Peneios* bezüglich. Der Hoffnung, einige Landschaften aus den weniger bereisten westlichen Strichen *Thessaliens* zu erhalten, wo noch am meisten *terra incognita* in *Griechenland* ist, darf man

wohl keinen Raum geben; es war immer sehr schwer dahin vorzudringen und wird es leider jetzt noch mehr seyn. Von Aetolien zwey Blätter, ein größeres, eine vortreffliche Uebersicht der Küste Aetoliens, wie sie sich von Patras aus darstellt, und ein kleineres, Messolonghi. Zakynthos, Kephallenia, Ithaka, drey größere und drey kleinere Blätter. Endlich erregt ein Titelblatt: Epire avec l'île de Corcyre, mit einer Ansicht des Klosters Nikolaß bey Meteora, von Renour gezeichnet, noch die Erwartung, daß auch von den sehr malerischen Gegenden am Acheron und am See von Jannina manche in dieses Werk aufgenommen werden sollen.

Wir erlauben uns am Schlusse noch den Wunsch auszusprechen, daß die speciellern Localnamen, welche nach einer sehr nützlichen Einrichtung bey umfassenderen Ansichten den einzelnen Hauptpunkten untergesetzt worden sind, möglichst immer aus der heutigen Geographie genommen werden möchten, indem der Gebrauch classischer Namen, ohne Rechtfertigung und Erörterung, leicht irre führen oder wenigstens über den Punct, der zu bezeichnen ist, in Zweifel lassen kann. So ist z. B. auf der schönen Ansicht der Aetolischen Küste der pyramidalisch geformte Berg zunächst der Meerenge von Lepanto Corax genannt, aber das Corax-Gebirge lag nicht an der Küste, sondern im innern Aetolien und schloß sich an den Deta an. Offenbar ist dieser Berg, der vor den Bergen Chalkis und Arakynthos liegt, der Taphiassos oder Taphios der Alten, und seine ausgezeichnete Form und vorspringende Lage erklärt auch erst auf eine völlig befriedigende Weise, warum er in dem Orakel für Mystellos bey der Angabe des Wegs nach Italien als ein Ausgenpunct für die Richtung der Fahrt so besonders hervorgehoben wird (vgl. diese Anz. 1832. S. 1377).

K. D. M.

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

18. 19. Stück.

Den 5. Februar 1835.

P a r i s.

Histoire de la restauration et des causes qui ont amené la chute de la branche aînée des Bourbons. Par un homme d'état. Tome V... X. 1832. 8.

Seit der Erscheinung der ersten vier Bände dieses Werks (von denen wir seiner Zeit in diesen Blättern Bericht abstatteten*) hat dasselbe, und zumal die vorliegenden sechs letzten Bände durch mancherley Umstände eine noch größere Bedeutung erhalten, als es vermöge seines Inhaltes schon an und für sich besaß. Diese Bedeutung ist aber keinesweges gebührend anerkannt, und überhaupt dem Werke nicht die Aufmerksamkeit geschenkt worden die es verdient. Man hat es meist oberflächlich und lau, gleichsam beyläufig abgefertigt, wenig und höchstens in Auszügen gelesen. Versuchen wir die Stelle anzudeuten die ihm gebührt.

*) s. G. g. N. 1832. St. 142 zc.

Wir wollen nicht weiter zurückgehen um zu untersuchen wie viele verderbliche Folgen aus der mehr oder weniger aufrichtigen, weit verbreiteten Annahme gewisser historischer Unwahrheiten, Irrthümer und Vorurtheile schon für unser Vaterland entstanden sind, indem theils die Regierenden, theils die Regierten practische Folgerungen daraus ziehen. Offenbar aber geht die Politik der meisten Europäischen Regierungen, zumal in Beziehung auf innere Angelegenheiten seit 1830 mehr oder weniger von der Voraussetzung aus, daß der Sturz der legitimen Dynastie in Frankreich und die Gefahren, welche das Königthum selbst in jenem Lande seit der Einführung der constitutionellen Regierungsform umgeben, lediglich, oder doch hauptsächlich den Plänen, dem Verfahren derjenigen Partey zuzuschreiben sey, welche man mit dem Namen der liberalen, und seit einiger Zeit der revolutionären zu bezeichnen pflegt. Unter diesen Umständen scheint es von einiger Wichtigkeit zu seyn, einmal zu zeigen, daß aus dem Berichte eines so sachkundigen, unparteyischen Zeugen, wie der Verf. des vorliegenden Werks *), die gänzliche

*) Als solcher wird seit einiger Zeit Hr Capesigue genannt, der durch mehrere andere historische und belletristische Werke und noch kürzlich durch eine Geschichte der Ligue und der Reformation in Frankreich bekannt ist. Wir kennen seine persönlichen Verhältnisse nicht genug, um zu entscheiden, ob jene Angabe sich mit einer Stelle in dem vorliegenden Werke verträgt, worin der Verf. sich selbst als Theilnehmer an dem Ministerium Martignac's bekennt. Dies könnte jedenfalls wohl nur im zweyten oder dritten Rang der Fall gewesen seyn; etwa als Bureauchef einer Ministerialsection, oder Privatsecretär eines Ministers oder dergl.; denn im ersten Range suchen wir vergeblich, den Namen Capesigue. Wie dem aber auch sey, so thut der Name wenig zur Sache

Unrichtigkeit jener Annahme handgreiflich und überzeugend hervorgeht. In wiefern denn auch die Schlüsse, welche aus jener irrigen Voraussetzung entstanden sind, modificiert werden könnten oder dürften, brauchen wir begreiflich hier nicht zu untersuchen, und eben so wenig können wir uns darauf einlassen so manche eben so handgreifliche (absichtliche oder unabsichtliche) historische Fictionen hervorzuheben, aus welchen, von Seiten eben jenes Liberalismus so manche verzerbliche theoretische oder practische Folgerungen gezogen werden. Die Fictionen und Trugschlüsse der Regierten, der Parteyen sind es nicht die an und für sich jemals eine große Gefahr herbey-

und es genügt uns, daß theils jenes Geständniß des Verf., theils der Inhalt und Ton seines Werkes seinen Anspruch auf den Namen eines *homme d'état* als etwas mehr denn eine Fiction erscheinen lassen. Er ist jedenfalls ein Mann der die Begebenheiten, Verhältnisse und Personen nicht bloß aus Büchern kennt, der auch von den Kleinern und geheimern Details unterrichtet ist und doch das unbefangene, practische Urtheil für die größern Verhältnisse nicht verloren hat, obgleich er vielleicht auf das Anecdotische, Picante zu viel Werth legt. Einen hohen Grad von Ernst und Tiefe der Ansichten darf man bey ihm nicht erwarten, was vielleicht seine staatsmännische Würde nicht verdächtig machen kann. Ein gewisses *nil admirari*, was wir ihm keinesweges als Fehler vorwerfen, hängt doch mehr mit dem Blasiertseyn der großen Welt zusammen, als daß wir es ihm sehr hoch anrechnen könnten. Doch schützt es ihn jedenfalls vor manchen sehr wesentlichen Fehlern und Lächerlichkeiten, woran nichtstaatsmännische Historiker, zumal bey uns so häufig leiden. Von wenig oder gar nicht zugänglichen Quellen scheinen ihm nur die Privat-, vielleicht auch manche Ministerialpapiere Decazes und einiger von dessen Vertrauten zu Gebote gestanden zu haben. Und dieß ist für jene Epoche schon nicht ohne Wichtigkeit.

führen können, sondern jene der Regierenden. Wenigstens ist dieß glücklicherweise bey uns noch der Fall, eben weil die Regierenden noch die Macht und Stellung behaupten, die ihnen gebührt. Aber in demselben Maße steigt auch nothwendiger Weise die Bedeutung und Verantwortlichkeit jedes Irrthums, jeder Schwäche.

Folgendes sind aber die Hauptresultate, welche sich aus dem vorliegenden Werke ergeben, ohne daß sie freylich dem Verf. selbst alle klar genug geworden wären. Der Hauptgrund des Sturzes der ältern Bourbonen-Dynastie in Frankreich lag in dem unverträglichen Gegensatz zwischen den unvermeidlichen Bedingungen der constitutionellen Monarchie in Frankreich und den Ansichten, welche die Dynastie, besonders aber Karl X. von dem Verhältniß der königlichen Gewalt in einer constitutionellen Monarchie hatten. Auf eine Untersuchung der Vortheile und Nachtheile der constitutionellen Monarchie im Allgemeinen, oder in allen andern Fällen, wo sie practisch ins Leben getreten ist, brauchen wir uns glücklicher Weise nicht einzulassen. Es genügt als unleugbar erwiesen anzunehmen, daß sich in Frankreich bey der weitem Entwicklung des constitutionellen Lebens unfehlbar als Hauptbedingung derselben hervorthun mußte die factische, moralische Annullierung der königlichen Gewalt unter der Herrschaft parlamentarischer Majoritäten und aus ihnen hervorgegangener, ihnen factisch verantwortlicher Minister *). Ob ein sol-

*) Das Verhältniß dieser Majoritäten zu der öffentlichen Meinung, die Frage: in wiefern diese in der Wähleraristocratie repräsentiert werde und werden könne? gehört zwar auch hierher, aber doch nicht zunächst und würde uns viel zu weit führen. Ebenso wenig brauchen wir hier zu untersuchen wie weit

ches Resultat im allgemeinen oder in diesem besondern Fall wünschenswerth sey, kann in Frage gestellt werden, unvermeidlich war es auf jeden Fall. Daß eine solche Bedingung der alten Dynastie hart, unerträglich erscheinen mußte, kann weder Befremden noch Tadel erregen; um so weniger da sie den Thron keinesweges unter dieser ausdrücklichen Bedingung bestieg — da diese sich vielmehr nur allmählich als Thatsache entwickelte. Wenn man sieht wie noch bis auf diesen Augenblick sehr ehrenwerthe Männer sich selbst oder andere mit den leeren Formeln, dem tohten Buchstaben, den geschmeidigen, harmlosen Theorien constitutioneller Verfassungen täuschen, vergnügen oder belästigen, so kann es wahrlich weder der Dynastie noch Frankreich zum Vorwurf gemacht werden, daß damals, als sie sich auf der Grundlage einer constitutionellen Monarchie wieder versöhnten, keiner von beiden Theilen eine hinreichende Kenntniß der practischen Bedeutung jener Grundlage, jener Bedingungen ihrer Wiedervereinigung besaß. Eben so wenig können wir eine solche bey den fremden Beförderern und Bürgen derselben voraussetzen. Vorbedachte, absichtliche Wortbrüchigkeit braucht daher billigerweise keinem der Beteiligten vorgeworfen zu werden; sondern alle Theile litten dadurch, daß theils die gegenseitigen Ansichten und Deutungen jener Bedingungen, theils ihre wirkliche practische Bedeutung sich immer mehr von einander entfernten. So geschah es, daß endlich die Dynastie Republik und Anarchie in dem sah, was für Frankreich constitutionelle Monarchie war, während dieß absolute Monarchie nannte, was jene als con-

der Einfluß der Regierung auf die Wahlen möglich, nöthig oder nützlich ist.

stitutionelle ansah. Und ohne Ironie kann man sagen, daß Karl X. eben so aufrichtig die Freyheit der Charte wollte, als die liberale Opposition und die öffentliche Meinung die Dynastie und die Monarchie der Charte wollten. Möchte man aber behaupten diese ganze dem Königthum (nach den Begriffen der Dynastie) so unzweifelbar verderbliche Staatsform sey denn doch jedenfalls ein Product, eine Erfindung des Liberalismus, so ließe sich dagegen bemerken, daß erstlich damals jedenfalls die Gemeinschaft dieser Schuld und dieses Namens sich sehr viel weiter als jetzt — und z. B. bis auf den unumschränktesten aller Europäischen Fürsten erstreckte. Was in gemeinsamem Irrthum ins Leben gerufen wurde, läßt sich aber nicht in Folge späterer, besserer oder doch neuer Erkenntniß des einen oder andern Theilnehmers so leicht ungeschehen machen, noch ist es billig die spätere Erkenntniß des andern Theils, dessen unmittelbare Auffassung und Erfahrungen anderer Art seyn mögen, unbedingt zu verdammen. Auf wem aber auch zweyten die Verantwortlichkeit der ersten Erfindung oder Beförderung lasten mag, so ist doch jedenfalls so viel gewiß, daß die Restauration mit allen ihren für Frankreich und Europa (unter den gegebenen Umständen) so unermesslich wohlthätigen Folgen unter keiner andern Bedingung, auf keiner andern Grundlage möglich war, als eben auf der damals angenommenen. Oder ist dieß ein Irrthum, so war er damals wenigstens so allgemein bey denen, welche eine Stimme in der Sache hatten, daß es seltsam wäre irgend Jemand dafür verantwortlich zu machen*).

*) Hoffentlich wird man uns nicht zumuthen hier noch weiter zurückzugehen und zu untersuchen, wie und durch wen die Verhältnisse auf den Punct gebracht

Ist es also überhaupt ein Irrthum zu glauben, daß die Hauptursache des Sturzes der Dynastie in den Ansichten, dem Treiben, den Plänen, in den Fehlern oder Verbrechen der liberalen Partey (nach ihren jetzigen Gränzen) zu suchen sey, lag diese vielmehr in den Institutionen, in den Verhältnissen, so ist es eben so falsch, daß diese Institutionen und Verhältnisse ausschließlich oder auch nur vorzugsweise von der liberalen oder revolutionären Partey zu ihren Zwecken und zum Nachtheil der königlichen Gewalt (wie die Dynastie sie verstand) entwickelt und benützt worden wären. Vielmehr kann gar nicht der geringste Zweifel obwalten, daß es die entgegengesetzte Partey — diejenige, welche sich als ausschließliche Verfechter und Stütze der Dynastie und des Königthums anzusehen pflegt — daß es die sogenannten Royalisten waren, welche das Königthum in seinem Repräsentanten, dem Haupt der Restauration, Ludwig XVIII., zwangen die harte Bedingung der Herrschaft der parlamentarischen Majoritäten anzuerkennen und sich diesen und ihren Häuptern gegenüber moralisch und factisch zu annullieren. Was ferner im Einzelnen die Mittel betrifft, deren sich diese Partey zur Erreichung ihrer Zwecke bedient hat, so kann nicht der leiseste Zweifel obwalten, daß es wesentlich ganz dieselben waren, deren sich die Gegenpartey auch

worden waren, daß nur dieser mißliche Ausweg, dieser übertünchte Compromiß möglich war. Die Revolution! die Revolutionärs! ruft wieder die bequeme historische Fiction. Wohlan — und wer führte die Revolution herbey — d. h. ihre Nothwendigkeit? Welches System? welche Thorheiten und Verbrechen? Und wer waren die Revolutionärs von Ludwig XIV. bis auf Napoleon? Ein König der seinen Scepter fallen ließ, oder Demagogen die ihn aufnahmen?

bedient hat *). Es bedarf deshalb in diesem Fall auch gar keiner langen Erörterung, in wiefern diese Mittel zu entschuldigen, zu rechtfertigen oder zu verdammen seyn mögen — sey es nach göttlichem, oder nach menschlichem, oder nach constitutionellem Recht. — Dieß sind die Thatsachen; die Folgerungen überlassen wir gerne andern. Ihre Auseinandersetzung würde uns zu einer nicht hierher gehörenden Polemik nach sehr entgegengesetzten Seiten zwingen.

Es käme nun darauf an, diese allgemeinen Resultate des vorliegenden Werkes im Einzelnen, wenigstens in den Hauptpunkten nachzuweisen. Es ist aber der Stoff so verwickelt und ausgezehnt, daß eine Anführung einzelner Beweisstellen oder gar eine Kritik solcher Behauptungen und Bemerkungen des Verf., welche unserer Ansicht scheinbar oder wirklich widersprechen, uns weit über alle Gränzen dieser Blätter führen würden. Gelegenheit zur Kritik würden wir übrigens um so seltener haben, da wir unsere Ansicht nicht nur meistens durch den Verf. bestätigt finden, sondern selbige oft auf seinem Zeugniß wesentlich sich begründet. Nur jene Hauptursache des Verderbens der Restauration scheint er nicht klar begriffen zu haben, sonst könnte er es z. B. nicht als eine so leichte natürliche Sache für Karl X. ansehen de rentrer dans l'admirable mécanisme du système constitutionnel. Nicht daß er das schwere Opfer des moralischen Selbstmordes des Königthums nicht bringen mochte, wird die Geschichte Karl X. vorwerfen, son-

*) Wenn man nicht vielmehr darauf bestehen will, daß die Royalisten in sofern eine weit schwerere Verantwortung trifft, als sie aus dem schändlichsten Mißbrauch der Religion und religiöser Institute ihr ausschließliches Monopol machten.

bern, daß er das Riesenwerk des Kampfes auf Leben und Tod mit dem selbstgefälligen Leichtsinne unternahm, ohne irgend eine Eigenschaft, irgend eine Vorkehrung, welche den (zwar unter allen Umständen fast undenkbaren) Sieg oder auch nur einen ehrenvollen Untergang sichern konnten. Vielmehr bleibt es jedenfalls ein Verdienst Karl's X., daß er, wenn auch nur instinctmäßig erkannte, daß es sich allen Phrasen und Formeln der constitutionellen Theorien zum Trotz um Seyn oder Nichtseyn der königlichen Gewalt handle. Außerdem könnten wir dem Verf. eine gewisse Parteylichkeit gegen die liberale Opposition vorwerfen, wenn nicht eben dadurch sein Zeugniß oft um so bedeutsamer würde.

Schließlich bemerken wir, daß wir uns nur auf die Hauptpuncte der Entwicklung des constitutionellen Lebens, der innern Politik beschränken werden, obgleich der Verf. auch über die Verwaltung, die Finanzen und besonders über die auswärtige Politik der Restauration interessante und zum Theil neue Aufschlüsse gibt. Ueber letztere besonders, in sofern er die Restauration vollkommen gegen die Anklage einer antinationalen, Frankreichs und seiner Europäischen Stellung, seiner Hülfsmittel etc. unwürdigen, seine Interessen vernachlässigenden Politik rechtfertigt.

Der vierte Band des vorliegenden Werkes führte uns bis zu der Auflösung der Kammer von 1815 durch die Ordonnanz vom 15. Sept. 1816. Eine kurze Wiederholung der Ursachen und der Bedeutung dieser Krise wird die beste Einleitung zur Darstellung der weitern Entwicklung, der dabey betheiligten Elemente und Verhältnisse seyn, wie sie in den vorliegenden sechs folgenden Bänden bis zu den Ordonnanzen von

1830 fortgeführt wird. Diese Eintheilung ist durch die Natur der Sache gegeben, da diese beiden Aeußerungen der königlichen Eigenmacht den Anfang und das Ende der normalen Entwicklung des constitutionellen Lebens in Frankreich unter dem ältern Zweige der Bourbonischen Dynastie bezeichnen, und bey so verschiedenartigen Resultaten doch dieselbe bedeutungsvolle Lehre von der Natur und den Bedingungen dieser Form des Staatslebens enthalten.

Wir können den absoluten Werth oder Unwerth der Ansichten und Pläne derjenigen Partey, deren Organ die Kammer von 1815 war, hier gänzlich auf sich beruhen lassen. So viel liegt jedoch am Tage, daß sie in manchen wesentlichen Puncten weder mit dem Geist des, aus der Revolution und dem Kaiserreich hervorgegangenen Frankreichs, noch mit den persönlichen Ansichten und Gesinnungen, dem ganzen Character des Königs *), noch endlich mit den Wünschen und Interessen der fremden Mächte harmonierten, welche bey einer gewaltsamen Krise in Frankreich sehr unmittelbar theilhaftig waren.

Wir haben in dem vierten Bande gesehen wie das Ministerium Richelieu vergeblich versuchte, durch ein den Kammern vorgelegtes Wahlgesetz sich eine fügsamere Majorität zu bereiten. Die Kammer ließ sich begreiflicherweise zu einer solchen Art von Selbstmord keinesweges willig fin-

*) Wir müssen hier ein für alle Mal bey den constitutionellen Theorien um Dispensation einkommen, wenn hier gelegentlich von den persönlichen Ansichten, dem Willen u. s. w. des Königs die Rede ist. Aber dieser war damals für sich noch eine mächtige Thatsache, allen Theorien über régner und gouverner, und dem abgedroschenen: the king can do no wrong zum Troß.

den, und der Vorschlag des Ministerium mußte zurückgenommen werden. Gerade dieser vorübergehende Sieg entschied jedoch den Sturz der Kammer, indem er den König wenigstens auf einen Augenblick die eigentliche Gefahr und Schwierigkeit seiner Stellung einer repräsentativen Versammlung gegenüber erkennen ließ. In dem Eifer des Widerstandes gegen den ministeriellen Gesetzesvorschlag hatte sich die Kammer nämlich bis zu sehr deutlichen Anmaßungen und Versuchen der Initiative der Gesetzgebung fortreißen lassen, welche mit dem Buchstaben der Charte und ihrem Geiste (wie wenigstens deren Verfasser ihn verstanden haben wollte) in offenbarem Widerspruch stand. Diesen inconstitutionellen Bestrebungen der Nationalrepräsentation stellte der König in den Ordonnanzen einen Act der königlichen Macht entgegen, der, was man auch sagen mag, eben so wenig in der Charte lag, als die Ordonnanzen Karls X. Ohne uns weiter auf die Erörterung dieses Punctes einzulassen, müssen wir vielmehr den Scharfsinn bedauern, der von allen Seiten in dieser Hinsicht verschwendet worden ist, weil die Streitenden sich aus manchen, oft sehr entgegengesetzten Gründen nicht entschließen konnten, den einzigen Punct einzugestehen, der klar, oder doch am klarsten vorliegt: daß nämlich die Charte gewisse Fälle nicht vorhergesehen hatte, noch vorhersehen konnte. Von da wäre nicht mehr gar weit zu dem Schluß: daß in solchen Fällen irgend etwas geschehen mußte was nicht in der Charte lag. Am wenigsten darf man sich hier verleiten lassen den constitutionellen oder inconstitutionellen Character jener Maßregeln nach deren nächstem Erfolg zu beurtheilen. Der Widerstand ge-

gen die Ordonnanz Ludwig XVIII. konnte deren factische Vollziehung und gesetzliche Anerkennung nicht einen Augenblick hindern, weil sie unter ganz verschiedenen factischen Verhältnissen Statt fand, als die Ordonnanz Karls X. Diejenigen Elemente, Ansichten und Interessen, geistigen und materiellen Kräfte, an denen 1830 die Ordonnanz Karls X. und mit ihnen die Dynastie scheiterte, waren 1816 nur erst im Keime vorhanden, und die königliche Gewalt war verhältnißmäßig ohne allen Vergleich stärker als 1830. Sie war in der That fast die einzige Klare, fertige, handgreifliche Thatsache in dem damaligen Frankreich, nicht zu gedenken der unermesslichen materiellen Hülfsmittel, welche ihr die Occupations-Armee zunächst gegen jeden materiellen Widerstand dargeboten, ja vielleicht aufgedrungen hätte. Theoretische Zweifel an der formellen Befugniß der königlichen Gewalt zu einer solchen Maßregel fehlten zwar auch damals nicht; aber sie waren bey weitem nicht so allgemein und festgewurzelt wie später. Nur einzelne Ueberzeugungen und Stimmen wagten es die Ordonnanz geradezu als illegal zu bezeichnen, und jedenfalls fehlte es der Partey von der damals der Widerstand ausging (zumal auf dem entscheidenden Punkte, in der Hauptstadt), ganz und gar an hinlänglichen materiellen Mitteln, um ihre Ansicht auf die Weise und mit dem Erfolge geltend zu machen, wie dieselbe Ansicht 15 Jahre später von der Gegenpartey geltend gemacht wurde. An dem guten Willen aber hat es jener Partey damals nicht gefehlt, und sie hat gethan was ihr irgend unter obwaltenden Umständen möglich war. Außerdem werden wir bald sehen, daß sie wenige Jahre dar-

auf der königlichen Macht alle Früchte der Ordonnanz vom 15. Sept. wieder aus den Händen zu reißen mußte.

Indem wir nun den Weg verfolgen den die Entwicklung dieser Verhältnisse während der Regierung Ludwig XVIII. nahmen, müssen wir zunächst zwey ganz verschiedenartige Hauptepochen, und eine dazwischen liegende Uebergangsperiode unterscheiden. Die erste beginnt mit dem Anfang der Wirkungen der Septemberordnungen, und schließt mit den königsmörderischen Wahlen von 1819 und der Auflösung des Ministerium Desolle. Während dieser Zeit findet im Ganzen eine leidliche, für die Bedürfnisse des constitutionellen Lebens hinreichende Harmonie zwischen den Ansichten, dem liberalen System des Königs und seiner Minister, den parlamentarischen Majoritäten und der öffentlichen Meinung Statt. Die Uebergangsperiode umfaßt das Ministerium Decazes und das zweyte Ministerium Richelieu. Ihren Höhepunct bildet die Ermordung des Herzogs von Berry und der Sturz des Günstlings. Den Character dieser Epoche bildet das vergebliche Streben der Regierung dem Strom einer royalistischen Reaction, welche anfangs am Hofe, dann in der Majorität der Kammern ihre Hauptstärke findet, zu widerstehen, ohne ihr doch entschieden entgegenzutreten, oder eine liberale Majorität zu begünstigen. Diesem schwankenden Zustande macht der Eintritt des, dem Könige von der royalistischen Majorität aufgedrungenen Ministerium Villèle, also der entscheidendste Sieg der parlamentarischen Majorität über die königliche Gewalt ein Ende, und bedingt den Character der zweyten Hauptepoche, welche bis ans Ende der Re-

gierung Ludwig XVIII. bauert, sofern noch von ihm und seiner Regierung die Rede seyn kann. Die Parteyen welche während dieser sowohl, als während der folgenden Epochen mit wechselndem Erfolge bemüht sind, sowohl die verfassungsmäßigen Mittel und Gewalten als andere außerhalb dieser Gränzen liegende Kräfte und Waffen zur Beförderung ihrer Pläne zu gebrauchen, sind im Allgemeinen bekannt genug, und die größte Schwierigkeit bey ihrer Bezeichnung scheint in der Auswahl unter so vielen allgemein gebräuchlichen Benennungen zu liegen. In der That aber sind die wirklichen Schwierigkeiten sich in dieser Sache auch nur über den vorläufigen Punct der Nomenclatur zu verständigen, fast unübersteiglich, so bald man verlangt und erwartet, daß sich mit einem bestimmten Ausdruck auch ein bestimmter, practischer, der Sache oder gar auch der Etymologie und gewöhnlichen Bedeutung der Wörter angemessener Sinn verbinden lasse. Gar nicht zu gedenken, daß gewisse Parteybenennungen von den Parteyen selbst unbedingt nur in löblichem oder nur in gehässigem Sinn verstanden werden, so bestehen die größern Massen, die nach gewissen allgemeinen Hauptbeziehungen allerdings als politische Parteyen sich darstellen, doch wieder aus so mannigfaltigen, in manchen Beziehungen so heterogenen Elementen; das Verhältniß dieser Elemente unter einander ist so vielen Veränderungen unterworfen, manchen derselben läßt sich (da sie eigentlich mehr Uebergangsglieder einer Hauptmasse in die andere sind) so schwer eine Stelle anweisen, daß schon dieß Alles hinreichen würde uns auf eine brauchbare politische Nomenclatur verzichten zu lassen. Hierzu kommt aber noch, daß auch in

den wirklich vorhandenen und bleibenden allgemeinen Beziehungen jener Hauptmassen es oft sehr schwer ist zwischen Zweck und Mittel zu unterscheiden; indem theils die untergeordneten Zwecke immer wieder zu Mitteln werden, theils auch die (ihnen selten klar bewußten) letzten und eigentlichen Zwecke der Parteyen häufig scheinbar oder wirklich in den Mitteln untergehen. Ist es aber auch möglich die Hauptmassen nach verschiedenartigen letzten Zwecken zu unterscheiden, so bedienen sich doch alle unter ähnlichen Umständen derselben Mittel, besetzen, vertheidigen dieselben Stellungen, und zwar nicht selten zur selben Zeit, zumal gegen irgend einen gemeinsamen Gegner. Wie oft verschwinden dann die tiefer liegenden Gegensätze unter zwar vorübergehenden, oberflächlichen, aber für den Augenblick doch entscheidenden gemeinsamen Beziehungen, während umgekehrt wesentlich homogene Elemente sich in derselben Weise scheinbar feindselig trennen, weil sie sich über die Mittel, die Zeit nicht vereinigen können. So finden wir also unter derselben Benennung (in demselben Fach, wenn wir uns so ausdrücken dürfen) zu verschiedenen Zeiten ganz verschiedene Elemente, bezeichnen damit einen ganz andern Gegenstand, und sollten also einen ganz andern Begriff damit verbinden als zu andern Zeiten. Nur ein Beispiel zu allem Ueberfluß. Unter dem Ausdruck Liberale (Constitutionelle, Linke u. s. w.) bezeichnet man ziemlich allgemein die Vertheidiger des constitutionellen Lebens, zunächst in der Form, die es in der Charte angenommen und mit Vorbehalt mehr oder weniger weitgehender Entwicklungen einzelner Elemente desselben. Und doch gibt es kein Interesse, keinen Grundsatz die-

ses constitutionellen Lebens der nicht von den ausgezeichnetsten Anhängern der Partey, die man gewöhnlich der liberalen unter dem Namen der Royalisten (Aristocraten, Ultra, Rechten, Servile u. s. w.) entgegenstellt, mit eben so großem Eifer verfochten worden wäre, als je von jenen geschehen ist. Ja, wie wir schon oben andeuten, in manchen wichtigen Punkten eröffneten nicht jene sondern diese den Kampf gegen das Königthum. Die meisten von denjenigen, welche über diese Gegenstände schreiben oder sprechen, sind über alle diese kleinen Bedenklichkeiten erhaben; sie brauchen diesen oder jenen hergebrachten Ausdruck und überlassen es ihm sich geltend zu machen so gut er kann, was denn auch meistens keine Schwierigkeiten hat, da im gewöhnlichen Handel und Wandel diese Münze auf Vertrauen, wie gegeben, auch angenommen wird. Zu merkliche Anomalien in den so rubricierten Massen werden dann leicht und mit dem Ansehen tieferer Welt- und Menschenkenntniß, auf Rechnung individueller Schwächen oder Laster gesetzt, und vermehren die Verzeichnisse der sogenannten politischen Wetterfahnen *).

*) Wir wissen nicht ob das vor mehreren Jahren begonnene Dictionnaire des girouettes fortgesetzt worden ist. An Stoff hat es jedenfalls nicht gefehlt, ohne daß wir deshalb gerade solche politische Charaktere oder Ansichten haben möchten, an denen alle seit 50, oder 15, oder 4 Jahren gemachten Experimente und Erfahrungen nichts verändert haben.

(Die Fortsetzung im nächsten Stücke.)

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

20. Stück.

Den 7. Februar 1835.

P a r i s.

Fortsetzung der Anzeige: Histoire de la restauration et des causes qui ont amené la chute de la branche aînée des Bourbons. etc.

Wir sind übrigens weit entfernt die hier nur zum Theil bezeichneten Schwierigkeiten und Widersprüche lösen zu wollen, welche einer irgend genügenden Darstellung dieser Epoche gleich bey den ersten vorbereitenden Schritten entgegentreten; aber es scheint uns, daß schon damit etwas gewonnen, wenn man allseits sich entschlosse dem Wahn zu entsagen, als seyen dergleichen Schwierigkeiten gar nicht vorhanden, oder als würden solche Widersprüche durch einige hergebrachte Ausdrücke, in einigen allgemein absprechenden Phrasen oder Formeln gelöst, ehe man sich auch nur über die Bedeutung und Brauchbarkeit jener Ausdrücke verständigt hat.

Versuchen wir nun, wenn wir uns auch künftig derselben nothgedrungen bedienen werden, doch zunächst ohne Rücksicht auf solche Ausdrücke, die

wichtigsten der activen politischen Elemente zu characterisieren, welche in der Ordonnanz vom 15ten Sept. eine neue Grundbedingung ihrer weitem Entwicklung erhielten, so möchte sich im Allgemeinen folgendes Resultat ergeben. Wir finden zunächst eine Masse, welche damals unstrittig auch, nachdem sie die wichtige Stellung (man halte uns den militärischen Ausdruck zu Gute) der Kammer verloren hatte, als Parthey noch in jeder Hinsicht sowohl an geistigen als materiellen Hülfsmitteln ohne allen Vergleich stärker war als ihre nachmalige Hauptgegnerin, die constitutionell liberale Parthey. Ihr vorherrschender Character war Feindschaft gegen die Revolution und das Kaisertum, und das Streben deren Resultate in politischer, besitzthümlicher, gesellschaftlicher und geistiger Beziehung möglichst zu annullieren, und durch eine nicht bloß nominelle, sondern wirkliche und nicht auf die Dynastie beschränkte Restauration des vorrevolutionären Frankreichs zu ersetzen. Man sieht leicht, daß der erste und negative Theil der Lösung dieser Aufgabe sehr viel verständlicher war als der zweite positive. In der That war auch in Beziehung auf jenen die ganze Masse ziemlich einig, während dieser den Keim zahlreicher Mißverständnisse und Spaltungen in sich trug, sobald man von dem Allgemeinsten ins Einzelne gehen sollte. Man wollte eine Restauration des alten Frankreich; aber was man sich unter diesem Ausdruck zu denken habe, und welche Epoche als Norm für diese Restitution gelten solle? das war die schwer zu entscheidende Frage. Man hat dieser Parthey damals vorgeworfen, daß sie seit 1790 nichts gelernt und nichts vergessen habe. Ohne zu untersuchen ob bis zu einem gewissen Grade diese Schwäche nicht auch andern

Parteyen elgen ist, und sich zumal bey der seit 1830 siegreichen Partey im höchsten Grade gezeigt hat, müssen wir wenigstens bemerken, daß dasjenige was die Antirevolutionärs gelernt hatten, jedenfalls nicht dazu beytrug größere Einheit und Klarheit in die Beantwortung jener Frage zu bringen. Daß in dem vorrevolutionären Frankreich selbst die Ursachen der Revolution lagen, hatten sie allerdings gelernt, und man thut ihnen sehr Unrecht ihnen vorzuwerfen, daß sie den ganzen früheren Zustand mit allen seinen Mängeln zurückwünschten; vielmehr war es ihr eifrigster Wunsch nicht nur eine neue sondern auch eine verbesserte Auflage des alten Frankreichs zu veranstalten. Aber worin diese Verbesserungen bestehen, welcher Text, welche Handschrift zum Grunde gelegt werden sollte? Das war eben wieder die Frage, worauf der Antworten nur zu viele waren. Zu diesen in den entferntern Zwecken liegenden Ursachen der spätern Auflösung der Partey kamen begreiflicher Weise noch gar manche andere, welche mehr aus den verschiedenen Meinungen über die anzuwendenden Mittel entspringen mußten. Frägt es sich nun nach alle dem, welches im Allgemeinen die Stellung der Partey zu der Charte war, so kann man billigerweise nicht behaupten, daß sie sie damals bloß benutzte um sie zu zerstören, und ohne sie je aufrichtig anzuerkennen, daß sie dieselbe mit in ihre Feindschaft gegen die Revolution und alle deren Resultate gezogen hätte. Die Charte war für Jedermann, und war in der That ein noch unentwickelter Versuch, und die Gegner der Revolution hatten damals noch alle Ursache zu glauben, daß man mit der Charte eine Restauration in ihrem Sinne herbeyzuführen, daß heißt die dazu nöthigen Gesetze erhal-

ten und ausführen könne. In diesem Sinne hielten sie sich aufrichtig an die Charte; natürlich mit Vorbehalt einiger ebenfalls auf verfassungsmäßigem Wege herbeizuführender Modificationen, die man sich und andern leicht als Entwicklungen, Verbesserungen u. s. w. darstellen konnte. Und wer, welche Parthey, welche Gewalt hat je die Charte in einem andern Sinne angenommen als in diesem? Das Princip der Legitimität aber war leicht versöhnt; der Vorwurf der Inconsequenz beseitigt, indem man sich an die Form und nicht an das Wesen hielt, und die Charte als ein freyes Geschenk des Königthums, nicht als einen Vertrag mit der Revolution annahm. Die Anhänger dieser Parthey muß man unter der königlichen Familie, am Hofe, unter den Familien, der Emigration, der catholischen Geistlichkeit, der Landbevölkerung des Südens und Südwestens suchen, wo indessen auch nicht nur die untern Classen der Bevölkerung einiger Städte (Marseille, Toulon, Aix, Avignon u. s. w.), sondern auch die Mehrzahl der reichen Mittelstände anderer (Toulouse, Bordeaux) ihr zuhielen. Daß unter den Wortführern und literarischen Organen der Parthey und ihren Anhängern in der Hauptstadt manche waren, die keiner der eben genannten Sphären angehörten, sondern zufällig, oder durch ganz individuelle Beweggründe der Parthey zugeführt worden, bedarf kaum einer Erwähnung, so bald man bedenkt wie durchaus cosmopolitisch die seltsame Macht zusammengesetzt ist, welche Paris und von da aus Frankreich nach den verschiedensten Richtungen geistig bearbeitet und beherrscht. Es ist indessen dem Liberalismus, indem er allmählich in der öffentlichen Meinung die Oberhand gewann, so gut gelungen, alle wirklich oder angeblich an-

tirevolutionären und antiphilosophischen (im französischen Sinn) Ansichten als absurd und lächerlich jeder weitem gewissenhaften Untersuchung zu entziehen, und deren Verfechter als Schwachköpfe oder Heuchler darzustellen, daß es nicht ganz überflüssig seyn dürfte zu bemerken, daß jedenfalls das Uebergewicht des Geistes und des Wortes damals auf Seiten der Royalisten war. Und wenn auch später das Verdienst und der Vortheil von einem viel größern Publicum verstanden und gepriesen zu werden den Organen des Liberalismus mehr und mehr zufiel, so beweist dieß nichts für die Ueberlegenheit ihres Geistes und ihres Ausdrucks, über jene ihrer politischen Gegner, sondern nur für die größere Verwandtschaft derselben mit den Gefühlen, dem Geist, dem Ausdruck, der Menge und des Tages.

Was sie aber auch später geworden seyn mag, 1816 war die Partey des eigentlichen, politischen, constitutionellen Liberalismus unglaublich schwach und unbedeutend, und beschränkte sich in der That auf einige Pariser Salons und deren literarische Wortführer, und einige isolirte theils aristocratische, theils industrielle Notabilitäten in den Provinzen, zum Theil Ueberreste oder Reminiscenzen der Constituanten. Durch ihre ganze Stellung und manche untergeordnete Ursachen und Antecedentien bis dahin von der thätigen Theilnahme an der Entwicklung des constitutionellen Lebens fast ganz ausgeschlossen, blieb ihnen nichts übrig, als dessen Bedingungen theoretisch zur Doctrin zu entwickeln *); und auch später und bis zum Ende der ersten Epoche der Regierung Ludwig XVIII. blieben sie im

*) Daher der Name Doctrinäre, der freylich später aus mancherley zum Theil willkührlichen Ursachen nur auf einige dieser Männer beschränkt worden ist.

Hintergrunde, oder verschwanden vielmehr in dem ganzen Ton einer Regierung, eines Königthums, welches selbst die Initiative des constitutionellen Liberalismus annahm, so große und oft unwürdige Mühe sie sich auch gaben eine erste Rolle zu spielen. Die eigentliche große und in mancher Hinsicht schöne und wohlthätige Bedeutung der liberalen Partey beginnt erst in dem Augenblick, wo das Königthum der ganzen Masse von Popularität entsagte, die es erworben hatte, und sie der liberalen Opposition zu weiterer Entwicklung und Ausbeute Preis gab. — Bey alle dem reicht das ganze Gewicht des Einflusses des Königthums nicht hin um zu erklären, wie der constitutionelle Liberalismus in so kurzer Zeit die ganze Masse des eigentlichen Bürgerthums im größten Theile Frankreichs und zumal in der Hauptstadt, kurz die gewöhnlich sogenannte öffentliche Meinung für sich gewinnen konnte, wenn man bedenkt bis zu welchem Grade in eben dieser Sphäre noch 1816 entweder völlige Unbekanntschaft mit der Feindseligkeit gegen die Lehren und zum Theil Personen der liberalen Doctrin vorherrschte. Der vorherrschende Character in der wenig Jahre darauf so entschieden liberal-constitutionellen Masse, war damals (zumal in der Hauptstadt) ohne Zweifel gänzliche politische Gleichgültigkeit und Apathie, in der sich höchstens einige Keime von erwachender Anhänglichkeit an den König und einige Glieder seines Hauses regten. Nichts ist lächerlicher als die zum Ekel wiederholten stereotypen Phrasen von legitimer Begeisterung und Liebe auf die damalige Stimmung des Volks, zumal der Mittelclassen angewandt, außer etwa die Phrasen womit man von der andern Seite diese Stimmung als eine der zurückgekehrten Dynastie überwie-

gend feindselige barge stellt hat. Weder von dem einen noch von dem andern Gefühl war bey der großen Mehrzahl damals (noch in der That zu irgend einer Epoche bis gegen 1830) die Rede, und zu keinem von beiden war irgend ein vernünftiger Grund vorhanden, was auch feile oder dumme Schmeichler, oder unredliche Gegner sagen mögen. Der König hatte Frankreich zum zweyten Mal vor den unabsehbaren Folgen der Fortdauer des Bürgerkrieges und des Europäischen Krieges bewahrt, ihm zunächst die unermesslichen materiellen Vortheile der Ruhe und des Friedens gesichert — freylich ohne großes persönliches Verdienst von seiner Seite, durch die Macht der Nothwendigkeit, deren Repräsentant er war. Das Königthum war die einzige allgemein verständliche, organisierte, fühlbare, wirkliche Gewalt im Staate, und zwar eine Gewalt, die sich der Mehrzahl im Ganzen nur in einer schützenden, wohlthätigen, wohlwollenden, nützlichen, nothwendigen Wirksamkeit zeigte — zumal den leidenschaftlichen Parteyen und den fremden Siegern gegenüber. Wo aber diese Gewalt zum Schutz nicht zureichte, wie z. B. eben gegen die Folgen der Niederlage und der fort dauernden Occupation, da konnte man ohne unterschiedene Böswilligkeit wenigstens nicht an dem guten Willen und Streben zweifeln. Alles dieß konnte und brauchte keine begeisterte Liebe und Treue zu erzeugen, aber es konnte eine zunächst freylich aus Egoismus hervorgehende Neigung, einiges Vertrauen, jene Tendenz des Schwachen sich an das Stärkere zu lehnen hervorbringen, zumal wo eigentlich gar kein gehässiges Gefühl, sondern bloß Gleichgültigkeit zu bekämpfen war. So geschah es denn auch wirklich, und bald that die im Grunde ganz gut-

müthige Bubauberie der Pariser, welche in der Anwesenheit eines neuen (oder neualten) Hofes so reiche und erwünschte Nahrung fand, das Uebrige. Und mochte sie auch hier manchen Stoff zum Spott finden, so war doch das Resultat dasselbe. Es bildeten sich allmählich jene tausende oft so schwer zu entwirrenden Beziehungen und Fäden, welche durch Gewohnheit, durch das so schwer zu zerstörende Bedürfniß des Volks etwas zu lieben, zu bewundern, zu verehren, an etwas zu glauben, bald zu dauerhaften Bänden hätten erstarken können, wenn nicht die Entwickelung des constitutionellen Lebens dem Königthum so gefährliche Nebenbuhler in der Aufmerksamkeit und bald in dem Vertrauen, der Zuneigung des Volks erweckt hätte. Damals aber, wie gesagt, war das Königthum, der König und seine Regierung, seine Familie, der einzige Gegenstand, an den sich die wenigen und schwachen Ranken von Gemeinsinn und Gefühl festsetzen konnten, welche in der Apathie und der Selbstsucht der Mehrzahl noch Raum fanden. Um so rascher freylich mußte die constitutionelle Erziehung dieser Masse fortschreiten, als das Königthum selbst sie begünstigte, ja übernahm und leitete. Bedenken wir überdieß, daß der politische Liberalismus nur eine der Früchte der viel allgemeineren und tiefer liegenden Richtung ist, welche der Geist, die ganze Bildung der Nation schon seit dem Anfange des vorigen Jahrhunderts erhielt — daß in diesem allgemeineren Sinne auch die in völlige politische Ermattung und Nullität versunkene Masse der Nation durchaus liberal war, so kann es uns nicht befremden, wenn sich die innere Verwandtschaft zwischen dem allgemeinen Liberalismus und seinen speciell politischen Früchten und Organen so schnell und unwider-

stehlich geltend machte, und zwar in demselben Maße, als eben diese gemeinsame Grundlage von der Gegenpartey befeindet und bedroht wurde *). Zugleich darf man aber auch nicht übersehen, daß eben diese gemeinsame Grundlage des Liberalismus damals eine noch festere Stütze der Popularität des Königs werden konnte, als sein constitutionelles Regierungssystem. Der König war in seiner ganzen Bildung ein Sohn der Philosophie des 18ten Jahrhunderts, und alles was damit im Widerspruch war konnte bey ihm nur Neuerlichkeit, Rücksicht, Convenienz, höchstens Gewohnheit seyn.

Dieses gemeinsame Element des Liberalismus führte aber den constitutionellen Doctrinär nicht nur die politisch-neutralen Massen zu, sondern erleichterte noch die Amalgamation mit der Partey, welche in Folge der 100 Tage noch der Restauration sowohl als den Doctrinär feindselig gegenüber stand, und damals an Zahl, geistigen und materiellen Hülfsmitteln ohne Zweifel mächtiger war als die andern zusammengenommen; so daß sie nur durch die Vereinigung derselben mit der königlichen Macht und die Anwesenheit der Europäischen Occupationarmee im Raume gehalten werden konnte. Man hat diese Partey die Napoleonische genannt, und die Bez

*) Wenn die Kammer von 1815 der damaligen öffentlichen Meinung der Mittelstände (besonders in Paris) anstößig wurde, so geschah es wahrlich nicht um ihres anticonstitutionellen Characters willen, sondern wegen des antiphilosophischen Catholicismus den sie zur Schau trug, und wegen ihrer politischen Leidenschaftlichkeit, ihren Regenerationsplänen, ihrem ganzen unruhigen Treiben, welches die Apathie jener öffentlichen Meinung belästigte und erschreckte. Jede kräftige, thätige Partey würde denselben Eindruck hervorgebracht haben.

nennung ist bezeichnend genug, wenn man mit dem Namen Napoleon nicht ausschließlich die Person, den Ruhm, oder die Dynastie Napoleons, sondern auch sein Regierungssystem und die Interessen versteht, welche er repräsentierte und beschützte. Dahin gehörten (abgesehen von allen nothwendigerweise sehr zahlreichen persönlichen und vorübergehenden Interessen) nicht nur die materiellen Resultate der Revolution, sondern auch alles, was so lange und noch in den hundert Tagen mit vollem Rechte Nationalehre und Nationalunabhängigkeit genannt werden konnte, sofern diese Worte irgend eine Bedeutung haben. Ohne weiter ins Einzelne zu gehen genügt schon das Gesagte um anzudeuten, wie mannigfache, zum Theil heterogene Elemente auch in dieser Partey sich vereinigen konnten, besonders wenn man bedenkt, daß die Interessen oder Gefühle, welche in Folge der fremden Occupation und der Unvorsichtigkeiten, des Uebermuths der siegenden Partey sich gekränkt oder bedroht sahen und dem legitimen Königthum, so lange es sich nur als Werkzeug dieser Partey zeigte, weder den Willen noch die Kraft zutrauten sie zu schützen, sich natürlich dahin wandten, wo sie nicht nur Verwandtschaft der Interessen und Gefühle, sondern vor allen Dingen Thatkraft sahen. Diese Opposition gegen das Treiben der Kammer von 1815, nicht die Theorien der Doctrinäre, noch die liberale Apathie der Pariser Bourgeoisie war es, welche endlich den König und seine Ráthe sowohl als die fremden Staatsmänner über die Gefahren der Bahn, auf welcher die Kammer fortstürmte, das Königthum fortriß, und über die Nothwendigkeit einzulenzken und jene Interessen und Gefühle wenigstens theilweise zu versöhnen, aufklärte. Diese Noth-

wendigkeit wurde zumal unabweisbar von dem Augenblick an, wo auch die Besitzer der Nationalgüter und die ehemaligen Zehntpflichtigen durch vorlaute Aeußerungen von jener Seite beunruhigt und somit die Masse des Landvolkes, zumal in den nordöstlichen Provinzen (wo ohnehin der Haß gegen die fremden Sieger und deren Schützlinge als Folgen der Kriegsleiden vorherrschten) der Napoleonischen Parthey in die Arme getrieben wurde. Die heterogene Zusammensetzung dieser Parthey brachte es aber anderseits wieder mit sich, daß sie sehr leicht einzeln gewonnen und aufgelöst werden konnte. Die Interessen der Massen und der einflußreichen Individuen brauchten nur gesichert und berücksichtigt, die Gefühle geschont, der stille Cultus der Vergangenheit und des Namens geduldet zu werden. Alles dieß geschah von Seiten des Königthums in jener ersten Epoche, aber die Früchte kamen auch hier fast ausschließlich der liberalen Opposition zu statten, welche also wie durch die Masse der Gleichgültigen so auch durch die Masse der Napoleonischen Parthey verstärkt wurde. Diese Erscheinung allein durch Abneigung gegen die Bourbonische, durch die Anhänglichkeit an die Napoleonische Dynastie erklären zu wollen, wäre ein großer Irrthum. Von dieser war im Grunde bey der großen Mehrzahl in diesem Sinne nicht mehr die Rede *); man ließ sich vielmehr die legitime Dynastie, das Königthum gefallen, aber nur in der Bedeutung die ihm die Entwicklung der constitutionellen Theorien ließ, wel-

*) Ein stillschweigender, oft kaum bewusster Vorbehalt für gewisse Fälle, deren Möglichkeit immer mehr verschwand, ändert daran nichts. Von dem Andenken, dem Cultus Napoleons selbst ist hier nicht die Rede.

che bald die Garantie der früher gefährdeten, gereizten Interessen nicht in dem Königthum, sondern in der Charte suchten, und jenes immer mehr hinter der öffentlichen Meinung und deren präsumtiven Repräsentanten verschwinden ließen. Die Gewandtern dieser wie aller andern Parteyen überzeugten sich überdieß bald, daß das constitutionelle Leben dem Ehrgeiz jeder Art ein eben so ergiebiges Feld darbot als die kriegerischen Bahnen des Kaiserreichs, und von dem Augenblick an sahen sie die bisher so gering geschätzten constitutionellen Theorien mit ganz andern Augen an und bemühten sich zum Theil eifrigst sich dieselben anzueignen. Diesem vor allen Dingen practischen Geschlecht konnte nicht entgehen, welchen practischen Werth jede Theorie erhalten kann, so bald sie das, wenn auch nur conventionelle, künstliche Gesetz wird, wonach gegebene Verhältnisse sich entwickeln. So ging man denn gern bey den Doctrinärs in die Schule, welche ihren Catechismus eben fertig hatten. Um so mehr da diese nicht die geringsten Schwierigkeiten machten, und vielmehr schlau genug das Lob des frühern Lebenswandels ihrer Zöglinge zu ihrer besondern Aufgabe machten. Auch hier vermehrte der constitutionelle Liberalismus seine Bedeutung mit dem, was die Restauration von sich stieß, mit allem was das Andenken des Kaiserreichs Nationelles, Großartiges, Ruhmwürdiges und Glänzendes hatte, und dieses reiche Erbe war in der That mit ein paar Selbstwidersprüchen wohlfeil genug erkaufte. Einer dritten Partey, von der schon damals (oder damals wieder) viel die Rede war, brauchen wir hier nur mit wenig Worten zu erwähnen. Die Massen, welche unter Umständen den Stoff zu einer republicanischen Partey darboten konnten, hatten

sich in der Napoleonischen Parthey aufgelöst, und gingen mit ihr in die Masse des constitutionellen Liberalismus über. Die wenigen Individuen aber, welche noch als Reliquien oder als Erben von 1793 angesehen werden konnten, waren für den Augenblick ohne Aussichten, ohne wesentlichen Einfluß irgend einer Art. Die republicanischen Principien sind indessen der Art, daß sie unter Umständen immer wieder gewissen Massen als Garantie gewisser Interessen erscheinen müssen, und also eine republicanische Parthey erzeugen können. Der natürliche Gang der Dinge und die Fehler der andern Partheyen haben in Frankreich noch vor dem Sturz des ältern Zweiges der Dynastie ein solches Resultat gehabt, aber 1816 und in den nächstfolgenden Jahren gab es keine republicanische Parthey und die Intriguen und Verschwörungen, welche einen republicanischen Beygeschmack hatten, und wobey einzelne Individuen obgedachter Gattung figurirten, hatten als letztes Ziel immer Napoleonistische, oder später Orleansistische Pläne, wozu jene nur als Vorbereitung, Uebergang und Werkzeuge dienen sollten. Aber es ging damit wie mit dem Wolf in der Fabel. Die reinen Royalisten haben so lange über Jacobiner, Republicaner u. s. w. geschrieen, haben diesen Beynamen so unsinnig gemißbraucht — wurden doch Männer wie Descazes, Richelieu, ja der König selbst als des Jacobinismus verdächtig verschrieen! — daß sie alles Vertrauen verloren hatten, als später wirklich der constitutionelle Samen (zum Theil unter ihrer eigenen Pflege) republicanische Früchte zu tragen begann.

Wenn wir das Gesagte zusammenfassen, so finden wir seit 1816 die Gotterie der constitutionellen Doctrinärs als Lehrer zweyer großen

Massen — der apathischen und Napoleonischen. Jene Doctrinen durchdringen und verschmelzen um so schneller beide Massen, da bey keiner von beiden irgend eine selbständige Ansicht über die Gränzen und Bedingungen der neuen Bahn, die sich dem Volksleben öffnete, vorhanden war. Die Zwecke nun der liberalen Partey (in dem Sinne wie sie sich seit 1816 zu entwickeln begann) sind im Allgemeinen nicht schwer anzugeben. Sie gehen schon aus dem Gegensatz mit der sogenannten royalistischen Partey hervor, als Erhaltung der geistigen, besitzthümlichen, socialen und politischen Resultate der Revolution und des Kaiserreichs — wobey freylich nicht vergessen werden darf, daß die geistigen Elemente des neuen Frankreichs größtentheils Früchte der Philosophie des 18ten Jahrhunderts, also vorrevolutionär sind. Die Möglichkeiten der weitem Entwicklung dieser Resultate waren zwar nicht geradezu ausgeschlossen, aber sie wurden im Ganzen damals sehr wenig berücksichtigt, und die Tendenz des Liberalismus war in sofern wirklich eine vorherrschend conservative, um uns eines neuern Ausdrucks zu bedienen. Möchte man nun auch eben deshalb geneigt seyn dem in diesem Sinne so genügsamen Liberalismus den Vorwurf der Oberflächlichkeit, Engherzigkeit und Kurzsichtigkeit zu machen, und der Gegenpartey sogar als Quelle ihrer Irrthümer und Fehler eine ernstere, weitere und tiefere Auffassungskraft der Bedürfnisse und Zwecke des Volks- und Staatslebens zuzugestehen, so darf man anderseits nicht verkennen, daß gerade aus jenem Mangel, jener beschränkten Selbstgefälligkeit des Liberalismus große practische Vortheile für ihn erwachsen, indem es ihm dadurch möglich wurde den Augenblick ganz zu benutzen, ohne sich

durch Zweifel an der Allzulänglichkeit desselben durch den Blick in eine ferne dunkle Zukunft stören und verwirren zu lassen. In sofern nun die Charte eben hinreichende Bürgschaften für diesen Augenblick gewährte — in sofern die Erfahrungen des constitutionellen Lebens im Allgemeinen immer mehr zu dem Resultat führten, daß jene Zwecke auf diesem Wege erreicht werden konnten, daß bey dem Uebergewicht, den der Liberalismus in der öffentlichen Meinung immer mehr erlangte, die Charte am Ende immer wieder liberalen Majoritäten die Gewalt zuspielden werde — in sofern war die Charte für die Liberalen nicht bloß Mittel, sondern als allerdings Zweck, und sie meinten es wirklich aufrichtiger damit als ihre Gegner, für welche sie nur Mittel zu einer weitaussehenden Res. oder Metageneration seyn sollte. Aber man darf nicht vergessen, daß es Augenblicke gab wo dieß Resultat der Charte sehr zweifelhaft schien, und daß denn auch die Liberalen nicht verfehlten außerhalb der Charte Mittel zu ihrem Zweck zu suchen. Auf solche Abwege wagten sich dann natürlicherweise nur die Kühnern, ungeduldigen, ehrgeizigen, aber was die Mehrzahl abhielt ihnen zu folgen war im Grunde nur die vis inertiae aller Massen, welche so oft als Surrogat für viele andere Eigenschaften dient. In solchen Epochen kommen denn auch wieder die antidynastischen, antimonarchischen Bestrebungen zum Vorschein, ohne daß man berechtigt wäre daraus auf eine tiefliegende, beharrliche, oder gar irgend weit verbreitete Antipathie gegen die Dynastie zu schließen. Wenn man sich nur gewöhnen wollte in unsern Tagen nicht solche Fragen auf die Spitze volltönender Phrasen zu stellen und eine Alternative von Haß oder Liebe zu

suchen, die gar nicht in der Natur der Sache liegen konnte, so würde man sich leichter verständigen. Hier konnte alles nur conditionell seyn. Sogar von dieser Partey gilt dasselbe was wir oben von der Masse der Nation sagten. Die angebliche incompatibilité zwischen ihr und der Dynastie ist nur eine jener Phrasen, womit man sich die gewissenhaftere Untersuchung und aufrichtiges Geständniß zu ersparen weiß. Auf die spätern prahlenden Geständnisse mehrerer angeblich unversöhnlicher Feinde der Dynastie und permanenter Verschwörer gegen sie legen wir nicht mehr Werth, als auf die Anklagen ihrer Gegner, welche damit nur ihre eigene Unfähigkeit, die günstige Stimmung der Nation zu benutzen, beschönigen wollen.

Durch die Ordonnanz vom 15ten September verband sich das Königthum, die Regierung mit den liberalen Doctrinärs und stellte sich an die Spitze der nun rasch vor sich gehenden Entwicklung einer constitutionell-liberalen Partey und öffentlichen Meinung. Die ordonnanzmäßigen und unter der unläugbaren, doch nicht übertriebenen, Anwendung des Einflusses der Regierung und der persönlichen Wünsche des Königs stattfindenden Wahlen von 1816 führten eine liberale und zugleich ministerielle Majorität in die Kammer. Auch in der Pairskammer gewann der ministerielle Liberalismus eine, wenn auch weniger bedeutende Majorität.

(Die Fortsetzung in einem der folgenden Stücke.)

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

21. Stück.

Den 9. Februar 1835.

P e s t h.

1. a. A' Magyar tudós Társaság Alaprajza és Rendszabásai. 1831. 27 Seiten in Quart.
1. b. Planum et Statuta Societatis eruditae Hungaricae. 1831. 27 Seiten in Quart.
2. Magyar tudós Társasági Névkönyv. 1833ra. 50 Seiten in Octav.
3. A' Magyar tudós Társaság' Évkönyvei. Első Kötet. 1833. 6 unbezifferte Seiten Vorbericht, und 369 bezifferte Seiten in Quart, mit einem meisterhaften Bildnisse des berühmten ungarischen Dichters, Franz Kazinczy, dem Facsimile einer lateinischen Urkunde von 1458, und drey Abbildungen eines alten Gefäßes.

Die hiesige Gesellschaft der Wissenschaften erhielt diese Schriften, als ein Geschenk der neu errichteten Ungarischen gelehrten Gesellschaft zu Pesth. №. 1. a. b. sind gleichen Inhaltes; №. 2. enthält ein Verzeichniß der Mitglieder der Gesellschaft, nebst einigen Beylagen, und №. 3. den ersten Theil der Jahrbücher der Gesellschaft. —

Der Zweck dieser im J. 1831 gestifteten Gesellschaft ist die Kenntniß und Ausbildung der vaterländischen Sprache auf jede zweckmäßige Weise zu befördern, und dadurch die Liebe zum Vaterlande zu stärken, und Aufklärung und wissenschaftliche Bildung zu verbreiten. Um diesen Zweck zu erreichen, sollen nicht nur die ältesten Denkmale der Landessprache aufgesucht, erläutert, und bekannt gemacht werden, sondern die Gesellschaft wird sich auch bestreben, so wohl durch eigene Arbeiten, als durch Ermunterung und Unterstützung anderer Gelehrten die Anwendung der vaterländischen Sprache in wissenschaftlichen, historischen, und der schönen Literatur angehörenden Werken zu befördern. Die Gesellschaft ist überzeugt, daß vor allem eine auf historischen Grund gebaute Grammatik, und ein gelehrtes Wörterbuch noth thut, und wird daher sich beeifern diesem, auch von Ausländern gefühlten, Bedürfnisse entgegen zu kommen; sie wird ausgezeichnete in der Landessprache verfaßte Werke und gelungene Uebersetzungen aus alten und neuern Sprachen unterstützen und belohnen, durch periodische Blätter die Bekanntschaft mit der inländischen und ausländischen Literatur zu verbreiten suchen, und zu gelehrten Forschungen durch Preisaufgaben, und Unterstützung wissenschaftlicher Reisen ermuntern. Die Theologie ist von dem Kreiße, den sich die Gesellschaft vorgezeichnet hat, ausgeschlossen, und die sechs fest gesetzten Classen sind die philologische, philosophische, historische, mathematische, rechtswissenschaftliche, naturwissenschaftliche.

Das Protectorat der Gesellschaft unter der Oberaufsicht des Königes hat der Palatinus des Reiches Erzherzog Joseph übernommen. Von den ordnenden Mitgliedern wird jährlich ein Prä-

ses und ein Stellvertreter desselben gewählt, und von dem Könige bestätigt. Die übrigen Einrichtungen sind ungefähr dieselben, die bey andern gelehrten Gesellschaften Statt finden. Die Sitzungen werden zu Pesth gehalten. — Diese vorläufige Nachricht, zu der wir uns verpflichtet glaubten, und auf welche wir uns für jetzt beschränken müssen, verbinden wir mit den besten Wünschen für das Gedeihen dieser Gesellschaft. In der Liste der Mitglieder fanden wir nicht wenige durch Geburt und Geist ausgezeichnete Männer, deren Namen uns, unter Gefühlen mancher Art, an frühere Zeiten erinnerten, in welchen jene Herren mit dem der Ungarischen Nation eigenen Eifer die Hörsäle unserer Universität besuchten.

F r a n k f u r t a. M.

Gedruckt und verlegt bey Joh. David Sauerländer: Geschichte der Seuchen, welche in dem Herzogthume Nassau seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts unter den Hausthieren geherrscht haben, bearbeitet von Dr. J. W. Franque, Herzoglich-Nassauischem Medizinalrathe, Lehrer der Veterinärkunde an dem landwirthschaftlichen Institute zu Idstein u. s. w. mit zehn Tabellen. 1834. VIII und 244 S.

Der Verf. ist zu der Herausgabe dieser Schrift zunächst durch die Verhandlungen bestimmt worden, welche bey dem landwirthschaftlichen Verein im Herzogthum Nassau, dem sie auch gewidmet ist, über die Errichtung einer Viehversicherungs-Anstalt Statt gefunden haben. Auch glaubt der Verf. in seiner Ueberzeugung, daß um eine feste Begründung der Lehre von den Epidemien zu erreichen, deren Nothwendigkeit lebhaft gefühlt

werde, auch die Epizootien nicht vernachlässigt werden dürfen, durch seine hier mitgetheilten Untersuchungen und Ansichten über die Ursachen der Seuchen, zugleich einen nützlichen Beytrag zu jener Lehre zu geben. Ob nun zwar die vorliegende Arbeit einen mehr örtlichen Zweck hat, so dürfte sie doch nicht minder auswärtigen Thierärzten willkommen seyn, indem die beschriebenen Seuchen auch an anderen Localitäten vorkommen, und sowohl ihre pathognomische Schilderung als therapeutische Behandlung größten Theils schulgerecht, und dem gegenwärtigen Stande der Wissenschaft entsprechend ist. In der Einleitung werden zuerst die allgemeinen Verhältnisse beleuchtet, welche auf das Entstehen, die Verbreitung und die Bösartigkeit der Seuchen Einfluß haben, namentlich Bitterung, Klima, Boden, Viehzucht u. s. w. Dann folgen in fünf Abschnitten die Seuchen und zwar nach den Thierarten.

I. Abschnitt. Die Krankheiten unter den Pferden.

1. Die nervösen Seuchen unter den Pferden. Der Verf. beschreibt namentlich die welche 1805, 1824, und 1831 geherrscht haben. 2. Der Milzbrand. 3. Die Rehkrankheit. 4. Strengel, Druse und Rogz. Nach alter Sitte wird hier die Verschiedenheit zwischen Strengel und Druse aufgestellt, die indessen Ref. nicht einleuchtet, da beide Uebel nur Modificationen catarrhalischer Affection darstellen. 5. Die Kolik. II. Abschnitt. Die Seuchen des Rindviehes. 1. Eöserdürre. 2. Milzbrand. 3. Zungenkrebs. 4. Lungenfäule. 5. Maul- und Klauenseuche. 6. Die Fäule. 7. Das Blutharnen. Am ausführlichsten und gründlichsten ist die Lungenfäule oder Lungenseuche beschrieben, die als eine eigenartige, von jeder anderen Krankheit der Athmungswerkzeuge des Rindviehes wesentlich verschiedene Krankheit

zu betrachten sey. Es bestehe zwar in ihr ein entzündungsartiger Zustand der Lunge und des Brustfelles, welcher aber immer mit Ablagerung von plastischem Stoffe in dem Lungengewebe, und mit einer von den gewöhnlichen Folgen der reinen Entzündung der Lunge und des Brustfelles wesentlich verschiedenen Entartung des Lungengewebes verbunden sey. Diese Entartung des Lungengewebes sey auch nicht in einem bloß örtlichen kranken Zustande desselben begründet, sondern das Erzeugniß einer eigenthümlichen, aus einer besondern Mischung des Blutes hervorgehenden allgemeinen Krankheit, welche sich durch einen in der Regel langsamen Verlauf, und durch ein nachlassendes Fieber von der eigentlichen Brustentzündung genügend unterscheidet. Die bisher gangbaren Meinungen über diese Krankheit sucht der Verf. zu widerlegen. Ob es demselben hiermit gelungen sey, alle über das Wesen und die Natur der Lungenseuche noch obwaltenden Dunkelheiten aufzuhellen, läßt Ref. dahin gestellt seyn. Das Urtheil des Verf. über die so viel besprochene und doch noch nicht entschiedene Frage der Ansteckbarkeit der Lungenseuche fällt bejahend aus. Woran aber das Contagium haften, sey noch nicht zur Gewißheit erhoben; am ansteckendsten scheine die ausgeathmete, widrig riechende Luft, der Schleim und Geifer der Nase und des Maules der Kranken.

III. Abschnitt. Seuchen der Schafe. Es werden hier nur als vorgekommene Seuchen der Milzbrand, die Klauenseuche, die Fäule und die Räude erwähnt. Als eine auffallende Erscheinung führt der Verf. an, daß die Schafpocken das Herzogthum noch nie heimgesucht haben. Eben so unbekannt sind daselbst die wurmige Lungenseuche und die Traberkrankheit.

IV. Abschnitt. Krankheiten der Schweine. Außer dem

Milzbrand und der Lungenentzündung wurden noch zwey andere Krankheiten, die Schnuffelkrankheit und die Pocken beobachtet, über welche letztere jedoch der Verf. aus Mangel eigener Beobachtung keine Auskunft zu geben vermöge. V. Abschnitt. Die Hundswuth und die Seuche unter den Füchsen. Es werden hier nur mehrere Krankheitsfälle mitgetheilt, indem der Verf., was die Beschreibung beider Krankheiten betrifft, auf seine 1827 darüber erschienene Schrift verweist. Von den zehn Tabellen enthält die erste Bitterungsbeobachtungen vom Jahr 1824 bis zu Ende des Jahrs 1832; die zweyte eine Uebersicht des gesammten Viehstandes im Herzogthum Nassau; die dritte das Verhältniß des Viehstandes zum Flächengehalte; die vierte gibt eine Uebersicht der im Thierhospitale zu Idstein behandelten kolikkranken Pferde vom 1. October 1822 bis 1. Oct. 1833; die fünfte eine Uebersicht über die Verbreitung des Milzbrandes. Die sechste bezeichnet die Verbreitung der Lungenfäule. Die siebente zeigt die Verbreitung der Lungenfäule nach den Jahrgängen; die achte die Verbreitung der Maul- und Klauenseuche. Die neunte liefert eine Uebersicht der Verbreitung der Fäule auf dem hohen Westerwalde im J. 18 $\frac{2}{3}$. Die zehnte Tabelle bezeichnet die Verbreitung des Milzbrandes unter den Schweinen.

L.

B r a n d e n b u r g.

Ueber den Einfluß der classischen Studien auf die Bildung eines künftigen Staatsmannes von Dr. August Schröder, Professor an der Ritteracademie daselbst. 1833. 34 S. in 4. — Zwar nur eine Gelegenheitschrift, als Einladung zur Prüfung der Böglinge des Instituts, die aber schon durch ihren Gegenstand, und

nicht weniger durch dessen Behandlung unsere Aufmerksamkeit auf sich zog. Gab es je ein Zeitalter in welchem die Bildung von Jünglingen, die durch ihre Geburt und übrigen Verhältnisse die Wahrscheinlichkeit vor sich haben zu höhern Stellen in Staatsdiensten zu gelangen, von der größten Wichtigkeit war, so ist es das gegenwärtige. Wir haben schon bey anderer Gelegenheit es unbedenklich ausgesprochen, daß die festeste Stütze selbst der Fürstenstühle und der Thronen die Bildung und Moralität ihrer Besitzer ist, und eben daher die Erziehung und der Unterricht der Nachfolger von größerer Wichtigkeit sey, als man häufig es zu glauben scheint. Aber dasselbe gilt auch von den Männern, welche den Fürstenstühlen und Thronen durch die Stellen, die sie bekleiden, am nächsten stehen. Es ist daher gewiß ein sehr zeitgemäßer Gegenstand, welchen der Vf. zu behandeln sich vorsetzte, und wir wünschten angelegentlich daß dieser Schrift ein größerer Leserkreis zu Theil würde, als es mit solchen Schriften der Fall zu seyn pflegt. Die Meinung daß die Routine und eine äußere Bildung den Mangel gründlicher wissenschaftlicher Kenntnisse ersetzen könne, findet nur zu leicht Eingang in den höhern Ständen; es war daher auch besonders für ein Institut wie das bey welchem der Vf. angestellt ist, das aus Zöglingen der höhern Stände besteht, um so mehr passend, über den Gegenstand zu sprechen. Der Verf. hat sich dabey auf die classische Litteratur und ihre Wichtigkeit für die künftige practische Laufbahn beschränkt. Er betrachtet den Einfluß derselben in vierfacher Rücksicht: in intellectueller (Sprachbildung, besonders Studium der Grammatik, als angewandter Logik), in Rücksicht auf das Gemüth (Geschichte, Alterthumskunde als Darstellung des Lebens der Alten), auf den practischen Standpunct des künftigen Staatmannes (Vorbereitung

zur Redefertigkeit, practischer politischer Blick), und in ethisch-religiöser Rücksicht (Andeutung des Verhältnisses der alten Religionen zu dem Christenthum). Die Aufgabe die der Vf. hier zu lösen hatte, war weder zu viel noch zu wenig zu fordern; denn daß die Verhältnisse des Staatsmanns und des Gelehrten auch Verschiedenheit der Kenntnisse bedingen, darf nicht übersehen werden. Daß dem Vf. dieß nicht entging zeigt gleich der erste Abschnitt, der sich auf die Sprachkunde und Grammatik bezieht. Allerdings bedarf der künftige Geschäftsmann hier nicht der gleichen Kenntnisse wie der Sprachforscher; aber dennoch soll der Unterricht nicht bloß oberflächlich, sondern gründlich seyn. Daß unter den folgenden Abschnitten der dritte, die Redefertigkeit betreffend, von besonderer Erheblichkeit ist, fällt leicht in die Augen. Er ist es aber — setzen wir noch hinzu — in einem höhern Grade für die jetzigen Zeiten, wo bey den Fortschritten constitutioneller Verfassungen das Bedürfniß davon immer fühlbarer wird, und es noch weit mehr werden wird, wenn bey unsern gerichtlichen Verhandlungen, wie es doch wohl zu erwarten steht, mehr Deffentlichkeit eingeführt werden sollte. Schon deshalb also sollte in unsern gelehrten Schulen die classische Literatur den ersten Platz behalten; wäre es auch nicht längst durch die Erfahrung erprobt, welchen wohlthätigen Einfluß sie auf die Bildung des Mannes überhaupt hat. Es ist hier nicht der Ort dieß weiter auszuführen; wir können aber auf die Schrift des Vf. uns um so mehr beziehen, da die Wärme mit der sie geschrieben ist, ihr gewiß viele Leser verschaffen wird. Der am Ende beygefügte Lehrplan zeigt am besten, welcher Umfang dem Unterrichts in dem dortigen Institute gegeben ist.

Sn.

Gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

22. 23. Stück.

Den 12. Februar 1835.

Paris.

Fortsetzung der Anzeige: Histoire de la restauration et des causes qui ont amené la chute de la branche aînée des Bourbons. etc.

So war die Harmonie der drey Staatsgewalten unter einander und mit der öffentlichen Meinung erlangt — alles auf Kosten der Royalisten. Indessen blieben diesen noch Mittel genug den Gegnern die Benützung des Sieges zu verkümmern, indem sie überall, in der öffentlichen Meinung und in den beiden Kammern eine durch Zahl sowohl als durch Fähigkeit und Thätigkeit bedeutende Minorität, und bey Hofe so wie in der Administration einen persönlichen Einfluß behielten, der nicht nur alle dem Liberalismus günstigen Regierungsmaßregeln in der Ausführung häufig zu lähmen, zu beschränken und zu entstellen vermochte, sondern auch beständig die Gefahr unterhielt, daß der König zwar nicht seine Ansicht ändern, aber aus Mangel an Charakterstärke und Bedürfniß nach Beyfall, Ruhe und

Frieden in seinen nächsten Umgebungen diesen Einflüssen nachgeben möchte. Das Centrum dieser unaufhörlichen Intriguen war der Graf Artois und seine Umgebungen, das sogenannte Pavillon St. Marsan. Die Minister sahen bald die Gefahr ein, die ihnen von dieser Seite drohte und nur die Wachsamkeit und die steigende persönliche Gunst, deren Decazes beym König genoß, vermochte sie schlimmere Folgen zu verhüten. Eben deshalb war schon damals Decazes der Hauptgegenstand der Angriffe dieser Partey, welche auch die verächtlichsten Mittel (Verläumdungen und Intriguen aller Art, untergeschobene Briefe u. s. w.) nicht scheute, um ihm das Vertrauen des Königs zu rauben. Der Haß und die Intrigue blieb indessen nicht bey dem Günstling stehen, sondern ergriff bald den König selbst. Nicht zu gedenken der Art wie man sich in den Salons dieser Partey über den König äußerte, und der giftigen, schmutzigen Spottschriften welche man in Umlauf setzte, nahm die Intrigue einen Augenblick sehr entschieden die Gestalt einer Verschwörung an, deren Zweck war den König zur Abdankung zu Gunsten des Grafen Artois zu zwingen. Dieß ist die sogenannte Conjuratiou du bord de l'eau, deren Daseyn wie das aller mißlungenen oder in der Geburt erstickten Verschwörungen von den Betheiligten geläugnet oder als ein Werk der Polizen dargestellt worden ist. Bis zu völliger Reife scheint die Verschwörung allerdings nicht gekommen zu seyn, eben weil sie früh genug entdeckt und erstickt wurde. Da der König sich sogleich überzeugte, daß eine weitere Entwicklung und eine strenge Untersuchung das Pavillon St. Marsan compromittieren würde, so befahl er die Sache niederzuschlagen, so daß nur einige subalterne

Werkzeuge der Ahndung der Polizey anheim fiele, ohne daß weder die Gerichte noch das Publicum etwas Näheres erfuhren*). Aber mit welcher Stirn wagt es diese Parthey und ihre Verbündeten oder Befreundeten im Auslande dem Liberalismus, der Revolution die Anfeindung, Untergrabung und Zerstörung der königlichen Macht vorzuwerfen und sich selbst das ausschließliche Verdienst der Treue und Ergebenheit anzumessen? So sehr jedoch der König sich scheute gegen seinen Bruder und dessen Umgebungen und Schütz-

*) Wer ein Interesse dabey hat sich oder andere mit Worten über die Sache zu täuschen, der kann allerdings immer noch sagen: es war keine eigentliche Verschwörung, man wollte dem Könige nur bange machen u. s. w. Wer? Vielleicht Decazes selbst; denn freylich konnten ganz entgegengesetzte Wirkungen von einer solchen Furcht erwartet, also von zwey entgegengesetzten Seiten darauf speculiert werden. Der König war überzeugt que le complot existait dans la pensée des royalistes und der Verf., der wie es scheint die polizeylichen Documente selbst gesehen hat, ist überzeugt, daß schon eventuel wenigstens von den untergeordneten Agenten bestimmte Verabredungen getroffen waren. In wiefern dergleichen an und für sich den Namen Verschwörung verdient, ist aber gar nicht einmal die Frage, sondern dieß: wenn die royalistische Polizey bey den später ungefähr im selben Stadium der Reihe entdeckten Verschwörungen der Liberalen dasselbe Verfahren beobachtet hätte wie hier die liberale oder Decazesche, statt (wie sie es ohne allen Zweifel that) die Zeitigung zu dulden, ja zu befördern — oder wenn sie umgekehrt hier mit solchen Liebesdiensten zugetreten wäre, wo bliebe dann der auch nur scheinbare Unterschied zwischen dem Verfahren beider Partheyen? Uebrigens darf man bey diesen Umtrieben des Pavillon St. Marsan gegen den König nicht vergessen, daß auch hier die Keime, die Gewohnheit der Feindseligkeit, der Intriguen viel weiter zurückgehen, bis zu den letzten Regierungsjahren Ludwig XVI. und der Emigration.

linge Ernst zu zeigen, so sahen sich doch die Minister bald genöthigt dieß zu einer unerlässlichen Bedingung ihrer fernern Dienste zu machen. Die Intriguen des Pavillon St. Marsan verbreiteten sich mit Hilfe einer mehr oder weniger förmlich organisierten geheimen Gesellschaft, eines Netzes von Comités über das ganze Land. Ein großer Theil der Beamtenwelt ließ sich durch solche Verbindungen und Einflüsse theils zu Saumseligkeiten aller Art, gelegentlich sogar zu offenbarem Ungehorsam verleiten, und berücksichtigte die geheimen Winke des Pavillon St. Marsan mehr als die Befehle und Circulare der Minister. So groß war die Furcht und Hoffnung wozu die bisherige Stellung des Grafen Artois zu berechtigen schien, so gering das Vertrauen zu der Standhaftigkeit des Königs. Nur mit der größten Mühe gelang es den Ministern die unumgänglichsten Veränderungen in dem Personal der höheren Beamtenwelt durchzusetzen. Ein großer Theil des Einflusses den der Graf Artois ausübte hing mit seinem Wirkungskreis als General-Inspector der Nationalgarden des ganzen Königreichs zusammen. Der König war durchaus, und trotz der klarsten Beweise des Mißbrauchs dieser Gewalt, nicht dazu zu bewegen sie ihm geradezu zu nehmen. 'Ich werde nie die Entlassung meines Bruders unterschreiben, sagte er, welches Unrecht er sich auch gegen meine Regierung mag zu Schulden kommen lassen.' Und man sucht die Ursachen des Sturzes dieser Dynastie bey dem Liberalismus, bey der Revolution! — Endlich mußte der Zweck auf Umwegen erreicht werden, durch eine Reorganisation der Nationalgarde, welche das General-Inspectorat zu einer Sinecure machte. Doch empfand der Graf Artois diesen Schlag so tief, daß seit-

dem auch der äußerliche Schein des guten Vernehmens zwischen beiden Brüdern aufhörte und ihr Verkehr sich auf die dürftigsten Anstandsbeobachtungen beschränkte, und besonders von Staatsangelegenheiten gar nicht mehr die Rede zwischen ihnen war.

Nicht zufrieden mit diesen Umtrieben im Innern, suchte die Parthey eben so eifrig die fremden Mächte gegen das Regierungssystem des Königs einzunehmen, und durch deren Einfluß eine Veränderung zu ihren Gunsten, jedenfalls aber die Verlängerung der Anwesenheit der Occupationsarmee zu bewirken, in der sie allein Schutz gegen die Folgen dieses königlichen Jacobinismus sahen. Auf dem Congreß zu Aachen, wo diese wichtige Frage verhandelt wurde, fanden indessen die geheimen Noten des Pavillon St. Marsan, der Eindruck der Unvorsichtigkeiten und Thorheiten, welche die Liberalen sich damals schon angeblich oder wirklich hatten zu Schulden kommen lassen, billigerweise weniger Gehör als der außß dringendste ausgesprochene Wunsch des Königs, Frankreich um jeden Preis von fremden Bayoneten befreyt zu sehen, verbunden mit den genügendsten Anstalten zur Erfüllung der übernommenen pecuniären Verpflichtungen, und der ernstlichen und gründlichen Widerlegung der gegen das liberale Regierungssystem erhobenen Anklagen. Auch das gewichtige Gutachten des Herzog von Wellington (als Oberbefehlshaber der Occupationsarmee) sprach entschieden die Ueberzeugung aus, daß die innere Ruhe Frankreichs nicht bedroht und zu deren Erhaltung eine längere Dauer der Occupation nicht nöthig sey. Das Mißtrauen Preußens und Oestreichs wich endlich dem Einfluß Alexanders, der die einmal übernommene Rolle des philanthropisch-liberalen, groß-

müthigen Siegers fortspielte. Die Resultate, die Räumung Frankreichs, die Aufnahme in den Bund der Großmächte sind bekannt und gehören nicht hierher.

Trug nun auch in Aachen das liberale System einen entscheidenden Sieg davon, so verlor es doch bald darauf eben diejenige seiner Stützen, der es diesen Sieg verdankte; und zwar trugen dazu zum Theil eben die Folgen des Sieges, die Art wie er benutzt wurde bey. Der Herzog von Richelieu hatte die Ordonnanz vom 15ten Sept. als eine nothgedrungene Maßregel der Vertheidigung der königlichen Gewalt gegen eine usurpierende Kammer gebilligt, während er dennoch die Ansichten der Kammer über die Bedürfnisse der Zeit, ihre Pläne für die Zukunft im Allgemeinen billigte. Nur den Weg, die Mittel, die Initiative konnte er nicht billigen, als treuer Diener des Königs und des Königthums. So konnten ihm denn die weitem Folgen der Ordonnanz, welche die Regierung mehr und mehr von den Plänen und von den Personen jener Parthey entfernte, nichts weniger als angenehm seyn. Die größten Besorgnisse aber erregte es bey ihm, als er sah, wie schnell unter dem Schutz der Regierung die liberale Parthey sich zu einer selbständigen Macht entwickelte, welche, seiner Meinung nach, die Regierung ebenso zu überflügeln, zu beherrschen drohte, wie es früher von der Gegenparthey geschehen war. War aber einmal die Alternative zwischen den Anmaßungen einer royalistischen oder einer liberalen Majorität gestellt, so konnte seine Wahl nicht zweifelhaft seyn. Betrachten wir nun aber die Thatfachen, welche bey diesem edeln und bedeutenden Staatsmann solche Besorgnisse erregten, so finden wir in ihnen lediglich die ihm ganz unge-

wohnten, unbekanntem, aber unvermeidlichen Folgen des constitutionellen Lebens unter den in Frankreich gegebenen Verhältnissen und Bedingungen — Folgen, die in einer andern Ordnung der Dinge als durchaus unerträglich, so bald aber das constitutionelle System selbst als gültig und nothwendig angenommen war, als sehr un- erheblich angesehen werden mußten. So zeigte sich schon hier die ganz falsche Stellung, in welcher sich alle diejenigen befanden, welche auf dem gegebenen und anerkannten Grund und Boden der Charte und des neuen Frankreichs leben und sich doch dessen Früchte nicht gefallen lassen wollten, vielmehr sich unablässig bemühten ihm ganz fremdartige zu entlocken oder abzu-zwingen. Mit mehr Recht könnte man sich darüber wundern, daß — abgesehen von der Befriedigung der all- täglichsten, rohesten Bedürfnisse der Staatsver- waltung, deren Maschinen ungefähr so wie sie vom Kaiserreich übernommen worden war, na- türlich im Gang blieben — jene Früchte so spär- lich, kraftlos und unfruchtbar waren. Aber man darf nicht vergessen, daß der Liberalismus wes- sentlich conservativ und durchaus nicht schaffend war. Wirklich brachte die vereinte Kraft der drey Staatsgewalten in dieser Zeit nichts von tieferer und weiterer Bedeutung in irgend einer Art hervor, als das Wahlgesez von 1816 und das Gesez zur Recrutierung und die anderwei- tigen damit verbundenen Maßregeln des Kriegs- minister Gouvion St. Cyr zur Reorganisation der Armee. Beides waren allerdings nicht un- wichtige organische Geseze im Sinne des Libe- ralismus, aber sie erschöpften auch seine dama- lige Zeugungskraft, und sogar sein Zeugungsbe- dürfniß. Das Recrutierungsgesez, die Reorga- nisation, die ganze Behandlungsart der Armee,

verschaffte vor allen Dingen auf diesem Gebiet den Principien der Gleichheit aller Bürger dem Staat gegenüber wiederum volle Geltung und hob eine Anomalie auf, welche hier angefangen hatte sich im Gegensatz zu jenem aus der Revolution und dem Kaiserreich hervorgegangenen Grundprincip zu entwickeln. Das Mißtrauen welches das Benehmen des Heers 1815 bey der Dynastie erregen mußte, hatte sich nämlich mit der leicht begreiflichen Tendenz der royalistischen Parthey vereinigt, um nicht nur der royalistischen Aristocratie so viel es irgend möglich war factisch das Privilegium der Officierstellen wieder zuzuwenden, sondern auch den Einfluß derselben auf den Soldaten durch Berücksichtigung localer Verhältnisse in der Zusammensetzung der Heeresabtheilungen zu vermehren. Möglichst vollständige Ausschließung der Elemente des Napoleonischen Heeres war natürlich eine Hauptbedingung in der Ausführung dieser Pläne, und eben in diesem Punkte wie in allen anderen wurde ihnen durch das System Souvion St. Cyr aufs wirksamste entgegen gearbeitet, ihre schon gewonnenen Resultate zerstört. Die Royalisten erkannten die ganze Bedeutung dieser Veränderung und verfehlten nicht sie mit ihrer gewöhnlichen Ueberschreibung als eine jacobinische zu verschreyen, während umgekehrt der liberalen Opposition noch lange kein Genüge geschah. Doch behielt der ministerielle Vorschlag ohne wesentliche Modificationen eine bedeutende Majorität *).

*) Man hat behauptet die spätern Begebenheiten hätten bewiesen, daß die Royalisten nicht Unrecht gehabt, als sie damals aus der neuen Organisation des Heers den Untergang der Dynastie prophezeiten. Und in der That, obgleich unter den spätern royalistischen Ministerien viel gethan wurde, um zumal

Das Wahlgesetz von 1816 gab die Entscheidung der Wahlen fast unbedingt in die Hand der höhern und mittlern Classen der Städte, also der eigentlichen Kraft des Liberalismus. Dem Einfluß der Regierung blieb indessen, besonders so lange sie den Liberalismus nicht geradezu zurückstieß, noch immer ein überwiegendes Gewicht. Der Royalismus dagegen konnte sobald dieser Einfluß gegen ihn, oder auch nur nicht entschied-

in der königlichen Garde wieder ein aristokratisches Officiercorps zu bilden, so läßt sich doch nicht läugnen, daß ein royalistisches Heer (in dem Sinne dieser Partey) 1830 wahrscheinlich eine andere Rolle gespielt haben würde, als das damalige, aus jenem Gesetz hervorgegangene. Damit ist aber wahrlich noch nicht bewiesen, daß jenes royalistische System die Dynastie, das Königthum, Frankreich gegen alle Gefahren geschützt und nicht viel mehr selbst, und wahrscheinlich schon früher als 1830, größere Gefahren herbeygeführt haben würde, als diejenigen waren, denen jenes nur nicht begegnen wollte oder konnte. Hier wie auf allen andern Gebieten hatte die Restauration zwey entgegengesetzte Einflüsse zu bekämpfen und auf ein unbedingt und in allen Fällen passiv gehorsames Heer konnte und kann in dem jetzigen Frankreich keine Regierung mehr rechnen. Daß aber die von den Royalisten so bitter getadelte Organisation am Ende doch die war, welche der Regierung am meisten, den beiden andern Einflüssen am wenigsten Gewicht gab, können wir schon daraus schließen, daß der bürocratische Instinct auch unter royalistischen Ministerien und Majoritäten dieselbige im Ganzen beybehielt, und nur im Einzelnen einige Corrective und Concessionen zu Gunsten der Partey gestattete. Außerdem ist es immer wieder die alte Selbsttäuschung, welche meint der Abfall, die Unzuverlässigkeit des Heers habe die Revolution von 1830 möglich gemacht. Die Bourbons verließen das Heer, wie alles andere worauf sie sich stützen konnten; — nicht umgekehrt.

den für ihn war keine Majorität mehr erwarten. Allerdings war dadurch theilweise eine völlig triegerische, erkünstelte Repräsentation gegeben, so bald man die Localitäten berücksichtigt. Es konnten fortan Departements, worin die Kraft der Royalisten lag (die Vendée z. B.), Deputierte (Manuel) auf die äußerste Linke *) schicken, weil gerade hier der Gegensatz zwischen Stadt und Land in den blutigen Bürgerkriegen sich am schärfsten entwickelt hatte. Eben diese Anomalien mußten aber begreiflicher Weise dem Liberalismus das Gesetz eben so sehr empfehlen, als der Regierung, welche, ganz abgesehen von ihrer augenblicklichen Verbindung mit dieser oder jener Parthey, dem Instinct der Feindseligkeit gegen jede individuelle und locale Selbständigkeit folgte und recht gut fühlte, daß es ihr in größerer Entfernung von den Mittelpuncten der Verwaltung immer schwerer seyn werde den Einfluß der bleibenden localen Kräfte, Notabilitäten, Namen, Individuen und Thatsachen zu beschränken. Durch die jährlich theilweise Erneuerung der Wahlen hoffte ohne Zweifel die Regierung sich die Leitung derselben zu erleichtern und die mit einem solchen Act des politischen Lebens der Nation unvermeidliche

*) Indem wir uns hier zum ersten Mal dieses Ausdrucks bedienen, glauben wir erinnern zu müssen, daß er und die analog gebildeten Rechte, Centrum, rechtes und linkes Centrum keinen bestimmten, sich gleich bleibenden Begriff gaben. Sie bezeichnen Stellungen, welche zu verschiedenen Zeiten (schon seit der constituante), von verschiedenen Partheyen oder Partheynünancen besetzt wurden. Im Ganzen indessen gilt in der Epoche, von der hier die Rede ist, die Linke bekanntlich als gleichbedeutend mit den Extremen des Liberalismus, so weit sie überall in der Kammer Platz finden konnten.

Aufregung zu vertheilen. Da indessen die Royalisten auch die gleichsam tropfenweise einfallenden Resultate dieses Systems mit derselben Trauer und Wuth aufnahmen, als wenn die Fluth jacobinischer Ueberschwemmung auf einmal herein gebrochen wäre, so gewann die innere Ruhe wenig bey diesem Verfahren. So erklärlich es nun auch ist, daß diese Partey jeden Vorwand zu solchem Treiben eifrig benutzte, so seltsam erscheint es, daß jene völlig normalen Erscheinungen allmählich wirklichen Einfluß auf die Regierenden haben konnten. In der That beschränkt sich alles darauf, daß nach und nach eine kleine Anzahl von Männern ihren Weg in die Kammer fanden, welche im Namen des Liberalismus eine Opposition, die berühmte und berüchtigte Linke gegen die liberale Regierung bildeten — eine Opposition, die aber der Regierung, so lange sie nur die Majorität behielt, durchaus keinen wesentlichen Nachtheil oder Gefahr sondern nur mancherley, zum Theil ganz heilsame Unannehmlichkeiten bereiten konnte. Diese Opposition beruhte durchaus auf keiner wesentlichen Verschiedenheit der Zwecke oder auch nur der wichtigern Mittel, auch wenn man die Dynastie zu diesen letztern rechnen will. Sie drehte sich vielmehr bloß um das Mehr oder Weniger, Früher oder Später der an und für sich unvermeidlichen Entwicklung gewisser Bedingungen des constitutionellen Lebens, oder wohl gar nur zu häufig um persönliche Interessen, oder doch um den Antheil, der gewissen Personen an den Geschäften gebühre. Was die angebliche antidynastische Tendenz der äußersten Linken betrifft, so haben wir uns darüber schon ausgesprochen; aber gesetzt auch solche Gesinnungen wären

so entschieden vorhanden gewesen als sie es damals entweder gar nicht, oder bloß ganz conditionell und eventuell waren, so ist immer wieder die Frage: wo konnten sie unschädlicher, wo mußten sie stummer seyn als gerade in der Kammer? Und mochte man es beklagen, daß eine, wenn auch noch so geringe Minderzahl unter den Wählern solchen Repräsentanten ihre Stimmen gab, so wurde doch dadurch das eigentliche Uebel, die antidynastische Gesinnung nicht vermehrt, die Gefahr nicht vergrößert, sondern im Gegentheil. Aber — zum Beweise wie sehr das constitutionelle Leben noch in der Kindheit war — alles dieß kam nicht in Betracht gegen den Eindruck den einige Namen auf die einen machten, und gegen den Eifer womit von andern auf diesen Eindruck speculiert wurde. Eben so wenig als in der dynastischen Frage kann man in den Forderungen, welche die Linke in Beziehung auf Sicherung der individuellen Freyheit gegen außerordentliche polizeyliche Maßregeln und Gerichtshöfe, und der Pressfreyheit gegen die Censurmächte, Anzeichen eines irgend wesentlichen, eigenthümlichen Gegensatzes finden. Theoretisch und im Allgemeinen waren nicht nur der Liberalismus der Regierung und ihrer Majorität in den Kammern darüber einig, daß hinreichende Bürgschaften der Freyheit der Personen und der Presse eine nothwendige Bedingung und Eigenschaft der vollständigen Entwicklung des constitutionellen Systems seyn müßten, sondern auch die royalistische Opposition stimmte dieser Ueberzeugung vollkommen bey. Der ganze Unterschied entsprang aus den gegenseitigen Bedürfnissen jeder Regierung und jeder Opposition, wonach jene den anerkannten allgemeinen Grundsatz (den

ohnehin kein Vernünftiger unbedingt verstanden haben will) möglichst beschränkt und möglichst spät, diese möglichst ausgedehnt und möglichst schnell practisch ausgeführt wissen will. Die Ursachen liegen am Tage, den Beweis gibt eben die Uebereinstimmung aller Oppositionen und aller Regierungen in diesem Punkte, wie verschieden auch sonst ihre Grundsätze und Interessen seyn mögen. Der Unterschied zwischen dieser und jener Regierung, dieser und jener Opposition wird aber immer nur daraus hervorgehen, daß die practisch möglichen Gränzen der gegenseitigen Ansprüche in verschiedenen Epochen sehr verschieden sind, und daß auch diese zu finden immer eine gewisse Zeit und Erfahrung erfordert. Man muß es immer wiederholen, die Rechte hat so oft sie in der Minorität, also in der Opposition war, eben so eifrig für Pressfreiheit, individuelle Freyheit, und gegen Mißbräuche und Mißstände der Gewalt declamiert als die Linke. Zwar hatte diese sich damals fast ausschließlich des zweyten Punctes bemächtigt und machte der Regierung, namentlich in Beziehung auf die Verbannten und Flüchtlinge aus der Zeit der 100 Tage, viel zu schaffen. Allein diese Thätigkeit ging keinesweges aus einem der linken eigenthümlichen Grundsatz hervor, sondern daraus, daß jene Verbannten und Flüchtlinge — einige alte Jacobiner und Königsmörder abgerechnet — der Napoleonischen Partey angehörten, welche, vermöge der oben angedeuteten Amalgamation gerade die Hauptkraft des Liberalismus zu bilden begann. Wenn ferner die Klagen der Linken und ihrer Journale über wirkliche oder angebliche Mißbräuche der Gewalt von Seiten der Regierungsbeamten mehr Anklang

bey der öffentlichen Meinung fanden, als jene ganz ähnlichen der Rechten, so beweist auch dieß keinesweges einen größern Eifer, sondern nur mehr Gewandtheit und Tact. Das Verdienst ist aber nicht hoch anzuschlagen, da es weit mehr aus einem Mangel als aus einem Vorzuge, jedenfalls höchstens aus einem gewissen Instinct der Verwandtschaft mit den am wenigsten rühmlichen Seiten der öffentlichen Meinung entsprang, z. B. mit ihrer Neigung zu kleinlicher, oberflächlicher Klatscherey. Eben dadurch, daß die royalistische Opposition ihren Angriffen auf diesem Gebiete einen Character von größerem Ernst und Tiefe gab, daß sie sich weniger an die Details hing, daß sie auf die Wurzel des Uebels ging, die Centralisation angriff und größere Selbständigkeit der Gemeinden forderte — eben dadurch wurde sie der Regierung weniger lästig, der öffentlichen Meinung unverständlicher und gleichgültiger, welche für dergleichen damals noch eben so wenig Sinn hatte als im Ganzen die liberale Opposition selbst. Scheint nun hierin ein Verdienst für die rechte Seite zu liegen, so müssen wir gleich hinzusetzen, daß die Interessen der Partey dabey keinesweges vergessen wurden, da sie eben in den emancipierten Gemeinden (mit Recht oder Unrecht) einen überwiegenden Einfluß zu erlangen hoffte. Ueberdieß bedarf es kaum der Bemerkung, daß, nachdem dieselbe royalistische Minorität zur Majorität geworden war, und das Ministerium die Gewalt erobert hatte, von all diesen schönen Dingen nicht mehr die Rede war. Uebrigens war die eben berührte Eigenthümlichkeit der Angriffe der royalistischen Opposition nicht die einzige, nicht die Hauptursache, weshalb alle Popularität, welche durch solche Mittel den Oppositionen von

Rechtswegen, aber freylich oft sehr wohlfeilen Kaufes zufällt, der Linken und nicht der Rechten zu Theil würde. Die Hauptursache lag vielmehr in der oben angedeuteten Verwandtschaft zwischen dem politischen Liberalismus und der allgemeinen Bildung der höhern und mittlern Stände in Frankreich *). Obgleich es sich aber jedenfalls nicht läugnen läßt, daß es schon damals den Männern der Linken gelang sich allmählich der öffentlichen Meinung als die einzigen aufrichtigen, uneigennütigen, standhaften Freunde der Freyheit und Vertheidiger der Rechte und des Beutels des Volks zu empfehlen**), so würde man doch sehr irren wenn man die Bedeutung, die sie später wirklich erlangten, schon damals suchen, oder als aus ihrer eigenen Stellung, ihrem eigenen Wesen nothwendig hervorgehend ansehen wollte. Vielmehr trugen auch hierzu die Fehler der Regierung bey weitem am meisten bey. So lange diese nur einigermaßen ihre Stellung auf dem Gebiet des practischen

*) Schon darin, daß die royalistische Opposition die picanteste, erwünschteste und reichhaltigste Ader für tägliche mehr oder weniger gegründete Klagen, Spott und Klatschereien, die Unvorsichtigkeiten oder gar Vergehen der Geistlichkeit ausschließlich den Liberalen zur Ausbeute überlassen mußte, stand sie sehr im Nachtheil bey der öffentlichen Meinung.

**) Ohne die wirklichen Verdienste mancher dieser Männer zu läugnen, oder ihnen andere oder mehr Fehler vorzuwerfen als in politischen Kämpfen bey den Anhängern und Häuptern aller Parteyen zu finden sind, können wir ein für alle mal (mit dem Verf.) erinnern, wie lächerlich bey den Meisten diese Ansprüche, besonders der der Uneigennützigkeit und der staatsmännischen Ueberlegenheit erscheinen müssen — zumal nach der Juliusrevolution!

Liberalismus behauptete, kamen endlich zuletzt doch alle Eroberungen, welche die weniger disciplinirten, oder gelegentlich sogar meuterischen Parteygänger des Liberalismus machen mochten, am Ende wesentlich der Regierung zu statten; denn das Uebergewicht der materiellen Hülfsmittel war bey einer so centralisirten, allumfassenden Verwaltung so groß, daß, wenn die öffentliche Meinung nur nicht geradezu entfremdet beleidigt wurde, sie auf die Länge immer der Macht zu fallen mußte. Aber von dem Augenblick wo die Restauration selbst das erworbene Terrain der öffentlichen Meinung und des Liberalismus aufgab und eine entschieden feindselige Stellung gegen beide annahm, fielen umgekehrt alle jene gemeinsamen Eroberungen und Vortheile ganz von selbst ausschließlich der liberalen Opposition zu.

So vortheilhaft nun auch die Stellung der auf eine bedeutende Majorität in der Deputirtenkammer und auf eine hinreichende in der Pairskammer gestützten Regierung war, so erregten doch schon die Wahlen von 1818, welche der Opposition der Linken die bekannten Namen Girod de l'Ain, Manuel, Lafayette, de Corcelles, Benjamin Constant, Geratry u. s. w. zuführten, zugleich aber auch das Gebiet der Rechten zu Gunsten der ministeriellen Majorität beschränkten — ferner die Entwicklung der liberalen Presse und ihres Einflusses auf die öffentliche Meinung so große Besorgnisse bey mehreren Mitgliedern des Ministerium, daß sie eine Annäherung an die Rechte für nöthig erachteten.

(Die Fortsetzung im nächsten Stücke.)

G e t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

24. Stück.

Den 14. Februar 1835.

P a r i s.

Fortsetzung der Anzeige: Histoire de la restauration et des causes qui ont amené la chute de la branche aînée des Bourbons. etc.

An der Spitze stand Richelieu, der seit seiner Rückkehr von Aachen dem Einfluß der royalistischen Salons und des Pavillon St. Marsan ausgesetzt, obnehin bey allen seinen Verdiensten allerdings in einem liberalen Ministerium nicht an seiner Stelle war, und im äußersten Fall die königliche Gewalt doch lieber der Herrschaft einer royalistischen als einer liberalen Majorität unterworfen sehen mochte. An ihn schlossen sich Lainé und Molé, während die übrigen Minister und vor allen Decazes, mit des Königs persönlichen Ansichten am vertrautesten, die Beybehaltung des liberalen Systems verfochten. Als diese Spaltung endlich so weit gedieh, daß alle Minister ihre Entlassung einreichten, erhielt anfangs Richelieu den Auftrag ein Ministerium zu bilden, und es schien einen Augenblick als wenn der

König den verdoppelten Anstrengungen seiner Umgebungen, seiner Familie weichend, dem Pavillon St. Marsan und der Rechten wenigstens einige Concessionen machen würde. Allein während diese keinesweges hinreichten jene Ansprüche zu befriedigen, mußten sie die liberale Majorität mißtrauisch machen und die Linke verstärken. Alle diese und manche andere widersprechende Einflüsse erklären es hinreichend, warum Richelieu, der sie alle mehr oder weniger berücksichtigen sollte, und außerdem seine eigenen Antipathien und Zuneigungen hatte, gar kein Ministerium zu Stande brachte. So blieb dem Könige nur die Wahl zwischen einem Ministerium der Rechten und einem etwas mehr nach der Linken neigenden. Denn auf die Majorität welche dem Liberalismus des aufgelösten Ministerium entsprach, war nun schon nicht mehr ganz zu rechnen; sie hatte sich in Folge eben dieser Auflösung natürlich mehr nach der Linken geneigt und ein neues Ministerium, welches sich auf sie stützen wollte, mußte ihr in dieser Richtung bis auf einen gewissen Punct folgen. Die Wahl konnte bey den Ansichten des Königs, bey seiner Scheu vor dem Grafen Artois, bey dem Einfluß Descazes nicht lange zweifelhaft seyn, und so entstand das Ministerium Desolle (de Serre, Descazes, Portal, Louis, Souvion St. Cyr u. s. w.), welches als der Gipfelpunct des Regierungsliberalismus unter der Restauration bezeichnet wird, in der That aber sich nur durch eine geringe Nuance von dem vorhergehenden unterschied und jedenfalls noch immer nicht die Gränzen des persönlichen Liberalismus des Königs überschritt. Dieß wird man nicht leicht in Abrede stellen, wenn man bedenkt, daß die wirklich oder angeblich bedenklichen Erscheinungen, welche die Ent-

wickelung der öffentlichen Meinung und des constitutionellen Lebens unter diesem Ministerium darboten, eben so unfehlbar eingetreten wären wenn das vorige den eingeschlagenen Weg fortgesetzt hätte, denn auch diese Erscheinungen waren durchaus nicht der Art, daß sie irgend wesentliche Besorgnisse für die constitutionelle Monarchie, wie sie in Frankreich nun einmal allein möglich geworden war, rechtfertigen konnten. Es waren keine andern als die natürlichen unvermeidlichen, alltäglichen Dornen, welche das constitutionelle Leben nun einmal für die Regierenden trägt. Und wie man übrigens auch diese Dornen beurtheilen mag, so war es auch jetzt nicht bloß die liberale, sondern eben so sehr die royalistische Opposition, welche sich beeiferte sie den Ministern unterzustreuen.

In der zweyten Kammer blieb die relative Stellung des neuen Ministerium im Ganzen dieselbe, wie die des vorhergehenden. Es stützte sich auf eine völlig hinreichende Majorität, und hatte eine zwar häufig lästige, aber doch nicht gefährliche Doppelopposition der beiden Extreme der Rechten und Linken zu bekämpfen. jene Majorität war indessen allerdings nicht ganz dieselbe und nicht ganz so leitsam und zuverlässig als die frühere; oder vielmehr sie war es unter etwas andern Bedingungen. Die natürliche Entwicklung des constitutionellen Lebens, welche unfehlbar den Majoritäten die factische Herrschaft zuführt, war durch das ministerielle Interregnum, und durch die anfängliche Unthätigkeit des neuen Ministerium beschleunigt worden, und hatte das Erwachen des Selbstbewußtseyns der Majorität befördert. Ein Theil der Majorität hatte sich während jener Schwankungen der Linken, als einem festen Punct genähert und ohne doch

eigentlich zur Opposition überzutreten, ja während sie vielmehr selbst mit der Majorität zu amalgamieren, und diese und mit ihr die Stellung des Ministerium zu verstärken schien, und unter Umständen wirklich verstärken konnte, machte sie ihre Unterstützung doch von Bedingungen abhängig, deren Erfüllung nicht immer in der Macht oder in dem Willen des Ministerium liegen konnte. Damit ist zwar nicht gesagt, daß das Ministerium Richelieu sich einer unbedingten Majorität erfreut hätte, aber die Forderungen der gegenwärtigen waren eben durch ihre Annäherung an die Linke gesteigert, während das Ministerium wesentlich dieselbe Nuance des Liberalismus beybehielt, welche sein Vorgänger in die Kammer trug. Zugleich aber und durch einen natürlichen Gegenstoß lösten sich einige Stimmen von dem andern Ende der Majorität und fielen der Opposition der Rechten zu. Dennoch aber zeigte sich auch damals durchaus keine tiefere, wesentliche Differenz zwischen dem Liberalismus der Majorität, ja selbst der Linken und jenem der Regierung. Bey den fortgesetzten Kämpfen um die Rückkehr der Verbannten, so wie bey den Discussionen über die Ministerverantwortlichkeit und das Preßgesetz handelte es sich nur um ein unwesentliches Mehr oder Weniger. Gar manchem mochte es freylich damals und mag es jetzt noch anders erscheinen. Aber wenn man sich an das Wesen und nicht an leere Formen oder gar Phrasen hält, und die Erfahrungen, welche seit jener Zeit in dem constitutionellen Leben gemacht worden sind, beherzigt, so verschwinden die Unterschiede unter den damals oder später geäußerten Wünschen und Meinungen ziemlich neben der radicalen Unmöglichkeit über diese Punkte ein auch nur den wesentlich-

sten Ansprüchen der Sache, des Ganzen und der Parteyen genügendes Gesetz zu finden — also neben der factischen Impotenz der Gesetzgebung auf diesem Gebiete. Diese zeigte sich begreiflicher Weise deutlicher in der Discussion über die Ministerverantwortlichkeit, welche zu gar keinem Resultat führte, als in jener über das Preßgesetz, aus welcher ein eben so unzulängliches Gesetz hervorging, als aus allen spätern Discussionen über diesen Gegenstand. Bey dieser Gelegenheit zeigte sich indessen zum ersten Mal die Möglichkeit eines bedenklichen Anwachsens der Minorität durch vorübergehende Vereinigung der beiden Oppositionen, im Fall die Minister den Anforderungen der Linken zu wenig entsprachen. Diese Gefahr brachte indessen ihr Correctiv zum Theil mit sich, indem die äußerste Linke keinesweges den Sturz des Ministerium wünschte, da sie selbst durchaus keine Aussicht hatte ihm zu folgen, oder auch nur ein noch fügsameres an seine Stelle treten zu sehen, sondern weit eher das Gegentheil. So mußten gerade solche Augenblicke eines zu auffallenden Zusammentreffens ihrer Stimmen mit jenen der Rechten, die Linke stutzig machen und dem Ministerium wieder näher bringen. Ganz anders und viel gefährlicher war in dieser Hinsicht für das Ministerium die Haltung derjenigen Fraction der Kammer, welche den Uebergang von der Opposition der Linken zu der Majorität bildete, und wozu jene Männer gehörten, welche man damals schon anfangs ausschließlicher mit dem Namen der Doctrinäre zu bezeichnen. Da diese nämlich nicht nur in allen wesentlichen Grundsätzen, sondern auch sogar in dem Mehr oder Weniger der Entwicklung des constitutionellen Regierungssystemes und der dem Liberalismus zu machenden Concessionen dem Mi-

nisterium weit näher standen, als die Linke — da überdieß ihre Antecedentien meist nicht revolutionärer oder Napoleonistischer, sondern royalistischer Art waren (wenn auch nur seit 1814), weshalb sie auch schon längst auf der zweyten oder dritten Stufe der Beamtenhierarchie zugelassen waren, und durch persönliche und gesellschaftliche Verhältnisse den Ministern, dem Hofe, dem Könige selbst mehr oder weniger nahe standen, so konnten sie nicht ohne einige Wahrscheinlichkeit daran denken die Erben des Ministerium zu werden. Dieser Versuchung wußte ihre zum Theil wohlmeinende und nicht unfähige Eitelkeit nicht zu widerstehen, und sie sind es vor allen Dingen welche damals und später das Beyspiel einer durchaus persönlichen, oft unredlichen, hinterlistigen Opposition gegen ein Ministerium gaben, dessen politisches System sie so sehr billigten, daß sie nur an dessen Fortsetzung denken konnten. Auf diese Weise haben sie als falsche Freunde weit öfter zu der Vermehrung der Schwierigkeiten, gegen welche die Restauration zu kämpfen hatte, beygetragen, als die äußerste Linke. — Bey alle dem aber, wir wiederholen es, bot die Stellung des Ministerium Desolle zur zweyten Kammer damals durchaus keinen Grund zu ernstlichen Besorgnissen.

Anderß verhielt es sich mit der Pairskammer. Daß hier die Elemente einer bedeutenden royalistischen Opposition nicht fehlen konnten, bedarf keiner weitem Auseinandersetzung. Doch hätte diese allein schwerlich jemals eine ernstliche Verlegenheit herbey führen können, denn man darf nicht vergessen, daß die Pairskammer auch eine bedeutende Zahl von Notabilitäten aus der Kaiserzeit und sogar aus verschiedenen Epochen der Revolution enthielt, welche im Ganzen gegen

das ministerielle System nichts einzuwenden haben konnten, zumal so lange es so notorisch auch den persönlichen Ansichten des Königs entsprach. Indessen damals wurden durch untergeordnete persönliche Rücksichten und Intriguen, die eben als solche hier keine nähere Darlegung verdienen, der royalistischen Opposition (welche ohnehin alle Kräfte anstrengte) so viele Stimmen zugeführt, daß (durch Annahme der Motion Barthelemi) ein Tadel des bestehenden Wahlgesetzes und somit des ganzen ministeriellen Systems mit einer geringen Majorität von der Pairskammer ausgesprochen wurde. Diese Niederlage hatte nun zwar ebenfalls die natürliche Folge die ministerielle, liberale Majorität der zweyten Kammer durch eine entschiedenere Annäherung der Linken zu stärken; allein eben damit war der Gegensatz zwischen den beiden Kammern und die Nothwendigkeit einer Herstellung der unentbehrlichen Harmonie durch eine Modification in der Zusammensetzung entweder der Pairskammer, oder der zweyten Kammer und des Ministerium um so schärfer bezeichnet. Unter den obwaltenden Umständen war kaum daran zu denken, daß die Ansicht des Königs, des Ministerium und der zweyten Kammer derjenigen der Pairskammer weichen sollte, und so blieb nichts übrig als die bekannte Rectification der letztern durch die Einschlebung von 60 neuen Pairs. Diese Maßregel war zwar nicht nur unvermeidlich und constitutionell, sondern hob auch wirklich für den Augenblick die obwaltenden Schwierigkeiten. Wenn es sich aber freylich bald zeigte, daß damit auf die Länge wenig geholfen war, so kann man daraus den damaligen Ministern um so weniger einen Vorwurf machen, da die Ursache nicht nur in dem Wesen des constitutionellen Lebens selbst-

lag, sondern auch der Mangel an Erfahrung in dessen factischen Gesetzen damals eine Täuschung über die Dauer der Wirkung dieses constitutionellen Heilmittels viel eher entschuldigte als später. Es wirkte hier die, der Pairskammer wie jeder Corporation eigenthümliche Tendenz der Reaction gegen eine solche, zwar buchstäblich verfassungsmäßige, aber darum nicht weniger unwillkommene und kränkende Invasion. Hiezu gesellte sich die Tendenz der neu hinzugekommenen Elemente sich mit den alten, vorhandenen zu versöhnen, zu amalgamieren; eine Tendenz, welche um so mehr geneigt war sich eben in der Theilnahme an jener gemeinsamen Reaction der Corporation gegen die Urheber jener Invasion zu zeigen, da diese Art von Undankbarkeit sowohl vor der Kammer selbst als vor der öffentlichen Meinung am ehesten als ein Beweis politischer Selbständigkeit gelten konnte. Zu diesen natürlichen, in allen ähnlichen Fällen wirksamen Ursachen, kamen jedoch noch andere, in der Entwicklung der damaligen Verhältnisse, den weitern Resultaten desselben Systems, dessen Opfer die Pairskammer geworden, liegende Momente, deren Einfluß auf die Ansichten der neugeschaffenen ministeriellen Majorität man dieser billigerweise nicht zum Vorwurf machen, oder die Aufrichtigkeit dieser Veränderung bezweifeln kann. Ein ähnlicher Einfluß, ähnliches Schwanken und Wechseln der Ansichten war damals zu allgemein, als, daß man sie anders zu erklären brauchte, als aus dem Mangel an Erfahrung des constitutionellen Lebens, an Bekanntschaft mit seinen unerläßlichen, aber allerdings zum Theil schwierigen und unangenehmen Bedingungen.

Jene Momente, welche nicht nur in der Pairskammer, sondern auch im Ministerium und end-

lich beym Könige selbst Zweifel an der Zweckmäßigkeit oder Gefährlosigkeit des, seit der Auflösung der Kammer von 1815 und noch mehr seit der Bildung des Ministerium Desolles befolgten Regierungssystems erweckten, entsprangen wesentlich aus einigen Symptomen der Entwicklung der öffentlichen Meinung und der zugleich als Organ und Schöpfer derselben immer bedeutsamer hervortretenden Presse. Dahin gehören theils die gesteigerten Anforderungen der Extreme der indeß immer noch constitutionell monarchischen und dynastischen Majorität des Liberalismus, theils die Thätigkeit der antimonarchischen, oder doch antidynastischen Elemente desselben. Zwischen beiden glaubte man eine nahe Verwandtschaft, wo nicht Identität zu erkennen, beiden schrieb man das Verhalten der Opposition der Linken in der Kammer — die Verstärkung dieser Opposition durch mehrere Wahlen (besonders durch die von 1819) — die Versuche sogar anerkannte Feinde des Königthums, ja Königsmörder in die Kammer zu bringen — die zunehmenden Angriffe der liberalen Presse auf das System und die einzelnen Handlungen der Regierung — die bis zu hochverrätherischen Umtrieben, oder gar Verschwörungen gehende Aufregung der öffentlichen Meinung — endlich ihre Theilnahme und ihre Wechselbeziehungen mit der gleichzeitig in benachbarten Staaten überhandnehmenden Gährung zu. Alle diese Erscheinungen waren nun zwar allerdings der Art, daß sie die Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten der ganzen Stellung der Restauration vermehrten, aber erstlich waren auch sie (eben so wie die, welche die Auflösung des Ministerium Richelieu herbeygeführt hatten) unausbleibliche Res-

sultate und Symptome der Entwicklung des constitutionellen Lebens und der liberalen Bildung Frankreichs, der einzigen Grundlagen auf denen überall die Restauration fußen, von denen sie ausgehen konnte. Zweytens waren auch sie nicht der Art, daß sie der Restauration, so lange diese nur jene Grundlage festhielt, irgend wesentliche Gefahr bringen konnten. Drittens waren sie der Art, daß ein anderes (wohl gar entgegengesetztes) System, als dasjenige dem man sie Schuld gab, in derselben Zeit entweder dieselben oder zwar vielleicht andere, aber jedenfalls noch viel gefährlichere Erscheinungen herbeigeführt oder beschleunigt haben würde.

Auf keinen Fall also konnten diese Erscheinungen eine Entfernung von jenen unerlässlichen Bedingungen und unentbehrlichen Grundlagen der Restauration, die Annahme eines andern, entgegengesetzten Systems rechtfertigen. Daß dieß dennoch geschehen, daß die Restauration jene oft herben aber unvermeidlichen Unannehmlichkeiten nicht zu ertragen vermochte, und statt jene Schwierigkeiten einzeln mit Geduld, Beharrlichkeit und Klugheit zu bekämpfen, zu umgehen, die Quellen aus der sie entsprangen zerstören wollte, ohne zu bedenken daß sie damit ihre eigenen Grundlagen aufwühlte und zerstörte — daß sie statt die Fehler ihrer Gegner zu benutzen, sich dadurch zu weit größern Fehlern hinreißen ließ — das sind die Ursachen ihres Sturzes.

Werfen wir nun einen Blick auf jene dringenden Gefahren, welche angeblich die Restauration in Folge des auf eine liberale Majorität gegründeten Regierungssystem bedrohten, so finden wir zunächst in der Deputiertenkammer zwar

allerdings eine Verstärkung der linken Opposition, besonders in Folge der Wahlen von 1819, sowohl in Hinsicht auf Zahl als auf Gewicht der Stimmen, und Einfluß der Rednergabe *).

Wir finden in Folge dieser Verstärkung gesteigerte Anforderungen in Beziehung auf das oben bezeichnete Mehr oder Weniger, eine drohende Sprache und endlich sogar, als neue Spaltungen im Ministerium ausbrachen, bey

*) Der Ruf, die Bedeutung der meisten dieser Männer ist allerdings auf eine lächerliche Weise übertrieben und entstellt worden; indessen waren unter ihnen einige von so unbezweifelten sehr bedeutenden und mannigfaltigen, und vielseitigen politischen Fähigkeiten, daß sie schon völlig hinreichten jeder Opposition (in welcher Zeit, bey welchem Volk man sie auch suchen mag) einen hohen Grad von Glanz, Gewicht und Einfluß zu sichern. Die Fehler und Schwächen von der andern Seite trugen dann freylich dazu bey auch die unbedeutendern Gestalten der Opposition zu heben und in ein vortheilhafteres Licht zu stellen. Bey der (allerdings sehr zu rechtfertigenden) Rauheit des Verf. gegen Berühmtheiten aller Art muß die Achtung, welche auch er dem General Foy, nicht nur als einem der bedeutendsten Redner, sondern auch als einem der sehr wenigen edlen, reinen, politischen und Privatcharacteren der Opposition, und in der That aller Parteyen zollt, um so unverdächtiger erscheinen. Mit Recht sieht er in ihm einen würdigen Gegner eines Richelieu und Deserre. Was Lafayette und Manuel betrifft, so will uns, nach den Erinnerungen, die wir als Augen- und Ohrenzeugen aus jener Zeit haben, bedünken, als schläge der Verf. ihre Fähigkeiten (besonders die des letzteren) zu gering an. Doch geben wir zu, daß der erste seinen Einfluß größtentheils seinen Antecedentien, letzterer der kundischen Wuth seiner Gegner verdankte. Der Beredsamkeit, dem Geiste eines Benjamin Constant, Royer Colard, Casimir Perrier gibt er gebührende Anerkennung.

einigen Oppositionsgliedern Hoffnungen in dasselbe einzurücken und demgemäß einige jener Intriguen, welche den natürlichen Lauf parlamentarischer Kämpfe unterbrechen und dem bedrohten Ministerium ganz unerwartet ein Bein unterschlagen können. Allein diese Intriguen gingen doch auch jetzt noch größtentheils von den Doctrinärs aus (deren Stellung wir oben bezeichneten), und im Falle sie gelungen wären, hätten sie doch nur eine Veränderung in den Personen, nicht in dem System des Ministerium bewirkt. Jedenfalls aber behielt, trotz der Angriffe der beiden Oppositionen (welche sich überdies eben so oft die Wage hielten als vereinigten), trotz der Intriguen der Doctrinärs, das Ministerium für alle wichtigen Fragen eine, wenn auch nicht glänzende doch practisch hinreichende Majorität. Was verlangte man denn mehr? Worüber beklagte man sich? Daß man damals den sogenannten Undank der Parteyen, die Unersättlichkeit, Unbilligkeit, Unredlichkeit, Hestigkeit u. s. w. der Opposition als ein großes Unheil, eine dringende Gefahr ansah, läßt sich indes allenfalls entschuldigen; aber wenn der Vf. auch jetzt noch gelegentlich in diese Jeremiaden einstimmt und sie als Gründe für allgemeine, radicale Maßregeln gelten läßt, so möchte man fast seine Ansprüche auf den Namen eines Staatsmannes bezweifeln. Ueberdies bezeichnet er selbst den Antheil, den die Linke und die Doctrinärs an dem Sturze des Ministerium Desolle haben mochten, als einen Fehler. Wie konnte sich denn die Restauration oder das Ministerium über die Fehler ihrer Gegner beklagen, statt sie zu benutzen? Majoritäten, nicht Dank und Lob, nicht Billigkeit der Parteyen, nicht Liebe,

Ehrfurcht, Treue des Volks, bedarf eine constitutionelle Regierung. Hat sie Majoritäten der Wähler, der Gewählten, der Pairs — ja sogar der öffentlichen Meinung, so muß und kann sie jene Dornen des constitutionellen Lebens in Kauf nehmen, auch wenn diese Dornen die zartesten, empfindlichsten Stellen verletzen. Der Verf. legt großes Gewicht darauf, daß wenn die Wahlen bey jeder Fünftelserneuerung ähnliche Resultate wie die von 1819 gegeben hätten, sich am Ende eine Majorität der äußersten Linken hätte bilden können, welche die Regierung auf eine legislative Bahn der bedenklichsten demokratischen Art fortgerissen hätte. Allein theils ist die Wahrscheinlichkeit solcher Resultate der künftigen Wahlen keinesweges erwiesen, da bey der damaligen Stimmung der öffentlichen Meinung, oder doch der großen Majorität unter den Wählern es nur einer einigermaßen thätigen und zugleich behutsamen, nicht unredlichen, nicht übertriebenen Anwendung des factischen und gesetzlichen Einflusses der Regierung auf die Wahlen bedurfte, um der ohnehin sich von selbst gegen drohende Extreme bildenden Reaction, der Furcht vor Umwälzungen das Uebergewicht zu geben. Theils waren jene Gefahren viel zu entfernt, als daß man um ihretwillen von einem System hätte abgehen dürfen, was für den Augenblick und die nächste Zukunft Majoritäten gab, mit denen die Restauration sich ganz wohl verständigen konnte, wenn sie nicht Dinge verlangte, die nun einmal unwiederbringlich für sie verloren waren. Was man auch zum Lobe einer fernsehenden und vorsorgenden Politik sagen mag, so gibt es doch Epochen wo man froh seyn muß sich von Tage zu Tage mit dem Augenblick abzufinden,

das Fahrzeug zwischen Klippen und Sandbänken durchzubringen, ohne an den Cours und das letzte Ziel der Fahrt zu denken. Eine solche Epoche war die damalige in Frankreich, und wenn man aufrichtig seyn wollte, so fände man deren mehr, als man gewöhnlich zugibt. Jedenfalls müßten jene für die fernere Zukunft wirkenden Politiker wenigstens durch jene Zukunft gerechtfertigt, anerkannt werden, indem sie als Gegenwart den Erfolg brächte. Wir kennen nun die Erfolge jener ferntreffenden royalistischen Politik! Aber nicht nur das, sondern wir kennen nun auch die blasse Farbe, die Unbehülfslichkeit, Zahmheit und Impotenz eben der Majoritäten, deren ferne Möglichkeit man damals so fürchtete. Und halten wir uns auch nur an die Voten und Reden der äußersten Linken, so suchen wir vergeblich irgend ein kräftiges, drohendes, demokratisches Princip, wir sehen auch jetzt noch durchaus keine wesentliche Verschiedenheit zwischen den Grundsätzen, der Tendenz der linken Minorität und jenen des Ministerium und seiner Majorität — wir finden immer nur den alten Streit um das Mehr, das Weniger, die Form, die Fassung bey den wenigen Principienfragen welche das Ministerium der Kammer vorlegte, z. B. über Ministerverantwortlichkeit und Pressfreyheit. Was die angeblichen oder wirklichen antidynastischen oder gar antimonarchischen Gesinnungen und Pläne der Linken betrifft, so können sie in parlamentarischer Hinsicht gar nicht in Betracht kommen, da sie aus sehr guten Gründen nie auch nur die leiseste Aeußerung der Art wagte, und ihr ganzes parlamentarisches Verhalten der Art war, daß es sich vollkommen mit einer solchen An-

hänglichkeit an die Dynastie, das Königthum vertrat, wie man sie in dem damaligen Frankreich, zumal bey dem Liberalismus überhaupt allein erwarten konnte. Was aber die Königs- mörder betrifft, so werden wir darauf zurück- kommen, und bemerken hier nur, daß die Kam- mer sie zurückstieß, ohne daß auch nur ein Wort zu Gunsten der Gesinnung, Ansicht, Sache, Zeit gesprochen worden wäre, als deren Reprä- sentanten sie galten, daß man also vernünftiger Weise aus diesem Vorfall gerade das Gegen- theil von dem schließen kann, was man hinsicht- lich der Gesinnungen der Kammer oder der Ein- sen geschlossen hat.

Wir kommen nun auf die öffentliche Meinung und die davon unzertrennliche Presse. Auch hier finden wir Unannehmlichkeiten, höchstens Schwie- rigkeiten, aber keine Gefahren; und auch jene nur von der Art, wie sie in der Natur der Sache und den gegebenen Verhältnissen unab- weislich lagen. Zu Gefahren wurden sie nur eben dadurch, daß man dieses verkannte. Am wenigsten aber kann man sie ausschließlich einer oder der andern Parthey zur Last legen.

Die Censur war nicht mehr haltbar. Die öf- fentliche Meinung, die beiden Oppositionen, das Pavillon St. Marsan, alles vereinigte sich mit Hestigkeit gegen sie. An entschiedenen Ver- theidigern fehlte es ihr damals um so mehr, da auch die aufrichtigsten, ängstlichsten Feinde des Mißbrauchs noch wähten bey einer freyen Tri- büne, öffentlichen Gerichtsverhandlungen, bey dem ganzen geistigen, politischen und gesellschaft- lichen Zustande Frankreichs lasse sich eine soge- nannte gemäßigte Preßfreyheit durch angemessene und gesetzliche Vorkehrungen erlangen, und da

in der That nur sehr wenige, auch unter den eifrigsten Partheymännern etwas anderes verlangten, als eben eine gemäßigte Preßfreyheit — freylich in ihrem Sinne und nach ihrem Bedürfnisse. Doch konnte es vor weitem Erfahrungsungen hier an einem mittlern Maßstab zur Vereinigung der nöthigen Majorität am wenigsten fehlen. Der Erfolg bewies freylich bald, was alle ähnlichen Versuche bewiesen haben, daß die öffentliche Meinung der einzig wirksame Damm für den Strom der Presse ist, während alle künstlichen Leitungen oder Beschränkungen irgend einer Art nur seinen Lauf trüber, reißender, oder seine Ueberschwemmungen ausgedehnter werden lassen. Sollte man das gegen einwenden, daß eben der Strom selbst sich jenen angeblichen Damm bildet, und daß also endlich doch alles seiner Willkühr, oder der Kraft die ihn treibt anheim fällt, so könnten wir dieß zugeben und nur bemerken, daß wir keinen neuen, bessern Rath zu geben, sondern bloß die Thatsache zu bezeugen haben, daß der bisherige Rath völlig eitel war, und das Uebel verschlimmert hat. Außerdem aber ist jene Behauptung nur bedingt und einseitig wahr, denn die öffentliche Meinung ist nicht ein ausschließliches Resultat der Presse, sondern es wirken noch gar manche andere Momente zu ihrer Bildung mit, und zwischen ihr und der Presse findet ein fortwährender Wechsel von Erzeugung und Bestimmung statt.

(Die Fortsetzung in einem der folgenden Stücke.)

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

25. Stück.

Den 16. Februar 1835.

L e i p z i g.

In der Hahn'schen Verlags-Buchhandlung, 1835: Grammatik der hebräischen Sprache des A. T. von Heinrich Ewald. Zweite Auflage. IV u. 386 S. in gr. Octav. (Preis im Buchhandel Ein Thaler).

Da eine neue Auflage des kurzgefaßten, aber bis ins Einzelste vollständigen Lehrbuchs nöthig wurde, hielt es der Verf. und Ref. für seine Pflicht, das erste Werk als sey es nicht das seine zu betrachten, und alles aufs neue durchdenkend, ordnend, fertigend, wie auf neuem Grunde und mit neuen Stoffen ein wo möglich noch festeres und sichereres Gebäude aufzuführen. Wiefern nun dieß gegenwärtig gelungen ist, zeigt das oben benannte Buch. Die wichtigsten Theile des Ganzen sind von den für das erste Betrachten minder nöthigen äußerlich ge-

schieden; in sich aber alle Theile fester zusammengefest und enger versflochten, da der Verf. nie des Glaubens gewesen ist, die Ordnung des Ganzen sey der Willkühr des Bauherrn zu überlassen. Künftig möchte besonders nur in einem Abschnitte der Syntax S. 473 eine Umsezung nothwendig seyn, so daß zuerst der Gegensatz des Selbständigen und Unselbständigen (Nominativ und Casus obliquus) im Saze überhaupt, dann der des loser oder enger untergeordneten (Accusativ und Genitiv), endlich der der neuen Setzung und der bloßen Fortsetzung oder Apposition, damit aber auch alle beym einzelnen Wort in Semitischen möglichen syntactischen Verhältnisse abgehandelt würden. Daß die einzelnen Steine des Baues sämmtlich auß neue untersucht sind, bedarf kaum der Erwähnung. Erweitert ist aber das Ganze durch manchen neuen Zusatz, worunter der über die Accentuation der längste.

H a n n o v e r.

In der Hahn'schen Hofbuchhandlung, 1835: Der evangelische Kirchenfreund, ein practisches Hülfsbuch zur nähern Kenntniß des Wesens und der Gestalt der evangelischen Kirche, ihrer Entstehung und Ausbildung im Allgemeinen, so wie ihrer Haupt- und Unterscheidungslehren, Einrichtungen, Gebräuche, Handlungen, Personen, Dertter, Sachen und Rechtsgrundsätze insbesondere, für alle Gebildete, vorzüglich für Geistliche, Lehrer und Katechumenen, von A. W. Knauer, Archidiaconus zu Celle. VIII und 229 S. in 8.

Wenn unserer Kirche von den Catholiken wiederholt eine Vernachlässigung der ganzen äußeren Seite des kirchlichen Lebens vorgeworfen, ihre Rechtsprincipien schwankend, ihre rituellen und liturgischen Formen minder bestimmt, selbst der Zusammenhang unserer kirchlichen Gebräuche mit dem christlichen Alterthum im Bewußtseyn des Volks unklar und getrübt genannt ist: so liegt der Grund dazu einfach genug in dem geistigen Begriff der Kirche selbst, die gar das Bedürfniß nicht fühlte, sich sofort in demselben Maße wie die Catholische eine äußere Stellung zu erringen, sich zu uniformieren, und sichtbar in starrer Form abzuschließen. Das Zeitalter der Reformation spricht bestimmt genug seine geistige Tendenz aus, indem es vor Allem der Predigt des lautern Wortes, der schriftgemäßen Verwaltung des Sacraments Bahn brach, Alles Uebrige aber gern in so weit frey gab, als nur nichts wider das Evangelium geduldet werden könne. Ewigkeit erblicke man darin ja nicht; denn wo im geringsten durch Rückwirkung der äußern Form auf den geistigen Gehalt der Kirche, für diese selbst eine Gefahr eintrat, da war man freylich entschieden genug, um selbst während der trüben Zeit nach dem Schmalkaldischen Kriege dem damals unbeschränkt gebietenden Kaiser das Interim zu verweigern und Adio-phora wegen der daran geknüpften Folgerungen und geistigen Bedeutung nicht mehr für gleichgültig zu erklären. So hat die rein geistige Bestimmung unserer Kirche viel dazu beigetragen, die äußern Formen weniger bestimmt und weniger gleichmäßig zu gestalten, als es für die Praxis wohl wünschenswerth gewesen wäre:

kam man doch nicht einmahl über die nothwendigsten Principien des kirchlichen Rechts, die Verwaltung der durch Nichtzutreten der Bischöfe zum Reformationswerk vacant gewordenen bischöflichen Gewalt, zu einer bewußten Entscheidung, so daß nachdem die Praxis dieselbe schon den evangelischen Landesherren zugesprochen hatte, erst lange hernach die Theorie dafür aufgestellt ward. Einen Uebelstand darf man nun eben nach den Principien unserer Kirche, wenigstens für die wahre Bestimmung des kirchlichen Lebens, in dieser minderen und späteren Ausbildung der Formen nicht erblicken; Schrift, Sacrament und Symbol haben so vollkommen ihre Bestimmung erfüllt, daß die geistige Einheit auch in der äußern Vielgestalt nicht vermischt wurde. Allein gänzliche Gleichgültigkeit gegen die Formen des kirchlichen Lebens, und besonders gegen ihren Zusammenhang mit der Urkirche wird dadurch eben so wenig gebilligt, als eine gänzliche Spiritualisierung in der Reformationszeit ja schon bestimmt genug gegen Enthusiasten und Schwärmer abgewiesen ward. Hat demnach die Gegenwart ihre Aufgabe richtig erkannt, sich wie im Dogma, so auch im Cultus und Ritus an die Reformationszeit, und durch dieses Mittelglied an die Urkirche selbst immer lebendiger und fester anzuschließen: so wird es hohe Zeit seyn, zu sammeln, festzustellen und vor Allem auch den Gemeinden ins Gedächtniß zurückzurufen, was an äußerer Form und Handlung den Stempel des Evangelischen an sich trägt: erst so mag der Gegenwart die weitere Aufgabe, zu der sie sich anschickt, mit einiger Gewißheit gelingen, eine organische Fort-

bildung unserer kirchlichen Verhältnisse. Nur der Zusammenhang mit dem Früheren wird Mißgriffe vermeiden lehren, die ein willkürliches Eingreifen in organisch ausgebildete Formen jedesmahl begehren muß.

Von diesem Standpuncte aus betrachten wir das vorliegende Werk als eine der erfreulichsten Erscheinungen der kirchlichen Literatur. Der Herr Verfasser hat die mühsame, aber gewiß segensreiche Arbeit unternommen, und trefflich gelöst, im populären Tone Rechenschaft von dem gegenwärtigen Zustande und der historischen Entwicklung unserer kirchlichen Verhältnisse zu geben: man dürfte das Werk mit dem freylich etwas schwankenden Namen einer Archäologie unserer Kirche belegen, wenn nicht so bestimmt gerade der gegenwärtige Zustand überall berücksichtigt, und zur nöthigen Vollständigkeit auch ein Abriß der symbolischen Lehren unserer Kirche, mit comparativer Zusammenstellung der anderen Confessionen, hinzugefügt wäre. Es findet sich so eine vollständige Nachweisung alles dessen, was dem Interesse für kirchliches Leben wissenschaftlich erscheinen kann. Es kam hier nicht auf durchgeführte antiquarische Untersuchungen an, obgleich das selbständige critische Urtheil sich an mehreren Stellen recht befriedigend ausspricht; sondern es sollte zusammengedrängt werden, was der academisch gebildete Theologe vielleicht schon zerstreut besitzt, jeder andere Freund kirchlichen Lebens gewiß aber mit vieler Theilnahme sich dargeboten sehen wird. In acht Abschnitten gibt der Verfasser 1. einen geschichtlichen Ueberblick der christ-

lichen Kirche überhaupt, und der einzelnen christlichen Parteien; 2. die Hauptlehren der evangelischen Kirche im Vergleiche mit den der andern Hauptkirchen; 3. das Kirchenjahr und die kirchlichen Zeitabschnitte; 4. die Feste und Sonntage; 5. die kirchlichen Handlungen; 6. die kirchlichen Personen; 7. die kirchlichen Derter und Sachen und 8. kirchliche Rechtsgrundsätze. Etwaige Wünsche, die wir für eine gewiß zu erwartende neue Auflage aussprechen, sind Zusammenfassung des Abschnitts 3. und 4., wodurch einzelne Wiederholungen vermieden werden könnten; sodann eine noch ausführlichere Nachweisung über das Kirchenlied. Poesie und Gesang ist ja der einzige Weg, auf dem der Kunst in unserer Kirche eine Einwirkung auf das Gemüth eröffnet wird, und hat dessen Bearbeitung ja von jeher so viel Theilnahme gefunden, daß die Zahl evangelischer Gesänge leicht die Summe kirchlicher Lieder in allen übrigen Confessionen aufwiegt. Kurze Andeutung, welche der üblichsten Kirchenlieder Nachbildung altlateinischer Gesänge, welche neueren Ursprungs sind, nebst kurzen Notizen über die Verfasser, würde gewiß eine noch sehr liebe Zugabe seyn. Man kennt ja gern den Namen dessen, der durch sein Lied unserer Andacht Worte leihet. Dazu würde ein Register über das Ganze die Brauchbarkeit sehr erhöhen.

Bei dem regen Eifer, den der Verfasser hier wie überall für das Gedeihen kirchlicher Dinge beweiset, wird er gewiß dem Werke zu seiner Zeit die fördernde Hand nicht entziehen. Wir wünschen dem Büchlein unter allen Stän-

den eine recht liebevolle Aufnahme, damit es das Seinige dazu beytrage, die Gemüther an die kirchlichen Gestaltungen enger zu fetten.

R — g.

Paris.

L'Obelisque de Louqsor, transporté à Paris, Notice historique, descriptive et archéologique, sur ce monument par Mr. Champollion Figeac; avec la figure de l'obélisque et l'interprétation de ses inscriptions hiéroglyphiques, d'après les desseins et le notes manuscrites de Champollion le Jeune. 1833. 92 Seiten in Octav.

Diese Schrift ist eine Reisebeschreibung eigener Art, die eines Monuments das von Theben in Oberägypten zu Schiffe nach Havre gebracht ward, um demnächst seinen Platz in Paris zu finden. Zu dem Transport ward ein eigenes Fahrzeug in Toulon erbaut, der Luxor genannt, das im März 1831 von Toulon abging und nach einer Fahrt von 18 Tagen glücklich in Aegypten ankam. Die Fahrt ging, nachdem man die Barre glücklich passiert hatte, den Nil aufwärts. Am 17ten Julius kam man zu Cairo, am 15ten August zu Theben an. Der Obelisk ist der kleinere der beiden die vor dem Pallast von Luxor standen, seine ganze Höhe beträgt 70' 3" 5". Am 19ten Decem-
ber ward der Obelisk, nachdem man ihn abgenommen hatte, an Bord des Luxor gebracht, und langte am 2ten Januar zu Alexan-

drien an, von wo er am 1. April abfuhr, und am 11ten May zu Toulon ankam. Am 22sten Junius fuhr der Luxor von dort ab, und langte am 12ten August zu Cherbourg an; von wo er nach Rouen und weiter nach Paris gebracht ward. Nach den Erklärungen von Champollion liest man darauf die Namen und Titel von Ramesseß II. und III. (Sesostris), wovon wir das weitere auf eine andere Gelegenheit versparen. Die Abbildungen stellen den Obelisk mit seinen Inschriften von den vier Seiten dar. — Der sehr einfache Mechanismus der Abnahme und des Transportes durch Herrn Desbas ist in einer eigenen kleinen Schrift: *Description de l'Obélisque de Luxor 1833.* 15 Seiten in 8. beschrieben. — Der Abschied des Obelisks von seinem Gefährten, neben dem er seit 3000 Jahren gestanden hatte, jedoch nicht ohne die Hoffnung des Wiedersehens in Paris, wohin auch der andere gebracht werden soll — möchte kein unebner Gegenstand für die Poesie seyn.

• Sn.

D r e s d e n.

Von den Tafeln der Geschichte des Herrn Archivar Dr. Eduard Bechse, wovon wir die sechs ersten Lieferungen, mit Angabe ihres Plans und ihrer Einrichtung beifällig anzeigten (*Gött. gel. Anz. 1834. St. 97*), ist uns die siebente und achte Lieferung zugesandt, welche nach gleichem Plan den Zeitraum von 1000 — 1300 umfassen.

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

26. 27. Stück.

Den 19. Februar 1835.

P a r i s.

Recherches sur l'emplacement de Carthage etc. suivies de renseignements sur plusieurs inscriptions Puniques inédites, de notices historiques, géographiques etc. avec le plan topographique du terrain et des ruines de la ville, dans leur état actuel et cinq autres planches par C. T. Falbe, Capitain de vaisseau et Consul général de Danemark. 1833. 133 S. in 8.

Das Schicksal, das Carthago verfolgte, schien auch durch seinen Untergang noch nicht versöhnt zu seyn; denn auch die Versuche das Local das es einnahm genauer zu erforschen, hatten entweder keinen genügenden Erfolg, oder sind auch — wie die des Grafen Camillo Borgia — nicht bekannt gemacht. Der Verf. des gegenwärtigen Werks war 11 Jahre R. Dänischer General-Consul in Tunis, und studierte, hinreichend ausgerüstet mit den nöthigen mathematischen und antiquarischen Vorkenntnissen, das Local der alten

Stadt, und entwarf alsdann den Plan des Ganzen, eine Arbeit, die ihn allein zwey Jahr beschäftigte; 'il est construit, sagt er, avec une telle exactitude, qu'un savant qui desirerait que son correspondant à Tunis entreprit une recherche pourrait lui indiquer, à huit ou dix pas de distance près, le point même ou il faudrait faire cette recherche. Der Plan umfaßt die Küste von la Goulette an bis Cap Quamart, der Raum auf welchem das alte Carthago stand, und wo jetzt drey elende Dörfer stehen, Malqua, Sidi Daut, und Quar el Schat. Wir müssen uns bey der weitem Anzeige auf das beschränken, was ohne die Charte vor Augen zu haben verständlich ist, da die bloße Anführung von Namen keinen klaren Begriff geben würde.

Es war, besonders durch die Angaben von Shaw eine verbreitete Ansicht, daß das Local der alten Stadt große physische Veränderungen erlitten habe. Das genauere Studium hat glücklicherweise gezeigt daß dieß hier nicht der Fall war. Die allerdings entstandenen Veränderungen finden bey den Mündungen des Flusses Mejerda (dem alten Bagradas) statt, wo durch den von ihm herbegeführten Schlamm der Boden solche Alluvionen erlitten hat, daß das alte Utica, das vormals Küstenstadt war, in seinen Ruinen fast eine geographische Meile landeinwärts liegt. Carthago lag dagegen an keinem Fluß, und hat auch nicht durch Erdbeben so gelitten, daß dadurch eine solche Veränderung hätte bewirkt werden können. Dieß gestattete es also, daß die Vergleichung des jetzigen Locals mit den Nachrichten der Alten angestellt werden konnte. Unter diesen ist Appian der einzige, dem wir eine einigermaßen genaue Beschreibung des Locals

der alten Stadt verdanken, die also auch mit vollem Recht zum Grunde gelegt wurde. Es war ein höchst erfreuliches Resultat hier eine solche Uebereinstimmung zu finden, daß dadurch der Plan des Verf. die beste Bestätigung erhielt. Bey den noch vorhandenen wenigen Ruinen bemerkt der Verf. selber, daß es zwar nicht mit Sicherheit nachzuweisen sey, welche aus dem Tyrischen, und welche aus dem spätern Römischen Carthago herkommen. Allein er zeigt, daß dieß letztere ganz oder doch größtentheils auf dem Plage des alten, und gewiß aus dessen noch übrigen Materialien erbaut sey, und mithin auf die Darstellung des Areal's dieses keinen Einfluß haben könne, zumal da dieß spätere Carthago von viel geringerm Umfange als das alte Tyrische gewesen sey.

Die genauere Orientierung hängt nun von der Bestimmung einiger einzelnen Hauptpuncte ab. Das alte Carthago lag auf einer Halbinsel, welche durch eine Landenge mit dem festen Lande verbunden war, die 25 Stadien (etwas über eine halbe Meile) in der Breite hatte, und bey Appian *ἀρχήν* heißt. Diese Landenge muß man nicht mit der Landzunge *ταϊνια, γλωσσῆ* verwechseln, die nach la Goulette in westlicher Richtung ins Meer laufend, und dieses von dem See von Tunis trennend, nur ein halbes Stadium in der Breite hatte. Diese Maassen sowohl der Landenge, als der Landzunge sind noch jezt dieselben, und erleichtern die Bestimmung des Weitern. Unter diesen kommen zunächst die Häfen in Betracht. Carthago hatte einen doppelten Hafen; den äußern, der für die Handelsschiffe, und den innern, davon abgesonderten, zu welchem man durch jenen gelangte, der für die Kriegsschiffe bestimmt war. Den eifrigen For-

schungen des Verf. gelang es den Eingang des äußern Hafens aufzufinden, wodurch das weitere sich von selbst darlegte. Jeder der beiden Häfen bildet jetzt ein Bassin, wo das Wasser nur noch einen Fuß Tiefe hat. Der innere, oder Kriegshafen, hatte in seiner Mitte ein Inselchen, auf dem die officielle Wohnung des Oberbefehlshabers der Flotte stand, und von der aus er die freye Aussicht bis ins offene Meer hatte. Dieses Inselchen mit Ruinen zeigt sich noch. Was aber unserer Ansicht nach die Angabe des Verf. besonders bestätigt ist der Umstand, daß neben dem Eingange sich die Ueberbleibsel des großen Moios oder Quais theils unter theils noch über dem Wasser zeigen, auf dem nach Appian die zum Verkauf bestimmten Waaren ausgelegt wurden. Von dem innern Hafen führten drey Hauptstraßen nach der Citadelle Byrsa; welche nach Appian auf einer Anhöhe in der Mitte der Stadt erbaut war. Es ist unmöglich, sagt der Verf., sie zu verkennen. Die Anhöhe zeigt sich von selbst da wo sie gesucht werden muß. In ihrer Nähe war das Forum, und man sieht die Spuren mehrerer großen Gebäude, Tempel und anderer; auch eines Circus und Amphitheaters (die doch wohl erst aus der Römischen Periode waren), alles deutet an, daß hier der Mittelpunkt der Stadt war. Jene drey Hauptstraßen konnten erst nach einem mörderischen Kampfe, indem jedes Haus vertheidigt ward, von Scipio eingenommen und dann in Brand gesteckt werden, um dann den Weg zur Belagerung der Citadelle sich zu bahnen, die durch Capitulation überging. Die Ueberreste einer Wasserleitung sind erst aus dem Römischen Zeitalter, aber das Dorf Malqua ist auf den Gewölben alter Cisternen gebaut, von denen funfzehn die Breite von

430 Fuß haben. Der Theil der Stadt oder Vorstadt, der unter dem Namen Megara oder Magalia vorkommt, muß in der Ebene el Mersa nördlich der Citadelle und dem Dorfe Malqua gesucht werden, die noch jetzt mit Delgärten bedeckt, oft aber der Boden auch voll von Trümmern ist. In der Vertheilung des Bodens in Vierecke glaubte der Verf. nach sorgfältiger Untersuchung noch jetzt die Ultrömische Eintheilung in doppelte Jugera zu erkennen. Der Verf. sucht alsdann den Umfang der alten Tyrischen Stadt genauer zu bestimmen, der auch nach seinen Resultaten völlig hinreichend für eine Bevölkerung von 700,000 Einwohnern war, die Strabo zu der Zeit ihres Untergangs ihr zuschreibt. Ueber die Lage von Hadrumetum und Thysdrus, wo noch ein wohl erhaltenes Amphitheater steht, werden Untersuchungen angestellt.

Die Cippi mit den Punischen Inschriften sind von Hn D. Lindberg in Copenhagen aus dem Hebräischen erklärt. Sie finden sich in den Museen von Copenhagen und von Leyden. Sie enthalten Gelübde an den Baal Hammon, die Thanat (Astarte?), und den Melcart (Herakles), durch welche die auf ihnen genannten Personen sich diesen Gottheiten weihen. Ihre Kritik müssen wir den Orientalisten überlassen. Die Sprache zeigt wohl daß sie dem alten Carthago angehören.

Der Atlas enthält sechs Blätter. I. Plan du terrain et des ruines de Carthage, in größtem Folio-Format. Die Analyse der Karte ist in dem Buch gegeben. Wenn man aus der Schrift die großen Schwierigkeiten hat kennen lernen, welche mit der Erforschung des Terrains und der Entwerfung der Karte verbunden waren, die nicht bloß das Mißtrauen der Eingebornen, sondern selbst die Eifersucht Eines der

diplomatischen Collegen, während die andern dem Verf. behülflich waren, in den Weg legten, wird man sich zu desto größerer Dankbarkeit verpflichtet fühlen. II. La Côte de Tunis depuis Porto Farina jusqu'à Mohadia avec notes et corrections. Die Verbesserungen betreffen besonders die Karte von Smyth von der Küste des westlichen Mittelmeers. III. 1. Vue de la partie S. E. de Tunis. 2. 3. Vue de Cisternes et d'une ruine de Carthage. IV. 1. Maison de campagne à el Mersa. 2. Amphithéâtre de Legjem (Thysdrus). V. VI. Gefäße und Münzen. Die Münzen sind aus dem Römischen Zeitalter; sie finden sich theils in der Sammlung S. K. H. des Kronprinzen von Dänemark, theils in der eigenen Sammlung des Verfassers in Copenhagen.

Wenn es jeden Freund des Alterthums freuen muß, eine so wichtige Lücke in der Kunde desselben auf eine so ausgezeichnete Weise ausgefüllt zu sehen, so war die Theilnahme des Ref. desto größer, da er einen nicht unbedeutenden Theil seiner Forschungen früher dem Staat von Carthago gewidmet hat. Das Wenige was er über das Local der alten Stadt in den Ideen ic. damals sagen konnte (Hist. Werke B. XIII. S. 30. 31 Note, und S. 253) erhält jetzt allerdings bedeutende Zusätze, glücklicherweise jedoch braucht er nichts davon zurückzunehmen, da sowohl das, was er über die schmale Landzunge, und die Lage der Häfen, als der Vorstadt Megara gesagt hat, sich bestätigt. Auch hier also mögen, wie anderwärts, die Monumente sprechen!

D a r m s t a d t.

In Joh. Willh. Heyer's Verlags-Handlung:
Die Lehre vom Beweise im deut-
schen Strafprocesse und der(en) Fort-
bildung durch Gerichts-Gebrauch und deut-
sche Gesetzbücher in Vergleichung mit den
Ansichten des englischen und französischen
Strafverfahrens von D. C. J. A. Mitter-
maier, Geheimenrathe u. Professor zu Hei-
delberg. 1834. VIII u. 504 S. in 8.

Ein wichtiges Werk, welches alle früheren Be-
arbeitungen dieses schwierigen und viel bestritte-
nen Gegenstandes und selbst die ein Vierteljahr-
hundert vorher (1809) von eben diesem Verfasser
erschienene Schrift über den Beweis in mehr-
facher Rücksicht hinter sich zurückläßt. Vertraute
Bekanntheit mit den Quellen und Hülfsmit-
teln, Gründlichkeit, Scharfsinn, sorgsame Ab-
wägung der Gründe und Gegengründe, edle
Freymüthigkeit, verbunden mit einer oft bis zum
Anschauern gesteigerten Klarheit und einer anzie-
henden, fast durchweg rein gehaltenen, nur hin
und wieder zu gedehnten Schreibart machen das
Eigenthümliche dieser Bearbeitung aus. Wir
wollen zuerst eine kurze Uebersicht des Inhalts
vorlegen und sodann die Ansichten des Verf. über
einige der streitigsten Materien, da, wo es nütz-
lich scheinen kann, mit prüfenden Bemerkungen
begleitet, darstellen.

Das Ganze zerfällt nach der Natur der Sache
in einen allgemeinen und einen besondern Theil,
von denen der erste die allen Beweisarten ge-
meinschaftlichen Vorkenntnisse, der andere eine
Entwicklung jedes einzelnen Beweismittels
enthält. Der Verf. hat es nicht für gut gefun-
den, diese beiden Haupttheile namentlich zu un-

terscheiden, doch ist seine Anordnung der Materialien vollkommen die nämliche. Sie besteht aus 9 unmittelbar nach einander fortlaufenden Abtheilungen, deren jede wieder eine Anzahl sorgfältig überschriebener Paragraphen oder Unterabtheilungen umfaßt, und deren Inhalt folgender ist. I. Abth. Von dem Beweise in Strafsachen überhaupt und von den Verhältnissen desselben nach der Verschiedenheit: ob Urtheilssfällung durch rechtsgelehrte Richter oder durch Geschworne eingeführt ist. §. 1—20 Wichtigkeit des Beweises. — Geschichtliche Entwicklung der Ansichten über denselben. — Einfluß der zwey Grundformen des Anklage- und Untersuchungs-Processes auf die Beweislehre. — Verhältnisse der Geschwornengerichte zu gesetzlichen Beweisregeln. — Prüfung einiger neuern Beweis-theorien. — Verschiedene Eintheilungen u. s. w. II. Von dem Beweise durch richterlichen Augenschein §. 21—25. III. Beweis durch Aussagen von Sachverständigen §. 25—30. IV. Beweis durch Geständniß des Angeeschuldigten §. 31—37. V. Beweis durch Zeugen §. 38—47. VI. Bew. durch Urkunden §. 48—52. VII. Bew. durch Zusammentreffen von Neben Umständen §. 53—61. VIII. Von der nothwendigen Unterstützung mehrerer Beweisquellen oder von dem zusammengesetzten Beweise §. 63. 64. IX. Von dem unvollständigen Beweise §. 65—70.

Als eine — allem Anscheine nach für die Geschichte des deutschen Criminal-Verfahrens folgenreiche — Merkwürdigkeit zeichnen wir aus der I. Abtheilung eine wesentlich modificierte Erklärung über Geschwornengerichte in Criminalsachen aus. Unsere Leser werden sich aus St. 146. 147. dieser G. A. vom abgewichenen

Jahre (S. 1457) erinnern, wie der Verf. im XIII. B. des neuen Archivs für das Criminalrecht behauptete, daß nur durch diese Gerichte geholfen werden könne und wie er in dieser Ueberzeugung diese Einrichtung fordert. In dem vorliegenden Werke findet sich diese Ueberzeugung bedeutend gemildert und die darauf gebaute Forderung um ein großes herabgestimmt. Die hier mitgetheilten Ansichten lassen sich in folgende Bemerkungen zusammenfassen, die wir, so viel möglich, mit den eigenen Worten des Verf. ausdrücken wollen. 1) 'Es ist ein verderblicher, leider oft vorkommender Irrthum, daß die Formen und Gerichtsorganisationen, welche bey Einem Volke als trefflich sich bewähren, auch bey jedem andern die nämlichen Früchte tragen werden, oder daß das, was unter gewissen Voraussetzungen weise ist, die einzige und beste Form für alle Zeiten sey. Auch die gerichtlichen Einrichtungen fordern in einem gewissen Sinne ein bestimmtes Klima, einen bestimmten Boden und eine gewisse, Pflege, wenn sie gedeihen sollen' (S. 116). 2) Jede Gerichtsform ist in Bezug auf Strafproceß die beste, welche am meisten die bürgerliche Gesellschaft sichert, daß kein Schuldiger seiner Strafe entgehe, und kein Unschuldiger eine Strafe leide, und die auf das allgemeine Vertrauen so Anspruch machen kann, daß das Volk die gerichtlichen Urtheile als gerecht erkennt' (S. 117). 3) 'Nur unter gewissen (§. 13 ausführlich entwickelten) Voraussetzungen, die das Französische Gesetz gar nicht garantiert, kann das G. G. einen Werth erhalten' (S. 113). — 'Die erste Einrichtung, entstanden in Zeiten, wo überhaupt das Verhältniß der Gesetzgebung noch nicht ausge-

bildet war, und wo alle Schöffen ohne Beweisstheorie richteten, darf nicht ewig die nämliche bleiben' (S. 114). 4) Der Grund, warum man vertrauensvoll auf rechtsgelehrte Richter blickt, liegt darin, daß sie durch eine gesetzliche, auf den Schutz der Unschuld berechnete, und als Product der Erfahrungen von Jahrhunderten aufgestellte Beweisstheorie beschränkt sind, daß sie Rechenschaft für ihre Entscheidungen durch die dem Urtheile beygefügte Gründe geben müssen, und ihr Ausspruch noch der Prüfung eines höhern Gerichts, an welches der Angeklagte Berufung ergreifen kann, unterworfen ist' (S. 124). 5) Betrachtet man (bey Geschwornen-Gerichten) den schwankenden Begriff der innern Ueberzeugung, die so leicht der Deckmantel des Leichtsinns, leidenschaftlicher Aufwallungen und der Ungründlichkeit werden kann, so ist in die Hände von Richtern, welche bloß nach ihrem Ermessen, ohne Rechenschaft geben zu müssen, über die Schuld ihrer Mitbürger entscheiden dürfen, eine furchtbare Gewalt über Leben und Tod, wie sie kein Regent haben darf, gelegt' (S. 121). — Die so eben angedeuteten Voraussetzungen ehren den Scharfsinn und das Rechts- und Wahrheitsgefühl des Verfassers. Aber man kann ohne Uebertreibung behaupten, daß sie sich in diesem tief durchdachten Vereine bey keinem Geschwornen-Gerichte auf der ganzen bewohnten Erde in der Wirklichkeit finden. Um die dem Institut der Jury entgegen gesetzten Gründe zu schwächen, schafft der Verf. gewissermaßen ein neues, ohne sich zu erinnern, daß dieses offenbar den Standpunct der Frage verrückt und daß der Grundcharacter der Jury (Ausspruch nach innigster

Ueberzeugung) dadurch in das entgegenstehende System (Ausdruck nach einer gesetzlichen Beweisstheorie) hinüber gespielt wird. Die Wahrheit dieser letztern Bemerkung mögen unsere Leser selbst aus folgender Stelle beurtheilen. Nach einigen Betrachtungen über die Geschwornen-Gerichte, besonders in England, heißt es nämlich (S. 112): 'Diese Verhältnisse zeigen den rechten Weg an, auf welchem das G. G. weise an Beweisregeln gebunden werden soll. Wir fordern nämlich, daß die Criminalordnung genaue Vorschriften für die Aufnahme und Benutzung der Beweismittel gebe.... und daß dann eine Beweisinstruction bearbeitet werde, welche die Rücksichten, nach welchen die Glaubwürdigkeit der Beweismittel beurtheilt werden soll, enthalte, auf ähnliche Art wie die Englischen Schriften über evidence es aussprechen.' Wenn unmittelbar hinzugesetzt wird: 'was in den deutschen Gesetzbüchern über Beweis vorkomme, würde auch in dieser Instruction aufgenommen seyn, allein nicht um absolut das Ermessen der Geschwornen zu binden, sondern um sie überall aufmerksam zu machen' so erscheint jedenfalls der Sinn dieser Stelle so viel zweifelhafter, da der Verf. selbst kurz vorher die Schriften eines Starkle, Phillips und Bentham mit der Bemerkung erwähnt hatte, 'daß sie im wesentlichen die nämlichen Beweisregeln aufstellen die unsere Gesetzbücher angeben' (S. 111) und da er eben daselbst von der hochgefeierten Common law bemerkt hatte: 'sie enthalte eine wahre, der deutschen Ansicht ähnliche Beweisstheorie'. — Bey dieser Mannigfaltigkeit der verschiedenartigsten Ansichten muß man es dem Verf. Dank wissen, daß er selbst den

Faden darreicht, um aus diesem Labyrinth heraus zu finden. 'Welcher von beiden Wegen, sind seine Worte (S. 50), der beste und am meisten geeignet ist, die bürgerliche Gesellschaft zu sichern, kann in jedem Staate nur nach Abwägung der Cultur und der politischen Verhältnisse des Volkes beurtheilt werden. In jedem Falle, man mag die Urtheilsfällung durch Geschworne oder durch angestellte Richter annehmen, empfiehlt diejenige Verhandlungsform sich als die zweckmäßigste, welche am meisten Bürgschaft dafür gibt, daß die urtheilenden Richter die Beweise rein und echt, und nicht bloß durch willkürliche Auszüge aus Protocollen erfahren, vielmehr die Aussagen der Angeschuldigten und der Zeugen selbst aus ihrem Munde hören und im Stande sind, durch geeignete Fragen jeden Zweifel zu beseitigen und sich die nöthige Ueberzeugung zu verschaffen.' In diesem Resultate dürften wohl alle Freunde eines veredelten Gerichtswesens übereinstimmen; so lange rechtsgelehrte Richter in einer angemessenen Organisation es verwirklichen können — und wer möchte dieses bezweifeln? — sollte in reincriminalistischer Hinsicht im cislemanischen Deutschland von Geschwornengerichten keine Rede mehr seyn.

'Omne supervacuum pleno de pectore manat.'

Hor.

Die S. 48 aufgestellte Behauptung: es sey Zweck der Gesetzgebung daß kein Verbrechen unentdeckt und kein Schuldiger unbestraft bleibe, dürfte in dieser Allgemeinheit weder aus staatsrechtlichen, noch aus criminalistischen, noch selbst aus bloß moralischen Gründen erweislich seyn und hätte um so mehr eine eigne

ausführliche Erörterung verdient, da ohne die bestimmtesten Grundsätze über diesen Zweck keine haltbare Gesetzgebung gedacht werden kann. — In dem Abschnitt über den Einfluß der zwey Grundformen, des Anklage- und Untersuchungs-Processes (§. 3) scheint die Verschiedenheit dieser beiden Formen nach einem, mit den nachfolgenden Aeußerungen nicht ganz übereinstimmenden Maaßstabe angegeben zu seyn. 'Nicht bloß in äußern Merkmalen, heißt es S. 29, z. B. darin, daß bey der ersten Form ein Ankläger auftritt, und das Verfahren zwischen ihm und dem Angeklagten auf eine dem Civilproceße ähnliche Weise geführt wird, während im Inquisitions-Process ein Inquirent von Amtswegen einschreitet, liegt der Unterschied dieser Formen. Die ganze Einrichtung, der Grundcharacter des Verfahrens in allen einzelnen Theilen ist vielmehr verschieden, je nachdem Anklage- oder Inquisitionsform zum Grunde liegt, und da der Strafproceß überhaupt ein organisches Ganzes ist, so werden auch die Grundsätze der Beweisführung und Beurtheilung auf verschiedene Weise bestimmt, je nachdem ein Strafproceß auf dem Anklage- oder dem Inquisitionsprincip beruht.' Dagegen wird S. 45 bemerkt: 'in einem gewissen Sinne sey jeder Strafproceß ein Anklage-Process und das natürliche Verhältniß der einzelnen Theile des Strafprocesses trete am besten hervor, wenn man die Anklage und Vertheidigung als die zwey Grundbestandtheile auffasse 'Auch im Inquisitionsproceße, heißt es S. 142, ist es der Staat, oder die bürgerliche Gesellschaft, welche durch den mit der Erforschung der Verbrechen beauftragten Beamten ihr Interesse

verfolgt. . . Wenn auch dabey keine förmliche Anklage gestellt wird, so liegt in der Eröffnung des Strafprocesses und in den gegen den Inculpaten öffentlich vorgenommenen Schritten eine Beschuldigung, daß er gewisse verbrecherische Thatfachen verübt habe, und auf jeden Fall liegt von dem Augenblicke an, wo die Special-Untersuchung eröffnet wird, der Sache nach eine Anklage vor.' Nach S. 46 'lehrt auch die Geschichte der Ausbildung des Inquisitionsprozesses, daß man von der Ansicht, daß dem Strafproceß eine Anklage zum Grunde liege, sich nicht entfernen wollte, daß man nur die mala fama als die Anklägerin und die Inquisitionskartikel als die Anklagsacte betrachtete.' Daß 'in den verschiedenen Gesetzgebungen Europa's und in den legislativen Bestrebungen der neuesten Zeit sich ein Streben nach Einführung von Formen des Anklageverfahrens finde' konnte ebenmäßig der Aufmerksamkeit des Verf. nicht entgehen (S. 37). Wenn er daher S. 50 bemerkt, eine weise Strafproceßgebung werde eine Mischung von Formen des Anklags- und des Inquisitionsprincips seyn, so befindet sich dieser Wunsch bereits auf dem Wege der Vollziehung und scheint, nach den bisherigen Bemerkungen, nur in Rücksicht des Ausdrucks einer angemessenen Berichtigung empfänglich zu seyn. — Viel Interessantes wird über den Englischen Anklage-Proceß mitgetheilt und u. a. S. 37 bemerkt, in der Einrichtung daß nur dieser Proceß in England gilt und in dem Mangel eines Beamten, welcher (wie, nach S. 44 und 48, in Schottland und Frankreich) als öffentlicher Ankläger die Spuren verübter Verbrechen verfolgt und sie dem Unter-

suchungsrichter mit dem Antrage auf eine Untersuchung mittheilt, liege ein Hauptgrund der beklagenswerthen und in England selbst lebhaft beklagten Zunahme der Verbrechen. Er empfiehlt daher, 'entweder einen öffentlichen Ankläger wie in den beiden kaum gedachten Ländern aufzustellen, oder einen gewissen Beamten in einem gewissen Bezirke zur amtlichen Auffuchung und Benutzung aller Spuren begangener Verbrechen in einer Voruntersuchung zu verpflichten' (S. 48). 'Auf diese Art würde sich jenes öffentliche Ministerium bilden, welches alle jene Klagen zum Schweigen bringt, und wovon schon Montesquieu bemerkt: *La partie publique veille pour les citoyens; elle agit, et ils sont tranquilles* (Espr. d. loix VI, 8). Durch eine zweckmäßige Einfügung dieses Instituts in das deutsche Gerichtswesen würde auch der, in neuerer Zeit häufig wiederholte Vorwurf beseitigt werden, daß der deutsche Richter in den meisten Ländern deutscher Bunge 1) Ankläger, 2) Defensor und 3) Urtheilssprecher in Einer Person sey. Bestimmte Vorschläge zu dieser Organisation werden zwar nicht aufgestellt, über einige bereits vorhandene Versuche derselben erklärt sich der Verfasser mit 'schwerem Tadel'. Ob das noch in einigen Provinzen dieses Königreichs übliche Fiscalat so ganz werthlos und zu Verzögerungen hin führend sey, wie S. 42 bemerkt wird, dürfte sehr zweifelhaft seyn. Mehrere große Rechtsgelehrte haben es mit Achtung genannt, und wer möchte in demselben ein interessantes Ueberbleibsel ältesten Vorzeit, das Unterpand, die Grundlage einer — vielleicht nahen — Ausbildung und Vollendung verkennen? — 'In dem Un-

tersuchungs-Verfahren wird, wie schon die bereits aus S. 142 mitgetheilte Stelle bezeugt, der bekannte Unterschied unter General- und Special-Inquisition beybehalten. 'Da dieser, selbst der Karolina unbekannt und in neuerer Zeit lebhaft bestrittene Unterschied auf die Praxis nur gar zu leicht verwirrend und störend einwirken kann, so dürfte eine kritische Beleuchtung der Gründe desselben, wenigstens für diejenigen Leser welche ihn noch nicht als durchaus unhaltbar verworfen haben, erwünscht gewesen seyn. — Eben dieses gilt von dem Fundament oder dem Rechtsgrunde der Untersuchung, einer Lehre von der größten Wichtigkeit, die gewiß mehr als manche andere von ungleich geringerem Einfluß einen eigenen Abschnitt verdient hätte. Bekanntlich schloß Joh. Ch. Eschenbach seine Abhandlung von der General-Inquisition (1795) mit den Worten: 'die beiden Sätze, daß der Richter sich Injurien- und Entschädigungs-Klagen aussehe, wenn er ohne rechtmäßige Veranlassung zur Untersuchung schreitet, daß er aber auch sich verantwortlich macht, wenn er die Untersuchung unterläßt, werde er an einer andern Stelle näher erörtern.' Leider hat der Tod den Faden dieser Untersuchungen zerschnitten. Mehrere achtungswerthe Schriftsteller haben ihn wieder aufgenommen, ohne jedoch den Stoff einer reichen Nachlese zu erschöpfen.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

G e t t i n g e n g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

28. Stück.

Den 21. Februar 1835.

D a r m s t a d t.

Beschluß der Anzeige: Die Lehre vom Beweise im deutschen Strafproceſſe etc. etc.

Ueber die Verhöre im Inquisitionſproceſſe und über die Mittheilung der Klage wird S. 35 bemerkt 'die Verhöre können nicht den Character des Anklageproceſſes haben. Eine offene Vorlegung aller Verdachtgründe würde eine positive Beſchuldigung ſeyn und der Erlangung eines Geſtändniſſes ſchaden.' Nicht ganz mit dieſer Bemerkung vereinbar heißt es S. 46: 'In jedem Strafproceſſe ſpreche ſich eine Verhandlung zwiſchen Ankläger und Angeklagten aus, in ſofern der Erſte alle Anklagepuncte und Beweiſe dem Angeklagten zu ſeiner Rechtfertigung vorlegt.' — Die Frage: In wiefern von einer Beweiſelaſt im Strafproceſſe die Rede ſeyn könne? wird in einem eigenen Abſchnitt beantwortet (S. 141—149). Nach dem Inhalt der gleich folgenden Stellen könnte man

versucht werden, sie für einen bloßen Wortstreit zu halten. 'Es würde zwar irrig seyn, heißt es S. 144, wenn man wollte, daß dem Inquirenten als Ankläger die Beweislast der Schuld obliege, aber es ist dennoch so viel wahr, daß der Ungeschuldigte fordern kann, daß man vollständig gegen ihn alle Thatsachen beweise, von deren Daseyn die Anwendung der Strafe, welche gegen ihn erkannt werden soll, abhängt.' . . . Die Beweisführung des Inquirenten ist ein Ganzes, in welchem man nicht den Beweis der Schuld, oder den Beweis der Unschuld trennen kann' (S. 14). — Bey der allgemeinen Würdigung des Inquisitions-Processes wird (S. 44) bemerkt: 'Jedes Volk das bey fortgeschrittener Bildung zu der klaren Erkenntniß komme, daß in dem gut organisierten Strafprocesse ein sicheres Mittel liegt, die Gesetze und eben dadurch die bürgerliche Ordnung aufrecht zu erhalten, werde zu dem Inquisitions-Process kommen, weil man erkennt, daß der Anklage-Process nicht genug die sichere Verfolgung und Entdeckung der Verbrechen verbürgt.' Hier möchten wir fragen: wie stimmt dieses mit der bereits oben aus S. 27 als nicht befremdend angeführten Bemerkung, daß man in den verschiedenen Gesetzgebungen Europa's und in den legislativen Bestrebungen der neuesten Zeit ein Streben nach Einführung von Formen des Anklageprocesses findet? und verweisen übrigens auf das bereits von uns angedeutete Correctiv der Errichtung eines öffentlichen Ministeriums, oder der Staatsanwaltschaft. — In den ausführlichen Erörterungen sowohl des Beweises im Allgemeinen als der einzelnen Beweismittel zeigt sich der Verf. durchweg als selbständigen Forscher, den man selbst da wo man durch seine

Gründe nicht vollständig überzeugt wird, mit Vergnügen auf dieser höchst schwierigen, durch Mißgriffe aller Art verunstalteten Bahn zum Führer erwählt. Das Characteristische wodurch sich sein System von dem gemeinrechtlichen unterscheidet, ist die höhere Geltung welche er den Indicien oder Vermuthungen beylegt, die aus ältern und neuern Systemen und Gesetzgebungen unter den Benennungen Argumenta, Argwohn, Verdacht, Anzeigungen, so wie der darauf (im Gegensatz des natürlichen oder unmittelbaren Beweises) gestützte Ueberzeugungsgrund unter dem Namen des künstlichen, mittelbaren oder circumstantiellen Beweises bekannt sind. Schon bey den Eintheilungen des Beweises (S. 136) zeigt sich der Einfluß dieses Systems. Der Begriff eines unvollkommenen Beweises hat nach S. 139 gar keinen Werth, und die kaum gedachte Unterscheidung eines natürlichen und künstlichen Beweises keine practische Bedeutung (S. 140). Die außerordentliche Strafe wird nach diesem System in allen oder den meisten Fällen, wo sie bisher bey dringenden Verdachtsgründen in Ermangelung eines natürlichen oder unmittelbaren Beweises gestattet wurde, zu dem Range der letztern erhoben, in den übrigen Fällen ist sie völlig überflüssig, so bald der Gesetzgeber eine zweckmäßig erweiterte Beweistheorie gibt, so bald er insbesondere erkennt, daß auch durch Indicien voller Beweis entstehen kann.' Ist dieses ausgesprochen, heißt es S. 498, so wird ohnehin in der Mehrheit der Fälle, in welchen man bis jetzt außerordentliche Strafe zu erkennen für nöthig fand, die volle Strafe gegen die Schuldigen ausgesprochen werden können, und in den übrigen Fällen, wo die Indicien so schwach

sind, daß man nicht wagen kann, darauf ein Strafurtheil zu gründen, wird ohnehin der weise Gesetzgeber eine Strafe auszusprechen nicht gestatten, weil sonst die Gefahr, daß ein Unschuldiger bestraft werden könnte, zu groß seyn würde.' Auch die Lossprechung von der Instanz, wodurch sich der bisherige Gerichtsgebrauch den Vorbehalt sichern wollte, daß man gegen einen nicht Ueberwiesenen aber dringend Verdächtigen auch nach seiner Losprechung zu jeder Zeit die Untersuchung wieder beginnen könne (S. 469), so wie der Reinigungs Eid und selbst die Cautionsleistung verlieren nach diesem System ihre Anwendbarkeit und Bedeutung. Die seit drey Jahrhunderten ohne irgend eine gesetzliche Vorschrift in die Gerichte eingedrungene Form der Losprechung von der Instanz wird mit sorgfamer Umsicht entwickelt, aber zu leicht befunden. 'Es kann nur zwey Zustände geben, sagt der Verf. (S. 472), den der Gewisheit der Schuld oder den der Nichtschuld, und als nichtschuldig gilt derjenige Inculpat, welcher nicht auf die vom Gesetz vorgeschriebene Weise vollständig der Schuld überwiesen ist. Wie nun im Anklagsprocesse, wenn der Ankläger nicht beweisen kann, der Angeklagte losgesprochen wird, so muß es auch im Inquisitionprocesse seyn, wenn die bürgerliche Gesellschaft nicht zu beweisen im Stande ist.' (Actore non probante accusatus absolvitur). Der, schon dem Römischnen Rechte und der Karolina durchaus unbekante, Reinigungs Eid als Bedingung der Freysprechung von einem nicht völlig getilgten Verdachte wird für unzulässig erklärt. Selbst in der neuerdings vorgeschlagenen Beschränkung auf besonders glaubwürdige Personen (deren bloßes Nein ohnehin jedem Schwure gleich gel-

ten wird), und bey geringen Vergehen scheint derselbe nicht gerechtfertigt werden zu können (S. 487). Auch die Caution gegen einen Inculpaten, der wegen unvollständigen Beweises losgesprochen werden muß — ganz verschieden von derjenigen die nach Art. 176 und 178 bey erwiesenen Thatsachen gefordert werden darf, so wie auch von derjenigen, welche gegen einen gefährlichen Menschen von der Verwaltungsstelle als policeyliche Sicherheits-Maßregel erkannt wird — scheint nach S. 473. 501 ff. eines Rechtsgrundes zu ermangeln.

Die Gründe dieses Systems dürften nicht für jede Leserklasse gleich überzeugend seyn, aber Alle werden der Tiefe und dem Streben nach Folge-richtigkeit, welche in Entwicklung derselben vorherrschen, volle Gerechtigkeit widerfahren lassen: Zu dem durch Indicien oder Vermuthungen herzustellenden künstlichen Beweise sind nach S. 405 die Fälle zu rechnen, 'in welchen, ohne daß der Angeschuldigte das Verbrechen gesteht, und ohne daß Zeugen über die Hauptthatsache des Verbrechens aussagen, der Richter seine Ueberzeugung von der Wahrheit gewisser Thatsachen auf das Zusammentreffen von Nebenumständen und die daraus abzuleitenden Schlußfolgerungen baut.' Da nach S. 402 der natürliche Beweis durch Augenschein, Geständniß und Zeugen nur in der Minderzahl von Straffällen hergestellt werden kann, so ist die Anwendung des künstlichen im Strafproceß unentbehrlich, und ein Verbot der Beurtheilung auf Indicien würde die bürgerliche Sicherheit auf das höchste gefährden (S. 460. §. 61). Der Verf. hält es für einen Irrthum, zu glauben, daß die Beweismittel, durch welche wir den natürlichen Beweis begründen zu können meinen,

nur auf der sinnlichen Erwiderng beruhen, und für uns nur dadurch überzeugend werden, daß wir dem Zeugnisse unserer Sinne trauen. 'Es ist überall, heißt es S. 403, nur eine Kette von Vermuthungen, worauf wir unsere Ueberzeugung bauen. Wir trauen dem Geständniß des Angeklagten, weil wir nicht glauben können, daß jemand, der nicht wirklich schuldig ist, sich Verbrechen andichten würde, wir schließen aus dem Benehmen des Gestehenden auf seine Schuld, in sofern das was er gesteht innerlich wahrscheinlich und mit allen andern Nebenumständen übereinstimmend ist, und unser Geist bestimmt sich daher nach langer Vergleichung des Eingestandenen mit den Nebenumständen zu dem Urtheile, daß der Gestehende die That verübt habe. Wir bauen auf die Aussage von zwey Zeugen, weil wir jeden dieser Zeugen für glaubwürdig ansehen, d. h. vermuthen, daß er die Wahrheit beobachten konnte und aussagen wollte, und weil die Aussagen mit allen übrigen hergestellten Nebenumständen übereinstimmen. Auf diese Art ist es überall erst der circumstantielle Beweis, welcher uns zu einem Urtheil bewegt, und auf jeden Fall kommen bey jedem Verbrechen Merkmale vor, welche nicht durch äußere Beobachtung erkannt werden können, weil sie dem Innern angehören, wo daher nur durch Schlüsse von bekannten Thatsachen die Existenz dieser Merkmale erkannt werden kann.' (Nach dieser Theorie fallen die auf unmittelbare sinnliche Evidenz gestützten Ueberzeugungsgründe mit den aus zufälligen Nebenumständen hergeleiteten Vermuthungen gewissermaßen zusammen; um den letztern eine höhere Stellung anweisen zu können werden die erstern mit ihnen in Eine und dieselbe Classe gesetzt, ein Grundsatz dessen folge-

richtige Durchführung alle Pfeiler des bisherigen Criminalrechts erschüttern würde. Daß auch die Anwendung des natürlichen Beweises gewisse Geistesoperationen erfordere, wird niemand in Abrede seyn; der Verf. hat vielfältig darauf hingewiesen und welches menschliche Geschäft könnte derselben ermangeln? Aber durch Operationen dieser Art seine Identität mit dem aus Vermuthungen hergeleiteten Beweise begründen zu wollen, dürfte keiner Dialectik gelingen. Seit den Ur-Anfängen der Civilisation hat die allgemeine Völkervernunft anerkannt, daß der erstere einen festen Anhaltspunct hat, dessen der letztere gänzlich ermangelt. Vermuthungen sind ewig Vermuthungen, und noch ist es nicht allgemeingültig entschieden, ob selbst aus der größten Anzahl derselben eine Gewißheit entsteht, die der auf sinnliche Evidenz gegründeten das volle Gleichgewicht hält). Da selbst die mögliche Trieglichkeit dieser letztern durch das Erforderniß prüfender Geistes-Operationen anerkannt wird, wie viel größer muß die Gefahr seyn, 'wenn, nach S. 435, der Richter ermächtigt wird, auch bey künstlichem Beweise zu verurtheilen und eben dadurch ein furchtbares, leicht dem Mißbrauche unterworfenenes Recht erhält, über Leben und Tod der Mitbürger nach seinem Ermessen zu urtheilen.' Gegen die volle Kraft dieses Beweises werden S. 436 Gründe angeführt, die der Verf. selbst mit achtungswerther Bescheidenheit als 'höchst gewichtige Stimmen' bezeichnet. Ueber die darauf folgende Widerlegung dieser Gründe dürften die Meinungen sehr getheilt seyn. (Wem es darum zu thun ist, über einen Gegenstand der keinem auf Bildung Anspruch machenden Menschen ganz fremd seyn sollte, und selbst in pädagogischer Hinsicht

hinsichtlich auf Bestrafung überhaupt die größte Beachtung verdient, Gründe und Gegenstände ausführlicher dargestellt zu sehen, lese eine Abhandlung des vormaligen Oldenburgischen Oberappellationsraths H. J. Siegen. Es ist die dritte von dessen so eben allhier erschienenen juristischen Abhandlungen, vorzüglich den Zustand deutscher Gesetzgebung und Rechtspflege betreffend. Sie umfaßt 93 Seiten in 8. (S. 16—123) und hat die Ueberschrift: Es gibt keinen Criminalbeweis durch Vermuthungen). Der Verf. bemerkt selbst: in Bezug auf das gemeine Recht müsse man noch jetzt behaupten, daß keine Art von Strafe auf Indicien, auch wenn sie in der größten Harmonie zusammentreffen, gebaut werden dürfe (S. 449). Die dahin gehörigen Gesetze stellen werden zwar nicht ganz vollständig, aber doch überzeugend selbst für denjenigen angedeutet, welchen die beygefügte Interpretation nicht durchweg befriedigen dürften. Der berühmte Ausspruch des Kaisers Trajan (L. 5 D. de poenis), nach welchem der auf Verdacht Verurtheilte mit dem Unschuldigen in Eine Klasse gesetzt zu werden scheint, wird als ein Beispiel angeführt, 'daß man auch in Rom die Tieglichkeit des Verdachts kannte und davor warnte' (S. 442). Der Verf. gibt zu, daß nach dem Art. 22 der Carolina 'Indicien auch in noch so großer Zahl zur Verurtheilung in eine (peinliche) Strafe nicht hinreichen sollten.' ('daß niemand (sind die Worte) auff eynicherley anzeygung, argkwoß, warzeichen, oder verdacht, entlich zu peinlicher straff soll verurtheylt werden') (S. 445), und bemerkt (S. 448), 'alle Versuche dieses Verbot wegzurasonnieren, lassen sich

nie vertheidigen.' Den legislativen Versuch der neuesten Zeit, eine Beurtheilung auf Indicien unter Beobachtung gewisser Verhaltensregeln geltend zu machen hat (nach S. 451) die Erfahrung kein günstiges Zeugniß gegeben. Die dahin gehörigen Bestimmungen und Erfordernisse werden in einem eigenen Abschnitt (§. 61) geprüft und mit Vorschlägen zu Verbesserungen bereichert. Ob, und in wiefern, selbst unter diesen Voraussetzungen, Vermuthungen eine criminelle Bestrafung begründen sollen, muß dem eigenen Gewissen aufgeklärter Gesetzgeber um so angelegentlicher zur sorgsamsten Prüfung empfohlen werden, als die Zeichen der Zeit eine gründliche Entscheidung dieser Vorfrage lebhaft zu erfordern scheinen. Wenn aber S. 457 gesagt wird, 'nicht zu billigen sey die Vorschrift neuer Gesetzbücher, nach welcher auch im Falle der Ueberweisung auf den Grund des Indicienbeweises gewisse Strafarten, z. B. Todesstrafe, von dem Gerichte nicht erkannt werden darf (dürfen)', so glauben wir diesem Tadel auf das bestimmteste widersprechen zu müssen, weil er nicht nur mit einer der humansten, bereits oben angeführten Bestimmungen des gemeinen Rechts (die man vielleicht in mancher Hinsicht einen völkerrechtlichen Constitutionartikel nennen könnte), durchaus unvereinbar ist, sondern auch weil er die im Zusammenhange des vorhergehenden mitgetheilten Geständnisse über Trüglichkeit der Vermuthungen unberücksichtigt zu lassen scheint. Könnten dieselben noch den mindesten Zweifel übrig gelassen haben, so dürfte die jetzt folgende Stelle denselben entscheidend beseitigen. 'Wir würden die Natur der Verhältnisse verkennen, heißt es nämlich S. 441, wenn wir nicht zugeben wollten, daß

unter dem Vorwande des künstlichen Beweises schon viele Opfer des Leichtsinns, der Bosheit oder des Unverständes der Richter schuldlos gefallen sind.' (Sollte nicht vielmehr dankbare Anerkennung dem Gesetzgeber gebühren, welcher Erscheinungen dieser Art für ewige Zeiten unmöglich zu machen sucht, ohne einer einzigen Pflicht gegen das Ganze der Staatsgesellschaft entgegen zu handeln? Was geschehen ist, kann wieder geschehen und wer möchte behaupten, daß nicht auch unser Zeitalter Opfer dieser Art zu beweinen hat?) Mit ungetheilter Achtung bezeichnen wir übrigens eine Maßregel, die der Verf. zur Sicherstellung gegen solche Mißgriffe empfiehlt; es ist die Oeffentlichkeit und Mündlichkeit der gerichtlichen Schlußverhandlungen. 'Will die Gesetzgebung — sind seine Worte S. 458 — eine wahre Garantie für die Gerechtigkeit der Verurtheilungen auf Indicien, so gewähre sie diese durch Einführung der Oeffentlichkeit in der Art, daß von (vor) den urtheilenden Richtern alle Verhandlungen selbst vorgehen. Nur dadurch wird es den Richtern möglich werden, das genaueste Detail des Zusammenhanges der Indicien zu erhalten, jeden Zweifel durch Fragen zu beseitigen, die Verantwortung des Angeschuldigten selbst zu hören und ihn zu befragen, und jene lebendige Totalanschauung zu gewinnen, die durch keine Relation erreicht werden kann.

Böhmer.

B r a n d e n b u r g.

Bey J. J. Wiesike: Lehrbuch der Mathematik für die obern Classen höherer Lehranstalten von Joh. Aug. Grunert. Erster Theil, allge-

meine Arithmetik, XVI und 180 S. Zweyter Theil, Stereometrie, VI u. 139 S. Dritter Theil, Trigonometrie, VI u. 170 S. Viertes Theil, Kegelschnitte VI u. 162 S. Octav. 1832.

Der Verf. spricht sich in der Vorrede zum ersten Theile ausführlich über den Plan aus, den er bey der Ausarbeitung dieses Lehrbuches befolgt hat. Er hat dabey zunächst ein gut eingerichtetes Gymnasium von 6 Klassen vor Augen gehabt, in welchem die beiden oberen Classen die erste Bildungsstufe ausmachen. Für diese ist das Lehrbuch bestimmt. Es wird angenommen daß die Schüler in der zweyten Classe mindestens ein Jahr, in der ersten zwey Jahre sitzen, und zugleich wird vorausgesetzt, daß die in diese zweyte Classe eintretenden Schüler schon die ebene Geometrie und die ersten Elemente der Buchstabenrechnung kennen. Wird halbjährlich ein Course vorgetragen, so gibt dieß für die drey Jahre, die der Schüler in den zwey Classen zubringt, sechs Course. Daher besteht das Buch aus vier Abtheilungen, wovon zwey in zwey Unterabtheilungen zerfallen. Die allgemeine Arithmetik ist nämlich in zwey Theile getheilt. Der erste umfaßt die Combinationslehre, das Binomialtheorem, die ersten Begriffe von Gleichungen und deren Auflösung, die Methode der unbestimmten Coefficienten, die allgemeine Theorie der Potenzen und Wurzeln, die imaginären Größen, die Logarithmen und die Kettenbrüche. Die zweyte Abtheilung enthält die Lehre von den Gleichungen der drey ersten Grade, die arithmetischen und geometrischen Reihen, allgemeine Sätze von den Gleichungen, Auflösung der höheren Gleichungen durch Näherung, die unbestimmten Gleichungen des ersten Grades. Die dritte Abtheilung enthält die Stereometrie. Die

Trigonometrie besteht wieder aus zwey Abtheilungen, wovon die eine die ebene, die andere die sphärische Trigonometrie enthält. In der sechsten Abtheilung wird die Lehre von den Kegelschnitten vorgetragen. Die vier Hauptabtheilungen sind aber absichtlich so eingerichtet, daß sie unter einander nicht eigentlich in einem innern Zusammenhange stehen, was in der Absicht geschehen ist, damit die einzelnen halbjährigen Course für sich ein Ganzes bilden, und also jeder eintretende Schüler sogleich dem Vortrage folgen kann. Hierdurch ist es freylich nothwendig geworden Manches mehrmals zu wiederholen. Den Inhalt des ersten Theils haben wir schon angegeben und wollen nur noch einige Bemerkungen hinzufügen. Der Verf. wendet in der Arithmetik, wie auch später z. B. bey Entwicklung der Reihen für Sinus und Cosinus die Methode der unbestimmten Coefficienten an, die er mit sichtbarem Nutzen gebraucht zu haben versichert. Wenn wir auch Herrn Gr. unbedingt eine viel gründlichere Einsicht in die Bedürfnisse eines Gymnasialschülers einräumen, als uns selbst zu Gebote steht, so können wir doch nicht umhin zu bemerken, daß diese Methode für den ersten Unterricht nicht die geeignetste seyn möchte. Wenn man bey dem mathematischen Unterrichte keinen andern Zweck im Auge hat als den Schüler mit einer gewissen Anzahl von Sätzen bekannt zu machen, so ist freylich die Methode, durch welche man zu denselben gelangt, ziemlich gleichgültig, und die kürzeste wird die beste seyn. Da aber die Mathematik auf Schulen als Mittel zur allgemeinen Bildung und als Theil derselben gelehrt werden soll, so kommt es weit mehr auf die Methode als auf die Masse von Sätzen an, und es wird hauptsächlich darauf zu sehen seyn

daß man immer den natürlichsten Weg wähle, der am meisten geeignet ist dem Schüler den Organismus, nach welchem sich das Gebäude der Mathematik aus einfachen Grundbegriffen entwickelt, aufzudecken. Gerade die Methode der unbestimmten Coefficienten ist aber am wenigsten hierzu geeignet, da sie immer nur zeigt daß etwas so und so ist, nicht aber warum es so ist, da sie mehr überführt als überzeugt. Man vergleiche nur z. B. die Art wie der Verfasser im siebenten Kapitel die allgemeine Gültigkeit des Binomialtheorems mittelst der unbestimmten Coefficienten beweist; in wie ganz anderem Lichte muß dieses Theorem dem Schüler erscheinen, wenn es mittelst der Combinationslehre, die der Verf. ja voraussetzt, unmittelbar aus den Begriffen der Multiplication und Division abgeleitet wird, und weitläufiger ist die letzte Methode gewiß nicht. In Beziehung auf Vollständigkeit läßt dieser Theil, nach seinem beschränkten Zwecke, wenig zu wünschen übrig; der Vf. bemerkt mit Recht in der Vorrede, daß er eher fürchte deswegen getadelt zu werden daß er zu viel als daß er zu wenig gegeben habe. Allerdings hätte auch Manches ohne Schaden wegbleiben können, wohin wir z. B. einen großen Theil des 14. Kap. rechnen. Namentlich ist in §. 209 ein so künstliches Verfahren zur Summation einer Reihe angewandt worden, wie es sich wohl kaum zum Vortrage eignet. Für Lehrer, welche dieses Buch benutzen, wollen wir bemerken daß man viel leichter zum Ziele kommt, wenn man zuerst die ersten Glieder der Reihe allmählich zusammen nimmt. So ist die Summe der zwey ersten Glieder

$$\frac{1.2\dots n}{1.2\dots n} + \frac{2.3\dots n + 1}{1.2\dots n}$$

$$= (1 + n + 1) \cdot \frac{2 \cdot 3 \dots n}{1 \cdot 2 \dots n} = \frac{2 \cdot 3 \dots (n+1)(n+2)}{1 \cdot 2 \dots n \cdot n+1}$$

Addiert man hierzu das dritte Glied

$$\frac{3 \cdot 4 \dots n + 2}{1 \cdot 2 \dots n}$$

so erhält man die Summe

$$\begin{aligned} & (2 + n + 1) \cdot \frac{3 \cdot 4 \dots (n+1)(n+2)}{1 \cdot 2 \dots n \cdot n+1} \\ & = \frac{3 \cdot 4 \dots (n+2)(n+3)}{1 \cdot 2 \dots n \cdot n+1} \end{aligned}$$

Da nun der Satz für die ersten Glieder richtig ist, so kann hieraus alsdann das Allgemeine aus bekannten Gründen gefolgert werden. Ref. hat auch noch an manchen andern Stellen Gelegenheit gehabt zu bemerken, daß Hr. Gr. nicht immer mit der ihm sonst eigenen analytischen Gewandtheit verfahren hat; so gelangt er z. B. auf eine ziemlich verwickelte Weise zu dem Beweise des Satzes, daß jede cubische Gleichung nothwendig eine reelle Wurzel hat, während ihm gewiß mehr als ein einfacherer Weg zu Gebote stand. Im 17. Kap. finden wir zwar die Näherungsmethoden zur Auflösung der numerischen Gleichungen mit großer Ausführlichkeit behandelt, doch ist es uns aufgefallen, daß er das Mangelhafte derselben gänzlich mit Stillschweigen übergangen hat, da sie es bekanntlich in vielen Fällen unentschieden lassen, ob zwischen zwey Gränzen zwey reelle oder zwey imaginäre Wurzeln liegen. Ueber die Stereometrie haben wir Nichts zu bemerken als daß man in derselben gewiß mehr finden wird als man erwartet. Namentlich findet sich im 3. u. 4. Kap. das Wesentlichste aus der descriptiven Geometrie und Anwendung auf Perspective, Gnomonik und das

Zeichnen der Landkarten. Auch die Trigonometrie ist sehr zweckmäßig bearbeitet und zeichnet sich besonders durch eine große Fülle berechneter Aufgaben aus. Es ist uns aufgefallen daß der Vf. die Methode gar nicht erwähnt hat, nach welcher man die trigonometrischen Functionen ohne Hülfe des Kreises definiert. Im Eingange polemisiert er gegen die gewöhnliche Erklärung der ebenen Trigonometrie. Er sagt nämlich, die ebene Trigonometrie sey die Wissenschaft, welche aus drey in Zahlen gegebenen Stücken eines ebenen Dreyecks die übrigen drey Stücke durch Rechnung finden lehrt. Die gewöhnliche Erklärung dagegen, meint er, nach welcher die Trigonometrie lehrt, aus drey gegebenen, ein Dreyeck bestimmenden Stücken, die übrigen Stücke durch Rechnung zu finden, sey nicht ganz richtig, oder wenigstens sey der Zusatz, daß die drey gegebenen Stücke das Dreyeck bestimmen müßten, überflüssig, da die Trigonometrie selbst die besondere Aufgabe habe, in allen Fällen zu unterscheiden, ob das Dreyeck durch die gegebenen Stücke bestimmt sey oder nicht. Indessen scheint uns hierdurch die Definition, die der Vf. gibt, keinesweges gerechtfertigt zu seyn. Denn sobald man sagt, die Trigonometrie lehre aus drey gegebenen Stücken die übrigen durch Rechnung zu finden, so schließt diese Definition auch die Behauptung ein, daß jede drey Stücke hinreichend seyen um die Größe der übrigen zu finden, was doch nicht der Fall ist, da z. B. aus drey gegebenen Winkeln nicht die Seiten gefunden werden können. Wenn man aber sagt daß die drey gegebenen Stücke das Dreyeck bestimmen müssen, so will man dadurch eben nichts weiter andeuten, als daß sie zur Auffindung der übrigen wirklich tauglich seyn müssen, und es wird hierdurch keinesweges gesagt, daß die Bestimmung

dieser Tauglichkeit nicht durch die Trigonometrie selbst geleistet werden sollte. Am wenigsten hat uns die Darstellung der Lehre von den Kegelschnitten befriedigt.

Stern.

B o l o g n a.

Antonii Bertolonii, M. D. in Archigymnasio Bononiensi Botanice Professoris etc. Mantissa plantarum Florae alpium Apuennarum. 1832. 74 S. in gr. 4.

Ein bedeutender Nachtrag von Pflanzen, welche Hr Bertoloni, in Gesellschaft seines älteren Sohnes, auf zwey Reisen nach dem Apuanischen Gebirge entdeckte. Die Anordnung dieser Mantisse ist ganz wie in der Flora (Amoenitat. Italic. p 317—452) nach dem Linnéischen System. Die weniger bekannten Pflanzen sind, wie man es von dem Verf. gewohnt ist, sehr gut beschrieben und nicht selten mit kritischen Bemerkungen erläutert. Wir erwähnen nur *Allium montanum* und *Schoenoprasum* β., *Aconitum Lycoctonum*, *Cnicus polyanthemus* und *Artemisia nitida*. Auch beweist Herr B. (gegen De Candolle), daß seine *Cardamine hastulata* (hier *hamulosa* genannt), eine von *resedifolia* sehr verschiedene Art ist, worin Rec. gern beypflichtet. Weniger Beyfall möchte aber die Verbindung von *Linum aureum* mit *gallicum* finden, wie wir denn auch der Vermuthung nicht beytreten können, daß *Verbascum Alopecurus* Thuill., *rubiginosum* W. et K., *sustriacum* Schott., *Chaixii* Vill. und *alpinum* Bass. nur als Abarten von *nigrum* zu betrachten seyen.

Schr.

G e t t i n g e n g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

29. Stück.

Den 23. Februar 1835.

P a r i s.

Fortsetzung der Anzeige: Histoire de la restauration et des causes qui ont amené la chute de la branche aînée des Bourbons. etc.

Wie dem aber auch sey die Proceſſe, welche in Folge des Preßgeſetzes von 1818 zwerſt recht an die Tagesordnung kamen, dienten unfehlbar nur dazu die Popularität der verfolgten Anſichten, Journale und Schriftſteller, und der ſie vertheidigenden Advocaten zu vermehren, ſo bald ſie innerhalb der Schranken oder doch des Geiſtes des damaligen Liberalismus blieben *). Ja, auch wo ſie jene überſchritten und dieſen ſcheu machten und verletzten, wo die öffentliche Meinung bereit war ſie zu verdammen — wo

*) Damals ſing der Advocatenſtand an jene der Reſtauration ſo gefährliche Bedeutung zu gewinnen. Damals eröffnete ſich Männern wie Dupin, Perſil, Barthe, Mauguin, Merilhon, Raynouard u. ſ. w. die oft ſo bequeme Bahn, welche ſie bald an die Spitze der Parteien, und ſeit 1830 an die Spitze der Kammer oder der Regierung führte.

also das Vergehen zugleich ein Fehler gewesen wäre, da gelang es den geschmacklosen Uebertreibungen, der gehässigen, unredlichen Dienstfertigkeit mancher königl. Anwälde die öffentliche Meinung zu Gunsten der Angeklagten zu stimmen. Man kann den Schaden den die Rhetorik solcher plumpen Lakayen der Gerechtigkeit der Restauration zugefügt hat nicht hoch genug anschlagen. Mag man übrigens die Mißbräuche der Presse schon damals so hart tadeln wie man will, unsere Aufgabe ist es nicht irgend eine Parthey oder Gewalt zu rechtfertigen, zu entschuldigen. Aber auch hier müssen wir wieder und wieder die Thatfache bezeugen, daß jene Mißbräuche allen Partheyen ohne Ausnahme zur Last fallen. Oder wurden etwa die gehässigsten, unredlichsten, frechsten, beißendsten Berunglimpfungen der Regierung in irgend einem liberalen Journal weiter getrieben als in dem damals auftretenden ultraroyalistischen Drapeau blanc? Freylich glaubten die Royalisten durch solche und ähnliche Waffen nur das Ministerium Richelieu, oder Desolle, oder Decazes anzugreifen und zu stürzen; aber bedarf es noch eines Beweises, daß dadurch die Regierung, die Restauration, das Königthum überhaupt eben so sehr geschwächt und untergraben wurde, als durch die Angriffe von der andern Seite, welche im Ganzen doch auch immer den formellen Vorbehalt der Dynastie, des Königs, des Königthums mit sich führten. Und was die Aufrichtigkeit betrifft, so war sie wenigstens in Hinsicht auf Ludwig XVIII. bey den Royalisten oft verdächtiger als bey den Liberalen. Endlich aber darf man nicht vergessen, daß die Journale der Regierung selbst den Kampf auf diesem Gebiet nicht scheuten, sondern oft herausforderten und nicht immer ohne Glück führten. Ja, bekanntlich gesiel sich

Der König selbst gelegentlich durch einen Artikel im nichtofficiellen Theil des Moniteurs die öffentliche Meinung zu bearbeiten. Wenn man sich auf dieß Gebiet einließ, wie kann man sich denn beklagen, daß man endlich denen unterlag die das Terrain und die Waffen besser kannten?

Untersuchen wir übrigens den Character der damaligen Presse (zunächst der liberalen) unbefangenen und näher, so können wir zwar auch hier die Empfindlichkeit, die Reizbarkeit und Furchtsamkeit der Restauration mit dem Mangel an constitutionellen Erfahrungen erklären, aber nichts desto weniger bleibt es gewiß, daß eine constitutionelle Regierung damals durchaus keinen besonderen Grund haben konnte über die Presse zu klagen oder gar eine wesentliche Gefahr von ihr zu fürchten. Alle Maßregeln der Regierung, ihr ganzes System, das Wahlgesetz, unzählige Einzelheiten und Individuen der Verwaltung wurden zwar täglich bald von diesem bald von jenem Journal dieser oder jener Partey mehr oder weniger heftig angegriffen, getadelt; in den Andeutungen der Mittel, wodurch den wirklichen oder eingebildeten Uebeln abgeholfen werden könne, wurde die königliche Gewalt häufig sehr kärglich abgesspeist. Aber alles dieß war eben durchaus nichts als Recht, Brauch, und Bedürfniß der Parteyen und des constitutionellen Lebens. Hier war von einem Kampf die Rede worin die Parteyen sich der Presse, die Regierung sich außer ihrer Presse auch noch der gerichtlichen Verfolgungen bedienen mag; jeder Theil auf seine Gefahr und Verantwortung. Sagt man: alles dieß war aber unerträglich; so heißt das eben nichts weiter als: das constitutionelle Leben war unerträglich. So lange die Regierung dabey die Majoritäten für sich hatte, konnte jedenfalls consti-

tutionell gesprochen von Gefahr oder Beeinträchtigung nicht die Rede seyn. An der Majorität zu verzweifeln war aber nicht der geringste Grund vorhanden. Sie bildete sich, wenn auch aus noch so selbstsüchtigen Gründen, bey dem steigenden materiellen Wohlstand, als Folge des Friedens und der Entfernung der fremden Heere immer entschiedener zu Gunsten der constitutionellen Monarchie (wie man sie eben verstand), der Dynastie, des Königs Ludwig XVIII., ja sogar des damaligen Ministerium; und erst nachdem Jahre lang in einer falschen Voraussetzung verkehrte Maßregeln gehäuft, ja erschöpft worden, trat das ein, was man so leichtsinnig oder furchtsam vorausgesetzt hatte, gänzliche Entfremdung der öffentlichen Meinung. Damit sind wir übrigens weit entfernt in Abrede zu stellen, daß sich damals schon (oder eigentlich damals noch, oder wieder) Elemente in der öffentlichen Meinung regten, welche sich der Dynastie, oder gar der Monarchie selbst feindselig zeigten. Die oben ange deutete Amalgamation der Napoleonisch-jacobinischen Partey in dem constitutionellen Liberalismus war noch nicht vollendet. Die cruderen Partikeln derselben sträubten sich um so mehr gegen diese Umwandlung, je mehr sie um sich griff, je unvermeidlicher sie schien, und glaubten die mit der Entwicklung des constitutionellen Lebens damals nothwendiger Weise verbundene Aufregung in ihrem Sinne benutzen zu können. Ob diese Tendenzen damals schon sich bis zu Verschwörungen consolidiert hatten, ist wohl sehr schwer zu bestimmen, da die bald darauf eintretende Epoche unlängbarer anerkannter Verschwörungen gar zu leicht über die Zeit ihres Ursprungs irre leiten, und da die seitdem eingetretenen Verhältnisse die Theilnehmer sowohl als die Beseitiger jener Um-

triebe in die Versuchung geführt haben, ihre Bedeutung überhaupt zu übertreiben, und ihre Entwicklung zu antidatieren. Der Vf. selbst (obgleich gerade in diesen Dingen gut unterrichtet) ist sehr schwankend und widersprechend in seinen Aeußerungen über diesen Punct, im Allgemeinen aber scheint es doch, daß ihm während der Dauer des Ministerium Desolle keine eigentliche Verschwörung bekannt ist, obgleich er schon hier die ersten Keime der seitdem bekannt gewordenen zu entdecken glaubt.

Wie dem aber auch sey, so konnten gerade diese angeblichen oder wirklichen Umtriebe und Verschwörungen am allerwenigsten jene Reaction, jene Schwankung und endliche Umwälzung in dem Regierungssystem rechtfertigen, weil gerade sie am allerwenigsten für irgend Jemanden gefährlich oder auch nur nachtheilig werden konnten, außer für die Theilnehmer selbst, und für die Parteyen welche irgend mit ihnen in Verbindungen standen oder zu stehen schienen. Dieß waren gerade Fehler oder Nachtheile der Parteyen, welche die Regierung hätte benutzen können und sollen um ihre eigene constitutionelle Stellung auszu dehnen und zu befestigen, statt sich dadurch verleiten zu lassen sie aufzugeben und dem Feinde zu überlassen. In der That, wenn man bedenkt welchen Ausgang, welche Wirkung alle spätere, viel entschiedenere und besser organisierte Verschwörungen hatten, zu einer Zeit wo die öffentliche Meinung schon mehr oder weniger der Restauration entfremdet war — wenn man bedenkt wie bald die Verschwörungsfüchtigen selbst sich überzeugten, daß auf diesem Gebiete kein Heil für sie zu erwarten sey, so muß man sich wundern wie der Vf. den damaligen schwachen Keimen der Art, welche mitten in einer der Restau-

ration mehr oder weniger günstigen öffentlichen Meinung fast von selbst ersticken mußten, irgend eine Bedeutung beylegen, sie als Gründe für die wichtigsten allgemeinen Maßregeln auch nur einen Augenblick gelten lassen kann *).

Das bisher Gesagte macht es überflüssig uns ausführlicher über eine Seite der Entwicklung der öffentlichen Meinung auszusprechen, welche besonders dazu beytrug die Besorgnisse der Restauration zu erwecken; nämlich die Theilnahme des Liberalismus in Frankreich an der politischen Gährung in den benachbarten Ländern. Auch diese war im Allgemeinen eine unvermeidliche Frucht des constitutionellen Lebens und eben deshalb an und für sich nicht gefährlich, so lange die Restauration sich dasselbe überhaupt gefallen lassen wollte oder mußte. Sie hatte im Allgemeinen durchaus keinen antidynastischen oder antimonarchischen Character. Sie war sogar bey der unendlichen Mehrzahl in der That weiter nichts, als ein, von fast gänzlicher Unbekanntschaft mit den Verhältnissen jener Länder unterstütztes Kannengießerinteresse (man entschuldige den trivialen Ausdruck), welches freylich aus dem Instinct der wirklich vorhandenen Verwandtschaft mit dem in jenen Ländern (unter mehr oder weniger gehässigen Umständen) unterdrückten, verfolgten Liberalismus entstand — eines Liberalismus, der seinerseits im Allgemeinen nur constitutionell und weder gegen das Königthum überhaupt noch gegen die respectiven Dynastien jener Länder gerichtet war **).

*) Hoffentlich brauchen wir hier nicht dem abgeschmackten Einwurf zu begegnen: ob man dergleichen Vergehen oder Verbrechen denn ungestraft lassen solle? Zur Bestrafung derselben bedurfte es aber keiner allgemeinen Veränderung des Systems.

**) Ob nicht auch dort die ursprünglich constitutionellen Bewegungen am Ende den Dynastien, oder dem Kö-

dieß war fürs erste und auf lange Zeit hinaus völlig harmlos. Wo aber etwa ausnahmsweise schon damals thätigere, staatsverbrecherische Theilnahme an den Umtrieben im Auslande Statt fand (was noch keinesweges erwiesen ist, auch vom Vf. nicht geradezu behauptet wird), da gilt eben das selbe, was wir oben über ähnliche Anschläge gegen die Restauration selbst bemerkt haben. Sie hatten die öffentliche Meinung gegen sich und waren nicht gefährlich, sondern nur strafbar. Sie zu bestrafen, ihnen vorzubeugen, so weit dieß überall in solchen Fällen rathsam, nöthig oder möglich, dazu fehlten aber die Mittel keinesweges, wohl aber nicht selten die besonnene umsichtige Anwendung derselben.

Ergibt sich aus dem Gesagten (was wir nicht umhin können immer zu wiederholen) daß der innere Zustand Frankreichs zu jener Epoche zwar seine Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten für die Regierenden, aber keinesweges irgend eine Gefahr, am wenigsten eine dringende darbot, so fragt sich nur noch, ob vielleicht nicht dennoch die Verhältnisse Frankreichs zu den verbündeten großen Mächten, und die Ansicht die diese von der Sache haben mochten, die Nothwendigkeit einer Verän-

nigthum gefährlich werden mußten, geht uns hier nichts an. So viel ist gewiß, daß damals der Liberalismus in ganz Europa sehr aufrichtig vom Gegentheil überzeugt war, und daß die bald darauf Statt findenden Spanische, Portugiesische, Neapolitanische, und Piemontesische Revolutionen nie den Beyfall der öffentlichen Meinung in Frankreich erlangt haben würden, wenn diese geahndet hätte, daß sie zur Republik führen könnten. Was die damaligen Umtriebe in Deutschland betrifft, so war ihr eigenthümlicher Character dem Französischen Liberalismus völlig unverständlich, auch nachdem Wit-Döring u. a. sich zu Dolmetschern aufgedrängt hatten.

derung des Regierungssystem herbeiführen konnten. Allein der Verf. selbst legt auf diese Seite der Sache durchaus keine große Wichtigkeit, und wir entsinnen uns nicht irgend sonst eine dahin weisende Angabe gefunden zu haben. Den großen Mächten (durch geheime Noten der Royalisten noch mehr angeregt) mochte allerdings die Entwicklung der Dinge in Frankreich, in Verbindung mit der Gährung in ihren eignen Staaten, ernstliche Besorgnisse einflößen; allein die politischen Verhältnisse in Europa im Allgemeinen und jene zu Frankreich insbesondere hatten sich in den letzten Jahren so gestaltet, daß an die Anwendung von Zwangsmitteln irgend einer Art gegen die französische Regierung so leicht nicht zu denken war, auch wenn man den fortwährend beruhigenden Versicherungen derselben nicht den Glauben hätte schenken wollen, der ihnen, (wenigstens officiell) gebührte. Man konnte immerhin Vorstellungen, Anfragen, Warnungen versuchen, aber am Ende mußte man sich doch mit der Bürgschaft begnügen, welche die Restauration selbst gegen das Ausland übernahm — obwohl mit mehr Zuversicht als sie vielleicht selbst fühlte. Ueberdies wollte oder sollte Frankreich an den Carlsbader Verhandlungen keinen Theil nehmen; wie hätte man ihm denn eine Einmischung in seine inneren Angelegenheiten aufdringen können? Also auch hier konnte kein Grund zu einer Veränderung des liberalen Systems liegen.

(Die Fortsetzung im nächsten Stücke.)

S t t i n g s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

30. 31. Stück.

Den 26. Februar 1835.

P a r i s.

Fortsetzung der Anzeige: Histoire de la restauration et des causes qui ont amené la chute de la branche aînée des Bourbons. etc.

Wir haben hinsichtlich der schweren Verantwortlichkeit, welche man diesem System, wie es seit der Auflösung der Kammer von 1815 sich naturgemäß entwickelte, zuschieben will, nur noch eine Bemerkung zu machen. Man schlage die Symptome der Aufregung und Feindseligkeit der Presse und der öffentlichen Meinung, die Schwierigkeiten oder Gefahren der Verhältnisse von 1816—1820 noch so hoch an, so reicht dieß doch zu einer richtigen Beurtheilung des Systems, dem man sie zuschreibt, keinesweges hin. Es wäre vielmehr erst die Frage, ob jene Schwierigkeiten und Gefahren vermieden, ob nicht vielmehr weit dringendere, größere (wenn gleich zum Theil anderer Art) eingetreten wären, wenn man jenes System nicht ergriffen hätte, wenn die Restau-

ration sich von der Kammer von 1815 auf ihrer stürmischen Reactionsbahn hätte fortreißen lassen? Wie man auch 1820 diese Frage beantworten mochte oder jetzt beantworten mag, so ist wenigstens so viel gewiß, daß seit 1815 u. 16 außerhalb eben jener Reactionspartei, kaum ein vernünftiger, sachkundiger Mann daran zweifelte, daß ein Schritt weiter auf jener Bahn Frankreich und Europa in unabsehbare Verwirrung, Bürgerkrieg und allgemeinen Krieg stürzen müsse. Die Fürsten und Staatsmänner der großen Mächte selbst theilten mit wenig Ausnahmen diese Ansicht, und hießen die Ordonnanz von 1816 und das daraus hervorgehende System gut, und bewiesen noch 1818 durch Zurückziehung des Occupationsheeres, daß sie ihre Ansicht nicht geändert hatten.

Ludwig XVIII. selbst widerstand lange dem Eindrucke, den manche Aeußerungen der öffentlichen Meinung auf seine Vorurtheile, Gewohnheiten, Gefühle, auf seine Unbekanntschaft mit den Bedingungen des constitutionellen Lebens immer noch machen mußten, so sehr er auch in dieser Hinsicht weit über allen seinen Umgebungen stand. Er widerstand dem fortgesetzten Schmollen, Klagen, Warnungen, Bitten seiner Familie, seiner Umgebungen und allen den kleinen aber sehr wirksamen Mitteln des täglichen Lebens, womit man ihn zu gewinnen, zu schrecken, oder zu ermüden suchte; wobey ohne Zweifel die Furcht vor den Anmaßungen des Pavillon St. Marsan wesentlich dazu beitragen mochte, seine Furcht vor den möglichen Gefahren des Liberalismus aufzuwiegen. Was endlich bey ihm den Ausschlag gab war ein Ereigniß, welchem am allerwenigsten diese Bedeutung, diese Ehre gebührte. Wir meinen die

Wahl des ohne irgend einen politischen Einfluß harmlos philanthropisierenden Gregoire, den die Royalisten aber mit eben so unredlicher als lächerlicher Emphase damals nur le prêtre apostat; le régicide évêque de Blois zu nennen pflegten, obgleich er bekanntlich gar nicht für den Tod Ludwig XVI. gestimmt hatte *).

Diese Wahl mußte, bey dem Ruf als Königsmörder, den man Gregoire nun einmal (mit Recht oder Unrecht) gemacht hatte, allerdings für die Gefühle des Königs und seines Hauses im höchsten Grade beleidigend, verletzend seyn; aber irgend ein Grund zu Besorgnissen für das constitutionelle Königthum lag darin so wenig, daß vielmehr gerade diese Wahl als einer der größten Fehler der Parthey gelten konnte, welcher man sie zuschrieb und Veranlassung zu der entschiedensten, beschämendsten Niederlage gab, welche die Linke je erlitten. Die Verlegenheit, in die sie durch diese Unvorsichtigkeit oder Böswilligkeit einiger Wähler **) gerieth, war so unvermeidlich, so leicht vorherzusehen, daß man nur billig zu seyn braucht

*) Auch die Wahl Lambrechts erregte damals ein ähnliches, doch weniger lautes Aufsehen. Der Kürze wegen halten wir uns hier nur an Gregoire.

**) Wir haben Grund zu glauben daß die meisten Wahlstimmen für Grégoire sich nicht auf seine älteren jacobinischen Antecedentien, sondern auf seine spätere philanthropische Thätigkeit zu Gunsten der Negers zc. bezogen. Uebrigens bemerken wir hier, ohne weitere Anspielung auf diesen Fall, daß (auch nach des Wf. wiederholter Aussage) die Royalisten damals in mehreren Fällen ihre Stimmen solchen Candidaten gaben, deren revolutionäre Antecedentien oder damaligen Ansichten ihre Wahl in den Augen der Dynastie, der Regierung und des Auslandes zu einem besonders schlagenden Beweis gegen das System machen mußten.

um zuzugeben, daß sie dieselbe keinesweges gewünscht oder veranlaßt haben konnte. Man kann sogar zuversichtlich noch weiter gehen und behaupten, daß der Linken kein größeres Unheil hätte widerfahren können, als wenn statt Grégoire und Lambrechts ein Paar wirkliche, dienstfähige Jacobiner nicht nur gewählt, sondern auch in der Kammer zugelassen worden wären. Die Furcht vor den Kammern, dem Könige, dem Hof, der öffentlichen Meinung als Mitschuldige und Verwandte solcher mit Recht oder Unrecht Gebranntmarkten zu erscheinen, hätte die Opposition jeden Augenblick in die allerfalscheste Stellung, die größten Verlegenheiten bringen, sie auflösen, oder lähmen müssen. Daß übrigens durchaus kein verfassungsmäßiger Grund zur Ausschließung der Repräsentanten dieser, oder irgend anderer politischen Antecedentien und Ansichten vorhanden war, so bald sie sonst den vorgeschriebenen Bedingungen und Förmlichkeiten der Wählbarkeit genügten, bedarf keiner Bemerkung. Natürlich kehrten sich die Royalisten innerhalb und außerhalb der Kammer daran nicht, sondern brüteten eine so treffliche Gelegenheit den König und die Minister zu schrecken, den Liberalismus zu verdächtigen, zu beschämen nach besten Kräften aus *). Diesem

*) Wir sind weit entfernt an der Aufrichtigkeit jenes Stromes von Phrasen der Treue und Ergebenheit, der Wuth und des Abscheus zu zweifeln, womit die Rechte sich gegen die Möglichkeit erhob, ihre kitenweise Loyalität durch die blutige Nähe eines Königsmörders besleckt zu sehen. Doch ist es gut sich zu erinnern, daß sogar der Graf Artois noch wenige Jahre vorher es nicht verschmähte mit dem Königsmörder Fouché persönlich zu unterhandeln, und daß die Dynastie ihre zweyte Restauration wesentlich derselben blutigen Hand verdankte.

Sturm, der sich mit seiner eigenen, vielleicht vorübergehenden Stimmung vereinigte, konnte Ludwig XVIII. nicht ganz widerstehen. Gefühle der ehrwürdigsten Art, welchen aber im constitutionellen Staatsleben durchaus keine Stimme, kein Einfluß zukommen durfte, überwogen für einen Augenblick alle Gründe der constitutionellen Politik. Von Tadel kann hier keine Rede seyn; denn der Fehler war zu natürlich und (nach einem andern Maßstab als dem constitutionellen) zu achtungswerth; aber die verderblichen Folgen blieben darum doch nicht aus *).

Die Veränderung in dem bisherigen System, wozu Ludwig XVIII. sich nun entschloß, war indessen allerdings zunächst eigentlich sehr unbedeutend. So sehr, daß man ziemlich allgemein (und auch der Verf.) ihr um so weniger die Bedeutung beylegt, die sie doch wirklich hatte, da ihre Grenzen so bald darauf in der, durch den Tod des Herzog von Berry herbeygeführten reißenden Ueberschwemmung der royalistischen Reaction verwischt und in Vergessenheit gebracht wurden. Und

*) Aus dem anecdotischen Reichthum des Verf. glauben wir Folgendes mittheilen zu können. Seit der Zeit, wo dem Grafen Artois die Generalinspection der Nationalgarden genommen worden, hatte jeder freundschaftliche Verkehr zwischen ihm und dem Könige aufgehört. Die ersten Worte die sie nach langer Zeit wechselten wurden durch die Nachricht von der Wahl Grégoires veranlaßt, welche während der Abendgesellschaft beym König eintraf. 'Wohlan, Sire, rief der Graf Artois, sie sehen wohin man sie führt!' 'Ich weiß es, mein Bruder, antwortete der König, und ich werde die nöthigen Maßregeln treffen.' Nun war das Eis gebrochen und der König sehr bald von der Nothwendigkeit einer Veränderung im Wahlsystem überzeugt.

doch hätte jenes traurige Ereigniß schwerlich jemals so schnelle, umfassende, verderbliche Folgen haben können, wenn nicht durch das Schwanken bey Gelegenheit der Gregoirschen Wahl, das liberale Regierungssystem schon seine Festigkeit und Haltung verloren gehabt hätte.

In der That handelte es sich zunächst nur um eine Veränderung der Combinationen des Wahlgesezes, wodurch eine größere und mehr gesicherte Majorität in dem Sinne des Centrum der damaligen Kammer (das linke und rechte Centrum mit eingeschlossen) erzielt, die Elemente, welche die äußerste Linke repräsentierte, wo möglich ganz ausgeschlossen und das doctrinäre Mittelglied gewonnen oder möglichst beschränkt werden sollte. An eine organische, tief und weit greifende Reaction im Sinne der Rechten und des Pavillon St. Marsan dachte der König nicht entfernt. Das liberalisierende Regierungssystem, welches seinen Ansichten, seiner ganzen Bildung, seinem Character entsprach, sollte vielmehr beybehalten, und nur die anmaßende, nie befriedigte, lästige Aufsicht, das rastlose Treiben der äußersten Linken und des mit ihr verbündeten Theils der Presse sollte beschränkt, die Wiederholung der Wahlstandale vermieden, und dem Gange der Regierung sowohl in den laufenden Angelegenheiten als in den wenigen organischen Maßregeln, von denen bey dem Liberalismus überall die Rede seyn konnte, eine größere Ruhe und Behutsamkeit möglich gemacht werden. Mit einem Worte die Veränderung sollte nur eine liberal-conservative, keinesweges eine royalistisch-reactive seyn. Der König und die sonstigen Beförderer dieser Veränderung bedachten nicht genug, daß sein ausdrücklicher Wille nicht hinreichen werde um die Rechte

zu vermögen sich mit derselben zu begnügen, während nicht nur die Linke, sondern auch ein guter Theil des linken Centrum die gewichtigsten Gründe zur Feindseligkeit gegen sie und alles was mit ihr zusammenhing haben mußte, indem dieselbe schon an und für sich geradezu gegen sie gerichtet war. Ueberdieß sahen auch die weniger unmittelbar bedrohten Nuancen des Liberalismus innerhalb und außerhalb der Kammer darin nur den ersten Schritt auf einer Bahn, welche endlich unfehlbar zu einer dem ganzen Liberalismus gefährlichen Reaction führen mußte. Und man muß gestehen, daß der Erfolg hier wie fast immer das Mißtrauen der Parteyen (welches ihr sicherster Instinct ist) vollkommen rechtfertigte, ohne, daß freylich daraus Zweifel an der damaligen Mäßigung und Aufrichtigkeit der Regierung hervorgehen dürften. Zu allen diesen Gründen der Feindseligkeit gegen die, wenn auch noch so geringe Modification des Regierungssystems, kam noch ein anderer, der sogar eine noch allgemeinere Wirksamkeit haben mußte, insofern er die ganze Kammer als solche anging. Die Veränderung des Wahlgesetzes nämlich war ein indirecter Sieg der Pairskammer über die Deputiertenkammer, da die erstere sich von der Paircreation Desfolle mit einer Majorität und nach derselben mit einer immer zunehmenden Minorität in diesem Sinne ausgesprochen hatte, während die Deputiertenkammer damals so ausdrücklich ein System verfochten hatte, dem sie ihren Ursprung verdankte. So kam die Eifersucht zwischen beiden Kammern ins Spiel. Theils diese Rücksichten, theils untergeordnete Intriguen — in denen zwar wieder die Doctrinäre eine Hauptrolle spielten, aber doch auch einige Mitglieder der äußersten Linken sich

einen Augenblick ministeriellen Träumen hingaben — führten zu wiederholten mehr oder weniger heftigen Discussionen, zu einem Zustande von Lähmung, von Schwanken, und endlich zu einer Auflösung des Ministerium, indem ein Theil desselben (Desolle, Louis, St. Cyr) sich weigerte an irgend einer Modification des bisherigen Systems Theil zu nehmen, oder ein neues Wahlgesetz vor die Kammer zu bringen, und da der König bey seinem Willen beharrte, seine Entlassung anbot. Die übrigen Minister, denen Pasquier, Roy und Latour-Maubourg beytraten, bildeten endlich im December 1819 nun unter dem Vorßiß des Herzog Decazes das neue Ministerium. Die unvermeidlichen Folgen dieser Veränderung und des ihr vorhergehenden Schwankens zeigten sich um so schneller, da außer allen politischen Gründen nun auch die persönliche Feindschaft des Davillon St. Marsan gegen den Günstling, und der (nur anfangs verhaltene) Groll der in ihren ministeriellen Hoffnungen getäuschten Dectrinärs sich dazu gesellte. Schon die Discussionen über die von allen Seiten einlaufenden Petitionen gegen eine Veränderung des Wahlgesetzes, wobey das Ministerium mit genauer Noth eine Majorität von drey Stimmen erhielt, bewiesen, daß es kaum rathsam sey über irgend eine wichtige Frage es noch einmal auf eine Probe ankommen zu lassen; denn auch in der Pairskammer, auf deren Unterstützung das Ministerium glaubte billiger Weise rechnen zu können, zeigte sich die größte Launeit. Gerade hier waren theils persönliche Intriguen, theils der richtige Instinct, daß dieses Ministerium nur ein Uebergangspunct sey, besonders wirksam. Hierzu kamen außerhalb der Kammer die unablässigen, verdoppelten Anstrengungen des

Pavillon St. Marsan, ja fast des ganzen Hofes den Sünstling zu stürzen, wozu seit der einmal eröffneten Annäherung zwischen dem Könige und seiner Familie die Veranlassungen und Aussichten sich häuften — hierzu die Rückwirkung aller dieser Umtriebe, dieser falschen Stellung und Unsicherheit des Ministerium auf die öffentliche Meinung. Zumal dasselbe einige inconsequente, willkührliche, tactlose Versuche machte, durch gerichtliche oder polizeyliche Verfolgungen links und rechts der Presse zu imponieren, welche dadurch nur noch mehr Hestigkeit und Beyfall der Parteyen gewann. Um diese Zeit und durch diese Ursachen nahm die Thätigkeit und Aufregung der liberalen Extreme ohne allen Zweifel schon einen entschieden hochverrätherischen Character an und erzeugte in einzelnen Fällen durch zufällige, locale Ursachen begünstigt thätliche Störungen der Ruhe durch die untern Classen, welche zwar schnell und leicht, aber doch nicht ohne Anwendung von Gewalt unterdrückt wurden. Damals begann (durch gerichtliche Verfolgungen veranlaßt) die Umwandlung der bisherigen Gesellschaft zum Schuß der Pressfreyheit in jenen berühmigten comité directeur, fortan den Mittelpunkt aller ähnlicher Umtriebe. Hiezu kam als bedenkliches Beispiel und lästige Nachbarin die Spanische Revolution, um die Verlegenheiten des Ministerium zu vermehren. Alles dieß indessen war an und für sich und allein immer noch durchaus nicht der Art, daß eine dringende Gefahr für die Restauration daraus hervorgehen konnte. In dieser Hinsicht war ihre Lage 1816 vor der Septemberordonnanz unendlich viel bedenklicher. Damals bildete die Jacobinisch-Napoleonische Partey noch eine thatkräftige Masse unter kühnen, erfahrenen

Führern, während 1820, Dank der constitutionellen Amalgamation, nur noch einzelne Fragmente der Art übrig geblieben waren. Dringend, unumgänglich nöthig war nur eine bessere Stellung, eine hinreichende und sichere Majorität in den Kammern, und die Erfahrung lehrte bald, wie fest diese constitutionelle Stellung sey, wie lange sie sogar der öffentlichen Meinung und allem Mißbrauch, allen Fehlern zum Troß behauptet werden konnte. Dieselbe Erfahrung bewies aber freylich auch, wie unfehlbar endlich auf die eine oder andere Art doch die öffentliche Meinung ihre Gelegenheit zur Reaction findet, die dann um so heftiger wird, je länger sie zurückgehalten wurde. Damals indessen war immer noch die Möglichkeit vorhanden wenigstens in der Deputiertenkammer eine der öffentlichen Meinung entsprechende Majorität wieder zu erlangen. Freylich aber hätte nun die bloße Rückkehr zu den Personen oder dem System des Ministerium Desfolle dazu nicht mehr hingereicht, sondern wie in allen ähnlichen Fällen hätte die Opposition und Majorität, die man ohne Noth beleidigt, entfremdet hatte, ihre Forderungen gesteigert, und der König hätte sich am Ende doch wohl z. B. ein doctrinäres Ministerium (vorausgesetzt, daß der geschmeidige Decazes seinen Platz darin fand) noch viel lieber gefallen lassen als ein solches, wie es ihm die Rechte und das Pavillon St. Marsan als Bedingung einer Majorität in diesem Sinne auferlegen wollten. Der einzige Umstand, welcher die unabweißliche Wahl zwischen einem Schritt rechts oder einem Schritt links noch zweifelhaft machen zu können schien, war der, daß eine Majorität der Linken in der Deputiertenkammer fast unfehlbar eine entgegengesetzte

setzte Majorität in der Pairskammer hervorrufen mußte. Ein auf jene gestütztes Ministerium mußte sich also bald in der leidigen Nothwendigkeit einer neuen Paircreation sehen. Dagegen schien eine Majorität der Rechten in der Deputiertenkammer den Einklang mit der Pairskammer zu sichern. Schien sagen wir; denn die Erfahrung lehrte bald, daß die Pairskammer ihre eigenen Wege hatte; und die nächste Paircreation en masse ging bekanntlich von einem Ministerium der Rechten aus.

Die Ermordung des Herzogs von Berry (Februar 1820) war es, welche bekanntlich dieser schwankenden Stellung einen Ausschlag nach einer ganz entgegengesetzten Richtung gab, als ohne dieß geschehen wäre. Es lag in der ganzen Stellung des Liberalismus, daß dieß anerkannt ganz isolierte Verbrechen eines Einzelnen, woran keine Fraction der Partey auch nur den geringsten Antheil hatte, doch einen Schatten auf die Partey warf und sie in eine ähnliche, nur unendlich viel größere Verlegenheit stürzte als z. B. die Wahlen der Königsmörder. Dieß war aber auch in der That die einzige Bedeutung, das einzige Gewicht, welches dieß traurige Ereigniß in der constitutionellen Politik der Restauration hätte haben sollen. Diese Bedeutung war indessen offenbar eine der Restauration in hohem Grade günstige. Nie konnte sich eine vortheilhaftere Gelegenheit darbieten den Liberalismus der Restauration, verherrlicht durch ein großartiges Vertrauen und Vergeben, auf lange Zeit hinaus wirklich an die Spitze des zwar (in diesem Falle und Sinne) schuldlosen, aber bestürzten, verlegenen Liberalismus der Nation zu stel-

ten und die liberale Opposition aus dieser Stellung zu verdrängen, welche sie anfang ausschließlich zu befehen. Der nationale Liberalismus wünschte damals aufrichtig eine solche Versöhnung und Vereinigung. Bey der großen Mehrzahl entstand dieser Wunsch aus aufrichtigem Mitgefühl für das von neuem so schrecklich heimgesuchte Königshaus — aus aufrichtigem Abscheu vor dem Verbrechen und Verbrecher, welche beide nicht nur jedes rechtliche, menschliche Gefühl, sondern auch das besondere nationell-französische Gefühl aufs tiefste empören mußte — endlich aus Furcht vor neuen Umwälzungen, welche wie immer die Massen drängte sich der bestehenden Gewalt anzuschließen. Damit soll nicht geläugnet werden, daß einzelne antidynastische oder antimonarchische Fractionen des Liberalismus, da das Verbrechen einmal geschehen war, ohne es veranlaßt oder gewünscht zu haben, ohne es zu billigen, doch auf dessen Folgen speculieren mochten. Aber solche Speculationen waren es eben, welche damals die Partey oder Faction, die sich derselben im geringsten verdächtig machte, in der öffentlichen Meinung unwiederbringlich zu Grunde richten mußten. Was konnte also ein völlig isolirtes Verbrechen eines menschen scheuen, keiner Partey angehörenden Fanatikers — was konnten die heimlichen Speculationen einiger schwacher Ueberreste der Jacobinischen, Orleanistischen, oder Napoleonischen Partey gegen die öffentliche Meinung, gegen den Liberalismus, gegen das ganze constitutionelle Leben beweisen? Wie konnte man daraus die Nothwendigkeit von Maßregeln ableiten, welche gerade das Uebel hervorbringen mußten, welches man so leichtsinnig, gewissenlos und leidenschaftlich als vorhanden vor-

aussetzte? Die öffentliche Meinung war in jener verhängnißvollen Epoche nicht nur so voll von dem Bedürfniß der materiellen Ruhe und Ordnung, wie sie es in Frankreich mit seltenen Ausnahmen immer ist und war *), sondern sie war auch zu keiner Zeit der Restauration so günstig, als gerade damals. Diese Stimmung zu benutzen zu einer aufrichtigen, möglichst dauernden Versöhnung zwischen der Dynastie und der Nation — dieß konnte ein würdiges Sühnopfer für das zuletzt und das früher vergossene Blut werden — eine feste Grundlage für den Thron Heinrich V. Damit freylich waren die Bedingungen des constitutionellen Lebens: Herrschaft der Majoritäten nicht entfernt, aber es war auf lange Zeit hinaus die Möglichkeit solcher Majoritäten gegeben, von denen, wenigstens unter Ludwig XVIII., so lange er seine eigenen Ansichten geltend machen konnte, keine Collision zu fürchten war, so daß die Gefühle der Dynastie, die äußere Würde des Königthums gesichert blieben.

Wenn nun jenes Verbrechen von der Restauration nicht nach diesem Maßstabe, diesen Grundsätzen der constitutionellen Politik aufgefaßt wurde, wenn vielmehr auch hier Gefühle und Leidenschaften entschieden, die dieser Politik ganz fremd bleiben, in ihr gar keine Stimme haben mußten, so ehrwürdig, natürlich, heilig sie auch seyn mochten, so kann eben deshalb von Vorwurf hier nicht die Rede seyn — um so weniger, da eben jener gefühllose, rücksichtslose, rein-

*) Schlimm genug, daß dieß vielen als ein lächerliches Paradox erscheinen mag; aber der Beweis würde uns zu weit führen.

practische Character des constitutionellen Lebens noch nicht hinreichend bekannt war — da in dieser Hinsicht noch auf allen Seiten Täuschungen obwalteten und zu entschuldigen waren. Aber die Thatsache bleibt nichts desto weniger unerschütterlich fest, daß die Verletzung jener Grundsätze, das Vornthalen jener Gefühle es war, wodurch die Restauration damals auf die Bahn getrieben wurde, die sie dem unvermeidlichen Sturz entgegenführte.

Ludwig XVIII. selbst, so tief sein Gefühl verletzt und aufgereggt seyn mochte, war übrigens weit entfernt davon jene Bahn aus eigenem Antriebe und freywillig zu betreten. Er wurde, noch eine Zeitlang sich sträubend, auf ihr hingerissen durch die gränzenlose Hestigkeit, womit jene Gefühle und Leidenschaften in seiner Familie, in seinen Umgebungen, in der Parthey, deren Häupter und Organe diese zum Theil waren, sich geltend machten — in der Parthey, welche (vorausgesetzt, daß die Gefahren, die man fürchtete, wirklich vorhanden waren) allerdings den unvertilgbaren Vorurtheilen und Gewohnheiten der Vergangenheit (zumal der Emigration) als die natürliche und einzige Stütze der Königthums erscheinen mußte.

In der That, es fanden sich politische Speculanten, welche auf den blutigen Leichnam des Herzogs von Berry die Pläne zur Befriedigung ihrer Leidenschaften, ihres Ehrgeizes, ihrer Eitelkeit — zur Verwirklichung ihrer politischen Systeme und Träumereyen mit herzloser Frechheit und mit unseligem Erfolge zu bauen verstanden. Aber diese glücklichen Speculanten sind nicht in den Reihen des Liberalismus zu

suchen, sondern auf der entgegengesetzten Seite. Wir zweifeln nicht an der Aufrichtigkeit des Abscheus der Royalisten vor jenem Verbrechen; aber diesen theilte, mit sehr wenigen Ausnahmen, ganz Frankreich, und schon das Monopol welches sich die Royalisten in dieser Hinsicht durch möglichste Hestigkeit der Aeußerungen anzumessen suchten, war empörend und lächerlich zugleich. Aber können wir dieselbe Aufrichtigkeit finden in der Art wie die Verantwortlichkeit, die Mitschuld des Verbrechens auf den ganzen Liberalismus, das Ministerium, ganz Frankreich ausgedehnt wurde? Gewiß gab es unendlich wenige Royalisten, die von Parteywuth, oder persönlichem Haß, oder aufrichtigem Schmerz so verblendet gewesen wären, daß sie nicht die gehässige, scheußliche Absurdität des Antrags begriffen hätten, wodurch ein Cläusel de Cousserges der Kammer zumuthete, Decazes als Mitschuldigen Bouvel's zu brandmarken. Gewiß konnte Chateaubriand selbst nicht umhin, in dem von den Leiden und Leidenschaften der Politik rein gebliebenen Dichterswinkel seiner Seele sich seines cynisch-gewissenlosen, nach 1793 riechenden Wortes: *son pied a glissé dans le sang!* zu schämen. Aber dennoch und gegen ihr besseres Wissen und Gefühl, handelte, sprach, schrieb, tobte die ganze Partey, am Hof, in den Kammern, überall, als wenn alles dieses ganz klar und erwiesen wäre. Und dieß Benehmen sollte nicht den Namen einer Speculation auf das Blut, auf den Schmerz des königlichen Hauses verdienen? Oder will man lieber sagen: es war die natürliche, von den Umständen gebotene Tactik einer Partey, welche das Königthum, die Dy-

nastie dem verblendeten König zum Trost retten wollte und mußte? Die Sache bleibt dieselbe, auch wenn wir die Aufrichtigkeit des Glaubens an so dringende Gefahren, und (nach 1830!!) den Beruf zu dem Rittersamt gar nicht bezweifeln wollten.

Ob der König eine Ahnung davon hatte, welche ganz andere heilbringende Bedeutung die Ermordung seines Neffen für Frankreich, für die Restauration haben konnte, wollen wir nicht untersuchen. Jedenfalls bedurfte es dessen gar nicht um ihn auch jetzt noch jeder wesentlichen Veränderung seines Regierungssystems und seines Ministerium, vor allen Dingen aber der Entfernung seines Günstlings abgeneigt zu machen. Seine Eitelkeit, welche gerade dieses System und diesen Günstling als seine Geschöpfe ansah, seine durch Alter, Bequemlichkeit, Krankheit vermehrte Abneigung gegen jede gewaltsame, schroffe, weitaussehende Maßregel oder Veränderung, seine Scheu vor dem Pavillon St. Marsan, sein fast unbedingter Egoismus, welcher den Eindruck jenes Verlustes sehr bald bey ihm schwächen, und ihm einen klareren Blick für die wirkliche Lage der Dinge lassen mußte — alles dieß reicht schon hin um sein Sträuben gegen den Strom der um ihn her tobte und ihn fortriß zu erklären.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

Österreichische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

32. Stück.

Den 28. Februar 1835.

Paris.

Beschluß der Anzeige: Histoire de la restauration et des causes qui ont amené la chute de la branche aînée des Bourbons. etc.

Auch nachdem er sich zu dem schweren Opfer der Entfernung des Günstlings entschlossen hatte*),

*) Ohne weitem Commentar geben wir einige anecdotische Details. Der Schmerz über den Tod des Herzogs v. Berry hatte nämlich die Mitglieder der Familie einander noch mehr genähert. Der Graf Artois beschloß, von seinen politischen Freunden getrieben, dieß Verhältniß zu einem Parteisiege zu benutzen. Er begab sich in Begleitung von Madame in des Königs Cabinet und verlangte von ihm eine Veränderung des Ministerium und des Regierungssystems als ein Sühnopfer für die Manen seines Sohnes. Madame unterstützte dieß Verlangen mit aller Macht weiblichen Schmerzes. Der König nahm diese Zumuthung mit übler Laune, fast mit Unwillen auf. Er sagte: 'er hoffe nicht daß man ihm Zwang anzuthun wolle, und ihm allein gebühre es den Gang seiner Regierung zu beurtheilen und zu bestimmen.' Monsieur erwiderte: 'es ist mir unmöglich in den Tuilleries zu bleiben, so lange Hr Decazes unter der

suchte er sich und die Restauration noch am Rande des Abgrundes, oder doch auf einer Art von Uebergangsstufe festzuklammern und sein liberales System durch ein gemäßigt royalistisches Ministerium fortsetzen zu lassen, welches nicht zu unterstützen oder gar geradezu zu verwerfen die Rechte keine billige, vernünftige Ursache haben konnte, wenn sie nicht geradezu ein Ministerium des Pavillon St. Marsan statt des seinigen verlangte — ein Ministerium, welches doch anderseits auch die öffentliche Meinung nicht geradezu und gar zu sehr erschrecken und beleidigen sollte und auf eine Majorität im Sinne der Centra der damaligen Kammer rechnen könnte. Der Herzog von Richelieu übernahm auf dringendste Bitten des Königs die Bildung und Leitung eines solchen Ministerium, nachdem ihm der Graf Artois feyerlich (foi de gentilhomme!) seine und der Seinigen aufrichtige Unterstützung zugesagt hatte. Mochte der Graf Artois damals aufrichtig seyn oder nicht, gewiß ist es, daß er sehr bald sein Ehrenwort vergaß und daß er und die Partey, deren Haupt er war oder zu seyn wähnte, den edlen Richelieu nur als Werkzeug brauchten,

Anklage des Hn Clausel de Gausserges Minister bleibt. Ew. Majestät möge mir gestatten mich nach Compiègne zurückzuziehen.' Hierauf fügte Madame noch einige so leidenschaftliche und eindringliche Worte hinzu, daß der König endlich in großer Bewegung sagte: 'ihr wollt es, wohlan, wir wollen sehen.' Als darauf Decazes, von diesem Schritt unterrichtet, selbst seine Entlassung anbot, antwortete der König es werde dieß der größte Schmerz seines Lebens seyn, und fügte mit dem Ausdruck der aufrichtigsten Bewegung hinzu: 'Mein Kind, nicht auf Sie, auf mich ist alles dieß abgesehen.' Bey einer andern Gelegenheit sagte er: 'die Royalisten sind es, die mir die tödtlichen Streiche versetzen'; und 'mein System ist es, daß man mit solcher Wuth angreift u. s. w.'

nur als Stufe um im rechten Augenblick die Macht an sich zu reißen, welche man damals dem Könige noch nicht geradezu und ganz abtrotzen, der Majorität der damaligen Kammer gegenüber und bey dem damals noch geltenden Wahlgesetz nicht behaupten zu können glaubte.

Abgesehen von dieser treulosen, aber allerdings mit außerordentlicher Geschicklichkeit und Beharrlichkeit geführten Intrigue, welche in ihrer ganzen verderblichen Bedeutung erst gegen das Ende dieses zweyten Ministerium Richelieu und bey einigen parlamentarischen Hauptfragen sich zeigen konnte, verstand es sich von selbst, daß in unzähligen einzelnen Maßregeln und besonders wo es sich um Personen und Stellen handelte der Einfluß, die Fürsprache, oder Abneigung dieser Partey alle andern Rücksichten und die bessere Einsicht der Minister überwiegen mußte, die man es jeden Augenblick fühlen ließ, daß man sie nur unter dieser Bedingung dulde. Schon bey der Zusammensetzung seines Ministerium hatte er keinesweges ganz freye Hand, so, daß die Elemente desselben (Deserre, Pasquier, Portal, Roy, Castour-Maubourg, Simeon, Mounier) keinesweges alle den großen Forderungen des Augenblicks entsprachen. Ueberdies mußte er sich in seinem eigenen Bureau einen van Capelle gefallen lassen, der ziemlich offen als Aufseher und Spion im Namen des Pavillon St. Marsan auftrat. In den untergeordneten Stellen der Bureaux des Parquets, in den Präfecturen u. s. w. fand nun vollends eine Irruption von Creaturen und Diebenern des Pavillons Statt. Alles dieß gab dem Ministerium, obgleich es im Ganzen kein Reactionsministerium seyn wollte noch sollte, doch im Einzelnen einen um so gehässigern Character von Reaction, je weniger Consequenz, Nachdruck und

Plan in so vielen harten Maßregeln waren, welche den Liberalismus bald in seinen Theorien, bald und noch öfter in seinen Individuen, bald in seiner Hauptwaffe, der Presse, verletzten und aufreizten, ohne ihn zu entwaffnen oder zu lähmen. Um zu ermessen, wie vieles von dem, was damals in diesem Sinne geschah, ohne oder gar gegen den Willen der Regierung des Königs geschah und von dieser geduldet oder ignoriert werden mußte, braucht man sich bloß der Vorfälle und Prozesse zu Avignon und in andern Gegenden des südlichen Frankreichs und des sogenannten *gouvernement occulte* zu erinnern, welches, wenn auch nicht so formell und regelmäßig organisiert, wie die liberale Opposition es darstellte, doch factisch in und neben der königlichen Regierung schon 1815 u. 16 vorhanden war, und erst durch strenge Maßregeln und zahlreiche Personalveränderungen unter dem Ministerium Desolle wenigstens zum Theil gestört und zersprengt worden war, aber sich nun sehr schnell wieder organisierte, und an die immer fortbestandenen und über ganz Frankreich verbreiteten royalistischen Comités anschloß.

Trotz aller dieser entwürdigenden, lähmenden und verwirrenden Bedingungen seiner Existenz hätte sich das Ministerium Richelieu den Kamern und der öffentlichen Meinung gegenüber halten können, wenn der Graf Artois sein Ehrenwort gehalten hätte. Die öffentliche Meinung war theils durch die wirklichen, theils durch die eingebildeten Gefahren für die öffentliche Ruhe, durch die Hefigkeit womit die Extreme des Liberalismus sich auf das Gebiet der Verschwörungen und Emeuten warfen, so verschüchtert, daß sie alle Repressionsmaßregeln, welche das Ministerium Richelieu aus eigenem Antrieb be-

schließen konnte, gut zu heißen oder doch zu dulden bereit war. Auf die Majoritäten beider Kammern konnte das Ministerium rechnen. In der Deputiertenkammer war diese Majorität noch immer wesentlich dieselbe gemäßigt-liberale, worauf sich das Ministerium Decazes stützte, nur, daß die Doctrinäre sich der Opposition der Linken anschlossen und dagegen viele Stimmen des sogenannten rechten Centrum, denen Richelieu eine hinreichende royalistische Garantie schien, und die der eigentlichen royalistischen Intrigue fremd waren, der ministeriellen Majorität des Centrum beitraten. Mehr Einfluß noch als diese Veränderungen in Hinsicht der Zusammensetzung übten auf die Stimmung der Majorität eben dieselben Ursachen welche ihre Wirkung auf die öffentliche Meinung zeigten, und in sofern war also allerdings dieselbe Majorität doch eine andere als unter Decazes. Sie war bereit alle Maßregeln zu unterstützen welche mit ihrer Furcht vor Unordnungen und Umwälzungen, ihrem Abscheu vor Jacobinisch-Bonapartistischen Verschwörungen und vor dem Verdacht jeder Mitschuld an denselben harmonierten. Weiter freylich ging ihre Unterstützung nicht; aber weiter ging auch die officielle Tendenz des Ministerium nicht; also konnte es immerhin auf alle constitutionellen Bedingungen einer dauerhaften Existenz, auf die Harmonie der drey Gewalten und der öffentlichen Meinung rechnen. Nachdem die Kammer beschränkende oder suspensive Maßregeln und außerordentliche Gewalten gegen die individuelle Freyheit und Pressfreyheit votiert hatte, nachdem die Geldmittel zu allen ordentlichen und außerordentlichen Ausgaben, z. B. zu einer von den Umständen (angeblich) geforderten Reorganisation des öffentlichen Unterrichts, der Armee, zu der Bil-

dung einer zur Sicherheit der königl. Familie hinreichenden Garde (maison du roi) bewilligt waren, hätte man glauben sollen diese Kammer und das Wahlgesetz, aus dem sie hervorgegangen, könne der Restauration genügen. Allein die royalistische Intrigue hatte andere Dinge im Sinn. Sie wollte ein Wahlgesetz, woraus eine unbedingte Majorität der äußersten Rechten, eine Kammer von 1815 hervorgehen mußte. Das Ministerium selbst mußte die Hand dazu bieten. Eine Abänderung des Wahlgesetzes von 1817 war schon eine Bedingung und Aufgabe des Ministerium Decazes, welche Richelieu mit übernommen hatte. Außerdem entsprach sie seiner eigenen Ansicht und dem gefährlichen Wunsch die Sicherheit einer Majorität noch sicherer zu machen. Denn bey einer gehörigen Anwendung des Einflusses der Regierung konnte ihr auch nach dem bestehenden Modus bey den bevorstehenden Wahlen eine hinreichende Majorität nicht entgehen. Und dennoch wagte seit der Ermordung des Herzog von Berry kaum Jemand, der nicht unbedingt mit der Regierung gebrochen hatte, vor sich selbst oder andern ein Wahlgesetz zu vertheidiger., was die Kammer noch kurz vorher mit der Gegenwart eines Königsmörder bedroht hatte. Ueberdieß unterlag das von Decazes entworfene Wahlgesetz noch der Untersuchung der Committés der Kammer und es konnte bloß die Rede davon seyn, ob man dieser ihren Gang lassen, oder ein neues Gesetz vorlegen sollte. Das Ministerium entschloß sich zu letzterem, weil es nicht als Erbe und Fortsetzer des allgemein und besonders der Rechten so verhaßten Günstlings auftreten wollte und durfte, wenn es auf eine Majorität rechnen sollte. Bey dem neuen Gesetzentwurf wurde besonders der Einfluß des großen

Grundbesitz mehr berücksichtigt, und obgleich die Theorien der Rechten dadurch noch keinesweges befriedigt waren, so versprach sie doch ihren Beystand. Sie spielte sicheres Spiel. Die Opposition der Linken und der Doctrinárs (von verschiedenen Gesichtspuncten ausgehend) wurde mit eben so großer Hestigkeit als Geschicklichkeit geführt. Die Aufregung welche sie außerhalb der Kammer verbreitete, trug aber nur dazu bey die ministerielle Majorität zu vermehren, und der ministerielle Plan wurde ohne sehr wesentliche Modificationen angenommen.

Dieser Sieg des Ministerium Richelieu war es aber gerade den die royalistische Intrigue zu seinem Sturz abgewartet hatte. Das neue Wahlgesetz war zwar an und für sich der Art, daß das Ministerium vermöge des Einflusses der centralistischen Verwaltung immerhin auf eine Majorität bey den Wahlen rechnen konnte. Aber eben jene Hülfsmittel der Centralisation waren durch das *gouvernement occulte*, durch die royalistischen *Committés*, durch den Einfluß des Grafen Artois dem Ministerium größtentheils schon entgangen und wurden bey den Wahlen von 1820 mittelbar oder unmittelbar activ oder passiv so angewendet, daß sich das Ministerium bald ganz und gar von Wahlen im Sinne der damaligen äußersten Rechten (welche sich bisher bey vielen Fragen noch geradezu als Opposition gehalten hatte) überflügelt sah. Die Linke, die Doctrinárs erhielten nur wenige Wahlen, welche aber von nun an eine compacte, bald unbedingt auf die öffentliche Meinung gestützte Minorität bildeten. Die Majorität der Deputiertenkammer hatte nun so entschieden einen von dem des Ministerium abweichenden politischen Character, daß dieß schon damals nach den Gesetzen der consti-

tutionellen Politik hätte abtreten oder doch sein System ändern müssen. Allein theils war der König noch nicht hinreichend mürbe, um sich ein ganzes Ministerium vom Pavillon St. Marsan aufdrängen zu lassen, und drohte sogar gelegentlich mit einer Rückkehr seines Günstlings, theils konnte man immer noch zweifeln, daß jene Majorität wirklich alle die ernstesten Thorheiten fordern und beabsichtige, die sie leider sehr bald wirklich vorbrachte. Genug daß Ministerium glaubte sich, oder der König glaubte sein Ministerium dadurch halten zu können, daß er Villèle, Corbière und Peyronnet als Häupter der bisherigen Opposition der Rechten, welche nun als Majorität aufzutreten drohte, ohne eigentliches Portefeuille in das Ministerium aufnahm, in der Voraussetzung, daß diese dann für die Vota und Reden ihrer Partey würden einstehen wollen oder können. Der Erfolg zeigte bald wie sehr man sich verrechnet und die Schwierigkeiten und Verwickelungen vermehrt hatte. Weder die Partey noch ihre Häupter waren durch jene Concession befriedigt; vielmehr sahen sie dieselbe nur als einen nothgedrungenen ersten Schritt an. Villèle, Corbière und Peyronnet rechneten sicher auf die ersten Stellen im Ministerium und um sie zu erreichen bedurften sie noch fortwährend der Unterstützung ihrer Partey. Als Häupter des Ministerium hätten sie allenfalls der Majorität einige Bedingungen vorschreiben, oder sich eine neue Majorität schaffen können; aber als Minister ohne Portefeuille hingen sie lediglich von ihrer Partey ab, und ihre wirkliche Bedeutung und Macht lag in ihrer Stellung als Parteyhäupter nicht in ihrer untergeordneten Stellung im Ministerium, die sie jeden Augenblick bereit waren aufzugeben, in der wohl begründeten Ue-

berzeugung, daß ihnen die ersten Stellen doch nicht entgehen konnten. Hätten diese Männer aber auch nicht dieser, zwar vielleicht egoistischen, aber ganz richtigen Ansicht von ihrer Lage gefolgt, hätten sie ihren persönlichen Ehrgeiz schweigen lassen und es ernstlich versucht ihre Parthey den Wünschen und Bedürfnissen des Ministerium Richelieu gemäß zu zügeln und zu leiten, so wäre doch diesem damit wenig oder nichts geholfen worden. In demselben Maße nämlich hätten sie den Einfluß auf ihre Parthey verloren, und dieser wäre auf andere Partheyhäupter übergegangen. Somit hätten sie bey dem besten Willen doch gerade die Bedeutung verloren, um derentwillen man sie ins Ministerium aufgenommen hatte. Dieß mußte unvermeidlich aus dem Wesen dieser Parthey, wie jeder andern hervorgehen. Sie hatte andere Zwecke, Grundsätze, Interessen als das Ministerium, und hätte aufhören müssen als Parthey zu existieren, hätte den Einfluß, die Aufsichten und Pläne, die sie als solche hatte, aufgeben müssen, um sich jenem zu accomodieren. Ueberdieß war die damalige Majorität an und für sich keine ganz compacte, fixe, homogene, und außer den Nuancen welche mehr oder weniger von den drey neuen Ministern repräsentiert wurden, gab es noch einige Individualitäten (Labourdonnaye, Delalot, Castelbajac, Donnadieu u. s. w.) auf die sie gar keinen Einfluß hatten, in denen sie vielmehr Nebenbuhler so wohl als Partheyhäupter wie als Minister fürchten mußten. So konnten und wollten also diese neuen Bundesgenossen nichts dazu beitragen dem Ministerium eine irgend geordnete, zuverlässige Majorität zu verschaffen, und die stürmischen, rücksichtslosen Angriffe der äußersten Rechten zu mäßigen. Diese stimmte sogar auch damals noch

nicht selten, z. B. hinsichtlich der Presse, der individuellen Freyheit, einzelner Punkte des Budgets, und mancher einzelner angeblicher oder wirklicher Mißbräuche der Gewalt mit der Linken, während eine keinesweges beruhigende Majorität dem Ministerium nur unter mancherley mehr oder weniger ausdrücklichen Bedingungen und Vorbehalten die pecuniären und legislativen Beweise ihres Vertrauens (Censur, Budget u. s. w.) bewilligte.

Die fortdauernden hochverrätherischen Umtriebe des Liberalismus in Frankreich, die Revolutionen in Portugal und Italien lieferten immer neue Veranlassung für die mehr oder weniger aufrichtigen Besorgnisse und Declamationen der Royalisten. Die Geburt des Herzogs von Bordeaux, der Tod Napoleons vermehrten mit der Zuversicht nur die Anmaßungen der Partey und auch diese Gelegenheit die Restauration mit Frankreich wieder zu versöhnen ging völlig unverständlich und ungenützt vorüber. Der König hing an die Geduld und Kraft zum Widerstande zu verlieren *). Er machte noch einige schwache vergebliche Versuche sein Ministerium durch Doctrinairs und wo möglich Decazes zu ergänzen und auf eine durch Verstärkung des linken Centrum zu erhaltende Majorität zu stützen. Diese Versuche hatten kein anderes Resultat, als das Geschrey der äußersten Rechten, als das Mißtrauen der Majorität und die Gefahr neuer

*) Außer allen den Mitteln welche das gesellschaftliche und Familienleben der Tuilerien darbot, hing die Partey schon damals an die geistigen und physischen Kräfte des Königs durch Einflüsse zu zerstören, deren nähere Bezeichnung (wie der Verf. sich ausdrückt) sogar einem Petronius schwer fallen würde. Hier zuerst die Hand der religiösen Intrigue!

Scenen aller Art, bey Hofe, in der Familie und besonders mit dem Grafen Artois zu vermehren, welcher nun schon unverholen auf den Sturz Richelieu's und die Bildung eines reinen Ministerium hinarbeitete *).

Alles dieß konnte nicht lange dauern. Die Adresse womit die Sitzung von 1821 begann gab den Ausschlag. Sie war durch Inhalt, Tendenz und Ton wenigstens so beleidigend für den König, so feindselig gegen seine Minister als die Adresse der 221 von 1830, welche so laut als eine Verletzung der königlichen Würde und Prärogativen von derselben Partey verdammt wurde, von der jene ausging. Die Majorität für diese Adresse entstand durch eine Vereinigung der ganzen Rechten mit der ganzen Linken. Erstere that damit nur den letzten Schritt ins Ministerium. Die äußerste Linke hatte nichts mehr zu verlieren, die Doctrinäre waren wieder voll kleinlicher Intriguen und Erwartungen. Der König benahm sich zwar hinsichtlich der Adresse mit ziemender Würde, aber er ergab sich in sein Schicksal und es bedurfte kaum mehr einer zweiten Niederlage des Ministerium, indem die Kammer ihm weitere außerordentliche Vollmachten gegen die Presse verweigerte. Die Art von Wuth womit sich die Ungeduld der ihrer Sache nun schon völlig gewissen Rechten gerade bey dieser Gelegenheit kund gab, trug doch dazu bey den

*) Als Richelieu ihn einst an sein Versprechen erinnerte, und über die Angriffe der Rechten klagte, sagte er: *ils ne vous renverseront pas, mais il faut vous monarchiser!* Karl X. hat seitdem Ursache genug gehabt es zu bereuen, daß ihm damals Männer wie Richelieu nicht monarchisch genug waren.

König (Dec. 1821) zu entscheiden sein Ministerium aufzuopfern, das Ministerium der Majorität anzunehmen und in seine eigene moralische Abdication zu Gunsten seines Bruders einzuwilligen. 'Enfin M. de Villèle triomphe — schrieb er damals an Decazes — je connais peu les hommes qui entrent dans mon conseil avec lui; je lui crois assez de raison, un sens assez droit pour ne pas suivre aveuglement toutes les folies de la droite. Au reste, je m'annule dès ce moment. Je subi les consequences d'un gouvernement constitutionnel, jusqu'à ce point cependant que je défendrais ma couronne si mon frère la jetait au hazard.' Diese gewichtigen Worte bedürfen keines Commentars. Die Frage wer, welche Partey es war, die in Frankreich zuerst das Königthum zwang sich die Herrschaft und die Minister der parlamentarischen Majoritäten als Bedingungen der constitutionellen Monarchie gefallen zu lassen? — ist danach und nach allem bisher Gesagten leicht zu beantworten. Wenn nun diese Partey behauptet sie habe dem Könige Zwang angethan um das Königthum zu retten, so wollen wir weder die Absurdität, noch die Unredlichkeit dieser Behauptung untersuchen, sondern nur noch einmal auf den ganzen Verlauf und auf den Ausgang dieses Rettungsverfahrens als Maßstab für den Beruf dieser Leute hinweisen.

Wir können übrigens den Sturz des zweiten Ministerium Richelieu, den Anfang des Ministerium Villèle, füglich als das Ende der Regierung Ludwig XVIII. und den Anfang der Regierung seines Bruders ansehen, und deshalb hier einen Abschnitt machen um später die Haupt-

puncte der weitem Ent- oder vielmehr Verwickelung darzulegen, bis zu dem Augenblick wo das Schwert (irgend eines) den Knoten zerhauen mußte, da Karl X. sich demselben Zwang der Majoritäten entziehen wollte, den er seinem Bruder hatte auflegen helfen. Neben der Analogie beider Epochen ist aber besonders der Unterschied schon jetzt hervorzuheben, daß 1821 eine Majorität im Sinne des Ministerium sehr möglich war, zumal durch eine Auflösung der Kammer und neue Wahlen, wenn dasselbe nicht außer den offenen constitutionellen Waffen und Einflüssen auch noch die geheimen, in- oder anticonstitutionellen Einflüsse des königlichen Privat- und Familienlebens, des Pavillon St. Marsan, der royalistischen Comités, des gouvernement occulte gegen sich gehabt hätte. Dagegen war 1830 die öffentliche Meinung in fast allen ihren Elementen, so wohl liberalen als antiliberalen (mit wenigen und unwürdigen Ausnahmen) so entfremdet und verbittert, der Einfluß der Regierung auf die Wahlen durch Uebertreibung und Mißbrauch so gelähmt, daß eine ministerielle Majorität auch nur in einer der beiden Kammern und also die Fortdauer des constitutionellen Staatslebens mit diesen Ministern geradezu und unbedingt unmöglich war.

Wir haben bisher der Veränderungen welche seit dem Tode des Herzog von Berry außerhalb der Grenzen des parlamentarischen, ministeriellen und Hof-Lebens Statt gefunden haben nicht erwähnt, und brauchen ihrer auch jetzt nur mit wenig Worten zu erwähnen. Die theils schon begonnene und besonders im Einzelnen, Kleinen, und gegen Individuen mit gehässigstem Eifer betriebene, theils noch weiter und im Ganzen

und Großen drohende Reaction verstärkte die antimonarchischen oder antidynastischen Elemente des Liberalismus durch alle diejenigen, welche theils mit der constitutionellen Monarchie überhaupt, theils mit der legitimen Dynastie, da beide wieder als Werkzeug in den Händen einer feindseligen Parthey erschienen, kein Heil mehr für ihre politischen oder individuellen Interessen zu sehen glaubten. Die thatkräftigern Elemente warfen sich mehr und mehr auf das Gebiet der Verschwörungen; zumal seitdem das Gelingen der Revolutionen in Spanien, Portugal, Neapel, Piemont glückliche Vorbilder und die Unterstützung der beiden letztern in der Menge von Italiänischen Refugiés erfahrene Lehrer in der, Frankreich sonst ziemlich fremden Kunst der Verschwörungen, der geheimen Gesellschaften darboten. Mag nun aber die erste Organisation des Carbonarismus und die anscheinend so geheimnißvolle und doch so leicht erklärliche Wirksamkeit des comité directeur schon in die letzten Monate des Ministerium Richelieu fallen, so gehören beide in ihrer Blüthe und die damit in Verbindung stehenden Militärverschwörungen doch mehr dem Ministerium Billele an, unter welchem sie auch ihr Ende erreichten, indem ihre Theilnehmer die nutzlose Gefahr solcher Angriffe, und die ihnen durch den Einfluß auf die öffentliche Meinung und die Benutzung der Fehler der herrschenden Parthey sich eröffnende sichere Aussicht eines endlichen, gefahrlosen Sieges mit den Waffen und auf dem Gebiet der constitutionellen Politik begreifen lernten. Das einzige gewaltsame Ereigniß unter dem Ministerium Richelieu, die Unordnungen bey Gelegenheit der Discussion des neuen Wahlgesetzes im Ju-

nus -und die Militärverschwörung vom August 1820 boten nicht einen Augenblick die geringste Ursache zu ernsthaften Besorgnissen *) und dienten nur dazu einen Augenblick die ministerielle Majorität mit einigen noch schwankenden Stimmen des linken Centrum zu verstärken. Eine ganz ähnliche Wirkung hatten diese, wie alle ähnlichen Ereignisse auf die große Majorität der öffentlichen Meinung, zumal in der Classe der Wähler und in Paris. Der vorherrschende Character der öffentlichen Meinung blieb ein durch Furcht vor Umwälzungen gelähmter constitutioneller Liberalismus. Nur in sofern kann den Juniusunruhen eine größere, gleichsam prophetische, symbolische Bedeutung zugeschrieben werden, als damals eigentlich zuerst die Forderung vive le roi! auf Seiten der Garde du Corps und sonstiger royalistischer Kenomisten, und vive la charte! auf Seiten der jungen Leute von der Universität einander entgegengestellt und im Namen der erstern Blut vergossen wurde.

(Die Anzeige der beiden letzten Theile künftig.)

B. A. S.

E r f u r t.

In der Meyerschen Buchhandlung: Vollständiges Handbuch der Arithmetik von Dr. C. S.

*) Wir begreifen nicht wie der Verf. hier von danger imminent sprechen kann, da er selbst beweist wie die Verschwörung nur entdeckt zu werden brauchte um unterdrückt zu werden, und da ihre Entdeckung, wie die aller folgenden nur durch eine Art von Wunder verhindert werden konnte.

Unger. Zwey Bände. Mit einer Sammlung von 1000 Übungsaufgaben und nach den besten Quellen entworfenen Maaß-, Gewicht- und Münz-Tabellen. 336 Seiten und 546 Seiten in Octav.

Dieses Werk ist eine Umarbeitung des Handbuchs der Arithmetik, welches der Verfasser im Jahre 1816 herausgab. Seine Bemühungen um die Einführung einer wissenschaftlichen Behandlung der Arithmetik und seine Leistungen auf diesem Felde sind zu bekannt als daß es nöthig wäre dieses Buch noch besonders zu empfehlen. Eine besondere Aufmerksamkeit hat er hier mit Recht den in neuerer Zeit so wichtig gewordenen Wechsel- und Papiergeschäften gewidmet, und man wird wohl schwerlich etwas Wesentliches in den darauf bezüglichen Abschnitten vermissen. Die letztere Abtheilung enthält die Anfangsgründe der Algebra, nämlich die Buchstabenrechnung, die Kettenbrüche, die Auflösung der Gleichungen der zwey ersten Grade, die arithmetischen Progressionen, die Logarithmen, die geometrischen Progressionen und deren Gebrauch bey Berechnung der Renten. Der Verfasser hat mit Willen die algebraischen Lehren an das Ende des Werkes gesetzt, weil wir, wie er leider mit Recht bemerkt, noch nicht so weit vorgerückt sind, daß dieselben unmittelbar als Grundlagen des ganzen arithmetischen Unterrichts benützt werden könnten.

G ö t t i n g e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

33. Stück.

Den 2. März 1835.

G ö t t i n g e n.

Die Memoria Thomae Christiani Tychsen, recitata in consessu Regiae Societatis Scientiarum ad diem XV. Novembris MDCCCXXXIV ab Arnaldo Hermanno Ludovico Heeren (X S. in 4.) ist bereits in der Dieterichschen Handlung im Druck erschienen, und daselbst zu haben.

M a r b u r g.

Auch eine ähnliche auswärtige Schrift mag es uns vergönnt seyn hier zu erwähnen: Memoriam viri S. R. J. Laurent. Zimmermanni, Phil. et Theol. Doctoris, hujusque Professoris ordinarii, Academiae Marburgensis auctoritate et nomine civibus commendat Carol. Francisc. Wagner. 1834. 16 S. 4. — Sie ist von demselben Verfasser dem wir schon eine Reihe ähnlicher Denkschriften verdanken,

wodurch die schöne Sitte auf dortiger Universität, verdienten Lehrern nach ihrem Hintritt ein Lebewohl nachzurufen, aufrecht erhalten ist.

Hn.

F r a n k f u r t a. M.

Verlag von S. Schmerber, 1832: Paläologica zur Geschichte der Erde und ihrer Geschöpfe von Hermann von Meyer. XII u. 560 Seiten in Octav.

Herr v. M., dem wir schon manchen interessanten Beytrag zur Geschichte der fossilen Ueberreste organischer Geschöpfe danken, liefert hier einen sehr umfassenden Zusammentrag, nicht nur des Wissenswürdigsten, was zu Aufklärung dieser Geschichte, besonders in der neuesten Zeit, gethan worden ist, sondern, man kann wohl sagen, fast Alles dessen, was eine überreiche Zahl von Büchern und Abhandlungen über diesen Lieblingszweig der neueren Naturforschung aufzuweisen hat, und seine eigenen Wahrnehmungen dazu. Das überaus fleißig gearbeitete Buch ist zwar vorzugsweise den fossilen Ueberresten der Wirbelthiere gewidmet; aber in der dritten Abtheilung desselben, in welcher die Felsarten, die Fossilien enthalten, durchgegangen werden, findet man auch eine ansehnliche Nachweisung der Ueberreste anderer darin untergegangenen Thierclassen und Vegetabilien.

Das Buch besteht aus drey Abtheilungen, überschrieben: 1. Die fossilen Wirbelthiere. 2. System der fossilen Saurier nach ihren Organen der Bewegung. 3. Die Gebilde der Erdrinde in denen Ueber-

reste von Geschöpfen gefunden werden, mit besonderer Rücksicht auf die Wirbelthiere.

Mit großem Fleiße ist in der ersten Abtheilung ein systematisch geordnetes Verzeichniß aufgestellt aller bis zur Herausgabe desselben bekannt gewordenen Arten der Wirbelthiere von denen Ueberreste fossil gefunden worden sind, mit Ausnahme der Vögel und Fische. Von den Ueberresten von Vögeln ist (S. 37) nur eine kurze Notiz gegeben. Die dieser Abtheilung vorausgeschickte Literatur enthält nur ein alphabetisches Verzeichniß einer großen Zahl von Büchern, Abhandlungen und ganzen Zeitschriften, in denen nicht nur der Gegenstand abgehandelt wird, sondern auch derer in welchen überhaupt etwas von demselben zu finden ist. Bey jeder Thiergattung aber ist noch besonders ihre Literatur, und zwar sehr reichhaltig und — wie uns scheint — genau aufgeführt, nebst der Synonymik und der Art wie sich das Fossil findet. Der Fundorte dieser fossilen Ueberreste nämlich sind dem Vf. vier: 1. bestimmte Felsformation; 2. Diluvium; 3. Knochenbreccien; 4. Höhlen. Die Benennung Diluvium nimmt der Vf. für alle die jüngsten Gebilde an, die man früher mit dem Ausdrucke aufgeschwemmtes Land bezeichnete, indem er sehr richtig bemerkt, daß eine sichere Characterisierung des Diluviums als besondere Formation noch nicht gegeben werden kann. Er rechnet also dahin nicht nur das neueste Alluvium, sondern selbst den Kalktuff, der gewiß nicht zum Diluvium gehört wenn man sich durch diesen Kunstausdruck verleiten lassen sollte dabey an die Sündfluth zu denken. Dem systematischen Verzeichnisse folgen Anmerkungen über mehrere

einzelne der in diesem aufgeführten Thierarten, enthaltend zum Theil sehr beachtenswerthe Nachweisungen zu näherer Untersuchung des Einzelnen, worin noch viel zu thun ist. Wahrscheinlicherweise mögen manche der gefundenen einzelnen fossilen Knochen und Knochenfragmente Anlaß gegeben haben zu Vervielfältigung von Arten einzelner Geschlechter, die in der Zukunft sich entweder als unhaltbar darstellen oder doch immer zweifelhaft bleiben werden. Auch fehlt noch viel um gerade zu dem Zwecke zu gelangen, der einer der interessantesten bey der Untersuchung der Fossilien ist — der Schluß auf die geologischen Ereignisse, die den Untergang der Thiere, oder das Niederlegen ihrer Reste an die Orte wo man sie jetzt findet, verursacht hat. Was ist überhaupt fossil? Diese Frage, die Hr v. M. bey Gelegenheit der Anmerkung über fossile Menschen berührt, bedarf in der That noch einer bestimmten Beantwortung. Man sollte glauben, es sey unbedenklich, diejenigen Ueberreste organischer Wesen fossil zu nennen, die durch ein Naturereigniß, oder den Gang der Natur (ohne Zuthun der Menschenhand) unterirdisch geworden, d. i. in den Schooß der Erde begraben worden sind. Und doch scheint dieser Begriff zu weit zu seyn, denn nach demselben würden Herculanium, Plüß, Goldau mit Allem was darin ist, für fossil gelten müssen. Wollte man nur die Körper für fossil gelten lassen, die keine lebenden (vollkommenen) Analoga entweder in der jetzigen Schöpfung überhaupt, oder wenigstens in den Himmelsstrichen haben, wo sie selbst fossil gefunden werden; so würde der Begriff zu eng seyn, denn man findet ja sogar im Tertiärgebilde fossile Thiere von denselben Arten

(Species), die noch in den nächsten Meeren leben. Die Art wie sich die Reste finden, ob in fest gewordenen Massen oder in lockeren, oder in Spalten und Höhlen, genügt ebenfalls nicht als Character des fossilen Zustandes. Was von dergleichen sich in Höhlen findet, erfordert insbesondere eine behutsame Beurtheilung, denn in Höhlen finden sich gewiß Eindringlinge aus sehr verschiedenen Zeiträumen. Sicherlich sind nicht alle diese Reste durch Wasser in die Höhlen getrieben worden; vielleicht die allerwenigsten, und die meisten rühren von Bewohnern der Höhlen und ihrer Beute her, und auch von solchen, die nur eine Zuflucht darin suchten. Ihren Untergang darin aber können wohl, wenigstens hier und da, Ueberschwemmungen bewirkt haben.

Der zweyten Abtheilung geht eine Einleitung voraus, die sich über die Eigenthümlichkeiten der Entwicklung des Organismus auf der Erde überhaupt, in den verschiedenen Formen der Pflanzen und Thiere, in den einzelnen durch merkwürdige Uebergangsglieder verbundenen Classen der letzteren, verbreitet, die höchst anziehend und lesenswerth ist. Sodann zeigt der Verf. daß die Kennzeichen die man bisher angewendet hat um die Geschlechter derjenigen Familie der Reptilien, die man unter dem Namen der Saurier begreift, zu unterscheiden, — Kennzeichen hergenommen von der Bildung des Kopfes, der Zähne, des Gehirnapparats u. s. w. — nicht genügend befunden werden zu Beurtheilung und Bestimmung, besonders der sich fossil findenden Reste dieser Familie. Die Vergleichung derselben mit lebenden Arten wird hier schwerer als bey vielen andern organischen Ueberresten, weil unter denen der Saurier sich Bildungen finden,

zu denen sich auch nicht entfernt etwas Aehnliches in der jetzigen Schöpfung aufweisen läßt. Das ganze Fachwerk dazu fehlt in der letztern. Herr v. M. findet nun in dem in der Einleitung zu diesem Abschnitte herausgehobenen Umfande der sich überall im Thierreiche zeigenden Annäherung der Classen durch gewisse Uebergänge, z. B. der Säugethiere zu den Vögeln, dieser zu den Fischen u. s. w. einen Anhaltspunct zu einer Classification auch der ganz untergegangenen Geschlechter der Saurierfamilie. Die Organe der Bewegung (die Beine) sind die Theile an welchen sich solche Uebergänge vornehmlich zeigen; diese Theile hat er daher zur Abtheilung der Saurier-Familie benutzt. Er nimmt vier Haupteigenthümlichkeiten dieser Organe an, und erhält dadurch A. Saurier mit Beinen (die lebenden Arten gehören sämmtlich zu diesen). B. S. mit Gliedmaßen ähnlich denen der schweren Landsäugethiere. C. Saurier mit floßartigen Gliedmaßen. D. S. mit Flughaut. (B. C. und D. werden bloß fossil gefunden). Die Arten werden hierauf einzeln durchgegangen. Diese Abtheilung ist reich an eigenen Beobachtungen des Verfassers, so wie sie überhaupt als eigener Gedanke dasteht zwischen dem ersten und dritten Theile, welche mehr compilatorischer Natur sind, doch aber von der geistreichsten Art.

In der dritten Abtheilung werden die verschiedenen Formationen, oder Gesteins-Ablagerungen, von den vermuthlich ältesten an, welche Versteinerungen enthalten, bis zu den jüngsten herauf, zuletzt das Diluvium, die Knochenbreccien und die Höhlen, einzeln durchgegangen, und wird dabey nachgewiesen, welche Ver-

steinerungen überhaupt und vornehmlich von Wirbelthieren sie enthalten, und in welchen Gegenden der Erde sie mit oder ohne solche gefunden werden. Diese Arbeit ist geeignet Bewunderung zu erregen, wegen des von dem Verfasser darin an den Tag gelegten Fleißes im Benutzen des in großer Masse vorhandenen und sehr zerstreuten Materials. Es ist in der That eine ungeheurere Arbeit, die den Freunden der Untersuchungen welchen sie gewidmet ist, auf lange Zeit hinaus eine große und sehr dankenswerthe Erleichterung bey ihren Forschungen bieten wird. Auszüge aus diesem Theil des Buches zu geben ist nicht thunlich. Nur einiges Wenige bemerken wir daraus oder dazu. Der Verf. hat vornehmlich sein Augenmerk auf den Umstand gerichtet, daß bisher einige scharfe Sonderungen gewisser Formationen auf den Grund der in denselben enthaltenen oder fehlenden Ueberreste organischer Wesen angenommen worden sind. Er zeigt daß in sehr vielen Fällen solche jetzt angenommenen Sonderungen sich nicht bewähren, und daß hingegen gewisse Fossilien ein ausgedehnteres Formationsgebiet haben, als man ihnen bisher hat zugestehen wollen. Der Versteinerungs-Character der Formationen ist daher bey weitem noch nicht sicher bestimmt. Hiermit beschäftigt sich insbesondere die Einleitung zu der dritten Abtheilung. Derselben voraus ist auch eine Uebersicht der Gesteinsschichten der Erdrinde nach ihrer relativen Altersfolge aufgestellt. In dieser scheint uns Einiges zu minutiös, und Anderes zu allgemein hingestellt zu seyn. Den zwanzig verschiedenen Gebilden welche, zwischen der Kreide und dem Keuper liegend, von den Englischen Geognosten mit

einzelnen Provinzialnamen, Steinbrechers = Ausdrücken und barbarischen Benennungen bezeichnet werden, ließen sich ohne Zweifel in den Abtheilungen, welche mit der Bezeichnung Tertiargebilde in ein einziges Glied, und mit den Benennungen Keuper, Muschelkalk und bunter Sandstein in drey Glieder vereinigt sind, nicht viel kleinere wesentliche Unterabtheilungen entgegenzusetzen. Worauf der Verfasser den Unterschied von dem Todtliegenden über den Steinkohlen, und dem Rothliegenden unter den Steinkohlen gründet, ist uns dunkel, so wie daß der Bergkalk zwischen diese beiden Gebilde, dem Alter nach, gestellt ist. Auch ist nicht zu billigen, daß der Verfasser für groben Sand, oder feines Gerölle, Grand, sich des Ausdruckes Kies bedient. Dieses ist eine Provinzial-Benennung für diese Art Sand, und sollte in einem Werke, das eine Wissenschaft behandelt, in welcher der Ausdruck Kies schon ein hergebrachtes Kunstwort für einen Körper ganz anderer Art ist, nicht für jene Substanz gebraucht werden. Wenn wir noch bedauern, daß in der Schreibart häufig etwas gezwungene, oder vernachlässigte Wendungen, auch hie und da Dunkelheiten vorkommen, die der Belehrung nachtheilig sind; so thun wir dieses nur, weil wir aus einem so reichhaltigen, belehrenden, nützlichen, dem Geiste und dem Fleiße des Verfassers so sehr zur Ehre gereichenden Buche, auch den kleinsten Anlaß zum Tadel entfernt gewünscht hätten.

G ö t t i n g e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

• 34. 35. Stück.

Den 5. März 1835.

G ö t t i n g e n .

Am 13. Februar sah unsere Stadt und Universität ein eben so frohes als seltenes Ereigniß. Die Wandenhoef-Ruprechtsche Universitäts-Buchhandlung feyerte an demselben den Tag ihrer hundertjährigen Stiftung. Gegründet 1735, kurz nach der Universität, unter Münchhausens Vorsorge durch einen Holländischen Buchdrucker und Antiquar, Abraham Wandenhoef, trat bereits 1744 ihr nachmaliger Verwalter, und demnächstiger Testaments-Erbe der Wittwe Wandenhoef, Herr Ferdinand Ruprecht, Vater und Schwiegervater der jetzigen Herren Besitzer, in ihre Dienste, unter dessen Führung sie sich zu einer der ersten Buchhandlungen unsers Vaterlandes erhob. Möge sie noch ein zweytes Jahrhundert unter gleich glücklichen Verhältnissen fort dauern!

E b e n d a s e l b e s t .

Zur Beantwortung der auf den November 1834 von der Mathematischen Classe der Königlichen

Societät aufgegebenen Hauptpreisfrage, deren Termin aber nach St. 149 dieser Anz. vom v. J. bis Ende Decembers verlängert war, waren drey Concurränzschriften eingelaufen, eine in lateinischer Sprache mit dem Motto: *Opinionum commenta delet dies, naturae iudicia confirmat*; die zweyte in deutscher Sprache mit der Aufschrift: *Suum cuique*; die dritte gleichfalls deutsch mit den Worten: nur gleichartige Einzdrücke sind vergleichbar.

Die Abhandlung *N. 2*, mit der Aufschrift: *Suum cuique*, enthält nur die Meinungen ihres Verf. über die Bildung und Naturbeschaffenheit der Himmelkörper, und gar nichts, was auf die Lösung der von der Societät gestellten Aufgabe Bezug hätte. Eine besondere Beurtheilung jener Meinungen ist daher unnöthig, da solche mit der Preisfrage in gar keinem Zusammenhange stehen.

Der Verf. der Schrift *N. 1*, *Opinionum commenta u. s. w.* hat hingegen die Frage richtig aufgefaßt, einen Apparat zur Vergleichung der Lichtstärke zweyer Sterne angegeben und ausführen lassen, auch einige Versuche der Anwendung auf wirkliche Lichtmessungen mitgetheilt. Das Instrument ist ein Fernrohr mit solchen Vorrichtungen, daß beide Sterne zugleich im Felde neben einander gesehen werden können, der eine direct, der andere durch Reflexion. Letztere wird durch einen vor dem Objectiv angebrachten Spiegel bewirkt, der sich in die dem Winkelabstande beider Sterne entsprechende Neigung gegen die Gesichtslinie durch Drehung um eine die Gesichtslinie rechtwinklicht schneidende Aze bringen läßt; der äußere Rand des Spiegels fällt mit dieser Drehungsaxe zusammen, daher der Spiegel in jeder Lage die Hälfte des Spiegels

für directes Licht verschattet. Es ist nun aber noch unmittelbar vor dem Objectiv eine halbkreisförmige Blending angebracht, welche nur die Hälfte des Objectivs offen läßt, und ganz herumgedreht werden kann. Die Größe dieser Drehung wird auf einem eingetheilten Ringe (so wie die Größe der Spiegeldrehung auf einem Gradbogen) gemessen. Steht der Index des Ringes auf dem Nullpunct, so kommt gar kein directes, nach einer halben Umdrehung hingegen kommt gar kein reflectirtes Licht in das Fernrohr: bey jeder Zwischenlage theilt sich das reflectierte und das directe Licht im Verhältniß der Abweichung von jenen beiden Stellungen in die offene Hälfte des Objectivs. Man übersieht so leicht, daß wenn man durch Drehung der Objectivblending bewirkt hat, daß beide Sterne gleich hell erscheinen, sich, vorbehältlich eines noch unbekanntes von der Schwächung des Lichts durch die Reflexion abhängigen Factors, das Verhältniß der Lichtstärke beider Sterne berechnen läßt: dieser unbekanntes Factor wird gefunden oder eliminiert durch Zuziehung einer zweyten Beobachtung, wobei bloß die Sterne vertauscht werden. Für gewisse Fälle hat der Verf. noch einen zweyten Spiegel beygefügt, so daß der eine Stern durch doppelte Reflexion gesehen wird, was übrigens in der Methode keinen Unterschied macht. Die Bequemlichkeit des Gebrauchs wird durch ein parallatisches Stativ sehr erhöht.

Man muß bedauern, daß der späte Empfang dieses Instruments aus den Händen des Verfertigers den Verfasser gehindert hat, eine durchgreifende Prüfung durch zahlreiche Messungen auszuführen. Er hat das Lichtverhältniß von sieben Sternpaaren, zusammen aus nur 44 Beobachtungen, die jedoch nur summarisch ange-

zeigt werden, bestimmt. Die Resultate, die zuerst gesetzten Sterne jedesmahl als Einheit betrachtet, sind folgende:

Sterne	Lichtverhältniß
Rigel, Procyon	0,8501
Rigel, β kl. Hund	0,1258
Sirius, Rigel	0,2875
Sirius, Procyon	0,2756
Procyon, Regulus	0,3781
Procyon, Nordstern	0,4369
Regulus, Nordstern	0,5720

Die Höhen der Sterne, oder die Größen, wovon sie abhängen, fehlen. Die wahrscheinlichen Fehler dieser Bestimmungen, so weit sie aus der Vergleichung der einzelnen Beobachtungen unter sich festgesetzt werden können, würden nach den Anführungen des Vf. zwischen $\frac{1}{6}$ und $\frac{1}{2}$ des Ganzen schwanken. Vergleicht man nun aber die erste, dritte und vierte Bestimmung unter sich, so zeigt sich die Nothwendigkeit viel stärkerer Correctionen, und die drey letzten Bestimmungen lassen sich gar nicht vereinigen. Der Verf. gesteht selbst, daß er diesen Widerspruch nicht zu erklären wisse, und wenn man gleich hoffen muß, daß es ihm in Zukunft nach viel umfassenderen Versuchen gelingen werde, die Quelle solcher Fehler aufzufinden, so bleibt doch gegenwärtig die Tauglichkeit des Apparats zur Messung der Helligkeit leuchtender Punkte noch unverbürgt.

Der Verf. der dritten Abhandlung mit dem Motto: Nur gleichartige Eindrücke sind vergleichbar, hat zwey ganz verschiedene Apparate angegeben und ausgeführt: den einen nennt er den Ocularapparat, den andern das Prismenphotometer. Obwohl beide zu dem vor-

gegebenen Zweck angewandt werden können, so ist doch eigentlich der erstere weniger zur Vergleichung der Lichtstärke leuchtender Punkte, als zur Vergleichung der specifischen Helligkeit ausgedehnterer Flächen, z. B. des Himmelsgrundes, bestimmt, und es wird daher hinreichen, hier nur die Hauptmomente des zweyten Apparats anzugeben. Der Grundgedanke für dieses Instrument ist die bekannte Erfahrung, daß ein Stern, welcher dem unbewaffneten Auge, oder in einem zum deutlichen Sehen gestellten Fernrohr wie ein untheilbarer leuchtender Punkt erscheint, sich in ein kreisförmiges Bild ausbreitet, wenn man dem Oculare eine andere Stellung gibt, als das deutliche Sehen erfordert. Dieses Bild ist desto größer, aber eben deshalb in seinen Theilen desto lichtschwächer, je weiter das Ocular von seiner Normalstellung absteht. Für ungleich helle Sterne muß man daher das Ocular in ungleiche Entfernung von der Normalstellung bringen, um die Bilder in gleicher Flächenhelligkeit erscheinen zu lassen. Es läßt sich so die Lichtstärke zweyer Sterne schon einigermaßen vergleichen, wenn man undeutliche Bilder von ihnen nach einander beobachtet, ihre Flächenhelligkeit, so viel der Gedächtniseindruck verstattet, gleich macht, und die entsprechenden Ocularstellungen abmißt. Natürlich erwartet man von einem so rohen Verfahren wenig Genauigkeit, und findet sich daher überrascht, daß die von dem Verf. angeführten Versuche eine doch viel größere Uebereinstimmung darbieten, als man hätte erwarten mögen: dieß erweckt schon ein günstiges Vorurtheil für den von dem Verf. kunstreich angeordneten Apparat, womit man derartige Bilder zweyer Sterne zugleich sehen, und zu gleicher Flächenhelligkeit bringen kann.

Das Objectiv ist in zwey gleiche Hälften zerschnitten, die sich nicht neben einander, wie am Heliometer, sondern längs ihrer gemeinschaftlichen Aze, jede für sich, verschieben lassen. Die Mitte der Verschiebungen, die durch Scalen an der Außenseite des Rohrs scharf gemessen werden, entspricht, wenn die Scularröhre ganz eingeschoben ist, ungefähr derjenigen Stellung gegen letzteres, die zum deutlichen Sehen erfordert wird. Die beiden Objectivhälften erhalten ihr Licht durch Spiegel, deren reflectierende Flächen 45° gegen die Aze des Rohrs geneigt sind, und von denen der eine (vom Objectiv weiter abstehende) um diese Aze meßbar gedrehet werden kann. Diese Aze ist also bey Beobachten zweyer Sterne immer gegen den einen Pol des sie verbindenden größten Kreises zu richten. Die Spiegel selbst sind Glasprismen, in welche das Licht senkrecht einfällt, und senkrecht aus ihnen austritt. Zwischen den Objectivhälften und den zu ihnen gehörenden Prismenspiegeln sind Diaphragmen angebracht, die durch zwey Schieberpaare gebildet werden: jedes Schieberpaar wird durch Eine Schraube mit entgegengesetzt geschnittenen Gewinden so bewegt, daß die Mitte der Hypotenuse des zu einem größern oder kleinern rechtwinkligen Dreyecke sich bildenden Diaphragma unverrückt bleibr.

Bermöge dieser Einrichtung sieht man bey gehöriger Stellung des Rohrs und der Spiegel zwey Sterne zugleich, und zwar jeden wie eine rechtwinklige Dreyecksfläche, wenn die Objectivhälften von der Normallage zum Scular abweichen: von dieser Abweichung hängt sowohl die scheinbare Größe des Dreyecks, als dessen Flächenhelligkeit ab, aber jene zugleich mit von der Diaphragmenöffnung, diese von der eigenthüm-

lichen Helligkeit jedes Sterns: man kann daher durch Aenderung der einen Abweichung die Gläzchenhelligkeiten beider Bilder, und wenn man will, durch Abänderung einer Diaphragmenöffnung, auch ihre Größe, zur Gleichheit bringen. Daß so das Verhältniß der Lichtstärke zweyer Sterne gefunden, und dabey auch etwaige Ungleichheiten in den Objectivhälften und Prismenspiegeln durch umgekehrte Combination eliminiert werden können, bedarf nun keiner weitern Ausführung.

Der Verf. hat seinen Apparat einer strengen Prüfung unterzogen, aber geüffentlich nicht an Sternen, sondern an künstlich hervorgebrachten sternähnlich leuchtenden Puncten. Diese künstlichen Sterne erhielt er durch den Reflex des Tageslichts von zwey nahe gleichen gut polirten Stahlkugeln, etwa $\frac{1}{2}$ Zoll im Durchmesser. Das Tageslicht, für beide Kugeln von einerley Stelle des Himmelsgrundes herrührend, gelangte zu den Kugeln durch freisrunde Blendungen von verschiedener Weite, und es war Sorge getragen, daß kein fremdes Licht weder die Kugeln noch das Auge des Beobachters treffen konnte. Es wurden überhaupt vier Blendungen gebraucht, die engste 7, die weiteste 20 Linien im Durchmesser; durch die sechs verschiedenen Combinationen konnte man also künstliche Sterne von sechs verschiedenen Lichtverhältnissen erhalten; die größte Ungleichheit, wie 1 zu 8, entspricht nach des Verf. eigenen Untersuchungen nahe dem Mittelverhältnisse zweyer Sterne, die um zwey Ordnungen von einander abstehen. Diese künstlichen Sterne erschienen wirklich ganz ähnlich, aber ohne den Wechsel und das Wallen, wodurch die Beobachtungen wirklicher Sterne oft so unsicher werden: überdieß hatten sie den höchst wichtigen

Vorzug, daß ihr Helligkeitsverhältniß aus den Blendungsöffnungen a priori bekannt war. Der Verf. theilt die große Zahl der Messungen ihrer Lichtstärke mit dem Prismenphotometer im ausführlichen Detail mit, ohne diejenigen zu verschweigen, bey welchen sich anfangs einige Unregelmäßigkeiten zeigten, deren Ursachen jedoch entdeckt und weggeräumt wurden. Der wahrscheinliche Fehler Einer Vergleichung ergibt sich aus der Gesammtheit der Messungen als $\frac{1}{2}$ der ganzen Helligkeit, diese möge groß oder klein seyn, und die Verhältnisse der verschiedenen künstlichen Sterne zeigen eine vollkommen befriedigende Uebereinstimmung mit den Blendungsöffnungen.

Die Tauglichkeit des Apparats zu scharfer Vergleichung der Helligkeit leuchtender Punkte ist hierdurch auf eine genügende Art erwiesen, und wenn man auch ungern Anwendungen auf wirkliche Sterne vermißt, so hat man doch Grund genug, auch bey diesen befriedigende Resultate zu erwarten, wenn man nur, wie der Verf. mit Recht verlangt, die Beobachtungen auf besonders günstige atmosphärische Zustände beschränkt, wo man, bey der leichten Handhabung des Instruments, in wenigen Stunden mehr ausrichten wird, als unter ungünstigen Umständen an vielen Tagen. Uebrigens enthält die Abhandlung noch manche andere photometrische Untersuchungen und Ansichten von bedeutendem Interesse, die jedoch, als zur Hauptsache nicht wesentlich nothwendig, hier mit Stillschweigen übergangen werden können. Einige Anwendungen der Wahrscheinlichkeitsrechnung im letzten Abschnitt würden einer Berichtigung bedürfen, was jedoch für den Hauptgegenstand selbst ganz unwesentlich ist.

Endlich kann noch bemerkt werden, daß das Prismenphotometer, obwohl auf ein ganz anderes Princip gegründet, als das der Abhandlung *N^o. 1.* zum Grunde liegende, doch zugleich die Möglichkeit darbietet, Sterne nach dem andern Princip zu vergleichen, nämlich durch zugleich erscheinende deutliche Bilder bey meßbar verengter Objectivöffnung, und daß selbst bey dieser Beobachtungsart, welche übrigens der Verf. nach seinen Erfahrungen für verwerflich hält, die Einrichtung des Prismenphotometers Vorzüge vor der bey Abhandlung 1. beschriebenen haben würde.

Da die Abhandlung 3 die Aufgabe am vollkommensten und auf eine solche Art gelöst hat, daß ein schätzbare Fortschritt in diesem Theile der practischen Astronomie dadurch begründet wird, so hat die königl. Societät ihr den Preis, der Abhandlung 1 hingegen, die ebenfalls sehr verdienstvoll ist, das Accessit zuerkannt.

Der Verfasser der gekrönten Abhandlung ist, nach dem in der öffentlichen Sitzung der Societät vom 14. Februar entsiegelten Zettel,

Dr Steinheil

in München.

Der Zettel zu der Abhandlung *N^o. 2* wurde in derselben Sitzung uneröffnet verbrannt.

M ü n c h e n .

In Commission der Copenrathschen Buch- und Kunsthandlung: Taschenbuch für vaterländische Geschichte. Erster Jahrgang. Mit dem Bildnisse Christoph Bernards v. Galen. 1833. XXVI u. 208 Seiten in Octav.

Die historischen Taschenbücher kommen immer mehr in die Mode. — Mit dem hier angezeigten tritt ein neues ins Leben, welches für Westphalen das seyn soll, was Hormayr's Taschenbuch für Bayern ist, das ihm als Vorbild dient und dem es in seiner ganzen Form und Einrichtung nachgebildet ist. — Die Geschichte des Vaterlandes mehr und mehr zu popularisiren und zu naturalisiren, aus dem Gedächtniß in die Herzen zu verpflanzen, nicht minder auf den Toiletten als auf den Studierpulten einheimisch zu machen, und vorzugsweise vaterländische Begebnisse, Großthaten und hervorragende Männer und Frauen zu schildern, wird im Vorworte dieses Taschenbuchs als Zweck desselben angegeben. Ferner sollen Züge und Bilder aus dem Volksleben, Darstellungen von Sitten und Gebräuchen, Schilderungen von Denkmalen alter Kunst, Sagen und Legenden, Volkslieder und Gedichte mitgetheilt werden und alle diese Mittheilungen unter 9 stehende Rubriken fallen; nämlich: Biographien, Nekrologe, Character- und Lebensschilderungen von Männern und Frauen, berühmte Reisende und Abenteurer, welche ihre Herkunft aus Westphalen ableiten, Monographien, Geschichte der bedeutendern Städte Westphalens u. s. w., Schilderungen von Denkmalen alter Kunst, Mittheilungen über Kunstleistungen aus der Vor- und unserer Zeit, und endlich Sagen, Geschichten und Legenden, Lieder und Gedichte.

Zweck und Einrichtung sind gut; auch ist, wenn ersterer erreicht wird, der Nutzen solcher Taschenbücher nicht zu läugnen. Vielleicht gelingt es ihnen, die sogenannten die Geschichte entstellenden historischen Romane und Novellen mit der Zeit zu verdrängen, von denen sie in gewissen

Beziehungen den Uebergang zum ernstern Geschichtsstudium machen können. Leichter im leichtern Gewande schreitet hier die Erzählung fort; auf ebenem durch mannigfaltige Abwechslung noch ergeßlicher gemachten Pfade führt hier die Muse den Layan in das Heiligthum der Geschichte ein, ohne ihn durch trockene kritische Untersuchungen abzuschrecken. In sofern sind sie als eine Mittelgattung zwischen jenen und den eigentlichen Geschichtswerken zu betrachten.

Die Mannigfaltigkeit des vor uns liegenden Taschenbuchs, dessen erster Jahrgang sich ausschließlich mit dem Münsterlande beschäftigt, ersieht man schon aus der Inhaltsanzeige. Da sind Aufsätze und Mittheilungen für alle im Vorworte angezeigte Rubriken. Zu den vorzüglichern und interessantesten derselben gehören die biographischen Skizzen Christoph Bernhards von Galen, Fürstbischofs von Münster, und Theodors von Neuhof, Königs von Corsica. Beide sollen nichts mehr als Skizzen seyn und erstere hier bloß als Einleitung einer ausführlichern historisch-critischen Schilderung des Lebens und der Thaten dieses für Münster höchst einflußreichen Fürsten dienen, deren Mittheilung im zweyten Jahrgange erfolgen wird. Die Geschichte des Barons von Neuhof, der die Ehre hatte, eine kurze Zeit König von Corsica zu seyn, gehört nur in sofern hierher, als er mittheilt seines Vaters, der früher Hauptmann in der Leibwache des Bischofs von Münster war, sich aber aus Unzufriedenheit nach Frankreich begeben und mit der Tochter eines Lütticher Kaufmanns verhehlicht hatte, seine Abstammung aus Westphalen herleitet.

Die dritte Abtheilung dieses Jahrgangs füllen zwey Bilder des Lebens aus, deren erstes,

betitelt: der *Send* zu Münster, in den ersten drey Zeilen mehr verspricht, als es nachher leistet. Es ist eine ganz gewöhnliche Beschreibung eines eben so gewöhnlichen Jahrmakts zu Münster, wie man sie überall, selbst in den kleinern Städten und Flecken, zu sehen bekommen kann, ohne alles geschichtliche Interesse. Nicht einmal die Bedeutung des Wortes: *Send* erfährt man. Zu Schilderungen der Art gehört mindestens eine ganz vorzüglich ausgezeichnete Darstellungs-gabe, wenn das dem Gegenstande fehlende Interesse ersetzt werden soll. Mit dem humoristischen Stil, das Streben darnach ist wenigstens unverkennbar, will es dem Verfasser noch nicht recht gelingen und Vieles scheint doch zu gesucht, um zu gefallen. Dahin gehören unter Andern mehrere Ausdrücke, als 'Museum von Kunstgebilden aus Zinn für den Hausgebrauch' (S. 82) — 'Menagerie von Pfeifenköpfen, Tabacksröhren, Spizen, Quasten u. s. w.' (S. 84) — und Dampfkunstmeisterherr (S. 90) für einen Raucher von Profession. Unpassender noch will es uns erscheinen, wenn in einem Taschenbuche, das auch für die Toilette bestimmt ist, Stellen vorkommen, wo es von einer Dame heißt, daß sie mit etwas gedehnter Hinterbreite die Federkraft eines Sophas erprobe (S. 88) und von einem Bauer-mädchen, daß es für seinen Getreuen einen Porcellankopf einhandele, mit der Devise: 'Nur nicht ängstlich'.

Das zweyte Bild aus dem Leben enthält eine Schilderung der Fastnachtsfeyer in Münster nach einer Chronik aus dem 16. Jahrhunderte; dann folgt eine Volks-sage, des Teufels Brautfahrt, deren Schauplatz Münster ist und die damit endet, daß der Teufel leer

abziehen muß, zuvor aber die Here, welche ihm als Kupplerin gedient, vom Scheiterhaufen rettet und den über die verlassene Braut schadenfrohen dem Schauspiel beywohnenden Mägdelein einen pechschwarzen Zwickelbart auf die Oberlippe heftet. Ganz schlecht war dieser Teufel doch also nicht, da er noch einen solchen Act der Gerechtigkeit hier ausübte. Wenn in jedem der künftig vielleicht noch erfolgenden Jahrgänge dieses Taschenbuchs ein paar solcher Sagen vorkommen, so muß es Münster an Besuchen des Teufels nicht gefehlt haben, denn in diesem ersten Jahrgange findet sich noch eine und zwar eine gereimte Teufelsage, die mit dem Bau der Liebfrauenkirche in Verbindung steht. — Sonst befinden sich in demselben noch die Biographien einiger Zeitgenossen, Bernard Overbergs, eines würdigen Geistlichen in Münster, des Freyherrn von Geismar, Generallieutenant in Russischen Diensten, der sich im letzten Russisch-Türkischen Kriege auszeichnete, und des als Dichter bekannten Franz von Sonnenberg. Man wird sie nicht ohne Interesse lesen und kann sie gleichfalls zu den gelungenern Partien in diesem Buche rechnen, was von den gereimten Sagen und Geschichten, unter denen sich auch eine Nachahmung des Bürgerschen Liedes von Weinsberg befindet, nicht gerühmt werden kann; den Legendenton hat der Dichter wenigstens nicht finden können. — Von Baudenkmalen der Stadt Münster sind diesmal der Dom und die Liebfrauenkirche, zwey würdige Gegenstände, gewählt. Den Schluß machen eine Schilderung der Schlacht bey Stadtlohn im dreißigjährigen Kriege, in welcher Tilly's Siegesglück über die Tapferkeit und den Heldenmuth des

ritterlichen Herzogs Christian von Braunschweig triumphierte, und eine historische Skizze von dem durch die religiöse Schwärmerey seines letzten Besizers, Gottfried II. in ein Kloster verwandelten Schlosse Cappenberg.

Wir müssen uns mit dieser kurzen Anzeige des vor uns liegenden Taschenbuchs hier begnügen, um durch längere Mittheilungen und Auszüge dem Leser seinen Genuß nicht zu verkümmern; zugleich wünschen wir, daß das Unternehmen die Unterstützung finden möge, welche es verdient. An Stoff, um wenigstens zehn Jahrgänge recht reichlich auszustatten, wird es in der Geschichte eines Landes, dessen Boden zu den höchst klassischen in Deutschland gehört, gewiß nicht fehlen.

Dr. A. He.

Bern und St. Gallen.

Historisch = geographisch = statistisches Gemälde der Schweiz. Erstes Heft: der Canton Zürich, von Gerold Meyer von Knonau. 1834. VIII u. 342 S. in 8. (bey Huber u. Compagnie).

Mit diesem Heft beginnt eine Statistik der Schweiz nach den einzelnen Cantons, welche in einer Reihe von Bändchen bey hinreichender Unterstützung das Ganze umfassen wird. Der Herausgeber, ein Sohn des bekannten Geschichtschreibers der Schweiz, eröffnet dieselbe mit dem Canton Zürich, auf eine sehr würdige Weise. Wir vermissen darin nichts, was man in einer solchen Statistik zu erwarten berechtigt ist, und sollte das Unternehmen mit gleicher Sorgfalt

durchgeführt werden, so möchten wenige Länder sich einer ähnlichen statistischen Darstellung zu erfreuen haben. Nach einer kurzen Literatur beginnt der erste Theil mit einer historischen Uebersicht des Cantons, die mit einer tabellarisch-chronologischen Angabe der Erwerbung seiner Bestandtheile schließt. Hierauf zuerst: das Land, nach seiner physischen Beschaffenheit und seinen Producten, und dann das Volk. Die Bevölkerung, welche im Jahr 1467 nur 51,892, im Jahr 1771 schon 151,746 Seelen betrug, ist im Jahr 1833 auf 226,855 Seelen gestiegen. Diese wird dann genauer nach den einzelnen Bezirken angegeben. Körperliche Eigenschaften, Nahrung, Kleidung und Wirthschaft nach ihren einzelnen Zweigen; Industrie und Handel. Unter den Manufacturen nehmen die Seidenfabriken einen wichtigen Platz ein, die 11,300 Personen beschäftigen. Einfuhr und Ausfuhr nach ihren wichtigsten Artikeln, Münzen und Gewichte etc. — Gesellschaftlicher Zustand. Sprache, Unterrichtsanstalten, niedere und höhere, besonders die neugestiftete Universität, 'deren Wirken von jeder schweizerischen Politik unabhängig ist.' Intellektuelle und ästhetische Cultur. Unter dieser Rubrik wird ein Verzeichniß der als Schriftsteller bekannten Züricher Gelehrten, sowohl der verstorbenen als der noch lebenden, nach den einzelnen Fächern, mit Anführung ihrer bedeutendern Schriften gegeben, das den Literatoren sehr erwünscht seyn wird. Dasselbe auch von den Künstlern, um so mehr da so manche von beiden sich nur durch die Vornamen unterscheiden. — Skizzen des sittlichen Characters der Züricher, im vierzehnten, sechzehnten und achtzehnten Jahrhundert. 'Von der Wiege bis zum

Sterbebette waren unsere Voreltern so eitel als wir.' Der Luxus war nicht geringer; nur etwas massiver als gegenwärtig. Schon 1370 eiferte der Rath gegen die Prachtliebe der Frauen. — Hierauf: der Staat. Verfassung vor 1798; Helvetische Periode, Mediationsverfassung von Napoleon; Verfassung vom 11. Junius 1814 und 10. März 1831. Sowohl die allgemeinen Grundsätze als die einzelnen Bestimmungen derselben werden angegeben. Staatsverwaltung nach ihren einzelnen Zweigen, und Justiz. Die Kirche nach den verschiedenen Confessionen; und zuletzt eine Anleitung den Canton zu bereisen. — Der hierauf folgende specielle Theil enthält in alphabetischer Ordnung genaue Angaben der einzelnen Dörter des Cantons, wo besonders auch über die Stadt Zürich genaue Nachrichten mitgetheilt werden.

Wenn gleich einem Ausländer über die Genauigkeit der einzelnen Angaben kein Urtheil zustehen kann, so tragen doch alle den Stempel der Zuverlässigkeit und Unparteylichkeit, da auch das zu tadelnde nicht verschwiegen wird. Reisende werden jede ihnen nöthige Belehrung finden; und wir hoffen daß das hier gegebene Beyspiel auch in den andern Cantons Nachfolger finden wird. Das elegante Außere entspricht jeder billigen Forderung.

Hn.

G ö t t i n g e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

36. Stück.

Den 7. März 1835.

G ö t t i n g e n.

In der Sitzung der Königl. Societät am 14. Februar stattete der Hofr. Gauß einen Bericht über die in dem magnetischen Observatorium, und in Verbindung damit anderwärts gemachten Beobachtungen ab, woraus wir hier einen Auszug mittheilen, der als eine Fortsetzung der im 128. Stück dieser Blätter vom v. J. gegebenen Nachricht betrachtet werden kann.

Die täglichen zweymaligen Aufzeichnungen des Standes der Nadel sind ununterbrochen fortgesetzt, und umfassen nun bereits beynähe ein volles Jahr. Die monatlichen Mittel, seit Julius v. J. waren:

	8 Uhr Vorm.	1 Uhr Nachm.
1834 August	18° 38' 48" 1	18° 49' 11" 0
September	36 58,4	46 32,3
October	37 18,4	44 47,2
November	37 38,4	43 4,3
December	37 54,8	41 32,7
1835 Januar	37 51,5	42 14,4

[27]

Die verabredeten Beobachtungen an bestimmten Tagen in kurzen ununterbrochenen Zeitfristen, mit deren Einrichtung in den letzten Monaten einige an einem andern Orte bekannt gemachte Abänderungen getroffen sind, haben seit der letzten Nachricht an vier Hauptterminen Statt gefunden, einige außerordentliche Nebentermine ungerechnet. Die Theilnahme an denselben hat sich bereits weiter ausgebreitet, und wird bald noch weiter verbreitet werden, auch sind daraus schon sehr merkwürdige Resultate hervorgegangen, denen ähnlich, welche in dem frühern Bericht erwähnt wurden. Eine graphische Darstellung der Harmonie unter den Beobachtungen vom 1. und 2. October, und vom 29. und 30. November in Göttingen, Leipzig und Berlin, wird nächstens in Poggendorffs Annalen der Physik erscheinen: noch merkwürdiger aber ist die Uebereinstimmung der Beobachtungen vom 5. und 6. November in Copenhagen und Mailand in allen zahlreichen und auffallend großen Schwankungen, von welchen gleichfalls eine Zeichnung an einem andern Orte gegeben werden wird. Wir treten hier in eine Welt von geheimnißvollen Naturkräften, deren wunderbar wechselndes Spiel sich über den halben Durchschnitt von Europa, in gleichem Augenblick, und bis in die kleinsten Nuancen auf gleiche Weise, offenbart, und deren Wirkungskreis zu ermessen diese Standlinie noch viel zu klein erscheint.

Die hiesigen Einrichtungen für magnetische Beobachtungen haben inzwischen mehrere wesentliche Erweiterungen erhalten. Für manche Beobachtungen ist, wenn große Schärfe verlangt wird, die Zuziehung eines zweyten Apparats, in einiger Entfernung vom Hauptapparate, unumgänglich nothwendig, um von den stündlichen

Veränderungen der magnetischen Kraft Rechnung tragen zu können. Zu diesem Zweck ist seit August v. J., nachdem die im Jahre 1832 gebrauchten Apparate an das physicalische Cabinet abgegeben sind, in der Sternwarte ein großer Magnetstab aufgehängt, mit übrigens ganz ähnlichem Zubehör, wie der Stab im M. S. Der Magnetstab in der Sternwarte, gleichfalls aus Uslarschem Gußstahl, ist 4 Fuß lang, fast drey Zoll breit und über einen halben Zoll dick, und wiegt 25 Pfund. Er hängt an einem 16 Fuß langen tausendfachen Seidenfaden *), der oberhalb der Decke des Saals seine Befestigung hat, und durch eine kleine in dieser Decke gemachte Oeffnung frey durchgeht. Der nächste Grund zur Wahl eines so schweren Stabes war die Absicht, den Luftzug, welcher in diesem Local nicht immer ganz abgehalten werden kann, und der auf die kleinern Apparate, ungeachtet der Beschützung durch einen umschließenden Kasten öfters störend einwirkte, unschädlich zu machen. Der Erfolg hat nicht nur dieser Erwartung entsprochen, sondern auch die andern rücksichtlich der Genauigkeit aller daran zu machenden Beobachtungen noch weit übertroffen. Nur absolute Beobachtungen der Declination und Intensität bleiben natürlich wegen des in der Sternwarte vielfach vorhandenen Eisens davon ausgeschlossen.

Die größte Schwingung, welche der den Stab einschließende Kasten verstattet, beträgt etwa 27 Grad; die größte welche auf der Scale unmittelbar noch gemessen werden kann, 9 bis 10 Grad, indem bey größern die Gesichtslinie des Fern-

*) Seit kurzem ist dieser mit einem Stahlbrath vertauscht.

rohrs nicht mehr auf den fast vier Zoll breiten Spiegel trifft. Ist der Stab einmal in Schwingungen gesetzt, so nehmen diese in geometrischer Progression so langsam ab, daß sie oft erst nach 10 oder mehreren Stunden auf die Hälfte herabkommen, obwohl zuweilen auch viel früher, von welchem Umstande unten noch besonders die Rede seyn wird. Die Dauer einer Schwingung des jetzt eingehängten Stabes, des stärksten aus einer größern Zahl, die für das physicalische Cabinet angefertigt sind, beträgt etwas über 42 Sekunden, und diese Größe, welche wegen Temperatur und Veränderlichkeit des Erdmagnetismus einigen obwohl sehr kleinen Veränderungen unterworfen ist (so wie auch vielleicht im Laufe der Zeit eine bis jetzt noch gar nicht spürbare Veränderung der Kraft des Stabes selbst eintreten kann), wird aus einigen wenigen Schwingungen schon so scharf bestimmt, daß man dann den Stab auf 8 und mehrere Stunden verlassen kann, ohne nachher über die Anzahl der inzwischen vollendeten Schwingungen zweifelhaft zu bleiben.

Eben so interessant, wie die rein magnetischen Beobachtungen sind die mit diesem Apparat anzustellenden electrodynamischen Versuche. Zu diesem Zweck ist der Stab von einem ähnlichen Multiplicator umgeben, wie der Stab des M. D., nur daß jener größere Dimensionen, und eine Drahtlänge von 2700 Fuß in 270 Umwindungen hat. Dieser Multiplicator ist in die große schon in dem frühern Bericht erwähnte Drahtkette gebracht, welche die Sternwarte, das magnetische Observatorium und das physicalische Cabinet verbindet, und in welcher der galvanische Strom zusammen eine Drahtlänge von 11000

Fuß, also fast einer halben geographischen Meile zu durchlaufen hat, und dann drey magnetische Apparate zugleich afficiert, nämlich

I. Den 25pfündigen Stab in der Sternwarte.

II. Den 4pfündigen Stab im Magnetischen Observatorium.

(Multiplicator von 200 Umwindungen)

III. Den einpfündigen Stab im physicalischen Cabinet.

(Multiplicator von 160 Umwindungen).

Einzelne Theile der Kette können in vielfachen Combinationen nach Gefallen mit Leichtigkeit abgesperrt werden.

Von den zahlreichen Versuchen, welche schon jetzt mit diesen Apparaten gemacht sind, führen wir hier nur einige an.

Wenn ein galvanischer Strom mit der Kette in Verbindung gesetzt wird, so erscheinen die Bewegungen der Magnetstäbe in den drey Apparaten so augenblicklich, daß ihr Anfang sich auf einen kleinen Bruch einer Zeitsecunde genau beobachten läßt. Die Vergleichung der Uhren bey den drey Apparaten liefert so vollkommen übereinstimmende Resultate, der Strom möge an dem einen Ende, oder an dem andern, oder in der Mitte erzeugt seyn, daß daraus die Unmeßbarkeit der Zeit, in welcher der Strom eine halbe Meile durchläuft, vollkommen bestätigt wird. Nach den interessanten Versuchen von Wheatstone, welche neuerlich in den Philosophical Transactions für 1834 bekannt gemacht sind, und nach welchen der electriche Strom im Metall eine größere Geschwindigkeit zu haben scheint, als das Licht im Raume, ließ sich freylich ein solcher Erfolg schon vermuthen, obwohl sich daraus doch

noch nicht unbedingt auf das Verhalten eines galvanischen Stroms, und dessen Einwirkung auf die Magnetnadel schließen ließ.

Die Intensität eines galvanischen Stroms wird durch die Ablenkung der Magnetnadel, also zunächst durch Scalentheile gemessen oder bestimmt, allein offenbar in den drey Apparaten mit verschiedenen Einheiten, welche von den Dimensionen der Multiplicatoren und der Geltung der Scalentheile in Bogensekunden abhängen. Nun zeigen aber zahlreiche angestellte Versuche, daß zwischen den Ablenkungen an den drey Apparaten durch denselben Strom in einerley Augenblick stets genau ein constantes Verhältniß Statt findet, der Strom möge an dem einen, oder an dem andern Ende, oder in der Mitte erzeugt seyn. Es ergibt sich daraus das wichtige Resultat, daß der Strom in seiner ganzen Länge dieselbe Intensität hat, wenigstens nichts merkliches davon verliert. Man wird in Zukunft besonders aufmerksam darauf seyn, ob dieses Resultat auch unter eigenthümlichen Umständen, namentlich während starken Regens, seine Gültigkeit behält.

Bei allen drey Apparaten sind Commutatoren (Syrotrope) mit der Kette verbunden, wodurch man die Richtung des Stroms mit Leichtigkeit umkehren kann. Dem Commutator in der Sternwarte hat der Hofr. Gauß eine eigenthümliche Einrichtung gegeben, wonach diese Umkehrung durch einen einzigen Druck mit dem Finger also ganz augenblicklich bewirkt wird. Wenn man diese Umkehrung, immer in so großen Zeitfristen wie die Schwingungsdauer des Einen Stabes, wiederholt ausführt, so werden

die Schwingungen dieses Stabes immer größer. Man hat dieses zu einem Experiment benutzt, wobey eine auffallende mechanische Wirkung hervorgebracht wird. Herr Prof. Weber ließ zur Seite des Magnetstabes im physikalischen Cabinet eine leichte Auslösung für einen Becker oder eine Pendeluhr anbringen. Dieses Auslösen gelingt jedesmahl durch den von der Sternwarte aus geleiteten Strom nach ein Paar Schwingungen auf das vollkommenste. Daß man mit dem 25pfündigen Stabe eine noch viel stärkere mechanische Wirkung würde hervorbringen können, leuchtet von selbst ein.

Besonders wichtige Dienste leisten diese Apparate bey der Erforschung der mathematischen Geseze, nach welchen sich die Erzeugung und die Wirkung der von Faraday entdeckten magneto = electrischen Induction richten, und ihrer Zurückführung auf absolute Maaße, worüber der Hofr. Gauß den Erfolg seiner Untersuchungen zu seiner Zeit an einem andern Orte bekannt machen wird. Von den dabey angewandten Vorrichtungen erwähnen wir hier nur einer, womit diese Induction auf eine eben so einfache als scharf meßbare Art dargestellt wird. Um eine hölzerne Rolle ist ein überspinnener Draht mit 1050 Umwindungen geführt, dessen Enden durch den Commutator mit der Kette in Verbindung gebracht werden. Diese Rolle kann über die freystehende Hälfte eines starken Magnetstabes geführt werden, und während dieser Operation geht allemahl durch die Kette ein galvanischer Strom, ein starker, aber von kurzer Dauer, oder ein schwächerer von längerer Dauer, je nachdem die Manipulation schneller oder langsamer geschieht, so daß die Gesamtwirkung eines

Auffchiebens von der Schnelligkeit der Operation unabhängig ist. Der Strom an sich dauert immer nur so lange, wie die Bewegung der Rolle. Das Abziehen der Rolle bringt einen entgegengesetzten Strom hervor, eben so das Aufschieben mit dem entgegengesetzten Ende. Geschieht die Bewegung sehr schnell, so ist die Wirkung des Stroms auf die Magnetnadel in einem der mit der Kette verbundenen Multiplicatoren einem augenblicklichen Stoße von bestimmter Stärke gleich zu setzen. Abziehen und verkehrt wieder Aufstecken bewirkt also zwey gleichnamige Impulse der Magnetnadel, und ein neues Abziehen und wieder umgekehrt Aufschieben würde daher zwey unter sich gleiche aber den vorigen entgegengesetzte Impulse hervorbringen; allein wenn dazwischen der Commutator gewechselt ist, so geschehen auch die letzten beiden Wirkungen in demselben Sinn, wie die beiden ersten. Ein solcher vollständiger Wechsel (Abziehen, Verkehrtaufstecken und Commutatorumstellung) geschieht ganz bequem in zwey Secunden, und man kann daher, wenn man will, während einer Schwingungsdauer des großen Magnetstabes bequem und tactmäßig 21 Wechsel vollenden, und dadurch letztern in so starke Bewegung bringen, daß die ganze Scale aus dem Gesichtsfelde des Fernrohrs geht. Diese Andeutung wird hinreichen zu übersehen, wie die Stärke des durch diese Inductionsort entstehenden galvanischen Stroms mit Schärfe gemessen werden kann. Diese Stärke hängt aber zugleich von dem Widerstande ab, welchen die Kette selbst darbietet, und nimmt mehr oder weniger zu, je nachdem mehr oder weniger Stücke der Kette abgesperrt werden. Auf diese Weise ist das Verhältniß des Widerstandes in

den einzelnen Bestandtheilen der Kette und den Multiplicatoren mit großer Schärfe bestimmt, und durch mannigfaltige Combinationen das schöne von Ohm aufgestellte Gesetz, welches die Intensität eines Stroms bey einer Theilung befolgt, auf das vollkommenste bestätigt. Nahe übereinstimmende Resultate sind auch mit hydrogalvanischen Strömen gefunden; indessen eignen sich diese, wegen der Veränderlichkeit ihrer Stärke weniger zu solchen Bestimmungen, und erfordern jedenfalls deshalb noch besondere Vorsichtsmaasregeln bey den Versuchen. Vielleicht ist nicht uninteressant, wenn hier bemerkt wird, daß der ganze Widerstand in der in der Luft geführten doppelten Drahtverbindung zwischen der Sternwarte und dem physikalischen Cabinet, in einer Drahtlänge von mehr als 6000 Fuß nur ungefähr halb so groß ist, als der Widerstand, welchen der Strom bloß in dem Multiplikator des M. D. (Drahtlänge 1100 Fuß) findet, oder nur den sechsten Theil des Widerstandes in der ganzen Kette beträgt: indessen erklärt sich dieß leicht aus der ungleichen Dicke des Drahts, und alle Versuche bestätigen, daß bey Drähten von einerley Metall der Widerstand immer im geraden Verhältniß der Länge und im umgekehrten der Fläche des Querschnitts steht.

Wir haben oben erwähnt, daß die Abnahme des Schwingungsbogens bey der großen Nadel in verschiedenen Zeiten sehr ungleich gewesen ist. Aehnliche Verschiedenheiten hatten sich schon im Jahr 1832 bey den kleinen Apparaten gezeigt, auch später bey der Nadel im M. D.: allein diese Verschiedenheiten blieben immer innerhalb viel engerer Grenzen, als bey dem Stabe der Sternwarte, wo die Abnahme des Schwin-

gungsbogens von einer Schwingung zur folgenden in verschiedenen Versuchsreihen zwischen $\frac{30}{100}$ und $\frac{1}{30}$ schwankte. Diese merkwürdige Erscheinung hat die Aufmerksamkeit des Hofr. Gauß besonders auf sich gezogen, und es scheint dabey ein Zusammentreffen mehrerer Ursachen Statt zu finden, die zum Theil noch jetzt räthselhaft bleiben: inzwischn ist es dem Hofr. Gauß gelungen, diejenige Ursache, welche bey weiten den stärksten Einfluß hat, auszumitteln. Er bemerkte nämlich, daß allemahl der Schwingungsbogen viel schneller abnahm, wenn die Kette geschlossen, als wenn sie offen war, und so war es leicht, als Ursache jener schnellen Abnahme, die Reaction eines in der Kette durch die Schwingung der Nadel selbst, vermöge der Induction, erzeugten galvanischen Stroms zu erkennen, welcher bey der folgenden Rückschwingung die entgegengesetzte Richtung hat, und stets auf Verminderung des Schwingungsbogens wirkt. Diese Erklärung bestätigte sich vollkommen, indem die Abnahme des Schwingungsbogens am langsamsten war bey offner Kette, schneller bey geschlossener aber vollständiger Kette; noch schneller, wenn einzelne Stücke der Kette abgesperret waren; und am allerschnellsten (so daß der Schwingungsbogen in einer halben Stunde auf die Hälfte kam), wenn die Kette gleich hinter dem Multiplicator des großen Stabes geschlossen war. Ja diese Unterschiede richteten sich vollkommen nach der Größe des wirksam bleibenden Theils der Kette.

Nachdem diese Erklärung gefunden war, war es leicht, den Erfolg einiger Versuche vorauszusehen, welche wohl zu den auffallendsten im Gebiet des Electromagnetismus gerechnet werden

dürfen, und selbst die quantitativen Verhältnisse der Erscheinungen im Voraus zu berechnen, welche auch bey den wiederholt angestellten Versuchen stets auf das vollkommenste bestätigt sind. Es sind folgende.

Wenn der Magnetstab in der Sternwarte (I) in Schwingungen gesetzt wird, etwa so große wie der Kasten verstattet, so haben diese gar keinen Einfluß auf die Nadeln im M. S. (II) oder im physikalischen Cabinet (III), sondern diese bleiben in Ruhe, wenn sie vorher in Ruhe waren, vorausgesetzt, daß die Kette offen, oder wenigstens die die letzten Nadeln einschließenden Multiplicatoren davon abgesperret sind. Allein in dem Augenblick, wo die Kette geschlossen oder z. B. der Multiplicator von II in die geschlossene Kette hineingebracht wird, fängt die Nadel II sogleich an mitzuschwingen. Ist die Nadel II schon vorher in Schwingung gewesen, so erhalten die Schwingungen den eigenthümlichen Character gemischter Schwingungen, wovon die eine von dem Initialzustande abhängt, und dieselbe Periode hat, wie die Schwingungen dieser Nadel unter dem bloßen Einfluß des Erdmagnetismus (20''), während die andere eine Periode von 42'' befolgt (wie die große Nadel I), und ihre Größe dem Schwingungsbogen von I proportional ist (etwa $\frac{1}{25}$, wenn die Kette hinter dem Multiplicator von II abgesperret ist). Dieß ist vollkommen mit den Resultaten der Theorie in Uebereinstimmung, eben so wie der stets genau bestätigte Umstand, daß die Schwingungen von I und die inducirten Schwingungen von II, obwohl Perioden von gleicher Dauer, doch nicht gleichen Anfang haben, sondern stets eine halbe Schwingungszeit

(21'') in dieser Beziehung differieren, und zwar in dem Sinn, wie es nach den Statt findenden Umständen die Theorie vorausbestimmt. Was hier beyspielsweise von der Nadel II gesagt ist, findet auf ganz ähnliche Weise bey der Nadel III Statt, deren natürliche Schwingungsdauer 14'' beträgt, und die unter der Einwirkung der Induction zusammengesetzte Schwingungen von 14'' und 42'' Periode befolgt.

Ein ganz anderer Erfolg muß der Theorie zufolge in dem Fall Statt finden, wenn eine zweyte Nadel, deren natürliche Schwingungsdauer genau eben so groß ist, wie die des großen Magnetstabes, mit einem Multiplicator sich in der Kette befindet, in welcher der große Stab schwingt. Jene, so lange vollkommen ruhig, als die Kette offen ist, fängt gleichfalls in dem Augenblick an mitzuschwingen, wo die Kette geschlossen wird, allein diese Schwingungen, von derselben Dauer, wie die natürlichen, nehmen an Größe beständig zu, bis diese (erst nach sehr langer Zeit) zu einem Maximum kommt, wo der Widerstand der Luft der Vergrößerung durch die Inductionskraft das Gleichgewicht hält. Um diesen merkwürdigen Versuch wirklich anstellen zu können, wurde (da die Aufhängung eines großen Stabes wegen Mangel eines zweyten dafür passenden Multiplicators jetzt nicht thunlich war), der einpfündige Stab des physicalischen Cabinets durch Verbindung mit einem ähnlichen etwas schwächer magnetisirten auf bekannte Weise astatisch gemacht, oder vielmehr zu einer Doppelnadel, deren natürliche Schwingungsdauer genau auf 42''³ gebracht wurde. Der Versuch gelang damit auf das vollkommenste. Der in der Sternwarte schwingende Stab theilte dieser

Doppelnadel im physicalischen Cabinet, in dem Augenblick wo die Kette geschlossen wurde, wie durch eine wunderbare Sympathie seine Schwingungen mit, und zwar so, daß jede folgende etwa 50 Scalentheile oder einen halben Grad größer wurde, als die vorhergehende. Bald ging das ganze Scalenbild aus dem Felde, allein fort, während konnte man an der immer wachsenden Schnelligkeit, mit welcher das Scalenbild durch das Gesichtsfeld ging, die Zunahme des Schwingungsbogens erkennen. Ueber eine Stunde wurde dieß wunderbar sympathetische Spiel beobachtet.

Es braucht kaum bemerkt zu werden, daß auch der vierpfündige Stab im M. D. in die geschlossene Kette einen Strom induciert, dessen Daseyn an der schnellern Abnahme des Schwingungsbogens auf das bestimmteste erkannt wird, und der daher auch auf die beiden andern Stäbe Wirkungen ausüben muß, denen ähnlich, welche der erstere Versuch gezeigt hat; allein die Rechnung ergibt, und die Erfahrung bestätigt, daß diese Wirkungen zu klein ausfallen, um merklich zu seyn. Noch weniger könnte also der schwächste Stab unter den dreyen merkliche Wirkungen dieser Art erzeugen.

W i e n.

Fr. Beck'sche Universitäts-Buchhandlung, 1835: Geschichte der Kaiserl. Königl. Hofbibliothek zu Wien. Von Jg. Fr. Edlen von Mosel, k. k. wirkl. Hofrathe und erstem Custos der Hofbibliothek. VIII und 398 Seiten in groß Octav. Mit zwey Abbildungen, wovon die erste

die Denkmünze auf die erste Säcularfeyer der k. k. Hofbibliothek, die zweyte den Grundriß des großen Saales der Hofbibliothek und der Nebengemächer desselben darstellt.

Eine Bibliothek, die so große Schätze besitzt wie die Hofbibliothek zu Wien, verdiente ohne Zweifel eine genaue Darstellung der Geschichte ihrer Entstehung, ihres Wachsthumes, und ihres gegenwärtigen Zustandes, und die Schrift des Herrn von Mosel wird daher so wohl den eigentlichen Gelehrten, als jedem wissenschaftlich gebildeten Manne, und besonders denen, welche in Wien ihren Wohnsitz haben oder die alte Kaiserstadt auf längere Zeit besuchen, höchst willkommen seyn. Die Quellen, aus welchen Hr. v. M. zu schöpfen hatte, mußten zum Theil durch mannigfache Nachforschungen aufgesucht werden, um das früher bekannte theils zu berichtigen theils zu ergänzen. Da diese Bibliothek von jeher* ausgezeichnete Gelehrte zu Bibliothecaren gehabt hat, und sich auch jetzt noch dieses Vorzuges erfreut, so verdiente das Leben dieser Männer in Hinsicht auf die Verwaltung ihres Amtes eine ausführliche Darstellung, und auch in dieser gelang es dem Verf. uns manches vorher unbekanntes mitzutheilen. Was aber bey dem Lesen der Geschichte dieser Anstalt vorzüglich anziehend erscheint, ist die Liebe mit welcher die Fürsten selbst den Wissenschaften zugethan waren, die freygebige Unterstützung welche sie ihrer Büchersammlung von jeher angedeihen ließen, und die Huld, mit welcher sie die Vorsteher des reichen Schazes beehrten. In den eigenhändigen Briefen Leopold I., die Herr v. M. mittheilt, redet der Kaiser seinen Bibliothecar Lambeck immer an 'chare Lam-

beci', bittet ihn auch für die Kaiserinn, die er mitbringen werde, einiges ergeßliche bereit zu halten, und den 5. Sept. 1677 schreibt er ihm 'Lieber Bibliothecari! Nachdem ich vernommen daß euch von meiner niederösterreich. Buchhalterey in euern Rechnungen einige Mangelposten wollen ausgestellt werden, ich aber verlange, daß man euch in Ruhe lasse; als habe ich euch hiermit gnedigst erinnern wollen, daß mein gnedigster Will und Meinung sey, daß die von euch zur gedachten Buchhalterey übergebene Bibliothec. Rechnungen von 1663 bis 1676 inclusive sollen ohneracht der ausgesetzten Mengeln vor richtig und gültig passirt, auch das gewöhnliche Absolutorium ohne Verzug in optima forma darüber ertheilt werden. 2c. 2c.'

Herr v. M. theilt seine Geschichte von Maximilian I. bis auf das Jahr 1832 in funfzehn Zeiträume, die nach der Folge der Kaiser bestimmt sind, wobey so wohl die wichtigen Erwerbungen der Hofbibliothek als auch die Verdienste der Bibliothecare, welche ihr vorstanden, beschrieben werden. Nessel wurde schon von Leopold I. sehr richtig gewürdiget, und erhielt, trotz der Empfehlungen des Grafen Lamberg, nur die Stelle eines Unter-Bibliothecars 'gestalten Thro kaiserl. Majestät Thro vorbehalten, nach dero gnedigsten Gefallen künftig einen Ober-Bibliothecarium aufzunehmen'. Das bereits von Denis bekannt gemachte Epigramm *Nunc bibliotheca patet, quia Nesselius latet* könnte leicht auch außer Deutschlands Grenzen erneuert werden. Ueber Joh. von Müller wird glimpflich bemerkt, daß 'von den schönen, bey dem Antritte seiner Stelle, für das Wohl

des Instituts gefaßten Vorsätzen keiner ausgeführt worden, und daß die kaiserl. Bibliothek nicht das geringste Andenken aus der Zeit besitze, in welcher sie den berühmten Mann unter ihre Beamten zählen durfte.' — Unter den Beylagen vermißt man mit Bedauern einen schriftlichen Aufsatz 'über die Verwaltung der Kupferstichsammlung der k. k. Hofbibliothek von Adam von Bartsch (56 Quartseiten), und eine jenem Aufsätze beygefügte 'Anweisung über die Cataloge der Kupferstich-Sammlung, und ihre Führung'. Die Erfahrungen, welche ein Mann wie Bartsch während der fünf und vierzigjährigen musterhaften Führung seines Amtes gemacht hat, würden höchst lehrreich seyn, und es ist daher sehr zu wünschen, daß diese Papiere gedruckt werden mögen.

Das Personale der Bibliothek besteht gegenwärtig aus dem Präfecten, dem gelehrten und in seinem Amte ausgezeichnet thätigen Grafen von Dietrichstein, den vier Custoden, von Mosel, Kopitar, von Eichenfeld, Friedr. von Bartsch (Sohn des vorhin erwähnten Adam v. B.), den vier Scriptoren Lechner, Schmid, Wolf, von Gebán, wozu noch Stephan Endlicher kommt. — Die Amtsstunden, in welchen auch das Lesezimmer besucht wird, sind von 9 bis 2 Uhr. Die Gefälligkeit, mit welcher jene Herren aber auch Anfragen auswärtiger Gelehrten beantworten, wird hier nicht erwähnt: wir könnten sie, wäre sie nicht allgemein bekannt, aus eigener Erfahrung dankbar bezeugen.

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

37. Stück.

Den 9. März 1835

L o n d o n.

Bey Murray, 1834: Transactions of the Royal Asiatic Society of Great Britain and Ireland. Vol. III. Part III. — S. 387—588 in 4. mit 6 Kupfern. (vgl. zuletzt diese G. A. vom J. 1833. St. 193).

1. Indisches: 1) Obrist Hans Kennedy über das Vedanta-System S. 412—36, eine Abhandlung, welche nur durch Auszüge aus den Upanischad's und den Schriften des bekannten Vedantisten Sankara Ak'arja Belehrung gibt; denn die eigenen Bemerkungen des gelehrten Vf. über das philosophische System sind sehr schwach. Der Vf. sucht aus den Quellen (doch bezieht er sich nur auf einzelne Stellen) zu beweisen, daß das Vedanta in keiner Rücksicht mit einem europäischen Systeme übereinstimme, weil es weder die Substanzen als materiale von der göttlichen Natur des höchsten Wesens ableite, noch dieses der Natur gleichstelle, aber auch eine ewige, mit Gott zugleich seyende, so wie eine aus Nichts

geschaffene Materie verwerfe, dagegen das wirkliche Daseyn sinnlicher Gegenstände einfach und entschieden läugne. Sollte dieß auch alles so seyn wie der Verf. will, so würden doch solche abgerissene Sätze, wie sie der Vf. hier abhandelt, nur wenig dazu dienen eine im ganzen Hindusthan so tief begründete Erscheinung, wie die Vedanta-Lehre ist, begreiflich zu machen und sie mit europäischen Lehren zu vergleichen. — 2) Carl M. Whish über einige schwere mathematische Aufgaben, deren Lösung indischen Lehrern gelungen ist, S. 509 — 23, ein kurzer, eines Auszugs nicht leicht fähiger, aber wichtiger Aufsatz. Die mathematische Geschicklichkeit und Kenntniß der Inder, welche man bisher in Europa aus dem Buche Silavati kannte, wird hier aus vier andern Büchern, die der in der Madras-Präsidentschaft angestellte Vf. in den verborgenen Winkeln des südlichen Indiens fand, weiter beschrieben und lehrreich erläutert; zur Sicherheit theilt der Verf. die nöthigen Auszüge in Sanskrit-Versen mit, da auch diese Wissenschaft, wie alle andern alten, bey den Indern in Verse gekleidet werden mußte. Die Werke sind aus mittlern und neuern Zeiten, aber gewiß von echt indischer Quelle, ohne griechische, arabische oder neuuropäische Hülfe entstanden. — 3) Lieutenant Alex. Burnes über den P'harran oder östlichen Arm des Flusses Indus S. 550 — 88, auch ein sehr wichtiger Aufsatz. Dem noch wenig von neuern Europäern untersuchten südlichen Laufe des Indus hat der Vf. in den Jahren 1827 — 28 wiederholte Erforschungen gewidmet, doch nur ostwärts, weil hier die entfernteste Englische Besitzung, das Land Kutsch, eine Untersuchung gestattete, während der größere Theil des südlichsten Indus-Gebiets durch die wilde Herrschaft der Emire von Sind jeder

europäischen Erforschung bis jetzt verschlossen ist. Nach dem Verf. hat das alte Delta des Indus sammt der nächsten Umgegend in den letzten dreihundert bis vierhundert Jahren die stärksten Veränderungen erlitten, nicht bloß durch die allmählichen Wirkungen jeder starken Fluth in der Nähe des Meeres, sondern besonders durch Erdbeben, von denen eins der zerstörendsten das letzte vom J. 1819 war. Eine noch stärkere Erderschütterung hat nach seiner Vermuthung das Runn hervorgebracht oder die öde Sandwüste nicht weit von Kutsch, östlich vom Indus, eine gänzlich unfruchtbare, nur von wilden Eseln bewohnte Salzgegend, welche der Vf. einzig in ihrer Art nennt; daß an ihrer Stelle früher ein Meer war, beweist der Vf. auch aus der in jenem Theile von Indien herrschenden Volksfage, wonach einst, als die Gottheit einem zwölf Jahre auf seinem Kopfe gestandenen großen Büßer erschien, der Hügel, auf dem er stand, zerschmettert ward und der See nordwärts (das jetzige Runn) vertrocknete, die Schiffe scheiterten und die Häfen zerfielen. Die Wahrscheinlichkeit aber, daß dieser Zustand nur einige Jahrhunderte erst dauere, führt den Verf. endlich zu einigen von Dr Vincent abweichenden Meinungen über den Zug Alexanders in dieser Gegend, welche als von einem Augenzeugen gefaßt immer Beachtung verdienen, besonders daß Alexander nie Kutsch erreicht habe, weil er den jetzigen östlichen Arm des Indus nicht habe beschißen können. — 4) Obrist W. H. Sykes beschreibt S. 405 — 11 eine in den westlichen Ghäts (im südlichen Indien) entdeckte Art wilder Hunde, Kolsun genannt, die von den sonst in Asien, Africa und Neuholland gefundenen Arten merklich abweicht, bestätigt durch davon unabhängige Beobachtungen Th. S. Baber's und G. J. Bowler's;

und S. 541 — 47 den im Dekkan oder südlichen Indien einheimischen, von andern indischen Arten abweichenden Seidenwurm Kolisurra, der auf mehreren Bäumen des Dekkan, nicht bloß dem Maulbeerbaume, wohnt, und von dem ein einzelner Faden ein Gewicht von 198 Gran trägt. — 5) Derselbe über Aehnlichkeit von Schmucksachen an Bildern in den 'buddhistischen' Höhlentempeln zu Carli mit den vom nomadischen Volke der Brindscharis getragenen, S. 451, eine zu unbestimmte Andeutung, welche erst der Ausführung bedürfte.

Zu Ceylon: 1) Hauptmann G. J. Chapman über die alte Stadt Anarag'apura oder Anaradhepura (Anurogramum bey Ptolemäus) und den Hügeltempel von Mehentélé in Ceylon S. 463 — 95. Die merkwürdigsten und ältesten Ruinen in der buddhistischen Insel, theils nach eigener Ansicht des Vf. aus einer Reise vom J. 1828, theils nach den singalesischen Sagenbüchern Mahavansi, Rag'avali und Rag'aratnakari beschrieben, jedoch nur theilweise als Versuch, nicht vollständig und genügend. Die gegebenen Abbildungen und Beschreibungen erregen indeß die Lust mehr von diesen eben so alten als herrlichen Resten des ältesten singalesischen Königsstüzes zu erfahren. Der Vf. versichert, vieles in der eigenthümlichen Bauart dieser Alterthümer gebe an Feinheit und Anmuth der Ausführung griechischen Mustern nicht nach. Die buddhistischen Sinnbilder führen darauf, daß diese Bauart in frühen Zeiten mit dem Buddhismus nach Ceylon verpflanzt wurde. Stier, Elephant, Roß und Löwe, welche in Sculpturen immer in dieser Reihe sich ordnen, konnten ursprünglich nur im nordwestlichen Indien die vier Weltgegenden bezeichnen, der Stier den Osten oder die fruchtbaren Gesilde des

Ganges; der Elephant den Süden, das Roß Persien, der Löwe den Norden (in Ceylon selbst sollen jetzt gar keine Löwen seyn). — 2) Hauptmann James Stuart über die Perlenfischereyen an der Nord=West=Küste Ceylons, S. 452—62, ist hauptsächlich eine Vergleichung der bey Ceylon getriebenen Kunst mit der an andern Orten geübten. Der beste Ort zur Perlenfischerey ist bey Arippo, in der Meerenge von Manar, wo das Meer zwischen Indien und Ceylon so seicht ist, daß die Sage geht, hier habe Rama einst seine Brücke nach Lanka geschlagen. Alex. Johnston legt aus seiner Kenntniß eine Karte dieser Gegend bey.

2. Zu Hinterindien: von Major H. Burney eine sehr unterrichtende Abhandlung über das Theet=tee, d. h. Holzöl von Ava, seine verschiedenen Arten und die Zubereitung desselben zu einer eigenthümlichen, sehr nützlichen und viel gebrauchten Art von Lack und Firniß. Der Verf. war im J. 1831 Britischer Bevollmächtigter in der Birmanischen Hauptstadt Amarapura, und hat dort die Verfertigung und den vielfachen Gebrauch dieses mit Unrecht sogenannten Lack von Ava selbst kennen gelernt. S. 436—50.

3. Persisches: 1) ein Brief von dem neulich verstorbenen Rask an M. Elphinstone über die Zendsprache und den Zendavesta S. 540—40; aber man muß sich wundern, daß die jetzigen Herausgeber gar nicht bemerkt haben, daß in dieser Form derselbe Aufsatz von Rask verborgen liegt, welcher schon seit 1825—26 dänisch und deutsch herausgegeben, auch sonst in Europa genugsam bekannt geworden ist. — 2) S. 505—8 R. C. Money meint durch eigene Anschauung an Ort und Stelle gefunden zu haben, daß S. de Sacy eine griechische Inschrift zu Malschi=Mustan falsch gelesen habe: de Sacy gibt in einer Nach-

schrift zu, daß seine Lesart wohl falsch seyn könne, macht aber auch gegen die neue Lesart fünf Einwendungen, wovon jedoch nicht alle gleichen Gewichtes sind. Dieser Streit läßt sich nur durch genauere Ansicht der Inschrift selbst entscheiden.

4. Erzählung über eine am Britischen Hofe im Winter 1795 einziehende und ihre Vollmacht und Geschenke abgebende türkische Gesandtschaft, vom türkischen Gesandten Jusuf Ugha selbst geschrieben und aus dem Türkischen übersetzt von J. v. Hammer, S. 496—504, angenehm zu lesen, aber ohne höhere Wichtigkeit.

5. Africanisches: 1) der auch sonst rühmlichst bekannte schwedische Consul Gråberg von Hemsö gibt S. 387—404 eine kurze, aber genaue und sehr unterrichtende Nachricht über den Inhalt und Werth von Ibn-Chaldun's großem historischen Werke. Ref. hat früher kleinere Theile dieses Werks gelesen und danach mehrmals auch in diesen G. A. seine Meinung dahin ausgesprochen, daß die arabische Literatur in Ibn-Chaldun einen so echt wissenschaftlichen, gründlichen, vollendeten Historiker besitzt, wie ihn wenige andere Literaturen aufweisen können. Es ist nun angenehm dieß Urtheil von einem Mann zu vernehmen, der das ganze große Werk gelesen hat und keinen größern Schatz in Marokko und Tripolis unter vielen Mühen und Kosten erworben zu haben erklärt als dieses Werk; unglücklicherweise ging dem Vf. bey der Ueberfahrt fast eine Hälfte des sogar in Africa sehr seltenen Werks verloren, jedoch hatte er das Ganze schon früher gelesen. Da Ibn-Chaldun zwar durch seine Mutter aus Hadramaut arabischer Abkunft ist, auch auf der Universität von Sevilla unter Arabern gebildet, aber väterlicher Seite von den Amazirgen oder Urbewohnern Africa's abstammt, wie er auch

in Africa lange wohnte und die Geschichte der Berber am ausführlichsten zu behandeln vorgezogen hat: so nimmt Gräberg, der dieses Volk während seines africanischen Aufenthalts lieb gewonnen, davon Veranlassung aufs neue diese seit Jahrhunderten zurückgedrängten Amazirgen als ein von Natur sehr tüchtiges und reich ausgestattetes Volk zu preisen. — 2) S. 548 ff. theilt Herr Grenville Temple die Abbildung eines 'phönizischen' oder vielmehr karthagischen Grabsteins mit, mit mehreren andern zu Maghrawah in Tunis gefunden, von derselben Art, wie ähnliche aus jener Gegend neulich nach Europa gebracht sind; wie wenig aber deren Lesung bis jetzt sicher ist, kann man aus den Versuchen in Hamaker's Miscellanea phoen. sehen.

H. C.

L e i p z i g.

Untersuchungen über den Hagel und die electrischen Erscheinungen in unserer Atmosphäre. Nebst einem Anhang über die Abnahme des Wärmestoffs im Luftkreise, von Dr. Jul. Ludw. Ideler. Mit einer Figurentafel. 1833. 148 S. in 8.

Der Hr Vf. dieser kleinen Schrift handelt auf 28 S. die Erscheinungen der atmosphärischen Electricität ab, auf 54 S. betrachtet er die Bildung des Hagels, und fügt endlich in einem Anhang von 66 S. eine Zusammenstellung der über die Temperaturabnahme mit der Höhe in der Atmosphäre gemachten Beobachtungen bey, ohne sie jedoch mit den Erscheinungen der Electricität und des Hagels in nähere Verbindung gebracht zu haben.

Der Hr Vf. stellt mannigfaltige Beobachtungen und Ansichten sehr verschiedener Naturforscher, hauptsächlich aber die von Alex. v. Humboldt und Leop. v. Buch, über die Erscheinungen der at

mosphärischen Electricität, des Hagels und über die damit verwandten Erscheinungen auf eine recht interessante Weise kurz zusammen. Eine neue Untersuchung die entweder auf neue Beobachtungen oder auf eine wesentliche neue Ansicht gegründet wäre, ist nicht darin enthalten. In der Erklärung der von Anderen beobachteten Erscheinungen, stimmt der Vf. im Wesentlichen mit Leopold v. Buch's Abhandlung über den Hagel in den Schriften der Berliner Academie von 181 $\frac{1}{2}$ überein.

Folgendes ist die recht einfache Uebersicht, die der Vf. von den Ursachen des Hagels und verwandter Erscheinungen gibt:

‘Auf der Verdunstung der Regentropfen während ihres Herabfallens aus der oberen Wolkenregion zur Erdoberfläche beruhen folgende Erscheinungen: I. Die Luft ist mit Wasserdünsten gesättigt, so daß keine Verdunstung Statt finden kann. II. Die Expansivkraft der Dünste ist noch von ihrem Maximum bey der bestehenden Lufttemperatur entfernt. Verdunstung der Regentropfen. 1) Diese kann bey gehöriger Trockenheit der Atmosphäre so stark seyn, daß die Regentropfen verschwinden. 2) Die Temperatur ist so hoch (über 8° C), daß die Verdunstungskälte nicht das Gefrieren der Regentropfen bewerkstelligen kann. Diese condensieren daher [nachdem durch theilweise Verdunstung in einer trockenen Luftschicht ihre Temperatur sehr erniedrigt worden ist, wenn sie wieder in eine feuchte Atmosphäre gelangen] während ihres Niederfallens Wasserdünste und schwellen an. In den Ombrometern an der Erdoberfläche findet sich daher mehr Regenwasser vor, als in den höher aufgestellten. 3) Die Temperatur der Schichten, durch welche die Regentropfen hindurchfallen, ist niedrig genug (unter 8° C), damit sie durch die Verdunstungskälte gefrieren können — Hagel.’

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

38. 39. Stück.

Den 12. März 1835.

H a l l e.

Bey Gebauer, 1834: Nachträge zu den Ergänzungen und Berichtigungen des Versuches über die Capitels-, und Sedisvacanz-, Münzen und Medaillen der deutschen Erz-, Hoch- und freyen Reichsstifter, mitgetheilt von dessen Verfasser (Dr. K. Fr. Zepernick). Mit Kupfertaf. IX u. XX. 60 S. in 4.

Als vor hundert Jahren unser Joh. Dav. Köhler durch sein classisches Werk, die Münzbelustigungen (1729 — 50), die neuere Numismatik ins Leben rief, wirkte sein Geist von der Georgia Augusta aus so kräftig auf die Zeitgenossen, daß über ein Menschenalter hinaus die Numismatik eine Lieblingswissenschaft der Gelehrten blieb. Nach Joachims Zeit fing jener Eifer an zu erkalten; wenigstens wurden die Mittheilungen der Münzforscher seltner. Doch hatte unsere Zeit noch ihren Schlichtegroll und ihren Mader, hat noch einen Köhler und andere Nachfolger des alten Göttingers,

unter welchen der würdige Zepernick einen ehrenvollen Platz behauptet, indem er rastlos fortwirkt, die gelungene Leistung in einem der schwierigsten Theile der Münzwissenschaft, sein im Jahre 1822 erschienenenes Werk über die deutschen Capitel- und Sedisvacanzmünzen, und die Ergänzungen von 1825, mehr und mehr zu vervollständigen, um keinem Zweyten etwas übrig zu lassen.

Was durch literarische Forschungen, durch Correspondenz und mit bedeutendem Kostenaufwand irgend ermittelt werden konnte, hat der Verf. herbeygeschafft, und dieses Material mit der in unsern Blättern früher schon anerkannten Gründlichkeit bearbeitet. Wie erfolgreich sein Bemühen war, ist schon aus den durch das ganze Werk fortlaufenden Nummern der aufgeführten Münzen und Medaillen zu ersehen. Es sind nämlich hier nachgetragen: zum Domcapitel Magdeburg N. 347 — 349, z. Domc. Bamberg N. 350, z. Domc. Brixen N. 351, z. Domc. Halberstadt N. 352 — 417, z. Domc. Remyten N. 418, z. Domc. Lüttich N. 419 — 429, z. Domc. Münster N. 430 — 435, z. Domc. Paderborn N. 436. 437, z. Domc. Passau N. 438, z. Domc. Straßburg N. 439, z. Domc. Verden N. 440 — 445. Demnach hat der Borrath bekannt gewordener Capitel- und Sedisvacanzmünzen durch Herrn Zepernick in den letzten zehn Jahren einen Zuwachs von Einhundert erhalten, und dabey sind die zwar geprüften, aber ausser rangierten, nicht mitgezählt.

Die diesen Nachträgen beygegebene chronologische Uebersicht der bis dahin bekannt gewordenen Capitel- und Sedisvacanzmünzen legt den dormaligen Stand dieses Theiles der Münzkunde klar vor Augen, weshalb ein Aus-

zug aus derselben hier nicht ohne Interesse seyn wird. Man kennt vom Erzstift Mainz: Capitel Münzen von 1584, Sedisvacanzmünzen von 1732, 45, 63, 74. Vom Erzstift Trier: Sed. B. M. v. 1715, 29. Vom Erzst. Eöln: Cap. M. v. 1707, 8, 11, 12. S. B. M. v. 1688. 1763. B. Erzst. Magdeburg: S. B. M. v. 1598. Cap. M. v. 1602, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 38. B. Erzst. Salzburg: S. B. M. v. 1772. B. Hochstift Bamberg: S. B. M. v. 1693. 1746, 53, 57, 79, 95. Abtey S. Blasien: Cap. M. v. 1740, 88. Hochstift Breslau: C. M. v. 1825. Hochst. Brixen: S. B. M. v. 1747, 79, 91. Hochst. Eichstadt: C. M. v. 1757, 81, 90. Reichsabtey St. Emmeran: C. M. v. 1783. Hochst. Freising: C. M. v. 1724. S. B. M. v. 1763, 88. Hochst. Fulda: S. B. M. v. 1788. Kloster Gottweich: 1 Cap. M. ohne Jahrz. Hochst. Halberstadt: Cap. M. v. 1507, 19, 20, 21, 22, 23, 24, 25, 26, 30, 34, 36, 37, 38, 39, 40, 41, 42, 43, 44, 45, 49, 50. 1614, 15, 16, 17, 18, 19, 22, 23, 25, 26, 28, 29, 30, 31, 91. 1781. Hochst. Hildesheim: S. B. M. v. 1688. 1724, 61, 62, 63. Gefürst. Abtey Rempten: C. M. v. 1626. Hochst. Lübeck: S. B. M. v. 1724 (1727). Hochst. Lüttich: C. M. v. 1694. 1767. S. B. M. v. 1688, 94. 1724, 44, 63, 71, 84, 92. Präsenzzeichen v. 1557. 1635, 58, 86. Hochst. Münster: C. M. v. 1661, 92, 96, 99. 1707, 13, 14, 39, 40, 43, 48, 53, 59, 60, 62, 87, 90. S. B. M. v. 1650, 83, 88. 1719, 61. 1801. Bursarienzeichen v. 1591. 1608, 54. Hochst. Osnabrück: C. M. v. 1605, 6. 1740. S. B. M. v. 1698. 1715, 28, 61. Hochst. Passau: S. B. M. v. 1688. 1719, 61. Bursarienzeichen v. 1617. Hochst. Passau: S. B. M.

v. 1761. Hochst. Regensburg: S.B.M. v. 1765, 87. Hochst. Speier: S.B.M. v. 1743, 70. Hochst. Straßburg: C.M. v. 1632. Hochst. Verden: C.M. 1618, 19. Hochst. Würzburg: C.M. v. 1746. S.B.M. v. 1749, 54, 79, 90.

Referent möchte gern viele Lücken nachweisen, nicht, um damit zu glänzen, sondern, um noch andere Nachträge zu lesen und daraus zu lernen; er findet sich aber nach manchem Suchen auf wenige Bemerkungen beschränkt, die er dem Verf. als Tribut der Hochachtung darbietet.

Sollte der bey Schlegel (Suppl. I, 87) aufgeführte Edlnische Thaler von 1583, mit dem h. Petrus statt des Brustbildes, nicht zu den Capitemünzen gerechnet werden? Da die Absetzung des Erzbischofs Gebhard damals schon, und zwar vom Domcapitel, bewirkt worden war, der postulierte Nachfolger aber vor 1584 nicht zum Besitze gelangen konnte, so war wohl nicht sedes vacans, aber doch impedita. — Der in der chronologischen Uebers. beyrn Hochst. Lübeck angemerkte S.B. Thaler von 1724, welcher auch im ersten Theile unter N. 156 mit derselben Jahrzahl aufgeführt wird, ist ohne Zweifel eben derselbe, den Köhler in den Münzbelustigungen Th. X. S. 377 — 84 erläutert, aber mit der Jahrzahl 1727 aufführt. Da Köhler nachgewiesen hat, daß die Sedisvacanz vom 31. März bis zum 16. Sept. 1727 dauerte, auch die schönere Abbildung bey Zepernick Tab. X. N. 110 dieselbe Zahl trägt, so ist die Zahl 1724 nur ein übersehener Druckfehler. — Der Münstersche S.B. Thaler von 1706 bey Silienthal N. 847) ist eben derselbe, welchen der Verf. unter N. 219 abhandelt; also ist wohl nur aus Versehen in der Chronolog. Uebersicht N. 219 unter das Jahr

1688 gefest. — Der Salzburgsche Thaler von 1621 (bey Lilienthal N. 759) mit dem h. Rupert statt des Brustbildes, dürfte vielleicht in sofern zu den Capitemünzen zu rechnen seyn, als dem zwar schon 1619 gewählten Erzbischof Paris wegen Ungehorsam gegen den römischen Stuhl das Pallium anderthalb Jahr vorenthalten wurde. — Da die Abtey Thorn an der Mark zu den freyen Reichsstiftern gehörte, und ein Capitel hatte, welches Prinzessinnen und Gräfinnen in sich aufnahm, so dürften die Thaler mit dem Muttergottesbilde, dem Stiftswapen und der Umschrift MON. LIB. IMPERIAL. FVNDATI. FORE. von 1569 und 1570 (bey Lilienthal N. 977 und 978) hier Aufnahme verdient haben, indem sie in die Sedisvacanz nach dem Tode der Abtissin Margarethe von Brederode fallen, auch die angezogene Umschrift durch drey eingelegte Wapenschilder unterbrochen ist, welche doch wahrscheinlich das Domcapitel repräsentieren.

Aus obiger chronologischer Uebersicht ersieht man mit Verwunderung, daß wir von so vielen Stiftern, die deutsche sind oder waren, noch gar keine Capitel- oder Sedisvacanzmünzen aufzuweisen haben. Da fallen z. B. ganz aus: die Erzst. Bremen (bis 1648), Cammerich (bis 1677), Görz (1751 bis 1786), Olmütz (seit 1778) und Wien; die Hochst. Augsburg (bis 1803), Basel (bis 1803), Bifanz (bis 1648), Cammin (bis 1648), Chiemssee, Chur (bis 1803), Costniz, Görz (bis 1751), Gurk, Meß (bis 1789), Minden (bis 1648), Olmütz (bis 1778), Trident, Verdun (bis 1789) und Worms (bis 1804); Probstey Berchtoldsgaden (seit 1455); die Abteyen Cornelis Münster, Corvey (bis 1803),

Ellwangen, Essen, Herford, Murbach (bis 1764), Quedlinburg (bis 1704), Stablo (bis 1801) und Werden (bis 1803). Wenn schon bey mehreren der genannten Stifter das Räthsel durch Mangel an Münzberechtigung, oder durch temporären Mangel an Fonds erklärlich wird, so waren doch andere reich und münzberechtigt, lieferten *sede plena* Münzen in Menge, und hatten stark besetzte Capitel. Da ist wohl Manches unbekannt geblieben, und nicht in Umlauf gekommen, weil die Besitzer der schönen Capitel-Medaillen selbst ihre Freude daran hatten. Die gelehrten Domherren, unter welchen es immer zahlreiche Münzliebhaber und nicht wenige Münzforscher gab, können hier am wirksamsten ausbelfen. Möchten sie nicht verschmähen durch Mittheilungen sich ein Verdienst um die Wissenschaft zu erwerben. Köhler hätte nicht leisten können, was er leistete, wäre er nicht von nahen und fernen Münzfreunden mit Beyträgen unterstützt worden.

L e i p z i g.

In der Hahn'schen Verlags-Handlung: Blätter für Münzkunde; Hannoversche numismatische Zeitung. Herausgegeben von Dr. H. Grote. 1834. Erstes bis drittes Heft.

Schon seit zwey Jahrhunderten hat man den Werth der Numismatik als mannigfaltige und reichhaltige Quelle der Geschichte und als Hülfsmittel derselben nach Verdienst gewürdigt, doch war es lange fast ausschließlich das Fach der römischen Numismatik, welches in der Literatur bearbeitet wurde. Erst seit der zweyten Hälfte des vorigen Jahrhunderts ist der Orient den Europäern zugänglicher geworden, und nach-

dem dadurch die Thunlichkeit gegeben, auch die Münzen Griechischer Städte und Dynastien in Europa, Vorderasien und Nordafrika mehr und mehr aufzusuchen, ist die antike Münzkunde durch ein neues weites, bis dahin fast ganz unbekanntes und vielleicht vorzugsweise ergiebiges Gebiet bereichert worden. Gleichzeitig ist die Einseitigkeit, mit welcher die historischen Studien sich fast ausschließlich dem classischen Alterthum zuwendeten, einer oft begeisterten Hinneigung zur Durchforschung des germanischen Mittelalters gewichen, welche denn auch den früher fast gar nicht beachteten wissenschaftlichen Werth der Münzen des Mittelalters anzuerkennen nicht gesäumt hat. — Unter Begünstigung der neuesten Verhältnisse des Orients kommen nun fast täglich neue und unbeschriebene Münzen von dort her; die fast täglich in Europa, besonders in Deutschland, gemachten Auffindungen von Münzen des Mittelalters treffen jetzt fast immer auch auf wissenschaftliche Sammler.

Bey diesem raschen, quantitativ und qualitativ bedeutenden Anwachsen des Stoffes nimmt aber die Numismatik keinesweges in gleicher Progression auch in literarischer Hinsicht zu. Allerdings erscheinen zahlreiche Monographien, welche die allmählichen Bereicherungen einzelner Fächer von Zeit zu Zeit bekannt machen. Aber einer Wissenschaft, deren Material auf eigenthümliche Art sich täglich und nur im Einzelnen vermehrt, entspricht ganz vorzugsweise eine periodische Mittheilung des Einzelnen, im literarischen Wege.

Höchst zweckmäßig ist daher für das vorliegende Werk, von welchem bis jetzt drey Hefte erschienen, die Form einer Zeitschrift gewählt; die Münzkunde war namentlich in dieser Hin-

sicht bisher vernachlässigt; mit Recht tritt sie hierin endlich auf niveau mit den übrigen Wissenschaften.

Die reiche Sammlung der verschiedenartigsten Aufsätze, Mittheilungen, Notizen und numismatischen Neuigkeiten, welche diese Hefte darbieten, muß besonders für Münzsammler durchgängig von Interesse seyn; es dürfte nicht leicht einen Zweig des Sammlens geben, der nicht für sich gesorgt fände. Ein Eingehen ins Einzelne ist bey dieser Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit des Inhalts unthunlich, doch verdienen bemerkt zu werden: In Bezug auf antike Münzen ein sinnreicher und gutbegründeter Versuch zur berichtigten Erklärung der Sigle R C C auf den Münzen Caligula's, welche hier durch 'Restitutis Comitibus' erklärt wird. Daß auch der Inhalt numismatischer Abhandlungen, die entweder in bändereichen Werken — (wie die über die Didrachmen Corinthischer Colonien in den Annalen des archäologischen Instituts zu Rom) — oder in Form von Flugschriften — (wie Raoul Rochette's über die Münzen Indo-Bactrischer Könige) — zerstreut erschienen, in vollständigen Auszügen mit Nachbildung der Zeichnungen mitgetheilt wird, verdient Beyfall. — Besondere Bereicherung ist der Münzkunde des Mittelalters zu Theil geworden, und es ist schätzenswerth, daß in diesem Fache, wo hauptsächlich vorerst noch durch Bekanntmachung noch unbeschriebener Münzen vorgearbeitet werden muß, so interessante und zahlreiche Mittheilungen, durch Abbildungen und Beschreibungen gegeben sind. Wenn diese Mittheilungen auch in der Folge so reichhaltig fortgesetzt werden, wie in diesen drey Heften, so dürften die 'Blätter für Münzkunde' eins der Hauptwerke für die Numismatik

des Mittelalters werden. Unter den Münzen und Medaillen der letzten drey Jahrhunderte erwähnen wir die Nachträge zu dem schätzbaren Werke Zepernick's: über die Sediſvacanzmünzen. Die Abbildungen der neuesten Gepräge von Currentmünzen mehrerer Länder können auch in so fern noch andere als Münzsammler interessiren, als sie, wenn gleich nicht durchweg empfehlungswerthe Proben des neuesten Geschmacks in der Erfindung der Münz = Typen geben.

So wie denn die Münz = Sammlungen die Hauptquellen der Numismatik enthalten, und eine Bereicherung ersterer oft auch als Bereicherung der Wissenschaft betrachtet werden kann, so dürfte auch der, den Blättern für Münzkunde beygegebene 'Numismatische Anzeiger', obgleich er sich nur auf die Tausch = und Kauf = Angelegenheiten einzelner Sammler von Münzen und verwandter Gegenstände bezieht, mittelbar doch auch der Wissenschaft nützen.

Die 14 Steindrucktafeln, größtentheils sauber gearbeitet, geben, dem Anschein nach, sehr getreue Abbildungen von 185 meist unedierten Münzen aller Zeiten.

Wir können endlich nicht umhin hier noch mit besonderm Wohlgefallen der, auf dem geschmackvollen Umschlage der beiden ersten Hefte eingedruckten Bignette zu gedenken. Minerva hebt mit der Linken den Schleyer der durch Füllhorn und Waage bezeichneten Moneta, und führt ihr mit der Rechten einen Schüler zu; darunter der erklärende Spruch aus Aristophanes Wolken: *'Ιδεν φανερωσ επιθυμω!'* Diese Skizze ist im echt classischen Geiste und Style erfunden und ausgeführt, und verräth einen so gebildeten als geübten Künstler.

E b e n d a s e l b s t.

Bericht der deutschen Gesellschaft zur Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer zu Leipzig vom Jahre 1831.

Den Mitgliedern dieses Vereins wird hier ferner Nachricht von der Thätigkeit desselben, von den gehaltenen Vorlesungen und von den eingesandten Aufsätzen und Alterthümern gegeben. Bey dem Ausflusse der Elster in die Elbe in einem Umkreise von drey Meilen auf beiden Seiten der Elbe sind noch über 1400 vorchristliche Grabhügel sichtbar. Die auf dem linken Elbufer sind gewöhnlich mit einem einfachen oder doppelten Steinkreis umgeben; die auf dem rechten Ufer dagegen nicht. Da lange Zeit die Elbe hier die Grenze zwischen Germanen und Wenden war, so wird hieran die Vermuthung geknüpft, daß diese Verschiedenheit ihren Grund in den abweichenden Begräbnißgebräuchen beider Völkerstämme habe. Indessen ist diese, auch sonst schon angedeutete Ansicht noch immer nicht zu der nöthigen Wahrscheinlichkeit durchgeführt; und entgegensteht die Erfahrung, daß auch in den Gegenden, wohin niemals Wenden drangen, Grabhügel mit und ohne Steinkreise ohne anscheinende Regel durch einander liegend angetroffen werden. Verschiedene hier an der Elster vorgenommene Gräberöffnungen lieferten die gewöhnlichen Ergebnisse an Gefäßen und Metallsachen; darunter jedoch auch ein kleines metallnes Pferd, 2 Zoll lang, in einer Kinderurne, wovon hier die Abbildung mitgetheilt wird. Der Fund ist auch in sofern wichtig, als die steife und verhältnißlose Gestalt deutlich zeigt, daß hierin weder Römische Arbeit, noch ein Römisches Vorbild an-

zunehmen steht. Auch ein siebähnlich durchlöcher-tes Gefäß von Metall verdient Erwähnung, nicht bloß weil, metallne Gefäße selten in Gräbern vorkommen, sondern eben als Sieb. Solche sieb-artige Gefäße, sowohl aus Metall, als aus gebranntem Thon, sind schon häufiger entdeckt, und deuten, neben manchen andern Anzeichen, deren Ausführung hier zu weit führen würde, offenbar auf die Vorstellung eines nach dem Tode fortgesetzten Lebens nach irdischen Bedürfnissen von Speise und Trank und deren Zubereitung. Aus einigen hier gefundenen Werkzeugen (Messern) von Eisen und Stahl wird auf vorgerma-nische, celtische Gräber geschlossen; allein auch vor dieser Annahme darf gewarnt werden, weil Spuren von Eisen nicht allein häufig in Grab-
hügeln vorkommen, sondern auch vorzüglich in solchen, die man allen übrigen Umständen nach der spätesten Zeit zuschreiben muß. Ferner Nach-richten von Erdumwallungen und Pläzen, die mit einem Graben umzogen sind, aus verschiede-
nen Gegenden Sachsens. Siebenzehn geöffnete Gräber bey Luckau in der Niederlausitz; sie be-standen aus bloßen Erdaufwürfen. Nur auf dem natürlichen Boden, immer im Mittelpunct, zeigte sich eine kleine kesselartige Vertiefung mit Kno-
chen, Asche und 'einem Zusaze von fremder, hier nicht gewachsener rothbrauner Erde.' Das Vor-
kommen dieser rothbraunen Erde ist von sorgfäl-tigen Forschern auch in andern germanischen Grä-
bern bemerkt, aber noch nie chemisch untersucht worden. Es ist wohl, der Beachtung werth, ob diese Erscheinung sich nicht häufiger findet; als bis jetzt kund geworden. Nachricht und Abbil-
dung von einer ehemals auf der Moldaubrücke zu Prag aufgerichtet gewesenen Bildsäule eines geharnischten Mannes, die mit den bekantnen Ro-

landsäulen Aehnlichkeit hat. Einer Volksfage nach soll unter der Säule, worauf das Bild stand, das Schwert 'Brunszwics' verborgen liegen. Hierauf wird die Vermuthung gegründet, daß dieser Brunszwicz nichts anders, als Herzog Heinrich der Löwe von Braunschweig sey. Das bekannte Volksbuch von seinem Zuge nach Palestina stimmt völlig mit einem ähnlichen Böhmischen (herausg. von Hancka, 1827). Obwohl die Böhmen ihre Sagen nicht aus jenem entlehnt haben, sondern sie vielmehr auf Premysl Ottocar I. beziehen, so scheint die Aehnlichkeit beider Sagen dennoch hier eine Verwechslung sogar bis auf den Namen des Helden bewirkt zu haben. Eine Vorlesung über die Münzen und die Münzverhältnisse Sachsens gestattet keinen Auszug. Unter Bernhard dem Aftkanier (1180 — 1211) wurden die ersten Münzen (Blechmünzen) zu Wittenberg geschlagen. Unter Kurfürst Wenzel († 1388) kommen die Kurschwerter auf den Bracteaten vor. Goldmünzen erst in der letzten Hälfte des 15ten Jahrhunderts. Endlich folgt die Beschreibung und Abbildung einer Doppelcapelle der Burg zu Landsberg, vom Probst Stieglitz. Diese Capelle besteht aus zwey besondern Geschossen über der Erde, von denen jedes im Innern eine für sich bestehende Capelle bildet. Wenn gleich diese bauliche Einrichtung zu den seltenen Erscheinungen gehört, so steht sie doch nicht einzeln da; es wird angeführt, daß eine ähnliche Vorkehrung sich in den Schloßcapellen zu Eger und zu Freyburg an der Unstrut findet. Eine vier- oder achteckige Oeffnung in der Mitte des Bodens, durch welchen beide Capellen getrennt werden, dient zur Verbindung, um die gottesdienstlichen Handlungen der einen Capelle auch in der andern wahrnehmen zu können. Dem Baustil nach sind diese Gebäude sämmtlich

aus dem 11. u. 12. Jahrhundert. Da sie nur auf Burgen angetroffen werden, so wird, wohl mit Recht, der Grund dieser eigenthümlichen Bauart in dem Mangel an Raum gesetzt; weil man sich seitwärts nicht ausdehnen konnte, so blieb dem Baumeister kein anderes Auskunftsmittel, als die vorhandene Anzahl der Kirchengänger auf obige Weise in zwey Stockwerke zu vertheilen. — Dieser siebente Jahresbericht der Gesellschaft ist den Mitgliedern mittelst eines gedruckten Rundschreibens des Hn Prof. Nobbe als Geschäftsträgers zugestellt worden, worin zu fernerer thätiger Theilnahme aufgefordert wird, und woraus erhellt, daß die Gesellschaft dormalen 218 Mitglieder zählt, und eine gemeinschaftliche Cassé für einzelne Zweige von Ausgaben und zur Bereicherung der Sammlungen besteht.

Bl.

H a n n o v e r.

Geschichte der Königl. Deutschen Legion, von N. Ludlow Beamish, Mitglied der K. G. d. W. und K. Großbrit. Major a. D. Erster Theil. Mit 18 colorierten Abbildungen, 4 Schlachtplanen, und mehreren Tabellen. 1832. VIII u. 495 S. in 8. (bey Hahn).

Wir würden schon schon lange von diesem Werke gesprochen haben, dem vor so vielen andern eine Anzeige in diesen Blättern gebührt, wenn wir nicht erst der Erscheinung des zweyten Theils hätten entgegen gesehen, mit dem es erst vollendet werden wird. Können wir auch nun es nicht länger anstehen lassen, so ist es doch nicht sowohl eine Beurtheilung, als vielmehr eine Anzeige, welche nach der Beschaffenheit des Gegenstandes

die Leser von uns erwarten können; es wird aber auch nicht erst ihrer bedürfen, um die Aufmerksamkeit auf dasselbe zu erregen. Die Thaten so vieler tapfern Männer, welche ihr Vaterland und Alles was ihnen darin lieb war verließen, um auf fremdem Boden ihrem Könige zu dienen, sprechen zu laut durch sich selbst, als daß sie erst einer Anpreisung bedürften, wären sie auch nicht in Britannien selber so bereitwillig anerkannt worden. Den sprechendsten Beweis davon gibt wohl, daß es nicht ein Deutscher sondern ein Brite, war, der sich berufen fühlte als der Geschichtschreiber davon aufzutreten, in dessen deutscher Bearbeitung durch den Hn Lieut. Nagel nur das verändert worden ist, was die Genauigkeit einzelner Thatfachen, und die Correctheit der Namen erförderte. Die Geschichte der Deutschen — eigentlich Hannoverischen — Legion ist in diesem ersten Bande von ihrer Entstehung seit der Auflösung der Hannoverischen Armee bey der feindlichen Occupation 1803 bis in den May 1811 fortgeführt. Da es nicht in unserm Plan liegen kann, in das Einzelne der Erzählung hineinzugehen, so müssen wir uns begnügen die Vorzüge, wodurch sie sich auszeichnet, bemerklich zu machen. Unter diesen steht unstreitig oben an ihre Glaubwürdigkeit, um so mehr je öfter gerade in militärischen Geschichten dagegen gefehlt zu werden pflegt. Sie hängt von den Quellen ab, aus denen der Verf. schöpfte. Diese sind theils gedruckte, theils ungedruckte, nämlich die Tagebücher und Mittheilungen einzelner Officiere, die stets namentlich am Rande angeführt werden, und dadurch die Garantie ihrer Zuverlässigkeit geben. Schon von dem Britischen Verf. waren durch jahrelange Anstrengung die Materialien dazu gesammelt; die von

dem deutschen Bearbeiter alsdann durch die sorgfältigste Einziehung von Nachrichten verbessert und vervollständigt wurden. 'So ausgerüstet, sagt der deutsche Bearbeiter am Ende der Vorrede, glaubt die vorliegende Bearbeitung wohl mit Recht die Aufmerksamkeit zu verdienen, welche eine Schilderung so höchst anziehender, nahe berührender Thaten in jedem richtig fühlenden Geiste erwecken muß. Und wenn es auch dem microscopischen Beschauer gelingen sollte nicht jeden kleinsten Zug, nicht jeden einzelnen ihm vielleicht werthen Namen zu finden, so wird das Große und Ganze des Unternehmens doch hoffentlich allen Wünschen billiger und umsichtiger Beurtheiler entsprechen, welche es wissen, wie fast unglaublich schwierig eine zuverlässige Feststellung geschichtlicher Thatsachen ist.' Ein zweyter Vorzug liegt in der Klarheit der Erzählung, und der ganzen Methode der Behandlung. Sie ist einfach, lebendig, aber ohne gesuchten Pomp; so daß auch der nicht militärische Leser dadurch angezogen und festgehalten wird. Nicht bloß die Hauptbegebenheiten, die Schlachten und Treffen werden erzählt, auch einzelne kleine Vorfälle in denen tapfere Männer, nicht allein Befehlshaber und Officiere, sondern auch Unterofficiere und Gemeine sich auszeichneten, werden berichtet, und ihre Namen der Vergessenheit entrissen, die schönste und erhabendste Belohnung die ihnen werden konnte. Es boten sich dazu um so mehr Gelegenheiten dar, da ein bedeutender Theil der Legion aus leichten Truppen, besonders leichter Reiteren, bestand, die stets auf den Vorposten an allen den zahllosen kleinen Gefechten Antheil hatten, in denen der persönliche Muth am meisten Gelegenheit hat sich zu zeigen.

Für eine würdige Ausstattung in Beziehung auf das Außere hat die Verlags-handlung rühmlichst gesorgt. Druck und Papier sind vortreflich; den Hauptschlachten sind Plane beygefügt; und treue und zierliche Abbildungen der Truppen nach den einzelnen Regimentern und den Waffenarten schmücken das Ganze. Die nöthigen Belege und Tabellen sind in dem Anhang beygefügt. Daß wir dem zweyten Theile mit Begierde entgegen sehen, bedarf nicht erst unserer Versicherung.

Zu den östern Unfällen welche die deutsche Legion auf dem Meere erlitt, gehörte auch bey der Rückkehr von der Expedition gegen Copenhagen das Scheitern des Transportschiffes Salisbury im Sturm am 11ten November 1807 mit dem Untergange der darin befindlichen Mannschaft bis auf wenige. Einer Feyer, welche Einem von diesen, dem Herrn Dr. Med. Rahtje 1833 an dem Jahrestage zur Erinnerung jener Schreckensscene gegeben wurde, verdanken wir eine poetische Beschreibung derselben aus der Feder des Herrn Medicinalrathes Dr. Koeler in Celle, deren wir gern gedenken, da Niemand sie ohne die innigste Theilnahme wird lesen können. Sie ist begleitet von einer genauen Erzählung des Geretteten, und ist dadurch zugleich ein Beytrag zu der criftischen Geschichte der Legion geworden.

Hn.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

40. Stück.

Den 14. März 1835.

L o n d o n.

Travels into Bokhara; being the account of a Journey from India to Cabool, Tartary and Persia; also Narrative of a voyage on the Indus, from the Sea to Lahore, with presents from the king of great Britain; performed under the orders of the Supreme government in India in the years 1831, 1832 and 1833 by Lieut. Alex. Burnes, F. R. S. of the East-India service, political Resident in Cutch, and late on a mission to the court of Lahore; in three volumes. Vol. I. XXII u. 356 S. Vol. II. XVI u. 473 S. Vol. III. XX u. 320 S. in 8. 1834. (bey Murray). 1834.

Das vorliegende Werk gehört unstreitig zu den bedeutendsten in der Classe der Reisen, nicht bloß weil es ein Licht über den jetzigen Zustand noch wenig bekannter Länder verbreitet, sondern auch weil es uns Blicke in die politischen Verhältnisse des innern Asiens gegen Europa thun läßt, welche die Keime künftiger Weltbegebenheiten, so weit

dieß die Ungewißheit menschlicher Angelegenheiten gestattet, zu zeigen scheinen. Wenn das Britisch-Asiatische Reich und das Russisch-Asiatische Reich sich einander immer mehr nähern, erhalten die zwischen beiden liegenden Länder und Staaten von selbst eine größere Wichtigkeit, und die Verfasser unserer allgemeinen Weltgeschichten werden in die neuen Ausgaben ihrer Werke bald neue Blätter einzulegen haben, von denen sie bisher noch keine Ahndung hatten. Das achtzehnte Jahrhundert hat uns über die Folgen der geographischen Verflechtung der Colonialländer mehrere blutige Erfahrungen hinterlassen; mögen sie für das neunzehnte nicht verloren seyn!

Der Verf., noch ein junger Mann, vorher Resident (d. i. Befehlshaber in Cutch, dem Grenzlande gleich östlich von den Mündungen des Indus), hat in seinem Werke Nachricht von zwey Reisen gegeben, von denen er die erste als öffentlicher Bevollmächtigter an den Maharajah von Lahore, die zweyte ohne öffentlichen Character in das zerstückelte Reich von Ost-Persien oder Cabul bis nach West-Persien und den Ufern des Caspischen Meers von Bombay aus machte. Er spricht von der ersten dieser Reisen zuletzt in dem dritten Theil. Wir halten es für zweckmäßiger von dieser zuerst zu sprechen, und werden nachher auf die andere zurückkommen.

Die erste Reise hatte einen doppelten Zweck; die nautische Untersuchung des Indus und seiner Nebenflüsse bis zu der Hauptstadt des Panjab, Lahore, und die Befestigung der Verhältnisse mit dessen Beherrscher dem Maharajah Runget Sing, durch Ueberbringung der Geschenke des Königs von England, bestehend in fünf ausgesuchten Pferden und einem schönen Wagen. Die Reise ward daher bis Lahore ganz zu Wasser gemacht,

und dauerte von Cutch aus vom Januar 1831 bis December. Der Verf. verließ Cutch mit fünf dortigen Bötten am 21. Januar, und erreichte am 24. die östlichste Mündung des Indus. Der Strom ergießt sich mit 11 Armen in den Ocean; der westlichste von diesen ward am 28. erreicht. Das Land am Unter-Indus, Sinde genannt, steht unter der Herrschaft der Amirs, einer Familie aus dem halbwilden Volke der Balluches in Mekran, die sich bey der Auflösung des Ostpersischen Reichs dasselbe unterworfen haben, und ward von drey Fürsten dieses Hauses in eben so vielen Abtheilungen beherrscht. Sie waren äußerst mißtrauisch, und erst nach wiederholten Versuchen erhielt der Verf. die Erlaubniß den Strom hinauf zu fahren, und zum erstenmal wehete die Britische Flagge auf dem Indus. Das Land innerhalb des Delta ist ganz flach, und war schlecht angebaut. Die erste Station war Tatta, nach dem Vf. das alte Pattala. Hier empfing sie der ihnen entgegengeschickte Mimandar zu ihrer Begleitung. Die Stadt steht da wo der Indus sich zuerst in zwey Hauptarme spaltet, die sein Delta bilden. Sie hat jetzt nur 15000 Einwohner, und liegt halb in Ruinen. Ihr Glanz verschwand mit der Herrschaft der Groß-Mogols. Die zweyte Station, den Indus aufwärts, war Hydrabad, die jetzige Hauptstadt von Sinde und die Residenz der herrschenden Familie. Sie hat etwa 20,000 Einwohner. Der Empfang war zwar ganz freundschaftlich und solemnell, doch nicht sehr glänzend. Die weitere Fahrt ward nun zunächst in der Staatsbarke des Amirs gemacht, bis Khippur, wo ein anderer Amir seinen Hof hielt; in seinem Gebiet liegt Buckur, der festeste Platz am Indus. Auch hier fand eine sehr freundliche Aufnahme Statt. Sinde ist ein

schwacher Staat. Der Verf. schätzt die ganze Bevölkerung auf höchstens eine Million. Sie besteht meist aus Hindus, welche die Regierung ihrer Beherrscher, von denen sie nur Druck zu erfahren haben, höchst ungerne ertragen. Auch die Eifersucht der Amirs auf einander würde den Engländern, bey einem Versuche sich das Land zu unterwerfen, leichtes Spiel machen. Bey Mittum $28^{\circ} 55'$ N. B. ergießt sich der Chenaub, der Acesines der Alten, nachdem er die andern Flüsse von Panjab aufgenommen hat, in den Indus. Dieser Strom erhält dadurch eine Breite von 6000 Fuß, statt daß er oberhalb Mittum nur die Hälfte hatte. Nach den von dem Verf. eingezogenen Nachrichten bleibt seine Beschaffenheit bis Attock, wo er aus dem Gebirge hervorgetreten ist, dieselbe. Die weitere Fahrt ward nun auf dem Chenaub, der den Setledg und den Rauvee aufnimmt, gemacht, bis man Lahore, die Residenz des Maharajah erreichte; die Fahrt von der Mündung des Indus bis dahin hatte 60 Tage gedauert. An der Grenze ward der Gesandte auf das ehrenvollste empfangen; ein Truppencorps wartete auf ihn, und der zum Mihmandar bestimmte Sindar erschien auf einem Elephanten. Runjet Sing, der Maharajah ist der mächtigste der noch unabhängigen Fürsten Indiens. Er ist der Beherrscher der Seiks, die, ursprünglich eine religiöse, durch Druck und Verfolgung eine politische Partey wurden, und so einen Staat bilden. Sie bewohnen das Panjab, das Land der fünf Flüsse, welches nebst Cashmir das Gebiet von Runjet Sing ist. Man passierte Multan, eine Stadt von 60,000 Einwohnern, halb Hindu, halb Muhammedaner, bekannt durch ihre Seidenmanufacturen. Es ist das alte Malli. Das Land herum ist sehr angebaut; aber in einiger

Entfernung vom Flusse beginnt die Sandwüste. Der Rauvee, der Hydraotes der Alten, trägt noch diesen Namen bey den Einwohnern; er heißt bey ihnen Traoti. Der Behut oder Chelum ist der Hydaspes. An dem Ufer ward ein großer Tiger aufgejagt und erlegt, aber nicht ohne daß er einen der Angreifer zerfleischte. Am 17. Julius erreichte man Lahore, wo man in der Ferne die Schneegebirge von Cashmir erblickte. Die Aufnahme bey dem Maharajah war, wie man es leicht von einem Britischen Gesandten erwarten wird, höchst glänzend; der Maharajah setzte sich selbst über das Ceremoniel weg, und schloß den Gesandten in seine Arme. Runjet Sing ist zwar noch kein sehr alter Mann, aber seine Gesundheit scheint doch kein langes Leben zu versprechen. Er ist ein Mann von Geist und begierig nach Kenntnissen. In seinen Diensten sind zwey Franzosen, die Herren Allard und Court, die seine Armee eingeübt und selbst eine reitende Artillerie gebildet hatten. Zu seinem Hofstaat gehörte auch ein Trupp von 30 — 40 jungen Tänzerinnen aus Cashmir, und zwar in Uniform; es sey aber keine Disciplin hineinzubringen; es seyen seine unregelmäßigen Truppen. Die von England mitgebrachten Geschenke des Königs, fünf Apfelschimmel, erregten die größte Bewunderung. Es seyen, hieß es, kleine Elephanten. Die politischen Verhandlungen hatten den besten Fortgang; Runjet Sing ward der Freund und Verbündete der Briten. Burnes verließ Lahore am 17. August, und nahm den Rückweg zu Lande über Amritsir nach Ludiana, dem äußersten Britischen Posten in Indien. Ob aber die Verhältnisse nach dem Tode von Runjet Sing dieselben bleiben werden, kann erst die Zeit lehren.

Die Anknüpfung der Verhältnisse mit dem Be-

herrscher von Lahore war nicht der einzige Zweck der Reise. Die genauere Erforschung des Indus und seiner Nebenflüsse, so weit sie schiffbar sind, lag den Briten nicht weniger am Herzen. Auch dieser Zweck ist erreicht. Beygefügt ist dem Bande ein ausführliches Memoir, dem später noch eine Charte beygelegt ist, die uns noch nicht zu Händen kam, über den Indus, wo der Strom stationsweise ausführlich beschrieben wird. Das Resultat ist, daß der Indus, der nach der Berechnung des Wf. die vierfache Wassermasse des Ganges hat, bis Attock hin ohne Wasserfälle und andere Hindernisse durchweg schiffbar ist, und ganz besonders für die Dampfschiffahrt sich eignet. Auch haben wir seitdem schon in öffentlichen Berichten gelesen, daß mit den Amirs ein Vertrag zu seiner zollfreyen Beschißung abgeschlossen ist. Wenn man bedenkt, daß man von Bombay aus in wenigen Tagen die Mündungen des Indus erreicht, und nun den Briten die Wasserstraße bis in das Herz von dem Panjab und seiner Hauptstadt Lahore offen steht, so wird man den Gewinn dieser Unternehmung, aber auch das Gewicht das die Britische Regierung auf die Beherrschung des Indus legt, würdigen können.

Der glückliche Erfolg dieser ersten Unternehmung brachte nun den General-Gouverneur des Britischen Indiens Lord Bentinck zu dem Entschluß, eine zweyte von noch größerm Umfang durch den Wf. ausführen zu lassen, wovon in den beiden ersten Theilen des Werks Nachricht gegeben wird. Ihr Zweck war Aufklärungen über den Zustand und die Verhältnisse der Länder zwischen dem Indus und dem Caspischen Meer, besonders über die vormals zu dem Reich Cabul oder Ostpersien gehörenden zu erhalten. Zwar besitzen wir darüber sehr schätzbare Nachrichten in den Werken

von Elphinstone und Pottinger, aber in den Verhältnissen und dem Personal hatte sich seit zwanzig Jahren viel geändert, da das damals herrschende Haus der Duranies gestürzt ist und eine Afsanens-Familie sich der Herrschaft bemächtigt hat, und politische sowohl als Handelsmotive machten es sehr wünschenswerth den jetzigen Zustand genau kennen zu lernen. Man wählte zwar dazu wieder Hn Burnes, doch ward er, um kein Aufsehen zu erregen, nicht als Gesandter, sondern ohne öffentlichen Character als Privatmann geschickt. Der erste der beiden Bände enthält nun die Beschreibung seiner Reise; der größere Theil des zweyten die eingezogenen Nachrichten und die darauf gegründete Schilderung des jetzigen Zustandes, in sofern nicht seit der Reise des Verf. darin bereits wiederum Veränderungen eingetreten sind.

Der Vf. trat seine Reise am 23. Dec. 1831 von Delhi aus an; in Begleitung des durch seine Reisen in den Himalaja bekannten Dr J. Gerard. Er nahm den Weg über das schon erwähnte Ludiana, und nach dem Uebergange über den Setledg, durch das ihm schon bekannte Panjab und Lahore, wo er den Maharaja in seinem Feldlager traf, dessen Gezelt mit den schönsten Shawls von Cashmir behangen war. Sein Weg ging durch dieselben Gegenden die wir aus Alexanders Zuge kennen, über den, und besonders über das Schlachtfeld des Porus sehr schätzbare Erörterungen gegeben werden. Die Armee des Porus, bestehend aus 30,000 Mann Fußvolk und 4000 Reitern, war gerade so stark als jetzt die regelmäßige Armee von Runjet Sing. Der Indus ward bey Attock auf einem Elephanten passiert; das Fort gleiches Namens ist nicht sehr fest. So war der Vf. in dem Lande der Afsanens angelangt,

das vormalige, jetzt zerstückelte Reich von Ostpersien oder Cabul. Das erste Ziel der Reise war Peshawer, das jetzt unter einem eignen Hauptling steht. Sultan Mohamed Chan, so heißt er, nahm den Vf. auf das gastfreundlichste auf; quartierte ihn sogar in sein — freylich vorher ausgeleertes — Harem. Die 30 Tage, die hier zugebracht wurden, waren fast alle festliche Tage, um so mehr da der 21. Merz, der Neujahrstag der Perser, in diese Zeit fiel. Zu den Belustigungen gehörte auch der Wachtelfang, die gefangen werden um nachher mit einander zu kämpfen. Die Stadt Peshawer ist bereits von Elphinstone in seiner Reise beschrieben, was der Vf. nicht wiederholen wollte. Sie liegt in einer der fruchtbarsten Ebenen, die ganz mit Kräutern und Blumen bedeckt war. — Der weitere Weg ging nun nach Cabul. Es mußte der Cabulfluß passiert werden, der mit drey Armen sich in den Indus ergießt und einen sehr reißenden Lauf hat. Bey der großen Unsicherheit des Weges reisete der Vf. mit einer Caravane. In der Gegend von Bajour liegt ein isolierter Felsen, der unzugänglich seyn soll, und vielleicht der aus Alexanders Geschichte bekannte Aornus seyn kann. Andere Alterthümer von Bedeutung kamen nicht vor. Auf dem weitem Wege sah man jedoch bey Zulalebot in den Felsen gehauene Grotten, die als Wohnungen gedient zu haben scheinen. Man erreichte Cabul ohne weitere Unfälle. Cabul steht jetzt unter einem eignen Herrscher, Dost Mahomed Chan, ein Bruder des Beherrschers von Candahar; und von Peshawer, mit dem er nicht auf dem besten Fuß steht. Er empfing den Vf. auf das ehrenvollste, und ist nach seinem Bericht der ausgezeichnetste Herrscher seines Stammes. Die Stadt Cabul hat 60,000 Einwohner; die Bazars sind groß und

reichlich versorgt. Sie enthält das Grabmahl Kaisers Baber († 1130) in einem Garten mit einer reizenden Aussicht. Ueberhaupt ist die Stadt von einer Menge schöner Gärten umgeben. Die weitem Ziele der Reise waren nun Balk, und hauptsächlich Bochara. Der Weg nach dem erstern führte zuerst durch das Thal des Cabulflusses, das zu beiden Seiten gut angebaut ist. Dann mußten aber die Bergpässe des Hindu-Cosch überstiegen werden bis zu einer Höhe von 14000 Fuß über dem Meere, welches nicht ohne viele Mühseligkeiten geschehen konnte. Man sah die Ruinen des einst so glänzenden Gazni, jetzt ein unbedeutender Ort, von Cabul abhängig. Auch das Herabsteigen von der Nordseite des Hindu-Cosch geschah durch furchtbare Pässe; der letzte, bis man aus Afsanistan das Land der Uzbek-Tartarn erreichte, heißt der schwarze Paß. Die Ruinen von Balkh (dem alten Bactra) imponieren durch ihren Umfang von fast 20 E. Meilen, nicht durch ihre Größe. Man erreichte nun den Drus, der in einem Boot, von schwimmenden Pferden gezogen, passiert ward. Bey der weitem Reise trat Wassermangel ein. In weiter Ferne sah man östlich die höchste schneebedeckte Kette des Hindu-Cow. In Bochara ward der Wf. durch den Bezir günstig aufgenommen, und dem König — einem Khan aus den Uzbek-Tartarn — vorgestellt. Bochara ist jetzt der Hauptplatz des Handels von Central-Asien; die Bazars sind reichlich versehen; man erblickt auf denselben ein Gemisch der meisten Nationen des Orients; aus Persien, der Türkei, der Tartarey, Rußland, China und Indien; die man leicht an ihren verschiedenen Trachten und Aussehen erkennt. Die Stadt hat 150,000 Einw., Balk und Samarkend dagegen nur etwa 10,000. Auch für den Clavenhandel ist Bochara ein Haupt-

markt. Wir kennen es übrigens auch schon aus den Berichten der Russischen Gesandtschaft, durch Hn v. Muramiew und Hn v. Meyendorf. Es ist eine Hauptschule des Islam; man zählt daselbst gegen 366 Collegien oder Lehranstalten, große und kleine. Der Vf. besuchte eins derselben. Sie sind wie Caravansereyen gebaut; die Zellen werden vermiihet. Die Studierenden, alte und junge, bleiben 6 bis 7 Jahr. Der Unterricht beschränkt sich auf den Islam, dauert aber nur die Hälfte des Jahrs. Nach dem Aufenthalte eines Monats verließ der Vf. mit einer Caravane Bochara, und setzte seine Reise nach Choresm und Persien durch die Wüste der Turcomanen fort, womit der zweite Band beginnt. So kam man nach Mesched, der Hauptstadt von Chorasan, und weiter bis zu den Ufern des Caspischen Meers nach Astrabad und Mazanderan, und darauf nach Teherun, wo der Vf. dem jetzt verstorbenen Schach vorgestellt wurde. Von dort ging er nach dem Persischen Meerbusen, und schiffte sich zu Abuschir ein nach Bombai, welches er nach einer glücklichen Fahrt erreichte.

Hier endigt die Beschreibung der Reise. Aber die zweite größere Hälfte des Bandes enthält nun in drey Abtheilungen oder Büchern die gesammelten Nachrichten über die Geschichte, und den politischen und Handels-Zustand der bereiseten und angrenzenden Länder. Das erste Buch beginnt mit einer genauen Beschreibung des Staats von Bochara, seinem Umfang, seinen Grenzen und Producten. Daran schließen sich sehr schätzbare Nachrichten über den Lauf des Oxus, und die anwohnenden Völker, bis in die kleine Bucharey, Cashgar und Koken, wo die Chinesische Grenze mit großer Eifersucht bewacht wird. — Das zweite Buch enthält die historischen und politischen Berichte über Panjab, Afghanistan, und Chiva, nebst

Persien. Das dritte Buch: über den Handel von Central-Asien geht die erwähnten Länder in Beziehung auf den Handel einzeln durch. Der Handel mit dem Panjab nimmt unter diesen einen der ersten Plätze ein; theils wegen seiner Producte, zu denen auch die von Cashmir gerechnet werden; theils wegen der großen Bequemlichkeit, welche der Indus und seine Nebenflüsse nach dem Obigen darbieten. Der Vf. breitet sich über diesen Gegenstand ausführlich aus, um die vielfachen Vortheile zu zeigen, welche die Beschiessung des Indus gewähren könnte. Zu den Producenten des Panjab muß auch besonders Salz gerechnet werden, das die nördlichen Hügelreihen des Hindu-Cow in Ueberfluß darbieten, und woran bekanntlich in den Gangesländern so großer Mangel ist. — Der Handel mit Cabul wird von England aus meist über Bombay getrieben, hauptsächlich als Caravanenhandel durch einen Stamm der Afghanen, die Rohanies, die dadurch reich geworden sind. Begünstigt durch die Afghanen-Fürsten könnte er noch sehr zunehmen. Er sieht in genauer Verbindung mit dem Handel mit Bochara. Diese Stadt muß als der Hauptplatz für den Handel mit Central-Asien betrachtet werden, schon durch ihre Lage, wo die Producte von China, Persien, Indien und Cabul ihren Markt finden. Der Vf. läßt sich deshalb darüber auch ausführlicher aus, da es hier ist, wo Britisches und Russisches Handelsinteresse zusammenstoßen. Es ist allgemein bekannt, daß fast jährlich zahlreiche Caravanen von Drenburg nach Bochara und Chiwa, und von da nach Drenburg gehen, von wo dann die Waaren des Orients, besonders die Shawls auf die großen Märkte nach Mischney-Novogrod u. a. gebracht werden. Nach den Berichten des Verf. scheinen doch die Briti-

schen Waaren in Bochara den Vorzug zu erhalten. Zuletzt etwas über den Persischen Handel. Die Russen sind hier indeß nicht die gefährlichsten Rivale der Engländer. Die allgegenwärtigen Americaner sind es noch mehr. In den Häfen des Persischen Meerbusens, in Bushir u. a. wehet bereits ihre Flagge.

Die politischen Verhältnisse stehen mit den mercantilischen in genauer Verbindung. Wir führen hier nur die aus den Nachrichten des Verf. hervorgehenden Resultate an. Von Britischer Seite ist die Aufmerksamkeit, seitdem das Duab zwischen dem Ganges und Jumna in ihre Hände gekommen ist (was bereits im vorigen Jahre zu der Errichtung einer vierten Präsidentschaft zu Agra geführt hat), auf den Unter-Indus und die zu beiden Seiten desselben gelegenen Länder gerichtet. Daß nach dem Tode des Maharaja Runjet Sing seine Besitzungen in Panjab mit Cashmir in ein untergeordnetes Verhältniß mit England kommen werden, so wie die Amirs in Sinde, und dadurch der Indus die Grenze des Britisch-Indischen Reichs werden werde, ist nach dem gewöhnlichen Gange der Dinge wohl nicht zu bezweifeln. Westlich vom Indus ist die Wiederherstellung des Reichs von Cabul, das jetzt in drey Staaten, von Cabul, Peshaver und Candahar getheilt ist, unter Einem mit ihnen verbündeten Herrscher, als Vormauer ihres Gebiets für sie wünschenswerth. Die Verhältnisse und persönlichen Eigenschaften des jetzigen Beherrschers von Cabul Dosh Mahomed Khan scheinen diesen Plan ausführbar zu machen; und nach dem Urtheil des Verf. würde das Britische Gouvernement mit einem geringen Theil der Summen, die man am Persischen Hofe nutzlos weggeworfen hat, dieß haben erreichen können; eine Verbin-

bung, der auch die Religionsverhältnisse Dauer zusichern würden, da die Afghannen fanatische Sunniten, die Perser aber Schiiten sind. Was Rußland betrifft, so können die Handelsverhältnisse auch leicht politischer Art werden, da es bey seiner Herrschaft des Caspischen Meers ihm nicht schwer werden würde sich in Chiva festzusetzen, und von da aus Bokhara zu bedrohen, oder an sich anzuschließen. Doch dieses sind Dinge über welche erst die Zukunft wird entscheiden können.

Ueber die von dem Verf. gesammelten und abgebildeten alten Münzen, Bactrische und andere, sind von Hn Wilson Bemerkungen beygefügt, worüber von einer andern Hand Bericht erstattet werden wird.

Hn.

Ein Anhang zum zweyten Bande von Lieut. Burnes Reise nach Bokhara betrifft die von dem Reisenden gesammelten Münzen nebst einigen geschnittenen Steinen. Diese werden auf zwey Tafeln, pl. III u. IV, unter 31 Numern in sorgfältigen Abbildungen mitgetheilt und von Professor Wilson in Oxford und dem Secretär der Asiatischen Gesellschaft von Bengalen, J. Prinsep, erläutert. Der bedeutendste Theil der Münzen gehört dem Bactrischen, Indo-Griechischen und Indo-Skythischen Reiche an, und gewährt nun schon seit kurzer Zeit die vierte große Erweiterung unserer Kenntnisse von den Münzen dieser Reiche, und dadurch zugleich von Ereignissen und Völkerverhältnissen, die im höchsten Grade interessant sind, und doch, vor Entdeckung dieser Münzen, nur in wenigen dunkeln Nachrichten verlauteten. Wir rechnen dann als die erste Erweiterung die Herausgabe vorher unbekannter Bactrischer und einer Indo-

Griechischen Münze durch Staatsrath v. Köhler und unsern Tychsen, als zweyte die Bekanntmachung zahlreicher Münzen durch Major Todd mit den Erläuterungen A. W. v. Schlegel, als dritte die Erwerbung mehrerer Stücke der Art aus einem Petersburger Cabinet für die Königl. Sammlung in Paris und deren Beschreibung durch Naoul-Rochette im Journal des Savans 1834. Juin et Juillet. Die letztere Abhandlung, welche eine Uebersicht über den ganzen Bezirk der neueren Entdeckungen gewährt, liegt, unter dem besondern Titel: Notice sur quelques médailles Grecques inédites appartenant à des rois inconnus de la Bactriane et de l'Inde. Paris 1834. herausgegeben, vor uns. Wir können darnach auch um so leichter übersehen, was die Sammlung von Lieut. Burnes für den gegenwärtigen Standpunct der Numismatik Neues enthält. N^o. 1 bis 6 sind Baktrische Tetradrachmen, mit bekannten Typen und Königs-Namen, in sofern man diese auf den Münzen erkennen kann. Der Euthydemos, auf N^o. 1, hat seit der in Paris gemachten Acquisition nun schon mehr als einen Vorgänger in Europäischen Cabinetten. Manche unter diesen Tetradrachmen sind indeß von so roher, und namentlich N^o. 6 von so barbarischer Fabrik, daß sie wohl eher in unterworfenen Ortschaften als im Regierungssitz der Baktrischen Fürsten geschlagen seyn mögen. N^o. 7 ist eine viereckige Kupfermünze, wie die bey Todd, Transactions of the Asiat. Soc. I, II. p. 313. pl. 12. n. 2, man glaubt den Namen des König Menandros darauf zu lesen. N^o. 8 ist eine Münze des Königs Antiochos, in dem man Antiochos III. von Syrien zu erkennen meint, doch ist der Revers von allen bekannten

abweichend. Die Nummern 18 bis 30 auf Tafel IV. sind Kupfermünzen von ziemlich gleicher Art, welche alle Indo-Sklythisch zu seyn scheinen, wenn nicht etwa N^o. 19, wie man meint, einem Indo-Hellenischen Fürsten angehört. Diese Indo-Sklythischen Münzen zeigen in einem sehr interessanten Gemisch neben den Figuren Tartarischer Herrscher und Indischer Götter, namentlich des Siwa mit seinem Stier Nandi, Griechische Schrift, aber meist so verstümmelt und unkenntlich, daß man bis jetzt nur zwey dieser Barbaren, welche das Indus-Land, zwischen der Herrschaft der Griechen und dem als Befreyer Indiens gepriesenen Vicramaditya, beherrschten oder verheerten, dem Dunkel der Vergessenheit entrissen hat, den 'König der Könige Eudobigris' (A. W. v. Schlegel) und den König Mokaupsises (Raoul-Rochette). Jetzt kommt der dritte und leicht der merkwürdigste dieser Tartaren-Khane zum Vorschein, indem die Münze, Taf. IV. N^o. 18, die Inschrift trägt: ΒΑΣΙΛΕΥΣ ΒΑΣΙ(ΛΕΩ)Ν ΚΑΝΗΡΚΟΤ oder ΚΑΝΗΚΟΤ (wie man in dem Kupferstiche ziemlich deutlich wahrnimmt). In diesem Kanethku erkennt Prinsep mit großer Wahrscheinlichkeit den Tartarischen oder Türkischen Fürsten Kanishka, der, nach Tibetischen Annalen und einer Geschichte von Kashmir in Sanskrit, zu Kapila bey Hardwar als ein Begünstiger der Buddha-Religion herrschte, 400 Jahre nach der Sakya-Epoche, welche 520 Jahr vor Chr. Geb. angesetzt wird, wonach seine Regierung in die letzte Zeit dieser Sklythischen oder Tartarischen Invasion, die um das Jahr 125 v. Chr. ein Ende hatte, fallen würde. Der Revers scheint einen Priester oder Propheten (einen der Buddhas vielleicht) vorzustellen; in wiefern aber die Beschriftung NANAIA, die man *Nandica*

lesen und auf jenen Schen beziehen könnte, zu diesem Bilde paßt, kann der Ref. nicht errathen. Außer diesen beiden Suiten sind noch zwey Sasanidische, Taf. III. N^o. 9. 10., und eine rein Indische Münze, Taf. IV. N^o. 31, mitgetheilt; ein Stück, Taf. III. N^o. 11, ist ganz unbekannt. Die geschnittenen Steine, N^o. 12 — 17, welche zu Khojuoban bey Bokhara mit den Baktrischen Münzen zusammen gefunden worden sind, scheinen theils orientalische Imitationen Griechischer Arbeiten (Nr. 12. 13. u. 17, eine kleine Pallas-Figur), theils einheimische Inventionen von Künstlern aus der Gegend zu seyn, die sich dem Style Persischer Arbeiter in dem Fache annähern (Nr. 14. 15. 16, monstrose Thierfiguren).

K. D. M.

B r a u n s c h w e i g.

Statuten des Stiftes der neun Ringe, 1834. 16 S. in 4. Unter diesem Titel ist uns der Plan zu einer Sparcasse für Frauenzimmer, um sich, im Fall sie unverheirathet bleiben, durch eine mäßige Einlage ein sicheres Einkommen im Alter zu versichern, zugeschildt. Die neun Ringe bedeuten eben so viele Lebensstufen, von zwölf zu zwölf Jahren, welche bey der Berechnung zum Grunde gelegt sind. Es kann nicht in dem Plan dieser Blätter liegen die Wahrscheinlichkeitsberechnung auf der das Ganze ruht, zu untersuchen. Der Plan ist aber so zeitgemäß, daß er gewiß die Aufmerksamkeit mit Recht in Anspruch nimmt, und wir nicht zweifeln, daß competente Beurtheiler ihn der gehörigen Prüfung unterwerfen werden. Er ist von fünf der achtungswertheften Männer unterzeichnet, und dadurch die Ausführbarkeit desselben im voraus verbürgt.

Hn.

G e t t i n g e n g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht /

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

41. Stück.

Den 16. März 1835

L o n d o n.

Unsere Bibliothek ist durch ein eben so werthvolles als glänzendes Geschenk bereichert worden: Nautical and Hydraulic Experiments with numerous scientific Miscellanies; by Colonel Mark Beaufoy, F. R. S. in three volumes with plates. Vol. I. 1834. CIV u. 683 S. in 4. Nach dem Tode des Vf. herausgegeben von seinem Sohne Henry Beaufoy; der 2. und 3. Band werden folgen. Wir müssen uns mit dem bloßen Ausdruck unsers Dankes begnügen; da das Werk selbst, fast ganz in Zahlen bestehend, die Resultate der Experimente den Widerstand fester Körper bey der Bewegung im Wasser zu bestimmen, darlegend (so wichtig für die Theorie des Schiffbaues), keine weitere Anzeige gestattet. Der verstorbene Verfasser hatte diesen Untersuchungen fast sein ganzes Leben, von seinem funfzehnten Jahre an, gewidmet.

G ö t t i n g e n .

In der Dieterichschen Buchhandlung: **VRI-DANKES BESCHEIDENHEIT** von Wilhelm Grimm. CXXX und 438 S. in 8.

Als Kaiser Friedrich II. nach langem Zaudern, endlich gegen den Willen des Papstes, im Jahre 1228 den kurzen aber merkwürdigen Kreuzzug unternahm, befand sich unter seinem Gefolge ein höfischer Dichter, den die Sehnsucht das heilige Grab zu sehen, vielleicht auch Vasallenspflicht, bewogen hatte sich anzuschließen. Nachdem der Kaiser, bey an sich geringen Mitteln und durch den Bannstrahl des erzürnten Papstes gelähmt, einen in jedem Falle günstigen, nur durch die seltsam verwickelten Umstände erklärbaren Frieden schnell und unerwartet abgeschlossen hatte, eilte er nach Jerusalem, wo er die neu erworbene Krone sich selbst aufs Haupt setzte. Während dieser Abwesenheit des Kaisers verfaßte der zu Afers oder Ptolemais zurückgebliebene Dichter, der sich selbst VRIDANC nennt, ein Gedicht, dem er den Titel BESCHEIDENHEIT gab. Dieses Wort bezeichnete damals so viel als richtige Einsicht und Beurtheilung der Dinge, also etwas ganz anderes als was wir heutzutage darunter verstehen, so daß unsere modestia dabey nicht ins Spiel kam, obgleich man einsieht wie sie aus jenem Begriffe sich entwickelte, indem sie billigerweise immer die Folge davon seyn sollte. Freydanck gedenkt der historischen Ereignisse, von denen er Zeuge war, und sein Gedicht ist auch in dieser Beziehung dem Geschichtsforscher von Werth: er schildert Syrien, und spricht über Rom auf eine Weise daß man glauben muß er habe auf der Hinfahrt dort verweilt, denn seine Aeußerungen verrathen ei-

gene Anschauung. Indessen macht den eigentlichen Haupttheil seines Gedichtes, das von mächtigem Umfange ist (es beträgt in gegenwärtiger Gestalt noch nicht 5000 Verse), eine Betrachtung von dem geistigen Zustande seiner Zeit aus, ein Weltspiegel, in welchem die verschiedenen Stände von dem Papste und Kaiser bis herab zu den Knechten, die öffentlichen und häuslichen Verhältnisse, der religiöse Glaube, Tugenden und Laster, in mannigfaltiger Abwechslung berührt und dargestellt werden. Allein es sind nicht Aussprüche individueller und einseitiger Betrachtung (die wir von diesem Dichter auch mit Dank hinnehmen würden), sondern die Ausfüllung des Werkes besteht größtentheils aus den dem ganzen Volke zugehörigen Sprichwörtern, die frisch und lebendig, frey und geistreich, häufig mit Anmuth und Zierlichkeit ausgedrückt werden. Wir besitzen also zugleich eine Blumenlese von Sprichwörtern, wie sie im Anfange des 13. Jahrh. vorzüglich im südlichen Deutschland gäng und gäbe waren, oder, wenn man will, eine Popularphilosophie, die freylich ohne System und wissenschaftliche Consequenz ist, aber doch von der Einheit zusammengehalten wird, die in der eigenthümlichen und lebensvollen Bildung jenes Zeitalters lag. In der Einleitung habe ich untersucht ob und in wie weit Freydank etwas von dem Seinigen hinzugethan habe. Meiner Ansicht nach ist er auch in dieser Hinsicht auf die beste und natürlichste Weise, gerade so wie ein Dichter muß, zu Werke gegangen, ich meine wir besitzen zwar alte und älteste Ueberlieferung, allein der Dichter hat sie als freyes Eigenthum betrachtet, und dem empfangenen Gedanken das Siegel des eigenen Geistes aufgedrückt.

Ein Gedicht dieser Art mußte bey der verschiedensten Gesinnung Anklang finden, und die Zeug-

nisse, die ich zusammengestellt habe, bewähren, in welchem Ansehen es durch das ganze 13. Jahrh. stand. Es wurde nicht bloß gepriesen, auch einzelne Sprüche wurden dorthier geholt. Hugo von Trimberg am Schlusse des Jahrhunderts rühmt es dankbar; Boner im 14. Jahrh. verschweigt die Quelle. Fortdauer durch die folgende Zeit beweisen die vorhandenen Papierhandschriften. In dem 16. Jahrh. ward es durch eine trocken moralische Uebearbeitung von Sebast. Frank der herrschenden Gesinnung näher gebracht, und in dieser Gestalt in einem Zeitraum von 75 Jahren nicht weniger als siebenmal aufgelegt. In dem nächstvergangenen Jahrhundert erkannten Lessing und Herder seinen Werth, und der Abdruck in der Müllerschen Sammlung half zwar dem nächsten Bedürfniß ab, erschwerte aber durch den schlechten, häufig verderbten Text die Einsicht in die wahre Gestalt und den wahren Werth des Werkes. Daß die gegenwärtige Ausgabe dazu beytrage es wieder in seine alte Würde einzusetzen darf ich wünschen, ohne dieses Erfolges gewiß zu seyn. Zwar bey den Kennern der altdeutschen Literatur wird es an Theilnahme dafür nicht fehlen, und die genügt einstweilen, ob aber auch andere, welche das Mittelalter zum Gegenstande ihrer Studien gemacht haben, und wohl zu thun glauben wenn sie an seinen Denkmälern vorübergehen, sich mit einiger Geneigtheit zu dieser Quelle herablassen wollen, mag dahin gestellt bleiben, und läßt sich ruhig erwarten. Zu academischen Vorlesungen scheint mir Freydank, eben weil er so unmittelbar zur Anschauung seiner Zeit hinleitet, besonders geeignet.

Es ist kein großes Verdienst, wenn meine Bearbeitung des Textes leidlich ausgefallen ist, es würde aber ein großer Vorwurf daraus erwachsen, wenn sie ohne Werth wäre, denn ich

hatte bis auf zwey unbedeutende Handschriften alle bekannt gewordenen Quellen und Hülfsmittel nach und nach zusammen gebracht, nämlich außer den wichtigsten gedruckten Ausgaben des 16. Jahrh. achtzehn Codices, von welchen freylich einige bloße Bruchstücke enthielten. Es waren gute und sehr brauchbare darunter, aber leider kein einziger ausgezeichnet trefflicher, und in der glücklichen Lage, der sich Lachmann bey der Herausgabe des Parzival, die in aller Hinsicht ein Muster bleiben wird, erfreute, befand ich mich nicht. Die Handschriften theilten sich in vier Classen, wovon jede eine besondere Ordnung in der Folge der einzelnen Sprüche zeigte. Die Untersuchung lehrte daß keine die echte und ursprüngliche Folge des Dichters bewahrt hatte, und alle zusammen genommen noch nicht alles enthielten, was von dem Dichter ausgegangen war (wenn auch nichts bedeutendes fehlen sollte): dagegen hier und da Einmischungen sich erkennen ließen, auf welche der Dichter keine Ansprüche würde gemacht haben. Es ergibt sich also schon hieraus daß mit mancherley Schwierigkeiten und Bedenklichkeiten zu kämpfen, und doch das letzte Ziel nicht zu erreichen war. Die Arbeit habe ich, mehrmals gegen meinen Willen, unterbrechen und Jahre lang liegen lassen müssen; hoffentlich nicht zu ihrem Nachtheil. Sie kostete mehr Mühe und zeitraubende Vorarbeiten als vorauszusehen war: machte doch oft die Vergleichung von zwey Zeilen in allen diesen verschieden geordneten Handschriften mehr Umstände als bey andern Werken von einer Seite. Die Lesarten habe ich so vollständig als nöthig war aufgezeichnet, es versteht sich von selbst, nicht bloße gleichgültige Abweichungen. In der Einleitung glaube ich keine der Hauptfragen, wozu der Inhalt des Gedichtes Veranlassung gibt, übersehen, überhaupt nichts

versäumt zu haben, um es zugänglich zu machen, denn auch das Einzelne ist in den Anmerkungen besprochen, und das hinzugegebene Reimregister wird unter andern auch dazu dienen können neue Quellen, die in Zukunft entdeckt werden, bequemer und sicherer zu benutzen.

Widerspruch erregen wird die freylich auffallende Vermuthung daß unter dem Namen Freydanck sich der bekannte und berühmte Walther von der Vogelweide verborgen habe. Die Gründe dafür scheinen mir von Gewicht, es fragt sich, ob nicht noch stärkere Gegengründe sich finden, welche die Wage auf die andere Seite herabziehen? zur Gewißheit wird man, ohne ein neues entscheidendes Zeugniß zu entdecken, kaum gelangen; mir ist natürlich nur daran gelegen daß die Wahrheit an den Tag komme, nicht daß ich Recht behalte. Die Sache selbst, wenn sie sich außer Zweifel setzen ließe, wäre in mehr als einer Beziehung merkwürdig. Bereits habe ich eine öffentliche Stimme darüber vernommen und zwar in einem durch geistreiche Behandlung und unbefangenes Urtheil ausgezeichneten Buche, in der Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen von Dr G. G. Servinus (Lpzg. 1835). Der Vf. erklärt sich sehr entschieden gegen meine Vermuthung; ich will die Stelle aus der Vorrede hierher setzen, weil es mir angemessen scheint sie näher zu beleuchten. 'Der Meinung, daß Walther der Dichter dieser Sprüche sey, hätte ich mich nicht angeschlossen. Dieser Dichter ist ein Sammler und borgt; jene Zeit aber fängt gerade jetzt an sehr unverschämt zu borgen; Sprüche dazu und spruchähnliche Ansprüche lassen sich nicht so vom Worte trennen daß ein freyeres Borgen leicht möglich sey. Wie sehr aber Walther von allen Dichtern benutzt und ausgeschrieben ward liegt am Tage: keinem lag er aber näher als dem

Freydank. Eine allgemeine Aehnlichkeit der Beurtheilung setzte auch ich zwischen Freydank und Walther voraus, man nehme hinzu daß beide in gleicher Zeit lebten und gleiche Schicksale theilten, daß der Eine ein ganz productiver Kopf, der Andere ein ganz leidendes Talent ist, so ist das übergenuß um die großen und kleinen Aehnlichkeiten zu erklären. Wie könnte sich ein solcher feuriger, unruhig-thätiger Geist wie Walther, der voll von Bildern einer rastlosen Phantasie ist, je in die platte Form solcher Lehrdistichen haben zwingen lassen! Zwischen dem was ein genialer Dichter in seiner besten Zeit und was er in Alter und Abnahme vorbringt ist freylich oft ein himmelweiter Unterschied. Allein wir besitzen doch unstreitig manches unter Walthers Gedichten, was aus seinem hohen Alter ist, und was immer toto coelo von diesem Freydank absteht. Auch das Urtheil des Herausgebers über Thomasin wird Niemand theilen mögen, der das Große eines schöpferischen Kopfes der bloß passiven Empfanglichkeit vorzuziehen weiß.

Dies Alles, befürchte ich, hält nicht Stich. Gleich die einleitende Bemerkung, daß man zu Freydanks Zeit angefangen habe zu borgen und zwar unverschämt zu borgen, ist ohne Grund. Nachgeahmt hat man zu allen Zeiten; Wirnt hatte früherhin sich den Hartmann von der Aue zum Muster genommen, und unter Wolframs Lieder hat sich eins eingedrängt, das aus lauter von ihm erborgten Gedanken und Redensarten zusammengesetzt ist. Dergleichen könnte auch in Freydanks Zeit geschehen seyn, müßte aber doch erst nachgewiesen werden. Unverschämt war eigentlich erst hundert Jahre später Boner, der, ohne seine Quelle zu nennen, eine gute Anzahl Sprüche aus Freydank in seine Fabeln einfügte. Mehr Gewicht legt aber Hr Dr Servinus wohl selbst auf die Behauptung, daß

gerade Walthar von allen nachfolgenden Dichtern sey ausgeschriben und benutzet worden. Was Wunder, wenn Freydanck es nicht besser machte, als die andern alle! Wie ungeschickt daraus für einen Einzelnen etwas zu folgern! Allein was so deutlich am Tage liegen soll, ich kann es nicht entdecken. Wer hat Walthar (ich will das in jedem Falle hier unpassende Wort beybehalten) ausgeschriben? Etwa Reidhart, Bruder Wernher, der Marner, Rumland, Boppo? oder späterhin Konrad von Würzburg, die fürstlichen Dichter, oder endlich Hadloub? Ich finde es nicht. Hr Serv. nennt in dem Buche selbst den Reinmar von Zweter, aber ich behaupte, mit Unrecht; Reinmar hat in seinem Urtheile und in seinen Ansichten über die Zeit Uebereinstimmung mit Walthar, wie ich selbst bemerkt habe, aber als Dichter eine ganz andere Farbe. Er neigt sich schon herab zu dem trocknen und bloß verständigen Ausdruck der spätern Zeit, steht aber sonst auf eigenen Füßen, und hat nichts aus Walthar ausgeschriben: er soll die Bitterkeit gegen den Pabst jenem abgelernt haben, als wenn wir sie nicht auch bey andern Dichtern, noch bestiger bey den Troubadours, überhaupt bey der gibellinischen Partey fänden. Die Anklage bleibt also bloß auf Singenberg, dem Truchseß von St. Gallen, den Hr Serv. nicht nennt, hasten: von ihm ist es bekannt daß er Walthar nachahmte (Uhlant 60. 111. 155. Lachmann 108. 149. Wackernagel zu Simrock 1, 181. 2, 156. 198), aber, wie es einem Schüler, der seinen Meister anerkennt, wohl erlaubt ist, mit Geschick, keinesweges unverschämt ausschreibend. Was soll dieß eine Beyspiel, oder, wenn Hr S. bey seiner Ansicht von Reinmar beharren will, was sollen zwey für seine Behauptung beweisen?

(Die Fortsetzung im nächsten Stücke.)

G ö t t i n g e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

42. 43. Stück.

D e n 19. M e r z 1 8 3 5.

G ö t t i n g e n.

Fortsetzung der Anzeige: VRIDANKES BESCHIEDENHEIT von Wilhelm Grimm.

Weiter erklärt sich mein Gegner die großen und kleinen Aehnlichkeiten zwischen Walther und Freydanck durch ihre Gleichzeitigkeit und gleiche Schicksale. Sind es zwey verschiedene Dichter, so sind sie in dem Verhältniß, von welchem hier nur die Rede seyn kann, nicht als gleichzeitige zu betrachten, denn Freydanck hat erst gedichtet als Walther an dem Ende seiner Laufbahn war, oder man müßte dann auch Heinrich von Veldeke oder gar den Pfaffen Konrad für einen Zeitgenossen von Walther erklären. Von einem gleichen Schicksal aber weiß niemand etwas. Wer sagt uns, daß Freydanck wie Walther an den Höfen der Fürsten umher gezogen sey, und das Leben eines wandernden Sängers geführt habe, daß von so großem Einfluß auf seine Gedichte seyn mußte? Das einzige Gemeinschaftliche, die Anwesenheit Walthers bey dem Kreuzzuge, wird

von Lachmann sogar bezweifelt. Die Behauptung daß Freydanck der Natur der Sache nach wörtlich habe borgen müssen, beweist, daß Hr Servinus die Aehnlichkeit mit Walthers selbst nicht näher berücksichtigt hat. Warum sollte Freydanck, der bey biblischen Stellen sogar Zusätze und Aenderungen sich erlaubte, bey einem andern Dichter sich dieses Rechts begeben haben? Gibt es doch eine nicht geringe Anzahl Sprichwörter bey andern, mit welchen Freydanck völlig dem Inhalte aber nicht den Worten nach übereinkommt; zudem, und das ist ein Hauptpunct, besteht ein großer Theil der Uebereinstimmung mit Walthers gar nicht in Sprichwörtern sondern in zufälligen Redensarten und Ausdrücken, welche eben so gut durch andere konnten ersetzt werden. Vor einem bloßen Hauche von oben, glaube ich, schmelzen meine Gründe nicht gleich zusammen. Allein Walthers Geist, wie wir ihn aus seinen Liedern kennen, zeigt er sich auch in Freydancks Werk? Ich lasse den Einwurf gelten, ich habe mir ihn selbst gemacht, aber durch die Bemerkung beseitigt, daß strophische Gedichte mit reicher Bewegung keinen Schluß auf ein Gedicht in kurzen einfachen Reimen erlauben. Der Unterschied zwischen Walthers und Freydanck ist verhältnißmäßig nicht größer als zwischen den Liedern von Heinrich von Veldeke, Wolfram, Gottfried von Straßburg, und ihren erzählenden Gedichten; in Lichtensteins Frauendienst ist der Gegensatz sogar noch stärker. Mein Gegner hält es für unmöglich, daß ein feurig-thätiger Geist wie Walthers sich in die platte Form von Lehrsdistichen habe zwingen lassen. Platt ist eine ungewöhnliche und seltsame Bezeichnung für die Einfachheit, wie sie Sprüchen angemessen und natürlich ist, in welchen gleichwohl große Geister

sich auszudrücken nicht verschmähten. Bey Walthers selbst findet sich ein Spruchgedicht (87. 88), wovon ein paar Zeilen bey Freydank wieder erscheinen, welches mit einer etwas mühsamen Künstleley auszuführen der Geist, so feurig er sonst war, gerade hier Gefallen trug. Aber auch bey Dichtern, denen man wohl eine noch größere Glut der Phantasie beylegen darf, begegnet man gnomologischen Stellen, die ohne Abänderung einen Platz in Freydanks Werk einnehmen könnten, z. B. die Lehren die Parzival von seiner Mutter (127, 15 — 128, 2) und Gurnemanz (170, 15 — 173, 6) oder die Tristan von Marke 8400 — 8431 Grootte) empfängt; auch in der Eneide steht (9711 — 28) einiges der Art. Allein, wird Hr. Servinus erwidern, diese Dichter brachten gelegentlich, bey schicklicher Veranlassung Sprichwörter vor, dagegen ist Freydank nichts als ein Sammler, dessen ganz leidendes Talent aller Produktionskraft ermangelt. Dieser Einwurf gründet sich auf eine irrige Voraussetzung. Freydank hat nicht daran gedacht Sprichwörter zu sammeln: das wäre eine dürstige Sammlung zu nennen, die bey der geringsten Sorgfalt leicht zehnfach größer hätte ausfallen können: beträgt doch was ich bloß bey andern Dichtern jener Zeit gefunden habe und bey Freydank fehlt leicht eben so viel als was in seinem Werke vorkommt; endlich, wie ungeschickt wäre die Einmischung religiöser und historischer Betrachtungen, die gar nichts mit Sprichwörtern gemein haben, in eine solche Sammlung gewesen. Seinem Werke lag, ich glaube das bewiesen zu haben, ein Plan zu Grunde, zu dessen geistreicher Ausführung er die ihm bekannten Sprichwörter verwendete. Er hatte sie gesammelt und erworben, nicht anders als man etwa

Rechtsprüche, Sagen, Volkspoesie, ja den Reichthum der Muttersprache überhaupt erwirbt: ich meine wer dafür empfänglich ist, dem fallen diese Dinge im Leben von selbst zu. Er war also zunächst seine eigene Quelle, und was er vorbringt darf als sein Eigenthum gelten. Wie viel oder wie wenig selbstschöpferische Kraft man dem Dichter in diesem Verhältnisse beylegen will, lasse ich dahin gestellt seyn.

Was Hr Gerv. dem Freydank abspricht, Geist und Originalität, das ertheilt er mit vollen Händen einem andern, etwas früheren Dichter, dem Thomasin aus Friaul, der ein ähnliches, nur viel größeres Werk schrieb. Sein welscher Gast ist einer von den vorragenden Lichtpunkten, an welchen Hr Gerv. die Geschichte der deutschen Poesie entwickelt. Da ich in der Einleitung zu Freydank CXVII ein abstechendes, meinem Gegner sehr mißfälliges Urtheil über Thomasin geäußert habe, so will ich mich zur Begründung desselben über diesen noch wenig gekannten Dichter hier etwas ausführlicher äußern. Thomasin ist ein unterrichteter, für seine Zeit sogar gelehrter Mann, der an der Betrachtung der Vergangenheit und Gegenwart Gefallen findet. Ihm ist die griechische und römische, überhaupt die alte Geschichte nicht fremd: er weiß nicht bloß von Plato, Aristoteles und Socrates, er nennt auch andere griechische Philosophen (Bl. 100, ich citiere nach der pfälz. Pergamenthandschrift N^o. 389, von der ich eine Abschrift genommen habe), ja er liefert ein Register von den griechischen Schriftstellern (Bl. 139), die sich in den bekannten sieben Künsten ausgezeichnet haben. Vielleicht hat er außerdem juristische Kenntnisse besessen, denn er sagt (Bl. 142 a) daz wir decret und leges hören kumt dick dâ von daz wir die tîren mugen effen deste

baz. Kenntnisse sich zu erwerben sieht er bey Männern für eben so nothwendig an, als bey Frauen seine Sitten (13 b. 14 a). Alexander hat seine Erfolge bloß dem Unterricht des Aristoteles zu danken (101 a), er was der schrift gelêrt, wie Julius Cäsar, der das römische Reich sich unterwarf (143). Deshalb sieht auch Thomasin auf die Ungelehrten herab: gern möchte er ihnen das Verhältniß der Wissenschaften auseinandersetzen (143 a), ez möht ave niht gezemen, den diez niht kunnen vernemen; tæt ichz mîn rede wær unwert, die der buoche sint ungelêrt. Sein oberistez guot (89 b) ist eine Uebersetzung von summum bonum: ein Deutscher würde, glaube ich, hoehstez guot gesagt haben; die vier Kräfte, welchen alle Weisheit und Tugend dient, haben noch ihre lateinische Benennung beybehalten, imaginatio, ratio, memoria, intellectus. War Freydank ein Mann wie Walther, oder war er Walther selbst, so hat er wenig Muße gehabt in Büchern zu lesen, wenn er überhaupt lesen konnte: er suchte seine Weisheit im Leben und bey dem Volke; ich finde nicht daß er sagt ich hân gelesen, aber wohl jehent diu kint, wie andere jehent die wîsen, oder mîn vater sagete mir daz. Thomasin dagegen rühmt sich oft seiner Lectüre, ich hân gelesen unt vernomen (117 a. 120 b. 130 b. 162 b. 210 b), oder ich hân gehoeret und gelesen (3 a. 49 a. 121 a). Man weiß daß die Dichter jener Zeit mit der Feder umzugehen nicht verstanden, Thomasin dagegen hält am Eingange des 9. Buches (187—189) eine lange Unterredung mit der seinigen, die ihn bittet ihr von der Anstrengung acht Monate hindurch Tag und Nacht einige Ruhe und Erholung zu gönnen. Was man von dem Werke zu erwarten hat läßt

sich aus dem Gesagten schon abnehmen, es ist der Ertrag seiner Studien. Er sagt das zum Ueberfluß selbst am Eingange mit klaren und deutlichen Worten. Swaz er (der Dichter) spricht, er hât ez niht genomen von welhischer schrift, doch ist der ein guoter zimberman, der in sîme werke kan stein und holz legen wol dâ erz von rehte legen sol. daz ist untugende niht, ob ouch mir lihte geschicht daz ich in mîns getihtes want ein holz, daz ein ander hant gemeistert habe, lege mit dem list, daz ez gelich dem andern ist. Dâ von sprach ein wîse man 'swer gevüegelîchen kan setzen in sîme getihte ein rede, dier machet nihte, der hât alsô vil getân (dâ zwîvelt nihts niht an) als der vor im êrste vant; der funt ist worden sîn zehant.' Ez ist in mînem willen wol, daz man sîn rede stätigen sol mit ander frumer liute lêre: niemen versmâher; daz ist êre. Zu dem, was er aus andern geschöpft hat, fügt er eigene Betrachtungen, Beziehungen auf die Ereignisse seiner Zeit, mancherley Redensarten und Sprichwörter aus dem Volke: was er mit Freydank gemein hat, habe ich in der Einleitung und in den Anmerkungen angeführt, die Abfassung ist bey Freydank immer verschieden, und er hat Thomasius Werk, das dreyzehn Jahre früher beendigt wurde, offenbar nicht gekannt. Ohne Zweifel ist der welsche Gast in mehr als einer Beziehung für die Kenntniß jener Zeit, vielleicht auch für die Geschichte der Philosophie von Werth, und verdiente gedruckt zu werden, nur hat eine critische Ausgabe große Schwierigkeiten *).

*) Es ist nur eine Handschrift aus dem 13. Jahrh. bekannt, die pfälzische N^o. 389; sie ist alt und deshalb der Berücksichtigung werth, aber man kann sie

Was aber den innern unabhängigen Werth betrifft, so muß ich meinem früheren Urtheile treu bleiben: Thomasin ist ein verständiger, wohlmeinender, practischer Mann, der nur einmal bey dem unbarmherzigen Spott über die grausamen Strafen der Ketzer strauchelt, sonst überall eine ehrenwerthe menschliche Gesinnung zeigt: aber ich kann bey ihm weder besondere Tiefe der Betrachtung, noch Originalität der Gedanken, oder frische und belebte Rede finden. Sprache ein genialer Geist zu uns, irgendwo müßte er durchbrechen, wenn ich auch zugebe, daß man von dem Bitterwerk eines Systems befangen, oder von dem Gewicht sittlicher Ideen bewegt, wenig um den Ausdruck sich bekümmert. Mich weht Stubenluft aus dem Gedichte an: wo es etwas lebendiger wird hat es sicher volksmäßige Grundlage. Die Gedanken wollen nicht fortschreiten: Thomasin hat eine eigene Liebhaberey an der Wiederholung, und kann was er einmal gefaßt hat nicht wieder los werden, z. B. den sehrmäßigen Witz über den halben Adler Ottos (das Schildzeichen der Sächsischen Herzöge), welcher nicht fliegen könne, holt er, nachdem er in aller Breite ist abgehandelt worden, im vorletzten

durchaus nicht eine gute nennen. Die Sprachformen sind durch Einführung einer Mundart entstellt, und die häufige Verwilderung des Metrums erweckt geringes Vertrauen. Ich besitze ein Blatt aus einer etwas jüngern Handschrift, die häufig, und fast immer wo sie abweicht, bessere Lesarten zeigt. Die Pfälzische ist außerdem unvollständig, es fehlen mehrmals kleinere und größere Stellen von 50 — 80 Zeilen. Wie weit man mit den nicht seltenen Papierhandschriften kommt weiß jeder; die, welche unsere Bibliothek besitzt, enthält einen schon überarbeiteten Text; brauchbarer ist eine zu Dresden aus Gottscheds Nachlaß, die ich verglichen habe.

Buche nochmals herbey. Besonders geschickt ist er mit geringer Veränderung des Standpunctes das eben Gesagte noch einmal, ohne uns das geringste zu schenken, vorüberziehen zu lassen. Er gehört zu den Schriftstellern die sich in einem Auszuge, der das beste auswählt und zusammendrängt, viel erträglicher ausnehmen als in dem Original. Wie ganz anders weiß Berthold in seinen Predigten, wenn er Tugenden und Laster schildert, mit feuriger Rede die Zuhörer zu ergreifen und zu bewegen.

Das Ganze besteht aus zehn Büchern. Das erste enthält, gleichsam als Einleitung allerley Regeln für das gesellige Leben, wie man zu Pferde sitzen soll, bey Tische sich betragen, handelt dann von der Minne, und gibt sehr vernünftige Lehren, wodurch wir manche willkommene Aufklärung über die Sitten der Zeit gewinnen. Buch 9 u. 10 enthalten ähnlicher Weise, nach Beendigung des Hauptwerks, einen Anhang; in dem 9ten Buche wird zumeist über das Richteramt, weltliches und geistliches Gericht geredet. Ich will hier, wo Thomasin gewiß eigene Betrachtungen anstellt, ein kurzes Beyspiel seiner Art und Weise zu philosophieren geben. Indem er einen Herrn belehren will wie man guten Rath beachte, empfiehlt er ihm dreyerley zur Berücksichtigung und führt aus erstlich, daß er vernehme was man ihm rathe; zweytens, daß er beurtheile wer ihm am besten gerathen habe, drittens, daß er schnell einen Entschluß fasse was er nun thun wolle. Zu diesen sehr gewöhnlichen Gedanken fügt er ein ungewöhnliches aber nicht glückliches Gleichniß. Auf diese Weise nämlich solle der Herr den Löwen nachahmen, der nach seiner Geburt drey Tage schlafe, am dritten aber erwache. Das letzte Buch enthält in ähnlichem

breitem Styl wohlgemeinte Lehren über Freygebigkeit und Geiz (das heißt nämlich milde und erge, nicht Milde und Argheit wie Hr Serv. überseht), obgleich dieser Gegenstand schon früher zur Genüge erörtert war. Das eigentliche System, wenn man es so nennen will, erfüllt Buch 2—8. Es ist bekanntlich kein großes Kunststück aus Einer Tugend alle übrigen abzuleiten, aber den Gedanken die Beharrlichkeit (stæte, stætekeit) oben hinzustellen, und die Unveränderlichkeit in dem Leben der Thiere und Pflanzen, und den Bewegungen der Planeten der sündhaftesten Veränderlichkeit des menschlichen Geistes entgegen zu setzen, wie Thomasin thut, kann man weder glücklich noch tiefsinnig nennen. Ich lasse unerörtert, ob das eigene Erfindung von ihm ist, oder er dieses höchste Princip von andern angenommen hat. Adam fiel durch unstætekeit (40 b), und so ist es weiter nicht schwer alle übrigen Untugenden davon ausgehen zu lassen, und an diesen Faden jeden Einfall und jede moralische Bemerkung zu knüpfen; umgekehrt ist dann (68) die stæte aller tugende râtgebinne, aller güete ervollunge. Hr Servinus sieht freylich in dieser Anmahnung zur Beharrlichkeit einen nothwendig durch die Zeit hervorgerufenen Gegensatz zu der Zerfahrenheit in der Lebensansicht, welche in den Gedichten der höfischen Dichter sich darthut. Ich kann aber nirgends eine nähere Beziehung darauf entdecken: Thomasin handelt die abstracten Tugenden und Lasten ab, die in jedem Compendium der Moral ihren Platz haben, und nimmt die Beyspiele zu letztern nicht aus jenen Gedichten, wohl aber öfter aus der alten Geschichte, und aus dem Leben aller Stände, der Fürsten, Geistlichen, Rit:

ter, Handwerksleute, Bauern, an welche insgesammt seine löblichen Ermahnungen auch gerichtet sind; zudem glaube ich daß die Philosophie, welche die höfischen Dichter entwickeln, zumal bey der großen Verschiedenheit unter sich, nicht als etwas gemeingültiges oder nur einigermaßen in der Nation verbreitetes kann betrachtet werden: ist doch das volksmäßige Epos, selbst in seinen in der Mitte des 13. Jahrh. erst entstandenen Bildungen niemals davon berührt worden. Hr Serv. möchte dem Thomasin deshalb auch gerne einige Abneigung gegen ihre Werke beylegen, allein wir finden bey ihm nur die zu allen Zeiten und gewiß auch damals nicht seltene, bloßer Verständigkeit so natürliche Ansicht, wonach die Poesie nichts als eine herausgeputzte Lüge ist. Er ertheilt daher den guten Rath, wenn man zu Verstand gekommen sey, sich nicht weiter mit den Abenteuern der Dichter zu befassen, welche durch ihre Einkleidung der Wahrheit in Lüge nur dienlich seyen den Geist vorzubereiten, und bloß ein Abbild des Menschen nicht den Menschen selbst darstellten. Ich glaube diese nüchterne Ansicht hat der gute Thomasin nicht bloß von den höfischen Dichtern seiner Zeit, sondern von allen epischen Dichtern überhaupt gehegt, deren Werke er etwa nicht für historische Wahrheit nahm. Ihr eigentlicher Gegner aus einem tiefern Grunde ist er nicht, so wenig als Freydank ein Gegner von Marolts Parodie der Salomonischen Weisheit, dessen Worte Hr Servinus unrichtig verstanden hat: Freydank sagt nicht anders als Marolt verwandelte (verkürzte) die Weisheit Salomons in das Entgegengesetzte, d. h. parodierte sie, ohne im geringsten sein Mißfallen darüber zu äußern.

Wäre Thomasin's welscher Gast ein solches leuchtendes, Epoche machendes Gedicht, wie Hr Dr Gerwinus glaubt, so bleibt es unbegreiflich wie das ganze 13. Jahrh. so gleichgültig daran vorüber gehen oder vielmehr gar keine Notiz davon nehmen konnte. Freydank, der es doch billig hätte kennen sollen, weiß, wie schon gesagt, nichts von ihm, aber ich erinnere mich auch nicht bey einem einzigen Dichter jenes Zeitraums eine Erwähnung oder Hindeutung gefunden zu haben. Nicht einmal der belesene Hugo von Trimberg am Ende des Jahrhunderts hat es gekannt, wenigstens nicht nach den Handschriften die ich eingesehen habe. Selbst der Mangel an Codd. des welschen Gastes aus jener Zeit scheint mir daher nicht zufällig. Wir sollen uns zwar von dem damaligen Urtheile nicht imponieren, es aber auch nicht unbeachtet lassen; nicht leicht hat ein aus der Mitte der Gesinnung eines Volkes hervorgegangenes Werk, wie Hr Gerwinus den welschen Gast charakterisiert, völlige Gleichgültigkeit erfahren. Die vorhandenen Papierhandschriften zeigen zu welcher Zeit man es hervorgesucht hatte. Püterich also kennt es, und Diebold Loubert, der in der Mitte des 15. Jahrh. zu Hagenau Abschriften von Gedichten verfertigte, nennt es unter denen, die käuflich bey ihm zu haben sind ('item diu himelstrâze genant der welsche gast'; dieser Titel ist passend; ich weiß nicht ob er alt ist). Mit Freydank war es anders, und die Achtung in welcher er stand und welche durchaus nicht von dem Bürgerthum abhing, beweist auch für jemand, der ihn weniger schätzt, daß es an Sinn für Gedichte dieser Art nicht fehlte. Kann ich also in Herrn Dr Gerwinus Urtheil über beide Dichter nur einen Mißgriff

sehen, so fällt mir doch nicht ein ihm deshalb die Fähigkeit abzusprechen ein originelles, frisch aus dem Leben geschöpftes Werk von einem durch Studium und Lectüre erworbenen zu unterscheiden.

Ebenso kann ich einer allgemeinen geschichtlichen Bemerkung, die er in Beziehung auf beide Dichter macht, nicht beytreten. Er findet bey ihnen das eben austauchende bürgerliche Element. Indessen besorge ich, muß er sich dabey bloß auf die Nothwendigkeit stützen, die aus seiner Ansicht hervorgeht; die Denkmäler selbst fügen sich dieser Annahme nicht. Daß moralische Gedichte schon dem 12. Jahrh. nicht fremd waren beweist ein merkwürdiges Bruchstück, welches Docen in Masmanns Denkmälern bekannt gemacht hat, ferner das noch ungedruckte (nach 1173 verfaßte) Gedicht von der heil. Veronica, das meist aus sittlichen Betrachtungen besteht. Da ich die Stellen, worin Freydank sich zu Gunsten des Adels äußert, in der Einleitung zusammengestellt habe, und, wenn er Walthar ist, gar über seinen Stand kein Zweifel seyn kann, so habe ich nur zu zeigen daß auch Thomasin kein Segner des Adels war. Es ist nicht zu erwarten, da er selbst dazu gehörte. Besäßen wir sein welsches Buch über höfisches Leben und höfische Sitten, so würden wir wohl aus den Belehrungen, die es enthielt, seine Anhänglichkeit an das Ritterthum abnehmen können. Allein sie spricht sich schon hinlänglich im welschen Gaste aus. 'Wenn die unadlichen Jünglinge (die unedelen kint), sagt er (Bl. 6 b), auch an Höfe kommen, so lernen sie doch nicht feine Sitten: sie achten nur auf das Böse nicht auf das Gute', und das bekräftigt er mit einem sehr

deutlichen Sprichwort: ich wil iu sagen daz der ber wirt niemer guot singèr. Weiter sagt er: ich wil ouch daz míniu kint, diu von adel komen sint, handeln ir gesellen wol. ein ieglich edel kint sol mit werken unt mit muote síme gesellen tuon ze guote. Anderwärts beklagt er sich über einen Ritter (173), irn sult hern Keiî volgen niht, von dem mir vil unwirde geschilt, der tuot mir allenthalben nôt. ja ist Keiî noh niht tôt, und hât darzuo erben vil. Auf die Ansicht und das Sprichwort daß der Adel in der Tüchtigkeit bestehe, bey Thomasin wie bey Freydank, sollte mein Gegner kein Gewicht legen, dem geringsten unbefangenen Nachdenken kann diese Betrachtung nicht entgehen; sie findet sich schon bey Juvenal, aber auch bey dem ganz ritterlichen Witsbeke und andern Dichtern des 13. Jahrh. (vgl. Einl. z. Freydank XCII. XCIII. CVI.), und erlaubt durchaus keinen Schluß auf eine besondere Stimmung oder irgend einen Gegensatz.

Endlich gibt Freydank In Servinus Veranlassung zu allgemeinen Bemerkungen über das deutsche Sprichwort. Er stellt es dem Griechischen gegenüber, als dessen Grundzug er Selbsterkenntniß, Maaß, und Besonnenheit im Wandel bezeichnet, während der Deutsche, der sich bloß durch die Menschen durchschlagen wolle, nur daran denke in dem Sprichwort Lebensklugheit zu lehren. Ein solcher Gegensatz, der mit der Nadelspitze den Punct bezeichnet, aus welchem sich das Verständniß eröffnet, ist freylich willkommen, weil man damit so leicht die Masse bewältigt. Könnte ich nur mehr als einen bloßen Einfall darin sehen. Lebensklugheit wird

freylich auch in deutschen Sprichwörtern gelehrt, wie wohl bey allen Völkern, die Griechen nicht ausgeschlossen, aber es ist in keiner Weise das eigenthümliche derselben, ja sie scheint mir in sofern gar nicht im deutschen Character zu liegen, als man Behendigkeit den Augenblick zu benutzen darunter versteht: eher dürfte man sie in französischen Sprichwörtern erwarten. Sollte der Deutsche die ihm eigene Beschaulichkeit, den Trieb zur Erkenntniß, die Neigung die Tiefe der Seele zu erforschen gerade hier, wo sich die angeborne Natur am unbefangenen äußert, verläugnen? die lebensfrohe Heiterkeit der Griechen scheint sogar noch weniger dahin zu neigen. Freydanckß Werk widerlegt nicht bloß durch den deutlich ausgesprochenen Zweck, sondern auch im einzelnen, wo man es aufschlägt, jene Behauptung, ja der Dichter spricht ausdrücklich den Wunsch aus daß Gott ihm Selbsterkenntniß verleihen möge. Hier ist nicht einmal ein Grund vorhanden die Griechen auf Kosten der Deutschen zu erheben. Eine geistige Verwandtschaft scheint mir sogar in dieser Hinsicht unverkennbar: ich habe dieß schon in der Einleitung bemerkt, und will hier nur hinzufügen daß auch historische Beziehungen im deutschen Sprichwort nicht ganz unbekannt sind, wenn auch aus begreiflichen Ursachen nicht so häufig als bey einem kleinen Volke; ich erinnere an Karles Iöt und keiser Otte der den widerslac nicht verbieten kann.

Die Natur des Sprichworts verlangt Ständigkeit der Form, ohne welche es sich selbst aufgeben würde. Herr Dr Servinus aber sagt 'das Sprichwort ist bey uns im Ganzen nicht zu einer festen Form gediehen; wir bevorzugen für den Ausdruck dieses oder jenes Gedankens

nicht das Eine Sprichwort, sondern wir freuen uns der Veränderung und des Neuen: wir begnügen uns an der sprichwörtlichen Redensart und am figurlichen Ausdruck, schaffen deren noch jeden Tag neue, wie andere Nationen oder Städte ihre Modeweise haben und es ist vielleicht bezeichnend, daß wir jene Redensarten oft mit dem Sprichworte selbst verwechseln.' Mir scheinen die in der Einleitung zusammengestellten Sprichwörter aus dem 12. und 13. Jahrhundert, die sich bey Freydank wiederfinden, sodann die bedeutende Anzahl derer, die bey Seb. Frank und andern im 16. und 17. Jahrhundert, und in den Sammlungen von Sailer und Kirchofer noch heutzutage und zwar so genau als es in solchen Dingen nur möglich ist, mit ihm übereinstimmen jene Behauptung so vollkommen zu widerlegen, daß ich nichts weiter hinzufügen will.

Da ich glaube daß die vorangegangenen, durch das Werk des Herrn Dr. Gervinus veranlaßten Erörterungen für das Verständniß Freydanks einiges beitragen, so will ich mich nicht weiter entschuldigen daß ich die Gränzen einer Selbstanzeige überschritten habe. Ich kehre zu dieser zurück, indem ich noch einiges mitzutheilen habe. In der Anmerkung zu 39, 10 wird gefragt was das für ein vierfacher Lohn sey? Es scheint, die Stelle ist unvollständig oder verderbt. Herr Hofr. Benecke hat eine kühne, aber zugleich eine schöne Erklärung gewährende Herstellung versucht, die darauf beruht daß B. 39, 6 — 15 als ursprünglich zusammen gehörig, in ihrer richtigen Folge aber durch Abschreiber verwirrt betrachtet werden. Ich mache sie hier mit seiner Erlaubniß bekannt.

Vier grôze loene almuosen hât:
 vrô ist derz gît als derz enpfât;
 als vil sîn ist des man dâ gît,
 als durft sîn ist in hungers zît;
 wazzer leschet fiures gluot
 alsam almuosen sünde tuot;
 almuosen bitet vür den man,
 der selbe niht gebiten kan:
 swerz gît mit guotem willen dar,
 dem werdent die vier loene gar.

Das schwierige dieser Emendation beruht darin, daß die erste Ordnung der Handschriften B. 10 — 17 gar nicht kennt, und der allerdings selbständige Satz B. 6 — 9 auch nur in a vorkommt: sodann daß in der zweyten Ordnung, in BCbode, dieser Satz 6 — 9 von dem folgenden weit getrennt steht. Nur die dritte Ordnung zeigt die Verbindung von 6 — 9 mit 10 — 17, allein diese dritte Ordnung weiß nichts von dem vierfachen Lohn, sondern sagt bloß grôz lôn. — 53, 15. 16 kann ich jetzt nach einer Stelle aus dem welschen Gast genauer erklären: der lewe enpfindet wol swanne man in jagen sol, sô verstreicht er sîn spor gar mit dem zagel; daz ist wâr. dâ mite wil er daz erwinden, daz in nin mûg der jeger vinden (198 b). Der Ausdruck éren besme bey Freydank bezieht sich also zugleich auf den Büschel an des Löwen Schweif. — XCII, 11 ist Heinrich v. Weldeke zu streichen, vgl. Lachmann über Singen und Sagen p. 12. — 20, 2 ist und einzuklammern.

(Der Beschluß in der nächsten Woche.)

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

44. Stück.

Den 21. März 1835.

G ö t t i n g e n .

Verzeichniß der Vorlesungen, die von den hiesigen öffentlichen und Privat-Lehrern auf das künftige halbe Jahr angekündigt sind, nebst vorausgeschickter Anzeige öffentlicher gelehrter Anstalten zu Göttingen. — Die Vorlesungen werden insgesammt in der mit dem 27. April beginnenden Woche ihren Anfang nehmen, und in der mit dem 14. September beginnenden Woche geschlossen werden.

Öffentliche gelehrte Anstalten.

Die Versammlungen der Königl. Societät der Wissenschaften werden, in dem öffentlichen Winter-Auditorio, Sonnabends um 3 Uhr gehalten.

Die Universitäts-Bibliothek wird alle Tage geöffnet; Montags, Dinstags, Donnerst. und Freyt. von 1 bis 2 Uhr; Mittwochs und Sonnabends von 2 bis 4 Uhr. Zur Ansicht auf der Bibliothek selbst erhält man jedes Werk, das man nach den Gesetzen verlangt; über Bücher, die man aus derselben geliehen zu bekommen wünscht, gibt man einen Schein, der von einem hiesigen Professor unterschrieben ist.

Die Sternwarte, der botanische und der öconomische Garten, das Museum, die Gemäldesammlung, die Sammlung von Maschinen und Modellen, der physicalische Apparat, und das chemische Laboratorium, können gleichfalls von Liebhabern, welche sich gehörigen Ortes melden, besucht werden.

Vorlesungen.

Theologische Wissenschaften.

Exegetische Vorlesungen über das Alte Testament. Hr Prof. Ewald erklärt den Hiob um 10 Uhr; Hr Dr Wüstenfeld, die Propheten Hoseas und Amos Mont. und Donnerst. um 2 Uhr, unentgeltlich; Hr Rep. Klener, den Pentateuch 5 St. wöch. um 10 Uhr.

Eine historisch-critische Einleitung in die Bücher des Neuen Testaments, verbunden mit einem Abrisse der neutestamentlichen Critik und Hermeneutik, gibt Hr Prof. Reiche in einer demnächst zu bestimmenden Stunde.

Die bedeutendsten Mängel der neutestamentlichen Exegese wird Hr Lic. Matthäi aus den neuesten Commentatoren in einer unentgeltlichen Vorlesung Mittw. um 1 Uhr nachweisen.

Exegetische Vorlesungen über das Neue Testament. Hr Consist. R. Lücke erklärt die drey ersten Evangelien nach den von deWette und ihm herausgegebenen synoptischen Tabellen 6 St. wöch. um 9 Uhr; Hr Prof. Reiche, die Briefe Paulus an die Römer und an die Corinthier 6 St. wöch. um 9 Uhr; Hr Lic. Matthäi, die Briefe Paulus an die Römer, an die Galater, und einige der kleinern, 6 St. wöch. um 9 Uhr; die drey ersten Evangelien, nach seiner 'Synopsis' 6 St. wöch. um 11 Uhr; Hr Licent Holzhausen, die kleinern Briefe Paulus um 9 Uhr; Hr Licent Köllner, das Evangelium und die Briefe des Ap. Johannes 6 St. wöch. um 9 Uhr; die catholischen Briefe Mont. u. Donnerst. um 3 Uhr, unentgeltlich.

Ueber die christliche Apologetik und Polemik hält Hr Consist. R. Lücke 3 St. wöch. um 4 Uhr eine Vorlesung.

Die neueste Geschichte der christlichen Dogmen, nebst einer ausführlichen Darstellung der vorzüglichsten theolog. Systeme, trägt Hr Prof. Reiche in einer demnächst zu bestimmenden Stunde öffentlich vor;

Die christliche dogmatische Theologie, Hr Prof. Gieseler 5 St. wöch. um 7 Uhr; Hr Prof. Rettberg, 5 St. wöch. um 3 Uhr.

Zu Repetitorien und Examinatorien über die Dogmatik ist Hr Licent. Köllner erbötig.

Die christliche Moral trägt Hr. Consist. R. Lücke 5 St. wöch. um 11 Uhr vor;

Zu einem Repetitorium über dieselbe ist Hr. Rep. Piper erbötig.

Den zweyten Theil der Kirchengeschichte trägt Hr. Prof. Gieseler 6 St. wöch. um 8 Uhr vor; die Kirchengeschichte der elf ersten Jahrhunderte, Hr. Prof. Kettberg, 6 St. wöch. um 8 Uhr; die Geschichte der Kirchenverbesserung in dem Königr. Hannover und dem Herzogth. Braunschweig, Hr. Prof. Kettberg, öffentlich, Mittw. um 1 Uhr; die allgemeine Kirchengeschichte, Hr. Licent. Holzhausen, nach dem von ihm heraus gegebenen Lehrbuche, um 8 Uhr.

Die Homiletik wird Hr. Consist. R. Pott um 2 Uhr vortragen, und Sonnab. um 11 Uhr die Aufsicht über die verschiedenen Uebungen der Mitglieder des homiletischen Seminars fortsetzen.

Die Pastoraltheologie, nebst einem Abrisse des allgem. protestantischen Kirchenrechtes, trägt der Hr. Prof. Honor. Gen. Superint. Dr. Trefurt, nach seinem in der van den Hoekschen Buchhandlung erschienenen 'Leitfaden zc.' um 5 Uhr vor;

Die Theorie der religiösen Catechetik, derselbe, nach demselben Lehrbuche, und in Verbindung mit den ersten practischen Uebungen, um 1 Uhr. — Die Uebungen in dem catechetischen Seminar werden Mittw. u. Sonnab. um 1 Uhr öffentl. fortgesetzt werden.

Zu Examinatorien und Repetitorien über einzelne Theile der theologischen Wissensch. erbietet sich Hr. Pastor Fraas.

Die exegetischen und dogmatischen Uebungen der theologischen Gesellschaft unter der Aufsicht des Hn Cons. R. Lücke werden auf die bisherige Weise fortgesetzt werden.

Die exegetische Gesellschaft unter der Aufsicht des Hn Prof. Ewald versammelt sich Freyt. Ab. um 6 Uhr;

Die theologische Gesellschaft des Hn Prof. Kettberg in den Abendst. von 8 bis 10 Uhr Mittw.

Das Disputatorium über Gegenstände der Theologie, und die philolog. theologischen Uebungen unter der Leitung des Hn Licent. Köllner, so wie die Uebungen der theologischen Privat-Societät des Hn Pastor Fraas, und der theologischen Gesellschaft des Hn Rep. Kleiner, die sich Mittw. um 8 Uhr ver-

sammelt, und die auf Mont. um 6 Uhr angelegten Uebungen der histor. theol. Gesellschaft des Hn Rep. Piper werden gleichfalls ihren Fortgang haben.

In dem Repetenten-Collegium wird Hr Rep. Kleiner 3 St. wöch. um 6 Uhr. Ab. die catholischen Briefe in lateinischer Sprache erklären, Hr Rep. Piper, 2 St. wöch. die vorzüglichsten messianischen Weissagungen des N. T.

R e c h t s w i s s e n s c h a f t.

Die Encyclopädie des gesammten heutigen Rechtes trägt Hr Geh. Just. R. Hugo um 10 Uhr vor; Encyclopädie und Methodologie des Rechtes, Hr Dr Möbius 6 St. wöch. um 10 Uhr;

Naturrecht, oder Philosophie des Rechtes, Hr Dr Schumacher um 7 Uhr M. (vgl. Philos. Wissensch.);

Die Geschichte des deutschen Staatsrechtes (und Privatrechtes), Hr Prof. Kraut um 10 Uhr;

Das Staatsrecht des deutschen Bundes und der Bundesstaaten, Hr Prof. Kraut um 11 Uhr;

Das Hannoverische Staatsrecht (nebst dem Privatr.), Hr Dr Quentin um 7 Uhr.

Eine historisch-philosophische Darstellung des Criminal-Rechtes gibt Hr Dr Böhmer, nach Dictaten, mit Berücksichtigung des Meisterschen Lehrbuches (Ausg. 7), 5 St. wöch. um 4 Uhr.

Die Strafrechts-Wissenschaft trägt Hr Hofr. Bauer, nach der zweyten Ausg. seines Lehrbuches, um 9 Uhr vor; Criminal-Recht, und Criminal-Proceß, nach Feuerbach (Ausg. II.), Hr Dr Zacharia, um 10 Uhr;

Die Geschichte des Römischen Rechtes, Hr Geh. Just. R. Hugo um 9 Uhr;

Die Geschichte und die Alterthümer des Römischen Rechtes, Hr Prof. Ribbentrop um 10 Uhr.

Den Text der zwey ersten Bücher der Justinianischen Institutionen erklärt Hr Dr Möbius in lateinischer Sprache, 5 St. wöch. um 1 Uhr, unentgeltlich.

Die Institutionen des Römischen Rechtes trägt Hr Geh. Just. R. Mühlenbruch, mit kurzer Erläuterung der Alterthümer, 6 St. wöch. um 9 Uhr vor;

in Verbindung mit der Geschichte des Röm. Rechtes Hr. Uffess. Dr. Valett um 7 Uhr; Hr. Dr. Richelmann 6 St. wöch. um 8 und Mont. u. Freyt. um 11 Uhr;

Die Pandecten, Hr. Hofr. Goeschen, nach s. Grundrisse, 12 St. wöch. um 9 und 11 Uhr; Hr. Prof. Ribbertrop um 8 und 11 Uhr; Hr. Dr. Rothamel, privatissime; Hr. Uffessor Dr. Valett, nach seinem 'Lehrbuch', mit Einschluß des Erbrechtes um 8 und 11 Uhr; Hr. Dr. Wunderlich, der auch zu Privatissimis und Repetitoris erbotig ist, nach Thibaut, um 9 und 11 Uhr; Hr. Dr. Richelmann, privatissime;

Das Erbrecht, Hr. Hofr. Goeschen, öffentlich, 5 St. wöch. um 7 Uhr;

Das Notherbenrecht, desgleichen die Lehre von der Usucapion, und den Präscriptionen, und die Lehre von der Ordnung der Gläubiger im Concurs, Hr. Dr. Grefe Mittw. und Sonnab. um 11 Uhr.

Ein Civil-Practicum, als pract. Pandecten-Repetitorium, hält Hr. Dr. Thöl 3 St. wöch. um 4 Uhr; Hr. Dr. Richelmann, 4 St. wöch. um 4 Uhr.

Ein Repetitorium über das Civilrecht, nach Wächlenbruch's Handb. hält Hr. Dr. Benfey 5 St. wöch. um 5 Uhr. Zu Examinatorien ist Hr. Dr. Zacharia erbdtig.

Das Kirchenrecht trägt Hr. Prof. Kraut, nach der fünften von ihm besorgten Ausg. des Wieseschen Lehrbuches, um 9 Uhr vor; Hr. Dr. Rothamel, nach Wiese, um 10 Uhr; Hr. Dr. Möbius, nach einer kurzen kirchenhistorischen Einleitung, 6 St. wöch. um 9 Uhr;

Die Geschichte des deutschen Rechtes, Hr. Prof. Kraut um 10 Uhr;

Das deutsche Privat-Recht, Hr. Hofr. Albrecht 12 St. wöch. um 8 und 11 Uhr; Hr. Dr. Thöl, nach Eichhorn, mit Ausschluß des Lehens- und des Handelsrechtes, 6 St. wöch. um 11 Uhr;

Das Handelsrecht, Hr. Dr. Thöl 2 St. wöch. unentgeltlich in einer demnächst anzuzweigenden Stunde;

Das hannoversche Privatrecht, Hr. Dr. Quentlin um 7 Uhr; Hr. Dr. Grefe, nach seinem 'Leitfaden zum Studium des hannoverschen Privat-R.' 4 St. wöch. um 4 Uhr;

Ueber die Verfassung und Verwaltung des Herzogthums Nassau hält Hr. Hofr. Bauer für die hier studierenden Nassauer eine Vorlesung um 3 Uhr.

Das Preussische Landrecht, trägt Hr. Dr. Quentlin um 9 Uhr vor;

Der Criminal-Proceß, nebst einer Anleitung zur Criminal-Praxis, Hr Hofr. Bauer, nach seinem 'Lehrb. des Strafprocesses. Göttingen 1835', um 10 Uhr; Hr Dr Zachariä zugleich mit dem Criminal-Rechte; Hr Dr Wunderlich, nach Martin, Donnerst., Freyt., Sonnab. m 8 Uhr;

Die Theorie des heutigen bürgerlichen Processus, Hr Geh. Just. R. Mühlenbruch, 6 St. wöch. um 10 Uhr; Hr Assessor Dr Valett, nach Martin, verbunden mit pract. Arbeiten, um 2 Uhr; Hr Dr Grefe, 5 St. wöch. um 5 Uhr, verbunden mit einer zum Actenlesen bestimmten St. Sonnab. um 2 Uhr.

Ein Repetitorium über die Theorie des bürgerl. Processus, nach Vinde, verbunden mit practischen Arbeiten hält Hr Dr Benseny 3 St. wöch. um 3 Uhr; Examinatorien Hr Dr Zachariä.

Die Hannoverische Untergerichts-Ordnung erläutert Hr Dr Wunderlich Mont., Dinst., Mittw. um 10 Uhr unentgeltlich.

Den Hannoverischen Civil-Proceß lehrt Hr Dr Quentin um 1 Uhr.

Ein practisches Collegium über den Proceß hält Hr Hofr. Bergmann 5 St. wöch. um 9 Uhr; ein Relatorium, 3 St. wöch. um 10 Uhr, mit Hinweisung auf seine 'Beiträge zur Einleit. in die Praxis', und seine 'Anleit. zum Referieren'.

Zu General- so wohl als Special-Examinatorien über die verschiedenen Rechtstheile, in deutscher oder lateinischer Sprache, so wie auch zu Repetitorien erbietet sich Hr Dr Rothamel, Hr Db Zimmermann.

H e i l k u n d e.

Die Vorlesungen über Botanik und Chemie s. bey der Naturlehre.

Eine Einleitung in das Studium der Medicin gibt Hr Hofr. Conradi, nach der 3 Ausg. seines 'Grundrisses der medic. Encyclopädie und Methodologie,' Sonnab. um 7 Uhr M. öffentlich.

Eine Philosophische Encyclopädie der physischen, medicinischen und moralischen Kenntnisse trägt Hr Dr Kraus, nach eigenen Druckschriften, die er seinen Zuhörern unentgeltlich mittheilen wird, 5 St. wöch. vor;

Die generelle Anatomie, Hr Dr. Berthold 2 St. wöch. um 1 Uhr, unentgeltlich;

Die Osteologie und Synthesmologie, Hr Hofr. Langenbeck Mont., Dinst., Mittw. um 11 Uhr,

Die Neurologie, Hr Hofr. Langenbeck Innerst. und Freyt. um 6 Uhr Ab. u. Sonnab. um 6 Uhr Morg. nach s. Lehrbuche;

Die vergleichende Anatomie, Hr Dr. Berthold, 5 St. wöch. um 11 Uhr;

Die pathologische Anatomie, Hr Dr Herbst 4 St. wöch. um 7 Uhr;

Die Physiologie, Hr Ober-Medicinal-R. Blumenbach, 5 St. wöch. um 8 Uhr; Hr Prof. Himly, nach seinem nächstens erscheinenden Lehrbuche, um 8 Uhr; Hr Dr Herbst um 8 Uhr; Hr Dr Berthold, nach seiner Lehrbuche (2 Bde. Gött. 1829), 5 St. wöch. um 10 Uhr.

Allgemeine Pathologie, nach der fünften Ausg. seines Handbuche, und allgemeine Therapie, nach seinem Lehrbuche, trägt Hr Hofr. Conradi 4 St. wöch. um 3 Uhr vor;

Allgemeine Pathologie, nach seiner 'Allgem. Krankheitslehre', Symptomatologie, und Therapie, Hr Prof. Marx 5 St. wöch. um 3 Uhr;

Allgemeine Nosologie und Therapie, Hr Dr Kraus, nach s. Lehrbuche, 5 St. wöchentlich;

Allgemeine Heilmittel-Lehre, vorzüglich Materia med., Hr Dr Kraus, nach seiner 'wissenschaftl. Uebersicht der gesammten Heilmittel-Lehre', 6 St. wöch.

Practische Arzneymittel-Lehre, Hr Dr Conradi, nach seiner 'Uebersicht der pract. Arzneymittel-Lehre. Gött. 1834.', 6 St. wöch. um 4 Uhr, so wie auch privatissime, nebst besondern den Zuhörern bequemen, zum Vorzeigen der Mittel bestimmten Stunden;

Die Pharmacie, Hr Hofr. Stromeyer 5 Stunden wöch. um 6 Uhr Morgens;

Receptierkunde, Hr Dr Kraus, nach seinem Handbuche 'das kunstgemäße Heilmittel-Berordnen', 2 St. wöch. unentgeltlich; Hr Dr Conradi, privatissime.

Den ersten Theil der speciellen Nosologie und Therapie, welcher die Krankheiten der größern Systeme des menschlichen Körpers begreift, handelt Hr Hofr. Himly 6 St. wöch. um 10 Uhr ab;

Den ersten Theil der speciellen Pathologie und Therapie, die Fieber, Entzündungen, und Hautaus,

schläge enthaltend, Hr Hofr. Conradi, nach der vierten Ausgabe seines Lehrbuches, um 5 Uhr;

Den zweyten Theil der speciellen Pathologie und Therapie, der die Hautaus schläge, Gacherien, krankhaften Ausleerungen und Verhaltungen umfaßt, Hr Prof. Marx 5 St. wöch. um 5 Uhr.

Privatissima über Pathologie und Therapie ist Hr Dr Conradi zu geben bereit.

Die erste Hälfte der Chirurgie handelt Hr Hofr. Langenbeck von 1 bis 3 Uhr ab;

Die Augenkrankheiten, Hr Hofr. Langenbeck um 7 Uhr;

Die Manual = Chirurgie, Hr. Hofr. Langenbeck privatissime;

Den chirurgischen Verband, Hr Dr Pauli um 7 Uhr Morgens.

Uebungen in Operationen, welche bey Krankheiten der Augen und der Ohren erforderlich sind, wird Hr Hofr. Himly privatissime leiten.

Uebungen in Operationen bey Augenkrankheiten stellt Hr Hofr. Langenbeck privatissime an.

Eine Anleitung zu der Behandlung der Zahnkrankheiten und den dabey erforderlichen Operationen, so wie auch zu der Verfertigung und Einsetzung künstlicher Zähne und Gebisse, vorzüglich mit Anwendung der Email = Zähne, gibt Hr Dr Pauli privatissime.

Die Lehre der Geburtshülfe trägt Hr Prof. von Siebold 5 St. wöch. um 9 Uhr vor; zu den geburtshülflichen Operationen am Fantome gibt derselbe 4 St. wöch. um 5 Uhr Anleitung; zu practischen Uebungen, wozu er außerdem jede im Entbindungshause sich darbietende Gelegenheit benützt, bestimmt er 4 St. wöchentl. um 3 Uhr; auch ist er bereit privatissime Anleitung zu der practischen Geburtshülfe zu geben. — Hr Prof. Oslander trägt die Entbindungskunst 5 St. wöch. um 7 Uhr vor, und gibt um 4 Uhr Anleitung zu den geburtshülflichen Operationen. — Hr Dr Tresfurt trägt Entbindungswissenschaft und Entbindungskunst 5 St. wöch. um 9 Uhr vor, und gibt um 2 Uhr Anleitung zu den geburtshülflichen Operationen.

Die gerichtliche Medicin trägt Hr Prof. von Siebold 4 Stunden wöchentlich um 4 Uhr vor.

Die medicinischen und chirurgischen klinischen Uebungen in dem academischen Hospitale und in den Privat-Wohnungen der Kranken wird Hr Hofr. Himly, nach der bisherigen Einrichtung, die er in einer kleinen Schrift 'Verfassung der medicinisch-chirurgischen Klinik zu Göttingen, 1803' entwickelt hat, fortsetzen, und bestimmt dazu die Stunde von 11 bis 12 täglich.

Für die klinischen Uebungen im chirurgischen Krankenhause bestimmt Hr Hofrath Langenbeck die Stunde von 8 bis 9 Uhr.

Anleitung zur medicinischen Klinik gibt Hr Hofr. Conradi in dem unter seiner Direction stehenden Institute um 10 Uhr.

Der Director der Königl. Thierarzney-Schule, Hr Dr Lappe, handelt die Krankheiten der landwirthschaftlichen Hausthiere 6 St. wöch. um 11 Uhr ab; die Heilmittel-Lehre 4 St. wöch. um 2 Uhr; die gerichtliche Thier-Heilkunde 4 St. wöch. um 3 Uhr. Die practischen Uebungen im Thier-Hospitale werden 6 St. wöch. um 10 Uhr gehalten.

Philosophische Wissenschaften.

Die Geschichte der alten Philosophie trägt Hr Dr Krische 5 auch 6 St. wöch. um 3 Uhr vor.

Die metaphysischen Bücher des Aristoteles erläutert Hr Dr Krische Mont., Donnerst. u. Freyt. um 4 Uhr unentgeltlich.

Die philosophischen Systeme Kants, Fichtes, Schellings, Hegels trägt Hr Hofr. Wendt Mittw. und Freyt. um 4 Uhr öffentlich vor;

Logik und Metaphysik, Hr Hofr. Wendt, nach Sätzen, die er den Zuhörern mittheilen wird, 6 St. wöch. um 7 Uhr M.;

Logik und allgemeine Einleitung in die Philosophie, Hr Hofr. Herbart, nach seinem Lehrbuche, 5 St. wöch. um 4 Uhr;

Metaphysik, und Natur-Philosophie, Hr Hofr. Herbart, nach seinem Lehrbuche, 5 St. wöch. um 8 Uhr;

Psychische Anthropologie, oder Psychologie, Hr Hofr. Wendt, nach Dictaten, 4 St. wöch. um 11 Uhr;

Practische Philosophie, oder Naturrecht und Ethik, Hr. Hofr. Herbart, nach seinem Lehrbuche, 5 St. wöch. um 7 Uhr.

Rechtsphilosophie, oder so genanntes Naturrecht, Hr. Hofr. Wendt, nach s. Handbuche, 4 St. wöch. um 3 Uhr;

Die Politik, Hr. Dr. Böhmer, nach der 4. von ihm zu besorgenden Ausg. des 'Grundr. der Politik' von Sartorius, 5 St. wöch. um 8 Uhr;

Die Staatswirthschaft und Finanzwissenschaft, Hr. Hofr. Dahlmann, 5 St. wöch. um 3 Uhr.

Die Technologie handelt Hr. Hofr. Hausmann 5 St. wöch. um 10 Uhr ab, und besucht mit seinen Zuhörern die nahe gelegenen Fabriken u. Werkstätten.

Mathematische Wissenschaften.

Die reine Mathematik trägt Hr. Prof. Ulrich um 3 Uhr vor; Hr. Dr. Köhler, nach Lorenz, um 2 Uhr;

Die Analysis des Endlichen und die analytische Geometrie, Hr. Prof. Ulrich um 2 Uhr;

Die Differential- und Integral-Rechnung, Hr. Dr. Goldschmidt um 8 Uhr;

Die analytische Geometrie, Hr. Prof. Ulrich, mit der Analysis;

Die angewandte Mathematik, d. h. Statik, Hydrostatik, Aerostatik, und Anwendung derselben auf Maschinen, Hr. Dr. Stern 4 St. wöch. um 3 Uhr;

Die Mathesis forensis, Hr. Dr. Köhler Mittw. und Sonnab. um 10 Uhr.

Die practische Geometrie lehrt Hr. Prof. Ulrich, nach s. Handbuche, Mont., Mittw. und Freyt. von 5 bis 7 Uhr; Hr. Dr. Schrader, mit besonderer Hinsicht auf Camerallisten, Forstmänner und Deconomen, Abends von 5 bis 7 Uhr; Hr. Dr. Focke 4 St. wöchentlich.

Die Grundlehren der Astronomie trägt Hr. Dr. Goldschmidt um 11 Uhr vor;

Populäre Astronomie, Hr. Dr. Stern, nach seiner 'Darstellung der popul. Astronomie', Mont. und Dinst. um 1 Uhr, oder in einer bequemern Stunde.

Die practische Astronomie lehrt Hr. Hofr. Gauß privatissime;

Die höhere Mechanik, Hr Prof. Ulrich; 4 St. wöch. um 11 Uhr, privatissime;

Die Theorie der bürgerlichen Baukunst; Hr Dr Schrader um 11 Uhr; Hr Dr Köhler, mit Uebungen im Zeichnen, 4 St. wöch. um 11 Uhr.

Zum Privat-Unterricht in einzelnen Theilen der mathematischen Wissenschaften ist Hr Dr Schrader, so wie auch Hr Dr Köhler erbötig.

N a t u r l e h r e.

Die Naturgeschichte trägt Hr Ober-Medicinal-R. Blumenbach, nach seinem Handbuche, 5 Stunden wöchentlich um 5 Uhr vor;

Die Zoologie, Hr Dr Berthold 5 Stunden wöch. um 2 Uhr;

Die allgemeine Botanik, Hr Hofr. Schrader 5 Stunden wöchentlich um 7 Uhr; die öconomische u. Forstbotanik um 8 Uhr; die medicinische Botanik Mont., Dinst. u. Mittw. um 6 Uhr. Ab. privatiss. Geognosie um 3 Uhr stellt er botanische Excursionen an, und gibt in den gewöhnlichen Stunden im botanischen Garten Demonstrationen. — Hr Prof. Bartling lehrt specielle Botanik nach den natürlichen Familien, 5 St. wöch. um 7 Uhr; öconomische und Forst-Botanik 4 St. wöch. um 8 Uhr; medicinische Botanik um 10 Uhr; Botanische Excursionen werden zur gewöhnlichen Zeit statt haben, Demonstrationen, Sonntag. um 7 Uhr.

Practisch-mineralogische Uebungen, verbunden mit Demonstrationen in dem academischen Museum, stellt Hr Hofr. Hausmann Mittw., Donnerst. u. Freyt. um 11 Uhr an.

Die Geognosie lehrt Hr Hofr. Hausmann um 8 Uhr, und stellt zu diesem Zwecke Excursionen an.

Die Geologie des Königr. Hannover und des Herzogth. Braunschweig, wird Hr Dr Thospann, auf die

Grundlage von Leibnices Protogaea, in Verbindung mit der Geographie jener Länder Mont., Mittw., Freyt. um 3 Uhr abhandeln.

Die Experimental-Physik trägt Hr Prof. Weber 5 St. wöch. um 4 Uhr vor.

Ueber die Theorie der die Phänomene des Erdmagnetismus betreffenden Beobachtungen, so wie über das Verfahren bey der Anstellung dieser Beobachtungen hält Hr Hofr. Gauß eine Vorlesung um 10 Uhr;

Ueber physische Geographie, Hr Prof. Bunsen um 8 Uhr.

Die theoretische Chemie, verbunden mit den erläuternden Experimenten, trägt Hr Hofr. Stromeyer 6 St. wöch. um 9 Uhr vor.

Die practischen chemischen Uebungen in dem academischen Laboratorium werden Mont. u. Dinst. von 11 bis 1 Uhr fortgesetzt werden.

Einige Theile der technischen Chemie trägt Hr Dr Bunsen Sonnab. um 1 Uhr unentgeltlich vor;

Die Stöchiometrie, derselbe privatissime;

Die toxicologische Chemie mit Versuchen erläutert, derselbe Mont. u. Donnerst. um 1 Uhr.

Historische Wissenschaften.

Zu einem Vortrage über Paläographie, in welchem, nach voraus geschickter Untersuchung über den Ursprung der Schrift, die Kunst so wohl alte Handschriften überhaupt, als auch Diplome zu lesen, und deren Echtheit zu prüfen gelehrt werden soll, bestimmt Hr Hofr. Grimm die Stunde von 1 bis 2 Mont., Dinst., Freytags.

Allgemeine Länder- und Völkerkunde trägt Hr Hofr. Heeren um 10 Uhr vor, mit Hinweisung auf die den Zuhörern vorzulegenden Karten;

Die Geschichte der alten Welt, Hr Hofr. Dahlmann 6 St. wöch. um 8 Uhr;

Encyclopädie des Orients oder eine Uebersicht der Geschichte des politischen und geistigen Zustandes der alten sowohl als neuen orientalischen Welt, Hr Prof. Gwald 4 St. wöch. um 2 Uhr;

Die Griechische Geschichte, Hr Assess. Dr Beutler, Dinst. und Freyt. um 8 Uhr, unentgeltlich;

Die Geschichte der neueren Europäischen Staaten, und der Colonien derselben, Hr Hofr. Heeren um 4 Uhr.

Die Vorlesung des Hn Hofr. Bauer über die Verfassung und Verwaltung der Nassauischen Lande ist bereits oben erwähnt worden.

Die Kirchengeschichte s. bey den Theologischen Wissenschaften.

Literär - Geschichte.

Die allgemeine Literär-Geschichte trägt Hr. Ober-Bibliothecar Neuß vor;

Die Geschichte der Griechischen Literatur, Hr Assess. Dr Bode, um 4 Uhr; Hr Assess. Dr von Leutsch 5 St. wöch. um 2 Uhr.

Die Geschichte der deutschen Literatur von der ältesten bis zur neuesten Zeit wird Hr Hofr. Grimm Mont., Dinst., Donnerst., Freyt. um 5 Uhr vortragen, und dabey alle Fächer der Wissenschaften berücksichtigen.

Die Vorlesungen über die Geschichte einzelner Wissenschaften und Künste sind bey jedem einzelnen Fache erwähnt.

Schöne Künste.

Aesthetik, oder Philosophie der Kunst, trägt Hr Dr Bohß 4 St. wöch. um 3 Uhr vor.

Eine Anleitung zum deutschen Stil gibt Hr Prof. Bunsen 4 St. wöch. um 5 Uhr;

Einen historischen und critischen Abriss der Geschichte der Französischen Literatur, Hr Prof. Artaud 4 Stunden wöchentlich, in Französischer Sprache.

Die Vorlesungen über die Baukunst s. bey den Mathematischen Wissenschaften.

Die Geschichte der Mahlerkunst, Bildhauerkunst, Baukunst u. s. w. von der Wiederherstellung der Kunst bis auf unsere Zeit trägt Hr Prof. Desterley, mit Benutzung der Gemälde- und Kupferstichsammlung 5 St. wöch. um 8 Uhr vor; auch ist er zum Unterricht im Zeichnen und Mahlen, so wie auch zur Leitung academischer Uebungen erbötig.

Unterricht im Landschafts-Zeichnen gibt Hr Zeichenmeister Eberlein.

Für die Sing-Academie bestimmt Hr Musik-Director Dr Heinroth den Abend jedes Montags von 8 Uhr an; so wie er auch zum Privat-Unterricht im Gesange, Clavierspiele, und Generalbasse erbötig ist.

Alt er th u m s k u n d e.

Die Vorlesung des Hn Prof. Ewald 'Encyclopädie des Orients' ist bereits erwähnt.

Die Archäologie, und die Geschichte der Kunst bey den Alten handelt Hr Hofr. Müller 5 Stunden wöchentlich um 9 Uhr ab.

Die Römischen Alterthümer erläutert Hr Prof. Hoefl 5 St. wöch. um 5 Uhr; Hr Assessor Dr Beutler 5 St. wöch. in einer bequemen Stunde.

Orientalische und alte Sprachen.

Einige Schwierigkeiten der hebräischen Grammatik, besonders in der Syntax, erläutert Hr Consist. R. Pott in einer öffentlichen Vorlesung Mont. u. Donnerst. um 11 Uhr.

Die Hebräische Grammatik lehrt Hr Dr Wüstenfeld 5 St. wöch. um 10 Uhr; Hr Rep. Klenner, nach der 2. Ausg. von Ewald's Kleinerer Grammatik, 4 St. wöch. um 3 Uhr.

Hr Prof. Ewald erklärt 2 St. wöch. um 1 Uhr ausgewählte Stellen aus der Hamasa, und dem Hariri. Die Anfangsgründe des Arabischen lehrt Hr Dr Wüstenfeld Dinst. u. Frent. um 2 Uhr unentgeltlich.

Mit dem Sanscrit bekannten Zuhörern erklärt Hr Prof. Ewald 2 St. wöch. um 2 Uhr Bhagavad = Gitam. Hr Dr Bensley wird 4 St. wöch. um 1 Uhr erstlich eine kurze Grammatik des Sanscrit vortragen, und dann einzelne Stücke des Mahabharat erklären. Auch ist er zum Privat = Unterricht in dieser Sprache erbötig.

Exegetische Vorlesungen über das Alte und Neue Testament s. bey den Theologischen Wissenschaften.

Philologische Encyclopädie trägt Hr. Hofr. Dissen 5 St. wöch. um 3 Uhr vor.

Vorlesungen über die Griechische Sprache und Griechische Schriftsteller: Hr Hofr. Mitscherlich übt Mont. u. Dinst. um 11 Uhr die Mitglieder des philologischen Seminars in der Erklärung der Argonautica des Apollonius von Rhodus. Hr Hofr. Müller gibt 5 St. wöch. um 10 Uhr erstlich eine Darstellung der tragischen Kunst der Griechen, und erklärt sodann die Choephoren von Aeschylus. Hr Assessor Dr Beutler trägt Mont. u. Donnerst. um 8 Uhr die Griech. Grammatik vor. Hr Assess. Dr von Leutsch erläutert 5 St. wöch. um 3 Uhr Plato's Bücher vom Staate, und liest mit den Mitgliedern der Griechischen Gesellschaft das vierte Buch des Thucydides. Hr Dr Lion erklärt um 11 Uhr das Gedicht des Dionysius Periegetes, und verbindet damit eine Geschichte der Erdkunde der Alten. — Zum Privat = Unterricht im Griechischen erbietet sich Hr Assess. Dr Bode, Hr Dr Lion, Hr Dr Bensley.

Vorlesungen über die Lateinische Sprache und Lateinische Schriftsteller: Hr Hofr. Mitscherlich erklärt um 2 Uhr. die Satiren und Briefe des Horaz. Hr Hofr. Dissen bestimmt für Uebungen der Mitglieder des philolog. Seminars Donnerst. u. Frent. um 11 Uhr Propertius Elegien. Hr Hofr. Müller übt dieselben Mittw. um 11 Uhr im Disputieren; und erläutert Mont., Dinst., Donnerst. um 4 Uhr Tacitus Germania. Hr

Affessor Dr Bode erklärt um 3 Uhr die Geschichtsbücher des Tacitus; Hr Dr Lion, um 1 Uhr die Satiren des Persius. Hr Dr Benfey gibt 4 St. wöch. um 3 Uhr Anleitung zum Lateinischen Stil, durch Regeln, Uebung, und Musterstücke aus Cicero; 4 St. wöch. um 4 Uhr erklärt er das 2. 3. 4. Buch von Horazens Oden. — Zum Privat-Unterricht im Lateinischen erbiethet sich Hr Affessor Dr Bode, Hr Dr Lion, Hr Dr Benfey.

Ausgewählte Stücke mittelhochdeutscher Dichter wird Hr Hofr. Benecke 4 St. wöch. um 7 Uhr Ab. erläutern.

Das Gebicht von den Nibelungen erklärt Hr Prof. Grimm in einer allgemeinen Einleitung, und im Einzelnen Mont., Dinst., Donnerst., u. Freyt. um 6 Uhr Ab.

Neuere Sprachen und Literatur.

Die Französische Sprache lehrt Hr. Prof. Artaud.

Ausgezeichnete Englische Gedichte, zuerst W. Scott's lady of the lake, wird Hr Hofr. Benecke 4 St. wöch. um 6 Uhr Ab. erläutern. — Hr Rector Melford trägt 4 St. wöch. um 7 Uhr Morg. die Anfangsgründe der Englischen Sprache theoretisch u. practisch vor, und 3 St. wöch. um 6 Uhr N. für die Geübtern die Sinnverwandtschafts-Lehre der Englischen Sprache.

Die Anfangsgründe der Italiänischen, Spanischen, und Portugiesischen Sprache lehrt Hr Prof. Bunsen 5 St. wöch. um 4 Uhr.

Zum Privat-Unterricht im Französischen erbiethet sich Hr Dr Thospan; für das Französische, Englische, Italiänische, Hr Dr Lion; für das Französische, Englische, Italiänische, Spanische, Hr Rector Melford.

Die Reitbahn ist dem Univ. Stallmeister untergeben; der Fechtboden, dem Univ. Fechtmeister, Hn Castropp; der Tanzboden, dem Univ. Tanzmeister, Hn Hölzke.

Bey dem Logis-Commissär, Pedell Dierking, können diejenigen, welche Wohnungen suchen, sowohl über die Preise, als andere Umstände, Nachricht erhalten, und durch ihn im voraus Bestellungen machen.

S t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

45. Stück.

D e n 23. M e r z 1835.

S t u t t g a r t.

Gedruckt bey Carl Hoffmann: Beschreibung von Stuttgart hauptsächlich nach seinen naturwissenschaftlichen und medicinischen Verhältnissen. Eine Festgabe der Stadt-Gemeinde Stuttgart zur Begrüßung der deutschen Naturforscher und Aerzte bey ihrer zwölften Versammlung im September 1834. Verfaßt vom Professor Dr Plieninger, wissenschaftlichem Secretair der Centralstelle des landwirtschaftlichen Vereins. 1834. 125 Seiten in Quart.

E b e n d a s e l b s t.

In der J. B. Metzler'schen Buchhandlung: Canstatt's Mineralquellen und Bäder. Von Dr. J. C. S. Eritschler, Oberamts- und Bad-Arzt in Canstatt. Mit sechs Ansichten und einem Plan. X u. 169 Seiten. 1834. Octav.

I. Dieses mit großer typographischer Schönheit ausgestattete Gastgeschenk war den in der

Residenzstadt Württembergs versammelten Naturforschern und Aerzten eine ebenso willkommene und nützliche Gabe als sie ihnen jetzt und künftighin eine angenehme Erinnerung an die daselbst verlebten köstlichen Tage gewährt. Kaum möchte der für den Buchhandel benutzte Steindruck etwas vollendetere geliefert haben als der sinnvoll entworfene Umschlag, das Titelblatt, dann die Ansicht und der Plan von Stuttgart, besonders aber die große Charte der Umgegend, die an Reinheit und Schärfe mit dem besten Kupferstich wetteifert, hier darbieten. Voran steht die würdige und freundliche 'Widmung' des Stadtraths. — Von den beiden Abtheilungen der Schrift enthält die erste die Beschreibung der Stadt und ihrer Umgebungen: geschichtliche Notizen, Ortsbeschreibung, öffentliche Anstalten, Vereine und Gesellschaften, Sammlungen, Einwohner, die Umgebungen der Stadt, die Gewässer und Brunnen; die zweyte die natürlichen und die medicinischen Verhältnisse: die climatischen und naturhistorischen, Fauna, Flora, geognostische Skizze; Medicinal-Verfassung, Med. Collegium, das mit der öffentlichen Gesundheitspflege beschäftigte Personal, die städtischen Medicinalbehörden, die med. Policey und die darauf Bezug habenden Einrichtungen, die Central-, Impfanstalt, die Kranken-Anstalten, Geburts- und Sterblichkeits-Verhältnisse, die in Stuttgart herrschenden Krankheiten, geburtshülfsliche Statistik von Stuttg., den ärztlichen Verein in Württemberg, die Königl. Thierarzneu-Schule.

Die Darstellung verräth eine geschickte und geübte Feder, und die von verschiedenen Seiten dazu gelieferten Beyträge sind gehörig geordnet und verbunden. Auch abgesehen von ihrem speciellen Zweck ist diese Topographie schätzenswerth und

belehrend. Was die hier umständlich angegebene und beschriebenen Sammlungen und Institute betrifft, so wird unter Allen, welche bey der dießjährigen Versammlung sie zu besuchen Gelegenheit hatten, über ihre wissenschaftliche wie zweckdienliche Einrichtung und Anordnung nur Eine Stimme seyn. Mit verhältnißmäßig wenig Mitteln ist hier viel geleistet, wegen des thätigen, kräftigen Gemeinns, des patriotischen Zusammenwirkens von Behörden, Corporationen und Privatleuten. Das durch die verewigte Königin Katharina zuerst bestimmte, von der Regierung, den Ständen und Bewohnern mit Mitteln ausgesteuerte und von Thouret gebaute Katharinenhospital ist eine Zierde der Stadt und ein Muster innerer Zweckmäßigkeit in Betreff der Vertheilung der Zimmer, der Heizung, Reinlichkeit, Helle und Bequemlichkeit.

Einer der schönsten Erfolge der alljährigen Zusammenkünfte ist sicherlich der, daß Männer aus den entferntesten Gegenden Deutschlands und der Nachbarstaaten hier von der Tüchtigkeit, Gastfreundschaft und Herzlichkeit des schwäbischen Volks sich ebenso überzeugen konnten, wie von dem reichen inneren Gehalte seiner Residenzstadt, wovon die Grundzüge in vorliegender Schrift niedergelegt sind.

II. Wenige Orte haben eine so anmuthige Lage als Canstatt. Am freundlichen, in einem Wiesengrunde sich ausbreitenden Neckarströme, von Rebhügeln und waldbegrenzten Bergen umgeben, dem reizenden Rosenstein (et meminisse juvabit) gegenüber, überrascht es jeden, der von der Thalenge heran kommt, in welcher Stuttgart liegt. Doch ist das, was die Erde hier offen dem Auge darbietet wohl mit dem zu vergleichen, was sie in ihrem Schooße birgt. Fort-

während werden bedeutende Denkmäler aus der Zeit der Römer, die hier eine Niederlassung hatten, dann Ueberreste aus der späteren germanischen Periode ausgegraben. Die Gebirgslager, deren Basis der Muschelkalk ist, auf dem Keuper = Sandstein und sodann neuere Flözgebilde ruhen, enthalten eine erstaunliche Menge vorweltlicher Geschöpfe, sowohl Pflanzen in Abdrücken und versteinert als besonders Thiere der verschiedensten Arten, namentlich das Mammuth. Eine auf Befehl des Königs im J. 1816 veranstaltete Ausgrabung brachte eine der ansehnlichsten Gruppen, die je gefunden wurden, zu Tage. Da sie ganz und gar in das Naturalien-Cabinet in Stuttgart, dessen Schmuck sie auch ist, geschafft werden sollte, so hatten sechs starke Pferde voll daran zu ziehen. Aber nicht minder merkwürdig ist die Menge der kohlensauren Mineralquellen, die auf diesem Boden entspringen. Fast überall, wo man hier nachgräbt, werden solche angetroffen. Bereits sind gegen 50 im Flusse, welche in 24 Stunden an 800,000 Cubik-Fuß kohlensaures Wasser zu Tage bringen. Dieses Wasser ist sehr klar, mussiert ziemlich stark, schmeckt stechend, salzig = säuerlich und hat stets eine gleiche Temperatur von 15 — 17° R. Es wird zu verschiedenen technischen Zwecken, besonders aber zum medicinischen Gebrauche benutzt. Die Brunnen- und Bade-Anstalten sind seit längerer Zeit schon eingerichtet und vergrößern und verschönern sich von Jahr zu Jahr, so wie auch der Besuch der Gäste fortwährend zunimmt. In der daselbst seit 1829 gegründeten Heilanstalt gegen Verkrümmungen des menschlichen Körpers von Dr J. Heine bewähren sich die Bäder, welche in Häuschen auf einem freyen Bassin genommen werden, ganz außerordentlich,

und ist ihnen sicherlich der günstige Erfolg der Behandlung vorzugsweise mit zuzuschreiben.

Ueber alle diese hier angedeuteten Verhältnisse sind in vorliegender gut abgefaßten Schrift ausführliche und belehrende Nachrichten enthalten. Sie behandelt in sieben Abschnitten 1. Lage, Klima, geognostische Verhältnisse; 2. historische Notizen; 3. Mineralquellen; 4. Brunnen- und Bad-Anstalten; 5. BADELEBEN, Ausflüge; 6. GEBRAUCHSART; 7. Wirkung des Wassers und Bades (gegen Unterleibskrankheiten, Blutanhäufungen, Hämorrhoidalbeschwerden, Menstruationsfehler, Urinbeschwerden, Brustaffectionen, Mischungsfehler, Wassersucht, Gicht, Rheumatismus und Nervenkrankheiten verschiedener Art). Sechs wohlgelungene Steindrücke stellen die schönsten Punkte der Gegend so wie die Brunnengebäude und eine Durchschnichts-Zeichnung die Profile der sämtlichen Mineralquellen dar.

M.

G ö t t i n g e n .

Beschluß der Anzeige: VRIDANKES BE-SCHEIDENHEIT von Wilhelm Grimm.

In dem Archiv für die Geschichtskunde des Preussischen Staates von Ledebur Bd 14 S. 174 wird Nachricht gegeben von hölzernen Scheiben, jede mit einem Brustbilde und einer Umschrift, die sich auf dem Rathhause zu Erfurt befinden. Möglich daß sie noch in das 13. Jahrh. gehören, die Sprachformen lassen das wohl zu. Die Umschriften enthalten, so weit sie lesbar sind, und das gilt von etwa der Hälfte (es sind im Ganzen mehr als 30 Scheiben), jedesmal einen Spruch von zwey Zeilen aus dem Freydanck, und beweisen abermals wie verbreitet das Gedicht

war. Unter den mitgetheilten 19 Sprüchen findet sich nichts Neues, wohl aber 175, 16. 17, ein Spruch der in der ersten und zweyten Ordnung der Hff. unbekannt ist, und nur in α UBrant sich zeigt; die Lesarten stimmen sehr unabhängig bald mit dieser bald mit jener Ordnung, in 48, 9 nur mit γ , in 164, 3 nur mit B, und in 63, 23 abweichend von allen.

In dem Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit von Mone 1835 gibt der Herausgeber S. 57—60 Nachricht von der Karlsruher, aus Ettenheim=Münster stammenden, Handschrift des Freydanck, welche ich nicht eingesehen habe. Sie ist im 15. Jahrh. auf Papier in Fol. geschrieben, und gewährt nur 981 Verse, würde aber, wenn der Schluß auch nicht fehlte, doch nicht über 1200 enthalten haben. Also nur ein Auszug. Nach den mitgetheilten Proben zu urtheilen gehört sie weder zu der ersten noch der zweyten Ordnung, sondern scheint einen mit der Berliner Handschrift α verwandten Auszug zu liefern, und zwar so, daß sie wie α aus einem unbekanntem Text, der seine eigene Ordnung hatte, abstammt, aber in ihrer Auswahl nicht α gefolgt, sondern ihren eigenen Weg gegangen ist, d. h. sie hat anderes, und mehr als α , ausgelassen, anderes beybehalten. Sie enthält 75, 22. 23, was sonst nur aus α , 97, 26. 27, was sonst nur aus UB, und 35, 4. 5, was sonst nur aus α UBrant bekannt war: sie folgt 58, 12. 13 der Lesart von U gegen die übrigen, zeigt aber auch 47, 10. 11 die verderbte Lesart der zweyten Ordnung. Mone hat über 100 Verse ausgehoben, einzelne Sprüche, die in meiner Ausgabe fehlen sollen, allein er irrt, sie stehen bis auf etwa zwanzig sämmtlich darin, nur hat er sie bey der großen Verderbniß dieses Textes

in dem Reimregister nicht auffinden können. Von den acht Sprüchen, welche jene zwanzig Zeilen ausmachen, scheinen mir aber nur ein paar echt zu seyn. B. 23. 24 (nach Mones's Zählung) wird schon durch das abgekürzte Adv. recht für rechte, das sich Freydanck im Reim nicht würde erlaubt haben, verdächtigt, ebenso 933. 934, wo außerdem die erste Zeile ohne Metrum ist. B. 311. 312 scheint mir nichts als eine Entstellung von 34, 15. 16. B. 315—19 und 321. 822 sind unklar im Ausdruck, und trivial in den Gedanken. B. 493. 494 sind wohl aus 135, 20 und 94, 2 zusammengestellt. Also möchten nur zwey Sprüche von Freydanck herrühren, und einen echten Nachtrag enthalten. B. 155. 156.

Gedanc, hoeren unde sehen

diu wellent (den wil?) nieman stæte jehen.

Und B. 249 — 252.

Driu dinc sint al eine

aller manne gemeine,

pfaffen wîp, unt spiler wîn,

begozen brôt magz dritte sîn.

Unter pfaffen wîp wird wohl meretrix, unter spiler wîn der gewöhnliche Wein verstanden; begozzen brôt ist mit Fett beträufeltes Weißbrot, eine, wie es scheint, häufige Mäscherey. MS. 2, 191 sô der haven walle, unt daz veizte drinne swimme, sô begiuz in wîziu brôt. Fragm. 30 a betröifete wecke.

None hat eben daselbst S. 56. 57 ein von ihm in Köln gefundenes Fragment von zwey Pergamentblättern in Duodez aus dem 14ten Jahrh. abdrucken lassen. Es enthält 290 — 337 Müller (nur 303 ist weggeschnitten), aber darunter ist nichts neues, denn die vier Zeilen, die der Herausgeber dafür ansieht und bestermt hat, finden sich in meiner Ausgabe 50, 16. 17, und

78, 13. 14, ja auch bey Müller, wo nur 78, 14 ganz entstellt ist.

Druckfehler habe ich im Buche nicht anzeigen können, und hole es hier nach. VII, 11. Goldhann. XVIII, 27. c 32 'von. XXXVIII, 12. von liebe. LXI, 18. swert. LXXXVII, 27. nimmer ezzen. CXVIII, 21. Prov. 30. CXXIII, 3. volksmäßigen. 22, 17. nach knaben ein Comma. 29, 11. die kröne. 93, 18. Ere. 94, 2. nach tobet ein Comma. 105, 16. nidersten. 106, 10. swâ. 108, 17. unsanfte lât. 116, 1. trûwesniht. 325, 30. viel. 332, 30. 83, 16. — 334, 4. Nith. 40, 3. 3. — 337, 5. 123, 22. — 352, 28. 75, 9. 19. Parz. 468. — 355, 29. Valenbürger. 361, 19 min. 361, 22. minne. 364, 15. 260 b. — 367, 5. 111, 10. 11. — 369, 31. vergl. Parz. 468, 26 Gg. — 370, 23. Rechtsalterth. 522. — 370, 28. 122, 1. 2. — 371, 24. 28, 72. — 377, 17. 158, 4. — 377, 23. 2, 553. — 377, 25. 84 b. — 378, 8. 136, 17. Dieser Satz gehört auf die folgende Seite. — 382, 5. gebiurscher. 387, 6. 7. Diese Stelle aus MS. 1, 98 b schließt sich an die dritte Zeile dieser Seite an. 388, 17. Bl. 40 b. — 389, 6. Pf. 391, 11. geliegen. 365, 4. übel sac 112, 10 (771). — 406, 7. 34, 2. — 408, 20. vor sêre streben ist einzurücken orden streben 75, 22 †. 412, 28. wê 177, 13. — 414, 15. erreine. — 414, 25. âne leit 85, 13. — 414, 30. vertreit. — 438, 22. 111, 10. 11. Aus ABBrant. Vgl. die Anmerkung. Dagegen gehören die Lesarten, welche Seite 268 unter 111, 10. 11 angeführt werden auf Seite 287 unter 135 (wo ebenfalls durch einen Druckfehler 235 steht), 14. 15. In dieser Anzeige ist oben S. 404. 3. 10 statt Sebast. Frank zu lesen Brant.

W. Grimm.

G e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

46. 47. Stück.

Den 26. März 1835.

W i n t e r t h u r.

Bey Steiner: Restauration der Staatswissenschaft, oder Theorie des natürlich gefelligen Zustandes, der Chimäre des künstlich-bürgerlichen entgegengesetzt, von Carl Ludwig von Haller. Vierter Band. 1826. L und 434 Seiten. Fünfter Band XXVIII u. 376 S. in 8.

Die Anzeige des vierten Bandes, in welchem das dritte Hauptstück des ganzen Werkes, die Theorie der geistlichen Herrschaften, angefangen war, hat ausgesetzt bleiben müssen, bis der fünfte Band erschienen, in welchem es vollendet wird: unterdessen der sechste Band, welcher das ganze Werk beendigt, bereits 1825 gedruckt, und in St. 28 dieser Blätter 1826 beurtheilt ist.

Wir dürfen uns rühmen, die Ersten gewesen zu seyn, welche den Bemühungen des Verfassers volle Gerechtigkeit widerfahren ließen; zu einer Zeit, da sie von den Anhängern der herrschenden Vorstellungen über das Natur- und Staatsrecht,

als durchaus irrig, verderblich und unheilbringend schändlich abgewiesen, und hin und wieder verhöhnt wurden. Wir haben den Umfang seiner größtentheils eigenthümlichen Einsichten, das ausgezeichnete Talent des Vortrags, und die Erhabenheit seiner Gesinnungen anerkannt: seine Theorie aber, in so fern sie für ein vollständiges und auf die wirkliche Welt anwendbares System gelten soll, für durchaus unhaltbar erklärt: weil in ihren Principien nur eine Seite der menschlichen Natur hervorgehoben, und die andere nicht allein übersehen, sondern ganz bestimmt ausgeschlossen wird. Indessen ist des Hn von Haller Darstellung jener einseitigen Ansichten so blendend, und sein Grundsatz, daß Macht nicht bloß so weit sie wohlthätig wirkt, rechtmäßig sey, sondern vielmehr, weil sie wohlthätig wirken kann, unbedingtes Recht begründe, schmeichelt so sehr den Neigungen aller derer, die sich auf irgend eine Art über Andere erhaben fühlen, daß man sich nicht darüber wundern darf, wenn Herr von Haller außerhalb dem Kreiße wissenschaftlicher Bestrebungen viele Freunde und Anhänger gefunden hat. So viel Wahres und Gutes aber auch in einem so einseitigen Systeme liegen kann, so muß es auch eben so viele Irrthümer erzeugen, und in der Anwendung gefährliche Folgen haben: und der Ton der Begeisterung, womit es verkündigt wird, fordert noch dringender zu einer Prüfung der Principien auf, von denen es ausgeht.

Der Grund des hier darüber ausgesprochenen Urtheils kann gleich in der Ueberschrift des Buchs nachgewiesen werden. Diese kündigt eine Theorie des natürlich geselligen Zustandes, im Gegensatz mit der Chimäre des künstlich-bürgerlichen an. Es ist aber eine Eigenthümlich-

keit der menschlichen Natur, daß der ihr inwohnende Verstand die ursprünglich unbestimmten Verhältnisse unter den Individuen ausbilde, und so nach und nach einen künstlichen gesellschaftlichen Zustand schaffe. Man darf daher den harten Vorwurf, der im Worte Chimärisch liegt, dem Verfasser zurückgeben, und auf das System anwenden, welches er als ausschließlich wahr empfiehlt. Nach seinen Ideen wird die ganze Wissenschaft von den rechtlichen Verhältnissen der Geselligkeit, in eine Geschichte ihrer natürlichen Entwicklung verwandelt. Damit kann aber auch Alles was geschieht gerechtfertigt werden. Es gibt metaphysische Schulen, welche von einem entgegengesetzten Punkte ausgehen als Hr v. Haller, und doch eben dahin gelangen: doch würde er selbst sich von einer in ihrem Sinne geschriebenen metaphysisch-historischen Politik mit Unwillen abwenden.

Nachdem er in den beiden ersten Hauptstücken seines Werks, die Patrimonialstaaten, und die militärischen abgehandelt hatte, folgt im dritten Hauptstücke (vierter Band des Werks) die Lehre von den geistlichen Staaten. Nun lautet zwar die Ueberschrift, von den unabhängigen geistlichen Herren oder den Priesterstaaten: und der Verf. erklärt ausdrücklich in der Vorrede des vierten Bandes, 'daß die Kirchen in seinem an und für sich politischen Werke nicht bloß als solche und nur in geistlicher Rücksicht betrachtet werden, sondern vorzüglich erwiesen werden soll, wie aus denselben auch wirkliche Staaten hervorgehen können.' Er geht aber in der That von einem über alle Politik weit erhabenen Grundsatz aus: und dadurch hat seine ganze Ausführung eine eigene

Richtung erhalten, die hier zunächst bezeichnet werden muß.

So wie in seinem Systeme der naturgemäßen Bildung der menschlichen Gesellschaft, die Macht alles Recht begründet, so beruhet ihm zufolge die Ausbildung der geistigen und sittlichen Menschheit durchaus auf der Autorität einer höheren Weisheit, die nicht in der Natur des Menschen zu finden ist, sondern ihm von Außen her mitgetheilt werden muß. Doch kann diese höhere Weisheit nur durch das Organ der dazu berufenen Menschen verkündigt werden. Die Ueberschrift: Priesterstaaten, sollte also heißen Priesterherrschaft über die Gemüther, worauf dann in der wirklichen Welt Priesterstaaten gegründet werden können. Nun sollen die Grundsätze des Hn v. Haller auf jede Gesellschaft anwendbar seyn, die von irgend einem Religionslehrer gestiftet worden: und er läßt die Beglaubigung des Sifters ganz dahin gestellt. Wer dieses aber auch sey, so ist nach der Lehre des Verf. Autorität allemal der einzige und befriedigende Grund alles religiösen Glaubens: und da eine Religion der menschlichen Natur nothwendig ist, diese das Bedürfniß fühlt und sich irgend einem Glauben ergeben muß, so ist hiermit die Priesterherrschaft begründet. Dieses System welches dem Herrn v. Haller mit dem Grafen von Maistre, dem Abbé de la Mennais, und andern sehr bekannten Schriftstellern unserer Zeit gemein ist, hat nur einen Fehler. Es kündigt selbst an, daß es nicht überzeugen wolle, sondern befehle. Doch bedarf auch diese Lehre einer Ueberzeugung ihrer Schüler, als letzten Grundes, ohne den sie nicht bestehen kann. Denn sogar auch von demjenigen, der unbedingt glaubt, was die Kirche lehrt, muß man doch annehmen, daß er über-

zeugt sey, er müsse glauben was die Kirche glaubt und lehrt. Wo man immer den Punct suchen mag, auf welchem das Recht der eigenen Prüfung und Ueberzeugung eintritt; — so viel es deren auch auf der Linie geben mag, welche die unendliche Mannigfaltigkeit der Abstufung menschlicher Seelenkräfte bildet: — so weit man immer den Punct, wo eigene Ueberzeugung und Gewissen eintreten, zurückschieben mag: irgendwo muß er zu finden seyn. Wer dieses abläugnet, vernichtet damit den Begriff eines vernünftigen Wesens. Diesen innern Widerspruch im Systeme der absoluten Autorität in Glaubenssachen darf man dem Verfasser der Restauration um so mehr entgegenhalten, da er das Recht der eigenen Einsicht und Ueberzeugung, dem er so abgeneigt ist, selbst anerkannt hat, indem er aus Ueberzeugung die kirchliche Gemeinde, in der er erzogen und unterwiesen worden, verließ, und zu einer andern übertrat: obgleich jene mehrere Jahrhunderte lang in seinem Vaterlande bestanden hatte, ihre Lehre durch wenigstens sechs Generationen auf ihn übergegangen war, und das Princip der Autorität, nach seinen eigenen Grundsätzen auch auf sie angewandt werden konnte.

Dieses Princip der Herrschaft einer höhern Weisheit über die Gemüther ihrer Schüler führt zu einer geistigen Gemeinschaft unter den Gläubigen. Wenn aber diese unsichtbare Kirche, die Civitas dei des heil. Augustinus, in die sinnliche Welt eingeführt werden soll, um die Menschen über das materielle Interesse zu erheben, und zu ihrer höhern Bestimmung auszubilden, so wird eine äußere Form nöthig, um der Gemeinde Bestand zu geben, und sie fortzupflanzen. Die Lehre hat indessen an sich selbst nur in so weit Autorität, als sie Ueberzeugung zu

bewirken vermag: und dem gemäß darf die Kirche, welche auf Uebereinstimmung des Glaubens gegründet wird, sich keinen Zwang über ihre Mitglieder anmaßen. Sie kann nach ihrem Gefallen von sich ausschließen, so wie auch jedes einzelne Mitglied austreten darf. Läßt man aber dieses gelten, so entsteht eine Kirche welche den Englischen Independenten gleicht. Ein solches System ist mit der vollkommensten Reinheit und Erhabenheit religiöser und sittlicher Gesinnungen gar wohl vereinbar. Wer daran zweifelte, möchte nur z. B. das Schreiben des Quäkers Howard lesen, welches in Göthe's Werken (51. Band S. 248) abgedruckt ist. Eine Kirchenverfassung aber, zu welcher das Princip der vollkommenen Unabhängigkeit des Individui in der Religion führt, wird sich immerfort wieder auflösen: und eine äußere Kirche, welche doch für ein wesentliches Bedürfniß der menschlichen Gesellschaft erkannt worden, wird wieder unmöglich. Es ist daher weder das Princip der ursprünglichen Freyheit des Geistes, noch das entgegenstehende Princip der Autorität in Glaubenssachen, tauglich eine äußere Kirche darauf zu gründen. Dazu ist es, was auch Herr v. Haller immer sagen mag, nothwendig, sich über künstliche Anstalten zu vereinbaren. So bald aber eine Form gesetzlich wird, so gilt von ihr, hier so wie immer in der äußern Welt, der Grundsatz des französischen Rechts, *la forme emporte le fond*. Die Rechte der kirchlichen Autorität, die Herr von Haller mit Recht der göttlichen Lehre beylegt, werden auf diejenigen übertragen, welche das äußere Zeichen der ihnen verliehenen Priesterwürde an sich tragen: und da darf man wohl fragen, ob die wohlthätigen Folgen des Verhältnisses zwischen dem geweihten

Priester und seinen Beichtkindern, welche Hr v. Haller so schön darstellt, auch da zu erwarten sind, wo das Verhältniß selbst nicht auf eignem gefühlten Vertrauen, sondern auf einem von der Kirche ausgehendem Befehle beruhet.

Der Verfasser des vorliegenden Buches verspricht eine vollständige Rechts- und Klugheitslehre der geistlichen Autorität in der menschlichen Gesellschaft. Man erwartet daher zunächst ein System von Grundsätzen über das Verhältniß der Kirche zu der weltlichen Gesellschaft (denn wir dürfen ihm gegenüber, den Ausdruck, zu der bürgerlichen Gesellschaft nicht gebrauchen). Hier ist aber eine auffallende Lücke. Der Verf. setzt die Existenz einer religiösen Gemeinde voraus, die von einem durch überirdische Weisheit Erleuchteten gestiftet worden, legt ihr eine auf höhern Ursprung gegründete vollkommene Unabhängigkeit bey, übergeht aber ihre Collisionen mit der weltlichen Regierung. Er behauptet zwar (im 4ten Bande S. 174) daß die Unabhängigkeit der freyen Kirche, mit den Verhältnissen ihrer Mitglieder zu weltlichen Herrschaften, denen sie sich weder entziehen können noch sollen, gar wohl vereinbar sey. Dieses setzt aber eine genaue Bestimmung der Gränzen des Geistlichen und des Weltlichen voraus, die in der Wirklichkeit auf mannigfaltige Art in einander laufen: und eben über diese Gränzen hat bekanntlich jede Kirche ihre eigenen Grundsätze. Deswegen ist es aber unmöglich eine allgemein gültige Theorie des Kirchenrechts aufzustellen. An jenen Klippen muß jeder Versuch dazu scheitern. Der Verf. vermeidet sie so sorgfältig, daß er in seiner ganzen Abhandlung der Exemtio fori der Geistlichen nicht ein einziges Mal, und nicht mit einem einzigen Worte gedenkt. Doch macht

dieser Gegenstand den Hauptpunct der größten Streitigkeiten aus, durch welche die christlichen Völker seit so vielen Jahrhunderten innerlich erschüttert und zerrissen sind.

Anstatt sich hierüber zu erklären, geht Hr v. Haller sogleich zu der Verbindung einer geistlichen Autorität mit Territorialherrschaft über. Auch hier setzt er die Unabhängigkeit des Besitzes und der Verwaltung der Kirchengüter voraus, und übergeht das Verhältniß der geistlichen Corporationen zu den Territorialherren, von welchen doch nur die souveränen Priesterstaaten in Ansehung ihrer Besitzungen unabhängig sind. Hr v. H. verspricht zwar eine allgemeine Theorie des Kirchenrechts, welches jeder Stifter einer Religion auf sich soll anwenden können. Doch nimmt dieser Schriftsteller, der immerfort seine Ansichten der Geschichte einmischt, und dem sogar das Mohamedanische Chalifat nur ein vom Christenthume abgefallener Zweig ist (Th. 5. S. 327), nur auf die Römisch = Catholische Kirche Rücksicht. Der ganze vierte und fünfte Band sind eigentlich nur eine Darstellung des Systems derselben, und eine Erklärung ihrer Ceremonien. Nun ist beides, jene Hierarchie und diese Symbolik, in einer langen Reihe von Jahrhunderten durch die Bemühungen sehr vieler Männer von hohem und durch den Eifer für die Religion belebten Geiste, und durch die Anwendung ungemessener Talente ausgebildet. Es ist daher begreiflich, daß es einen hohen Grad von Consequenz und innerer Vollkommenheit erreicht hat, und daß der Verf., der dem Glauben der Römischen Kirche zugethan ist, sich dadurch zu einer gränzenlosen Bewunderung hinreißen läßt. Haben wir doch viele Beispiele von Schriftstellern, welche den Lehren der catholischen Kirche abhold, bloß wegen der Consequenz ihres hierar-

wischen Systems, von diesem und von Gregor VII. und Innocenz III., bloß weil sie den Willen und die Kraft hatten, zu herrschen, mit einer Begeisterung reden, die mit ihrem Berufe als Geschichtschreiber so sehr im Widerspruche steht, daß man sie oft für erkünstelt halten möchte.

Hr von Haller erklärt das ganze System, die Verfassung, die Lehren und die Gebräuche der röm. Kirche, so daß dieses Alles im schönsten Lichte erscheint. Eben so hat es ohne Zweifel in der langen Zeit, während welcher diese Kirche bestanden hat, in dem Geiste und Gemüthe unzähliger frommer, weiser und wohlwollender Bischöfe, Priester, Ordensbrüder und Layen existiert: und es lebt ohne Zweifel noch ebenso jetzt in vielen Einzelnen. Der Verf. der Restauration stellt aber alles dieses als nothwendig und allgemein dar. In seiner Theorie und seiner Geschichte der catholischen Kirche ist diese immer an allem Mißbrauche ihrer Autorität unschuldig. Die weltliche Macht ist es immer allein, welche angeklagt werden muß, wenn die milde Lehre und Liebe der Hirten zu der Heerde in die grausamste Behandlung der Ungläubigen und Ungehorsamen übergegangen ist. In des Prof. Ranke urkundlich documentirter Geschichte des Papstthums (im zweyten Bande seiner historischen Schriften) erscheint die Sache ganz anders.

Bei der Vorliebe des Herrn von Haller für Macht und Autorität, in welcher Gestalt sie auch immer auftreten mögen, war es zu erwarten, daß er sich in seiner Darstellung der Römisch-Catholischen Kirche für die unbedingte Autorität ihres Oberhauptes erklären würde. So wie er in seiner Theorie der weltlichen Herrschaft, die Landstände zu bloßen Rathgebern der Fürsten macht, so sind ihm die Bischöfe auch bloße Diener und Rathgeber der Päpste. Nun kann

man allerdings annehmen, daß die Autorität, wenn sie schon an sich selbst nothwendig und heilsam ist, auch so viel möglich concentrirt seyn müsse: sie wird dadurch um so viel wirksamer. Ist sie aber nicht schon als bloße Autorität rechtmäßig und wohlthätig, kann sie auch gemißbraucht werden, so ist es nothwendig, sie zu beschränken: und dieses ist auch in Beziehung auf die geistliche Autorität von vielen Parteyen in der Rödmisch-Catholischen Kirche selbst anerkannt. Denn in ihr gibt es, was Herr v. H. auch immer sagen mag, Parteyen, die mit großer Hefigkeit über diese Fragen gestritten haben. Er will von allen Concilien, welche vergeblich bemüht gewesen sind den Streit zu schlichten, nichts wissen. Es ist als existierten sie für ihn nicht: für ihn, der sich so oft auf Geschichte beruft. Das Tridentinische Concilium ist ihm allein gültig. Doch beruhet auch die nicht in der ganzen catholischen Kirche anerkannte Autorität desselben nur auf dem Ausspruche des Oberhauptes der Kirche, dessen Recht zu entscheiden eben geläugnet wird. Noch im achtzehnten Jahrh. ist Febronius zwar höchsten Orts gemißbilligt, aber nicht widerlegt.

Die Restauration der Staatswissenschaft wird daher unter den eigenen Glaubensgenossen ihres Verf. selbst großen Widerspruch erregen. Wie wenig das Werk geeignet ist, außerhalb derselben Eingang zu finden, erhellt am besten aus der Vergleichung mit einigen Schriften, welche eben während der Zeit erschienen sind, in der Hr. v. H. schrieb: dem Kirchenrechte des Geh. Staatsraths Eichhorn, worin aus den historischen Quellen dargethan wird, daß die Lehren der Reformatoren des sechzehnten Jahrhunderts dem Glauben und der Kirchenverfassung des apostolischen Zeitalters und der ersten vier Concilien gemäßer sind, als die spätern Symbole und

Statute der Römisch-Catholischen Kirche; und des Herrn v. Stourdza Considerations sur la doctrine et l'Esprit de l'Eglise orthodoxe (1816, u. 1834 deutsch übersetzt), einer Schutzschrift für die griechische Kirche gegen die Anmaßungen der catholischen einzig rechtgläubigen; deren Oberhaupt von dem Vf. mit Vorwürfen überhäuft wird, die dem Geiste der Zeiten nach im Ausdrucke weniger heftig lauten, im wesentlichen aber den Anklagen des Dr Luther wenigstens gleich sind.

Jedem der den religiös-politischen Zustand von Europa zu kennen und richtig zu beurtheilen wünscht, ist eine ernstliche Beschäftigung mit den hier genannten Schriften, in Verbindung mit dem Werke des Hn v. H., zu empfehlen. Sie wird zunächst zu der Ueberzeugung führen, daß die von vielen Seiten gewünschte Wiedervereinigung der Protestantischen Kirchen mit der Römisch-Catholischen unmöglich ist. Das schöne menschenfreundliche Wort Einigkeit bedeutet hier nichts als Unterwerfung: und ein Friede unter den bestehenden Parteyen kann nicht eher Statt finden, als bis die in der Wiener Congreßacte ausgesprochene Gleichheit derselben vom Papste anerkannt, und die Protestantischen Kirchen nicht mehr als widerspenstige, sondern wenigstens als schismatische behandelt werden.

Wir haben uns auf eine allgemeine Anzeige des vorliegenden Werks beschränken müssen. In die Prüfung des Einzelnen einzugehen, diesem durchgehends Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, aber auch das Mangelhafte und Irrige auszuzeichnen, müßte ein Buch über ein Buch geschrieben werden. Doch können wir uns nicht enthalten, zum Schlusse eine Stelle auszuzeichnen, in welcher der Verf., der doch die unbedingte Herrschaft des Mächtigen durchaus gel-

tend machen will, selbst mit einer Naivität, die dem Leser fast einiges Lächeln abnöthigt (S. 313 des fünften Bandes), in der Erläuterung der Krönungs-Ceremonien erwähnt, daß der consecrierende Erzbischof zu den Umstehenden spricht: *vultis tali Principi et rectori vos sub-jicere? — vultis?* darauf müßte die Antwort doch auch lauten können, *nolumus*. In der bloßen Frage liegt also schon eine Anerkennung der dem *Hn v. H.* so verhaßten Souveränität des Volks: und sie wird hier von dem Repräsentanten der heiligen Kirche selbst ausgesprochen. So ward auch die Anrede in alten Zeiten von den Aragonesischen Baronen, den Ungarischen Magnaten und den Edeln und Freyen vieler andern Nationen verstanden. In neuern Zeiten hat sich der Kreis derer, die dabey mitreden wollen, sehr erweitert. Allen diesen Ansprüchen liegt aber das Princip zum Grunde, daß die innere Freyheit vernünftiger Wesen ihre äußere Unabhängigkeit begründe. Da nun dieses Princip weder als Idee verworfen, noch in der Wirklichkeit dargestellt werden kann; das entgegenstehende Princip der Abhängigkeit eines jeden Individuums von Höheren, Mächtigeren und Weiseren, aber ebenfalls als Idee nicht unbedingt gebilligt werden kann, und in der wirklichen Darstellung kein befriedigendes Resultat gibt, so werden beide hohe Parteyen, die in der Geisteswelt gegen einander auftreten, die Souveränität des Volks und die Legitimität der Herrschenden, sich wohl herablassen müssen, sich in der irdischen Welt mittelst einer Uebereinkunft zu versöhnen: wenn sie nicht die Entscheidung ihres Streits einem Gottesurtheile anheim stellen wollen, das sich durch ein *brutum fulmen* ausspricht.

M ü n c h e n.

Grundlage zur teutschen Geschichte. Quellenforschung; von Dr. Söttl, Professor. 1832. 32 Seiten in 8. (Freyburg, bey Wagner).

Der Verfasser dieser Schrift, der als fleißiger Geschichtsforscher uns schon durch mehrere Schriften (S. g. U. 1828. St. 162; und 1832. St. 204) und auch durch seinen hiesigen Aufenthalt früher bekannt ist, bemerkt in der Vorrede, daß er das Studium der deutschen Geschichte sich zur Aufgabe seines Lebens gemacht habe, und sie in einem ausführlichen Werke behandeln werde. Unter der Grundlage in der vorliegenden Schrift versteht er die aus den Quellen geschöpfte Erörterung des Zustandes des deutschen Volks, als es im Römischen Zeitalter zuerst anfängt in der Geschichte welthistorisch aufzutreten. Nicht mit Unrecht, in sofern die Entwicklung eines Volks zunächst aus ihm selbst und seinem ursprünglichen Zustande hervorgehen muß. Er faßt die Untersuchung in vier Fragen zusammen. I. Unterschied der Kelten und Germanen, oder der Gallier und Teutschen. Bey dem öftern Mißbrauch des Namens der Kelten ist diese Untersuchung keinesweges überflüssig. Sie waren nach den Angaben von Tacitus und Cäsar verschieden durch Farbe und Gestalt, durch ihre Sprache, durch ihre Sitten und Einrichtungen. Die große Verschiedenheit des Nationalcharacters, wie ihn schon Cäsar so sprechend bey den Galliern schildert, ist wohl schon der stärkste Beweis ihrer ursprünglichen Verschiedenheit. II. Hatten die alten Teutschen einen Priesterstand? Der Verf. zeigt aus

denselben Quellen, daß die Germanen zwar wohl einzelne Priester bey den einzelnen Völkerschaften hatten, daß diese aber keinesweges einen Stand, wie die Druiden bey den Galliern, bildeten. Der Verf. hat gewiß darin Recht daß die Druiden ein bloß Gallisches Institut waren, das niemals bey den Germanen, vielleicht einzelne Fälle ausgenommen, Eingang fand, da auch der Cultus bey den Völkern verschieden war. Wir hätten indeß gewünscht daß der Vf. auch das Verhältniß der Barden und Priester bey den Germanen hier erörtert hätte. III. Auf welcher Stufe der Cultur standen die alten Deutschen? Man weiß wie verschieden auch diese Frage beantwortet ist. Sie waren, sagt der Verf., nach allen Angaben von Cäsar und Tacitus, im allgemeinen ein kriegerisches Hirtenvolk; aber, setzt er mit Recht hinzu, kein Nomadenvolk, da jede einzelne Völkerschaft auch ihr Gebiet hatte. Viehzucht war also die Hauptbeschäftigung, da Ackerbau wenig oder auch gar nicht getrieben ward, und auch die Viehzucht ihnen ihre Hauptnahrungsmittel gab. Es ist dieß aber nur von den Völkerschaften diesseits des Rheins zu verstehen, denn daß bey denen die jenseit in Gallien und Belgien sich niederließen, manches sich anders gestaltete, darf nicht unbemerkt gelassen werden. IV. Die Entstehung der Könige bey den Deutschen. Es möchte wohl manche falsche Nebenidee hier von selbst verschwinden, wenn man das Römische Rex nicht durch König, sondern Hauptling übersetzte. Denn die Germanen bildeten kein Reich, keinen geschlossenen Staat unter einem allgemeinen Oberhaupt, auch keinen Staatenbund; einzelne Stämme wählten sich die Vorsteher (Grafen) ihrer Gauen und Gemeinden,

ble im Frieden nichts mehr als bloße Richter waren. Für den Krieg wurden Heerführer (Herzöge) gewählt, deren Macht mit dem Kriege aufhören sollte, wiewohl sehr natürlich das Streben entstand sie zu behalten. Der Verf. bemerkt sehr fein, daß hier sich schon eine Verschiedenheit zwischen der Schilderung von Cäsar und Tacitus zeigt. Hermann selber war vermuthlich als Opfer eines solchen Strebens gefallen. Was aber diesem Anführer des Volks nicht gelang, das erreichten in der Folge die Häuptlinge mit ihrem Gefolge (comitatus). Dieses Institut, aus dem die nachmaligen Könige hervorgingen, mit seinen Folgen wird dann weiter erläutert. Der Verf. findet es selbst sehr wahrscheinlich daß aus solchen Gefolgen Völkerschaften entstanden, wohin er besonders die Gatten rechnet; vielleicht auch die Sueven, Ostgothen und andere. Wir müssen freylich hier bey Vermuthungen stehen bleiben, da der Ursprung der Völkerstämme über die Geschichte hinaufreicht.

Als Probe seines größern Werks über die deutsche Geschichte hat der Verf. so eben ein Heft 86 S. in 8. 1835. (Freyburg bey Wagner) abdrucken lassen, das Zeitalter von Friedrich II. und Joseph II. umfassend. Wir können versichern, daß Niemand dasselbe ohne Interesse lesen wird, wenn es gleich bey einem so vielseitigen Gegenstande in der Natur der Dinge liegt, daß die Ansichten des Lesers nicht immer mit denen des Verfs. übereinstimmen werden.

Hn.

Bev dem Schluß dieser Anzeige erhalten wir bereits den Anfang des oben erwähnten größern Werks: Geschichte der Teutschen von Dr.

Edl. Erster Band, Erstes Buch, 44 S. in 8. das alte Deutschland mit seinen Bewohnern; Zweytes Buch, 38 S. die Eroberungszüge der Deutschen (die Völkerwanderung), wovon wir eine weitere Anzeige auf die Erscheinung der folgenden Lieferungen (deren überhaupt 22 in vier Theilen seyn werden) um so mehr versparen müssen, da das vorliegende erste Buch größtentheils weitere Ausführung der oben angezeigten Grundlage ist. Beide zusammen, besonders das zweyte, geben aber bereits hinreichende Beweise von dem fleißigen und umfassenden Quellenstudium des Vf., welche sorgfältig, oft auch mit Aushebung ihrer Worte, in den Anmerkungen angeführt sind. Alle zwey Monate werden zufolge der Ankündigung drey Lieferungen erscheinen. Wir dürfen also einer baldigen Beendigung entgegen sehen.

Hn.

C e l l e.

Die Reagentienlehre für die Pflanzenanalyse vom Hofrath Dr. du Menil, Königl. Oberbergcommissär zc. 1834. 190 S. 8. Wir müssen uns mit einer allgemeinen Anzeige dieses mit großem Fleiß geschriebenen Buches begnügen, da die Beschaffenheit desselben, in 118 einzelnen Artikeln, nebst einer Uebersicht der Reagentien die man bey chemischer Prüfung bey einer gewöhnlichen Analyse zur Hand haben muß, eine ins Einzelne gehende Beurtheilung nicht gestattet. Es ist dem Herrn Tromsdorf zu seinem Jubiläum gewidmet; man wird von dem was darin erwartet werden kann, nichts vermissen.

G ö t t i n g e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

48. Stück.

Den 28. März 1835

P a r i s.

Chez Bachelier: Mémoires métallurgiques sur le Traitement des Minerais de Fer, d'Étain et de Plomb en Angleterre, faisant suite au voyage métallurgique de MM. Dufrenoy et Elie de Beaumont, Ingénieurs des mines; par MM. Léon Coste et Auguste Perdonnet. 1830. XI und 415 S. in Octav. Mit XIV Kupfertafeln.

Die Metallproduction Englands ist von Allem was diese wunderbare Insel aus eigenem Material hervorbringt das Bedeutendste und Merkwürdigste. Nicht allein ist dieser am tiefsten und festesten wurzelnde Industriezweig der kräftigste Hebel für mannigfaltige andere Productionen, sondern er legt auch selbst ein besonders schweres Gewicht in die Englische Handelsbilanz. Was wäre das Englische Fabrikenwesen ohne das aus eigenem Eisenstein auf eigenen Hüttenwerken ge-

schmolzene und zubereitete Eisen? Wenn es anerkannt ist, daß der jetzige Zustand der Englischen Industrie von dem Besitze der Steinkohlen und dem Gebrauche der Dampfmaschinen abhängt, so ist doch eben so wenig zu verkennen, daß die Steinkohlen weder mit Vortheil zu Tage gefördert, noch nach den Orten ihrer Bestimmung geschafft, und daß weder die Dampfmaschinen construirt noch die Dämpfe zur Hervorbringung der unendlich mannigfaltigen Bewegungen benutzt werden könnten, wenn nicht das Eisen zu den Bergwerksketten, Schienenwegen, Dampfmaschinen-Cylindern, Walzwerken, Spinnmaschinen, Maschinenwebestühlen u. s. w. vorhanden wäre. Im Verhältniß zur Größe Englands ist seine Eisen-, Kupfer-, Bley- und Zinn-Production ungeheuer; kein anderes Land kann sich in dieser Hinsicht mit England messen. Und wie die Masse der jährlich producierten Metalle Erstaunen erregen muß, so nicht minder die colossale Größe der Anstalten, welche sie in den Zustand von Handelswaare versehen. Von allem Außerordentlichen was die Technik dem Auge des Beschauers in England vorführt, nehmen die Eisenwerke in Staffordshire und zumal in Süd-Wallis hinsichtlich des Großartigen in den Anlagen und in den Wirkungen chemischer und mechanischer Kräfte unstreitig die erste Stelle ein. Es gibt dort einzelne Hohöfen, welche des Jahrs mehr Roheisen producieren, als sämtliche Hannoversche Eisenhütten zusammen genommen! Die Mittel genau kennen zu lernen, wodurch so außerordentliche Leistungen möglich werden, ist nicht allein in vielfacher Beziehung höchst anziehend, sondern zugleich von größter Wichtigkeit, wenn es darauf ankommt, die väterländische Metallproduction

möglichst zu heben und zu vervollkommen, und damit geeignete Maßregeln zu verbinden, um dem Eindringen der ausländischen Waare, welche die inländische Fabrication immer mehr einengt, Gränzen zu setzen. Vergebens sucht man in Englischen Schriften nach genügenden Aufschlüssen über das dortige Hüttenwesen. Wie der Engländer überhaupt mehr auf That als auf Rede, und mehr auf das lebendige Wort als auf den todten Buchstaben hält, so vor Allem in der Technik; wozu denn freylich noch kommt, daß das eigene Interesse mit der Bekanntmachung technischer Fortschritte streitet, und daß diejenigen, welche die technischen Anstalten betreiben oder leiten, sich im Allgemeinen mehr durch einen richtigen Tact — gleichsam durch einen technischen Instinct — als durch theoretische Bildung auszeichnen. An französische, schwedische und deutsche Schriftsteller muß man sich wenden, wenn man über das Englische Hüttenwesen etwas zu erfahren wünscht; und ganz besonders gebührt französischen Metallurgen das Verdienst, zuerst genauere Kunde über die Englischen Hüttenproceße verbreitet zu haben. Am mehrsten verdankt man in dieser Hinsicht dem im Jahre 1827 erschienenen Werke von Dufrenoy und Elie de Beaumont, 'Voyage métallurgique en Angleterre', und der vorliegenden Schrift. Da jenes Buch zufällig in diesen Blättern nicht angezeigt worden, so möge hier wenigstens das letztere eine, wenn gleich etwas verspätete Würdigung finden. Beide Werke bestehen aus Abhandlungen, welche ursprünglich einzeln in den Annales des Mines erschienen waren. Die Schrift der Herren Coste und Perdonnet dient zur Ergänzung der metallurgischen

Reisebemerklungen der Herren Dufrenoy und de Beaumont. Jene bereisten nach diesen die Englischen Hüttenwerke; sahen Mehrere, welche von Letzteren nicht berührt worden waren; und lernten auf den Werken, welche diese früher besucht hatten, manche neue Einrichtungen und Verfahrensarten kennen. Auch boten sich den Ersteren mehrere Gelegenheiten zur Erlangung öconomischer Notizen dar, welche den Letzteren entgangen waren.

Die erste Abtheilung obiger Schrift handelt von der Gewinnung des Eisens. Zuvörderst einige statistische Bemerkungen. Nach einer am Schluß des Jahrs 1825 und zu Anfange von 1826 gefertigten glaubwürdigen Liste, belief sich die Anzahl der Eisen-Hohöfen in Großbritannien auf 374, von denen 262 im Betriebe waren. Die jährliche Roheisengewinnung kann man zu 600,000 Tonnen oder 12,000,000 Centner anschlagen, für welche Production allein etwa 2,534,454 Tonnen oder 50,689,080 Centner Steinkohlen verbraucht werden. — Fabrication der Coaks in freyer Luft und in Defen. Röstung der Eisensteine. Darstellung des Eisens. Von der Roheisen-Fabrication in Staffordshire, in Süd-Wallis, im nördlichen Theil von England, und in Schottland. Die Hohöfen haben gewöhnlich eine Höhe von 40 bis 50 Fuß; in Süd-Wallis, wo man die höchsten findet, gibt es sogar einige, welche 60 Fuß und darüber messen, wobey sie im Kohlensack wohl eine Weite von 18 Fuß haben. Die Blasmaschinen welche man auf den Eisenhütten in Süd-Wallis anzuwenden pflegt, bestehen aus einem mächtigen Cylinder, der am gewöhnlichsten einen Durchmesser von 105 Zoll, und einen Kolbenhub von

8 Fuß hat. Die Bewegung wird durch eine Dampfmaschine bewirkt, deren Cylinder einen halb so großen Durchmesser als der Blascyylinder und eine Kraft von 110 Pferden zu haben pflegt. Bey diesen Größen=Verhältnissen versorgt eine Blasmachine in der Regel drey hohe Defen und drey Raffinierheerde mit Wind. Wenn man den Kolben, wie gewöhnlich, 15 Mal in der Minute heben läßt, und bey den sehr sorgfältig gearbeiteten Maschinen annehmen darf, daß 95 Procent von der Luft, welche sie ihrem Inhalte nach geben können, wirklich in den Ofen gelangt, so liefert ein Blascyylinder 13703 Cubikfuß Luft in der Minute! Nach den Notizen welche die Verfasser über den Erzeugungspreis des Roheisens mitgetheilt haben, kann man solchen bey der zum Verfrischen bestimmten Sorte in Staffordshire zu 8,87 Franken auf den metrischen Centner annehmen, welches auf den Centner von 110 Pfund kölnisch etwas über einen Thaler Conventionsgeld macht, und daher nur etwa die Hälfte von dem durchschnittlichen Productionspreise des Roheisens auf den Hannoverschen Eisenhütten beträgt. Auf den Werken in Süd-Wallis wird das Roheisen sogar noch etwas wohlfeiler produciert.

Es folgen Nachrichten über die Fabrication des geschmeidigen Eisens. Man unterscheidet in Staffordshire bey dem Stabeisen fünf verschiedene Qualitäten: 1) Common iron. 2) Common best. 3) Best iron. 4) Best best. 5) Horsenail, eine Eisensorte, bey deren Verfertigung man allein oder zum Theil Holzkohlen anwendet. In Wallis werden nur drey Nummern fabriciert: №. 1. Stabeisen welches nach dem Puddling=Proceß eine Hitze erhalten hat und

zweymal gewalzt worden. №. 2. Eisen welches zwey Hißen empfangen hat und drey mal gewalzt worden. №. 3. Eisen welchem man drey Hißen gegeben hat und welches viermal gewalzt worden. Steinkohle ist gegenwärtig mit geringen Ausnahmen das einzige Brennmaterial, dessen man sich in England zum Verfrischen des Roheisens bedient. Die Verfasser beschreiben indessen ein in Wallis übliches Verfahren, wobey Coaks und Holzkohlen gemeinschaftlich angewandt werden, und wodurch man eine Stabeisensorte erzielt, die im Handel sehr geschätzt, beynah noch einmal so theuer als das ordinäre Stabeisen bezahlt, und besonders zur Fabrication von Weißblech verwandt wird. Die Verf. berechnen den Fabricationspreis von 1 metrischen Centner des gewöhnlichen, für den Handel bestimmten Stabeisens (Common merchant iron) in Staffordsshire zu 18,42 Franken, welches auf den Centner von 110 Cölnisch nahe an 2½ Thaler Conventionsgeld macht; wogegen auf den meisten unserer Hütten die Fabricationskosten von 1 Centner des gewöhnlichen Stabeisens zwischen 4½ und 4¾ Thaler schwanken mögen. Ueber den Materialien-Verbrauch, wie er auf den Hütten in Staffordsshire gewöhnlich ist, theilen die Verf. folgende interessante Notiz mit.

Zu 100 Pfund Stabeisen gehen auf:

395,59 Pf. rohe Miner	} geben	134,61 Roheisen (forge-pig).
85,07 Pf. Fluß		
514,77 Pf. Steinkohle		
100,85 Pf. Steinkohlenklein		

134,61 Pf. Roheisen geben 121 Pf. raffiniertes Eisen (fine-metal) wobey 86,25 Pf. Steinkohle und 55 Pf. Steinkohlenklein aufgehen.

121 Pf. raffiniertes Eisen geben 110 Pf. gepuddletes. Bey dem Puddlen werden 110 Pf. Steinkohle und 55 Pf. Steinkohlenklein verbraucht.

110 Pf. gepuddletes Eisen geben 100 Pf. Stabeisen. Die Operation erfordert 60,72 Steinkohle und 50,75 Steinkohlenklein.

Auf 100 Pf. Stabeisen beträgt die ganze Consumption von Steinkohle und Steinkohlenklein 1003,34 Pf., mithin das Zehnfache.

Zur Vergleichung mit dieser Angabe theilen wir mit, was auf unseren Hütten zur Darstellung von 100 Pf. des gewöhnlichen Stabeisens an Materialien verbraucht wird, und wählen dazu das Betriebsjahr 1831, von welchem uns gerade sichere Nachweisungen vorliegen, und zwar zunächst die Eisenhütte bey Uslar am Solling, wo bloß Büchekohlen angewandt werden.

Auf 100 Pf. Stabeisen wurden daselbst verbraucht:

380 Pf. Beschickung, welche in 1000 Theilen		
aus 899 Theilen Eisenstein		
53 — Fluß		
48 — Frischschlacken		
bestand.		

23½ Pf. Röstekohlen

198 Pf. Schmelzkohlen

welches 129 Pf. Roheisen gab, woraus bey einem Verbrande von 207 Pf. Kohlen 100 Pf. Stabeisen erfolgten.

Die Fabrication von 100 Pf. Stabeisen erforderte mithin einen Aufwand von 428½ Pf. Büchekohlen — etwas mehr als das Bierfache — und aus 100 Pf. Roheisen wurden 77,5 Pf. Stabeisen erzeugt; wogegen in Staffordshire

nach obiger Angabe nur 74,3 Pf. Stabeisen aus 100 Pf. Roheisen zu erfolgen pflegen. Nach den Betriebsergebnissen von sämmtlichen Hannoverischen Eisenhütten wurden im Jahre 1831 durchschnittlich 76,43 Pf. Stabeisen aus 100 Pf. Roheisen fabriciert.

Wenn nun diese Vergleichung die Deconomie unserer Eisenhütten in einem günstigen Lichte erscheinen läßt, so drängt sich um so mehr die Frage auf, worin es liegen möge, daß man auf den Englischen Eisenwerken so viel wohlfeiler producieren kann als auf den unsrigen; welches dem der die Verhältnisse nicht genauer kennt, besonders auffallen muß, da bekanntlich das Arbeitslohn in England sehr viel höher als bey uns ist. Dieß Räthsel ist indessen nicht schwer zu lösen. Die Hauptursachen der wohlfeilen Eisencabrication in England liegen in dem außerordentlichen Ueberflusse an Steinkohlen und Eisenstein, welche gemeinschaftlich mit verhältnißmäßig geringen Kosten zu gewinnen sind; in der günstigen Lage der Eisenwerke, indem die mehrsten ganz in der Nähe der Steinkohlen- und Eisensteins-Lagerstätten sich befinden; in der colossalen Größe der Anlagen, wodurch eine große Production und hierdurch mehrere Vertheilung der Generalkosten möglich wird; in der Anwendung von Mitteln, wodurch die Fabrication im hohen Grade beschleunigt wird, unter denen der Gebrauch von Walzwerken statt der Hammerwerke von besonders großem Einfluß ist; und dann freylich auch darin, daß der Betrieb in den Händen von Privatpersonen sich befindet, wodurch die Kosten des beaufsichtigenden und dirigierenden Personals sehr vermindert, und

auch noch andere Vortheile erreicht werden. Daß zur Anlage und zum Betriebe von so colossalen Werken außerordentlich große Capitalien erforderlich sind, wie sie bey uns Privatunternehmern nicht leicht zu Gebote stehen, begreift sich leicht. Uebrigens ist aus dem was vorhin über die Fabricationskosten des Englischen Stabeisens mitgetheilt worden, erklärlich, wie es möglich ist, daß es zu so sehr niedrigen Preisen bey uns in den Handel gebracht werden kann; wobey freylich nicht übersehen werden darf, daß nur die schlechtesten Sorten des Englischen Stabeisens zu uns zu gelangen pflegen, und daß die Eisenhüttenbesitzer in England durch die außerordentliche Concurrenz gezwungen werden, ihre Fabricate mit sehr geringem Gewinn zu verkaufen; daher ihr Hauptbestreben dahin geht, durch möglichst starken und raschen Umsatz sich einigermaßen schadlos zu halten.

Den Beschluß der ersten Abtheilung machen einige Bemerkungen über die Englischen Eisengießereyen und die Gußstahlfabrication zu Sheffield, von welchen die letzteren nicht sehr befriedigend sind.

Die zweyte Abtheilung der vorliegenden Schrift handelt von der Gewinnung des Zinnes und des Bleyes. Zuvörderst über die mechanische Aufbereitung der Zinnminern in Cornwall, nebst einigen Bemerkungen über die Aufbereitung der Kupfererze; dann über die Zinnschmelzprocesse zu Saint-Austle, Carvedras bey Truro und Penzance. Die von den Verfassern mitgetheilten Notizen betreffen hauptsächlich einige neuere Verbesserungen des Zinnschmelzwesens in Cornwall. Die von ihnen beschriebenen Defen wei-

den von denen in dem Werke von Dufrenoy und de Beaumont angegebenen ab; auch hat sich nach den von Ersterem gegebenen Nachrichten der Brennmaterial-Aufwand vermindert.

Der von der Bleigewinnung handelnde Abschnitt enthält zuerst einige Bemerkungen über die Bleibergwerke und die mechanische Aufbereitung der Bleierze in Derbyshire, Wallis, Cumberland, Yorkshires und Cornwall; dann ist darin von den Bleischmelzprocessen die Rede. Von der Zugutemachung der Bleierze in Reverbieröfen, wie sie zu Lea, unweit Matlock in Derbyshire, in der Gegend von Holwell in Nord-Wallis, zu Alston-Moor in Cumberland, zu Grassington in Yorkshires und in Cornwall betrieben wird, nebst einer Vergleichung der Englischen Prozesse mit denen, welche auf dem Continente üblich sind. Angehängt sind von Herrn Berthier gemachte Analysen einiger Producte der Englischen Bleihütten.

L e i p z i g.

Bey Fleischer: Lehrbuch der vergleichenden Zoologie. Mit steter Hinsicht auf Physiologie ausgearbeitet, und durch zwanzig Kupfertafeln erläutert von Carl Gustav Carus. Der zweyten durchgängig verbesserten, umgearbeiteten, vermehrten und mit durchaus neuen Tafeln versehenen Auflage erster Theil. XXXII und 414 S. Der zweyten u. s. w. Auflage zweyter Theil. VI und von der 417 bis zur 836. S. 1834. Octav.

Das hier anzuzeigende Buch ist, wenigstens in der ersten Auflage, allgemein bekannt; es

braucht wohl nicht erwähnt zu werden wie viel dasselbe dazu beygetragen hat die Physiologie auf den Standpunct zu heben, worauf selbige gegenwärtig steht, — und um so mehr muß man sich wundern, daß 16 Jahre verflossen bis eine neue Auflage nöthig wurde. Nach der Vorrede durfte das Buch die frühere Form und den früheren Umfang nicht wesentlich überschreiten, wenn es den ihm vom Anfang bestimmten Standpunct nicht verlieren sollte; also nur das Bedeutsame, das Wichtigste neuester Untersuchungen hinzuzufügen, nur die Fehler, wesentlichsten Auslassungen und Irrthümer der früheren Arbeit zu verbessern, war die immer sehr verzwickelte Aufgabe, die der Hr Verf. hier zu lösen hatte. Die Angabe der Literatur umfaßt 18 Seiten; es ist jedoch dieselbe der sonstigen Genauigkeit und Gründlichkeit des Herrn Verf. durchaus nicht entsprechend; denn bey vielen Werken fehlt das Jahr, und sogar der Ort des Erscheinens, so wie die Angabe des Formats; hin und wieder finden wir Abhandlungen aus einzelnen periodischen Schriften, als besondere für sich erschienene Werke aufgeführt; Schriften, welche höchstens unter den Dissertationen hätten genannt werden dürfen, prangen hier unter wichtigen, die Wissenschaft wirklich fördernden Werken; wogegen aber wichtige Werke, z. B. M. J. Webers Beyträge zur Anatomie und Physiologie, Bonn 1833 nicht einmal erwähnt sind. — Der erste Theil enthält die Einleitung und die Geschichte der zur animalischen Sphäre gehörigen Organe, und zerfällt in 5 Abschnitte: 1) Geschichte der Entwicklung des Nervensystems in der Thierreihe. Die Ergebnisse der Forschungen neuerer Zeit, nämlich

über das Verhalten des sympathischen Nerven bey den Gliederthieren, Anneliden u. s. w., so wie über das Verhältniß der vordern und hintern Rückenmarkswurzeln sind hier berücksichtigt worden; es ist aber der Hr Verf. der Meinung, daß von den Rückenmarkswurzeln die obern vorzüglich (Ref. glaubt ausschließlich) der Empfindung, die untern mehr (durchaus nur, Ref.) der Bewegung bestimmt seyen. 2) Geschichte der Entwicklung des Skelets. Dieser Abschnitt ist mit steter Rücksicht auf des Herrn Verf. berühmte Schrift 'Von den Ur-Theilen des Knochen- und Schalengerüstes' bearbeitet, und die Skelete werden nach Innen-, Außenfläche und Nerven in Eingeweide-, Haut- und Nerven skelet eingetheilt. Ref. kann der Ansicht des Herrn Verfassers, daß die Knochen der Vögel am sprödesten seyen, nicht beystimmen; vielmehr sind es die Knochen der Grätenfische, welche den bedeutendsten Grad von Sprödigkeit zeigen. Der Rana Pipa wird besonders ein abgesonderter Fersenfortsatz zugeschrieben; auch Meckel sagt, daß er von einem der Kniescheibe ähnlichen, bey der Pipa vorkommenden, Knochen an der Verbindungsstelle zwischen Unterschenkel und Fußwurzel bey allen übrigen Batrachien keine Spur wahrgenommen habe. Dieses ist jedoch ein Irrthum; bey unsern inländischen Fröschen, namentlich bey Rana temporaria, hat Ref. jenen Knochen aufgefunden. Das Zwickelbein (Os transversum, zwischen Scheitel- und Hinterhauptsbeinen) ist nicht immer, im Falle es nicht zu erkennen ist, mit der Hinterhauptschuppe, sondern bey manchen Thieren mit den Scheitelbeinen verwachsen. Das Gewebe gehört allerdings zum Theil dem Haut-

skelet an, aber nicht weil die Substanz des Geweihs Hornmasse bengenmischt enthält, sondern nur in sofern als durch die Haut seine Bildung bewirkt wird; bey der Reife stirbt der Theil des Hautskelets des Geweihs, d. i. der Haarüberzug, ab, und der Theil des Knochenskelets bleibt übrig. Auch 'schießen' die Geweihe niemals hervor, sondern sie setzen auf; überhaupt ist die Bildung des Geweihs zu mangelhaft dargestellt. Bey der Gemse fand Ref. den Knochenfortsatz der Hörner hohl, aber nur am untern Ende in einer Ausdehnung von $\frac{1}{2}$ Zoll, im übrigen compact. Das hohle Zungenbein mancher Säugethiere betrachtet der Herr Verfasser als das einzige Beispiel eines lufthohlen Knochens bey den Säugethiern; Ref. glaubt, daß man die Stirnbein- und dergl. Höhlen, die Paukenhöhle u. s. w. als eben solche Knochen betrachten müsse, ja daß sogar die Nasenbeine mancher Thiere, z. B. der Hasen, hierher zu zählen seyen. — 3. Geschichte der die Bewegung der Thiere vermittelnden Gebilde. Hierher gehören die Muskeln der höhern und die die Functionen derselben ausführenden Gebilde der niederen Thiere. Daß die Brustmuskeln der Haushühner nur deshalb weiß seyen, weil sie nicht hinlänglich gebraucht werden, scheint uns noch nicht hinlänglich erwiesen; eben so wenig können wir dem Herrn Verfasser darin beystimmen, daß das Tauchen durch Zusammendrücken der Luftzellen merklich gefördert werde, und daß der Flug seine Begründung in der Anfüllung des Vogelförpers mit Luft finde. — 4. Organe, welche den Uebergang von den Bewegungsorganen zu den Sinneswerkzeu-

gen bilden, — wohin der Herr Verfasser die electrischen = und die Luft = Organe rechnet. Ref. wundert sich hier eine Beobachtung Kengger's, der an einem Nachtaffen das Leuchten der Augen im völlig Dunkeln in solcher Stärke wahrgenommen haben wollte, daß $1\frac{1}{2}$ Fuß von den Augen die Gegenstände davon erhellt wurden, als wahr angenommen zu finden. Das Leuchten der Augen im Dunkeln beruht vielmehr auf Lichtreflexion. — 5. Geschichte der Entwicklung der Sinnesorgane in der Reihe der Thiere. Das Wärmegefühl, welches der Herr Verfasser den Sinn für das thermo = electriche oder dynamische Verhältniß der Masse nennt, fällt doch wohl lediglich dem Gemeingefühl anheim, und dürfte wohl nie als besonderer Sinn aufgestellt werden können.

Was den zweyten Theil des Buches anbelangt, so umfaßt derselbe die Geschichte der zur vegetativen Sphäre gehörigen Organe; er zerfällt nur in zwey Abschnitte mit mehreren Abtheilungen. 1) Geschichte der Organe, welche der Vermittelung individueller Reproduktionen bestimmt sind. a. Von den Verdauungswerkzeugen. Der Magen der Actinien ist nicht im Stande willkürlich sich hervorzustülpen, wie Ref. durch anatomische Gründe erwiesen und Gravenhorst durch die genaueste Beobachtung dargethan hat. Der Oberkiefer der Weinbergs = und Wegschnecken dürfte auch wohl nicht hornartig zu nennen seyn, indem derselbe vielmehr aus kohlenfauerm Kalk besteht. Den Gistapparat der Bienen hätten wir lieber bey den Geschlechtsorganen erörtert gefunden. b. Von den Athmungs = und Ab-

sonderungswerkzeugen. Die Absonderungswerkzeuge werden als Wiederholungen der Athmungsorgane betrachtet, und demgemäß ist hier gehandelt von der Haut, von den eigentlichen Athmungs- und Stimmorganen, von den Speichelwerkzeugen und von den den Schleim der Nase, des Kropfs u. s. w. absondernden Schleimhäuten, von den gallabsondernden Organen, vom Pancreas, von den Harnwerkzeugen und von der Thymus und Schilddrüse. c. Vom Gefäßsystem. Der Herr Verf. nimmt noch an, daß das Herz der Batrachier nur eine Vorammer habe, da doch zwey dergleichen vorhanden sind, eine Entdeckung neuerer Zeit, wodurch mehr Uebereinstimmung in die Lehre von dem Herzen der verschiedenen Amphibienordnungen gebracht ist. Eben so werden dem Reh und Damhirsch mit Unrecht die Herzknochen abgesprochen, welche Ref. bey alten Rehen, so oft er darnach gesucht, auch gefunden hat. Die Carotiden fand Ref. bey'm Reh nicht ungetheilt bis zum Kopf verlaufen, sondern sie geben während ihres Verlaufs längs des Halses 2 bis 3 bedeutende Muskelgefäße ab, dann die Thyroidea; die Carotis cerebialis ist nur ein unbedeutender Ast der A. maxillaris interna. Der Satz S. 714: 'Es fehlt indeß auch nicht an Beyspielen, wo Aortenbogen, selbst die Schlagadern von Kopf- und Brustgliedmaßen ausgehen, während der abwärts gerichtete Schenkel des Bogens in die Aorta descendens sich fortsetzt' ist dem Ref. unverständlich geblieben. — 2) Geschichte der die Reproduktion der Gattung vermittelnden Gebilde. Dieser zweyte Abschnitt handelt in der ersten Abtheilung von den Geschlechtsorganen, in der zwey-

ten aber von der Entwicklung des individuellen Organismus in den verschiedenen Thierklassen. Hier hätten wir nun gewünscht die Entwicklung des Vogel- und des Schmetterlingembryos etwas ausführlicher erörtert zu finden, und zwar aus dem Grunde, weil der Anfänger an diesen beiden die Entwicklungsgeschichte überhaupt am besten zu studieren vermag. — Den Schluß des Werkes machen einige Worte über das Zergliedern und Präparieren der Thierkörper.

Wir stimmen nun vollkommen den Worten des Herrn Verfassers 'Wer von dem gegenwärtigen Stande unserer Kenntnisse unterrichtet ist, wird beym Durchgehen der einzelnen Abschnitte dieses Buches den Fleiß sicher nicht verkennen, welcher auf eine solche Umarbeitung gewendet worden ist, und er wird auch nicht übersehen, daß es sogar in mancher Beziehung schwieriger sey, ein altes Gebäude auf eine sichere und spätern Bedürfnissen angemessene Weise umzuändern, als ein durchaus neues nach einem frisch entworfenen Plane und bey reicherm Vorrathe von Mitteln aufzuführen.' bey, und halten es für überflüssig der Schrift noch besonders Lob zu ertheilen. Die Abbildungen sind ganz neu gestochen und der Zahl nach vermehrt, so daß auch in dieser Hinsicht diese Auflage dem Studium der vergleichenden Zootomie nicht anders als sehr förderlich seyn wird.

Berthold.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

49. Stück.

Den 30. März 1835

H a n n o v e r.

Herzog Georg von Braunschweig und Lüneburg. Beiträge zur Geschichte des dreißigjährigen Kriegs, nach Originalquellen des Königl. Archivs zu Hannover, von Friedrich Graf von der Decken, Königl. Hannoverischem Generalfeldzeugmeister, Mitgliede der K. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. Dritter Theil 312 S. Vierter Theil 341 S. Octav. 1834. (bey Hahn).

Wir haben (S. g. N. 1834. St. 70. 71.) die beiden ersten Bände dieses für die Geschichte des dreißigjährigen Kriegs nicht nur, sondern auch für die Geschichte unsers Regentenhauses so wichtigen Werks angezeigt, und zugleich den Plan desselben dargelegt, worauf wir uns beziehen. Die jetzt erschienenen beiden Bände beschließen dasselbe; sie gehen vom Julius 1635 bis auf den Tod des Herzogs 11. April 1641. Sie umfassen also einen Zeitraum von noch nicht vollen

sieben Jahren, in welchem der Herzog nicht bloß als Feldherr, sondern seit 1636 als Regent erscheint. Sie stehen also den vorhergehenden an Interesse nicht nach, daß aber noch durch mehrere episodische Erörterungen erhöht wird. Wir heben die einzelnen Hauptpuncte hervor, um welche die Geschichte sich dreht. Der erste war die Theilnahme Georgs an dem Prager Frieden. Der Herzog, demselben abgeneigt, trat endlich demselben bedingungsweise bey, bewogen durch das Zureden seiner beiden ältern Brüder. Es war eine schwierige Aufgabe, wenn man Schweden nicht beleidigen wollte. Den Oberbefehl der Schwedischen Armee seit der Nördlinger Schlacht führte in den sieben Jahren, welche den Zeitraum dieser beiden Theile umfassen, der Feldmarschall Baner, der auch kurz nach dem Herzoge starb. Es sind daher diese beiden Theile nicht bloß für die Kriegsgeschichte, sondern auch für die genauere Kenntniß dieses Feldherrn, mit dem Herzog Georg seit seinem Beytritt zu dem Prager Frieden anfangs in sehr gespannten Verhältnissen stand, besonders lehrreich. Ungeachtet jener Spannung wollte doch Baner nicht das Ansehen haben, daß er mit dem Herzog in feindlichen Verhältnissen stehe; trank öffentlich auf dessen Gesundheit; ließ aber durch Verrath die Stadt Mienburg sich überliefern, und verlegte einen Theil seiner Armee in das Lüneburgische zur Verpflegung. — Als mit dem Tode des Herzogs Friedrich Ulrich 1634 die Braunschweigisch-Wolfenbüttelsche Linie ausstarb, erhielt durch den Receß vom 14. December 1635 mit den Seitenlinien und mit seinen Brüdern 27. Jan. 1636 der Herzog die Fürstenthümer Calenberg und Göttingen, und ward also regierender Herr. Es

wird daher von dem Verf. der Zustand dieser Länder in diesem Zeitpunkt auseinander gesetzt. Der Zustand war hier höchst traurig; von den vier großen Städten erfreute sich die Stadt Hannover nur noch einiges Wohlstandes. Im Februar 1636 berief der Herzog die Stände zusammen. Die zu leistende Contribution und die Vertheilung derselben machte den Hauptgegenstand aus. Als Regent suchte der Herzog die Erhaltung der seinem Hause gehörenden Besitzungen zu befestigen, und wo möglich, besonders durch den dauernden Besitz von Hildesheim zu vergrößern — was ihm nicht zu Theil wurde — und alsdann durch Behauptung der Neutralität seine Länder vor den Kriegszübeln zu schützen. Wie schwer diese Aufgabe war, und wie wenig sie ganz gelingen konnte, begreift man leicht, wenn man weiß wie wenig nach der Art wie der Krieg geführt ward, eine strenge Neutralität behauptet werden konnte, da man sich von beiden Seiten kein Gewissen daraus machte sie zu verletzen. Zu den folgereichsten Maßregeln des neuen Regenten gehörte nun besonders, daß er die Stadt Hannover zu seiner Residenz wählte. Es geschah nicht ohne Widersprüche des Magistrats, der seine Rechte dadurch geschmälert glaubte. Welche glückliche Folgen es für die Stadt gehabt hat, brauchen wir nicht zu sagen. Die Verhältnisse mit Schweden und mit dem Kaiser waren gleich schwankend. Schweden hielt mehrere Städte, besonders Lüneburg, besetzt; das aber durch den Aufstand der Bürger, als der Herzog mit seinen Truppen erschien, ihm die Thore öffnete. Die Verhältnisse mit dem Kaiser betrafen besonders Hildesheim, dessen Besitz der Herzog nicht herausgeben wollte,

der Kaiser aber verlangte. Im August 1639 erschien deshalb ein kaiserliches Mandat, das der Herzog als eine Kriegserklärung ansah, aber doch der Klugheit es angemessen hielt einen offenen Bruch noch vorzuziehen zu vermeiden, desto eifriger jedoch in seinen Rüstungen war. Als jedoch im Frühjahr 1640 Baner von den Kaiserlichen zurückgedrängt ward, verband er sich, um zu verhindern daß die Braunschweigischen Länder der Kriegsschauplatz würden, mit diesem, hauptsächlich durch die Vermittlung seines Generals v. Alzing, der von jetzt an eine bedeutende Rolle spielt, und von dem Verf. gegen die Beschuldigung Spittlers, daß er sich habe von Baner erkaufen lassen, nach den vorliegenden Acten in Schutz genommen wird. Ungeachtet die körperlichen Kräfte des Herzogs in dieser Zeit schon sehr abnahmen, ließ doch seine Thätigkeit nicht nach, selbst da er im Januar 1641 nicht mehr der Tafel beywohnen konnte. Er erlebte es nicht mehr sein im Herbst 1640 fertig gewordenes Schloß in Hannover zu beziehen, und endete zu Hildesheim am 11. April (2. April a. St.). Schon am 10. May folgte ihm Baner. Er nannte den Herzog den ersten Feldherrn seiner Zeit. Niemand beklagte ihn mehr als Landgräfin Amalie von Hessen, eine der ersten Frauen unter den Fürstinnen. 'Sie habe in ihm ihren Freund, Rathgeber und Beschützer verloren, die Religion ihre Stütze, Deutschlands Verfassung ihren Grundpfeiler'. Solche Zeugnisse gelten wohl etwas!

Der Verf. läßt auf diese Geschichte eine höchst lehrreiche Characteristik des Herzogs folgen, in welcher er ihn als Feldherrn, als Staatsmann und als Regenten würdigt. Sie ist aber mehr

als bloße persönliche Schilderung, indem der Verf. das Zeitalter von der Seite darstellt, in welchem der Herzog lebte und wirkte. Dieß ist gleich bey der Kriegskunst der Fall, die dem Herzog einige der wesentlichsten Fortschritte verdankte. Er war der erste der den Grundsatz aufstellte, daß man sich freiwillig angeworbener Soldaten, und möglichst Landeskindern, bedienen sollte. Die einzelnen Truppenarten, und die Veränderungen die der Herzog bey ihnen einführte, wie die Verpflegungsart durch im voraus angelegte Magazine, und die Folgen die daraus hervorgingen werden sorgfältig erläutert. — Die Untersuchung über den Herzog als Staatsmann und seine auswärtige Politik bezieht sich auf die Fragen: ob man den östern Wechsel in derselben ihm zum Vorwurf machen könne, und ob sie aus Schwäche des Characters hervorgingen, oder durch den Gang der Ereignisse geboten wurden? daß nicht das erstere sondern das letztere der Fall war, wird aus einer historischen Uebersicht dargethan, indem die verschiedenen Perioden seiner Wirksamkeit unterschieden werden. Seine Grundsätze in Beziehung auf den Umfang kaiserlicher Macht, und die Freyheit der Protestanten blieben auch bey dem Wechsel der politischen Verhältnisse dieselben; sie siegten in dem Westphälischen Frieden, der in dieser Hinsicht der Triumph seiner Politik genannt werden mag. Als Regent verfuhr er in seinen Familienverhältnissen und auswärtigen Verhandlungen unumschränkt; bey den inneren Angelegenheiten dagegen nicht ohne den Rath seiner Stände. Guter Rath ward von ihm überhaupt nicht verschmäht; er selbst forderte seine Ráthe dazu auf. Seine Thätigkeit im Cabinete war so groß wie

die im Felde. Ein Gelehrter war er nicht; die Wissenschaften wurden von ihm von der practischen Seite geschätzt. Doch war Er es, der den berühmten Conring als Professor in Helmstädt anstellte, und ihn ermunterte das Feld der Staatswissenschaften zu bearbeiten, was auf einer deutschen Universität zuerst durch ihn geschah.

Die Zahl der Beylagen oder Actenstücke — meist Schreiben von Herzog Georg selbst, seiner Brüder und anderer in der Geschichte auftretenden Personen — geht von №. 178.. 397. Wir haben nicht nöthig auf ihre Wichtigkeit als Belege der Erzählung aufmerksam zu machen. Aber ein nicht geringerer Gewinn scheint es uns, daß durch sie die Charactere und Ansichten so vieler merkwürdigen Personen jener Zeit nicht durch das Medium von Geschichtschreibern, sondern durch sie selbst unwiderleglich dargethan werden.

Hn.

L e i p z i g.

Bey Carl Knobloch, 1831: Die Darmgeschwüre. Dargestellt von Dr. F. Fr. Hermann Albers, Privatlehrer der Medicin an der Rheinischen Friedrich-Wilhelms Universität, erstem Hülfzarzte am Med.-klinischen Institute u. X und 506 S. in 8.

Ein Buch, von so reichhaltiger eigener Erfahrung, wie sich das vorliegende dem Ref. nach aufmerksamem Durchlesen ergeben hat, liegt außer dem Bereiche einer nur kurzen Kritik. Ärzten großer Hospitäler liegt es ob, ihr Beobachtetes in dieser Hinsicht damit in Vergleich

zu stellen. Dem Verfasser war es bey seiner höchst interessanten Stellung am medicinisch-clinischen Institute zu Bonn vergönnt, aus hunderten von Beobachtungen den Inhalt seines Buchs zu schöpfen, und in Beachtung einer in der letzteren Zeit reichhaltig gewordenen Literatur desselben Gegenstandes, das Wahre vom Falschen zu sondern, und so die pathologische Anatomie wie die Pathologie im Allgemeinen ernstlich zu bereichern. Eine der auffallendsten Erscheinungen, welche sich aus dem Vergleich aller vom Verfasser beobachteten Krankheitsfälle ergab, war das Nichtvorkommen von Eiter in den Stuhlgängen bey Darmgeschwüren, welcher doch von den meisten Aerzten, namentlich von Puchelt, als ein ganz gewöhnliches Symptom der Darmgeschwüre aufgezehlt wird. Dagegen fand der Verfasser den Koth in mancherley Farbennüancen, die er aus einer Mischung der vom Darmgeschwüre ausgesonderten Flüssigkeit mit dem Koth herleitet. Ref. muß sich nun aus dem oben angegebenen Grunde mit der Inhalts-Benennung des vorliegenden in zwey Abtheilungen geschiedenen Werks hier begnügen, und wünscht nur noch dem Verfasser viele Zeit und Kraft, damit er seinen bewunderungswürdigen Fleiß und die damit verbundene seltene Beobachtungsgabe, noch recht oft der Wissenschaft widmen könne.

Erste Abtheilung. Geschichtliche Bemerkungen zur Erforschung der Darmgeschwüre. Literatur. Symptomalogie und Verlauf der Darmgeschwüre. Aetiologie. Diagnose. Prognose. Cur.

Unterschied der Darmcanalgeschwüre nach dem Sitze derselben in den verschiedenen Theilen des

Darmcanals. I. Geschwüre des Dünndarms. Geschwüre des Zwölffingerdarms. II. Geschwüre des Dickdarms. Geschwüre des Blinddarms. Geschwüre des Mastdarms. Geschwüre des Dünndarms und des Dickdarms. Unterschied der Darmgeschwüre nach den Zuständen.

Zweyte Abtheilung. Unterschied nach dem Character. A. Das einfache Geschwür. B. Die zusammengesetzten Geschwüre. I. Geschwüre mit Zusammensetzung eines gleichzeitigen örtlichen Leidens. 1. Geschwüre mit Stric-
turbildung. 2. Geschwüre des Darmcanals bey Hypertrophie des Zellgewebes mit Induration desselben, und Verdrängung mit theilweiser Entartung der Muskelhaut: Skirrhus, auch Krebs des Darmcanals genannt. II. Geschwüre in der Zusammensetzung mit allgemeinen Zuständen. A. Geschwüre des Darmcanals unter dem Verlaufe von Fiebern. a) Morbus mucosus. b) Dothierenteritis. B. Geschwüre des Darmcanals, unter dem Verlaufe der Maffern entstanden. a) Geschwüre des Darmcanals unter dem Verlaufe der Ruhr. b) Geschwüre des Darmcanals unter dem Verlaufe von chronischen Krankheiten. 1. Die syphilitischen Darmgeschwüre. 2. Geschwüre des Darmcanals unter dem Verlaufe der Skrophelkrankheit. 3. Geschwüre des Darmcanals in der Tuberkelkrankheit.

Die Durchbohrung des Darmcanals.

Mansfeld.

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

50. 51. Stück.

D e n 2. A p r i l 1 8 3 5.

P a l e r m o.

Presso Andrea Altieri: *Le antichità della Sicilia esposte ed illustrate per Domenico lo Faso Pietrasanta duca di Serradifalco Socio di varie Accademie.* Vol. II. 1834. 110 Seiten und 35 Tafeln klein Folio.

Der vorliegende zweite Band dieses neuen Werks über Siciliens Alterthümer — den wir deswegen zuerst anzeigen, weil der erste noch nicht erschienen ist — beschäftigt sich ausschließlich mit Selinus, dessen Tempel mit ihren Bildwerken, seit den neueren und neuesten Entdeckungen, einen Stoff von solcher Bedeutung und solchem Reichthum gewähren, als die Denkmäler keiner andern Griechischen Stadt, Athen ausgenommen. Denn in den Tempelruinen von Selinus sieht man erstens die Dorische Architectur auf einem Wege, der sich von dem Entwicklungsgange derselben Gattung bey den Athenern wesentlich unterscheidet, von alterthümlich

schwerfälligen Formen und Dispositionen zu einer imposanten Großartigkeit sich erheben, die, zwar ohne die majestätische Anmuth des Parthenon zu erreichen, doch nicht verfehlen konnte den gewaltigsten Eindruck auf das Gemüth des Beschauers zu machen. Dann aber zeigen auch die mit diesen Bauwerken verbundenen Sculpturen die Bildhauer in drey Epochen, welche von einem entfernten Anfange, als irgend andere Denkmäler Griechenlands, beginnend durch drey ziemlich gleich weit von einander entlegene Stufen bis zur besten Zeit der Griechischen Kunst hinführen. Dabey entwickeln diese Sikeliotischen Gegenstücke zu den Sculpturen von Aegina und dem Parthenon, neben dem Entsprechenden, so viel eigenthümliche Lebenskraft und frische Originalität, daß man erst jetzt völlig inne wird — wiewohl vorher schon durch die Sculpturen von Phigalia und Olympia darauf hingewiesen — wie der Genius des Griechischen Volkes, auch unter dem vorwaltenden Einflusse des Perikleischen Athens, sich aller Orten neue und eigene Bahnen zu brechen mußte.

Indem wir den ersten Abschnitt des Textes, der im Ganzen mit viel Gelehrsamkeit und ausgebreiteter Kenntniß auch unserer Literatur ausgearbeitet ist, eine Skizze der Geschichte von Selinus, übergehen, da wir darüber in Deutschland eine ausführlichere Arbeit besitzen (s. diese Anz. 1829. S. 414), wenden wir uns sogleich zum zweyten Abschnitt, der von der Gestalt der Stadt und den Tempeln von Selinus handelt, und von einer lithographirten Ansicht der Ruinen und 24 Kupfertafeln mit Rissen der sieben Tempelgebäude von Selinus begleitet ist, unter denen einige auch die Färbung der architectonischen Glieder (wenn auch nicht mit der geschmack-

vollen Treue, wie das Werk des Herzogs von Lynes über Metapont) wiedergeben. Die Risse beruhen auf eigenen von dem Herzog von Serradifalco veranstalteten Ausmessungen; sie stimmen im Ganzen mit den von Hittorff herausgegebenen wohl überein, jedoch nicht ohne einige bemerkenswerthe Abweichungen, z. B. daß bey Serradifalco der südlichste Tempel der Burg die beiden Säulen des Pronaos durch eine Mauer verbunden, bey Hittorff frey stehend zeigt, daß das sogenannte Heroon des Empedokles auf der Burg in jenem Werke viel länger erscheint als in diesem, daß bey dem Süd-Tempel der Unterstadt zwey, nicht fünf Stufen aus dem Pronaos in den Naos führen, und einiges Andere der Art. Im Ganzen wird das Hittorffsche Werk für den Architekten immer das Hauptwerk bleiben, da es viel reicher mit Details ausgestattet ist als das gegenwärtig vorliegende. Die Zusammenstellung der Grundrisse aller sieben Ruinen auf einem Blatte, Taf. III, drängt uns eine Bemerkung auf, die, wenn auch nicht auf der Stelle, doch bey weiteren Beobachtungen ein Ergebnis verspricht über den Zusammenhang der Dispositionen der alten Tempel mit ihrer Bestimmung für den Cultus. Vergleicht man nämlich die drey Haupttempel der Burg mit den dreyen der Unterstadt (jenes Heroon ist hiebey zur Seite zu lassen): so zeigt sich eine merkwürdige Uebereinstimmung des Plans der einen mit den andern, die um so weniger für zufällig gelten kann als die Dispositionen dieser Tempel seltner vorkommende sind. Auch beruht diese Uebereinstimmung nicht etwa auf den restaurierten Theilen, sondern wirklich auf den Stücken, die durch Untersuchung der Ruinen sicher gestellt sind. Beide südlichste Tempel, A und E bey Serradifalco,

haben außer dem Peristyl einen Pronaos und Opisthodomos, der durch zwey Säulen zwischen Anten gebildet wird (dieß ist häufig genug) und außerdem einen zweyten innern ganz von Mauern eingeschlossenen Opisthodom (dieß ist viel seltner). Beide mittlere Tempel, C und F, haben ein Peristyl, welches nach der Vorderseite einen sehr großen Raum vor der Cella läßt, der durch eine quer laufende Säulenreihe vollständig durchschnitten wird; sie haben ferner einen Pronaos und Opisthodomos, welche ganz ohne Säulen nur durch Mauern gebildet werden (dieß zusammen fand sich sicherlich bey keinem Tempel der alten Welt weiter als bey diesen). Nicht so groß ist die Uebereinstimmung des Plans zwischen den beiden nördlichsten Tempeln, D und G, sie reducirt sich darauf, daß beide sehr geräumige Peristyle haben, indessen ist doch nur der große Tempel der Unterstadt G pseudodipteral, und durch die hier allein Statt findende Hypothral-einrichtung und den doppelten Pronaos wird auch die ganze übrige Einrichtung wesentlich verändert. Indesß ist schon das Zusammentreffen der beiden andern Paare merkwürdig genug, — zumal da die Aehnlichkeit des Plans mit dem Verhältniß der Größe gar nicht zusammenhängt, welches ein ganz anderes ist —, und verlangt eine Erklärung, die vielleicht so eingeleitet werden müßte. Als die Selinuser, meinen wir, bey zunehmender Blüthe ihres durch Ackerbau und Handel blühenden Staates, ihre Stadt über die Niederung Genusa nach dem benachbarten Plateau ausdehnten, bauten sie in dieser ungleich prachtvoller angelegten Neustadt denselben Göttern, die sie als Burggötter bisher so gnädig behütet, in derselben Folge und Lage gegen einander neue und im Ganzen größere Heiligthümer, denen sie aber

dieselben Abtheilungen und eine entsprechende Einrichtung gaben, um hier die gewohnten Ceremonien, nur mit größerem Glanze, begehen zu können. So sind also die Tempel der Unterstadt, nach Griechischem Ausdrucke (Diodor XV, 49. nebst Besseling) ἀφιδρύματα τῶν ἐν ἀκροπόλει ἱερῶν. Ist dieß die richtige Grundidee zur Ausführung der Aufgabe: so läßt sich vielleicht auch einmal durch Vergleichung der Anlage anderer Heiligthümer in Griechenland, und durch Benutzung der Metopen = Sculpturen, die wir von dreyen dieser Tempel haben, ein bestimmterer Aufschluß über die Götter der Selinusischen Heiligthümer gewinnen.

Die dritte Abtheilung des Werks, welche von diesen Metopen = Reliefs handelt, ist von zwölf Tafeln in Steindruck begleitet, die von höchstem Werthe sind. Die ersten drey enthalten jede eine der Metopen, welche die Englischen Künstler, Harris und Angell, bey dem mittlern Tempel der Burg, C, entdeckt haben, mit den jetzt schon allgemein bekannten Darstellungen: Herakles mit den Kerkopen, Perseus mit der Gorgone, und dem Biergespann (des Pelops oder Denomaos, wie man glaubt, weil sich Trümmer von einem zweyten entsprechendem gefunden haben). Die Abbildungen, die das vorliegende Werk von diesen uralten Arbeiten gibt, scheinen dem Ref. genauere als alle frühern; auch sind die Farben noch überall angegeben, wo sich eine Spur davon erhalten hatte. Die Metope mit dem Biergespann, welche nicht ganz das Alter der andern Bildwerke zu haben scheint, wird durch die Publication eines Reliefs in Terracotta von recht alterthümlichem Style erläutert, welches sich im Museum der Jesuiten zu Palermo befindet, und in der That mit jener Metope große Aehnlichkeit

hat, nur daß die beiden Figuren, welche außer dem Heniochos die äußeren Pferde führen, in der vierten auseinandergezogenen der Terracotta rechts und links von den Pferden stehen. Hierauf folgen die beiden Metopen = Stücke, die dieselben Englischen Architecten bey dem mittlern Tempel der Unterstadt, F, gefunden haben, wo sie, wie die vorhergenannten, zur Verzierung der Ostfronten gehörten; der Herzog von Serradifalco nimmt sie (mit Hittorff übereinstimmend) mit vollem Rechte für Scenen aus dem Kampfe der Götter mit den Giganten, die der älteren Poesie und Kunst gemäß als riesenmäßige Männer in voller Rüstung dargestellt werden; ihre Gegner in den beiden erhaltenen Stücken scheinen Pallas und Artemis zu seyn. Die letztere Figur, bemerken wir, muß erst später, in Palermo, mit dem Torso eines niedergeworfenen Giganten zusammengesetzt worden seyn, als die Klenze'sche Zeichnung gemacht worden ist, wodurch diese Bildwerke in Deutschland am meisten bekannt worden sind. So streng der Styl dieser Bildwerke und so alterthümlich steif namentlich die Behandlung der Gewänder ist: so wird doch jeder sorgfältigere Betrachter derselben mit dem Herausgeber übereinstimmen, daß sie eine zweyte Periode der Kunst bezeichnen, worin diese gegen ihre Leistungen an dem Burg-Tempel schon sehr weit vorgeschritten erscheint. Denn während die Stellung des Herakles und Perseus, in den Metopen vor der Burg, fast gar nicht durch die Handlung, sondern nur dadurch bestimmt wird, daß es der noch ganz ungeschickten Kunst so am leichtesten wurde einen männlichen Körper zu zeichnen, zeigen hier die Bewegungen schon eine große Freyheit und Erfindungsgabe der Kunst. Die Proportionen, welche dort unförmlich kurz

und dick waren, erscheinen hier zu heroischer Großartigkeit entwickelt, und die Züge des Gesichts, welche dort nur in dem grauenhaften Medusen-Haupt einen besondern Character zeigten, sind hier in dem Kopfe des sterbenden Giganten, der nur allein als Beyspiel erhalten ist, bey aller Strenge der alten Kunst von einer Wahrheit des Ausdrucks, über die unter den Denkmälern des altgriechischen Styls kaum etwas Anderes gesetzt werden kann. Kurz diese Metopen sind als Gegenstücke der Aeginetischen Sculpturen, und in mancher Hinsicht als jenen überlegene Gegenstücke anzuerkennen. Hierauf folgen auf fünf Tafeln die Metopen, die dem südlichsten Tempel der Unterstadt, E, und zwar zwey davon dem Posticum oder Opisthodomos, drey, ungleich besser erhaltene, dem Pronaos, angehörten. Jene zwey hatte ebenfalls S. Angell bereits aufgespürt, wurde aber durch Umstände gehindert seine Entdeckung zu verfolgen, worüber ein Bericht von der Hand des Englischen Architekten selbst in diesen Blättern vom J. 1832. S. 1535 angezeigt wurde: dem Herzog von Serradifalco gebührt das Verdienst, die letzten drey zuerst gefunden und alle zusammen aus den Ruinen hervorgezogen zu haben. Wir zählen jetzt die einzelnen, und zwar in derselben Ordnung, wie sie sich hier folgen, zuerst die des Posticum, dann des Pronaos auf. Die erste ist sehr zerstört; man erkennt nur, daß ein Jüngling eine weibliche Figur verfolgt und eben erhascht; da indeß unter dem linken Arm des Jünglings das eine Horn einer Lyra sichtbar wird, so hat man die Gruppe Apollon und Daphne genannt. Auf der zweyten, ungleich besser erhaltenen erkennt man in der weiblichen Figur — ungeachtet der Kopf abgebrochen — sehr bestimmt die Pallas,

hauptsächlich an dem Costüm, welches dem der Aeginetischen Pallas sehr genau entspricht. Das Gorgoneion war auch bey der Selinusischen Figur aus Metall eingefügt, man sieht die Höhlung in der Aegis, wodurch es festgehalten wurde, vergl. diese Anzeigen St. 13. S. 132. Daß gerade der Kopf verloren gegangen, bey sonst guter Conservation der Figur, erklärt sich daraus, daß auf allen fünf Metopen Köpfe, Füße und Hände aus weißem Marmor, und zwar mit ausnehmender Sorgfalt, gearbeitet, und den übrigen aus Kalktuf bestehenden Theilen angefügt sind: was bey der Färbung dieser Bildwerke nicht eben unangenehm auffallen konnte. Die männliche Figur, mit der Pallas kämpft, erscheint unbekleidet, nur daß eine Chlamys von der rechten Schulter nach dem linken Arme geht, der sich damit, in Ermangelung eines Schildes, umwickelt zu haben scheint; von Waffenstücken sind nur Helm und Beinschienen sichtbar. Man hat diese Figur zuerst Ares genannt; da indeß Pallas ihn nicht bloß niederzuwerfen, sondern auch mit der Lanze, die sie in der rechten führte, zu durchbohren scheint: so stimmen wir der Erklärung des Herausg. bey, daß auch hier Athena einen Giganten, etwa den ihr gleichnamigen Pallas, bekämpfe. Diese Metope ist übrigens, nach der Abbildung zu urtheilen, nicht von der Vollkommenheit der Zeichnung, wie die folgende. Die dritte Metope stellt das unglückliche Schicksal des Aktäon dar. Der schöne Körper des Jünglings wird von den vortrefflich gebildeten Jagdhunden, die wüthend an ihm emporspringen, zerfleischt, ungeachtet er mit seinem Jagdschwert sich ihrer zu erwehren sucht. Daß die Hunde ihn für einen Hirsch halten, ist nicht durch Verwandlung, sondern dadurch motiviert, daß

eine Hirschhaut mit Kopf und Geweih über ihn gehängt ist; man weiß daß der Sikeliotische Dichter Stesichoros den Mythos so aufgefaßt hatte (Ibyci rel. ed. Schneidewin p. 60). Artemis selbst steht in dem Bildwerke neben dem durch ihren Zorn Geopferten; in ihrer Haltung ist eine dämonische Ruhe, nur daß sie mit vorgestreckten Händen die Hunde zu heßen scheint; in Bildung und Tracht erscheint sie als ein anmuthiges Mädchen ohne besonders charakteristische Züge, nur wird sie als Jagdgöttin durch den hinter der rechten sichtbaren Köcher und die fast helmartige Kopfbedeckung bezeichnet, in der Ref. die Ledermühe ($\kappa\rho\nu\eta$) der Jäger zu sehen glaubt. Ebenso vortrefflich und originell ist die Composition der folgenden Metope. Auf einem Felsen sitzt in bequemer Stellung eine männliche Figur, die an Tracht und Bildung, obwohl ohne alle Attribute, leicht als Zeus erkannt wird; der Oberleib tritt frey aus dem leicht und natürlich umgeschlagenen Mantel hervor; das von sehr zierlich angeordneten Haarlocken umgebene Angesicht zeigt ein edles und schönes Profil, und der halbgedöffnete Mund scheint nach dem Herausg. *muoversi ad amoroso sorriso*. Mit ausgestreckter Rechten faßt er eine auf ihn zukommende weibliche Gestalt bey der Linken, offenbar um sie an sich heranzuziehen. Diese ist auf matronale Weise mit Chiton, Peplos und Ampechonion bekleidet, von welchen Gewändern das letztere als Schleyer über das Haupt gezogen ist, und eben von der Frau mit der linken Hand vom Gesicht zurückgeschlagen wird. Dieser Gestus, der sich ursprünglich auf die Enthüllung der Braut bezieht, ist für die Ehegöttin Hera bedeutsam, und als ein charakteristisches Zeichen derselben durch den Fries des Parthenon und andere Reliefs sehr bekannt;

auch paßt die übrige Tracht für die Hera. Verbindet man damit die Felsengegend, welche durch den Sitz des Zeus angedeutet wird: so kann man, scheint dem Ref., nicht zweifeln, daß hier der aus dem vierzehnten Buch der Ilias bekannte Besuch der Hera bey Zeus auf der Höhe Gargaron vorgestellt ist, und zwar gerade der Moment, wo der Göttervater zu seiner Gemahlin sagt: *νώϊ δ' ἄγ' ἐν φιλότῳ τραπέουεν εὐνήθευτε*. Der Herausg. nimmt zwar die weibliche Figur nicht für Hera, sondern für Semele, und vielleicht könnte man dafür die Verbindung der Aetäon- und Semele-Fabel bey Stesichoros (Pausan. IX, 2, 3) anführen: aber es gibt in dem Semele-Mythus keinen Moment, der zur Erklärung dieses Bildwerks vollkommen passend wäre, da nur immer Zeus zur Semele, nie Semele zu Zeus kommt. Uebrigens kann es scheinen, daß in dieser Composition die weibliche Figur viel geringer an Kunstwerth als die männliche sey, aber die kurzen Proportionen und regelmässigen Falten wiederholen sich bey allen Frauenfiguren dieser Bildwerke, und man muß darin einen eigenthümlich Griechischen Begriff weiblicher Würde und Anmuth erkennen. Völlig übereinstimmen müssen wir dagegen mit der Erklärung der letzten Metope. Herakles, der noch jugendlich erscheint, aber an den kurzen, starken Locken des Haupthaars, von denen in der Hitze des Kampfes der als Helm dienende Löwenrachen herabgefallen ist, an der aufgewohnte Weise umgeknüpften Löwenhaut, und dem Köcher, den er wie in den Aeginetischen Bildwerken an der linken Hüfte trägt, mit Sicherheit erkannt wird, bringt auf die Amazone Hippolyte ein, indem er sie mit der linken Hand bey dem oberen Knaufe der Phrygischen Mütze faßt und zugleich ihren rechten Fuß mit seinem linken fest-

hält. Sie erscheint mit einem Ringpanzer, der aber über der Brust eine breite Metallplatte hat, einem hochgeschürzten Chiton und anliegenden Beinleidern angethan. Die Linke hält den Schild, die Rechte führt das Amazonen-Beil, aber mit schon gelähmter Kraft, so wie auch das Gesicht mehr Schmerz und Aerger, als Muth und Streitslust ausdrückt. Ob Herakles in der Rechten die Keule zu einem Todesstreiche gezückt habe, oder nur sie zur Gefangenen zu machen beabsichtige, bleibt, bey dem Verlust dieser Partie, unentschieden.

Wenn hiernach alle fünf Metopen dieses Tempels, jede für sich, eine ziemlich sichere Erklärung finden: so ist doch damit der Grund der Zusammenstellung an diesem Tempel noch gar nicht aufgeklärt. Die Gegenstände erscheinen auf den ersten Anblick sehr von einander entlegen und aus den verschiedensten Mythenkreisen genommen, was um so auffallender ist, da die Metopen von den beiden andern Tempeln, Perseus, Herakles an dem einen, und die Gigantenkämpfe an dem andern, sich leicht durch die Voraussetzung in Zusammenhang bringen lassen, daß beide Tempel der Athena gehörten, die jene Heroen beschützte und im Giganten-Kriege die Hauptperson war, aber auch dem Herakles, dem Nachkommen des Perseus und Bundesgenossen der Götter gegen die Giganten. Die architectonischen Sculpturen aber für eine ganz willkürliche Zierrath eines Tempels anzusehen, die in keinem Bezuge zur Bestimmung desselben gestanden haben, wird gewiß immer die letzte Ausflucht einer wissenschaftlichen Untersuchung seyn. Auch haben alle fünf Metopen ihr Gemeinsames, nämlich daß in allen eine weibliche und eine männliche Figur zusammengestellt sind. Und zwar ist es zweymal bestimmt Liebe, die sie zusammenführt; wenn aber in den

andern Fällen die Beziehung feindlicher ist, so lassen sich doch auch zwischen Athena und Pallas, Aëtaon und Artemis, Herakles und Hippolyte Spuren eines erotischen Verhältnisses auffinden. Kaum würden diese Darstellungen eines mannigfachen Conflictes von Liebe und Haß irgendwo passender gewesen seyn als an einem Heiligthum der beiden vereinten Gottheiten Ares und Aphrodite (Aphrodite gehört zu den bekannten Gottheiten von Selinus); und ehe triftigere Entscheidungsgründe aufgefunden werden, wird man uns erlauben der Vorstellung nachzuhängen, daß der Naos, über dessen Thüre Hera durch Aphroditens Gürtel den Zeus bezaubert, der Göttin der Liebe geweiht war, und im inneren Thalamos (so darf man alsdann den ersten ganz eingeschlossenen Opisthodomos nennen) ihr Bild mit dem des Ares zusammen thronte.

Die letzte Tafel stellt eine Anzahl Fragmente, theils Köpfe theils Füße zusammen, die zu den Bildwerken der Tempel A und E gehören, und neben dem Unterschiede der Epochen doch auch eine gewisse Verwandtschaft zeigen, die auf eine durch Jahrhunderte sich fortpflanzende Selinuntische oder Sikeliotische Schule hindeutet. Doch kann eigentlich über einen so zarten Punct, wie die Gemeinschaft zwischen Künstlern verschiedener Epochen ist, nur Angesichts der Originale geurtheilt werden.

Eben so kann die Vergleichung mit den Phidias'schen Sculpturen und den ziemlich gleichzeitigen, aber auch einer andern Schule angehörenden Metopen-Reliefs von Olympia nur von denen, welche alle drey gesehen haben, mit Erfolg angestellt werden. So viel zeigen indeß schon die bekannt gemachten Zeichnungen, daß die Selinuntischen Metopen, wie die von Olympia, an Großartigkeit der Formen und außerdem an Kühnheit

und Mannigfaltigkeit der Bewegungen weit hinter den Phidias'schen zurückstehen, aber durch sinnvolle Nachbildung der schönen Natur und frische Naivität einen höchst erfreulichen Eindruck machen, dem auch die kurzen Proportionen mancher Figuren und die archaische Behandlung mancher Details keinen Eintrag thun. Ob aber wegen dieser Archaismen der Plastik diese Bildwerke früher als Phidias zu sehen seyen, wie der Herausg. an mehreren Stellen annimmt, ist eine Frage, die der Ref. lieber verneinen möchte, da dem Dorischen Stammcharacter der Selinuser nach anzunehmen ist, daß sie von den alterthümlichen Manieren erst bedeutend später, als die Athener, abgelassen, und, wenn sie in ihrem Lande auch die Spuren jener Bewegung in den Künsten, die hauptsächlich von Athen ausging, empfanden, sie der neuern Entwicklung der Kunst doch noch manches Aeltere und Eigenthümliche beigemischt haben werden.

R. D. M.

Freyburg im Breisgau.

Typis et sumtibus fratrum Groos, 1834: Caii Julii Caesaris commentariorum de bello Gallico interpretatio Graeca Maximi quae fertur Planudis. Post Godofr. Jungermannum, Joan. Davisium, Nic. Elig. Lemaireum denuo, separatim autem nunc primum edidit et brevi annotatione critica instruxit Antonius Baumstark, philosoph. Dr. et AA. LL. M. professor Friburgensis. XXVI und 187 Seiten in gr. Octav.

Erst in sehr späten Zeiten fiel es Griechen des Byzantinischen Reiches ein, Werke der Römer in das Griechische zu übertragen. Diese Bestrebun-

gen, deren Absicht sich aus dem damaligen traurigen Zustande der Hellenischen Bildung genugsam erklärt, beziehen sich indeß nur auf eine sehr geringe Zahl Römischer Schriften, und scheinen, so viel wir wissen, nur von zwey Männern ausgegangen zu seyn, die aber zugleich die Zierden ihres Zeitalters waren, Maximus Planudes und Theodorus Gaza, von denen jener der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts angehört, und dieser in die Zeiten hinüberblühete, wo sich schon die Buchdruckerkunst über Europa zu verbreiten angefangen hatte. Die meisten ihrer Griechischen Uebersetzungen, die in Ton und Farbe nicht sehr von einander abstechen, und bey nahe dieselben Mängel und Nachlässigkeiten in Rücksicht auf Gracität theilen, sind erst spät durch den Druck zur allgemeinem Kenntniß der Philologen gelangt. Namentlich wurde vorliegende Uebersetzung der Cäsarischen Commentarien erst 1606 durch Gotfr. Jungermann herausgegeben, und ist bisher nur ein paar Mal und immer in derselben Gestalt, ohne neue Benutzung des Urcoder oder irgend einer andern Handschrift, wiederholt worden. Auch der neueste Herausgeber hat aus Mangel an Handschriften, die von diesem Werke in der That sehr selten sind und wohl nur in Paris sich vorfinden, nichts anders liefern können, als den nach strengern Regeln der Kritik und mit mehr Gleichförmigkeit constituirten Text von Jungermann, welcher außerdem von unzähligen Druckfehlern gereinigt worden ist, die Jungermann's Nachfolger noch mit eigenen vermehrt hatten. Eine stete Vergleichung des Lateinischen Textes mit der Griechischen Uebersetzung ist der neuen Ausgabe zur Berichtigung unzähliger Einzelheiten sehr ersprießlich gewesen, so wie denn auf der andern

Seite mancher neuere Herausgeber des Lateinischen Textes durch eine genauere Prüfung der Griechischen Paraphrase zur bessern Einsicht vieler schwieriger Stellen gelangt ist. Dieser letzte Vortheil, den Planudes (welcher aus einem wiewohl in vielen Einzelheiten verdorbenen doch in anderer Rücksicht vortrefflichen, aber jetzt verloren gegangenen Codex übersetzt hat) dem Kritiker darbietet, ist erst in den neuesten Zeiten als solcher anerkannt worden, und dadurch hat der Paraphrast eine neue und gewiß nicht unbedeutende Wichtigkeit erhalten. Doch vom größten Nutzen ist er ohne Zweifel für diejenigen, die das Uebersetzen aus dem Lateinischen in das Griechische als eins der besten Bildungsmittel in der Griechischen Syntax betrachten — eine Ansicht die sich mit dem besten Erfolg in vielen trefflichen Gymnasien Deutschlands geltend gemacht hat, so daß wir selbst schon einige Handbücher zur Förderung dieses Zweckes besitzen. In der That kann diese Uebung nicht dringend genug empfohlen und angewandt werden. Nur wäre zu wünschen, daß man weniger solche Schriften der Römer zu dieser Uebung wählte, die schon in gedruckten Griechischen Uebersetzungen vorhanden sind, sondern vielmehr nur solche, die noch nie in das Griechische übertragen worden, damit nicht lobenswerthe Unternehmungen, wie die vorliegende, mehr in gewisse verderbliche Erleichterungsmittel, die man in Englischen Lehranstalten Steckenpferde (hobbies) und unter uns schlechtthin Eselsbrücken nennt, ausarten, und durch ihre größere Verbreitung nur ein größeres Uebel verursachen mögen. Doch *abusus non tollit usum*; und wir können mit vollem Rechte der philologischen Literatur zu dieser neuen Bereicherung nur Glück wünschen.

Nun noch ein Wort über den Namen Planudes, welchen diese Paraphrase vor der Stirn trägt. Ein positives Zeugniß dafür besitzen wir freylich nicht. Weder der Codex noch irgend ein Schriftsteller gibt Planudes für den Verfasser derselben aus. Doch hat man gewiß mit Recht aus der Aehnlichkeit der Gracität dieser Schrift mit andern Planudischen Paraphrasen auf Identität der Verfasser geschlossen. Andere haben bekanntlich den Theodorus Gaza für den Verfasser derselben ausgegeben — eine Behauptung die noch zuletzt Lemaire mit einem Schlage dadurch zu widerlegen glaubte, daß er vorgab, er habe in der Königlichen Bibliothek zu Paris Handschriften der vorliegenden Paraphrase gesehen, welche wenigstens zweyhundert Jahre vor Gaza angefertigt seyn müßten. Ist dieß der Fall (und warum sollen wir die diplomatischen Kenntnisse eines Mannes in Zweifel ziehen, der an einer der Hauptquellen der practischen Diplomatie sitzt), so kann auch Planudes der Verfasser nicht seyn, den doch Lemaire sowohl als auch Herr Baumstark und G. F. Weber als solchen anführen, indem sie sich mit Hintansetzung aller andern Gründe einzig und allein auf das angebliche Alter der Handschriften berufen. Denn da Gaza 1430 geboren ist, so müssen die genannten Codices wenigstens 1250, also mehr als ein Jahrhundert vor dem Todesjahre des Planudes, der bekanntlich 1353 gestorben seyn soll, geschrieben worden seyn.

G. H. B.

G ö t t i n g e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

52. Stück.

D e n 4. A p r i l 1 8 3 5.

L o n d o n.

For Richard Bentley, 1834: Letters of Horace Walpole Earl of Oxford to Sir Horace Mann, British Envoy at the court of Tuscany. Now first published from the original in the possession of the Earl of Waldegrave. Edited by Lord Dover, with an original Memoir of the author, by the editor. Third Edition. In three Volumes. Vol. I. 379, Vol. II. 419 und Vol. III 408 S. in 8.

Horace Walpole, — wem in der literarischen Welt ist der Name des wichtigsten, aber auch boshaftesten Schriftsteller Englands unbekannt? — hinterließ bey seinem Ableben einen versiegelten blechernen Kasten mit der testamentlichen Verfügung, daß derselbe erst nachdem der älteste Sohn der Lady Waldegrave das 25ste Jahr seines Alters erreicht haben würde, eröffnet werden sollte. Man fand bey der Eröffnung dieses Kastens unter mehreren zum Druck bestimmten Manuscripten, auch die angezeigte höchst merkwürdige Cor-

respondenz des Horace Walpole, deren Herausgabe Lord Dover übernahm. Ehe wir zu einer näheren Bezeichnung derselben übergehen, glauben wir unsere Leser aus dem derselben vorgesetzten Memoir des Lord Dover über Walpole's Leben um so mehr einige Notizen mittheilen zu müssen, als derselbe — ausgenommen das Wenige was Sir Walter Scott in seinen *Lives of the Novelist's* über ihn sagt, — noch keinen ihm würdigen Biographen gefunden hat. — Horace Walpole, geboren 1717, war der dritte Sohn des Ministers Sir Robert Walpole, lange Zeit das Haupt der Whigs und von dieser Parthey noch lange Jahre nach seinem Ableben als ihre schönste Zierde angesehen. Nachdem Horace Walpole einige Jahre auf Reisen in Europa — er war lange Zeit in Florenz — zugebracht hatte, trat er zuerst im Jahre 1741 im Parlamente auf. Einige Reden, vorzüglich seine 'Maiden Speech', erregten große Erwartung von seinen Redner-Talenten; Pitt (der Vater) glaubte schon in ihm einen Rival zu erblicken. Allein dieß war nicht die Bühne auf welcher er glänzen wollte. 'Ich ziehe vor, sagt er von sich selbst, die Geschichte zu schreiben, als selbst als Ucteur aufzutreten.' Sein thätiger Antheil an dem politischen Treiben ward immer schwächer, und nach dem Tode seines Vaters zog er sich ganz zurück, um sich im ungestörten Genuße eines unabhängigen Lebens ganz den Studien zu weihen. Da jeder gebildete Engländer eine politische Farbe trägt, so gehörte Horace Walpole, als ein Sohn des Chefs dieser Parthey, die längste Zeit seines Lebens derselben an; sein eigentlicher Character war Opposition des Bestehenden; dieser flößte ihm was man heutiges Tages liberale Gesinnungen nennen würde ein, in sofern selbige mit dem

Englischen Nobleman (als welchen Character er in allen Verhältnissen zu behaupten stolz war) in Uebereinstimmung zu bringen standen. Er war bey dem Ausbruche der französischen Revolution ein eifriger Anhänger derselben; allein er lebte lange genug (er starb 1797) um die schrecklichen Folgen dieses Ereignisses zu erfahren. Wir müssen jedoch bemerken, daß er sich immer als ein entschiedener Gegner der von Frankreich ausgehenden Philosophie erklärt hatte. 'Les jésuites, les méthodistes, les philosophes, les politiques, Rousseau l'hypocrite, Voltaire le railleur, les Encyclopédistes, les Humes, les Frédéricis, tous ne sont, à mes yeux, que des imposteurs; l'espace en varie, voila tout. Ils n'ont pour but que la renommée, ou l'intérêt.' So urtheilte Horace Walpole von den Vorbereitern der französischen Revolution, und wenn er bey dem Ausbruche derselben sich günstigen Erwartungen überließ, so war es weil damals von den Heroen derselben in der Nationalversammlung eine Sprache geführt ward, die mit derjenigen der in der Opposition sich befindenden Whigs-Partey übereinstimmte. Allein am Abend seines Lebens sehen wir ihn sich den Grundsätzen der Tories hingeben, die er so oft mündlich und schriftlich bekämpft hatte. Wenn er in den Britischen Annalen als Staatsmann auf keine ausgezeichnete Stelle Ansprüche machen kann, so ist ihm das Verdienst, seinen Landsleuten in mehreren Zweigen des menschlichen Wissens die Bahn eröffnet zu haben, nicht streitig zu machen. Zuerst in der Baukunst. Seine merkwürdige Villa zu Strawberry Hill erweckte den Gothischen Geschmack in England aufs neue, der leider, unterstützt von Georg III. und ausgeführt von dem Baumeister desselben, Mr Wyatt,

sich seit Walpole nur zu sehr in England verbreitet hat. Wer erinnert sich nicht des im Walpole's Gothischen Style, mit vielen Kosten von Georg III. erbauten, aber beym Ableben desselben noch nicht ganz vollendeten Schlosses zu Kew, das Georg IV. gleich nach seiner Thronbesteigung niederreißen ließ? Wichtiger als dieser sein Einfluß war der den er auf die Englische Dichtkunst ausgeübt hat. Schon als er Student in Cambridge war, machte er sich durch seine Leichtigkeit, aus dem Stegreif Gelegenheitsgedichte, die sich durch glücklich gewählte Ausdrücke und lebendige Gedanken auszeichneten, bekannt. Kein Schriftsteller — vielleicht Voltaire ausgenommen — kann ihn in dieser scharmühlerischen Art der Dichtkunst (wir bitten uns diesen aus der Kriegssprache entlehnten Ausdruck verzeihen zu wollen), die die Franzosen *vers de société* nennen, zur Seite gestellt werden. Er war hier in seinem Elemente. Gleich wie sein *Castle of Strawberry-Hill* dem Gothischen Styl in England Eingang verschaffte, so war sein Roman, *the castle of Otranto*, der erste Versuch der Engländer, eine sehr unterhaltende Erzählung, auf den Ruinen der alten Romane der Ritterzeit zu gründen. Sein Trauerspiel: *the mysterious mother*, brachte vollends ein Heer von Nachfolgern auf die Beine, die, wie Walthers Scott sich ausdrückt: 'die Englische Lesewelt mit Schrecken aller Art (horror) übersättigten.' Lord Byron fällt von Horace Walpole das Urtheil: 'er sey der Vater des ersten Romans und des letzten Trauerspiels in der Englischen Sprache; keiner der damals in England lebenden Schriftsteller könne mit ihm verglichen werden.' Nach Anführung dieser seiner Meisterwerke glauben wir die Aufzählung seiner übrigen während seiner Lebenszeit im Druck

herausgegebenen zahlreichen Schriften, die insbesondere die Geschichte, die Malerey, die Politik u. s. f. betreffen, einer vollständigen Biographie überlassen zu dürfen. Horace Walpole's Werke, wenn auch nicht immer ausgezeichnet, tragen alle das Gepräge eines Mannes von Genie, der abgedroschene Bahnen zu verfolgen verschmähet. Es war bald nach seinem erfolgten Ableben bekannt geworden, daß er Manuscripte, die erst eine geraume Zeit nach seinem Tode bekannt gemacht werden sollten, hintertassen habe, und mit Ungeduld ward dieser Zeitpunkt erwartet. Im J. 1798 wurden bereits viele Briefe, die er an die Herren Montagu und Cole geschrieben hatte, und nicht lange nachher seine Correspondenz mit Lord Hertford und dem Hn Bouch gedruckt. Nicht weniger ward das Publicum durch die Erscheinung der 'History of the last ten years of the reign of George II.' theilweise erfreuet, theilweise getäuscht; zu diesen letzteren gehörten alle diejenigen, die eine vollständige Geschichte dieser merkwürdigen Periode zu finden hofften, eine Arbeit, die sich mit Horace Walpole's Genie und parteyischen Ansichten nicht vertrug. Größeren Beyfall als diese History haben die von uns angezeigten Letters to Sir Horace Mann, die einen Zeitraum von 25 Jahren, nämlich von 1735 bis zu dem im Jahre 1760 erfolgten Ableben des Königs Georg II. in sich begreifen, gefunden. Lord Byron nannte einst Horace Walpole's Briefe 'incomparable'. Und in der That entsprach diese Art der Darstellung seinem Character am meisten. Er besaß in einem hohen Grade das gefährliche Talent auf den ersten Blick die Ähnlichkeiten zweyer oder mehrerer Gegenstände aufzufassen, und mit einer 'picanten Sauce' ge-

würzt, seine Ansicht sofort schriftlich oder mündlich mitzutheilen. Diese Mittheilung war sein höchster Genuß, und auf ihn würde die Grabchrift, die ein wichtiger Kopf Rabenern setzen lassen wollte:

Man sah ihn über alle lachen,
und alle weinten über ihn,

besser gepaßt haben, als auf Iektorn. Bey dieser Stimmung seines Gemüths konnte ihm keine öffentliche Stelle, oder überhaupt eine fortdauernde lebhaftere Theilnahme an politischen Angelegenheiten zusagen, noch konnte er sich in den Zirkeln der höhern Gesellschaften, wohin sein Stand und Bildung ihn riefen, auf die Länge behaupten, ohne sich ein Heer von Feinden und Neidern zuzuziehen. Er sah die lächerlichen Seiten zu schnell und war nicht tolerant genug die Narren zu dulden. Eine philosophische Zurückgezogenheit war seiner Neigung am angemessensten; er fand diese in Strawberry-Hill, das Geschöpf seiner Phantasie, aber von hier aus sah er dem Getümmel in der großen Welt, dem er gelegentlich beywohnte, mit der Feder in der Hand, als ein strenger critischer Beobachter zu. Ueber Nahrungsorgen durch eine gesicherte Einnahme von jährlich 4000 Pfund St., die er einigen Sinecuren-Stellen verdankte (erst im J. 1791 succedierte er seinem Neffen dem Earl of Orford), erhoben, durch keine ehrgeizige Projecte beunruhigt, und unter dem Schutze der freyen Verfassung Englands lebend, ließ er seinen Gedanken und seiner Feder freyen Lauf, und zwar am mehrsten in der Correspondenz mit seinen Freunden. Als Lord Byron ihm das Verdienst die erste romance und die letzte Tragödie in der Englischen Sprache geschrieben zu haben, zuschrieb, vergaß er eines dritten, und unserer An-

sicht nach, größeren Verdienstes zu erwähnen: das gelehrte Europa hatte den Englischen Schriftstellern längst eingeräumt, daß sie in dem was man mit 'Humour' bezeichnet, allen vorangingen, allein dagegen die Behauptung aufgestellt: die Englische Sprache und noch mehr der Englische Nationalcharacter eigene sich nicht zu witzigen Darstellungen im Geiste der Franzosen. Nun sehen wir Horace Walpole mit Erfolg als 'Esprit' gegen Voltaire in die Schranken treten, und noch mehr den Beweis liefern, daß der scherzhafte und leichte Briefstyl der Frau von Sevigné, den die Franzosen als ihr ausschließliches Eigenthum in Anspruch nehmen, sich gar wohl mit der Englischen Sprache vertrage. Gray, Cowper und andere Englische Schriftsteller haben in ihrer Sprache Briefe geliefert, die als Muster eines guten Briefstyls aufgestellt sind, aber Niemand vor Horace Walpole verstand in gleichem Grade die Kunst, Grazie, Geschmack, Witz und Humor in kurzen Sentenzen zu vereinigen, mit einem Feuerpinsel, der an den Roman, die Burg von Otranto, erinnert, wahrhaft dramatische Scenen zu mahlen, während gleich darauf Züge aus den Sitten und dem Getreibe seiner Zeit dem skizzenmäßigen Ganzen einen lebendigen und anmuthigen Anstrich geben. Die Briefe der Frau von Sevigné und die des Horace Walpole bieten viele Anhaltspuncte zu Vergleichen dar: beide gehörten der Klasse des höhern Adels an, standen der Person der Könige und ihrer Hofleute nahe, theilten ihre gesellschaftlichen Vergnügen und noch mehr ihre Ansichten, Tugenden und Laster; zwar war eine geraume Zeit verstrichen als die erstere den Hof Ludwigs XIV. und seiner Zeitgenossen beschrieb, und Horace Walpole die Feder ergriff; aber das gesellschaft-

liche Leben in England unter der Regierung Georgs II. hatte sich, nach dem was in Ludwig XIV. Zeitalter in Frankreich Sitte war, gebildet. Es scheint uns, nachdem wir Horace Walpole's Briefe gelesen haben, zweifelhaft zu seyn, ob die vornehme Welt in London zu Georg II. Zeiten verdorbener war, als die Pariser, die Frau von Sevigné fleißig vor ihren Richterstuhl zieht? Verfolgen wir die Vergleichung aber weiter, so bleibt sie nicht immer gleich haltbar. Madame de Sevigné lebte unter einem unumschränkten Könige; der Sonnenstrahl vom Hofe entlehnt ist das Element in welchem sie sich bewegt; der König, und nur er, höchstens seine Maitresse und gelegentlich nur seine Minister, beschäftigen ihre Feder, ungern trennt sie sich von Paris und Versailles und pflanzt Bäume aux Rochers. Horace Walpole erwähnt nur des Königs, seiner Familie, seiner Minister und seiner Hofleute, um sich über alle diese lustig zu machen; er wohnt den Hoffeten, Bällen und Maskeraden bey, ohne ein anderes Vergnügen zu genießen, als Stoff zu Satyren zu sammeln. Weit entfernt sich in den Londoner Birkeln glücklich zu fühlen, ist ihm sein Strawberry-Hill sein Paradies. Madame de Sevigné hat die Liebe gekannt, und die Briefe an ihre Tochter verrathen noch Gefühl für zärtliche Empfindungen, von welchen in Walpole's Correspondenz sich keine Spur findet. Als einst Jemand in Gegenwart von Lady Townshend Walpole's 'good Spirits' rühmte, antwortete diese entrüstet: 'Oh, Walpole is spirit of hartshorn.' Doch hatte sein kaltes Herz Gefühl für Freundschaft. — Madame de Sevigné schreibt gern von dem was in der Politik und im Kriege vorgeht, aber es sind die Ansichten, die in ihren Pariser

Zirkeln an der Tagesordnung sind, und darüber weiß sie denn nach Weiber Art gar manches recht artig zu sagen. Anders ist es mit Horace Walpole; selbst ein Staatsmann liefert er über die Geschichte, vorzüglich was die Verhältnisse Englands seiner Zeit anbetrifft, wichtige Daten für den künftigen Geschichtschreiber dieser Periode. Zwar sind es größtentheils Anekdoten die er aufträgt; allein ein Zug aus dem wirklichen Leben entnommen gibt oft ein getreueres Bild, als eine mühsam zusammengesetzte Charakteristik, die sich auf vorgefaßte Meinungen gründet. Schade nur daß Horace Walpole zu sehr Parteymann war, und selbst von Vorurtheilen nicht frey gesprochen werden kann. Seine Beurtheilung dessen was in der auswärtigen Politik, in den Wissenschaften und Künsten vorging, zeigen immer den Mann von hoher Bildung und Nachdenken. Allein während die Briefe der Madame de Sevigné Ergießungen der augenblicklichen Empfindungen und Gedanken zu seyn scheinen, und wir im Geiste ihre Feder über das Papier schwebend zu sehen glauben, so haben die des Horace Walpole nicht selten das Ansehen (wenigstens in manchen Stellen) corrigirt, oder ganz umgearbeitet zu seyn. Mit den Letters to Sir Horace Mann ist dieses ohne Zweifel der Fall; man fand das Original-Manuscript von der eigenen Hand des Verfassers sauber abgeschrieben und mit vielen Anmerkungen versehen, die mit abgedruckt sind und die der Herausgeber, Lord Dover, bedeutend ergänzt hat. Diese Noten enthalten biographische Nachrichten von den Personen, die Horace Walpole in seinen Briefen namentlich anführt, und haben unstreitig für den Engländer ein großes Interesse; sie scheinen die letzte Folge der Briefe des Sir Horace Walpole

zu seyn; auch findet sich in dem Vorberichte des Herausgebers keine Andeutung, daß das Publicum sich Hoffnung machen darf, noch anderweitige Manuscripte aus dem blechernen Kasten, den er mit so vieler Sorgfalt seinem Erben empfahl, zu erhalten. Und so nehmen wir von einem Autor Abschied, der sich unter den vielen ausgezeichneten Schriftstellern des 18ten Jahrhunderts einen berühmten Namen erworben hat.

H i l d b u r g h a u s e n .

Bey Kesselring: Sendschreiben an Sr. Hochwohlgeboren den Königl. Großbrit. Hannöv. Geheimen Hofrath und Ritter (Ober-Medizinal-Rath und Commandeur) Dr. F. F. Blumenbach, über die höchst merkwürdigen, vor einigen Monaten erst entdeckten Reliefs der Fährten urweltlicher, großer und unbekannter Thiere in den Heßberger Sandsteinbrüchen bey der Stadt Hildburghausen. Zur nähern Bestimmung des urweltlichen Zustandes unsers Landes für alle Freunde der Naturkunde öffentlich bekannt gemacht von Dr. F. K. E. Siedler, Dir. des Gymn., H. S. M. Consist. Rath u. s. w. Mit mehreren lithographierten, nach der Natur genommenen treuen Zeichnungen. 1834. 16 Seiten in 4. nebst 1 lithogr. Tafel in Folio.

In der Nähe von Hildburghausen wurden vor einiger Zeit in den Sandsteinbrüchen einzelne Quadern angetroffen, auf deren unterer Fläche man Thiersfährten und, wie der Herr Verfasser meint, auch Pflanzenranken bemerkt. Diese Reste urweltlicher Thiere waren Reliefs, der Art, daß die Geschöpfe, von welchen jene Spuren

herrührten, in der unter jenen Quadern gelegenen, damals noch weichen, Mergelthonschicht, beim Herübergehen Eindrücke ihrer Füße, also Fußstapfen, zurückließen, welche dann von einem später diese Schicht bedeckenden Sande ausgefüllt wurden. Die Erhärtung dieses Sandes zum Sandstein geschah nun der Form des unterliegenden Thones entsprechend, so daß an der Stelle, an welcher in diesem Eindrücke vorhanden waren, an der untern Fläche des Sandsteines Erhabenheiten sich bildeten; demnach sind die in Frage stehenden Reliefs wirkliche Modelle der Füße jener urweltlichen Thiere. Die Spuren auf der gezeichneten Platte rührten nun nach dem Herrn Verf. von zwey verschiedenen Geschöpfen her, von denen das eine größere, das andere kleinere Extremitäten hatte; die größeren seyen Hände, die kleineren Füße; diese bildeten eine zweyreibige, jene hingegen nur eine einreihige Fahrte.

Es sind die hier beschriebenen und abgebildeten Fahrten nicht die ersten, welche man überhaupt von urweltlichen Thieren aufgefunden hat; in dem rothen Flöhsandstein der Gegend von Dumfries kommen Abdrücke von Schildkrötenfüßen vor, ja sogar von Menschenfüßen hat man Abdrücke im Kalkstein an den Ufern des Mississippi und im Missouri-Gebiet beobachtet, welche, wie man berichtet, auf indische Weise gekleidet gewesen seyn sollen. Indes fragt es sich ob die letztere Art Abdrücke wirklich von Menschen herrührt, oder ob dieselbe nicht vielmehr nur den Anschein davon hat; wäre jedoch ersteres wirklich der Fall, so würde jener Kalkstein zu den neuesten Formationen zu zählen seyn, während hingegen das Vorkommen von Schildkrötenfahrten ganz mit dem Alter jenes

rothen Flößsandsteins übereinstimmend ist; es gehören hierher auch die angeblichen Abdrücke von Kinderhänden oder Fischotternsohlen im bituminösen Mergelschiefer bey Riegelsdorf. Jedemfalls ist der Fund bey Hildburghausen von der größten Wichtigkeit, und besonders merkwürdig erscheint es, daß diese Fährten die Form der Extremitäten der Quadrumanen haben, — Thiere, von denen es überhaupt noch zweifelhaft ist, ob sie je im fossilen Zustande gefunden worden sind, oder noch gefunden werden.

Ref. hat die Fährten eines großen Stückes jenes Hildburghäuser Sandsteins, welches im hiesigen academischen Museum aufgestellt ist, mit den Abbildungen der Tafel des Herrn Consist. = Rath Sickler verglichen und die größte Uebereinstimmung der Zeichnung mit den Abdrücken gefunden; leider aber fehlen auf unserer Platte die Fährten von dem kleineren Thiere, welche wir für besonders wichtig halten, indem sie einen Aufschluß über die Natur der großen Fährten zu geben im Stande seyn möchten. Nach jener Platte und nach den Abbildungen glaubt Ref. folgendes bestimmen zu können: Wenn wir aus der Fährte auf die Art der Bewegung und auf die Gestalt eines Thieres einen Schluß machen dürfen, so war der Gang des Thieres mit den großen Füßen auf eine doppelte Weise möglich: — entweder nämlich 1) setzte das Thier zuerst den einen Hinterfuß, wir nehmen hier an, den rechten, vorwärts zur Erde, und vor diesen unmittelbar, gleichsam um sich zu stützen bis der andere Hinterfuß hervorgezogen war, den Vorderfuß derselben Seite; hierauf setzte nun das Thier den linken Hinterfuß, um den eigentlichen Schritt zu machen, weit hin vor den rechten Vorderfuß und setzte

sodann wieder zur Stütze, bis es mit dem rechten Hinterfuß den Schritt wiederholt hatte, den linken Vorderfuß vor den linken Hinterfuß u. s. w., — oder 2) es wurde zuerst weit ausreichend der rechte Vorderfuß zur Erde gesetzt, worauf dann der rechte Hinterfuß folgte, aber nicht vor jenen Vorderfuß gelangte, sondern kurz hinter demselben stehen blieb, alsdann wurde eben so weit ausgreifend der linke Vorderfuß zur Erde gesetzt, dem dann auch, und zwar kurz hinter ihm stehen bleibend der Hinterfuß derselben Seite nachfolgte. Beide Arten von Bewegungen gehören zu den langsamen; da die Fährten immer nur in eine Linie fallen, so mußte das Thier entweder sehr schmal seyn, oder einen sehr wackelnden, oder doch wenigstens einen hüpfenden Gang haben. Die Art №. 2 von Bewegung ist uns deßhalb unwahrscheinlich, weil bey derselben die vordern Extremitäten als die stärkern angenommen werden müssen, eine Annahme, der aber der bey weitem größere Umfang der hintern widerspricht, weshalb wir die Art №. 1 von Fortbewegung bey dem in Frage stehenden Thiere als die normale betrachten dürfen. Daß sich die Sache so verhalte beweiset die andere, kleinere, Fährte. Auf den ersten Blick glaubt man hier ein einziges vierbeiniges Thier mit diagonalen Fährten vor sich zu haben, bey genauerer Untersuchung sind aber hier Fährten von zwey Thierindividuen, von denen jede die Richtung in gerader Linie hat, wie es mit der Fährte des größern Thiers der Fall ist. Das kleinere Thier hatte nämlich, wie aus der Abbildung zu ersehen, vier nach vorn gerichtete Beine, von denen eine durch bedeutende Kürze von den übrigen sich unterscheidet. Beginnen wir nun mit dem ersten

Fußstapfen auf der Tafel, und gehen zu dem letzten, d. h. in der Richtung der Füße, fort, so haben wir zunächst in der linken Reihe eine Pfote, deren kleinster Zehen nach innen gerichtet ist, die darauf folgende zweyte Pfote hat diese kleine Zehe an der äußern Seite, die dritte wieder an der innern, die vierte an der äußern, die fünfte an der innern. In der mit dieser Reihe fast parallel gehenden, gegen das Ende hin indeß von jener etwas divergierenden rechten Reihe, hat die erste Pfote, welche gerade (!) neben der zweyten der linken Reihe steht, die kleine Zehe nach außen, die darauf folgende zweyte hingegen nach innen, die dritte wieder nach außen, die vierte nach innen und die fünfte wieder nach außen. Sollte es nun wohl jemals ein Thier höherer Ordnung gegeben haben, welches ein so seitlich asymmetrisches Verhältniß zeigte, oder beym Gehen solche Kreuzungen der Extremitäten bewirkte, wie sie, wären beide Reihen als eine Fahrte nur einem Thiere angehörig, nothwendig hätten Statt finden müssen? Wie oben gesagt fehlen leider der Platte im hiesigen Museum diese kleineren Fahrten, wofern man nicht ein einziges ganz verwischtes Relief als solche deuten will, weshalb wir uns bey der Erklärung der Sache an die Abbildung halten müssen. Hier ist es nun augenfällig, daß hinter jedem Fußstapfen ein gekrümmter Haken sich befindet; dieser Haken sitzt näher an der dem kleinen Zehen entgegengesetzten Seite und krümmt sich gleich einem Daumen seitwärts und nach hinten, und dieses ist bey allen einzelnen Fahrten, ohne Ausnahme, der Fall. Betrachten wir jetzt diese kleinen Füße, so erscheinen sie uns als Hände; sie haben in Betreff der Länge der einzelnen Zehen, der Breite derselben, ihrer

kurzen Spaltung, so wie der Zugespiztheit die größte Aehnlichkeit mit den Fährten des größern Thiers. Hier hätten wir aber ein Thier, welches nur auf zwey Beinen ging, und einen regelmäßigen Schritt hielt, einen solchen Schritt, wie ihn das größere Thier zeigt, wenn wir dessen kleine Extremitäten wegdenken. Benutzen wir so das kleinere Thier zur Erklärung des größern, so hatte dieses die zuerst angegebene Art des Ganges; es bediente sich der vordern Extremitäten zur Stütze, während das kleinere Thier ohne solche Stütze auf zwey Beinen fort sich bewegen konnte. Was wären nun aber jene Thiere? Diese paradox-handartige Form der Extremitäten und die dadurch nothwendige eigenthümliche Art in der Fortbewegung vermag Ref. nicht auf irgend eine der jetzt lebenden Thierarten zu reducirern. Aus dieser Handform auf ein Säugethier schließen zu wollen scheint sehr gewagt, zumal da auch bey den Amphibien, bey welchen die 5-Zahl der Zehen die herrschende ist, Formen mit mehr oder weniger entgegengesetzten Daumen vorkommen, welche also an die Hand erinnern, namentlich z. B. die, wenn auch nur vierzehigen, Vorderfüße der Frösche, sogar auch die zu zwey und drey einander entgegengesetzten Finger der Chamäleonen. Obgleich paradoxe Formen auch unter den Säugethieren vorkommen können, wie es das Dinosaurium beweiset, so sind selbige doch eigentlich so recht nur unter den Amphibien zu Hause, — und wie noch immer der Pterodactylus, der Ichthyosaurus, der Plesiosaurus als Amphibienformen einzig in ihrer Art dastehen, so möchte auch das in Frage stehende Thier als Amphibienform einzig in ihrer Art, zunächst aber als in

der Nachbarschaft der Bactrachier stehend betrachtet werden dürfen, bis wir mehrere für das Gegentheil sprechende Reste davon gefunden haben werden, oder bis die bunte Sandsteinformation deutlichere Reste von Thieren wird haben auffinden lassen, welche an Höhe die Ordnung der Fische und Amphibien überschreiten. — Mein Freund Kaup, welcher das größere Thier nicht als eine Affenart, sondern vielmehr als zu den Beuteltieren gehörend, betrachtet, hat demselben den Namen *Chirotherium* und zwar *Barthii* beygelegt, das kleinere aber unbestimmt gelassen; für ein Beuteltier hat auch Herr Professor Wiegmann in Berlin jenes größere Thier erklärt, hingegen die Fährte des kleineren als Spur eines unbekanntes Sauriers angenommen. Nach meinen obigen Auseinandersetzungen, wonach ich die Formen des größeren Thieres in dem kleineren wieder fand, halte ich zwar beide Thiere einer Gattung, aber zwey verschiedenen Arten angehörend, und nenne dieses kleinere *Chirotherium bipes: Ch. pollice acuminato*.

So sehr wünschenswerth es seyn würde die eigentlichen Reste dieser Thiere aufzufinden, so kann Ref. dazu doch leider noch nicht viel Hoffnung hegen, indem es immer eine mißliche Sache bleibt da ein Thier anzutreffen, wo es seine Fußtritte vielleicht — nur zurückgelassen hat.

Berthold.

G e t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

53. Stück.

Den 6. April 1835.

L e i p z i g.

Im Verlage von Kayser oder Beyer, aber auch mit der Angabe von Buchhandlungen in Brüssel, London, Paris und Wien, 1833. in gr. 4. Corpus juris canonici emendatum et notationibus illustratum Gregori XIII. P. M. jussu editum. Post Justi Henningii Boehmeri curas brevi adnotatione critica instructum ad exemplar Romanum denuo edidit Aemilius Ludovicus Richter. Opus uno volumine absolutum.

Der Unterz. hat wohl noch nie bey einer Anzeige, die er zuletzt denn doch übernommen hat, ein so gutes Gewissen gegen den an sich gegründeten Vorwurf gehabt, daß er sich in ein fremdes Feld der Jurisprudenz wage, welches er nur in so weit kenne als es zu der juristischen gelehrten Geschichte gehöre, wie bey der gegenwärtigen. Er hat nämlich schon zwey seiner Freunde,

die das Kirchenrecht als Professoren gelehrt haben, und an Ausgaben des C. j. can. dachten, zufälligerweise nun beide nicht mehr Professoren, sondern Mitglieder von Ober=Appellations=Gerichten, aufgefordert, unseren Anzeigen die Ehre zu erweisen, daß diese Beurtheilungen der gegenwärtigen Ausgabe von ihnen liefern könnten; aber Beide haben sich nur entschlossen, sie sowohl als die in demselben Verlage auf 75 S. gr. 8. erschienenen

Beyträge zur Kenntniß der Quellen des canonischen Rechts, von Nemilius Ludewig Richter, Docenten (jetzt auch Doctor d. R.) zu Leipzig. Erster Beytrag. Ueber Algerus von Lüttich und sein Verhältniß zu Gratian. II. Zur Berichtigung der Inscriptionen im Decret. III. Ueber die *Collectio Anselmo dedicata*

gar sehr zu loben, besonders letztere als Untersuchungen, aus welchen sie viel gelernt hätten, so daß der Eine sagt, er habe sie mit der Art von Respect durchgesehen, die da am natürlichsten sey, wo man seinen Autor nicht mehr im Einzelnen zu controlieren vermöge, wie er denn nur S. 25 die Emendation in der ersten Note: *tutor remotus in loco, in tuto* statt *dudum* vorschlagen möge. Ein dritter Freund des Unterz., der sich um beide Bücher vor ihrem Erscheinen verdient gemacht hat, hatte sie auch schon seitdem in einer anderen Zeitschrift gerühmt, und konnte also, wenn man strenge auf das hielt, was bey Recensionen so oft ausdrücklich versprochen wird, daß man es auch für stillschweigend versprochen ansehen kann, nicht wohl noch einmal dieses Amt zu übernehmen aufgefordert

werden. So blieb denn also dem Unterz. nichts übrig, als mit aufrichtiger Erzählung dieser Umstände zu sagen, daß die Ausgabe des C. j. can., welche in der vierten Lieferung auf 396 Spalten bis in die causa XXVI quaest. 6 geht und auf XI S. noch Einiges aus der officiellen Ausgabe von 1582 und sonst, auch eine vorläufige Vorrede des jetzigen Herausgebers vorausschickt, bedeutende Vorzüge vor der, wie es hier richtiger heißt, Pelletierschen, gewöhnlich Pitthouischen, eigentlich Des Maresischen und der Böhmerschen Ausgabe besitzen wird. Unter diese gehört denn vor allen Dingen, daß der Herausgeber die eben erwähnte officielle Ausgabe hier nach einem von Herrn Prof. Hänel mitgetheilten Exemplare, welches nun nicht einmahl das einzige in Leipzig befindliche ist, verglichen hat, was bey den sonst mit Recht gerühmten des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts entweder gar nicht oder doch nicht sorgfältig geschehen ist. Ersteres scheint nun kaum denkbar, aber die Ausgabe ist, wenigstens jetzt, und in Deutschland so selten, selbst unsere Bibliothek besitzt sie noch immer nicht, daß man, wenigstens bey Böhmer, die sonst so gewagt scheinende Vermuthung annehmen muß, da dieser bey c. 4. D. 91. eine Anmerkung der officiellen Herausgeber, so gut wie die Pitthou-Pelletier-Des Maresische Ausgabe, dem Gratian selbst zuschreibt, und nun aus seiner Vergleichung von Handschriften hinzusetzt, was, wenn man den Zusammenhang weiß, sich so von selbst versteht, daß es beynahelächerlich klingt, hoc Gratiani dictum in nullo codice reperitur. Auch bey diesem Unternehmen muß man also gar sehr wünschen, daß es völlig ungestört

zu seinem Ende gelangen möge. Wie viel dabey die Kenntniß der Quellen von Gratians Decret und zu seiner Zeit denn wohl auch von den Decretalen gewinnen werde, ergibt sich schon sehr deutlich eben aus den Beyträgen, über welche in Verbindung mit der Ausgabe selbst noch die Bemerkung hier stehen mag, daß, so wie bey dem Römischen Recht in Ansehung der Quellen das neunzehnte Jahrhundert sich würdig an das sechzehnte anschließt, dieß auch in seiner Art bey dem canonischen Rechte der Fall ist. Freylich sind es keine palimpsesten Institutionen des Gajus, keine Ergänzungen des Theodosischen Codex, und keine juristische Palimpsesten von Mai, die Das fortsetzen, was Sichard, Ranconnet und Gujas angefangen haben, denn Das, was wir als Gesetzbuch ansehen können, ist ja nicht aus dem sechsten, sondern erst aus dem zwölften Jahrhundert und noch später; aber wie die drey Antone, von welchen Demochares der älteste und der einzige nicht auch für das Röm. Recht merkwürdige ist, die entfernteren Quellen aus welchen Gratian geschöpft hatte, benutzten, so werden nun auch die Schriften, welche er unmittelbar vor sich hatte, mit ihm verglichen, und nicht bloß die älteren Werke, in welchen dieselben Stellen früher vorkamen. Herr D. Theiner hat eine ganz ins Einzelne gehende Prüfung, woher nun gerade Gratian eine jede Stelle unmittelbar genommen habe, angekündigt, und dazu sehr erhebliche, bisher unbekannte, Beyträge in seinem Buche über Ivo geliefert. Daran schließt sich nun die Entdeckung des Hn Dr Richter an, daß Gratian unmittelbar bey ungefähr zwey und siebenzig Stellen, namentlich in der ersten und zweyten causa, daß bey

Martenne im fünften Bande 1717 zuerst und bisher allein gedruckte, für Gratian aber noch gar nicht benutzte Werk des Algerus aus Eutich, der nicht lange vor ihm geschrieben hatte, benutzt hat. Daß Algerus sein Werk auch in drey Theile zerlegte, 1) von der Barmherzigkeit gegen Sünder, 2) von der Gerechtigkeit gegen sie, und 3) von den Arten der (versteht sich: kirchlichen) Sünder, ist wohl nur eine ganz zufällige Aehnlichkeit, aber eine ganz entschiedene liegt darin, daß schon Algerus die verschiedenen Stellen zu vereinigen suchte, ut nullam contrarietatis discordiam pararet antiqua eorum diversitas, wie er selbst in der Vorrede sagt, so daß er offenbar der Vorgänger von Gratian ist, dem man diese Methode bisher, als von ihm erfunden, zuschrieb. Ja sogar ganze sogenannte dicta Gratiani sind aus Algerus aufgenommen, namentlich die ganze sexta pars der C. 1. q. 1., d. h. die Einleitung so wie c. 40. (nicht wie es hier S. 13 heißt, 39) ... 45, und alle dazwischen liegende dicta Gratiani.

Hugo.

B o n n.

1834. auf 136 S. gr 8. Ueber die Notitia Dignitatum utriusque imperii, eine Abhandlung zur Litteraturgeschichte und Kritik von Dr. Eduard Böcking.

Es ist ganz besonders Pflicht des Unterz., diese zuerst für das Rheinische Museum für Jurisprudenz bestimmte, aber wohl gewiß zweckmäßiger nun besonders erschienene Schrift anzuzzeigen und allen Lesern, welchen etwas an

dem darin abgehandelten Gegenstande liegt, zu empfehlen, nicht nur, weil sie sicher das Vollständigste und Genaueste ist, was wir darüber haben, sondern auch, weil er dadurch, so viel an ihm ist, den Fehler wieder gut zu machen sucht, welcher ihm gleich in der Einleitung S. 2 zu Gemüth geführt wird, daß in seinem ganzen civilistischen Cursus, den Index editionum fontium und die Beyträge mit eingerechnet, von dem Buche, welches nicht bloß für Herrn Prof. B. wichtig ist, obgleich für ihn natürlicherweise nun wichtiger, als für die meisten Anderen, nichts steht, als in der gelehrten Geschichte bey Alciat und Panciro- lus, daß sie sich darum verdient gemacht haben. Es steht zwar sehr dahin, ob die sieben Jahrgänge, welche nun schon für einen dritten Band der Beyträge vorhanden sind, nebst den mehr oder wenigern, welche davon noch erscheinen mögen, je, nach der Art der beiden vorhergehenden, zusammengedruckt werden, zumahl da auch von diesen ganz richtig bemerkt worden ist, sie füllten doch eigentlich keine Lücke in der juristischen Literatur aus; aber wenn sie auch nur einzeln in diesen Blättern fortleben, so kann man nun doch dem Unterz. oder seinem Zeitalter nicht mehr zur Last legen, daß er in so langer Zeit nicht ein einziges Mahl Gelegenheit gehabt habe, in der Anzeige eines Buches von der N. D. zu sprechen, so wenig wie in der Encyclopädie, der Rechtsphilosophie, der Rechtsgeschichte, dem heutigen Römischen Rechte, der Chrestomathie und der Einleitung in die Digesten und den Codex, oder so wenig, wie bey dem Verzeichnisse der Ausgaben der Quellen des Corpus

juris, von welchen S. 125 zugegeben wird, daß die N. D. nicht zu ihnen gehöre, welche als eine Art von Hof- und Staats-Kalender bezeichnet wird, in sofern wohl nicht ganz richtig, weil von Dem, was solche Bücher zu Kalendern macht, nämlich den Namen, die sich jedes Jahr ändern können, in dieser N. D. nichts vorkommt, sie also mit dem Preussischen 'Hof- und Staat' eher Aehnlichkeit hat. Herrn Prof. B. verdanken wir es also, daß hier bis S. 41 die Handschriften, bis S. 74 die Ausgaben, mit genauer Unterscheidung des den Occident und des den Orient betreffenden Theils, der unvollständigen und der vollständigen Ausgaben, mit weder allzu hoher noch allzu geringer Würdigung des Commentars von Pancirolus, Letztere besonders und deswillen nicht, weil dieser Verf. ja selbst mit großer Bescheidenheit von Dem, was er geleistet und nicht geleistet habe, spreche, aufgezählt und beurtheilt werden. Der dritte und größte Abschnitt, worin wohl auch am meisten vorgearbeitet war, bis S. 124, wo die Uebersicht des Inhalts, nebst Zusätzen und Verbesserungen anfängt, betrifft die Entstehung, Bedeutung und das Alter der N. D. Den Wunsch des Herrn Prof. B., daß nun zu dieser ersten Monographie noch recht viele Berichtigungen hinzukommen mögen, wird gewiß jeder Leser theilen und sich auf die neue Ausgabe der N. D., welche dieser als eine von den in Bonn erscheinenden besorgen wird, freuen.

Nachdem das Bisherige schon an die Redaction abgegeben war, erhält der Unterz. von Herrn Prof. B. noch zwey bedeutende Nach-

träge zu dem Buche selbst. Der erste betrifft die Handschriften, deren sich in der Königl. Bibliothek zu Paris zwey befinden, einer Cod. Lat. 5825. E. auf Papier, der ehemals Bigot gehörte aus dem sechzehnten Jahrhundert, und der zweyte Cod. Lat. Suppl. 671 auf Pergament kl. Fol., ehemals Lamoignon gehörig, aus dem funfzehnten Jahrhundert, wohl Beides Sohn oder Enkel der Handschrift zu Speyer. Der zweyte Nachtrag betrifft die Ausgaben, namentlich die welche von B. Rhennanus zu Basel 1520 besorgt worden seyn soll, und die freylich weder auf der Pariser noch auf der hiesigen Bibliothek zu finden ist, so daß sogar ihr Daseyn bezweifelt wird. Dafür sind nun in Barth's adversaria 50, 8. p. 2365. und 55, 1. p. 2575 und 2576 bestimmte Zeugnisse für die Ausgabe der Rhetoren, auch mit ausdrücklicher Beziehung auf die Speyrer Handschr., und eben so bey Ruhnkenius in der Vorrede zu Rutilius Lupus p. XX., wo aber die Ausgabe dem Jahre 1521 zugeschrieben wird. Theils der Druckort Basel, theils die dankbare Erinnerung, wie viel der Unterz. auf der dortigen Bibliothek, der einzigen, die er je auf einer Reise zu bestimmten Zwecken benutzte, gefunden hat, machen es ihm sehr wünschenswerth, es möchte ebendasselbst auch nach dieser Ausgabe gesucht werden.

Hugo.

G e t t i n g e n g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

54. 55. Stück.

Den 9. April 1835.

G e t t i n g e n.

In der Dietrichschen Buchhandlung: Die Lehre von den Erbverträgen, von Georg Beseler. Erster Theil: die Vergabungen von Todeswegen nach dem ältern deutschen Rechte. 1835. XIV u. 288 S. in 8.

Ist unsere Literatur nicht reich an allgemeinen, das deutsche Recht im Ganzen umfassenden, Darstellungen zu nennen, so leidet sie unstreitig einen noch viel größern Mangel an Monographien, welche einzelne Institute bis in das kleinere Detail historisch und dogmatisch verfolgen. Käme es jetzt nur noch darauf an, einzelne Gemächer eines, im Ganzen fest und vollendet dastehenden Gebäudes völlig auszubauen, so ließe sich darauf, wie auf einen Luxusartikel, einstweilen verzichten. Noch aber steht der Bau selbst in seinen Haupttheilen und Grundfesten bey weitem nicht sicher und vollendet da und, wo er es scheint, thut es dennoch Noth, seine Lichtigkeit und Haltbarkeit durch genaue

Betrachtung alles Einzelnen, dem er zur Grundlage dienen soll, stets von Neuem zu prüfen; und Monographien, die diesem Zwecke förderlich sind, indem sie Institute zu ihrem Gegenstande wählen, die nach recht vielen Seiten hin mit Grundbegriffen und Hauptlehren des deutschen Rechts in innigem Zusammenhange stehen, hält Ref. gegenwärtig für das dringendste Bedürfniß der germanistischen Literatur.

Zu den Instituten, die auf diese Weise einen tiefern Blick in das Gefüge des deutschen Sachenrechts eröffnen, gehört unstreitig auch dasjenige, welches Gegenstand der vorliegenden Schrift ist, und, wenn man schon wegen dieser Wahl des Themas geneigt ist, dem Verf., der hier zum ersten Male mit einem größern schriftstellerischen Versuche auftritt, seinen Beyfall zu schenken, so ist auch die Ausführung ganz dazu geeignet, ihm sofort eine ehrenvolle Stelle unter den Bearbeitern des deutschen Rechts zu erwerben. Während einerseits ein fleißiges Durchmustern der Rechtsquellen und Urkundensammlungen und eine gewissenhafte Beachtung des Einzelnen, was diese ihm darbieten, ihn in den Besitz des Materials gesetzt hat, weiß er andererseits diese Data durch scharfsinnige und gewandte Combination, durch helle Blicke in den Gang der Rechtsbildung überhaupt und insbesondere in die Zustände und den eigenthümlichen Geist des ältern deutschen Rechts zu beleben und durch die Gabe einer klaren und einfachen Darstellung zu einem Bilde zu gestalten, bey dem man nicht leicht die Anschaulichkeit und innere Harmonie vermißt, welche schon an und für sich ein günstiges Vorurtheil für die Wahrheit und Richtigkeit erweckt. Zwar vertraut mit Dem, was Andere vor ihm über seinen Ge-

genstand gesagt haben und ohne jene falsche und eigensinnige Originalität, die jedes Fremde bloß darum, weil es ein solches ist, sich anzueignen verschmäht, tritt er doch allenthalben, gestützt auf eigene redliche Forschung, mit einer Selbständigkeit auf, die ihn in Dem, worin er mit Andern im Resultate übereinstimmt, zu einem gewichtigen Zeugen und in dem, worin er von bisherigen Ansichten abweicht, zu einem Achtung gebietenden Gegner macht.

Ohne auf eine Beurtheilung des Details der Schrift einzugehen, macht es sich Ref. nur zur Aufgabe, die Stellung zu bezeichnen, die sie in ihren Hauptsätzen zu der bisherigen, mehr oder weniger allgemein angenommenen, Doctrin einnimmt.

Das Resultat, zu welchem der Verf. gelangt, ist in der Hauptsache dieses. Das ältere deutsche Recht — worunter hier das, während des ganzen Mittelalters, bis zur Reception des fremden Rechts, Geltende zu verstehen ist — kannte zu dem Zwecke, Jemanden Etwas auf den Todesfall zuzuwenden, weder einseitige widerrufliche Verfügungen, noch auch wahre Erbverträge, sondern nur Verträge, welche unter die Kategorie der *negotia inter vivos* fallen, indem das Eigenthum (privatives oder Gesamteigenthum) sofort auf den Bedachten überging, Besitz und Genuß dem Geber bis zu seinem Tode blieb. Was von einseitigen letztwilligen Verfügungen theils in einigen Volksrechten, theils in Rechtsquellen aus dem Ende des Mittelalters vorkommt, gehört sämmtlich dem römischen Rechte an, dessen frühe Aufnahme in diesem Punkte hauptsächlich der Kirche zu verdanken ist. Gegenstand jener deutschen Vergabungen konnten nach älterm Rechte nur einzelne Immobilia

lien, oder das gegenwärtige Vermögen, ganz oder zu einem quoten Theile, seyn, nach späterm Rechte auch das ganze gegenwärtige und künftige Vermögen, dagegen nicht einzelne Mobilien; für Vergabung dieser kannte das ältere Recht keinen andern Weg, als den der simpeln, durch Tradition bey dem Leben des Gebers vollzogenen, Schenkung *inter vivos*, und als das spätere Recht dabey auch das bloße Versprechen, ohne sofortige Tradition, zuließ, hatte dieses nicht die Bedeutung eines Erbvertrages, sondern nur die einer *Obligatio*, deren Erfüllung auf die Zeit des Todes des Gebers verstellt ist. Die *adquisitiven* Erbverträge sind daher nach des Verf. Ansicht erst ein Erzeugniß der neuern Zeit und erst der zweyte Theil seiner Schrift wird darüber Aufschluß geben, welchen Wendungen der *Doctrin* wir sie, als Bestandtheil des gegenwärtigen Rechts, verdanken.

Ref. kann diesen Sätzen in der Hauptsache um so weniger seinen Beyfall versagen, da er selbst in seinem Buche über die Gewere auf dieselben Resultate gekommen ist, vielmehr freut er sich, in einer Untersuchung, die um vieles detaillierter, als die seinige, ist, eine bedeutende Stütze der letztern zu erhalten. Das, worin er vom Verf. abweicht, ist zum Theile der Art, daß es wegen der Natur der Fragen, auf die es dabey ankommt, und noch mehr wegen der mangelhaften Beschaffenheit der Quellen, für jetzt wenigstens, vielleicht nach dem eigenen Dafürhalten des Verfassers, schwer seyn möchte, eine Entscheidung zu fassen. Ref. rechnet dahin insbesondere zwey Punkte. Erstlich hat er geglaubt, schon in den, durch das spätere Recht zugelassenen Vergabungen von Mobilien, ohne Tradition bey Lebzeiten des Gebers, die erste

Spur wahrer Erbverträge zu erkennen, von wo aus sich dieses Geschäft auch auf einzelne Immobilien und das ganze Vermögen verbreitet habe. Wie schwer es bey der Dürftigkeit der Quellen ist, die beiden Dinge, eine auf den Moment des Todes betagte Obligation und einen Erbvertrag, besonders in Anwendung auf eine Summe Geldes, einen Fall, von dem leider in den Quellen fast allein die Rede ist, mit Sicherheit zu trennen, ergibt sich von selbst; doch muß Ref. bekennen, sein Hauptargument, daß nämlich, nach dem ausdrücklichen Zeugniß der Quellen, der auf diese Weise Bedachte den Erbschaftsgläubigern nachstand, scheine ihm auch jetzt noch ein gewichtiges Moment für seine Ansicht, da es aus ihr mit innerer Nothwendigkeit folgt, während der Verf. sich genöthigt sieht, es nur aus natürlicher Billigkeit oder aus der — wie es scheint — unpassenden Analogie der *donatio omnium bonorum* herzuleiten (S. 160. Note 17). — Ein zweyter Punct betrifft die, im spätern Mittelalter vorkommenden, einseitigen Verfügungen von Todeswegen, welche Ref. für eine, zunächst an die eben bezeichneten Erbverträge, sich anschließende, Entwicklungsstufe des deutschen Rechts selbst anzusehen geneigt ist, während der Verf. sie für durchaus fremden Ursprungs hält. Ueber die Erscheinung selbst sind wir im Ganzen einig; auf die Divergenzen, welche die Deutung einer bekannten Stelle des Schwabenspiegels (S. 137 flg.), eines der, dem Sachsenspiegel angehängten Schöffensurtheile (S. 254) und der 'Testamente' des Lüzibischen Rechts (S. 257) betreffen, verbietet der beschränkte Raum hier näher einzugehen. Was aber jene Frage von dem Ursprunge der Erscheinung betrifft, so gesteht Ref. zwar ein, daß die

Beweise für seine Ansicht nicht stringent zu nennen sind, eben so wenig aber kann er das, worauf die Argumentation des Verfassers hauptsächlich gegründet ist, nämlich die Verschiedenheit zwischen den letztwilligen Verfügungen und den vertragmäßigen Vergabungen, für einen Gegenbeweis halten. Denn diese Verschiedenheit keinesweges abläugnend, hat er sie durch Hinweisung auf die, bey den Vergabungen nach späterm Rechte gestattete, Clausel des Widerrufes und auf die Uebereinstimmung beider Geschäfte in Hinsicht der Form, die keinesweges die der Römischen Testamente oder Legate ist, als so gemildert darzustellen gesucht, daß ein Fortschritt von dem einen zu dem andern, auch ohne daß es der Reception eines fremden Rechtes bedurfte, mindestens wahrscheinlich wird. — Dagegen stimmt Ref. mit dem Verf. darin vollkommen überein, daß Alles, was in einigen Volksrechten und ältern Urkunden von letztwilligen Verfügungen vorkommt, durchaus dem Römischen Rechte abgeborgt ist. Dennoch ist ihm, bey dem Lesen der vorliegenden Schrift selbst, ein Zweifel gegen den absoluten Mangel einer widerruflichen Verfügung von Todeswegen im ältesten deutschen Rechte begegnet. Die Sitte, sich auch zu Vergabungen von Todeswegen der Vermittelung eines Salmannes zu bedienen, reicht nicht bloß nach dem Zeugnisse von Urkunden, sondern nach des Verf. scharffinniger Erklärung des Tit. 47 der lex Salica (S. 101) in eine sehr frühe Zeit hinauf; und sollte nicht eine solche Vergabung widerruflich von Seiten des Gebers gewesen seyn, da der Salmann nur gegen Dritte als selbständig in Bezug auf die Sache Berechtigter (als Inhaber einer Gemere zu treuer Hand) erscheint, dagegen im Verhält-

nisse zum Geber doch wohl nur als Mandatar betrachtet werden kann?

Womit sich Ref. am wenigsten befreunden kann ist die Grundansicht des Verfassers über die Wirkungen der ältern deutschen Vergabungen, so belehrend und richtig auch seine Darstellung im Einzelnen ist. Nach jener Ansicht nämlich treten die Paciscenten entweder in das Verhältniß von Gesammteigenthümern mit ausschließlich dem Geber vorbehaltenem Besiß und Genuß, oder in das Verhältniß des Proprietars und Nießbrauchers; Erbverbrüderungen und wechselseitige Vergabungen haben stets die erste Wirkung, die übrigen gewöhnlichen Arten der Vergabung bald die erste, bald die zweyte. Von vorne herein erweckt gegen diese Ansicht, besonders in Betreff der gewöhnlichen Vergabungen, schon der Umstand ein gewisses Mißtrauen, daß es, trotz dem Bemühen des Verfassers, beide Gestaltungen aus einander zu halten, dem Leser, auch bey dem besten Willen, nicht gelingt, hervorspringende, wahrhaft praktische Unterschiede zwischen beiden zu entdecken und festzuhalten, und daß für die, vom Verf. versuchte, Locirung der einzelnen urkundlichen Fälle unter die erste oder zweyte Gattung entweder gar kein Grund zu entdecken ist, oder höchstens eine Verschiedenheit der Worte und Wendungen, die der unbefangene Leser für eine bloß zufällige anzusehen geneigt ist (vergl. S. S. 91 flg., 146, 166, 175 — 183). — Ref. glaubt den Verf. hier auf einem falschen Wege und den Grund davon in Etwas zu finden, was schon Manchen an einem klaren und unbefangenen Blick in das Wesen deutscher Institute gehindert hat, nämlich darin, daß ihnen das Gewand unserer heutigen Begriffe und Ter-

minologien angezwungen wird. Die Wirkung jener deutschen Geschäfte, oder daß, daraus entspringende, Recht des Bedachten war, nach des Ref. Ansicht, stets im Wesentlichen dasselbe, nämlich eine eigenthümliche Art der Gewere, deren Natur wir aus den einzelnen Befugnissen des Bedachten, dem Einwilligungsrechte oder bloßen Näherrechte bey Veräußerungen, dem Rechte auf den Besitz und Genuß nach dem Tode des Gebers u. s. w. zu entnehmen haben. Bey dieser Antwort auf die obige Frage würden wir uns wahrscheinlich begnügen, wenn uns die Quellen auch für diese Gewere einen solchen begriffsmäßigen, technischen Namen suppeditierten, wie für andere, z. B. Lehnsgewere, Zinsgewere, Gewere zu treuer Hand, Gewere zu rechter Vormundschaft, und in der That liegt, von dem Standpuncte des ältern Rechts die Sache betrachtet, ein gewisser Vorwitz darin, noch weiter zu fragen, ob denn diese Gewere des Bedachten Eigenthum oder Gesamteigenthum und die des Gebers bloßer Nießbrauch oder auch Gesamteigenthum sey. Daß in den Urkunden über unser Geschäft Ausdrücke und Wendungen gebraucht werden, die bald an das Verhältniß des Proprietars und Nießbrauchers, bald an gemeinschaftliches Eigenthum erinnern, kann natürlich nichts beweisen, da, bey dem Mangel eines technischen Ausdruckes für das Recht des Bedachten, die Verfasser der Urkunden sich an mehr oder minder nahe liegende Analogien halten mußten; auch darf nicht verkannt werden, daß bey Erbverbrüderungen über Lehen Ausdrücke, welche auf Gesamteigenthum hindeuten, der innern Idee wirklich entsprechen, weil diese Art der Vergabungen sich in der That

mit dem lehenrechtlichen Institut der gesammten Hand verwebten.

Unter den Partien der vorliegenden Untersuchung, die dem Verf. Gelegenheit geben, sich über allgemeine Lehren des deutschen Rechts zu verbreiten, möchten vorzüglich die Erörterungen über die Form der gerichtlichen Auflassung und über die Rechte der nächsten Erben bey Verfügungen von Immobilien Aufmerksamkeit verdienen. Was den ersten Punct betrifft, so hält der Verf. von den beiden, in den ältern Quellen deutlich unterschiedenen Handlungen, der traditio (Salung) und der vestitura (Gewere) die erste nicht, wie Eichhorn, für die causa praecedens, sondern, wie Ref., für die Auflassung selbst; die zweyte bezeichnet er als die förmliche Einweisung in den Besitz. In wiefern damit wirklich etwas Anderes gesagt ist, als Tradition, oder, allgemeiner gesagt, Ergreifung des Besitzes, wofür Ref. sich entschieden hat, ist letzterm nicht recht klar geworden, da die, vom Verf. allegirten Beschreibungen der vestitio (S. 30, 43 Note 16), mit wenigen Ausnahmen, die für Folge späterer Verwechselung beider Worte zu halten seyn dürften, unter jenen Begriff der Besitzergreifung zu falschen scheinen. Sodann vertheidigt der Verf. die Ansicht, daß auch schon nach dem ältesten Rechte die vestitura nicht nothwendige Bedingung des Erwerbes der Gewere (des dinglichen Rechtes) war, sondern nur zu größerer Sicherstellung diente, und da diese Meinung, der das spätere Recht das Wort redet, den Beyfall der Mehrheit haben dürfte, so verzichtet Ref. schon um deswillen auf eine neue Vertheidigung seiner entgegengesetzten Ansicht. Dagegen stimmt er dem Verf. vollkommen darin bey, daß die Auf-

lassung ursprünglich keinesweges nothwendig vor Gericht zu geschehen brauchte und glaubt, daß die Verschiedenheit des ältesten und spätern Rechtes in diesem Punkte mit dem Bildungsgange des germanischen Gerichtswesens im genauesten Zusammenhange steht. Unverkennbar gehen im ältesten Rechte die Zeugnissfähigkeit und die Fähigkeit, das Urtheil zu finden, Hand in Hand. Wie nun letztere durch Einführung des Schöffeninstituts aus einem Gemeingut Aller zu einem Berufe bestimmter Personen wurde, so ging auch die Rolle der Solennitätszeugen auf die Schöffen über; daher bey der Auflassung an die Stelle der Zeugen, die von jeher dabey vorkamen, die Schöffen, mithin das Gericht, traten, daher auch das Princip, daß jedes außergerichtlich gegebene Gelöbniß eidlich abgeläugnet werden könne, dem ältesten Rechte fremd ist und erst im spätern Rechte hervortritt.

In Betreff der Rechte des nächsten Erben bey Veräußerung von Immobilien tritt der Vf. der bisher herrschenden Ansicht in sofern entgegen, als er deren Existenz für das ältere Recht gänzlich läugnet, wiewohl er andererseits anerkennt, daß von jeher die Sitte willkürlichen Veräußerungen entgegen wirkte und das Wort der Familie dabey zu achten gebot. Und so die Sache aufgefaßt, mithin den allgemeinen Gedanken, der jenen Rechten zum Grunde liegt, als ursprünglichen Characterzug. des deutschen Rechts und nur die bestimmtere Normierung desselben als Erzeugniß einer spätern Zeit betrachtet, glaubt Ref. dem Verf. vollkommen beypflichten zu müssen. Wie einerseits gerade einige von den Punkten, welche der Verf. als Beweis des ursprünglich mangelnden Rechts der Familie anführt, namentlich die ausdrücklich in einigen Volks-

rechten sanctionierte freye Vergabung an die Kirche und die in den Traditionsurkunden der Erben für den Fall einer versuchten Revocation gedrohten zeitlichen und ewigen Strafen, zugleich als Beleg der auf uralter Sitte gegründeten Ansprüche der Familie anzusehen seyn möchte, so dürfte andererseits diejenige Gestalt jener Einspruchsrechte der Familie, in der sie als Einwilligung- oder Retractsrecht des nächsten Erben erscheinen und hinwiederum in dem Institute der rechten Gewere ihr angemessenes Gegengewicht haben, wohl unstreitig spätern Ursprungs seyn.

Ref. schließt diese Anzeige mit dem Wunsche, daß der Verf. mit der Fortsetzung eines so tüchtig begonnenen Werkes nicht lange säumen möge.
E. Albrecht.

P a r i s.

Bey Paulin, 1833: Essai sur l'histoire des Arabes et des Mores d'Espagne. Par Louis Viardot. — Tome premier 311 S. Tome second 251 S. in 8.

Der Verf. dieses geschichtlichen Versuchs hat zwar die Absicht, seinen Gegenstand von allen Seiten zu umfassen und auszubeuten. Da man jetzt oft zu leicht vergißt, was das neuere Europa den Arabern überhaupt und was es insbesondere den spanischen verdankt, so geht ein Hauptbestreben dieses Versuchs dahin, die Vortheile, welche das christliche Spanien, Frankreich und übrige Europa dem arabischen Spanien abgesehen und abgewonnen hat, deutlich und einzeln ans Licht zu ziehen, und die hohe Cultur, welche Spanien drittheilb Jahrhunderte lang unter den Omajjaden aufweist, als

den damaligen Höhepunkt aller europäischen zu beschreiben, wobey der Verf. genug Einsicht hat, die eigentlich arabische Cultur mit dem Sturze des omajjadischen Chalifats zu schließen, und die spätern Reste muhammedanischer Herrschaft und Cultur in Spanien nicht sowohl als arabische, sondern als maurische und schon halb barbarische zu bezeichnen. Außer mehreren mechanischen Erfindungen und Geschicklichkeiten, außer Wissenschaften und Universitäten, will der Verf. auch die provengalische Poesie, die Einführung des Reimes, und einen guten Theil der Galanterie und Ritterlichkeit des Mittelalters aus arabischem Einfluß ableiten; manches der Art hier gesagte verdient gelesen zu werden. Aber desto mehr ist zu bedauern, daß der Verf. bloß mit den bekanntesten Hülfsmitteln versehen sich zum Geschichtschreiber solcher Zustände aufgeworfen hat: die arabischen Quellen kennt er nur aus Jos. Conde's Werke, das Arabische versteht er nicht, und wir wüßten keine einzige wahre Erweiterung unserer historischen Kenntnisse über das arabische Spanien aus diesem Werke aufzuweisen. Das große Werk Ibn-Chaldun's, nicht ein Erzählungsbuch, sondern eine philosophische Geschichte der Araber und Mauren, kennt er auch nicht einmal dem Titel nach; Ibn-Beidun's und Ibn-Chakan's gelehrte Schriften sind ihm eben so außer dem Gehör, und doch sind von diesen und andern arabischen Büchern, die kein tüchtiger Historiker, wenn er das arabische Spanien beschreiben will, übersehen darf, schon bedeutende Stücke gedruckt, anderes leicht in Handschriften zu lesen. Auch die neuesten Schriften deutscher Gelehrten über diesen Gegenstand scheinen dem Verf. ganz unbekannt geblieben zu seyn. Wie viel weniger kann

sich der Verf. bey so geringer Versenkung in das arabische Wesen die inneren Ursachen des schnellen Falles eines so mächtigen Staates, wie der spanische unter den Omajjaden war, richtig erklären! Er versucht es zwar in einem eigenen Abschnitt und bringt manche einzelne Gründe vor: aber die wahre Ursache wird vermißt.

H. C.

S t u t t g a r t.

Bey Cotta, 1833: Das Sultanat Mogh'rib: ul: Akfa oder Kaiserreich Marokko. In Bezug auf Landes-, Volks- und Staatskunde beschrieben von J. Graberg von Hemsö. Aus der italiänischen Handschrift übersetzt von Alfred Reumont. — VIII u. 196 S. in 8.

Der Verf. dieser Schrift, viele Jahre lang schwedischer und sardinischer Consul zu Tanger in Marokko und zu Tripoli, benutzte aufs thätigste die Gelegenheit seines dortigen Aufenthalts, um sich die richtigsten und umfassendsten Ansichten über die atlantischen Länder, besonders das jetzt zwar in völlige Schlassheit und Trägheit versunkene, aber von Natur aufs reichste ausgestattete Reich Marokko, zu verschaffen. Das Land ward von ihm mit beobachtendem Auge durchreist, über die entferntern Gegenden die zuverlässigsten Berichte von Reisenden gehört, eine Menge seltener und kostbarer, noch nie von einem Europäer genug benutzter Bücher, wie Ibn-Chaldun's Geschichte, aus ihren afrikanischen Winkeln mit Mühe hervorgezogen, und mit aller Sorgfalt aus den verschiedensten Quellen so jenes Werk entworfen, welches Ref. nicht

ansteht für das beste zu erklären, welches bis jetzt ein Europäer über Marokko geschrieben hat. Zwar wo der Verfasser die alte Sagen Geschichte erklären will S. 48. 175 u. sonst, merkt man leicht daß es ihm an der dazu nöthigen Bildung mangelt: wo er aber urtheilen konnte, ist seine Ansicht immer gesund und gerecht. Gegen die dort herrschenden Mauren als ein jetzt völlig entartetes, aller Taster fähiges Geschlecht eingenommen, läßt er dagegen der unverdorbenen Natur der seit Jahrtausenden zurückgedrängten Ureinwohner, der Amazirgen und Schelöchen, alle Gerechtigkeit widerfahren. Ein großer Vortheil des Verfassers ist, daß er außer sehr guter Kenntniß des reinen und des strichweise entarteten Arabischen auch mit der Ursprache der atlantischen Länder, der der Amazirgen, sich hinreichend bekannt gemacht hat, um geographische und andere Namen, die aus ihr geflossen sind, zu verstehen. Dazu findet man hier die wohlthuendste Kürze in der Beschreibung so vieler und zum Theil so wichtiger Dinge. Je größer aber der Werth des Buches an sich ist, desto mehr ist die schlechte Uebersetzung zu beklagen, welche nicht wenige Mißverständnisse und Unebenheiten enthält, obgleich Ref., dem das Original zur Vergleichung abgeht, im Einzelnen oft nicht sagen kann, an wem die Schuld liege, ob am Uebersetzer, der wenigstens die Namen nach deutscher Aussprache hätte umschreiben sollen, oder am Drucker oder an einer andern Ursache. Ganz unbedeutend ist die Vorrede des Uebersetzers.

E b e n d a s e l b s t.

In der Hallbergerschen Verlags-Handlung:
Das Papstthum und die Päpste, ein Nachlaß
des Verfassers der Möncherei, Carl Julius We-
ber. Erster Theil. 1834. XLII und 429 Sei-
ten in Octav.

Nach den früheren Leistungen des Reisenden durch Deutschland und Verfassers der Mönche-
rey kann man leicht in voraus erwarten, in
welchem Tone er die Reihe der Päpste behan-
deln wird. Sein bizarrer Character hat sich
bey hinlänglicher Muße und bey mannigfachen
ihm zu Gebote stehenden historischen Hülfsmit-
teln, namentlich aus der Deutsch-Ordensbiblio-
thek zu Mergentheim, ein Vergnügen daraus
gemacht, in einem Gange durch die Papstge-
schichte sämtliche curiosa und scandala zu
sammeln, und mit seinem etwas grobkörnigen
Humor hier vorzutragen. Von einer eigentlich
historischen Leistung ist natürlich gar nicht die Rede,
die, wenn auch ohne alles theologische Interesse,
doch das Papstthum als großartige Welterschei-
nung auffassen, in seinem Entstehen, Blühen
und Vergehen verfolgen; und mit echter Prag-
matik analysieren könnte. Noch viel weniger ver-
mag der Vf. dasselbe als kirchliche Erscheinung zu
würdigen, denn seine ganze Theologie trägt den
Character seines Lieblings, Voltaire, wie denn
auch das Meiste zu seiner Bildung ein längere
Verweilen auf dem Rastadter Congresse bey-
getragen hat. Ihm ist vielmehr alles Theolo-
gische nur ein Gegenstand, würdig der satyri-
schen Geißel, und so vor Allen das Papstthum,
nur dienlich zur Erregung des Zwerchfells. Diese

Tendenz vorausgeschickt, läßt sich nun freylich nicht läugnen daß seine Anekdotensammlung recht vollständig, daß sie oft nicht ohne Wiß und faustische Lauge mitgetheilt, und namentlich Zeuge von eigenem Quellenstudium ist. Zu Spittler verhält er sich so, daß er dessen pragmatische Sichten übersehen, und nur dessen gleichfalls scharfen, aber doch immer noch mäßigern, Ton angenommen und so die Geschichte zur wahren *histoire scandaleuse* gemacht hat. Er selbst hielt es deshalb auch für gut die Herausgabe dieser Schrift bis nach seinem Tode zu verschieben, weil der Dominus Papa doch immer noch ziemlich lange Hände habe. Der Eindruck, den das Ganze gewährt, ist nicht gerade ein angenehmer, theils wegen der etwas gar zu cynischen Darstellung, theils weil es doch jedenfalls verlegt, die sämtlichen Päpste nur als eine Reihe von Betriegern dargestellt zu finden; ein längst verschollener Standpunkt! Da es dem Verfasser nur darauf ankam, aus seinen Quellen das Picante mitzutheilen, so dürfen historische Mißgriffe, irrige Angaben nicht sehr auffallen. So wird S. 273 Berengar von Tours der bekannte Gegner der Brotverwandlungslehre († 1088) mit Berengar dem Schüler und Apologeten Abälards (etwa 1140) verwechselt, der Spruch 1 Theß. V. 21 dem Petrus zugeschrieben (S. 19).

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

56. Stück.

Den 11. April 1835

L e i p z i g.

Bey Joh. Ambr. Barth: Theologische Reise-
früchte zur Kenntniß des kirchlich-religiösen, sitt-
lichen und wissenschaftlichen Zeitgeistes im süd-
lichen und westlichen Europa. Herausgegeben
von Ferdinand Florens Fleck, außerord. Pro-
fessor der Theologie zu Leipzig. Erste Abthei-
lung. 1835. XXIV, 179 und im Anhange 47
Seiten in Octav.

Nach Vollendung einer dritthalbjährigen Reise
durch das südliche Deutschland, Italien, Sici-
lien und Frankreich legt der Verf. hier die er-
sten Proben seiner theologischen Beobachtungen
und wissenschaftlichen Forschungen, wozu die
durchreiseten Länder so vielfache Gelegenheit dar-
boten, dem Publicum vor. Der Zweck der Rei-
se, so wie auch deren Frucht, ist ein doppelter,
ein critisch-wissenschaftlicher und ein kirchlich-
statistischer; für jenen erhalten wir hier nur An-
deutungen und Versprechungen von Collationen
biblischer und patristischer Manuscripte, die zu

interessanten Entdeckungen führen sollen; das hier Mitgetheilte bezieht sich meist auf den zweyten Reisezweck, Andeutungen über den gegenwärtigen kirchlichen Zustand jener Länder, wie derselbe sich der Autopsie des beobachtenden Theologen darbietet. Sehr natürlich wandte der Vf. als evangelischer Theolog zunächst seine Aufmerksamkeit auf die Fragmente des Protestantismus, wie sie sich in jenen Ländern, besonders in Italien, der Metropole der catholischen Form, theils aus alter Zeit herüber gerettet, theils in neuer wieder angelegt haben; freylich ist aber des Alten sehr wenig aufgefunden. Bekanntlich nahm Italien sehr bewegt die Eindrücke der Reformation auf, so daß sich unter den Augen der päpstlichen Gewalt nicht allein eine critische Sichtung des catholischen Systems ausbildete, die dann freylich bald genug in den gehaltlosen Unitarismus ausartete, sondern auch ein wirklich evangelisches Zurückgehen auf den Boden des Paulinischen Christenthums hatte sich angelegt, das mit Wittenberg und Genf ein festes Band einzugehen suchte. Allein die durch die Reformation nothwendig entstandene Regeneration des Catholicismus verweigerte es, sich dieser urchristlichen Richtung anzuschließen, und nahm das durch Inquisition, Jesuiten und Tridentinum gegebene Anerbieten an, die althierarchischen Zwecke durch entschiedenes äußeres Auftreten auch ohne jene reformatorischen Opfer zu sichern, und so mußte diesem neuen Aufschwunge der Hierarchie seit der Mitte des 16. Jahrhunderts jede beginnende Blüthe des Protestantismus erliegen. Was sich gegenwärtig in Italien von evangelischem Bekenntnisse vorfindet, ist, wie der Verf. berichtet, größtentheils auch Wirkung der Gegenwart, hervorgerufen und geschützt durch die Ach-

tung, welche die entschiedene Stellung der Krone Preußen selbst dem catholischen Italien abzugewinnen vermag.

Mit Vorliebe hat der Verfasser die Geschichte der Waldenser behandelt, die er in ihren Piemontesischen Thälern aufsuchte, und als Ueberrest jenes Stammes lieb gewann, der das Zeugniß für evangelisches Christenthum mit so vielen blutigen Opfern durch finstere Jahrhunderte durchführte. Für recht umfassende Notizen, die ihm die eigene Anschauung eingab, müssen wir sehr dankbar seyn; hiernach erhält sich dieß Volk von 20 bis 22,000 Seelen auf einem Flächenraum von 20 Quadratmeilen in den drey tiefen Alpenthälern la Peyrouse, St. Martin und Lucerne; auch jetzt ist ihre Lage, trotz der regen Theilnahme, die sie von allen protestantischen Ländern, besonders von England, Holland, Brandenburg und Preußen, Schweden, Würtemberg von jeher erhalten haben, keineswegs eine gesicherte; offene Unterdrückung hat der Turiner Hof wohl längst aufgegeben, sie auch früher größtentheils nur auf Anreizung der französischen Vigue geübt, aber die kleinen Plackeren und Chicanen der Proselytenmacherey durch den angrenzenden und unter sie gepflanzten catholischen Clerus treffen sie immer noch um so sicherer, als die alten Unterdrückungsgesetze gegen sie keinesweges aufgehoben, ihre gegenwärtige Existenz vielmehr nur als Duldung aus Gnaden betrachtet ist. Einer thätigen Unterstützung, deren sich jene so oft versprengten Gemeinden am häufigsten von reisenden Engländern erfreuen, bedürfen sie um so dringender, da ihre Thäler bey weitem nicht die Bevölkerung zu ernähren vermögen, und eine Ansiedelung außerhalb derselben fast nur durch Apostasie von dem väterlichen Glauben, wenig-

stens nicht ohne vielfache Bedrückung erkauft wird. So hoch wir deßhalb des Verf. Bemühung schätzen, jene altevangelischen Gemeinden unserer Kirche wieder in lebendige Erinnerung gebracht zu haben, so halten wir doch die zugleich mitgetheilte Zusammenstellung über ihre älteste Geschichte für etwas schwächer. Schon darin dürfte den Verf. die Vorliebe für die ihm theuer gewordenen Thalbewohner zu weit geführt haben, daß er sie so allgemein hin Lehrer der Reformierten des 16. Jahrhunderts nennt. Soll dieß heißen, dieselbe Liebe zur evangelischen Wahrheit, wie sie damals in Wittenberg und in der Schweiz so mächtig hervortrat, hatte sich auch schon in dem Auftreten der Waldenser mehrere Jahrhunderte früher gezeigt, soll nur ihre Priorität der Zeit nach, bey Identität des Strebens, anerkannt werden: so stimmen wir ihm gern bey, begrüßen in den Waldensern trotz einzelner Einseitigkeiten gern evangelische Altvordere, und scheuen uns auch vor den Consequenzen der catholischen Polemik nicht, die eben jene Identität gern überall hervorhob, bloß um uns in der Gesellschaft jener von ihnen bekämpften Häretiker desto erfolgreicher befehlen zu können. Wenn dagegen das ihnen zugestandene Verhältniß der Lehrer auf einen wirklich historischen Zusammenhang ihres Auftretens mit den Erscheinungen des 16. Jahrhunderts gedeutet werden soll, so daß Luther wie Zwingli und Calvin denselben von ihnen behandelten Faden aufgenommen hätten: so gestehen wir ein, den historischen Beweis dafür noch nirgends geführt zu sehen. Das Auftreten des sächsischen wie des schweizerischen Reformators erklärt sich so vollkommen aus ihrem individuellen Bildungsgange, und ihrer wieder angeknüpften Bekanntschaft mit

der Schrift, daß eine wirklich erste Anregung durch Waldensischen Einfluß nicht allein unnöthig sondern auch unerwiesen ist. Glacius urtheilte richtig über sie, der den Waldo wie alle antihierarchischen Bestrebungen der Vorzeit nur zu den testes veritatis zählte. Noch unbegründeter müssen wir die Lieblingsidee des Verf. über die frühere Existenz der Waldenser vor Peter Waldo erklären. Er kann sich von dem so natürlichen Vorurtheil der Waldensischen Historiker, namentlich Jean Pegers, nicht los machen, die um in ihren Glaubensgenossen nicht allein eine Erneuerung der evangelischen Urform nach 1000jähriger Entstellung, sondern eine wirklich ununterbrochene Fortsetzung der apostolischen Gestalt zu finden, gern den Apostel Paulus auf seiner beabsichtigten Reise nach Spanien, hier die Alpenkette passieren, und das Evangelium predigen lassen, dann ihre Trennung von der römischen Kirche wenigstens schon zur Zeit Constantins beginnen, seitdem dieser den damaligen Papst Sylvester in das weltliche Streben verwickelt habe, oder zum mindesten doch Spuren der Waldenser in dem Kampf eines Claudius von Turin gegen den überhand nehmenden Aberglauben, wie in dem Auftreten eines Berengar, Peter von Bruys, Heinrich, Arnold von Brescia erblicken wollen. Mit der Abstammung der evangelischen Thalbewohner von jenem Claudius von Turin ist der Verf. ganz einverstanden, und rückt sie damit weit vor Peter Waldo hinauf. Auch hier wird es auf eine genaue Bestimmung der als controvers zu behandelnden Frage ankommen. Meint man damit nur überhaupt eine antihierarchische Richtung, die der Sache nach sofort auch evangelisch werden mußte, die auf Abschaffen des catholischen Mechanismus und des rein

römischen Principis drang, und zwar sich von den gleichzeitigen Catharischen Excessen (beide Erscheinungen hält der Verf. nicht hinlänglich auseinander) dadurch unterschied, daß diese aus einem manichäischen Dualismus hervorgingen, sich überall sofort dogmatisch gestalteten, jene dagegen überwiegend practisch sich anfangs nur gegen die Mißbräuche stemmte, und so auf die evangelische Urform zurückkam, kurz meint man nur das Vorkommen des Waldensischen Principis vor Waldo, so kann diese Forderung keinen Augenblick abgewiesen werden. Zu bestimmt spricht sich dasselbe bey Peter von Bruys und Heinrich aus; lernen wir doch am Niederrhein in Cöln sogar 30 Jahr vor dem Auftreten Peter Waldo's eine Secte kennen, die ihre Reformationsversuche nicht auf Speculation oder Dualismus, sondern auf die mehr practische Ueberzeugung von der Entartung des damaligen kirchlichen Zustandes gründete, und deren Abweichung von den Principien der Catharer (nach Evervin von Steinfeld) gerade zur Entdeckung der beiden Secten diene. Sie sprachen der priesterlichen Ordination, wegen der herrschenden Laster des Clerus, alle Bedeutung ab; es war also Aerger über den sittlichen Verfall, nicht Widerspruch aus dogmatischen Gründen, wie bey den Catharern, der sie zu reformatorischem Streben bestimmte. Aehnliche Regungen mögen auch recht wohl in jenen Piemontesischen Thälern statt gefunden haben, also Waldensische Principien vor Peter Waldo. Allein die eigentlich specifisch Waldensische Form, besonders Aneignung der apostolischen Armuth, der duldbende den etwas spätern Mendicantenorden verwandte ascetische Sinn, und vor Allem der Name Vaudois wird historisch sich nicht anders als auf Peter Waldo zurückführen lassen.

Gener Name, den man besonders seit Veger so gern geradezu auf Thalbewohner deuten will, findet sich in unsern frühesten Quellen in diesem geographischen Sinne so wenig, daß man ihn allegorisch auf das Thal der Thränen deutete, das die Waldenser in dem irdischen Leben erblickten (Ebrardi liber antihaeresis Bibl. Patr. maxim. P. XXIV. c. 25. p. 1572), oder auf das Thal des Irrthums, in dem man sie wandeln läßt (Bernhard. fontis calidi ibid. p. 1585), Künsteleyen, welche die Polemik schwerlich gewagt haben würde, wenn schon damals die geographische Bedeutung des Namens anerkannt gewesen wäre. Wie wenig dagegen das gewöhnliche Argument gelten könne, daß aus dem bekannten didactischen Gedicht der Waldenser la noble Leyzon hergenommen wird, hat der Verf. selbst durch eine richtige Darstellung der Verhältnisse bewiesen. Zwar scheint in demselben als Zeit der Abfassung das Jahr 1100, also wenigstens 70 Jahre vor Waldo, angegeben zu seyn; allein der Ausdruck (bey Raynouard choix des poésies originales des Troubadours T. II. p. 73) Vers 6: Ben ha mil e cent ancz compli entierament, wird einmal durchaus nur als runde Bezeichnung des Jahrhunderts gelten können, so daß die Abfassung des Gedichts auch nach 1170 noch immer früh genug steht, und dann deutet doch auch der Ausdruck, ganz erfüllt, hinreichend auf einen ziemlichen Uberschuß in der Rechnung der elfhundert Jahre, so daß jene überzähligen Decennien bestimmt genug dadurch angedeutet scheinen. Was uns besonders bey Fixirung der Entstehungszeit jenes Gedichtes zu erwägen scheint, ist die bestimmte Andeutung von Verfolgungen, Druck, Drangsal, welche die Waldenser schon erlitten haben sollen

(cf. B. 360. p. 94), ohne daß wir dafür eine Notiz früher als nach dem Auftreten Waldo's finden. Mag die Existenz einer evangelischen Richtung in den Piemontesischen Thälern sich der Kunde unserer Berichterstatter entzogen haben: Verfolgungen gegen sie, ziemlich ausgedehnte Gewaltschritte in jenen Gegenden, hätten ihnen nicht unbemerkt bleiben können. Dabey müssen wir indeß zu unserm Befremden des Verf. Bekanntschaft mit jenem alten Denkmahle, woraus er nach dem Vorgange Leger's, Füßlin's u. Anderer, argumentiert, schon deßhalb wenigstens für nicht sehr genau halten, weil er S. 28 angibt, es sey in Frage und Antwort verfaßt: sicher liegt hier eine Verwechslung mit ähnlichen wirklich catechetischen Denkmählern zu Grunde. Nach diesem Allen bleibt dem Verfasser zur Erhärtung des frühern Ursprungs der Waldenser in dem angegebenen Sinne nichts übrig, als die unter ihnen selbst noch jetzt herrschende Tradition, worauf aber bey dem Schweigen der alten Quellen um so weniger ein historischer Schluß gebaut werden kann, weil es nicht an Beyspielen fehlt, daß historische Hypothesen, besonders wenn sie der Neigung und Eitelkeit des Volks zusagen, gerade durch Nachfragen und Suggestion, erst eine Tradition hervorgerufen haben. Leger hatte seinen Glaubensgenossen ihre uralte Existenz so glaublich gemacht, daß jetzt ein Vorkommen derselben Ansicht in Form der volksthümlichen Tradition gewiß Niemand befremden wird. Uebershaupt hat der Verf. auch darin wohl nicht scharf genug das bloß Mythische in der Person des Peter Waldo von dem Historischen geschieden, wenn er denselben S. 27 alle die Länder, in denen sich seine Secte festsetzte, die Picardie, die Niederlande, Deutschland, das Wendische, Böh-

men persönlich durchwandeln läßt. Bekannt ist ja die Neigung der spätern Zeit, dergleichen Erscheinungen in entferntern Gegenden durch persönliche Anwesenheit der Urheber zu motivieren; uns wenigstens ist diese Notiz über die Reisen des Waldo nicht früher als etwa bey Thuanus (hist. sui temp. p. 159. ed. Par. 1604) also bey ungleich spätern Schriftstellern vorgekommen. Auch auf ähnliche historische Incorrectheiten stößt man in dieser ältern Geschichte der Waldenser, die leicht zu dem Schluß berechtigen, daß die Autopsie den Verfasser wohl für den gegenwärtigen Zustand der Thalbewohner mit Vorliebe erfüllt, dagegen aber das Studium der Vorgeschichte etwas zu schnell hat vollenden lassen. So heißen S. 33 Albigenser noch immer die ursprünglichen Bewohner von Albi in Languedoc, als ob in jenem District die Häresie entstanden und nach ihm benannt wäre, während doch längst die gelehrten Verfasser der *histoire de Languedoc* Tome III. not. 13. p. 553 den wahren Ursprung jenes Namens nachgewiesen haben, nicht weil die Häretiker in jener Stadt und Gegend ursprünglich entstanden, oder sich in größerm Maße festgesetzt hatten, sondern weil die fremden Kreuzfahrer die inficierten Provinzen mit dem allgemeinen Namen Albigeois belegten: dabey wollen wir aber gern die Behauptung, vor 1230 sey kein Kreuzzug gegen die Waldenser geführt, und doch der erste durch Innocenz III. gepredigt († 1216) für einen bloßen Druckfehler halten.

Eben so anziehend als des Verfassers Mittheilungen über den gegenwärtigen Zustand der Waldenser, sind auch die übrigen aus eigener Anschauung hervorgegangenen Züge des kirchlichen Lebens Italiens, das Januariusfest zu Neapel im September 1832, mit dem berühmten zwey-

mahl im Jahre sich wiederholenden Wunder des flüssigwerdenden Blutes. Die Reliquie ist enthalten in einer gläsernen Kapsel, welche zwey gläserne Fläschchen, ein größeres und ein kleineres, in sich schließt. In denselben liegt eine dunkelrothe, bräunliche Masse; die Kapsel hat vollkommen die Gestalt einer eleganten Laterne, wie man sie an unsern Karossen anzubringen pflegt, in Silber eingefaßt, oben eine silberne Krone, unten ein silberner Griff, der, wie man deutlich sah, innerlich eine Glasröhre enthielt. Von 10 Uhr an bis 3 Uhr Nachmittags, wo der Heilige sich endlich zur Vollziehung des Wunders bewegen ließ, hatte der Verf. Gelegenheit, die Lebendigkeit des südlichen Volkscharacters im Ersehen jener Gnadenbezeugung zu beachten; nur gestattete das einem Fremden so Unverständliche des Neapolitanischen Volksdialecchs nicht, genau die seltsamen Aufforderungen zu verstehen, womit acht alte Weiber, die als Verwandtinnen des Heiligen (parenti di St. Gennaro) bey ihm besonders in Gunst stehen, in sehr widerlichen Tönen und Sprüchen, bald Lateinischen bald Neapolitanischen, auf sehr seltsame Art denselben zur Vollziehung des Wunders anreizen. So viel die Trübheit des Glases nachher zu sehen gestattete, war die dunkelrothe Masse in eine Art Auflösung übergegangen, und einige Tropfen wie Honig, oder Sand, oder Wachs fließend sichtbar geworden. Protestantische Beobachter haben dabey sogar an Opodeldok gedacht. Doch habe der Hergang im Ganzen viel Langweiliges, die äußern Sinne werden aufge-
regt und nicht genug festgehalten.

Eine Uebersicht der protestantischen Kirchen Italiens (S. 124) bestätigt die schon angegebene Bemerkung, daß dieselben ziemlich neuern Ur-

sprungs sind. Die älteste Gemeinde, zu Livorno, aus 40 Familien und etwa 200 Mitgliedern bestehend, stammt aus einer Niederlassung holländischer Kaufleute, deren Rechte dann auf andere protestantische Nationen übergegangen sind. Die Statuten dieser holländisch-deutschen Gesellschaft (nazione Olandese - Alemanna) wie ihre Privilegien, stammen aus dem Anfange des 17ten Jahrhunderts; sie besitzt eine Kirche und übt das Patronatrecht über eine Kapelle in der Kirche der Capuciner aus. In dem freysinnigen Toscana, und einem Freyhafen wie Livorno wird solche Toleranz nicht befremden. Dagegen eine Gemeinde zu Neapel mit einer Capelle der Preussischen Gesandtschaft besteht erst seit 1826; dasselbe gilt von Genua, Florenz, Turin, wo das Entstehen protestantischer Vereine größtentheils der Thätigkeit des Preussischen Gesandten Grafen Waldburg-Truchseß am Sardinischen Hofe verdankt wird. Die Capelle der Preuß. Gesandtschaft in Rom ist 1819 durch Niebuhr gestiftet, und besitzt gegenwärtig eine von der Preuß. Aegende noch etwas abweichende, sich mehr der Englischen nähernde Liturgie, doch wird wegen Widerspruchs besonders von Seiten der anwesenden deutschen Künstler Nachmittags ein besonderer Gottesdienst nach der gewöhnlichen Preuß. Liturgie gehalten. In Venedig war zur Zeit der Republik der protestantische Cultus Privatsache, und ward von der cathol. Geistlichkeit ignoriert; unter Napoleon ward freye Religionsübung gestattet, die gegenwärtig nach der Vorschrift des Consistorii in Wien eingerichtet ist. Bergamo besitzt seit 1807 eine protestantische Gemeinde; in Mayland ist ein Versuch dazu aus Theilnahmslosigkeit der Mitglieder wieder eingegangen. Die übrigen Mittheilungen, über die berühmte Alcuinsche lateinische

Bibel in der bibliotheca Vallicellensis zu St. Philippo Meri in Rom in einem critischen Sendschreiben an den Herausgeber von Dr. F. Hauthal in Dresden, ferner Römische Darstellungen, als die Fußwaschung am grünen Donnerstage, die darauf folgende Speisung, Segnung, der Sonntag der Palmen, und endlich einige Gastpredigten in verschiedenen protestantischen Capellen Italiens gehalten, leiden hier keinen weitem Auszug. R—g.

B e r l i n,

Bey Hirschwald: Medicinische Zoologie oder getreue Darstellung und Beschreibung der Thiere, die in der Arzneymittellehre in Betracht kommen, in systematischer Folge herausgegeben von J. F. Brandt und J. L. Rabeburg. Bd. 1. 1829. IV u. 198 S. nebst 24 Kupfertafeln. Bd. 2. 1833. IV u. 364 S. nebst 39 Kupfertafeln in 4.

Der allgemein gefühlte Mangel eines Werkes, welches die dem Arzte und Apotheker wichtigen Thiere ebenso genau behandelte, wie das bekannte Hayne'sche Werk die officinellen Gewächse, veranlaßte die Herren Verf., nach längerer Vorbereitung, zur Herausgabe der vorliegenden Arbeit. Durch Abbildung und Beschreibung wünschten sie die Gegenstände so darzustellen, daß nicht bloß ihre äußern Merkmale, sondern auch ihr innerer Bau, wenn er für die Geschichte oder Charakteristik eines Arzneymittels wichtig ist, jedem klar und deutlich würden. Der erste Band umfaßt die Säugethiere, Vögel und Amphibien, der zweyte die Fische, die Krustenthiere, Arachniden, Insecten, Ringelthiere und Weichthiere. Folgende Thiere sind es, über welche man in diesem Werke gehandelt findet: Zivethklage (asiatische und afri-

canische), Biber, Hirsch (Elenn- und Edelhirsch), Moschusthier, Schaf (Argali-, Mouflon- und Hausschaf), Ochs (gemeines Rind und gemeiner Büffel), Schwein, Pottwall (gemeiner, vielhöckeriger u. Trumpe-Pottwall), Wall (grönländischer, langhändiger, Ochsenaugen- u. Schnabel-Wall); Huhn (Bankiva-, Fago- u. Haushuhn); Eidechse, Stink, Viper, Sumpfschildkröte u. Seeschildkröte, Kröte (graue u. grüne); Stör (Hausen, Gildenstedtscher, gemeiner, gesternter, Rageburgscher Stör, Sterlet- u. Schyp-Stör), Wels (gemeiner), Lachs (Aesche), Haring, Schellfisch (Kabliou, Dorsch, Köhler, Quappe); Flußkrebß, Kellermurm (rauber, breiter, bunter), Mauerassel, Kollassel (verwechselte, niedergedrückte), Kugelassel (gebräuchliche); Kreuzspinne, Fensterspinne, Hausspinne (gemeine, Treppenhausspinne); Kollthier (gerandetes), Maywurm (echter, bunter, genehter, Toscanischer, gesäumter, Korallentrager, kurzhalsiger, violetter, gemeiner), Pflasterkäfer (gewöhnlicher, schwarzstüpflicher, großer, violetter, gebänderter, gerändeter, schwarzer, grauer, rothköpfiger), Lydier (dreysleckiger), Reizkäfer (Cichorien- und Sida-Reizkäfer), Marienkäfer (geäugter, ungleicher, 13punctierter, veränderlicher, Siebenpunct, Fünfpunct), Gallwespe (Rosen-, Brandts- und Färbereichengallwespe), Ameise (rothe), Honigbiene, Manna-Cicade, Schildlaus (Kermes- u. Gummilakschildl., Cochenille [Cactus Cacti]), Purpurträger (Hamelsche u. Frischsche Cochenille); Blutegel (B. des Lago maggiore, B. mit unterbrochenen Rückenstreifen, dunkler, officineller, grünbauchiger u. medicinischer B.); Zintenfisch officineller und zierlicher), Erdschnecke, Weinbergsschnecke, und eßbare Auster. Bis auf wenige Ausnahmen nach sind die hier genannten Thiere auch abgebildet.

Mit Recht dürfen wir dieses Werk ein gründ-

liches nennen, dessen Studium jedem Arzt und Apotheker sehr zu empfehlen ist; aber auch den Zoologen und besonders den Zootomen müssen wir auf dasselbe aufmerksam machen, indem die Herren Wf. durch ihre genauen anatomischen Untersuchungen und Darstellungen den Bau mancher Thiere in ein besseres Licht gestellt haben, als solches bisher der Fall war.

Berthold.

B o n n.

Bey Marcus, 1834, auf 84 S. Duodez (ein Format, das in Deutschland oft mit fl. Octav verwechselt wird, wie es auch der Unterz. bey dem Buche, wozu das gegenwärtige ein Anhang ist, und bey Denen, die mit Jenem zusammen gehören, gethan hat, da das Aussehen eines gebundenen Buches beider Arten von Papier sich gar nicht unterscheidet, sondern es nur bey der Signatur darauf ankommt, ob bey dem länglichen, in Deutschland seltenen, Papier, welches drey Columnen übereinander hat, die acht ersten Blätter als ein Bogen, die vier folgenden als ein zweyter bezeichnet werden, wie es in Frankreich geschieht, oder, wie hier, immer zwölf Blätter eine neue Signatur haben, oder ob bey dem kleinen Papier, das auf deutschen Papiermühlen gemacht wird, gerade wie bey unserm groß Octav, der Buchstabe oder die Zahl, die den Bogen andeutet, immer nur nach acht Blättern wechselt): *Varietas scripturae ex Pauli a Visigothis epitomati codicibus*. Collegit Gust. Haenel J. U. D. et in univ. litt.) so nennt man jetzt, auch in Inschriften, was in dem Leipziger Siegel historischer studium heißt, und wobey der in den neuern Sprachen übliche Name: Universität nur durch ein Mißverständniß auf diese Corporation allein und dagegen auf die ganze ohne Unterschied der

Landsmannschaft und des Faches übertragen worden ist) Lips. Antecessor (ein Name der freylich am meisten für Rechtslehrer und besonders für die Vornehmsten gewöhnlich ist, der aber doch, seinem Ursprunge nach, so gut wie ἐξηγεομαι eine allgemeine Bedeutung hat, also hier jur. antecessor heißen sollte, da das juris utriusque wohl nur auf doctor geht und nicht leicht Jemand zum 'Professor beider Rechte' ernannt wird, wie es bey der Doctorwürde wenigstens in Deutschland die Regel ist).

Dies ist der versprochene Nachtrag zu der Bonner Duodez-Ausgabe des Paulus, welchem unsere Anzeigen vom vorigen Jahre S. 1304 begierig entgegen sahen. Seitdem ist nun auch die Erwartung von Hn. Prof. Hänel's Bearbeitung der Handschriften der Westgothischen lex Romana durch Savigny, wie man jetzt immer sagt, und so viel der Unterz. sich erinnert, noch vor dreyßig Jahren nur bey Ecitationen und in der Grammatik sagte, 'gesteigert' worden, da es nun, natürlich erst in der zweyten Ausgabe der Geschichte des R. R. im Mittelalter II. S. 63 von ihm heißt: Hänel, der einzige welcher dieselben (die Handschriften dieser lex Romana) in großer Vollständigkeit und genau untersucht hat. Was nun aber darauf folgt, er führe sie auf folgende Classen zurück: 1) die echte Gestalt, 2) mit Abkürzung, die zwar meist planmäßig, aber doch keine Umarbeitung sey, stimmt nicht ganz mit Dem, was hier in der Vorrede gesagt ist, überein, nicht nur, weil diese die Eintheilung in Classen Savigny zuschreibt, sondern noch mehr dadurch, daß von der ersten Classe die Zahl bey Savigny aus 'brieflicher Mittheilung' auf 19, hier aber nur auf 15, die aus der zweyten aber bey S. auf 21 u. 5, hier aber nur auf 18 angegeben wird, wozu denn, man sieht aber nicht deutlich zu

welcher von beiden Classen, noch eine, ehemals Breslauer, jetzt Berliner Handschrift gekommen ist, die Hr Prof. Rudolf verglichen hat, wie Hr Prof. Böcking in einer Anmerkung sagt. Die geringere Zahl bey beiden Classen in der gegenwärtigen Sammlung von Lesarten erklärt sich vielleicht daraus, daß hier die Handschriften, welche schon bey der Ausgabe selbst verglichen waren, übergangen seyn können. Von Ausgaben ist hier nur die erste, die von Bochar d, verglichen, deren Quelle Hr. Pr. H. in einer Handschrift gefunden hat, welche aus der Bibliothek der Sorbonne in die Pariser gekommen ist. Daß er auch noch aus der Ausgabe von 1607, eigentlich 1586, Einiges hätte hinzusetzen mögen, steht ja nicht, wie Hr. Prof. Böcking in der Anmerk. glaubt, in Widerspruch mit der Behauptung der Bonner Ausgabe selbst, Hr. Dr. Arndts habe diese auch schon benutzt, denn es kann ja hier der Fall seyn, wie der Unterz. schon bey seiner eigenen Vergleichung der Bochar d'schen Ausgabe gestanden hat, er habe diese zwar benutzt, man würde aber doch wohl noch Manches hinzusetzen können. Der Grund, warum Hr. Pr. H. dieß nicht gethan hat, liegt in der Besorgniß des Verlegers, der Anhang möchte zu groß werden, was denn ein Handeln von zwey Bogen auf drey bewirkt hat, woraus aber doch viertehalb geworden sind. Eine eigene Ausgabe von Hr Pr. H. bleibt indessen doch noch gar sehr zu wünschen übrig, wie sich schon mit der einzigen Probe scheint belegen zu lassen, daß die dem Unterz. verdächtigen Worte: ad filium in einer einzigen der hier verglichenen Handschriften, einer zu Lyon befindlichen (Lugdunensis heißt wohl dieses, da nachher eine andere Handschrift Leydensis genannt wird) bemerkt sind.

Hugo.

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

57. Stück.

D e n 13. April 1835.

L o n d o n.

Memoirs of the Royal astronomical society. Vol. VII. 1834.

Dieser Band enthält nur eine Abhandlung: Report of the pendulum experiments made, by the late Captain Henry Foster, with a view to determine the figure of the earth, by Francis Baily.

Im Eingange gibt Baily eine kurze Lebensbeschreibung des unglücklichen Cap. Foster, der am Ende einer wissenschaftlichen Reise, die er in Auftrag der Englischen Regierung in den Jahren 1828 — 1831 ausführte, aus einem Canoe fiel, und in den Wellen den Tod fand. Der Hauptzweck dieser Reise war die Bestimmung der Gestalt der Erde durch Pendelversuche, und es wurde zu diesem Zwecke an 14 verschiedenen Orten beobachtet, von welchen London der nördlichste und eine Stelle auf den Süd-Schetland-Inseln der südlichste war. Die Tagebücher des Cap. Foster sind vollständig erhalten und sie

machen die Grundlage von Baily's Untersuchungen aus.

Zu den Versuchen wurden vier Pendel angewandt, zwey, die auf dieselbe Weise wie Katers unveränderliches Pendel construiert waren und zwey Umkehrspendel, von welchen letzteren jedes mit zwey Schneiden versehen war, so daß also Foster eigentlich sechs von einander unabhängige Pendel angewandt hat, von welchen jedes ein besonderes Resultat liefert, das mit den übrigen vergleichbar ist, und auf diese Weise konnte man Anomalien entdecken, die sonst unbemerkt geblieben wären. Ueberhaupt meint Baily sollte man bey Versuchen dieser Art nie weniger als drey Pendel benutzen, damit, wenn zwey in den Resultaten nicht übereinstimmen, das dritte zur Controle angewandt werden könnte. Was nun diese Anomalien betrifft, so hat bekanntlich schon Sabine gezeigt, daß bey einem Pendel, welches mit einer Schneide versehen ist, bedeutende Unterschiede entstehen können, wenn verschiedene Agatflächen angewandt werden. Wir haben aber schon früher Gelegenheit gehabt die Untersuchungen Baily's zu erwähnen, nach welchen auch in dem Falle, wenn immer dieselbe Agatfläche gebraucht wird, nicht unbeträchtliche Differenzen vorkommen können. Auch hier verbreitet sich Baily ausführlich über diesen Gegenstand. Er hat sich durch sorgfältige Untersuchung überzeugt daß die Schneide fast nie eine gerade Linie und die Agatfläche selten eine Ebene ist, und glaubt daher daß überhaupt die Pendel mit Schneiden und Agatflächen, wie sie jetzt construiert werden, nicht den Zwecken, die man mit denselben erreichen will, entsprechen. Er fand aber auch durch Versuche daß noch andere Differenzen vorkommen, die nicht von einer solchen Unvollkommen-

heit herrühren und sich bey sonst sehr günstigen Umständen zeigen. Noch auffallender sind die Differenzen die einen mehr dauernden und bleibenden Character haben. So z. B. gab das Mittel aus sieben Reihen von Beobachtungen, für eines der Pendel die Foster angewandt hatte, 86016,38 Schwingungen für den mittleren Sonntag in London, und dieses Resultat wurde durch das Mittel aus vier anderen Reihen von Beobachtungen bestätigt, während Foster nur 86014,83 Schwingungen als Mittel aus 8 Beobachtungsreihen vor seiner Abreise fand. Dennoch stimmen die einzelnen Beobachtungsreihen sehr gut zusammen. Mit einem anderen Pendel, welches ebenfalls bey Fosters Reisen gebraucht worden war, stellte Baily, kurz nachdem es nach England zurückgebracht worden war, eine Reihe von Versuchen an und fand daß die Resultate sehr gut mit denjenigen übereinstimmten, die Foster vor seiner Abreise gefunden hatte. Das Pendel wurde alsdann sorgfältig aufbewahrt; als aber mehrere Monate darauf die Versuche mit demselben wiederholt wurden, so fand sich eine Differenz von mehr als $4\frac{1}{2}$ Schwingungen, die das Pendel nun in einem Tage mehr machte als früher. Dieser Unterschied blieb später immer fort, so sehr auch Baily die Versuche abänderte. Dennoch war weder an der Schneide noch an den Theilen des Pendels irgend eine Aenderung zu bemerken, ausgenommen daß sich an einer Stelle auf dem Rücken der Schneide Rost fand. Aber auch nachdem dieser weggenommen worden war, wodurch sich allerdings die Anzahl der Schwingungen um zwey verminderte, konnte das Pendel nicht auf seinen früheren Zustand zurückgebracht werden. In jedem Falle geht aus solchen Erfahrungen

gen hervor wie schwierig genaue Pendelversuche sind.

Nach einer genauen Discussion der Versuche, die an den einzelnen Stationen angestellt wurden, wendet sich Baily zur Untersuchung der Gestalt der Erde, wie sie aus diesen Pendelversuchen folgt. Es zeigt sich aber hierbey daß die Abplattung der Erde sehr verschieden ausfällt, je nachdem man die Versuche, die mit einem oder dem anderen Pendel gemacht wurden, zur Berechnung anwendet. So findet sich dieselbe aus den Schwingungen des einen unveränderlichen Pendels, das mit №. 10 bezeichnet ist, berechnet $= \frac{1}{290,90}$, während das andere unver-

änderliche Pendel №. 11 den Werth $\frac{1}{287,46}$ gibt. Das Umkehrungspendel aus Eisen gibt, wenn man die Versuche anwendet, die mit der Schneide A angestellt wurden, $\frac{1}{299,15}$, mit der

Schneide B dagegen $\frac{1}{298,34}$, während das Umkehrungspendel aus Kupfer mit der Schneide A $\frac{1}{293,99}$, mit der Schneide B $\frac{1}{293}$ gibt.

In einem folgenden Abschnitte gibt Baily eine allgemeine Vergleichung aller Experimente, die bisher mit unveränderlichen Pendeln angestellt worden sind. Hierzu sind benutzt: die Versuche Katers die in England und Schottland angestellt wurden, die Versuche Goldingham's in London und Madras, die Versuche des Capit. Hall die auf einer Reise nach dem stillen Ocean

angestellt wurden, Brisbane's Versuche, ange-
 stellt zu London und Paramatta, mehrere Rei-
 sen von Versuchen die Sabine zu verschiedenen
 Zeiten an verschiedenen Orten angestellt hat, Fal-
 low's Versuche angestellt zu London und auf
 dem Cap der guten Hoffnung, die Versuche die
 Freycinet und Duperrey auf ihren bekannten Rei-
 sen angestellt haben, Fosters Versuche und end-
 lich die Versuche die Leutke auf einer Reise, die
 er in Auftrag der Russischen Regierung aus-
 führte, angestellt hat. Sämmtliche Resultate
 sind auf die Temperatur 62° F., auf das Niveau
 der Meeresoberfläche und auf den luftleeren Raum
 reducirt, wobey die Correction wegen des Mit-
 schwingens der Luft nach Bessel's Theorie ange-
 bracht ist. Aus allen diesen Versuchen findet
 Baily vermittelst der Methode der kleinsten Qua-
 drate, als Endresultat für die Anzahl V der
 Schwingungen eines Pendels in einem mittlere-
 ren Sonnentage an einem Orte dessen Breite L
 ist, wenn es in London ein Secundenpendel ist

$$V = (7441625711 + 38286335 \sin.^2 L)^{\frac{1}{2}}$$

und die Abplattung = $\frac{1}{285,26}$.

Die nach dieser Formel berechneten Werthe wei-
 chen aber in einzelnen Fällen zu bedeutend von
 den beobachteten ab, als daß man sie bloß aus
 Beobachtungsfehlern ableiten könnte, und zeigen
 sich noch außerdem zu verschiedenen Malen bey
 Versuchen, die von verschiedenen Beobachtern an
 demselben Orte angestellt worden sind, auf die-
 selbe Weise. Baily glaubt daher daß locale
 Einflüsse, deren genaues Wesen wir bis jezt
 noch nicht kennen, einen sehr bedeutenden Ein-
 fluß auf die Pendel ausüben; und daß daher

alle Versuche die wahre Gestalt der Erde aus Pendelversuchen, die nur an wenigen Orten angestellt sind, zu finden, unfruchtbar bleiben müssen. Höchst auffallend ist die Bemerkung, auf welche Baily besonders aufmerksam macht, daß die Kraft der Schwere auf Inseln, in einiger Entfernung von dem festen Lande größer zu seyn scheint, als auf Letzterem. Da nun bis jetzt fast alle Pendelversuche an der Seeküste oder in der Nähe derselben angestellt worden sind, so wäre es sehr wünschenswerth daß man im Inneren großer Festländer genaue Pendelversuche anstellte.

In einem Anhange sind viele ausführliche Tabellen mitgetheilt, welche die Details von Fosters Versuchen, dessen astronomische Beobachtungen und Aehnliches enthalten.

L e i p z i g.

Bey Chr. Ernst Kollmann, 1834: *Isocratis Evagoras. In usum scholarum edidit et commentariis illustravit Gust. Eduard. Benseler, Phil. Dr., AA. LL. M. Gymnasii Fribergensis adjunctus.* XII und 115 Seiten in Octav.

Wenn zuletzt Hr. Peloup den Isocratischen Evagoras zum Schulgebrauch mit einem an grammatischen und lexicalischen Notizen überreichen Commentare ausgestattet hat (S. g. A. 1830. S. 2062), so bestrebt sich Hr. B. in vorliegender Ausgabe denselben Zweck des Schulgebrauchs durch eine mäßigere Auswahl dieser Art von Belehrung, die jede Grammatik und jedes Lexicon, das nur irgend auf Gründlichkeit Ansprüche machen will, noch weit vollständiger und in einer bessern Uebersicht liefert, oder doch liefern

sollte, zu erreichen, indem er zugleich die besten Bemerkungen seiner Vorgänger beybehalten hat. Es ist indeß schwer, bey Anfertigung von Hülfsmitteln, die dem Schüler das Lesen von schweren und auch nicht schweren Schriften des Alterthums erleichtern sollen, das rechte Maas zu treffen. Zwischen dem Zuviel und dem Zuwenig der Erklärung — zwey Extreme, in die man oft genug gerathen ist, und wozu man leicht die unzweydeutigsten Beyspiele finden kann — gibt es noch eine Menge Mitteltöne, die zwar auch schon sämmtlich versucht worden sind, aber nur bey Einzelnen Anklang gefunden haben. Die Erklärung soll den Schüler nur anregen, und ihm Stoff zum fernern Nachdenken an die Hand geben; denn überwältigt man ihn mit unzusammenhängenden Notizen, die an und für sich und zu andern Zwecken auch ihren hohen Werth behaupten können, so geht das Hauptbildungsmitel des Unterrichts verloren. Ein Anderes ist es, durch zweckmäßige Anregung die geistige Entwicklung der Jugend zu fördern; und wiederum ein Anderes, durch vielseitige Belesenheit zu imponieren, und durch eine lange Kette scharfsinniger Beweisführungen, oder auch nur durch Anhäufung von Aehnlichkeiten, die ohne das belebende Princip des Geistes sich doch nur größtentheils wieder in Unähnlichkeiten auflösen, sich selbst ein monumentum eruditionis setzen zu wollen. Beide Richtungen sind gleich wichtig, werden aber nur zu oft nicht streng genug geschieden, und arzen dadurch zuweilen in Erscheinungen aus, die Vielen schaden und Niemand nützen können.

Mit kluger Beschränkung hält nun Hr B. seine Erklärung innerhalb der Grenzen derjenigen Schwierigkeiten, die den meisten Schülern bey dem Lesen des Euagoras nothwendig aufstoßen müssen;

der Geübtere und Begabtere hingegen wird indeß auch hier noch manche sprachliche Bemerkung finden, die ihm wenigstens entbehrlich scheint. An andern Stellen wird er das ersehnte Licht vermissen, oder durch ein falsches Licht sich getäuscht finden. Das Meiste wird aber auch er wohl gewählt und treffend finden, und sich stets freuen durch die Bemühungen des Hn B. ein so treffliches Hülfsmittel erlangt zu haben. Hervorstechend und entscheidend ist überhaupt das Gute, was die neue Arbeit liefert; und hiernach müssen wir durchaus den Character des Ganzen bestimmen. So wie sich also der Sokratische Euagoras ganz besonders und in der That mehr zum Schulgebrauch eignet, als viele andere Schriften, die man zu diesem Zwecke zu commentieren angefangen hat, so schließt sich auch die vorliegende Erklärung desselben den Bedürfnissen des jugendlichen Lesers auf eine Art an, die sowohl Anerkennung als Nachahmung verdient.

G. H. B.

Druckfehler in der Recension von dem Werke:
Le antichità della Sici'ia. St. 50. 51.

- S. 492 Z. 20 für Hypothral= lies Hypáthral
 = 494 = 3 = in der vierten auseinandergezogenen l. in der mehr zusammengedrängten Composition der Metope hinter diesen, in der weiter auseinandergezogenen
 = 497 = 12 = rechten l. rechten Schulter
 = 499 = 25 = aber l. oder

G e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

58. 59. Stück.

Den 16. April 1835.

H a n n o v e r.

In der Hahnschen Hofbuchhandlung: Abhandlungen aus der Erfahrung, über Staats- und Gemeinde-Verwaltung. Von Wilhelm von Hordenberg, Königl. Hannoverschem Drost und Beamten zu Lilienthal. Erster Band. I. Die Elemente der Verwaltung. II. Land- und Hof-Cataster. 180 Seiten (ohne die eben so starken Anlagen und Formulare) in Quart. 1832.

Wenn erst jetzt eine Anzeige von dem vorstehenden Werke in diesen Blättern erscheint, so ist dieß lediglich die Schuld des Ref. und nicht der verehrten Redaction. Diese hat ihm das Werk bereits im Frühlinge 1833 gütigst zugestellt. Aber Hindernisse mancher Art traten zwischen dem guten Willen und die Vollbringung, vor Allem denn die Zeit selbst, in welcher bey dem lebendigsten Flusse der Ideen solche tiefgreifende Werke als das vorstehende, so schnell nach einander in allen Fächern erscheinen, daß es schwer hält, auf ein einzelnes die zur gehörigen Prü-

fung und Würdigung nöthige Zeit zu verwenden, und wohl fast noch schwerer, die Unbefangenheit und Unwandelbarkeit der Ansicht zu behaupten, welche die unparteyische Kritik fremder politischer Gebilde nothwendig macht. — Also Entschuldigung bey dem Hn Verf., der Redaction und dem Publico! Bey letzterem würde es deren am meisten bedürfen, wenn es nicht schon selbst, ohne weitere Empfehlung von unserer Seite, dem Werke hinlängliche Gerechtigkeit durch fleißiges Studium gethan hätte. Der Hr Verf. ist ja außerdem schon dem Publico durch frühere, wenn gleich kleine, doch solide politische Schriften bekannt, welche nur durch die hier und da angeblich zu stark hervortretenden Standesansichten bey Manchem Bedenken erregt haben sollen. Der Ref. hat also auch um so mehr dieß größere Werk des Hn Verf. in den Händen von mehr als einem Geschäftsmanne gefunden, und Gottlob gute und schlechte Werke haben, wie gute und schlechte Menschen, von selbst auch ohne öffentliche Kritiker ihr verdientes Schicksal, und also auch in dieser Hinsicht paßt der Vers des Horaz:

Habent sua fata libelli!

Ueber die Angemessenheit des Titels des Werkes könnte Ref. mit dem verehrten Hn Verf., welchen er nicht die Ehre hat persönlich zu kennen, lange controvertiren, in so weit jetzt das Werk nur in dessen erstem Bande uns vorliegt. — Es soll gegeben werden, was 'aus der Erfahrung' ist, und dieß um so gewisser, als hinter der Erfahrung ein Komma gesetzt ist, welches dem Ref. zu stillen Betrachtungen so viele Betanlassung gegeben hat. Dasselbe bestätigen die der ersten Abhandlung vorgesezten Aphorismen, wo alles auf Erfahrung gestellt ist. Dage-

gen hat Ref. gewiß am wenigsten, obgleich der Hr Verf. vieles zur Erfahrung zu zählen scheint, was Ref., ein eingefleischter Empiriker, zu einer sehr transitorischen Theorie zählen würde. Gewiß ist auch vieles in diesem Werke aus der Erfahrung sowohl der eigenen, des Hn Verf., als anderer Politiker und Geschäftsleute vor ihm entnommen, da auch der Geschäftsmann, selbst unbewußt, in dieser Hinsicht in der historischen Reihe steht. Aber vieles, was in diesem Werke steht, ist auch niemals erfahren, und wird auch gewiß, selbst mit dem Wagen des Sonnengottes, niemals erfahren werden. Das Buch ist weit mehr didactischer Natur und strebt weit mehr als Entwurf politischer Einrichtungen der Zukunft entgegen, als daß es rein und unvermischt dasjenige vorlegte, was eigene und fremde Erfahrung dem Hn Verf. gelehrt haben.

Damit soll aber wieder keinesweges gesagt seyn, daß die Vorschläge des Hn Verf. sich überall nicht auf Erfahrungen stützen, auf seine Anschauungen in einem sehr mannigfaltigen und bewegten Geschäftsleben. Dieß war ja meistens der Fall bey allen Politikern, welche Vorschläge zur Modificierung bestehender Einrichtungen machten oder gar durchführten, selbst bey Moses und bey Plato. Allein alsdann steht die Erfahrung nicht im Vor-, sondern im Hintergrunde; der Leser kann nicht immer der unsichtbaren geheimen Kette habhaft werden, und außer der Erfahrung tritt noch ein selbständig schaffendes geistiges Element, gleichsam als Gährungsstoff, hinzu, was die Materie erst zu einem Gebilde der Politik und gleichsam zu einem Risse für ein Gebäude des Staats, der Verhältnisse und

der Geschäfte umwandelt, und ihm außerdem die besondere Form der Darstellung gibt.

Hier und da ist indeß die Erfahrung in dem Buche offen und nackt vorgelegt, theils als kurzer Entscheidungsgrund in den gemachten Vorschlägen, theils in den Noten, theils als Exempel durch abgedruckte Protocolle.

Noch weniger passend scheint dem Ref. die Bezeichnung des Inhalts des Werks als 'Abhandlungen', natürlich immer so weit dieser erste Band geht. — Denn unter 'Abhandlungen' versteht man Erweiterungen historischen, dogmatischen oder andern Inhalts, den Stoff, die Abwägung des Für und Wider eine Ansicht, die Erwägung hin und her, eine verhältnißmäßig lange Deduction und ein kurzes Resultat, und in dieser Hinsicht kann man gewissermaßen auch die Platonischen Werke, welche eine practische Tendenz haben, Abhandlungen nennen. Senes ist hier aber nicht der Fall, sondern wir finden hier Sätze und Axiome, für welche dann und wann ein Grund angegeben ist, also gerade das umgekehrte Verhältniß. Ja noch mehr, die Form entspricht jenem Titel so wenig, daß die Darstellung zum Theil sich dem Verordnungs- oder Gesetzesstyl nähert, und daß das Buch, hie und da zufällig aufgeschlagen, dem nicht Orientierten als ein Band irgend einer deutschen Verordnungsammlung erscheinen könnte, welche oft weit längere Entscheidungsgründe enthalten. Ref. stößt sich an dieser Art der Darstellung auf keine Weise, denn was der Hr Verf. beabsichtigt, ist auf jede Weise klar und fest ausgesprochen, und wer davon als Gesetzgeber Gebrauch machen will, hat es um so bequemer. Nur wäre wohl jedenfalls zu wünschen gewesen, daß die Gründe der Vorschriften

und namentlich die eigenen Erfahrungen etwas umständlicher und deutlicher vorgelegt wären, da ein starkes Gedächtniß oder eine lebendige Phantasie — *par nobile fratrum* — sie hier fast immer erst zur Stelle fördern muß, und gar oft denn doch bey Satz und Gegensatz der eigentliche Entscheidungsgrund des Hn Verf. im Dunkeln bleibt, und es ungewiß läßt, ob er auch dieses oder jenes Moment gekannt, und namentlich diese oder jene Erfahrung gemacht habe.

Aus dem Obigen kann man schon einen neuen charakteristischen Zug des Werks errathen, nämlich diesen, daß es demselben an einem eigentlichen gelehrten Fundamente im weiteren Sinne des Wortes fehlt. Auch andere Männer vor und neben uns haben in respective langer Reihe und weiter Breite Erfahrungen über die behandelten Gegenstände gemacht, Reflexionen angestellt und Urtheile darüber gefällt, und die Verweisung darauf bildet gerade in diesen Materien die Gelehrsamkeit. Die jetzige Zeit und namentlich unsere wenig elegante aber schwer beladene Nation, deren Hauptzierde ja immer die Schwere ihrer Bürde gewesen ist, wünscht solche Rück- und Seitenblicke und Vergleichen, und in der Politik sind sie um so weniger entbehrlich, als wenigstens nach des Ref. Ansicht ein großer Theil davon lediglich Erfahrungssache ist. Unsere vergleichende Anatomie ist ja eine Hauptzierde der Nation und wird ja jetzt sogar von einigen Theologen als ein Beweismittel ihres Principes der Wissenschaftlichkeit benutzt, und der Hr Verf. hat ja auch ganz die Farbe eines politischen Empirikers. Hier wird aber auf Vor- und Mitwelt so gut als gar keine Rücksicht genommen, und nur bey der zweyten Abhandlung 'Land- und Hofe-Cataster' wird einige Male in den Noten auf Benzenberg und

die Französischen Einrichtungen Bezug genommen. Der Hr Verf. sucht S. 5. Note **) dieß dadurch zu rechtfertigen, daß nur die Resultate eigenen Nachdenkens und eigener Erfahrung haben gegeben werden sollen, und daß deshalb die Einmischung fremder Lehren mit Vorsicht vermieden sey. Allein da die Tendenz des Buches nicht bey der reinen Erfahrung des Hn Verf. stehen bleibt, sondern sich bis zur Formulierung legislativer Vorschriften erhebt, so wäre wenigstens dem Ref. es angenehm gewesen, wenn der Schwäche seines Gedächtnisses dann und wann einige Parallelstellen aus den Erfahrungen Dritter zu Hülfe gekommen wären, kurz wenn die Vergleichung der analogen politischen Institute in Deutschland wenigstens da angestellt wäre, wo specielle Einrichtungen vorgezeichnet sind.

Nach allem diesen würde Ref. zur genaueren Bezeichnung des Inhalts des Buches zu einem andern Titel gerathen haben, etwa: legislative Vorschläge, oder Resultate, oder Axiome zc. nach der Erfahrung zc.

Ferner ist nach dem Obigen von selbst klar, welche Classe von Lesern aus diesem Buche vorzüglich Belehrung ziehen kann. Nur der, wer seine Schule bereits vollständig gemacht hat in Studien oder Erfahrungen oder in beiden, kurz der Mann von Fach, wie der Hr Verf. S. 5 selbst sagt, wird den vollen Gewinn aus dem Buche ziehen können, namentlich der Geschäftsmann und der Gelehrte, welche mit Politik und Legislation sich abgeben, jedoch auch bey der zweyten Abhandlung der eigentliche bloße Geschäftsmann, welcher verdammt ist, schlechte Steuer- und Cataster-Verordnungen zu vollziehen, und sich dabey selbst zu helfen, der Administrativ- und Steuer-Beamte. Dieser wird gewiß nicht ohne

vielfache Belehrung aus jener zweyten Abhandlung ersehen, wie der Hr Verf. in seiner schwierigen Lage als Hannoverscher Beamter nicht nur sich selbst zu rathen und zu helfen verstanden, sondern auch durch Fleiß und Gründlichkeit hofentlich eine lange Reihe von Nachfolgern in den Geschäften und das Interesse der Unterthanen gefördert hat. — Aus der Praxis ist jener Theil des Werks hervorgegangen, und nur der Practiker selbst kann durch die Praxis prüfen, ob dieser oder jener Vorschlag ausführbar ist.

Noch muß Ref. für das auswärtige Publicum hinsichtlich des Titels darauf aufmerksam machen, daß der Hr Verf. Hannoverscher erster Beamter und einflußreiches Mitglied der ersten Kammer der allgemeinen und einer Provinzial-Landschaft ist, mithin die beste Gelegenheit gehabt hat, sich in Geschäften der verschiedensten Art umzusehen, Erfahrungen darin zu machen und legislative Resultate daraus zu ziehen. Administration und Justiz sind bekanntlich in der untern Instanz im Hannoverschen noch vereint, mit Ausschluß des Steuerwesens, bey welchem letztern Geschäftszweige, vorzüglich hinsichtlich der Beschreibung, der erste Beamte jedoch wesentlich concurrirt. Das Domanal-Register ist auch noch in den Händen des Hn Verfassers. — Jedermann macht nun natürlich seine Erfahrungen aus seinem Standpuncte, und deshalb werden einige der Erfahrungen und Ansichten des Hn Verf. vielleicht Manchem, der einen andern Standpunct hat, nicht ganz einleuchtend seyn. Indes muß Ref. bemerken, daß der Hr Verf. von aller Parteywuth sich fern gehalten hat, und daß nur hier und da ein wenig durchzuschimmern scheint, zu welcher Classe der Gesellschaft derselbe gehört.

Erheblicher ist der Umstand, daß der Hr Verf.

seine Erfahrungen gerade im Amte Eilienthal gemacht hat, welches im Herzogthume Bremen, unfern der Hansestadt Bremen liegt, und theils aus Moor und Haide, theils aus Marsch besteht, und mithin künstlicher Einrichtungen zur Abwehrung und Abführung der Gewässer bedarf. Hier sind natürlich andere Einrichtungen nothwendig als wo man Weinberge oder Alpenmaten hat.

Dieser Umstand tritt, nach dem Urtheile mehrerer Bekannten des Ref., etwas zu stark bey der zweyten Abtheilung des Werks hervor, und diese bekommt dadurch wohl eine fast zu provinzielle und selbst locale Farbe für ein Werk, welches auf das größere deutsche Publicum berechnet seyn soll. So z. B. sind die Vorschriften S. 113 bis 119 rein provinzieller und localer Natur und betreffen meistens nur die Deich- und Siel-Eassen, und dieß ist nachher auf die Anlagen des Werks nicht ohne Einfluß geblieben. Gewiß dieser Theil des Werkes hat etwas rein Niederdeutsches und Hannöversches, was den Ref. als einen Landsmann aber gar nicht gestört hat, und hoffentlich auch die Oberdeutschen Leser nicht stören wird, wie es ja uns Niederdeutsche nicht stören darf, wenn wir in dem Tyroler oder in den Rheinischen Catastern manche Objecte und Einrichtungen finden, welche uns fremd sind, und der Hr. Vf. bevormortet selbst, daß das Locale nach den Localitäten respective einzuschalten und auszuscheiden sey. Das Allgemeine ist allenthalben daselbe und der Bayerische und Württembergische Politiker und Catastermann kann mit völliger Sicherheit aus dem Werke entnehmen, wie ein Niederdeutscher Geschäftsmann einige Grade nördlicher die Grundeigenthumsverhältnisse aus dem Standpuncte des Catasters ansieht, bey einem

Boden, welcher gerade die Extreme, Marsch und Haide, darbietet. Nur hätte Ref. gewünscht, daß die betreffenden technischen Ausdrücke als Siel, Fleth zc. kurz erklärt wären, da selbst gelehrte Geschäftsmänner einst nicht wußten, was ein Deich, und ob eine Hufe größer als ein Morgen Land sey. Für den Ref. ist jener Umstand wenigstens nicht störend gewesen, und jedermann kann ja auch davon eventualiter leicht abstrahieren. Indes hätte der Hr Vf. vielleicht rathsam gethan, wenn er, um der Schwachen willen, welche so leicht die Schwächen wahrnehmen, auf dem Titel bemerkt hätte: 'mit besonderer Berücksichtigung der Verhältnisse im Königreiche Hannover und speciell im Herzogthume Bremen und im Amte Lilienthal.'

Das Datum der Herausgabe der politischen Werke ist gerade jetzt, wenn nicht von der größten Bedeutung, doch von der sichersten Vorbedeutung, und man muß natürlich so wie in der neuesten politischen Geschichte, so auch in der jetzigen politischen Viterärgeschichte mit dem Julius 1830 einen großen Abschnitt, fast wie ehemals bey der Sündfluth, machen. Hier ist das Datum 1832, -und wenn gleich manche von den Cataster-Operationen des Hn Verf. vor das Jahr 1830 fallen, so ist das Werk als solches doch wahrscheinlich erst seit jenem Jahre größtentheils componiert. Der Hr Verf. gehört schon seinen Standes- und Dienst-Verhältnissen nach zu den ganz unverfänglichen politischen Schriftstellern, wie sich von selbst versteht, und ist von dem bloßen Schwindel der Reform natürlich weit entfernt. Indes hat doch wahrscheinlich auch bey ihm jener Zeitabschnitt manche Hoffnungen und Entwürfe angeregt, auf welche er jetzt selbst,

nach: mehrfach seit dem bezogenen Landtage, als fromme Wünsche schon zurückblicken wird.

Hiermit könnte Ref. die Anzeige bequem schließen, da kein bequemes Inhaltsverzeichnis dem ganzen Werke, statt der Recension, vor- oder nachgesetzt ist. Indesß will er zum Ueberflusse doch noch einiges über den Inhalt des Werkes selbst sagen.

Als allgemeine Charakteristik für beide Abhandlungen stehe hier der Ausspruch, daß die Behandlung und die Darstellung geschäftsmäßig, klar, deutlich und fest, aber weit mehr aphoristisch als erschöpfend ist. Hinsichtlich der behandelten Institute selbst scheint der Hr Verf. nach dem vorherrschenden Geiste der Zeit zu denjenigen Politikern sich hinzuneigen, welche sehr viel auf die Form, auf festgesetzte, geschriebene, künstliche und genau detaillirte Einrichtungen geben, kurz zu dem ganzen Eurus-Apparate neuerer politischer Organisationen sich bekennen, und, ohne es oft selbst zu ahnden, als getreue Schüler in die Fußstapfen der neuern Französischen sogenannten philosophischen Schule, namentlich der phystocratischen und der von Turgot, insoweit treten. Denn von dieser Schule aus, welche sich seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts erhob, ist der Organisations- und auch der Cataster-Schwindel über die Welt eingebrochen. — Ref. will hier bloß das Uebermaß andeuten! Der Historiker glaubte hierüber durch die letzten 40 Jahre vor 1830 schon hinlänglich belehrt zu seyn; indesß Erfahrungen müssen oft gemacht werden, und erst die gänzliche Unmöglichkeit und das Ende belehrt die Menschen und die Völker. Im Ganzen muß nun Ref. von den gemachten Vorschlägen sagen: gut aber viel zu viel und zu einseitig! Dieß gilt vielleicht überhaupt von jener ganzen Schule in mehr als einer Hinsicht.

Wendet Ref. sich nun zu der ersten Abhandlung 'die Elemente der Verwaltung', so enthält das Obige schon eine hinlängliche Charakteristik. Es ist hier im Ganzen wohl wenig Neues und wenig Originelles, sondern nur ein sehr allgemeiner Schematismus einer Staatsorganisation zu finden. Der Hr Verf. nimmt den Ausdruck Verwaltung S. 7 in sehr weitem Sinne, und theilt sie in Gestaltung, Statistik (specielle) Verfassung und Organismus eines Landes ein. Allenthalben ist natürlich nur wenig Detail, da diese ganze Abhandlung nur 36 Seiten enthält. Hier nur einige Züge davon.

1) Gestaltung. Der Hr Verf. hat sich in der Einleitung für eine allgemeine Verfassungs-urkunde ausgesprochen; Ref. um dieselbe Zeit in der Hannoverschen Zeitung ausführlich dagegen, indem er das Sprichwort der Vorfahren für die Geschäfte commentierte: die Augen sind größer als der Bauch! Man kann auch hier wohl schon auf die Erfahrung hinweisen. Der Hr Verf. findet S. 3 den Grund der wachsenden Unzufriedenheit besonders darin, daß die Kunst der Verwaltung nicht in gleicher Maße mit den Verfassungen fortgeschritten. Ref. legt auf beide Künste ein viel geringeres Gewicht, und hat schon vor dem Erscheinen dieses Werkes sich dahin ausgesprochen, daß der Hauptgrund der Unzufriedenheit in dem Mangel an Arbeit liege, so wie in dem übermäßigen Luxus jeder Art, inclusive des geistigen und namentlich auch des Geschäftsluxus.

Sehr richtig baut der Hr Verf. seinen Staat und seine Verwaltung nach eigener aber auch vieler Vorgänger Erfahrung, z. B. der Oldenburgischen Regierung, von unten auf, d. h. von den Gemeinden, die gehörigen Individuen

nach den Griechischen Philosophen natürlich voraussetzend. Eine feste Bezeichnung der Marken und der Gemeinden ist ihm also das erste Werk der Organisation. Die Erfahrung fängt aber meistens den Bau mit dem Siebel und dem Dache an, weil das Gebäude dort gewöhnlich am baufälligsten, und ein Einsturz von oben, nach dem Gesetze der Schwere, am schmerzlichsten ist. Die Leute im Souterrain müssen sich meistens von selbst helfen. — Noch kein Staat hat jenes auf dem Continente vermocht, und darum steht so vieles jetzt in der Luft! Sehr richtig ist es, daß Gemarkung und Gemeinde nicht immer zusammenfallen können, und noch richtiger, daß die Gemeinden nicht nach Theorien, Zahlen, Linien, Flüssen &c., sondern nach den historisch hergebrachten und vorliegenden gesellschaftlichen Verhältnissen zu formieren sind. Um so auffallender ist es aber, daß der Hr Verf. gleich darauf S. 10 als Fundament der Verwaltung den Grundsatz ausspricht, 'daß der Kreis des Kirchspiels unabweichlich auch den Kreis aller bürgerlichen Gemeinden, aller Verwaltungsbezirke bilden und daß alle gemeinschaftlichen Gemeindelasten ohne Ausnahme nur nach Kirchspielen vertheilt seyn sollen.' Der Hr Verf. gibt gleich selbst in der Note **) zwey nothwendige Ausnahmen von dieser Regel an, wenn das Kirchspiel Theile einer Stadt und eines Landgebiets vereinigt, und wenn die Kirchen keinen geschlossenen Territorial-Sprengel haben. Aber auch außerdem kann Ref. den Hn Verf. versichern, daß jener Grundsatz, in der Regel hergebracht auf der Haide und jenseits der Haide bis in die Spizen von Großbritannien und Norwegen, in Mittel- und Oberdeutschland oft gar nicht ausführbar ist, und daß eine gewaltsame Umänderung der bisherigen Gemeinde-

verhältnisse nach dem obigen Grundsatz hier die schlimmsten Folgen auf die Stimmung der Bauern haben würde. Hier haben sehr oft die Dörfer desselben Kirchspiels gar nichts gemein als dieselbe Kirche und denselben Pfarrer, oft hat jedes noch eine besondere Capelle, kurz, um alles in allem zu sagen, die Gemeinden haben sich sehr oft nicht nach der Gemeinsamkeit der Kirche, sondern des Guts- und Schutzherrn gebildet, und sind oft auch aus diesen und andern Gründen zu verschiedenen Aemtern geschlagen. — Im Ganzen bildet dießseits der Haide die Gemarkung die Einheit der Gemeinheit, nach der ursprünglichen Ausrodung oder Ansiedelung, wie die Localität zwischen den Bergen unzweifelhaft ergibt. Das Leben hat gar viele Beziehungen, nach denen sich die Geschäftsleute richten müssen, und der Hr Verf. ist ja selbst nicht im Stande gewesen, seinen Plan in seinem eigenen Amte durchzusetzen. Zu einer durchgreifenden legislativen Veränderung in dieser Hinsicht ist jetzt die Zeit viel zu empfindlich; man würde den Bauern recht eigentlich in seinem Neste angreifen und die Vortheile sind bey weitem nicht groß genug dazu, und darauf kommt doch alles an! Dieß möge man auch im Hannöverschen wohl bedenken, wenn es etwa zu einer allgemeinen Gemeinde-Ordnung kommen sollte.

Die Schulbezirke fallen dagegen bey den Dörfern in Mittel- und Oberdeutschland fast immer mit dem Gemeindeverbande zusammen, obgleich die Ausnahmen in manchen Districten auch nicht selten sind.

Der Hr Verf. erklärt sich S. 15 dagegen, daß die Aemter Verwaltungsbezirke seyn sollen; sie sollen nur Behörden seyn. Dieß ist für manche Geschäfte, für manche Nebenanlagen oft

zweifelhaft, und die Würtemberger haben bekanntlich, neben den Ortsgemeinden, Amtsgemeinden gebildet und scheinen nicht übel damit zufrieden zu seyn.

Auß den Kirchspielen setzt alsdann der Hr Vf: die Provinzen und auß diesen den Staat zusammen, und nimmt jene Punkte, mit Ausnahme von Enclaven, mit Recht als unabänderlich schon bestehend an, und widersezt sich neuern Eintheilungen nach Französischem Schnitte.

2) Die Special-Statistik (S. 16 u. ff.), welche die innern materiellen Bestandtheile der obigen Abtheilungen — Boden und Menschen — nach ihren verschiedenen Eigenschaften und Verhältnissen im Kreise der Gegenwart authentisch und vollständig vor Augen legt.

Dieß ist denn bekanntlich eins der Steckpferde, welches wir vor dem Alterthume und unsern Vorfahren, wenigstens in dieser Ausdehnung, voraus haben, womit es uns aber geht, wie David als er sein Volk zählte, und leider je mehr wir regieren und je mehr wir gebrauchen, desto genauer müssen wir allerdings über jedes Dingchen und Kräftchen unterrichtet seyn, da die Größe der Ansprüche eine sehr gleiche Vertheilung der Lasten nothwendig macht. Natürlich hat Ref. also auch nichts gegen die vollständigste Statistik der Staaten, und bedauert nur, daß sie etwas kostspielig ist und immer etwas unzuverlässig bleiben wird, und vor allem, daß deren ununterbrochene authentische Fortbildung ein Ding der Unmöglichkeit für jeden Staat ist, namentlich in den Zeiten großer Anstrengungen und Unglücksfälle, wo man Papier Papier seyn läßt. Die Jahrhunderte wollen leben und führen nur das Allernothdürftigste sicher fort. Auch der Hr Verf. fordert S. 16 eine solche Ein-

richtung für die Statistik, 'nach welcher sie aus sich selbst allen und jeden Veränderungen folgen kann. Sie muß zu jeder Zeit eine möglichst vollkommene Rechenschaft über alle Bezirke und Gemeinden, über die Kraft- und Lastverhältnisse aller Ländereyen, Höfe und Bewohner geben.' Das gibt also eine complete in beständiger Fortbildung begriffene Papierwirthschaft, wie man sie in Bayern versucht hat, und jedermann weiß jetzt, mit welcher endlichen Ueberzeugung von der Möglichkeit deren Durch- und Fortführung und mit welchen Resultaten für das Glück der Unterthanen, mit Ausnahme der in Papier arbeitenden, welche indeß auch schweigen. — Die fünf Sinne, das Gedächtniß, die unmittelbare Anschauung und die Anstelligkeit der Menschen für die Geschäfte sind Gottlob auch Kräfte, welche bey den Regierungs-Operationen in Betracht kommen können, und in der Vorzeit recht gut benutzt wurden, ohne eine Bibliothek von Steinen für die Lithographien der Realstatistik. Alles kommt also auch hier auf das Maas an und dieses hat der Hr Verf. nach des Ref. politischer Ansicht viel zu groß genommen, und er selbst hat S. 18 u. f. über die Kosten und die Schwierigkeiten einer solchen Operation sich hinlänglich ausgesprochen.

Dagegen stimmt Ref. mit dem Hn Vf. vollkommen darin überein, daß nicht eine jede Administration (Dienstbranche) für sich allein aus ihrem einseitigen Standpuncte eine Statistik aufnehmen kann, ohne Arbeit und Zeit auf das Traurigste zu verschwenden, und daß die Localbehörden und die Gemeinden dabey jedenfalls mit thätig seyn müssen. Die traurigen Folgen einer solchen einseitigen Handlungsweise liegen uns in mehr als einem Lande von Deutschland bey den

Cataster-Operationen vor, wahrhaft bejammerungswürdige disjecta membra einer Gesamtheit, hervorgegangen aus der unglücklichen Theilung der Dienstbranchen und der Dienst-Interessen. Nach des Ref. Ansicht kann man bey gehöriger Benützung der Einsichten und der Selbstthätigkeit der Notablen des Volkes eine Statistik in solchem ungeheuern Umfange entbehren, und je weniger man sie nöthig hat, desto glücklicher wird jedenfalls das Volk seyn.

Ueber das dritte Element der Verwaltung, die Verfassung, hat der Hr Verf. S. 20. 21 seinem Zwecke gemäß sich nur in Beziehung auf die eigentliche Verwaltung ausgesprochen. Er wünscht, daß die Verfassung das allgemeine Netz von den materiellen und formellen Gegenständen der Verwaltung enthalten soll, wenigstens mittelst eines organischen Gesetzes, also auch die Grundzüge der Verfassung für die Stadt- und Landgemeinden, wogegen es dem Ref. rathsam scheint, nur so viel hierüber in Verfassungsurkunden aufzunehmen, daß ohne Einwirkung der gesammten Legislatur an diesen Dingen nichts verändert werden darf, weil dem Staate ein sehr großer Spielraum für die Ereignisse der Zukunft vorbehalten bleiben muß. Man kann der jezigen Zeit nicht genug sagen, daß es eine Unmöglichkeit ist, der ganzen Zukunft in wandelbaren Dingen die Hände binden zu wollen, und dazu gehört die Einrichtung der Verwaltungsbehörden. Je umfassender, je detaillierter eine Verfassung, oder irgend ein anderes Gesetz ist, desto weniger wird es gehalten, vorzüglich in Zeiten, welche den Character der Wandelbarkeit gleichsam zum Urtypus haben.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

60. Stück.

Den 18. April 1835

H a n n o v e r.

Beschluß der Anzeige: Abhandlungen aus der Erfahrung über Staats- und Gemeinde-Verwaltung. 2c. 2c.

Dagegen stimmt Ref. im Ganzen demjenigen völlig bey, was der Hr Verf. über das vierte Element der Verwaltung, den Organismus derselben, S. 21 ff. ausgeführt hat, und er wünscht namentlich, daß dasjenige beherzigt werde, was S. 24 u. 25 aus der Erfahrung über die Einfachheit der Verwaltung in der unteren Instanz und über die Unmöglichkeit, daß der Bauer selbst regiere, bemerkt ist, wogegen ihm Bemerkungen darüber zu fehlen scheinen, in wie weit man den Bürger und den Bauer als ein Mittel zum Administriren gebrauchen könne; ferner über die Trennung der Justiz von der Administration, welches für die Zwecke des Hn Verf. so sehr nothwendig gewesen wäre. Nach des Ref. Ansicht ist es in unserer Zeit nicht thunlich, allein durch Beamte zu administriren, oh-

ne die Kräfte der Unterthanen dazu in einem gewissen Grade mit zu verwenden.

§. 26. 27 hat der Hr Verf. für die Aufhebung der bisherigen Exemtionen, als jede gute Administration störend, sich mit Recht erklärt, jedoch dabey auch im Allgemeinen den Grundsatz der Entschädigung ausgesprochen, und es ist nur zu bedauern, daß der Hr Verf. nicht wenigstens einige Lasten oder Arten des Besitztittels angegeben hat, für welche keine Entschädigung gebühren soll, um irgend ein leistendes Princip zu haben. Auf die so sehr streitige Controverse von der Entschädigungspflicht will auch Ref. sich hier nicht einlassen, er kann jedoch auch als Politiker nicht unbemerkt lassen, daß eine vollständige Entschädigung für alle hergebrachten Exemtionen die Kräfte dieser überschuldeten und überlasteten Zeit weit übersteigt, wo die currenten Ausgaben von Wenigen gedeckt werden können. Man überschlage z. B. was in irgend einer Gemeinde, in welcher sich Exemte von den Communallasten befinden, die Ablösung der Exemtionen kosten würde und bedenke, daß ganz Holstein nicht im Stande seyn würde, die gegen baares Geld erkaufte Exemtion von Dithmarschen hinsichtlich des Solles nach dem Interesse abzulösen, selbst bey den jetzigen Sollsätzen, und wie hoch würde die Summe seyn, wenn etwa die Preussischen oder Russischen Sollsätze dort eingeführt würden! Die Zukunft wird uns auch in dieser Hinsicht belehren. Die von dem Hr Verf. gewünschte Ausgleichung aller dergleichen Lasten auf einmal ist also unzweifelhaft eine reine Unmöglichkeit, so sehr wünschenswerth solche auch wäre, und noch mehr, daß die Welt dazu die Kräfte hätte. — Der Wunsch des Hr Verf., daß dieser Punct durch die Verfas-

sungsbefugnisse jedenfalls erledigt werde, ist bekanntlich nur in einem gewissen Grade in Erfüllung gegangen, und welche Verwickelungen daraus bereits entstanden sind, haben die ständischen Verhandlungen uns noch vor kurzem gezeigt.

Der Hr. Verf. ist sodann der Ansicht, daß jeder Stufe der Verwaltung eine Stufe der Repräsentation entspreche. Dieß mag richtig seyn in langen Friedenszeiten. Aber die Frage, ob überhaupt eine Provinzial-Repräsentation und Administration in den übrigen deutschen Staaten, mit Ausnahme der drey größten, rathsam sey, ist höchst controvers, so wie, ob eigentliche Provinzialstände oder bloße Kreisräthe nach Französischem, Bayerischem und Churhessischem Muster zweckdienlicher sind. Ref. hält eine lange Stufenreihe von Gewalten mit legislativen Attributen für eine reine Unmöglichkeit in dieser schnellen Zeit, und am unpassendsten in kleinen Staaten, und er sieht sie auch nirgends in Europa in eigentlicher Thätigkeit, sondern im Grunde nur auf dem Papiere, und bekanntlich sind sie auch da selten.

Des Ref. politische Wünsche sind so sehr gering, daß er schon auf einige Zeit glücklich gewesen wäre, wenn der kleine Wunsch der Note **) S. 30 hinsichtlich der Formulierung einiger Geschäfte und der Combinierung der Stempel-, Gerichts- und Copialgebühren, welche er gleichfalls nach dem Muster der Darmstädtischen *) Einrichtung öffentlich empfohlen hat, in Erfüllung gegangen wäre, und er abstrahiert also seiner Seite ohne Täuschung von allen weit ausgreifenden Verfassungs- und Organisationsplanen, vorzüglich wenn sie auf einmal durchgeführt werden sollen, was niemals in der Weltgeschichte ohne große Reibungen gelungen ist!

*) Ehre dem Ehre gebührt!

Die zweite Abtheilung des Werks, das Land- und Hofe-Cataster, hat neben diesem kleinen, auch dem ganzen Werke vorgedruckten, Titel noch den specielleren: Betrachtungen aus der Erfahrung, über den staatswirthschaftlichen Werth einer umfassenden Real-Statistik und über deren organischen Einfluß auf Verwaltung der Grundsteuer, Nebenanlagen und Gemeindelasten, wie auf Sicherung der Hypotheken, Grundrenten und Servituten; practisch erörtert durch die Catasterordnung für das Hannöversche Amt Lilienthal, mit Instructions und Formularen.

Auch hier muß Ref. zuvörderst bemerken, daß der Ausdruck 'Betrachtungen aus der Erfahrung' sowohl gegen die Sprache als gegen den Inhalt des Werkes ist, da jene Betrachtungen nur einzelne kurze Sätze sind, welche die Resultate der Erfahrungen des Hn Verf. enthalten; dieses ergibt auch der obige Titel selbst, indem jene Betrachtungen practisch erörtert seyn sollen, durch die angehängte Cataster-Ordnung. Betrachtungen können wohl geprüft, beurtheilt zc. werden; der Ausdruck erörtert paßt überall nicht, sondern in dem Sinne, wie der Hr Verf. den Ausdruck nimmt, war es wohl am passendsten statt 'erörtert' zu sagen 'belegt' oder 'niedergelegt' oder 'dargelegt' in der Cataster-Ordnung zc. Sodann fehlt die zweite Abtheilung des Titels 'wie auf Sicherung der Hypotheken, Grundrenten und Servituten' in diesem Bande ganz; er handelt nur von der Grundsteuer, den Nebenanlagen und den Gemeindelasten, obgleich dann und wann die Servituten auch erwähnt werden. Die Zehntbeschreibung ist jedoch mit aufgenommen, obgleich der Zehnten gewiß nach der Ansicht des Hn Verf. und vieler Andern, selbst wenn er sich noch in den Händen

des Domanii befindet, längst den Character einer öffentlichen Abgabe oder Nebenanlage verloren und den einer Grundrente oder Servitut angenommen hat, und mithin eher in die zweyte als in die erste Abtheilung gehören würde. Die in dem Titel zuletzt genannten drey Gegenstände hat der Herr Verfasser der Fortsetzung des Werks, oder, wie das Hypothekenwesen, einer besondern Erörterung vorbehalten, S. 58. Die zuerst genannten drey Gegenstände hat der Hr Vf. indeß auch nicht vollständig in dieser zweyten Abhandlung nach seinem eigenen Geständnisse gegeben, indem er S. 164 die Mittheilung der Eilienthaler Amts-Matrikel der dritten, in diesem Bande nicht enthaltenen, Abhandlung vorbehält und verspricht, in dieser dritten Abhandlung die Art und Weise zu zeigen, wie die Abgaben im Amte Eilienthal auf den Grund der Conturrenz-Matrikel vertheilt und verwaltet werden, und dabey die Instructionen und Formulare zum Neben-, Anlage- und Rechnungs-Wesen zu liefern.

Der große Umfang des Werkes läßt sich darnach leicht überschlagen. Mögen dem Hn Verf. seine Verhältnisse erlauben, das Fehlende bald nachzuliefern, da, so viel Ref. wahrgenommen, die dritte Abhandlung noch nicht erschienen ist. Dem Ref. könnte wenigstens die gänzliche Durchführung des Werks nach diesem umfassenden Plane nur sehr angenehm seyn, da auch er von dem genauesten Zusammenhange dieser Gegenstände von jeher durchdrungen war und nur in der Art der Ausführung von dem Plane des Hn Verf. abweicht.

Die zweyte bereits gelieferte Abhandlung ist denn, wie sich schon nach dem Titel ergibt, viel reichhaltiger, umfassender und belehrender als die erste, indem nur ein Theil der ersten Abhand-

lung über die Verwaltung, nämlich die Special-Statistik, und von dieser wieder nur die Real-Statistik, und von dieser abermals nur, wie so eben gezeigt ist, weniger als die Hälfte im Detail gegeben ist. Für die Personal-Statistik hat der Hr Verf. S. 37 auch eine besondere Mittheilung sich vorbehalten. Je näher der Hr Vf. aber dem Gegenstande tritt, auf welchen er es eigentlich hier angelegt hat, der Realstatistik, je detaillierter und anschaulicher und brauchbarer wird auch das Werk.

Diese zweyte Abhandlung zerfällt dann wieder in zwey Theile. Erster Theil. Allgemeine Betrachtungen über Real-Statistik. Dieser geht von S. 36 — 61. Zweyter Theil. Cataster-Ordnung für das Amt Eilienthal. Diese geht S. 62 — 180 incl. der Instructionen. Alsdann kommen 'die Formulare zur Cataster-Ordnung, nebst einigen Auszügen aus den Eilienthaler Cataster-Verhandlungen etc.' Diese letzteren umfassen die Hälfte des ganzen Bandes.

Hinsichtlich des Ganzen muß Ref. zuvörderst den Wunsch aussprechen, daß es dem Hn Verf. bey einer zweyten Ausgabe dieses Bandes gefallen möge, einen Abriß der Geschichte, der leitenden Grundsätze und der Leistungen der Hannöverschen Cataster-Operation, seit der Vertreibung der Franzosen, dieser Abhandlung vorangehen zu lassen, und darauf auch bey den einzelnen Theilen vergleichende Rücksicht zu nehmen. Der Hr Vf. hat hin und wieder in den Noten (meistens tabulnd) darauf Bezug genommen, allein bey weitem nicht genügend. Denn im Ganzen stellt sich diese Real-Statistik in der zweyten Abhandlung doch nur als ein Supplementband zu der Hannöverschen Cataster-Operation dar, und es muß jedem mit dieser nicht hinlänglich bekannten

Geschäftsmanne, namentlich dem Ausländer, ein Räthsel bleiben, wie der Hr Verf. auf den Gedanken eines solchen Supplementbandes habe kommen können, und der Leser kann nur wünschen, auch in den einzelnen Theilen das Verhältniß des Supplement- zu dem Hauptbände genauer kennen zu lernen. Dieses würde namentlich dem Ref. um so wünschenswerther seyn, da er selbst immer der Ansicht gewesen ist, daß das Hannöversche Cataster, schon allein hinsichtlich der darauf mit zu gründenden privatrechtlichen Institute, in einigen Puncten einer Modification bedürfe, und auch Modificationen von der Hannöverschen Regierung bereits officiell mit zum Zwecke des Hypothekenwesens angekündigt sind. s. Actenstücke der fünften u. Stände-Versammlung 1834. Heft No. X. No. 105. S. 754. 55. Kurz diese ganze Abhandlung des Hn Verf. hat ihren Entstehungsgrund in der Unvollkommenheit und der Einseitigkeit der Hannöverschen Cataster-Operation, welche, ohne auf die übrigen gleich dringenden Bedürfnisse Rücksicht zu nehmen, ausschließlich nur die Grundsteuer der einzelnen Parzellen nach dem angeblichen Reinertrage, ohne Berücksichtigung der andern Reallasten, vor Augen hatte, und dadurch so vielen Dissensus im Lande von allen Partheyen erfuhr. Der Hr Vf. hat gewünscht, dieser Unvollkommenheit in dem Amte Lilienthal durch theilweise Substituierung seines Ideals von Catasterwesen abzuhelfen, also eine theilweise Nachcatastrirung!

Was nun das Ideal einer Realstatistik oder eines Catasters des Hn Vf. betrifft, so hat derselbe darüber in dem ersten Theile dieser zweyten Abhandlung, unter Zugrundelegung der allgemeinen Grundsätze der vorhergehenden Abhandlung, sich ausgesprochen. in drey Abschnitten. S. 37 — 61.

Erster Abschnitt. Zweck, Bedeutung und Erfordernisse. Zweyter Abschnitt. Einrichtung und Erhaltung. Dritter Abschnitt. Staatswirthschaftlicher Werth und organischer Einfluß (einer Realstatistik).

Dem zweyten Theile dieser Abhandlung ist dagegen folgendes Inhaltsverzeichnis vorgesezt, welches am besten die Reichhaltigkeit des Stoffes dieses letzten Theils des Werks, so wie die Schwierigkeiten und die Kosten der Anlegung einer solchen Realstatistik dem Sachkundigen andeuten wird. Wir lassen dabey die Seitenzahlen stehen, damit der Leser selbst urtheilen könne, über die Verhältnißmäßigkeit der Behandlung.

Inhalt der Cataster-Ordnung und der zugehörigen Instructionen und Formulare: Einleitung S. 65. Erstes Kapitel. Allgemeine Begriffe und Bestimmungen. I. Bestandtheile der Realstatistik S. 71. II. Statistik der Ländereyen und Höfe S. 74. III. Statistik einzelner Reallasten S. 74. IV. Statistik der Gemeinwerke S. 74. V. Zweck der Land- und Höfe-Cataster S. 75. VI. Bedeutung u. Erfordernisse der Land-Cataster S. 75. VII. Bedeutung u. Erfordernisse der Höfe-Cataster S. 77. VIII. Concurrenz-Grundlagen zum Matricular-Anschlage S. 77. IX. Concurrenz-Matrikel S. 82. Zweytes Kapitel. Instructionen zum Verfahren. A. Allgemeine Vorschrift S. 83. B. Instructionen zur Einrichtung der Cataster. Erste Instruction. Vorarbeiten der Localbehörden S. 85. Mit 8 Anlagen: I. Formular zum Repertorio der Höfe oder Reihestellen. II. Schema zur Beschreibung der Feldmarksgrenzen, nebst Charten-Auszug ad II et IV. III. Schema zur Beschreibung der Amtsgrenze. IV. Schema zur Reihenfolge der Grundstücke. V. Schema zu den statistischen Nachrichten. VI. Auszug aus der Deich

Beschreibung. VII. Auszug aus der Ziel-Beschreibung. VIII. Auszug aus der Zehnt-Beschreibung. Zweyte Instruction. Arbeiten der Landmesser S. 97. Mit 3 Anlagen: A. Formular zum Land-Cataster. (nebst älterem Formulare). B. Formular zur Land-Rolle. C. Formular zum Land-Register. Dritte Instruction. Arbeiten der Landschäfer S. 121. Mit 2 Anlagen: I. Formular zum Taxenbuche. II. Auszug aus einem Berichte über die Hannoversche Grundsteuer. Vierte Instruction. Anerkennungs-Verfahren S. 133. Mit 3 Anlagen und einem Anhang: I. Formular. a. zur Vorladung, b. zur Vollmacht, und c. zur Bekanntmachung wegen Anerkennung der Realstatistik. II. Formular a. zum Verzeichnisse der zur Anerkennung vorzuladenden Hauswirthe und Landbesitzer, b. zum Insinuations-Befehle, c. zum Insinuations-Documente. III. Formular zur tabellarischen Nachweisung aller zur Anerkennung der Realstatistik vorgeladenen Hauswirthe und Landbesitzer. Anhang. Auszug aus dem Anerkennungs-Protocolle vom 3. bis 21. Septbr. 1827. — Gerichtliche Verhandlungen über die Anerkennung der Land- und Höfe-Cataster des Amts Lilienthal — nebst Anlagen von lit. A. bis I. Fünfte Instruction. Erledigung der Einreden S. 143. Mit einem Anhang: Auszug aus den Deputierten-Verhandlungen von 1829 bis 1831. Sechste Instruction. Feststellung der Land-Cataster S. 149. Mit 3 Anlagen und einem Anhang: I. Schema zur Resolution wegen der vorgebrachten Einreden. II. Schema zum Documente über die Anerkennung der Land-Cataster. III. Schema zum Documente über die Anerkennung der Charten. Anhang. — Auszug aus den Deputierten-Verhandlungen. Siebente Instruction. Höfe-Cataster und Concurrenz-Matrikel

S. 153. Mit 2 Anlagen und einem Anhange: A. Formular zum Hofe=Cataster. B. Formular zur Concurrenz=Matrikel. Anhang. — Auszug aus den Deputierten=Verhandlungen. — C. Instruction zur Erhaltung der Cataster. Achte Instruction. Mutations=Verfahren S. 165 — 180. Mit 3 Anlagen und 2 Anhängen: A. Formular a. Declaration zur Umschreibung. b. Certificat zur Umschreibung. c. Attest über die Umschreibung. B. Formular zum Mutations=Register. C. Designation der zur Real=Statistik der Kirchspiele des Amts Lilienthal gehörigen Cataster und Rollen. Erster Anhang. Auszug aus den Deputierten=Verhandlungen. Zweyter Anhang. Copie der Bekanntmachung wegen Umschreibung der Veränderungen in der Real=Statistik.

In einer Note zu diesem Inhaltsverzeichnis gibt der Hr Vf. den Grund an, warum die Formulare zur Cataster=Ordnung nicht paginiert seyen, nämlich, damit solche nach Bequemlichkeit des Lesers entweder nach (secundum) den betreffenden Instructionen getrennt, oder hinter dem beygefügteten Titelblatte (S. 181) zusammengestellt werden könnten. Dem Ref. ist dadurch bey dem Einstudieren des Werks eine große Unbequemlichkeit entstanden, indem er, jene Note übersehend, anfangs sich in jenen Formularen gar nicht orientieren konnte, und er wünscht für eine zweyte Ausgabe des Werks, daß jeder Instruction die dazu gehörigen Anlagen unmittelbar angehängt und daß der ganze Band durchpaginiert werde, da man die Bücher erst alsdann zu lesen pflegt, wenn sie gebunden sind.

Aus der obigen Inhaltsanzeige wird der sachkundige Leser am besten beurtheilen können, was er hier zu erwarten hat, und Ref. kann dem Hr Vf. nur das Zeugniß geben, daß er seine Aufgabe

gründlich behandelt hat. Im Wesentlichen hat der Hr Vf. seine Ansichten über Catastrirung aufgestellt und zugleich die Belege geliefert, daß er sie sachgemäß auf eine gewisse Localität anzuwenden verstanden habe. Ob nun die Ausführlichkeit dieser Anwendung, wie solche den ganzen halben Umfang des Bandes einnimmt, jedem Leser nothwendig und angenehm seyn werde, muß Ref. billig dahin gestellt seyn lassen; für ihn selbst, der immer Ueberfluß an Zeit und Mangel an Kenntnissen hat, ist dieß allerdings der Fall gewesen. Manchem Andern werden dagegen einige Formulare als zur Vorladung u. so wie der Auszug aus dem Auerkennungsprotocolle vielleicht überflüssig scheinen. Das Werk enthält die eigentliche Catastrirung in ziemlichem Umfange, wogegen die gegebenen Grundsätze der Bonitierung nicht practisch durchgeführt sind, weil der Hr Vf. natürlich an der eigentlichen Veranlagung der Grundsteuer nichts ändern konnte, S. 121. 122, und mit Recht diese schwierige Operation für die Nebenanlagen allein nicht vorgenommen, und dafür und für die Gemeindelasten keinen besondern Repartitionsfuß eingeführt hat. Auch ist das Schicksal der früheren Bonitierung des Landes jetzt wohl ziemlich als feststehend anzusehen, wogegen die übrige Registrierung wenigstens als Vorarbeit immer ihren Werth behalten, jedenfalls als Supplement dienen kann.

Die Tendenz des Werkes selbst anlangend, so sieht der Leser, ohne des Ref. Hinzufügen, daß hier keine neue Richtung verfolgt ist, sondern daß hier nur zu den unzähligen früheren Versuchen, von den ersten Französischen Physiocraten an bis zum Projecte der Stein-Bibliothek in München, ein neuer gekommen ist, den Grund und Boden, nach der gegebenen Eintheilung des Grund-

eigenthums, in Charten auf das Papier zu bringen, und alle Realverhältnisse desselben nach allen Beziehungen zu registrieren, und alle Veränderungen des Grund und Bodens hinsichtlich jener Realverhältnisse auf der Charte und dem Papiere sofort nachzuführen. Ein unendliches Unternehmen, dessen Vollendung jeder Eigenthümer und jeder Staat in seinen Resultaten dankbar annehmen wird, wenn sie ihm ohne Zeit- und Kostenaufwand fertig auf den Tisch gelegt werden. Denn was könnte schätzbarer seyn als eine solche Realstatistik, mittelst deren jeder Einzelne, jede Commüne, jedes Amt, jede Provinz und endlich der ganze Staat die Verhältnisse ihres Grundeigenthums mit einem Blicke nach einem jährlichen Abschlusse, wie das Rechnungsbuch des Kaufmanns, übersehen und darnach ihre Operationen sicher und wie mit einem Zauberschlage von oben nach unten und angeblich ohne Prägravationen vorzunehmen vermöchten! Die Erfahrung von Dionys dem Ersten bis auf den Hn Oberpräsidenten von Wincke lehrt aber, daß die Vollendung eines solchen Riesenwerks, wie der Hr Bf. es beabsichtigt, noch Niemandem im Großen gelungen ist, und daß die Operation, bey großer Theilung des Grundeigenthums und vielfacher Verwickelung desselben durch Reallasten, wegen des ungeheuern Aufwandes an Zeit und Kosten eine einfache Unmöglichkeit ergibt, deren ununterbrochene Fortsetzung durch die Reihe der Jahrhunderte und namentlich in stürmischen Zeiten aber eine zehnfache Unmöglichkeit. Die Mayländische, die Französische, die Bayerische, die Westphälische und andere Operationen liegen schon in ihren Resultaten vor, und nur einzelne Fragmente davon werden wohl auf die Nachwelt kommen. Und alle diese Operationen hatten es entweder mit leichteren Grundeigenthumsverhältnissen als der

Hr Vf. zu thun, oder machten sich die Aufgabe nicht so groß, nach allen Seiten hin, sondern beschränkten sich meistens auf die Grundsteuer allein. Der Plan des Hn Vf. umfaßt aber wenigstens das Dreyfache. Obgleich eine solche Operation jetzt nach erfundener Buchdruckerkunst und vorzüglich der Lithographie bey weitem leichter ist, als vorher; so würde doch eine nicht zu übersehende und nicht zu controlierende Papierwirthschaft daraus entstehen, ein möglicher Weise gar nicht zu ernährender Beamtenstand würde daraus erwachsen, und alle Geschäfte, hinsichtlich des Grundeigenthums an dieß Papier bey Strafe der Nullität gebunden, gar bald in Stocken gerathen. Eine Reducierung dieser Papierwirthschaft, welche seit dem 30jährigen Kriege und vorzüglich seit der Französischen Revolution mit dem Beamtenstande, ihrem Substrate und ihrem Endzwecke, so außerordentlich angeschwollen ist, ist auch das Allernothwendigste und im Uebrigen Substituierung der Selbthätigkeit der Officianten und der Notablen des Volks. Dieß war gerade von jeher eine Haupttendenz der Thätigkeit des Ref., und er kann also auch unmöglich insoweit den Bestrebungen des Hn Verf. seinen Beyfall geben, und würde den Versuch deren Realisirung im hiesigen Lande nur mit Bedauern sehen. Wahrscheinlich wird auch die beabsichtigte Modificierung des Hannöverschen Catasters von einem viel beschränktern Umfange seyn, wie schon das oben citierte Actenstück ergibt. Der Hr Vf. hat auch nicht einmal einen Uberschlag der Kosten seiner Operation für das ganze Königreich Hannover angegeben, und dieß ist bekanntlich eine mächtige Präjudicialfrage, und er selbst hat seinen Plan nach der Anlage VIII zur ersten Instruction nicht einmal bey dem Behnten durchgeführt. Die Anlage B. zur

zweyten Instruction, die sogenannte Landrolle, würde nach dem Plane des Ref. im Wesentlichen genügen, zumal, nach der Bemerkung auf der Rückseite, die politische Qualität und die Lasten der einzelnen Grundstücke dabey bemerkt werden sollen, wenn gleich nach des Ref. Ansicht die formelle Einrichtung zum Theil anders seyn müßte. Und dahin wird man auch ohne so großen Vor-
 apparatus, als hier vorausgesetzt wird, mit der Zeit schon gelangen können.

Ref. macht noch auf folgende Punkte einen jeden Leser des Werks aufmerksam.

Der §. 38 der zweyten Instruction zur Cataster-Ordnung S. 110 — 111 geht dahin:

‘§. 38. Für jeden Landbesitzer wird eine besondere Land-Rolle extrahiert und eine solche Land-Rolle muß alle Grundstücke eines und desselben Landbesitzers aus ein und derselben Feldmark in sich fassen.

Jeder Extract bildet für sich eine — lose — Land-Rolle (nach den Umständen mit Einlage-Bogen), damit jede Rolle bey Hauptveränderungen durch eine neue ersetzt werden kann, ohne deshalb auch die übrigen Rollen verwerfen oder die gestrichenen Rollen beybehalten zu müssen.’

Dieß ist sehr richtig! Große Operationen auf dem Papier, welche häufige Mutationen des Inhalts mit sich führen, können auf die Dauer und mit Erfolg nur auf losen Blättern oder in kleinen Büchern, welche den Einschub erlauben, fortgeführt werden. Alle großen ein für alle Mal gebundenen Grundsteuer- und Hypothekenbücher gerathen bald in Verwirrung, gerade weil sie keinen Einschub erlauben. Ref. hat früher geglaubt, daß diese in seinem Hypothekenwerke einstweilen bloß angedeutete Ansicht ihm eigenthümlich sey; mit desto größerer Freude hat

er sie hier wieder gefunden, und noch lieber ist es ihm, das Publicum davon in Kenntniß setzen zu können, daß in einem gewissen Theile Deutschlands unsere Vorfahren jene Einrichtung in der Mitte des 17. Jahrh. als ein längst hergebrachtes Institut schon gekannt und mit dem besten Erfolge in mehr als einer Hinsicht benutzt haben. Ehre dem Ehre gebührt!

Ferner ist dasjenige sehr schätzenswerth, was der Hr Verf. in der dritten Instruction S. 122 ff. über die Taxation sagt, und Ref. ist darin vollkommen einverstanden, daß nur der Pacht- oder der Capitalwerth der Grundstücke nach einem Durchschnitte gewisser Jahre einen richtigen Anhaltspunct für die Bonitierung geben können. Die meisten Provinziallandschaften im Hannöverschen sind auch dieser Ansicht gewesen. Dagegen kann Ref. nicht der Ansicht seyn, daß Grundzinsen und Zehnten dem Pflichtigen nicht in Abzug kommen sollen. Dieß widerspricht auch dem Grundsätze des Hn Vf., daß der mittlere Pachtwerth der Bonitierung zu Grunde gelegt werden soll, da jeder Pächter jene Lasten bey Bestimmung des Locarii mit in Abzug bringt. Das Chuthessische neue Grundsteuer-Project geht freylich auch von jenem Grundsätze aus, aber es legt dafür auch den Rohertrag zum Grunde, und bleibt sich also wenigstens consequent, so wenig auch beide Grundsätze zu billigen sind. Die Ausmittelung der Art der Mitconcurrentz der Grundlasten zu der Grundsteuer ist freylich nach jeder Seite hin eine schwere Sache, und am schwierigsten bey der Ausführung, wie wir bey dem Zehnten im Westphälischen und Hannöverschen gesehen haben.

S. 124. §. 6 u. f. 'Die Gelegenheit zum Verdienste für das Haushaltspannwerk u. s. w.' gehört wohl in eine Gewerbesteuer und nicht in die Grundsteuer, obgleich die Grenzen zwischen

der Gewerke- und der Grundsteuer kaum zu ziehen sind, indem ja fast aller Ertrag des Grund und Bodens eine Composition der Capital-, Arbeits- und Grundrente ist. Auch bey den Steuern wird es recht klar, daß die Welt nicht aus zerrissenen Einzelheiten besteht, sondern ein Ganzes ist, welches am besten in seiner Totalität aufgefaßt und behandelt wird. Dieß ist wenigstens des Ref. Glaubensbekenntniß, und deshalb haben der Röm. Censur und eine Einkommensteuer immer ihre Anhänger gefunden.

Besonders empfiehlt Ref. dem Leser noch die achte Instruction zur Cataster-Ordnung. Das Mutationsverfahren S. 165 ff. Daraus, namentlich aus den Noten, geht hervor, daß der Hr Vf. die Schwierigkeiten der Mutation wohl fühlt. Und dieß ist denn auch der Gordische Knoten des Ganzen, den Ref. aber jetzt zur Zeit nicht weiter berühren will, als daß der Hr Vf. einige recht böse Knötchen, welche in jenem großen Knoten stecken, zu seinem wahren Glück nicht geahnet zu haben scheint. — Nebenbey will er nur die Gewissensfrage an den Hr Vf. richten, wie viel Zeit die Mutationsoperation bey einem Hofe von nur 100 Parzellen mit verschiedenen Arten von Reallasten durch alle Rollen des Hr Verf. ihm kosten würde, und wie oft eine Mutation bey freyem und theilbaren Eigenthume demnächst zu erwarten ist?

Ref. erlaubt sich noch die Bemerkung, daß er kein Freund von Tabellen, aber ein Freund von kleinen Büchern bey dieser Operation ist, und daß es ihm sehr interessant war, aus der Note S. 114 zu ersehen, daß die Deichlasten im Amte Lilienthal nach den Höfen repartiert werden, wogegen bekanntlich auch die Hannöversche Grundsteuer immer nur die einzelne Parcele vor Augen hat. Dieß ist auch eine freylich nur indirecte Folge des physiocratischen Systems. Gewiß wird diese doppelte Art der Repartition noch in mehreren Theilen des Landes und noch bey andern Reallasten Statt finden, da die Vorzeit, so viel Ref. beobachtet hat, bey geschlossenem Grundeigenthume die Repartition wohl allenthalben nach Höfen vorgenommen hat, welcher Unterschied von wichtigen Folgen ist.

Und hiermit schließt denn Ref. seine freylich etwas mühsame indeß für ihn desto lehrreichere und nicht selten angenehme Wanderung durch ein Buch, dessen Studium er allen Geschäftsleuten und Gelehrten, welche für die Verhältnisse des Grund und Bodens Interesse haben, nur empfehlen kann. Die Verlagshandlung hat das Werk sehr gut ausgestattet, und dadurch gezeigt, daß sie auch für diese Art Literatur Sinn habe. Die wenigen unbedeutenden Druckfehler sind angezeigt.

(Inzwischen ist der zweyte Theil des Werks erschienen; er liegt aber dem Ref. noch nicht vor). R. Ref.

G ö t t i n g e
 gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
 der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

61. Stück.

Den 20. April 1835.

G ö t t i n g e n .

Bereits im Jahre 1833 (G. g. N. St. 170) ward die hiesige königliche Gesellschaft der Wissenschaften auf Befehl S. K. H. des Herzog von Sussen, Präsidenten der Londoner Royal Society, durch ihren Secretär für das Auswärtige In König benachrichtigt:

Daß S. M. der König zwey goldene Preis-Medaillen, jede von 50 Pf. Sterling an Werth ausgesetzt haben, welche jährlich von 1836 an — sey es im In- oder Auslande — den Verfassern annoch ungedruckter vorzüglicher Entdeckungen in Gegenständen der physical and mathematical knowledge und namentlich der animal physiology, welche vor dem Junius des gedachten Jahrs der dortigen R. S. zur Aufnahme in ihre philosophical Transactions eingesandt seyn werden, zuertheilt werden sollen.

Ein Schreiben des Secretairs In König vom 1. Merz benachrichtigt uns jetzt, daß die Königl. Medaillen für 1837 in diesem Jahre werden ertheilt

werden, die eine: to the author of the best paper to be entitled Contributions towards a system of Geological Chronology, founded on an examination of Fossil Remains and their attendant phaenomena; — die andere: to the author of the most important unpublished paper in Physics, which may have been communicated to the R. Society for insertion in their Transactions after the present date, and prior to the month of June of 1837.

In case no paper on the geological subject above specified, or none possessing sufficient merit, is communicated to the Society for insertion in their Transactions after the present date and prior to the month of June of 1837, the council propose to adjudicate one of the Royal Medals of that year to the author of the best paper on any other subject in Geology or Mineralogy, that may have been presented for insertion in the Philosophical Transactions, within the same period previous to the time of award.

London, 1. Machr 1835.

L o n d o n.

Printed for the Oriental Translation Fund of Great Britain and Ireland, 1832:

Annals of the Turkish Empire, from 1591 to 1659 of the Christian Era. By Naima. Translated from the Turkish, by Charles Fraser. Vol. I. — XVII und 467 Seiten in groß Quart.

Zwar ganz in echt türkischer Gefinnung und Farbe geschrieben, daher auch nicht selten einseitig und ungenügend, aber bey ungemeiner

Ausführlichkeit sehr unterrichtend; dieser erste Band umfaßt die Erzählung von nur 26 Jahren, bis 1617 n. Gh. Der Verf. beginnt seine einzelnen Jahresberichte mit dem Anfang des zweyten Jahrtausends des Islam, und es treibt ihn nichts gerade hier den Anfang zu machen als der große Zeitabschnitt selbst; denn eine innere Ursache hier zu beginnen liegt nicht vor, da im J. 1000 d. H. keine Epoche in der Geschichte der türkischen Macht, nicht einmal der Wechsel eines neuen Sultan eintrifft. Wie aber in der Christenheit gegen das Ende des ersten Jahrtausends n. Gh. das Ende aller Dinge gefürchtet oder gehofft wurde, so gingen ähnliche Meinungen im Islam gegen Ende seines ersten Jahrtausends: während die Geschichte zeigt, daß alles auch nach diesem großen Zeitabschnitt im Islam seinen gewohnten Fortgang hatte. Der Uebersetzer meint in der Vorrede, der Verf. habe Saadeddin's große türkische Annalen fortsetzen wollen; da diese aber schon mit dem Jahre 1521 schließen, so muß der Verf. nach anderer Ansicht seinen Anfang bestimmt haben. — Die Anlage des Werks ist ganz dieselbe wie bey allen frühern islamitischen, ja schon bey den biblischen Annalisten: jahresweise wird die Erzählung aller irgend wichtigen Dinge zugerichtet, so daß bey gewissen wichtigern Begebenheiten, welche den Lauf der gewöhnlichen Dinge unterbrechen, auch zurückgehend in frühere Jahre das Nöthige ergänzt wird, besonders an dem Orte, wo der Tod eines Sultan zu melden ist, ein gewisser Stillstand der Erzählung und allgemeiner Rückblick auf die Sitten und Verdienste, die Familie und die übrigen persönlichen Verhältnisse des Verstorbenen sich eindringt. Von den Gelehrten, Doctoren (Scheikhs) und Dichtern, welche den

Islam zu jener Zeit im Umfange des weiten türkischen Reichs verherrlichten, spricht der Verf. mit vieler Lust und Ruhmsucht, meinend der Islam gebe in gelehrten Dingen dem Christenthum nichts nach; welches allerdings von jener Zeit noch mit mehr Recht gesagt werden konnte als von der jetzigen. Nicht weniger Gewicht legt der Verf. in seiner Erzählung auf die Ankunft zahlloser Gesandtschaften von allen Seiten der alten Welt am Hofe zu Constantinopel; diese Nachrichten und die über Friedensschlüsse werden aufs genaueste mitgetheilt, und wir können an den guten Quellen des Verfs. nicht zweifeln. Aber wie Livius in der Römischen Geschichte, vergißt auch dieser Türkische Annalist nie den Bericht über die wunderbaren Naturerscheinungen jedes Jahrs, wovon die wichtigsten (vergl. S. 466) von den Türkischen Statthaltern selbst an den Hof gemeldet wurden. Solche in aller ursprünglichen Breite wiedergegebenen Mittheilungen machen den Hauptwerth dieses Buches aus, welches vor vielen andern einen Platz in der Londoner Sammlung orientalischer Uebersetzungen verdiente. — Der Türkische Text ist zwar vor beynähe hundert Jahren in Constantinopel auf kaiserlich-türkische Kosten gedruckt erschienen: aber so selten im übrigen Europa, daß die gegenwärtige Uebersetzung, wenn sie vollendet seyn wird, eine fühlbare Lücke ausfüllen wird. An der Fähigkeit des Uebersetzers ist nicht zu zweifeln: eine Vergleichung des Werks mit andern Nachrichten und Beurtheilung der einzelnen Erzählungen wäre erwünscht hinzugekommen, ist indeß genau genommen nicht zu fordern; nur hätte der Uebersetzer das Werk in sofern etwas mehr europäisch bearbeiten sollen, daß er die orientalischen Namen für Städte,

Monate und dergleichen Dinge auf die uns ge-
läufigern zurückführte; denn eine Kenntniß sol-
cher ganz fremder Namen ist von denen, für
welche die Uebersetzung am nächsten bestimmt ist,
nicht zu erwarten, und das fremde Gewand
schreckt nur zu leicht viele Leser ab.

The Sháh NámeH of the Persian poet
Firdausi, translated and abridged in prose
and verse, with notes and illustrations.
By James Atkinson, Esq. of the ho-
nourable East-India Company's Bengal me-
dical service. — XXXI u. 608 S. in 8.

Schon der sonderbar klingende Zusatz in der
Aufschrift 'übersezt und abgekürzt' und 'in
Prosa und Versen' weist auf die Entstehung
dieses Buchs hin. Der Uebersetzer, welcher schon
im J. 1814 zu Calcutta den Abschnitt 'Sohráb'
in Text und Uebersetzung herausgegeben hat,
glaubte bey seinem Wunsche Englische Leser mit
dem Sháh NámeH bekannt zu machen, daß dieß
Gedicht, für eine Uebersetzung zu lang und ge-
dehnt, am besten in einer Verkürzung gefallen
würde; er gibt daher meist nur sehr kurz den
Fortgang des Inhalts in Prosa an, und ver-
sucht nur die schönsten Stellen in Versen nach-
zubilden; das Ende des großen Epos, wo die
Könige nach Alexander bis auf Chošru beschrie-
ben werden, läßt er ganz aus. Um indeß ei-
nen Begriff vom Wesen des Gedichts selbst zu
geben, ist die frühere Uebersetzung des 'Sohráb'
in Versen unverkürzt angehängt, obgleich die-
selbe Episode schon an ihrem Orte verkürzt ge-
geben war. Wenn nun der Europäische Leser
und Freund solcher Dichtungen nicht gleich zu
dem ganzen ungeheuern Epos von 60,000 Ver-
sen übergehen kann, weil ihn die fremde Masse

vielleicht erdrücken und betäuben würde, so mag es immerhin nützlich seyn, ihn erst an das kürzere Bild des Ganzen zu gewöhnen und die fremden Gestalten ihm erst von außen und theilweise zu zeigen; gerade bey dem Schah-Nameh haben wir Deutsche eine solche Verkürzung, die jetzt zum erstenmale den Briten geboten wird, schon vor mehreren Jahren als erste Probe hinnehmen müssen. Aber daß ein solches dürstiges und mattes Abbild des Urbildes für Europäische Leser auf immer genüge, wie der Uebersetzer in der Vorrede meint, möge die Zukunft widerlegen; denn was würde aus den Studien dieser Art werden, wenn man sich an kraft- und farbelose Auszüge gewöhnte und bloß deswegen vor einer Arbeit erschreckte weil sie zu langwierig scheint! Man prüfe erst genau, was zum echten Firdausischen Schah-Nameh gehört oder nicht, und sondere alle falsche Episoden und unlautere Zuflüsse, welche sich in dieses Meer so stürmisch und zahlreich ergossen haben, daß kaum zwey Handschriften dieselbe Oberfläche zeigen: aber das reine und edle Wasser lasse man dann auch in vollen Strömen fließen. Von critischer Ansicht und Bearbeitung des Textes, von langwierigen, aber nothwendigen Zurückstufungen zur Arbeit, zeigt indeß diese Uebersetzung keine Spur, so daß wir dieß Buch nur als den ersten schwachen Versuch das Schah-Nameh in England bekannter zu machen betrachten können. Nicht einmal die eine oder die mehreren Handschriften, welche dem Uebersetzer zur Grundlage seiner Arbeit dienten, werden genannt und beschrieben. Die Anmerkungen zur Erläuterung S. 515—40 erstrecken sich kaum auf irgend etwas schweres und der Erörterung werthes. Von critischen und sprachlichen Bemerkungen nichts.

Die Vorrede erklärt besonders nur das Leben des paradiesischen Dichters (Firdausi), nach Quellen welche meist schon sonst gedruckt und übersetzt sind. Es war z. B. schon längere Zeit unter uns bekannt, wie Firdausi sein Gedicht als die Frucht einer ununterbrochenen Arbeit von 30 Jahren dem Sultan Mahmud überreicht, dieser ihm aber aus Hohn nur 60,000 Silberstücke, also ein Silberstück für jeden Vers, zur endlichen Belohnung schickt, während der Dichter nach Sitte jener Zeit viel mehr erwarten konnte, und nun sah, daß er umsonst gehofft habe in seiner Vaterstadt Tus durch sultanische Huld milde Stiftungen zu gründen; auf gegenseitige Erbitterung folgt die Flucht des Dichters, und das mit dem Preise Mahmud's angefangene Schah-Nameh wird mit bitterer Satyre auf ihn beschlossen; 60,000 Goldstücke aber, die der Sultan endlich nach besserer Erkenntniß dem in Tus verborgenen Dichter sendet, treffen nur die Leiche desselben am Thore, werden jedoch von den Verwandten des Dichters zu der ursprünglich von Firdausi bezweckten Bestimmung verwandt. Woher diese Entzweyung und Erbitterung gekommen, wäre wohl ein würdiger Gegenstand der Untersuchung gewesen: aber der Uebersetzer begnügt sich auch hier die Erzählungen der Spätern über Firdausi's Leben ins Englische zu übertragen, ohne sie mit dem Gedichte selbst zu vergleichen und Firdausi aus seinen eigenen Werken zu erkennen zu suchen.

The geographical Works of Sádik Isfahani. Translated by J. C. from original persian Mss. in the collection of Sir William Ouseley, the Editor. — XIII u. 152 S. in 8.

Ein sehr spätes Werk, kaum 100 Jahre alt; bestehend aus zwey Theilen, von denen der erste

die geographischen Namen nach der richtigen Aussprache (eine in arabischer Schrift, bey fremden Wörtern sehr wichtige Sache) bestimmt, mit kurzen geschichtlichen Bemerkungen, der andere nach den Graden der Länge und Breite, beide in alphabetischer Ordnung, ohne daß indeß in beiden dieselben Namen sich entsprächen. Schon dadurch verräth sich gerade keine hohe Vollendung des Werkes; aber auch der Inhalt richtet sich mehr nach der Persönlichkeit des Verfs. Vom Westen, sogar schon von Aegypten, kommt sehr wenig darin vor: aber der Ost, Persien, Indien, Theile von Sina sind darin besonders berücksichtigt, Länder die der Vf. meist alle selbst durchreist hatte. Eine Bearbeitung und Uebersetzung dieses kleinen Buchs zur Ergänzung der frühern islamitischen Werke ähnlichen Inhalts wäre daher nicht unnütz: aber die vorliegende erfüllt ihren Zweck sehr ungenügend. Der Uebersetzer hat sehr geringe Kenntniß der Sprache, der Geschichte und Geographie: wo ihm die Namen vom Perser selbst nicht vorbuchstabiert werden, kann er sie nicht einmal richtig aussprechen; und die wenigen Zusätze des Hn Duseley helfen dem starken Mangel nicht genug ab. Was soll z. B. ein des Asiatischen unkundiger Leser denken, wenn ihm in der Uebersetzung beschrieben wird wie die bekannte Stadt Madain war in the time of the Akásreh (vielmehr Akásireh)? kann dieser Leser wissen, oder hat der Verf. gewußt, daß dieß Akasreh nichts ist als der arab. Plural von Chosroes? und warum setzte der Uebersetzer nicht das deutliche und richtige 'in der Zeit der Chosroen, d. h. der großen sassanidischen Könige'.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

G e s t r i t t e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

62. 63. Stück.

Den 23. April 1835.

L o n d o n.

Beschluß der Anzeige der neuesten für den Oriental Translation Fund gedruckten Werke.

Von demselben Uebersetzer und aus derselben Quelle: A critical Essay on various manuscript Works, arabic and persian, illustrating the history of Arabia, Persia, Turko-mania, India, Syria, Egypt, Mauritania and Spain. — XI und 71 S. in 8.

Im J. 1748 schreibt ein uns unbekannter Muhammedaner in Indien zum Besten seines Sohnes dieß kleine Buch über die ihm bekanntesten historischen Werke, ihre Zahl, Art, Vorzüge und Mängel, ihren Inhalt und ihre Schreibart. So zufällig die Entstehung des Buchs ist, so hat es doch manche Vorzüge: ein sehr erfahrener, kundiger Mann gibt hier sein Urtheil über wichtige Bücher, weist auf eine uns belehrende Art auf die Mängel auch der bessern Historiker, z. B. des Mirchond hin, und gibt Nach-

richt von vielen Büchern, die wir sonst noch gar nicht kennen, — obwohl dieß nicht der Fall ist bey den Werken über den Westen, da der Verf. sich doch besonders nur auf indische Geschichte beschränkt. Die Bearbeitung aber durch Hn F. C. ist eben so schlecht als bey dem vorigen Werke; was sollen z. B. S. 23 the Ráshídi Khálifahs seyn? ist es eine besondere Dynastie von einem Raschid-gegründet, wie man denken sollte? Der Verf., sonst auch das Leichte erklärend, schweigt hier, scheint also nicht zu wissen, daß er statt jenes auch an sich falschen Namens 'rechtmäßige Chalifen' d. h. die vier ersten, hätte setzen müssen.

The Tezkereh al Vakiát, or private memoirs of the Moghul Emperor Humájún, written in the persian language by Jouher, a confidential domestic of his Majesty; translated by Major Charles Stewart. — VI u. 127 S. in groß Quart, mit einem Bilde des Kaisers.

Herr Stewart hat schon durch andere Werke seine genaue Kenntniß des Persischen so bewährt, daß man dieser Uebersetzung, obwohl der Text fehlt und manche dem Uebersetzer unnöthig scheinende dichterische Auswüchse abgeschnitten sind, wohl überall Treue schenken kann. Das Werk verdiente auch mit allem Recht eine Uebersetzung, da es uns die denkwürdigsten Schicksale eines großen Kaisers von einem seiner vertrautesten Diener beschrieben vorführt. Dschauher, der Verfasser dieses Werks, ein freygelassener Slave, war sehr lange Aftabtschi bey Humajun, d. h. als Bewahrer des kaiserlichen Wasserkrugs für die täglichen Reinigungen mußte er beständig in der Nähe des Kaisers seyn; später ward

er kurz vor dem Tode des Kaisers bey der Eintreibung der Abgaben am Indus angestellt. Er war dem Kaiser unwandelbar ergeben, alle Gefahren und Entbehrungen mit ihm theilend, aber immer ohne Slavensinn; ohne Gelehrsamkeit und Ansprüche, aufrichtig und naiv so sehr, daß er auch die ihm durch das geringste, unverschuldete Versehen widerfahrenen Züchtigungen nicht verhehlt, aber scharf und streng beobachtend; für die Ehre seines Herrn wie im ganzen Leben so durch diese aus reiner Dankbarkeit unternommene Schrift unermüdet thätig, aber die wahrgenommenen Fehler und Uebereilungen des Kaisers ebenso treu behaltend und schlicht erzählend als seine Tugenden. Von der Art der gewöhnlichen Lebensbeschreibungen noch wirklich lebender oder in ihrer Dynastie fortlebender Fürsten, von den hochtrabenden Schilderungen und unmäßigen Schmeicheleyen der orientalischen Hofhistoriker ist daher dieses Werk weit entfernt; es erzählt sogar manches, welches gegen die im jetzigen Orient herkömmlichen Formen stark anstößt, obgleich es der alte Orient sehr leicht ertrug und wir jetzt wieder genug an dergleichen gewöhnt sind, so daß der Verf. der vorigen Schrift S. 36 ff. seinen Styl als 'zu vertraulich und unwürdig' tadelt; vieles hier erzählte ist auch an sich zu sehr vom Standpuncte des Freygelassenen aus dargestellt oder aufbewahrt, ohne höhere Wichtigkeit, und jedenfalls müssen mit diesem Werke andere Beschreibungen jener Zeit verglichen werden, worunter die 'Geschichte der Afghanen von Nimetullah' das jetzt am leichtesten zugängliche, in diesem Buche Stewart's indeß gar nicht genannte ist (s. Gött. g. A. 1830. S. 1190 ff.). Aber der persönliche Character Humajun's wird durch keine andere Schrift so rein und durchsich-

tig erkannt, und dadurch tritt jener Zeiten vielverworrene Geschichte erst in das rechte Licht. Humajun ist durch Geburt, Schicksal, innere Größe zum Herrscher von Kabul und ganz Indien berufen; und wirklich verläugnet er nie den großen Character völlig. Man dringt in ihn, seiner Brüder sich nach herkömmlicher despotischer Art zu entledigen: aber er will lieber als les opfern als das Leben seiner Brüder, und gewinnt wirklich durch Großmuth seinen abgefallenen zweyten Bruder Hindal zum treuesten Freunde bis zum Tode für ihn in der Schlacht; bey dem ersten ernstlichen Unfall wird ihm sein nächster Bruder Kamran untreu und hört über 10 Jahre lang nicht auf ihn mit List und Gewalt blutig zu verfolgen: aber mehr als einmal nimmt ihn Humajun gefangen, belohnt Untreue mit Freyheit und Wohlthun, und entschließt sich nur nach wiederholten Empörungen den völlig verstockten blinden zu lassen. In jeder Schlacht und andern Gefahr der erste und der letzte, wird er einst nur durch die Hülfe eines Wasserträgers aus einem tiefen Fluß mit steilem Ufer gerettet, und verspricht seinem Retter ihn mit sich auf den Thron zu setzen: der Wasserträger meldet sich später am Hofe und sitzt zwey Stunden auf dem Thron von Dehli, S. 19. Eine Menge solcher Züge echt orientalischer Herrschergröße erzählt dieses Werk. Selbst die stolzen Perser müssen den flüchtigen Kaiser bewundern. Wenn dennoch der Kaiser; nachdem er von 1530 — 40 das von seinem Vater Baber ererbte Reich von Indien bedeutend vergrößert und bis zum persischen und bengalischen Meere erweitert hat, als Flüchtling aus Indien bey dem Perserkönige Tahmasp um Hülfe und Schutz flehen muß: so liegt die nächste Ursache davon nur an der aus

vielen Spuren dieses Werks sichtbaren innern Veränderung Humajun's, indem er, nachdem er Oberherr von ganz Indien und damit nach den Verhältnissen und dem Glauben jener Zeit der mächtigste König der Erde geworden, nun bloß genießen will die äußern Güter und Reize dieser höchsten Macht. Zum Glück seines Hauses war das Reich Indiens damals noch nicht genug befestigt, um diesen Versuch Humajun's nicht augenblicklich zu rächen: nach zwey gegen gebeugte Häuptlinge verlorenen Schlachten irrt der rathlos gewordene König fast von allen verlassen, durch tausend Gefahren, auf öden Wegen aus Indien nach Persien, und gewinnt erst durch harte Erfahrungen wieder Stärke von innen und außen, um im J. 1554 mit Glück das unter den Afghanen nicht glücklicher gewordene Indien zurück zu erobern. Der Kaiser im Unglück thut sogar Wunder S. 46. 60: wenigstens ist er jetzt wieder der höchsten Thaten fähig, und er lenkt wieder mit Allgewalt das Schicksal. Aber die vorigen Schläge des Schicksals haben seinen Körper dennoch so gebeugt, daß er kaum wieder zur äußern Würde gelangt, im J. 1555, noch nicht 50 Jahre alt, von plötzlichem Tode hingerafft wird, und erst sein damals noch sehr junger, einst auf der Flucht in vielfacher Noth geborner Sohn Akbar als großer, nie wankender Kaiser in die Fußstapfen Babers tretend die indische Herrschaft für lange Zeiten fest gründet.

The Siyar-ul-Mutakherin, a history of the Mahomedan power in India during the last century, by Mir Gholam Hussein-Khan. Revised from the translation of Haji Mustefa, and collated with the persian ori-

ginal, by John Briggs. Vol. I. IX und 465 S. in 8.

Wer der in diesem Titel genannte Hag'i Mustafa sey, hätte in der Vorrede wohl deutlich gesagt seyn sollen: aus dieser erhellt weiter nichts, als daß die erste Uebersetzung des Buchs auf Hastings's Wunsch von einem Franzosen gemacht, der Druck aber durch Schiffbruch bis auf wenige in Indien gebliebene Abzüge verloren gegangen sey; woraus man schließen könnte, der French gentleman sey ein sogar nach Mekka gekommener Renegat gewesen. Wie dem auch sey, das hier übersezte Werk 'Lebensbeschreibungen der Spätern' oder Geschichte des Reichs des Großmogul von 1707 — 1780 verdiente mit Recht eine Uebersetzung. Der Verf., im J. 1780 dieses Werk schreibend S. 304, ein sehr angesehener, mächtiger Muhammedaner in Bengalen, hatte von seinem Vater S. 446 und aus vielen andern mündlichen und schriftlichen Quellen, wie auch noch aus eigener Erfahrung sich die genaueste Kenntniß der Zeiten verschafft, die er würdig zu beschreiben genug Kunst und Geschicklichkeit zeigt. Der Gegenstand forderte ein nicht geringes historisches Talent. Wenn das vorige Werk uns in die ersten Anfänge des großen mongolisch-indischen Reichs führt, so zeigt dieses das Auseinanderfallen des großen Kolosses seit dem Tode Aurengzib's im J. 1707, die unaufhörlichen Mißverständnisse und Verwickelungen, welche das Reichsband immer lockerer machen, die vergeblichen Versuche vieler Großen sich unabhängig zu machen, und die neuen Mächte und Reiche, welche endlich aus den Trümmern des Reichs Aurengzib's sich bilden und fester erhalten, und worunter die Herrschaft der Engländer bald die entscheidende wird. Ein wilder Strom

Scheinbar ungeordneter, zerrissener Begebenheiten ergießt sich aus dem Schoße dieser Zeit, welchen zu sammeln und zu mäßigen keine leichte Aufgabe eines Historikers ist; wir können zwar nicht behaupten, der Verf. habe diese Aufgabe ganz erfüllt, denn um die letzten Gründe der Schicksale dieser Zeiten zu verstehen, ist er zu sehr ein guter Muselman, und zwar noch beschränkter ein warmer Anhänger der Schiiten: aber er hat außerdem so viel Einsicht, solche Kunst im Ordnen und Beschreiben, daß sein Werk mit den bessern europäischen Geschichtsbüchern wetteifern kann. Die Stoffe, welche in diesem ersten Theile des Werks, die Jahre 1707 bis 1740 umfassend, am meisten hervortragen, sind im Kurzen diese: Die Kaiser auf dem Throne von Dehli sind gar nicht alle weder so unfähig zur Herrschaft noch so übelwollend; Bahadur-Schah 1707—12 ist ein zweyter Titus, obgleich das sinkende Reich schon seine Herrschaftsgüte nicht mehr ertragen kann: aber die meisten betrachten die Herrschaft nur noch als einen Genuß. Indem nun fast jeder Prinz diesen an sich zu reißen sucht, theilen sich die mächtigen fremden Familien, durch welche der Thron von Dehli erhalten war, in endlose Parteyen, der uralte Streit der Iranier und Turanier, der Afghanen und Perser erwacht im eroberten Indien, so wie die Eifersucht zwischen den Seiden d. i. den Abkömmlingen Ali's und den Sunniten. Die wahre Macht geht daher sehr bald auf diese Familien über und wechselt nach deren Erhebung oder Sturz; die in Indien wieder steigende Macht der Afghanen lockt selbst Nadir-Schah aus Persien zur Eroberung Dehli's, denn es leidet nach diesem Werke keinen Zweifel, daß Nadir-Schah, über dessen Zug nach Dehli viel Ungewißheit

herrscht, zunächst bloß die Afghanen in Indien beugen wollte, wie er sie in Persien gezüchtigt hatte. Bey diesererspaltung der muhammedanischen Macht erheben die lange unterdrückten Hindus wieder ihr Haupt: im nördlichen Indien gelangen fähige Hindus zu den höchsten Würden und Aemtern im Staate, indem z. B. ein Rattan=Eschad statt des allgewaltigen Ministers Abdallah über alle geringern Aemter verfügt, sogar über muhammedanische Richter und Koranleser; und im südlichen gewinnen die rohen Nahratten eine furchtbare Macht. Durchkreuzt werden endlich alle politischen Reibungen und Kämpfe durch eben so viele und eben so bittere religiöse, da Indien das uralte Vaterland religiöser Streitigkeiten ist, die immer wilder und verzehrender werden, je mehr auch äußerlich Zucht und Strenge erschlafft; der Streit zwischen Sunniten und Schiiten, in andern Ländern schon fast ganz erloschen, durchwühlt in Indien hohe und niedere Verhältnisse; aus dem Gefühl, daß beides, Islam und Hinduismus nicht ausreiche, entstehen zahlreiche Versuche beide zusammenzugießen; neue Propheten stehen in Menge auf und finden schwärmerische Anhänger, außer den Seikh's tritt z. B. ein Mir Mahomed Hussein, der früher in Peshaver Rosenwasser und andere Wohlgerüche für den kaiserlichen Hof verfertigt und damit 60—70,000 Rupien erworben hat S. 285, als außerordentlicher Propheet sogar mit 'neuer Sprache und neuer Schrift-offenbarung' auf, und erregt noch in seinen Söhnen und Nachfolgern zu Dehli großes Aufsehen. Aber indem so überall Auflösung und Spaltung herrscht, entdeckt man noch nirgends eine wahre Hilfe und bis 1740, dem Abschnitte dieses Bandes, geht alles nur immer unaufhaltsamer seinem Ver-

berben zu; kaum daß sich in Bengalen durch Schudscha-ed-Daula und Alla-Verdi-Chan von fern ein festerer Halt zeigt. — Der Styl des Werks ist einfach, doch wo die Größe der Sache es fordert, sich höher hebend. Wenn der Verf. 'selbst den Himmel beym Anblick großer Schlacht bewegungslos und wie erschreckt seinen Lauf hemmen' läßt S. 123, so ist das keine bloße rednerische Ausschmückung oder Erinnerung aus dem Buche Josua, wofür man es leicht halten könnte, aber freylich noch weniger ein wissenschaftlicher Satz, sondern Schilderung des natürlichen Gefühls. Oder wenn S. 305 der Verf. allen Ernstes versichert, ein Zeichen der Annahme von Gaben und der Erhöhung des Gebets werde oft von der Majestät des Königs der Heroen d. i. Ali's den Gläubigen gegeben (wovon ein sehr lehrreiches und deutliches Beyspiel S. 306 ff.), so ist dieß doch nur dasselbe Gefühl, welches von Anbeginn an durch den Orient und seine Gläubigen jedweder Religion geht; eine Verschönerung der Geschichte soll es im Sinne des Vfs. nicht seyn. In solchen Dingen sind die neuesten Historiker des Orients noch den ältesten gleich, nur daß in den neuern noch leichter der Ursprung solcher Gefühle und Beschreibungen sich entdecken läßt; daher auch nichts nützlicher seyn kann zum Verständniß der alten Sagen und Bücher des Orients als die verständige Vergleichung der neuern orientalischen Schriften.

Hoeï-lan-ki ou l'histoire du cercle de craie, drame en prose et en vers, traduit du chinois et accompagné de notes; par Stanislas Julien. — XXXII und 149 S.

in 8. mit einer feinesischen Zeichnung der Gerichtshandlung.

Zwey Wittwen desselben Mannes streiten um den Besitz eines Sohnes und Erben, um mit diesem das ganze Vermögen des Verstorbenen zu behalten. Nachdem die falsche Mutter die wahre im untern Gerichte verdrängt hat, entdeckt ein weiser Richter im höhern Gerichte die Wahrheit dadurch, daß er beiden vorgeblichen Müttern befiehlt das Kind aus einem eben mit Kohle (oder Kreide) gezogenen Kreiße zugleich herauszuziehen, indem das Kind der gehören würde die es mit Gewalt an sich zöge; welches die falsche Mutter zweymal ohne Zittern und Beben thut, die wahre aber, obwohl gezüchtigt und hart bedrängt, nicht über sich vermag, weil sie fürchtet, das Kind würde, von beiden Seiten zugleich heftig gezerrt, empfindlich verletzt werden. Dieser Einfall eines Richters, obwohl den Gesetzen, wie auch hier gesagt wird, nicht entsprechend, macht seinem Verstande wirklich alle Ehre; wir sehen hier einen zweyten Salomo, nur gelinder verfahren und schon mit magischem Kreiße statt des Schwertes seinen Zweck erreichend. Wenn wir aber diesen einen Gedanken loben müssen, so können wir dagegen die dichterische Anlage des Dramas nicht preisen: das Drama ist hier bloß in Gespräch gebrachte Erzählung einer Geschichte von ihrem Anfange bis zu ihrem Ende, ohne festen Mittelpunkt und Einheit, ohne wahre Verwicklung und Entfaltung. Auch die einzelne Ausführung hat nichts Erhebendes. Zu den besten Stücken des feinesischen Theaters können wir also dieses nicht rechnen; denn ein einzelner guter Gedanke, der die Seele eines Drama werden könnte, macht

an sich noch kein gutes Drama. Indes fangen wir jetzt kaum erst an von sinesischen Dramen überhaupt die ersten Begriffe zu lernen, die echten Farben des Originals sind wohl noch in keiner Uebersetzung auch nur annäherungsweise wieder aufgetragen. Der Uebersetzer dieses Stücks rühmt in der Vorrede, daß er zuerst auch die schwerer zu verstehenden Verse in den Dramen übersetzt habe, während frühere Uebersetzungen kaum das Gerippe eines Drama zeigten; ist sich indes wohl bewußt, wie mangelhaft noch jeder Versuch der Art sey.

San kokf tsou ran to sets ou aperçu général des trois royaumes. Traduit de l'original japonais-chinois, par Mr. J. Klaproth. Ouvrage accompagné de cinq cartes. — VI u. 288 S. in 8.

Die drey Reiche, welche dieses zuerst im J. 1786 zu Jedo in Dschapan gedruckte Werk eines gewissen Kinsifée beschreibt, sind die drey an Dschapan zunächst grenzenden und von Dschapan zum Theil früher eroberten zum Theil noch besetzten: Korea im Westen, die Inseln Riukiu oder Lieu-khieu im Süden, und Jeso im Norden von Dschapan, nebst einer Gruppe unbewohnter, nur von dschapanischen Sträflingen seit einiger Zeit bevölkerter Inseln südöstlich. Jedoch aus eigener Ansicht und mit erwünschter Ausführlichkeit und Kritik beschreibt der Verf. nur Jeso oder das kalte Land der noch ganz rohen, ohne Schrift, Gesetz und wie der Verf. sagt ohne Religion gebliebenen Ainos oder Kurilen zwischen dem asiatischen Rußland und Dschapan, weite Länder welche der Kaiser von Dschapan nur dem Namen nach besitzt, während Kinsifée

stée schon befürchtet die 'Moskowiten' möchten sich bald derselben bemächtigen. Unterrichtend ist die Meinung des Verf., das Land müsse nach gewissen Spuren zu schließen viel Gold und Silber enthalten, die Beschreibung des stummen Tauschhandels an den Grenzen S. 195 und die Erwähnung vieler dortigen Naturseltenheiten im Meere und Lande. Der Uebersetzer, welcher das Werk im J. 1805 in Sibirien von einem Dschapaner erhalten hat, gibt hier mehr eine freye Bearbeitung als Uebersetzung: Korea beschreibt er nach einer viel ausführlicheren sinesischen Quelle, mit Hinzufügung eines Bildes der aus dem Sinesischen entstandenen koreanischen Sylbenschrift; und er bereichert den Text mit so vielen geographischen Berichtigungen, vergleichendem Wörterverzeichnisse und anderen Bemerkungen, daß ein vielfacher Nutzen diesem Buche nicht abzuspochen ist.

H. C.

B e r l i n .

Bey Lüderig: *Herpetologia Mexicana, seu descriptio amphibiorum Novae Hispaniae, quae itineribus comitis de Sack, Ferdinandi Deppe et Chr. Guil. Schiede in museum zoologicum Berolinense pervenerunt. Pars I. Saurorum species amplectens. Adjecto systematis saurorum prodromo, additisque multis in hunc amphibiorum ordinem observationibus, edidit Ar. Frid. Aug. Wiegmann. 1834. VI und 54 Seiten nebst 10 lithographierten Tafeln in Folio.*

Was dieser wichtige Beitrag zur Zoologie enthält wird durch den Titel hinlänglich genau angedeutet. Die von den genannten Herren Reisenden eingeschickten oder beobachteten und vom Herrn Verfasser beschriebenen Arten sind folgende: Ordo Sauri. Subordo A. Loricati. Familie 1. Crocodilini: *Crocodilus rhombifer*; *Alligator* . . . (?). Subordo B. Squamati. Series I. leptoglossi. Sectio a. Fissilingues. Familie 2. Trachydermi: *Heloderma horridum* (abgebildet). Familie 3. Ameivae: *Cnemidophorus undulatus* (mit zwey Varietäten), *Cn. Deppii*, *Cn. Sackii*, *Cn. guttatus*. — Sectio b. Brevilingues. Familie 2. Ptychopleuri: *Gerhonotus Deppii* (abgeb.), *G. taeniatus* (abgeb.), *G. imbricatus* (abgeb.), *G. lichenigerus* (Kopf abgeb.). Familie 4. Scinci: *Euprepes Lynxe*. Series III. Pachyglossi. Sectio a. Crassilingues. Familie 1. Dendrobatae. *Chamaeleopsis Hernandezii* (abgeb.); *Corythaeolus vittatus* (abgeb.); *Cyclura pectinata* (abgeb.), *C. teres*, *C. articulata*, *C. denticulata* (abgebildet), *Iguana rhinolophus*; *Amblyrhynchus cristatus*; *Laemanctus longipes* (abgeb.); *Dactyloa nebulosa*, *D. laeviventris*, *D. biporcata*, *D. Schiedii*. Familie 2. Humivagae. Tribus β . Prosphyodontes: *Sceloporus torquatus* (abgeb.), *Sc. formosus* (N. Sp. abgeb.), *Sc. spinosus* (abgeb.), *Sc. horridus* (N. Sp.), *Sc. grammicus*, *Sc. microlepidotus*, *Sc. variabilis* (N. Sp.), *Sc. aeneus*, *Sc. scalaris* (abgeb.); *Phrynosoma orbicu-*

culare (abgebildet). — Außer diesen 37 Eidechsenarten, welche 15 Gattungen angehören, gibt es in Neuspanien wahrscheinlich noch mehrere bis jetzt nur wenig oder nicht aufgefundene. Der Herr Verfasser hat die Methode beobachtet, daß auf den Character die Synonymie, dann die genauere Beschreibung und die Angabe der Körperdimensionen folgt; anatomische und dergleichen Bemerkungen laufen dann mit unter. Der beygefügte Prodromus des Systems der Saurier gewährt einen interessanten Ueberblick über das Verhältniß des Vorkommens der Eidechsen in Neuspanien zu dem Vorkommen derselben in den übrigen Gegenden der Erde. Die schön colorierten Abbildungen, so wie Papier und Druck entsprechen dem inneren Gehalte des Werkes.

Berthold.

P r a g.

Taschenbuch zur Verbreitung geographischer Kenntnisse. Eine Uebersicht des neuesten und wissenschaftlichsten im Gebiet der gesammten Länder- und Völkercunde; herausgegeben von Joh. Gottfr. Sommer; für 1835. (Dreizehnter Jahrgang). Mit 5 Stahl- und einer lithogr. Tafel. CLII und 292 Seiten in kl. 8. (bey Calve).

Wir haben bereits bey einem früheren Jahrgange dieses Taschenbuchs (Gött. g. A. 1832. St. 60) dasselbe empfohlen; wenn es aber gleich nicht in dem Plane dieser Blätter liegen kann, bey solchen Zeitschriften jedes einzelne Stück zu erwähnen, so ergreifen wir doch gern die sich

darbietende Gelegenheit aufs neue daran zu erinnern, wenn der Werth sich gleich bleibt, oder selbst zunimmt. Dieß ist bey diesem Taschenbuche, besonders dem vorliegenden Jahrgange, der Fall. Es gibt erstlich, so wie die früheren, eine Uebersicht der in dem Laufe des verfloffenen Jahres gemachten Reisen zu der Erweiterung der Erdkunde. Diese ist mit Fleiß und Vollständigkeit, und steter Bemerkung der Quellen, gegeben. Sie gibt den sprechendsten Beweis, mit welchem Eifer jetzt in allen Welttheilen die Unternehmungen zu jenem Zwecke ausgeführt werden. Schon die Menge dieser Unternehmungen macht eine solche Uebersicht zum Bedürfniß, sie gestattet es aber auch nicht, sie hier einzeln aufzuzählen.

Auf die Uebersicht folgen fünf ausführliche Aufsätze. 1. Streifzüge durch die Bretagne und Normandie. Sie sind aus den Berichten von mehreren, Michelet, Ritchie u. a. aber, wie in den Uebrigen, bloß Augenzeugen, gesammelt. Man wird in Bretagne den durch die Bendeer-Kriege so merkwürdigen Volkscharacter hier genauer kennen lernen, besonders unter dem Landvolke. Die Schneider sind hier die Brautwerber. Weil sie ein ambulatorisches Leben führen, indem sie in den Häusern arbeiten, sind sie von den Familien-Verhältnissen, hauptsächlich des weiblichen Theils, am besten unterrichtet. In der Normandie ist die Geschichte des Hafens Cherbourg — des vergeblichen Kampfs menschlicher Kraft mit dem Ocean — sehr interessant. 2. Brasiliens Gold und Diamanten. Auszüge aus der neuen Schrift des Herrn von Eschwege Pluto Brasilien-

sis. 3. Die Insel Cuba. Nach den so eben in London erschienenen Reisen des Capitain Alexander. Der Aufsatz gibt die anschaulichste Ansicht von der so wichtigen Havanna, mit Recht jetzt die Hauptstadt von Westindien genannt; besonders in Rücksicht auf Sitten und Lebensart. Schwerlich wird man Lust haben bey aller Schönheit der Natur hier sein Leben zuzubringen. Noch immer ist hier der Sitz des Schonenhandels, so wie des gelben Fiebers, wenn gleich die Austrocknung eines Sumpfs es wahrscheinlich vertilgen könnte. 4. Zur Kenntniß des Russischen Volkslebens. Hauptsächlich Lebensart und Verhältnisse des leibeigenen Bauernstandes, nach den Berichten des Engländers Pinkerton. 5. Bemerkungen über Manilla von G. Bennet. Weniger erhebllich.

Die vier Stahlstiche — eins derselben stellt das jetzt so bekannte Fort St. Michael in der Normandie dar — sind äußerst sauber. Das lithographierte Titellupfer das bey dem Grabmahl von Columbus, dessen Asche dort hinzugebracht ist, in der Havanna errichtete Monument mit seiner Büste. — Eltern sind oft zweifelhaft was sie ihren heranwachsenden Kindern zum Geburtstage schenken sollen. Wir wüßten ihnen kaum etwas passenderes als dieses Taschenbuch zu empfehlen.

Hn.

G ö t t i n g e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

64. Stück.

D e n 25. April 1835.

G ö t t i n g e n.

S. M. der König haben gnädigst geruht die durch den Tod des Hofrath Enhsen erledigte Professur der Orientalischen Sprachen auf den Herrn Professor Ewald zu übertragen.

L e i p z i g.

Bey Leopold Voß: Lehrbuch der speciellen Pathologie und Therapie des Menschen. Ein Grundriß der practischen Medicin für akademische Vorlesungen. Von D. Ludwig Choulant, Professor der pract. Heilk. u. Director der therapeut. Klinik an der chirurg.-medic. Akademie zu Dresden. Zweyte, vermehrte und verbesserte Auflage. XL u. 798 S. in Octav.

Wenn ein Schriftsteller die Recension eines Werkes übernimmt, dessen Gegenstand auch von ihm bearbeitet worden ist, wird er allerdings leicht dem Vorwurfe ausgesetzt, daß er in eige-

ner Sache spreche. Obgleich nun der Unterz. hier diesen Fall haben kann, so hat er sich doch der Anzeige dieses Werkes unterzogen, indem er eines Theils sich bewußt war, vorzüglich durch das Interesse der Wissenschaft dabey geleitet zu werden, andern Theils auch gegründete Veranlassung und Berechtigung zu haben glaubte, sich über Manches in dieser Schrift Geäußerte offen zu erklären. Ueberdem hat der gelehrte und von dem Rec. sonst nach Verdienst geschätzte Verf. sich selbst darüber beklagt, daß die erste Ausgabe seiner Schrift so wenige öffentliche Beurtheilungen erhalten habe, und darf daher Rec. um so mehr annehmen, daß es auch dem Verf. lieber seyn werde, wenn ihm von einem, der die Schwierigkeiten einer solchen Arbeit aus eigener Erfahrung kennen gelernt hat, irgend gegründete Bemerkungen gemacht werden, als wenn von demselben gar keine Rücksicht auf sein Werk genommen würde.

Der Vf. hatte schon in dem kurzen Vorworte zu der ersten Ausgabe desselben das Verhältniß kürzerer Lehrbücher zu bändereichen Werken über specielle Pathologie und Therapie berührt, und dabey besonders die größere Schwierigkeit, ein kurzgefaßtes Lehrbuch zu schreiben, hervorgehoben. In der Vorrede zu dieser neuen Auflage hat er nun jenes Verhältniß umständlicher erörtert. Die auf die Schwierigkeit der Ausarbeitung eines kurzen Lehr- oder Handbuchs dieser wie anderer Doctrinen sich beziehende Behauptung kann wohl Niemand mehr gegründet finden, als wer sich einer solchen Arbeit selbst unterzogen hat. Wenn der Vf. aber hier (S. VII) selbst die Frage aufwirft: 'wie dieselbe Doctrin, welche von ausgezeichneten und am Krankenbette reich beschäftigten Ärzten mehrfach schon in einer

Reihe von Bänden abgehandelt wurde, hier in einen verhältnißmäßig so kleinen Raum gedrängt werden konnte, und ob dieß nicht auf Kosten der Vollständigkeit und Ausführlichkeit geschehen sey, so hält zwar Rec. die bekannte, den Unterschied zwischen Compendien und größeren, zum weiteren Nachlesen bestimmten Werken betreffende Erklärung, welche auch noch dem Verf. hier zur Antwort dienen soll, daß nämlich das Lehrbuch seiner Bestimmung gemäß Vieles dem mündlichen Vortrage überlassen müsse, was ein zum Selbststudium und zum Nachschlagen bestimmtes Handbuch nicht übergehen darf, und daß es daher von Vielem nur die Andeutung zu geben habe, was ein solches Handbuch ausführlich entwickeln muß, überhaupt ebenfalls für gegründet. In Bezug auf die Art indessen, auf welche die Frage von dem Verf. ausgedrückt ist, glaubt Rec. bemerken zu müssen, daß die Literatur der speciellen Pathologie und Therapie außer den größeren aus einer Reihe von Bänden bestehenden Werken längst auch Lehr- und Handbücher erhalten hat, welche die Möglichkeit einer solchen compendiarischen Darstellung wohl dargethan haben, von denen gar manche in Ansehung des Umfanges selbst kleiner sind als das des Vf., obgleich darin mehr Krankheiten geschildert werden als in diesem. Unter jenen sind nach des Rec. Urtheile besonders hervorzuheben R. A. Vogel *praelect. acad. de cognosc. et curand. praecipuis c. h. affectibus*, in welchem Werke ein sehr gutes Maß der compendiarischen Darstellung überhaupt und auch der Auswahl der Literatur beobachtet ist, und das wohl mit Recht als das beste Compendium dieser Doctrinen für seine Zeit angesehen wird, und Selle's *Medicina clinica*, worin zwar die nach des Rec. Ueberzeugung in

einem Compendium so wichtige Literatur fehlt, daß aber sonst durch treffliche Kürze, Einfachheit, Deutlichkeit, Bündigkeit der Darstellung der wichtigsten Gegenstände sich auszeichnet, auch wegen vieler und wichtiger eigener Bemerkungen über die Natur und Behandlung der Krankheiten noch immer schätzbar ist, und daß nicht bloß früher den Beyfall eines Hensler's (in dessen trefflicher Recens. desselben in der allgem. deutsch. Biblioth. B. 56. S. 422 ff.) und anderer ausgezeichneten Aerzte erhalten, sondern daß auch noch in der neuesten Zeit der verewigte Berends (lect. de morb. tabific. p. 134) als *librum hodie immer merito neglectum, singularis peritiae thesauris ubique plenum* mit Recht empfohlen hat. Es kann dem Rec. wohl erlaubt seyn, auch sein Handbuch wenigstens in Bezug auf den Umfang desselben (wiewohl er sich darüber schon in der Vorrede gerechtfertigt zu haben glaubt) zu vergleichen. Wenn die zwey Bände desselben stärker geworden sind als die zwey Theile von N. A. Vogel's Schrift nach der von Tissot besorgten Ausgabe und noch mehr als Selle's *Medicina clinica*, so glaubt Rec., außer dem, daß er die in Selle's Handbuche fehlende Literatur mitzutheilen und auch so manche Krankheiten umständlicher, als es von diesem geschehen ist, abzuhandeln für rathsam hielt, hier noch zur weiteren Rechtfertigung anführen zu können, daß theils seit der Zeit, wo die Schriften von Vogel und Selle erschienen, manche wichtige Krankheiten, z. B. der Groupp, die Entzündung des Rückenmarkes und der Schilddrüse, so manche Krankheiten des Herzens, die Rose neugeborner Kinder und die Verhärtung des Zellgewebes, die Kuhpocken, Varioloiden &c., so wie neuerlichst selbst die sogenannte orientalische Cholera näher

bekannt geworden sind und in einem neuen Handbuche geschildert werden mußten, theils auch bey den schon längst bekannten Krankheiten auf viele neuere Untersuchungen und Bereicherungen der Erkenntniß und Cur derselben die gehörige Rücksicht zu nehmen war. Wenn ferner die beiden Bände zusammengenommen auch stärker sind als das vorliegende Lehrbuch (das übrigens in der neuen um mehr als 50 Seiten vermehrten Ausgabe schon einen sehr starken Band darstellt und überdem ein größeres Format hat), so glaubt Rec. doch nicht, daß der Verf. dieß durch eine gedrängtere Kürze in Ansehung der Worte bewerkstelligt habe. Der Grund des kleineren Umfanges seines Werkes liegt vielmehr theils darin, daß er viele Krankheiten kürzer in Ansehung der Sachen, manche verhältnißmäßig sehr kurz abgehandelt, Manches übergangen hat, was Rec. selbst in ein zu Vorlesungen bestimmtes Handbuch der speciellen Pathologie und Therapie aufzunehmen für rathsam hielt (indem es ihm in diesen Doctrinen eben so wie einem Rudolphi in der Physiologie wichtig schien, in gedrängter Kürze der Sprache doch einen gewissen Reichthum an Thatsachen zusammenzustellen), theils insbesondere auch darin, daß manche Krankheiten von ihm gar nicht abgehandelt worden sind. So hat er nicht bloß solche Krankheiten der Augen und Ohren, welche bisher wenigstens in den meisten Werken über specielle Pathologie abgehandelt worden sind, als die Augenentzündung, Ohrenentzündung, die Tagblindheit, den schwarzen Star (der auch von dem Vf. zu den einzelnen Symptomen, die man fälschlich als Krankheitsformen aufgeführt habe, gerechnet wird), das Ohrensausen, das schwere Gehör und die Taubheit, ausgeschlossen, sondern auch das Kindbettfieber, den Gebärmutterblutfluß

der Schwangern und Wöchnerinnen, die Wassersucht der Gebärmutter und Eyerstöcke der Gynäkologie überlassen (welche in der neuesten Zeit immer zunehmende Zertheilung der speciellen Pathologie und Therapie, über die schon J. P. Frank in seinem Systeme der med. Polizey B. 6 Th. 2. S. 19 ff. gegründetes Bedenken geäußert hat, auch Rec. nicht billigen kann). Und so sind auch das gelbe Fieber, die Pest, die Entzündung der Schilddrüse, die Verhärtung des Zellgewebes, die Yaws und Pians, das Mundbluten, die übermäßige Fettigkeit, die Wundstiche, der Kopfschmerz, Zahnschmerz, das Wiederkäuen, Herzklopfen, die Ekklampsie, die Satyriasis, Nymphomanie und das Schlafwandeln, theils gar nicht abgehandelt, theils nur dem Namen nach oder mit ein paar Worten erwähnt worden. In wiefern einige dieser Formen, namentlich der Kopfschmerz und das Herzklopfen, aber auch andere, von dem Verf. selbst hier abgehandelt, als der Magenkrampf, die Colik, das Erbrechen zc. Symptome anderer Krankheiten sind, aber doch manchmal auch die Hauptkrankheit ausmachen, hat Rec. in seinem Handbuche wohl bemerkt, und sie deßhalb nicht bloß in der allgemeinen, sondern auch in der speciellen Pathologie und Therapie berücksichtigt. Auch verdient wohl die Art des Herzklopfens, welche *Palpitatio cordis nervosa* zc., von Kreyzig die Krampfsucht des Herzens genannt wird, in der speciellen Pathologie und Therapie eben so gut berücksichtigt zu werden als die *Cardialgia* und *Colica nervosa* und das Erbrechen, welche der Verf. doch selbst hier betrachten zu müssen geglaubt hat. Außerdem sind aber von ihm auch so manche wichtige organische Fehler des Herzens weder bey der Entzündung des Herzens, von der sie die Folge seyn können, noch anderswo näher geschildert worden.

Was ferner die von dem Verf. befolgte Ordnung und Eintheilung der Krankheiten betrifft, so hat er als obersten Eintheilungsgrund angenommen die alte Eintheilung der körperlichen Verrichtungen in *Functiones vitales, naturales, animales*. Als Krankheiten der vitalen Functionen werden dann aufgeführt die Fieber (insbesondere Wechselfieber, Nervenfieber und Gefäßfieber, als dessen Arten *Febr. putrida* und *Febr. inflammatoria* angesehen werden), Entzündungen, Congestionen, Blutflüsse, Blutverderbnisse; als Krankheiten der reproductiven Functionen die Absonderungskrankheiten (wozu auch der Magenkrampf, die Colik und das Erbrechen gerechnet werden), Aussonderungskrankheiten, Krankheiten mit neuer Bildung (worauf unter Sicht, Steinkrankheit, Scrophelkrankheit, Rhachitis, Ausfay, Syphilis, Hundswuth, Wurmkrankheit und Wassersucht abgehandelt werden) und die Schwindsuchten; als Krankheiten der animalen Functionen die Nervenkrankheiten, Geisteskrankheiten und ekliptischen Zustände oder Thanatoiden (Schlaffucht, Ohnmacht und Scheintod).

Die Eintheilung nach den gestörten Verrichtungen ist bekanntlich nicht nur gewöhnlich in der Symptomatologie, sondern auch schon von Mehreren in der speciellen Pathologie versucht worden. Rec. hat sich schon bey der Beurtheilung eines früheren Versuches der Art in diesen Blättern (1825. St. 36. 37) darüber ausgelassen, und will daher in Bezug auf das vorliegende Werk hier nur Folgendes bemerken. Die Hauptclassen der Krankheiten, welche längst von so vielen Pathologen, die ähnliche Affectionen zusammenzustellen sich bemühten, angenommen worden sind, die Fieber, Entzündungen, Hautausschläge, Blut-

flüsse, Kachexieen, Krämpfe etc. finden sich auch hier. So wie indessen die früheren Systeme in einzelnen Punkten verschieden sind, so findet man auch hier wieder manche Veränderungen, indem der Verf. einzelne Classen getrennt, manchen Arten eine andere Stellung gegeben hat, wodurch aber nach des Rec. Meinung wenigstens nichts gewonnen worden ist. Die Congestionen, welche der Verf. (S. XXXI) für eine bis jetzt nicht in die Reihe der Krankheitsfamilien aufgenommene Krankheitsgruppe, deren einzelne Glieder man mehr nach ihren Folgen als nach ihrem Wesen vertheilt hätte, erklärt, und die nach S. 3 noch wenig gewürdigt seyn sollen, sind, abgesehen von Stahl und seinen Anhängern, welche schon so vorzügliche Rücksicht darauf nahmen, auch von Keil (üb. d. Erkenntn. u. Cur d. Fieb. B. 1. S. 305 ff. u. B. 3. S. 1 ff.) in einer besonderen, zwischen den Entzündungen und Blutflüssen stehenden, Abtheilung betrachtet worden. Dieser gab jedoch mehr die allgemeine Lehre von denselben, so wie sie dann auch nach ihm (B. 3. S. 3) gleichsam die Elemente (Grundlagen) aller activen Krankheiten, der Gefäßfieber, Krämpfe, Rasereyen, Blutflüsse, Entzündungen und übermäßigen Absonderungen seyn sollten. Ihre nähere Würdigung wird auch wohl am schicklichsten in der allgemeinen Pathologie vorgenommen. Von besonderen Arten der Krankheiten hatte der Verf. in der ersten Ausgabe außer der Apoplexia sanguinea, auch die Apoplexia nervosa, und außer dem Asthma plethoricum auch das Asthma nocturnum, die Angina pectoris, das Asthma spasmodicum adutorum und Asthma Millari hier abgehandelt. Jetzt hat er das Unpassende dieser Stellung selbst eingesehen und die Apoplexia nervosa, so wie den Alp, den Brust-

Krampf der Erwachsenen und der Kinder zu den Nervenkrankheiten verwiesen. Dadurch ist aber erstens die Geschichte des Schlagflusses und des Asthma's auf wohl nicht zweckmäßige Weise sehr getrennt worden. Sodann möchte auch der blutige Schlagfluß nicht immer bloß von Congestion abzuleiten, sondern auch auf die meistens zum Grunde liegende Disposition, besondere und länger unterhaltene Schwäche des Gehirnes, wobey dasselbe weniger dem andringenden Blute widerstehen kann, oder wodurch die Blutanhäufung bewirkt wird, Rücksicht zu nehmen und er in der Hinsicht mehr zu den Nervenkrankheiten zu rechnen seyn. Daß die in dieser neuen Ausgabe noch nach dem Asthma plethoricum unter den Congestionen abgehandelte Angina pectoris, welche nach dem Verf. ohnehin bloß von Verkücherungen der Herzklappen und der Gefäßwände am Herzen, bisweilen auch der absteigenden Aorta, herrühren soll, nicht hierher gehört, braucht wohl nicht weiter dargethan zu werden. In der ersten Ausgabe wurden nach dem Asthma unter den Congestionen nur noch die Hämorrhoiden abgehandelt, durch welche die Blutflüsse eingeleitet werden sollten. Jetzt sollen die in der neuen Ausgabe den Beschluß dieser Familie machenden krankhaften Zustände des Monatsflusses, Menstruatio nimia und impedita, einen schicklichen Uebergang zu der Familie der Blutflüsse machen, während es in der ersten Ausgabe hieß, daß die Amenorrhoe einen schicklichen Uebergang zu der Familie der Blutverderbnisse, besonders der Bleichsucht mache. Uebrigens kann zwar Congestion zu anderen Theilen die Folge der unterdrückten Menstruation seyn; in vielen Fällen der Amenorrhoe aber, besonders wo sie von allgemeiner Schwäche, Cachexie, Mangel des Blutes ic. abhängt, ist

Congestion weder als Ursache noch als Wirkung der Krankheit anzunehmen. — Daß ferner außer der Verschleimung, dem Katarrhe zc. auch der Magenkrampf und die Colik zu den Absonderungsfrankheiten gerechnet werden, hat Rec. wenigstens nicht gerechtfertigt gefunden und möchte, auch abgesehen von manchen von dem Verf. hier nicht angeführten Arten, besonders bey der von ihm hier abgehandelten Cardialgia und Colica nervosa nicht passend seyn, da diese auch nach der Darstellung des Verf. bestehen kann, ohne von krankhafter Absonderung abzuhängen oder begleitet zu seyn. — Daß die Hautausschläge, welche der Verf. unter die Aussonderungsfrankheiten aufgenommen hat, nicht bloß von Fehlern der Ab- und Aussonderungen abzuleiten sind, sondern auch auf fehlerhafter Bildung und oft auch auf entzündlichem Zustande beruhen, hat Rec. schon in der oben angeführten Anzeige der Schrift von Good (der sie auch schon unter seine Ec-critica aufgenommen hatte) bemerkt. Abgesehen übrigens von dem, was bey den von dem Verf. aufgeführten Familien der Hautausschläge sowohl in Ansehung der Benennung einiger, als der zu einigen gerechneten Arten zu erinnern wäre, so kann Rec. nach seiner längst ausgesprochenen Ueberzeugung dem Verf. besonders auch darin nicht bestimmen, wenn dieser die Petechien von den Exanthemen getrennt und ihnen bey den Blutverderbnissen ihre Stelle angewiesen hat. Auch möchte bey den symptomatisch in gastrischen Fiebern zc. erscheinenden Petechien vielmehr die Verschäumniß der nöthigen Abführungen, als die von dem Verf. als Ursache angeführte zu stark abführende Methode zu beschuldigen seyn. Bey der von dem Verf. unter den Petechien abgehandelten Werlhoffschen Blutfleckenkrankheit sollen die

Petechien in kleiner, regelmäßiger, nicht in Strahlen und Striemen sich verbreitender Gestalt sich zeigen; es sind aber hier die Flecken eben so wie die symptomatischen in Faulfiebern oft weit größer und dabey auch Strahlen und Striemen von vielen Beobachtern bemerkt worden (vgl. die von Sachsse in seiner Ausg. von Wichmann's Id. z. Diagnost. B. 1. S. 239, 245 angeführten), und diese sind dann wohl eher als bloße Ekchymosen anzusehen und von den primären Petechien zu trennen. Außer der von dem Verf. allein angeführten Blutung aus dem Munde können auch andere Blutflüsse dabey vorkommen. — Andere in diesem Systeme vorkommende Veränderungen betreffen theils die Trennung mancher früher angenommenen Classen theils die Benennung derselben, so wie dann von denen Cachexien, wobey Affection des Blutgefäßsystems hervorsticht und welche der Vf. Blutverderbnisse nennt, andere unter der Ueberschrift: Krankheiten mit neuer Bildung, von den Nervenkrankheiten aber die Schlassucht, Ohnmacht und Scheintod unter der Benennung ekliptische Zustände oder Thanaatoiden getrennt werden. In den Krankheiten mit neuer Bildung, als welche Sicht, Steinkrankheit, Scrophelkrankheit, Rhachitis, Aussatz, Syphilis, Hundswuth, Wurmkrankheit und auch die verschiedenen Arten der Wassersucht hier angesehen werden, sollen (S. XXXIV) die Concremente, Desorganisationen, Contagien, Entozoen und Wassersuchten eine naturgemäße, vom Starren zum Flüssigen, vom Unbelebten bis zum Organisierten und wieder herab zu dem völlig Formlosen verlaufende Reihe darstellen (?). Am auffallendsten möchte die Stellung der Hundswuth unter diese Krankheiten mit neuer Bildung seyn, und der Verf. hat sie

wohl wegen ihrer Beziehung zu den Contagien, als deren höchstes und am meisten animalisiertes das der Hundswuth nach ihm (S. 540) betrachtet werden muß, hierhergezogen. Wenn aber das Contagium die Stelle bestimmen soll, so hätten wohl auch noch andere contagiöse Krankheiten und gerade auch solche, bey denen sonst abnorme Bildung zu bemerken ist, als die Pocken oder Krätze zc. eher hierher gehört, indem übrigens die Hundswuth ihrer Natur, ihrem Wesen und ihrer Form nach von allen hier abgehandelten Krankheiten durchaus verschieden ist.

Bey der Therapie der einzelnen Krankheiten hat der Verf. überhaupt die Ordnung befolgt, daß er erst die *Indicatio causalis* (welche er, wie es auch von Smelin in dessen allgemeiner Therapie geschehen ist, nur auf die entfernten Ursachen bezieht), dann die *Indicatio symptomatica* und zuletzt die *Indicatio radicalis* (welche von ihm wie von Smelin auf die nächste Ursache bezogen wird) abgehandelt hat. Daß aber diese Neuerung der Benennung theils willkürlich ist, und daß dadurch in Ansehung der Sache nichts gewonnen wird, hat Rec. schon in der Anzeige der Schrift von Smelin (G. g. U. 1831. B. 1. S. 374) und in seinem Handbuche der allgemeinen Therapie bemerkt. Allein auch hiervon abgesehen kann es Rec. wenigstens nicht zweckmäßig finden, wenn hier gegen die von den größten Aerzten befolgte Methode die *Indicatio symptomatica* vor der *radicalis* abgehandelt wird, so wie dann die symptomatische Cur in vielen Fällen, auch wo sie nicht mit der *Radicalcur* vereinigt oder durch der Hauptcur entsprechende, nur stärker auf gewisse Theile gerichtete, Mittel ausgeführt werden kann, doch nicht zu sehr mit der Grundkrankheit im Widerspruche ste-

hen darf, mit gehöriger Rücksicht auf diese und die davon abhängende *Indicatio causalis s. radicalis* bestimmt werden muß. Sonst gesteht Rec. dem Verf. gern zu, daß er bey der Bestimmung der Anzeigen in den besonderen Krankheiten überhaupt gute geläuterte Grundsätze befolgt hat. Rec. hat zwar auch in Bezug auf Manches über die Cur wichtiger Krankheiten Gesagte eine abweichende Ansicht, oder vermißt Manches, was seiner Ueberzeugung nach selbst in einem kürzeren Handbuche eine nähere Würdigung verdient oder erfordert hätte, von dem Vf. aber übergangen ist, z. B. die gehörige Anwendung des Opiums bey großem und reinem Erethismus in Nervenfiebern (wo der Verf. statt einer von den besseren älteren Practikern empfohlenen vollen Gabe kleine Gaben von $\frac{1}{2}$ Gran, wie es bey Vielen seit der Brownischen Periode gewöhnlich war, empfiehlt, wo dann aber das Opium vielmehr reizt als die beruhigende Wirkung gehörig äußert), die hier nicht angeführten so wichtigen Einschnitte bey sehr heftiger Entzündung der Mandeln, die fehlende genauere Würdigung der Brechmittel bey dem Group (wo sie bloß zuletzt bey zunehmender Erstickungsgefahr empfohlen werden), die der Brech- und abführenden Mittel bey dem Scharlachfieber (wo sie nur bey gastrischer Complication und die letzten besonders selten dienen sollen), die des Opiums in irgend bedeutenden Fällen unserer Cholera (vor welchem der Vf. Delemulsionen mit etwas Naphtha und Campher, oder diesen in Pulverform allein oder mit *Specacuanha* verbunden, oder *Rad. Arnic.*, *Serpentar.* zc. genannt hat, welche Mittel hier selten passen, oft nicht vertragen werden und eher den Magen und die Gedärme noch mehr reizen möchten, und bey deren Anwendung der Vf. die Cur

freylich schwieriger finden mag, als sie es nach der von Sydenham empfohlenen Methode ist), dergleichen die desselben Mittels bey schlimmen Nervenzufällen in dem dritten Zeitraume der Pocken (wo es auch von J. P. Frank *divinum, unicum fere remedium, sacra medicorum anchora* genannt wird), in dem Starrkrampfe u. a. m. Auch kann ihm Rec. in Ansehung der Beurtheilung mancher Mittel nicht bestimmen, wenn er z. B. S. 350 und an anderen Orten *Fel Tauri* und *Hb. Cardui bened.* für rein bittere Mittel, S. 392 die *Specacuanha* gerade für verdauungsstärkend erklärt. Bey der großen Menge von Materien, welche in einem zwey so große Doctrinen enthaltenden Werke abzuhandeln sind, werden indessen die Ansichten über viele einzelne Gegenstände bey Verschiedenen oft abweichend seyn, und außerdem kann sich der Vf. in Bezug auf Manches, was Andere etwa hier vermissen, nach seinem Plane darauf berufen, daß er es sich auf die Vorlesungen vorbehalten habe. Rec. enthält sich daher einer weiteren Mittheilung dessen, was er sonst noch sowohl in Bezug auf die Definitionen mancher Krankheiten, die Würdigung mancher Symptome und Ursachen derselben als in therapeutischer Hinsicht zu erinnern hätte, und will hier nur noch Einiges über die in diesem Lehrbuche angeführte Literatur äußern.

Der Vf. konnte, wie es sich bey einem Werke der Art versteht, nicht Vollständigkeit, sondern nur schickliche Auswahl der Literatur zum Zwecke haben. Hierbey beruht nun aber Vieles auf individueller Ansicht, es wird der Werth verschiedener Schriften sehr verschieden beurtheilt, und so hat sich auch Rec. in der Vorrede zu seinem Handbuche beschieden, daß Mancher hier Schriften vermissen könne, die nach seiner Ueberzeugung ent-

behrlich oder wenigstens Anfängern zu ihrer Bildung nicht zu empfehlen sind. Obgleich er daher auch in Bezug auf das Anführen oder Weglassen mancher Schriften gern eine von der seinigen abweichende Ansicht gelten läßt, so kann er es doch nicht verhehlen, daß ihm bey der von dem Verf. mitgetheilten Literatur das Weglassen vieler Schriften auffallend gewesen ist. Daß unter den §. XI angeführten die specielle Pathologie und Therapie überhaupt betreffenden Werken die der wichtigsten alten Aerzten nicht eine Stelle gefunden haben, wird Niemand, dem die übrigen Schriften des Vf. bekannt sind, einer Geringschätzung jener Aerzte zuschreiben. Neben Boerhaave's Aphorismen aber, mit denen hier die Literatur eröffnet wird, hätte wohl Fried. Hoffmann's Medic. rat. syst., die noch immer höchst schätzbar, ja für specielle Pathologie und Therapie weit wichtiger ist als Stahl's von dem Vf. hier angeführte Theoria med. vera, eine Stelle verdient, desgleichen unter anderen besonders Selle's Medicina clinica und in pathologischer Hinsicht wenigstens Sprengel's Werk, außerdem vor mehreren neueren hier angeführten Schriften auch Puchelt's System. Besonders sind auch bey der Literatur vieler einzelner Krankheiten viele Schriftsteller, die sich um die Pathologie und Therapie derselben in Monographien oder sonst in ihren Werken vorzüglich verdient gemacht haben, darüber vorzüglich nachgelesen zu werden verdienen, von dem Vf. nicht angeführt worden, z. B. bey dem Fieber überhaupt Selle rud. pyretolog., bey dem Wechselfieber Werlhof, bey dem Nervenfieber Hurham, Selle, Hufeland, bey dem Faulfieber Pringle, bey der Brustbräune Heberden u. a., bey dem Croup Eentin, bey den Hämorrhoiden Stahl, Alberti, de Haen, Hildebrandt, bey dem Blutbrechen und der schwarzen Krankheit Lis-

fot, Portal, Thilenius, Lentin zc., bey der Bleichsucht Brandis, bey den Petechien selbst abgesehen von Fracastorius, Roboretus, Petr. a Castro und Hasendhrl, Borsieri und Richter, bey dem Schleimsieber Huxham, Glasß, Sarcone, Grant, Stoll, bey dem Catarrhe Grant und Wittwer, bey dem Gallensieber Tissot, Finke, Stoll und A. G. Richter, bey der Gelbsucht Richter, Wedekind zc., bey dem Magenkrampfe Lentin, bey der Cholera außer den Alten Sydenham, Henrici, Brendel, bey der asiatischen Cholera Annesley, Scot u. v. a., bey der Ruhr Sydenham, Stoll, Richter, bey den wahren Pocken außer C. E. Hoffmann alle bedeutenden Schriftsteller, bey dem Scharlachfieber Stieglitz, bey den Masern Sydenham, Morton, Huxham, Rosenstein, de Haen, bey der Lustseuche Hunter, Hensler, bey der Hypochondrie Kämpf, Marcard zc. Dagegen findet man bey vielen Krankheiten gar manche Dissertationen angeführt, die eben nicht zu den allerdings sonst auch in einem Lehrbuche eine Stelle verdienenden classischen gehören möchten, so wie manche weniger bedeutende oder von ihren Verf. früher nach einseitiger längst aufgegebener Theorie geschriebene Werke, zu welchen letzteren Rec. nicht nur Horn's Schrift über Pneumonie, sondern auch einige eigne jugendliche Versuche, als die über Pneumonie und Hämorrhoiden, zu rechnen keinen Anstand nimmt, so wie er dann diese selbst längst nicht mehr in seinem Handbuche citiert, sondern in diesem von ihren Gegenständen eine der durch weiteres Studium und Erfahrung erhaltenen besseren Ansicht entsprechende Darstellung zu geben versucht hat.

J. W. H. Conradi.

G e t t i n g e n
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

65. Stück.

Den 27. April 1835.

T o u l o u s e.

Congrès Meridional. Première Session 1834. 220 S. in 8. MDCCCXXXIV.

Unter diesem Titel erhalten wir von dorthier eine Schrift, die in mehr als Einer Rücksicht der Aufmerksamkeit werth ist. Das in Deutschland gegebene Beyspiel einer jährlichen Zusammenkunft von Gelehrten, besonders Naturforschern, findet auch im Auslande Nachahmung. Die glänzenden Versammlungen in Cambridge und Edinburg sind aus den Zeitungen bekannt. Aber auch in Frankreich, nicht in der Hauptstadt, wo ein beständiger Gelehrten-Congreß ist, sondern in dem entferntern südlichen Theil, und zwar auf eine gewiß merkwürdige Weise und zu merkwürdigen Zwecken. Nämlich, wie ausdrücklich gesagt wird, um sich dem literarischen Despotismus oder der Suprematie der Hauptstadt zu entziehen, ohne deshalb als Gegner derselben aufzutreten. Daß dieser Supremat, den hier seit Richelieus und Ludwig XIV. Zeiten die Hauptstadt wie in keinem

andern Lande ausübt, eben so folgenreich für die Literatur, als drückend für die Provinzen ist, fällt leicht in die Augen. Die Literatur erhielt dadurch ihre Formen, da in der Hauptstadt Alles vom Hofe ausging, ward auch die schöne Literatur eine Hofliteratur. Aber auch wie drückend für die Provinzen, da jeder der sich heben wollte, es nur in der Hauptstadt konnte. Allerdings wird diese, schon weil sie im Besiz so großer Mittel ist, einen Vorrang behaupten; indeß liegt es wohl auch schon in der veränderten Verfassung des Staats, die der Nation ihren politischen Einfluß gesichert hat, daß dieses auch auf die Literatur zurückwirkt. Es ist also nicht zu verwundern wenn sie auch darin sich von der Hauptstadt zu emancipieren sucht. Daß dazu solche Zusammenkünfte, die den Gelehrten in den Departements die Gelegenheit geben sich zu zeigen, sehr zweckmäßige Mittel sind, wird man nicht in Abrede stellen. Daß mittägliche Frankreich, das sich schon durch seinen Dialect von dem nördlichen unterscheidet, hat dazu noch eine nähere Veranlassung; wie denn auch bey der hier aufgeworfenen Frage, wie in Beziehung auf die Zusammenkunft die Grenze des mittäglichen Frankreichs zu bestimmen sey? dieselbe dahin beantwortet wurde, daß zu derselben nur die Departements, wo die Romanische Sprache (*Langue d'hoc*) herrsche, gerechnet werden sollten.

Die vorliegende Schrift zerfällt nun in zwey Theile, *historique* und *Rapports*. In dem historischen Theile folgt auf das Einladungsschreiben des *H. N. Journal* in Narbonne, der das Ganze veranlaßte, die *Acte d'adhésion* der Theilnehmer, in der zuerst der Zweck auf folgende Weise bestimmt wird: *Notre congrès ne sera pas une assemblée politique; il se propose*

un double but: 1. Determiner les progrès accomplis par le midi de la France, dans les sciences, les beaux arts et l'industrie agricole, commerciale, et manufacturière. 2. Formuler pour l'avenir le programme des travaux les plus urgens et les plus immédiatement réalisables dans cette triple direction. — Nach einem Aufruf zur Theilnahme, und der Bestimmung des Termins zur Eröffnung (15. May 1834) folgen alsdann die zahlreichen Unterschriften. — Auf diese die Beschlüsse der Commission préparatoire, mit den nähern Bestimmungen des Umfanges und der Einrichtung der Arbeiten. Diesen zufolge theilt sich der Congrés in neun Sections: 1. Sciences mathématiques, physiques et naturelles. 2. Sciences médicales. 3. Sciences sociales, comprenant la Philosophie, l'Education, la Législation, l'Économie sociale, l'histoire et l'Archéologie. 4. L'Agriculture. 5. Les Manufactures. 6. Le commerce. 7. La Littérature. 8. La Musique, comprenant la composition et l'Exécution. 9. Les arts du dessein, comprenant l'Architecture, la sculpture, la peinture etc. — Der Congrés ward an dem bestimmten Tage eröffnet mit einer Rede des *Un Journal*, in der der Zweck auseinandergesetzt wird. Es handle sich 'non pas d'une revolte entreprise par un esprit étroit de localité, mais d'une lutte pacifique contre la centralisation trop exclusive de Paris. Mais nous devons le dire, et nous le dirons avec un profond regret, si les journaux des départemens ont répondu à l'appel que leur faisoient au nom du congrès futur les feuilles de Toulouse, la presse Parisienne a gardé un silence presque absolu. — Wir sehen dieß

als ein gutes Zeichen an, wenn die Eifersucht rege wird. — Die 9 Sectionen wählten jede aus ihrer Mitte ihren Präsidenten; die Sitzungen zerfallen in die öffentlichen oder allgemeinen, und in die der einzelnen Sectionen.

Die Leser sehen schon hieraus, daß der Plan dieser Zusammenkünfte in einem größern Umfange gefaßt ist, als bey denen in unserm Vaterlande. Wenn man in diesen sich auf die Naturwissenschaften beschränkte, so sind hier — nur mit Ausnahme der Theologie und Jurisprudenz — fast alle Wissenschaften und auch die Künste mit herangezogen. Nur die Politik bleibt mit vollem Recht ausgeschlossen. Als eine zweyte Verschiedenheit mag bemerkt werden, daß hier das Practische den Vorrang vor dem Theoretischen hat, wogegen bey uns wohl mehr der umgekehrte Fall eintritt.

Die Rapports, welche den größern Theil der Schrift ausfüllen, enthalten nun die Berichte der Secretärs der einzelnen Sectionen von den Verhandlungen in diesen, welche in den allgemeinen Sitzungen vorgelesen wurden. Es werden aber darin nicht etwa Auszüge aus gehaltenen Vorlesungen mitgetheilt, sondern Nachrichten über den Zustand jeder einzelnen Wissenschaft in dem südlichen Frankreich überhaupt; was früher, was kürzlich in demselben geleistet, welches die Hauptwerke seyen, wer sich die größten Verdienste darin erworben; welche Lücken noch vorhanden und auszufüllen seyen. Dieß geschieht ohne Prahlerey und Bitterkeit, und, so viel wir urtheilen können, unparteyisch. Wenn der Vortrag des Secretärs in der allgemeinen Versammlung beendigt ist, so erfolgt in dieser eine Discussion, in der jeder sein Urtheil sagen, Erinnerungen machen, auch Beyträge liefern kann. Daß dieß Alles sehr

zweckmäßig sey, fällt wohl in die Augen. Ueber das Ganze des Zustandes der Wissenschaften in diesen Theilen Frankreichs wird dadurch ein Licht verbreitet, dessen man bisher entbehrte.

Von den einzelnen Sectionen ist, wie man leicht erwarten wird, die erste der mathematischen und physischen Wissenschaften die reichhaltigste. Sie zerfällt daher auch in eine Reihe Abtheilungen, neun an der Zahl, die jede ihren eigenen Präsidenten und Secretär hatte; nämlich Mathématique, Hydraulique, Physique, Astronomie, Chimie, Botanique, Zoologie, Mécanique industrielle, in Anwendung sowohl auf Ackerbau als Manufacturen, Minéralogie et Géologie. Die zweyte Section umfaßt die Sciences Médicales. In dieser unter andern: Elle régarde la doctrine de Hahnemann, qui compte encore bien peu de partisans dans le Midi, comme digne d'un sérieux examen, damit der Congreß von 1835 sie zum Gegenstande einer Discussion machen könne. Die dritte Section: Sciences sociales, zerfällt wiederum in fünf Abtheilungen: Philosophie, Education, Histoire et Archéologie, Législation, Economie sociale. Bey jeder derselben werden die Wünsche ausgesprochen, was besonders noch zu leisten sey; z. B. bey der Législation, daß bey dem Unterricht in der Jurisprudenz die historische und philosophische Methode möge befolgt, und Lehrstühle dafür errichtet werden; bey der Geschichte ein freyerer Gebrauch der Bibliotheken und Archive; bey der Economie sociale die Verbesserung des Zustandes der untern Classen der Gesellschaft. — Die vierte Section: Agriculture. Es wird die Anlage von Musterwirthschaften empfohlen. Die Agricultur überhaupt sey im Fortschreiten — Die fünfte Section: Manu-

factures. Unter ihnen stehen die Draperies oben an. Auch die Fabrication des Runkelrübenzuckers wird mit Erfolg getrieben. — Die sechste Section: Commerce. Die Berichte blieben unvollkommen, wegen des Ausbleibens so vieler großer Handelsherren. Es fehle an Handelsschulen. — Die siebente Section: Littérature. Die Literatur der Provinz sey bisher nur ein schwaches Echo der Literatur der Hauptstadt. Durch gute Journale müsse geholfen werden. Die achte Section: Musique. Man wünscht musicalische Feste. — Die neunte Section: Arts du dessein, nach ihren einzelnen Zweigen. — Auf diese einzelnen Rapports folgt alsdann zum Schluß des Congresses der allgemeine Rapport.

Angehängt ist das Programm für die Zusammenkunft von 1835, welche am 15. May eröffnet werden soll. Diese Zusammenkunft wird auf eine sehr empfehlende Weise vorbereitet, indem für jede der neun Sectionen Fragen vorgelegt werden, welche man in derselben wünscht beantwortet zu sehen. Es wird also dadurch, ohne irgend einen Zwang, im Ganzen die Richtung des künftigen Congresses angedeutet. Es scheint uns dieß eine der trefflichsten Einrichtungen zu seyn, die es wohl verdiente auch in Deutschland nachgeahmt zu werden. Wenn unsere Nachbarn von uns lernten, warum sollten wir auch nicht wieder von ihnen lernen?

Gn.

L e i p z i g.

Ben Wilhelm Engelmann, 1835: Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen von Dr G. G. Gervinus. Erster Theil, von den ersten Spuren der deutschen Dichtung bis gegen

das Ende des 13. Jahrhunderts. VIII und 476
Seiten in 8.

Wenige Bücher zeichnen sich durch strömende Gedankenfülle wie durch lebendige Darstellung vortheilhafter aus als gegenwärtiges, das alle seine Vorgänger hinter sich zurückläßt. Sein Verfasser hat die lenksamste Gabe, wahrzunehmen, zu sondern und zu vereinigen; er schreibt aus voller Brust, für die Ehre unseres Vaterlandes, das Gefühl der Leser wird durch ihn gekräftigt und erhoben. Der ernsten Wahrheit nachgehend will er weder schonen noch verletzen und scheut sich nicht, sein Lob dem was viele tadeln, seinen Tadel dem was viele loben zu ertheilen. Nicht einer ästhetischen Betrachtung abgezogenes Wasser, wodurch so manche Schriften über die deutsche Literatur ungenießbar oder unausstehlich geworden sind, wird in dem Werke dargeboten, was es ergibt ist aus frischer Forschung geschöpft und leitet zur Lauterkeit der Quellen hin. Nur überall gereift kann ich seine Frucht nicht nennen, vielleicht auch ist es nicht durchweg unbesungen. Einiges erscheint zu tief herabgesetzt, anderes über das rechte Maß erhöht. Bisweilen kann man die Empfindung nicht los werden, der Verf. sey mit vorgefaßter Meinung gegen die Sache ans Untersuchen gegangen, erst im Untersuchen für sie gewonnen worden: Tact und Wahrheitsliebe machten ihm bald Lust, doch irgend ein vornehmer Rückhalt hinterblieb, und was die eine Hand gibt sucht die andere wieder zu nehmen. Von unten herauf hat sich Hr Servinus selten den Gegenständen genähert, sondern er ist, wie ein gereifter Mann, aus der Höhe der Geschichte und ausländischen Literatur zu den heimathlichen Niederungen der deutschen Poesie herabgekommen, aber gern und immer lieber stehen geblieben sich auch

an ihr zu laben. Seinen Forschungen geht darum Sicherheit im Kleinen, wohl auch Freude daran ab, hingegen schweifen seine Blicke ferner und weiter, und für jenen Mangel wird man entschädigt. Wer ihm in dem verschlungenen Pfade dicht gedrängter Combinationen folgt, kann es ohne Ermüdung, aber nicht ohne Gefahr, sich zu verirren oder von einem Reiz ins Auge geschlagen zu werden.

Der Vf. will weder blinden Verächtern, noch blinden Verehrern des Alterthums genügen (S. 12); das war ihm, wenn es so unvernünftige Leute gibt, ohnehin zuzutrauen. Sind aber die gemeint, welche mit oberflächlicher Kunde auszureichen wähnen oder gründliche für unentbehrlich halten, so konnte zwischen Negativem und Positivem überhaupt die Wahl nicht schwanken. Wenn genaue Kenntniß von jedem Gegenstande nützt, so wird vertraute Bekanntschaft mit allem, was das eigne Volk angeht, zehnfach fruchten, und die Bearbeiter des Vaterländischen stehen in keiner Art Nachtheil. Wie ganz anders urtheilen wir von unsern Ahnen, ja von uns selbst, die wir sie fortsetzen, seit wir ihre hinterlassenen Denkmäler nicht mehr als barbarische Seltsamkeiten oder als kindische Anfänge in den Vordergrund unserer Literaturgeschichte stellen, sondern sie als seelenvolle Keime der höchsten Nationalgüter kennen lernen, die zum Theil schon frühe in überraschender Schönheit sich erschlossen, zum Theil gehemmt und gestört zurückblieben, und dennoch wieder getrieben und heimlich mitbegründet haben, was in dem letzten Jahrhundert der deutschen Sprache und Dichtkunst auf einmal einen Rang verschaffte.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

66. 67. Stück.

Den 30. April 1835.

L e i p z i g.

Beschluß der Anzeige: Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen von Dr. G. G. Servinus.

Mit welchem Stolz und mit welcher Anerkennung sagt der Vf. S. 10: 'diese Nation war bestimmt, den Ungeschmack in Kunst und Wissenschaft zu brechen, so daß es nun laut von unsern Nachbarn verkündet wird, daß wahre Bildung der Seelen und Geister nur bey uns gesucht, wie alle Bekanntschaft mit den Alten nur durch uns vermittelt werden kann, daß sichtbar unsere Literatur nun so über Europa zu herrschen beginnt, wie einst die Italiänische und Französische vor ihr über Europa geherrscht haben.' Worin aber liegt stärkere Gewähr für diesen Vorzug der deutschen Literatur als in ihrer Geschichte? als eben darin, daß sie ihrer neuen Entfaltung ein Alterthum, ihrer Ermannung eine Jugend an die Seite zu stellen hat, und den naturgemäßen, nothwendigen Kreislauf aller Poesie wie keine andere, die Grie-

chische ausgenommen, an sich offenbart und erfüllt? S. 283 heißt es hier von den Nibelungen und von Gudrun: 'beide Gedichte dürfen für die Nation ein ewiger Ruhm heißen. Wenn wir diese Dichtungen voll gesunder Kraft, voll biederer wenn auch rauher Sinnesart, voll derber aber auch reiner, edler Sitte betrachten, neben dem schamlosen, ecklen und windigen Inhalt der britischen, und neben dem bigotten fränkischen Volksepos, so werden wir ganz andere Zeugnisse über die angestammte Vortrefflichkeit unseres Volkes reden hören als die dürren Aussagen der Chronisten, und im Reime werden wir bey unsern Vätern schon die Ehrbarkeit, die Besonnenheit, die Innigkeit und alle die ehrenden Eigenschaften finden, die uns noch heute im Kreiße der europäischen Völker auszeichnen. Diese herrlichen Stoffe uralter Dichtung lassen, wenn sie auch nicht geistige Routine zur Schau tragen, wie das die fremden Poesien jener Zeit (ich denke, der etwas späteren) besser können, auf eine Fülle des Gemüthes und auf eine gesunde Beurtheilung aller menschlichen und göttlichen Dinge schließen, die seitdem (?) ein Erbtheil der Nation geblieben sind, das mit jedem neuen Umsatz wuchernd zu einem weiten Vermögen heranwächst.' Dieß alles aber, wovon vor einem Menschenalter die Litterargeschichte weder Begriff noch Ahnung hatte, würde unwahr seyn, wenn es nicht zugleich in uns Ehrfurcht und Hochachtung vor unserer Vergangenheit, obgleich keine blinde, begründen sollte.

Etwas worin ich allgemein betrachtet nicht des Vf. Ansicht theile, ist seine Verehrung 'der großen Italiäner', mit deren Maßstab er sehr häufig unsere älteren Dichter beurtheilt. Von den französischen Classikern haben uns Lessing bis auf A. W. Schlegel freygemacht, und daß sie jemals wie-

der festen Fuß in Deutschland gewinnen, steht nicht zu befürchten. Die Geschichte der altdeutschen Poesie sollte aber auch unter uns jener Musterhaftigkeit der früheren Italiäner ein Ziel setzen. Wenigstens begreife ich schwer, wie Hr Servinus, der es fühlt warum keine Dichtung aller neueren Völker näher an das homerische Epos reiche, als die altdeutsche, von dem glatten, geschminkten, aller epischen Wahrheit baaren Ariosto versichern mag (S. 39. 271), 'nichts als die strenge geschichtliche Grundlage fehle ihm, um ganz Homer geworden zu seyn', S. 136 aber, fast im Widerspruch damit, 'nichts als jene plastische Sicherheit und Einfachheit der Griechen'. Das 'Gewirr seiner planlosen Abenteuer, das Treiben seiner principlosen Helden' (S. 354) läßt sich nicht vergleichen weder der planen Anmuth und Lieblichkeit Gotfrieds noch der Tiefe Wolframs, dessen Gedanken mächtiger zugleich und zarter, selbst dessen Scherze gefühlter sind. Was Ariost voraus hat genieße bewundernd Italien, uns Deutsche geht es wenig an, und es ist kein Unglück, daß die undeutsche Manier der Oberone längst aufgehört hat. Dante's großartige Dichtung (S. 349. 365 u. sonst) ist der angestrengtesten Mühe werth, unterscheidet man aber zwischen Dichtern die studiert und gelesen seyn wollen, so erachte ich sein im Grund einförmiges, ermüdendes Werk unlesbarer und kaum leichter als Parzival, der unser Sinnen und Trachten, den deutschen Character inniger berührt. Zwar hält der Verf. bloß das Purgatorium zu diesem altdeutschen Gedicht, ich kann ihm aber die gesuchte Analogie zwischen dem Campertischen Alexander und dem Inferno durchaus nicht einräumen. Hätte den Titulrel Wolfram wie begonnen vollendet, das Werk würde uns doch ganz anders bewegen als irgend ein fremder

Dichter des Mittelalters. Petrarca's reizendste Sonette können sich mit unsern besten Minneliedern weder in Unschuld der Empfindung noch des Ausdrucks messen. Sehr schön heißt es S. 320: 'dieser Minnegefang, voll der geheimsten Züge der Wahrheit, spricht jenen schwer zu erfassenden, gegen jede Beziehung in Worten sich sträubenden Zustand des ersten Seelenlebens in einer Wärme und Tiefe aus, die nur künstlerisch von Petrarck übertroffen ist, bey dem dagegen die innige Unschuld und Harmlosigkeit unserer sanften Meister bereits verloren gieng'. Ich weiß nicht einmal, ob immer künstlerisch übertroffen. Eine Classicität, die ihrem eigenen Volk den Stempel erschöpften Stillstandes aufdrückte, für uns aber keine war, noch seyn wird, ist viel mehr gemacht, die Gesichtspuncte der Geschichte deutscher Dichtkunst zu verrücken als zu befestigen.

Der Abschnitt des Vf. über die älteste heidnische Poesie wird wohl unter allen am meisten unbefriedigt lassen. Die Denkmale des 9. Jahrh., und wahrscheinlich der vorhergehenden, sind bey nahe untergegangen, aber doch sind noch viele Züge des Heidenthums zu gewinnen und zusammenzustellen. Nur freylich muß man mehr Analogie zwischen dem Norden und Süden zugeben und dem Gegensatz zwischen mysteriöser Grausamkeit und historischer Helle entsagen, der das Characteristische beider Gegenden treffen soll. Die Schönheit langobardischer Ueberlieferungen ist nicht außer Acht gelassen, von dem Volk und der Sage der Göthen aber ungünstiger geurtheilt, als mir Recht scheint, eben weil der bloße Zufall ihre Aufbe-
wahrung hinderte. Celtische Barden hatte Deutschland allerdings nicht, aber auch die nordischen Skalden bildeten keinen Orden wie die Barden. Der hochdeutsche Scuof, der angelsächsische Scop mag

kein sehr verschiedenes Geschäft von dem des Skald gehabt haben. Den merkwürdigen Beovulf, der noch in heidnischen Traditionen fußt, würdigt S. 199. 200 lange nicht gehörig. Was soll denn darin, Form und Inhalt nach, aus Virgil seyn? der virgilische Iopas beruht entweder auf einer mißverstandnen Stelle in Thorkelin's Vorrede, oder auf einer ungelegenen Emendation jenes scöp im Gedicht. Ich bekenne, daß es mir gar nichts Bardisches oder Ossianisches hat, auch nicht mehr Sentimentalität als den Angelsachsen gebührt; viele einfach schöne Schilderungen und manche Anklänge, an die urdeutsche Heldensage. Diese Dichtung hat Aehnlichkeit mit dem Stil des alt-sächsischen Heliand, nur ungleich höhere poetische Haltung. Hr Servinus hat den Heliand und den Dtfried gelesen und von beiden eine recht passende Zusammenstellung entworfen. Neben ihrer Wichtigkeit für die Sprache leisten beide Gedichte auch der Geschichte unserer Poesie den großen Dienst, daß sie eine Menge Formeln und Redensarten in sich aufgenommen haben, die den verlornen weltlichen Dichtern eigen waren.

Der deutschen Thierfabel habe ich neulich ein weit höheres Alter, als man ihr vorher beylegte, aber auch einen bestimmten epischen Character zugesprochen, und es gereicht zu meiner Freude, daß in den wesentlichen Puncten ein so unabhängiger und besonnener Forscher diese Meinung billigt. Daneben stellt er jedoch eine Unterscheidung auf zwischen Thiermärchen und Thierfabel und will bloß jenem das von mir entwickelte epische Wesen eingeräumt, der Thierfabel den ihr gewöhnlich verliehenen Bezug auf Lehre bewahrt wissen. Mit ändern Worten, die äsopischen Fabeln bleiben ihm völlig andere Erfindungen, als unsere deutsche Sagen vom Wolf und Fuchs. Da stände

also doch einmal der deutschen Literatur eine eigenthümliche Schöpfung zu, von der die griechische Welt nichts geahnt hatte! Zu erklären aber weiß ich mir nicht, warum in unserer epischen Sage hin und wieder dieselben Geschichten vorkommen, wie in der moralischen Fabel der Griechen, und ich möchte fragen, was Hr G. für älter und echter hält, die Batrachomyomachie oder die äsopische Erzählung von der ertrunkenen Maus? Dem S. 108 für die unabänderliche Originalität der Fabelconstruction beygebrachten Grund: daß einer seit Jahrtausenden im Occident und Orient feststehenden Ansicht entgegenzutreten, gegen alle historische Möglichkeit sey, wird sich nichts oder vieles anhaben lassen. Die Geschichte der Poesie kennt keine Verjährung des Irrthums. In seiner Aeneis hat Virgil selbst geglaubt ein Epos zu liefern, und die ganze Zeit hat es den Critikern und Dichtern für ein solches gegolten. Heutzutage wird gleichwohl keiner anstehen, ihm alle wesentlichen Grundzüge wahrer epischer Poesie abzuerkennen. Ich erkläre damit die äsopische Fabel in ihrer jetzigen Gestalt nicht für etwas verwerfliches, sondern behaupte nichts als daß der angeführte Grund keinesweges hindere, ihr eine ältere, der deutschen Thierfabel oder der Batrachomyomachie ähnliche Unterlage zuzutrauen. Darauf deuten selbst die früheren, meist ausführlichen metrischen Abfassungen des Babrias, oder wie deren Urheber heißen mag. Jenen himmelweiten Abstand Virgils von Homer haben die Leser und Prüfer lange Jahrhunderte nicht so empfunden, wie er nun, seit Beachtung der deutschen und serbischen Poesie vor Augen liegt; warum sollte uns nicht auch die größere Vollständigkeit deutscher Thiersage einen Blick verstatten in die Beschaffenheit altgriechischer? Lessings Fabeln könn-

nen der echten Fabel so fern stehen, als Klopstocks oder Miltons Gedicht das wahre Epos nicht erreicht. Ueber die innere Einrichtung der Thierfabel sagt der Vf. manches treffliche und beachtenswerthe.

Das Volksmäßige im Element des deutschen Epos stellt er aber so wenig in Abrede, daß er ihm noch eine größere Ausdehnung als bey den Griechen einzuräumen geneigt ist. S. 35 'die deutsche Dichtung war noch in der Wiege schon in den Händen des Volks; keine Dichtung irgend einer Nation der Erde ist es in dem Maße gewesen wie sie, in alten und neuen Zeiten, daher hat man an der volksmäßigen allmählichen Ausbildung unserer Nibelungen bey uns so wenig gezweifelt, bey Homer aber mit allem Rechte etwas veränderte Gesichtspuncte genommen'. S. 159 'Volkspoesie kann nur heißen, was den Weg zu seiner Vollendung unter der Theilnahme aller gemacht hat'. S. 184 'welcher Dichter wäre im Stand gewesen den Geist der Nibelungen umzusetzen, und einer freyeren Umarbeitung wieder einzuhauchen? verachten konnte man ein solches Gedicht, aber kein ähnliches schaffen'. S. 186 'historische Anlehnung ist die erste Bedingung; lange ungestörte Entwicklung und Reife, ohne das Zuthun von Kunstgängern, muß hinzukommen'. Also Epos und Kunstpoesie stehen einander entgegen, wer diese übt, schätzt jenes gering, das Epos hat sich mitten im Volk durch langsamen Wachsthum gefördert und gezeitigt; diese Concurrrenz aller, wie man sie sich denken möge, nimmt einen guten Theil weg von dem Eigenthum, auf den ein einzelner Dichter Anspruch hätte, oder wie man auch sagen könnte, sie überliefert, überträgt ihm diesen Theil. So wenig die Concurrenten dabey sich nachweisen oder läugnen lassen, eben so wenig wird auch der ordnende Dichter hervortreten oder aus dem Spiel

bleiben, und ich weiß nicht, wozu Osterdingens oder Klinsors Namen, zweyer unbekannter Dichter, die doch sicher zu den höfischen gehören, hier immer noch genannt werden. Jener Volksdichter im Hintergrund ist an sich nichts dunkles, nichts wunderbares, es mußte sich so verhalten, ja wüßten wir zufällig ihn zu nennen, es würde damit wenig gewonnen seyn, weil andere ähnliche ihm vorausgehen. 'Die Zusammensetzung epischer, größerer Gedichte (heißt es S. 57) aus einzelnen rhapsodischen Gesängen fließt aus einem bestimmten Gedanken, um den sich die einzelnen Theile fest versammeln, den sie halb dem epischen Dichter an die Hand geben, den dieser zur andern Hälfte ausbildet. Diese Einheit, die man lächerlicher Weise als einen Beweis gegen die volksmäßige Entstehung der großen Epen hat geltend machen wollen, ist die Grundbedingung jedes größern in ein ganzes geschlossenen Volksgedichtes.' Das glaube ich auch, diese Einheit ist es, um welche der Dichter die epischen Faden zu einem Knäuel aufwindet.

Mit Recht erklärt der Verf. die poetische Darstellung in dem Gudrunliede, dessen Inhalt er meisterhaft zergliedert, für blühender und belebter als in den Nibelungen, obgleich auch diese durch die keusche Einfachheit ihres Stils (Gleichnisse oder Bilder fast nur im ersten Theil 280. 282) den Eindruck epischer Wahrheit erhöhen und die Abwesenheit des Dichters in der Vermeidung dichterischen Schmucks bestätigen. S. 263: 'in diesem Nibelungenliede finden wir die rein plastische objective Kunst der Alten, die reine Wirkung auf Sinne und Phantasie, ohne Einmischung der Persönlichkeit des Dichters, kein Volk des neueren Europa hat etwas hiermit zu vergleichen, dieß Werk steht in seiner grandiosen Anlage ganz allein neben dem griechischen Epos'.

Wenn sich das alles so verhält, und der Verf. mehr als man erwartet, zugesteht, sollte er nicht vorher S. 273 von 'dem vaterländischen Dünkel' geredet haben, die Nibelungen dem Homer entgegenzustellen, da doch vergleichen ein entgegen oder zur Seite stellen ist, und eine Menge verständige Italiäner ihren Ariost, wir wissen wie viel falscher, dem Homer zur Seite gestellt haben oder entgegenstellen.

Hr G. hat sich hier von dem Aerger übernehmen lassen, den ihm erfolglos gebliebene Vorschläge einiger Männer, das Nibelungenlied auf Schulen zu lesen, unnöthig verursachen. S. 66 spricht er sich gleich eifrig gegen die allerdings bedenklichere Ansicht Graffs aus, den Otfried auf Universitäten und in den oberen Classen der Gymnasien regelmäßig (warum könnte es nicht zuweilen geschehen?) zu erklären. Von Verdrängen oder Beeinträchtigen des Homer durch die Nibelungen, der lutherischen Bibel (wenn diese anders auf Schulen noch viel gebraucht wird) durch Otfried war aber niemals die Rede, bloß, von bescheidner Zuziehung des vaterländischen Sprachstudiums in den Kreis der Unterrichtsgegenstände, wie man etwa den jungen Leuten zumuthet oder freystellt, sich mit Diplomantik, mit Sphragistik, mit portugiesischer oder spanischer Sprache bekannt zu machen. Die ältere deutsche Sprache zu verstehen und zu studieren wird ihnen immer bey Erlernung der deutschen Geschichte, des deutschen Rechts, und wer weiß wo sonst, so viel Nutzen bringen als die Lesung oder Prüfung einer Urkunde; die Nibelungen, den Zwein gelesen und begriffen zu haben erspriesslicher seyn, als sich an der langweiligen, kein deutsches Gefühl in ihnen rege machenden Eufiade zu versuchen. Daß unsern Gymnasialschülern 'eine ungeheure, ganz unerträgliche Last ohnehin schon aufgebürdet ist', beweist bloß, daß Erleichterung

geboten wäre, die Ueberladung aber gerade durch andere Dinge verschuldet wird. So bald man den Unterricht auf einen natürlichen Fuß setzt wird sich leicht ein unschädlicher Raum ermitteln für das was unserm Volk, also auch unserer Jugend zur Ehre gereicht. Wider das gewöhnliche Treiben deutscher Grammatik auf Schulen habe ich mich längst erklärt. 'Der Schullast und altklugen Erziehung, der eingebornen Verständigkeit' (S. 293) haben wir Deutsche genug, wenigstens eine so segnete Portion davon bey uns zu Hause, daß man nicht mißgelaunt seyn, und den vollkommen natürlichen Gedanken ruhig gewähren lassen sollte, unsere Jugend in die Kenntniß einheimischer Dinge einzuführen. Tacitus Germania könnte auf Paulus Diaconus, Eginhart, Lambert (von Hersfeld), aber auch auf die Nibelungen, Winsbeke oder Freydanck leiten. Es wäre doch zu verwundern, wenn den Knaben, welcher die Bestimmung hat, 'erwachsen und Mann geworden' (S. 164), die alltägliche Prosa unseres eingeeengten Lebens zu treiben, nicht manche Züge der Vorzeit treffen, dauernder bewegen und in vaterländischer Gesinnung stärken sollten. Noch sonst einigemal läßt sich der Vf. auf Widersprüchen oder Grillen betreten. S. 29 verlangt er die fast mährchenhafte langobardische Sage in ein Buch für die Jugend gebracht, S. 164 erklärt er den Druck und die Herausgabe von Kindermährchen für etwas unverantwortliches: die verwirrtesten Köpfe und nervenlosesten Seelen unter der Jugend seyen es, die sich an dieser gefährlichen Frucht am liebsten nähren. Das ist so gegründet, wie etwa die Behauptung, daß die Erfindung der Druckerey unsägliches Unheil in der Poesie angestiftet und alle ihre Heimlichkeit aufgehoben habe. Was verschlüge es aber, wenn echte Kindermährchen (um die ersonnenen gern preis zu

geben) verpönt würden und nun den lesenden Kindern die Bossische Uebersetzung der tausend und einen Nacht, oder ein Auszug daraus, in die Hand siele? Uebrigens sind die Märchen gar keine nordische Erfindung; die ersten vielgedruckten und gelesenen Sammlungen erschienen in Italien, dann folgten unabhängig davon französische und zu allerlezt deutsche, als es kaum noch Zeit war diese für die älteste Geschichte unserer Poesie und poetischen Denkungsart unglaublich wichtigen Ueberlieferungen vor dem Untergang und Aussterben zu retten.

Unter den deutschen Gedichten des 12. Jahrhunderts, die durch ihren treuherzigen, kunstlosen Vortrag jeden, der mit der blühenden, gebildeten Dichtersprache des 13ten vertraut ist, zum Theil als Gegensatz, zum Theil als erklärende Grundlage des späteren, ausnehmend anzichen, hebt Hr G. viel mehr, als bisher geschehen ist, Lamprechts Alexander hervor, S. 221—238. Dieß Gedicht ist ihm ein Stern erster Größe an unserm poetischen Himmel, einer der schönsten Schätze der ganzen mittelaltrigen Poesie: 'ein Rudolf von Ems sey nicht werth, diesem Lamprecht die Schuhrümen zu lösen, bey dem alles Wärme, Gefühl, innerer Drang und Fülle sey, der gedichtet, was keiner der damaligen Poeten nachgemacht, die Allerbesten kaum ausgenommen', ja er meint, 'in der poetischen Literatur existiere nichts, was den Abenteuern des Odysseus so nahe komme', als der Brief, den in diesem Gedicht Alexander seiner Mutter schreibt. Höchst wahrscheinlich war die Briefform bereits in dem romanischen Gedicht, und keine Erfindung des deutschen. Was ich einräume ist, daß in diesem altdeutschen Alexander die fabelhaften Thaten des Welterschütterers rasch, leicht und fließend vorgetragen sind, das übrige geht mir zu weit, und der Vf. hat sein Wohlgefallen an

dem Helden und an der Sage auf den Dichter übertragen. Werner, in seinem Marienleben, erzählt etwas kälter und breiter (er hatte auch kein so reiches Gewebe von Handlungen vor sich), fast aber mit mehr poetischem Aufwand. Eilhart, dessen Tristrant Hr G. ungerecht ein schlechtes Nachwerk nennt (S. 267), dichtet schmucklos, aber in den Dialogen fast so gewandt wie Veldeck, und ich wüßte nicht, wenn wir sein halb niederdeutsches Werk in reinem Texte vor uns hätten, ob ich es nicht, auch der einfacheren Sage wegen (im Gegensatz zu Gottfrieds Kunstgedicht) gleich hoch halten sollte wie diesen Alexander, der ihm in Sprache und Einkleidung sonst sehr unähnlich ist. Uebrigens bezweifle ich noch, was freylich mit dem Werth des Gedichts nichts zu schaffen hat, daß der deutsche Dichter Lamprecht heißt; Rudolf konnte die Vorrede schon falsch verstehen. Es ist an sich vollkommen auffallend, daß in Frankreich ein Clerc Lambert und in Deutschland ein Pfaffe Lamprecht zu gleicher Zeit einen Alexander sollten gedichtet haben. Man hätte vorerst auszumitteln, was Lambert an dem franzöf. Gedicht gethan hat, zu welcher Zeit er lebte und wie sich die Fabel in seiner Bearbeitung zum Inhalt der Deutschen verhält. Die *histoire liter. de France* 15, 119 gibt kaum mehr zum besten als der leichtfertige Le Grand. Ausdrücklich heißt es von Lambert: 'qui de latin la trest, et en roman la mist'. Chateaubun liegt im Orléanois, gehörte also noch zur *langue d'oïl*, und Lamberts Romanisch war Nordfranzöfisch. Nach Lambert könnte ein verschollener Alberico von Vicenza welsch, und nach ihm der ungenannte deutsche Dichter gearbeitet haben; der Pfaffe Lamprecht wird zu Eingang, vermuthlich nach Albericos Eingang, als erster Urheber der Dichtung in dritter Person genannt; weiter unten sagt der namenlose, beschei-

dene Deutsche in erster Person: ich habe es ins Deutsche übertragen.

Der deutschen Lyrik des 13. Jahrh. läßt Hr G. verdiente Gerechtigkeit widerfahren, er ist nur geneigt den provenzalischen Troubadours eine noch höhere Stelle anzuweisen, weil diese mehr Besonderheit entfalten. Ein paar hübsche kriegerische Lieder werfen aber kein allzu schweres Gewicht in die Waagschale, und ich würde mich sehr bedenken, die erotischen Lieder unserer Minnesänger zu hunderten dafür hinzugeben. Die Minne ist das größte Thema jener Zeit, wovon sie am tiefsten ergriffen war, und das wir aus den deutschen Dichtern am reinsten begreifen lernen. Die Provenzalen sind viel sinnlicher. Krieg und Kampf wurde damals so turniermäßig und ritterlich geführt, daß die lyrische Dichtung aus dem einsörmigen Speerkrachen und Schildumwerfen wenig Gewinn entnehmen konnte. Die Tenzone und das Sirventes langweilt in den meisten Fällen, und ich will zehnmal lieber die Hoflieder, die sittlichen und religiösen Betrachtungen unserer deutschen Sänger lesen. Wein- und Trinklieder haben freylich unsere Minnedichter so wenig aufzuweisen, als die Troubadours; alte Volkslieder, wie in Fischarts Bechgelag angeführt werden, gehen sicher hoch hinauf und auch der schönen Weinsprüche und Weinsegen Ursprung ist nicht erst in dem 14. Jahrh. aufzusuchen. Warum soll aber die Wiener Meerfahrt ein plumper Witz seyn? Wäre Hr G. das Agrigenter Schiffhaus bey Athen aus 2, 5 eingefallen, er hätte vielleicht das Gegentheil behauptet. Mir scheinen beide Schwänke äußerst erheiternd, von der glücklichsten Erfindung.

Vortrefflich hat der Vf. den Character der beiden größten Dichter jener Zeit, Wolframs und Gottfrieds, auseinandergesetzt, beiden aber eine unvergleichliche Dichtergabe zugesprochen. Es ist, als ob ihre völlige Verschiedenheit und Entgegensetzung

uns in alle Tiefen und Falten des Wesens deutscher Poesie einweihen sollte. Das wunderbarste ist fast die Nähe, in welcher sich dieses innerste Kunstvermögen kund gab neben der gelungensten Entfaltung des Epos in seiner alten, ungetrübten Bewußtlosigkeit. Man möchte die Nibelungen in eine ganz andere Zeit setzen als den Parzifal und Tristan, und doch sah sie Deutschland beynahе zugleich erscheinen.

Auch gegen die Beurtheilung Hartmanns und seiner Nachfolger hätte ich wenig einzuwenden. Ohne Zweifel wäre von diesen begabten Dichtern größeres geleistet worden, hätte sich ihre Kunst nicht an dem unlebendigen Stoff der britischen Fabeln von der Tafelrunde abgearbeitet, der so wenig frische und natürliche Situationen liefert. Doch darf über diese Romane im allgemeinen nicht abgesprochen werden, und man muß schon die Sage von Parzifal, noch mehr aber die von Tristan ausnehmen. In der Geschichte Tristans ist kein 'dürrer und windiger' Gehalt, sondern wahrhaft epische Fülle, zumal wenn man sich die alten, einfachen Motive, wie sie Gihart darstellt, gefallen läßt. Dieses frühere Gedicht bietet sich zu einer anziehenden, vom Vf. ganz verschmähten Vergleichung mit dem Gottfriedischen dar, wobey in Bezug auf Kunst und Empfindung Gihart in unendlichem Abstand von dem jüngeren Dichter befunden werden muß, während die Fabel selbst bey jenem noch in festerer Fuge hängt. Keinen von Gottfrieds Fortsetzern, so sehr sie hinter seiner Größe zurückblieben, möchte ich verdienstlos und schlecht nennen.

Auch in Rudolfs und Conrads Werken kann ich noch keinen eigentlichen Verfall der Dichtkunst erblicken, vielmehr eine gewissermaßen fortschreitende Ausbildung der Sprach- und Reimgewalt, die bey Conrad eine früher nicht so dagewesene Reinheit

und Flüssigkeit erreichte. Conrad hat eine fast Dvidische Leichtigkeit. Keiner von beiden Dichtern zeichnet sich durch Gedankenflüge aus, eine gefügte Handhabung der Stoffe ist keinem abzustreiten, abgesehen von dem Mißgriff, daß Conrad einen überreichen, Rudolf in der Weltchronik, bey der compendiarischen Kürze, die er sich vorschrieb, einen zu trocken wählte. Allein Conrad ist voll der schönsten Gleichnisse (z. B. von den Tauben 112 b, von dem Nestbau 104 b), überall ein gewandter Erzähler und in nicht wenigen Stellen weiß er auch Sinn und Gemüth anzusprechen, z. B. wenn er 85 c der angeborenen Liebe zu der Heimat gedenkt. 11672 hätte Hr G. den Ausdruck vaterlant lesen können, welchen er S. 273 allzu voreilig dem ganzen Mittelalter abspricht.

Ich habe gesucht einige Hauptrückfichten hervorzuheben, in denen der Vf. die Geschichte der altdeutschen Poesie betrachtet. Seine Bemerkungen scheinen mir eindringlich, vielseitig und geistreich, und, selbst wo sie abirren und verfehlen, geeignet, die Wahrheit der Untersuchung zu fördern. Noch zweyerley möge hinzugefügt werden über eine Anwendung der neueren Zeit auf die ältere, die er sich oft gestattet, und über sein beynabe grämliches Mißbehagen an der Gegenwart, daß er mehrmals ganz unverholen ausspricht. Gegen die Vergleichung der Dichter eines und desselben Volks aus verschiedenen Zeiten, würde, weil man annehmen darf, daß sich sein Grundcharacter treu geblieben ist, wenig einzuwenden seyn. Auch eine Wiederholung der Erscheinungen läßt sich zugeben, weniger schon eine der persönlichen Gaben in diesen Erscheinungen. Lamprechts Geistesverwandtschaft mit Boß, jenes Einfluß auf Wolfram wie dieses auf Göthe scheint mir S. 237 ganz aus der Luft gegriffen; wo möglich noch mißlungener ist S. 251 die wahrgenommene Analogie zwischen Herbort, Nithart und den verwilderten (!)

Göttinger Dichtern des 18. Jahrh., deren großer Theil ja Boß, Hölty, Stolberg, ungleich mehr als Bürger, waren (vgl. S. 253). S. 373. 374 wird Wolfram zu Ariost, Wieland und Jean Paul gehalten. Auch die Vergleichung Wolframs, Hartmanns und Gottfrieds mit Aeschylus, Sophocles und Euripides S. 380 kann auf geringen Beyfall rechnen. Wenn aber fortwährend über den heutigen Ungeschmack, die völlige Ausartung und Ermattung der jüngsten Poesie Jammer erhoben wird (S. 5. 153. 181. 419), so kann ich darin nichts sehen, als, wovon eigentlich die Gesinnung unseres Vf. frey seyn sollte, ungenügsame Undankbarkeit, oder Ueberschätzung einiger Schriftsteller aus der zweyten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Sind denn Schiller und Göthe schon so lange aus unserer Mitte geschieden, daß der Geschmack, den sie aufbaut, untergegangen, daß nun alle Poesie ausgestorben wäre? Sind nicht beide noch immer Dichter unserer Zeit, haben wir sie zu lesen, zu verstehen, zu lieben aufgehört? Soll und kann jedes Jahrzehent oder Vierteljahrhundert der Nation einen großen Dichter zeugen? Auch das Feld der Poesie hält seine Brache aus und gewinnt dadurch neue Fruchtbarkeit. An den lebenden Dichtern mag uns nicht alles recht seyn, je älter der Mensch, jede Generation wird, desto mehr Ungewöhnung hat sie allen Neuerungen entgegenzusetzen, aber weder die Gegenwart noch die Zukunft lassen sich Gewalt und Hoffnung abschneiden. Daß Einsicht und Geschmack in der Zeit, welche seit Erscheinung der verschiedenen Bossischen Gedichte bis auf uns verfloßen ist, sich wirklich gehoben haben, davor kann eine unbefangene Critik dieser Dichtungen, denen in ihrer Schranke ihr Werth unverkümmert bleiben wird, das Auge nicht verschließen.

Jac. Grimm.

Göttingische
gelehrte Anzeigen.

Unter der Aufsicht
der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Der zweyte Band
auf das Jahr 1835.



Göttingen,
gedruckt bey Friedrich Ernst Huth.

Göttingische Gelehrte Anzeigen

volume: 1835

by unknown author

Göttingen; 1835

Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright.

Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept there Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact:

Niedersaechsische Staats- und Universitaetsbibliothek

Digitalisierungszentrum

37070 Goettingen

Germany

Email: gdz@sub.uni-goettingen.de

G e t t i n g e n
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

68. Stück.

D e n 2. M a y 1 8 3 5.

B e r l i n.

1834, bey Dümmler: Die Urwelt und das Alterthum erläutert durch die Naturkunde von Dr. H. F. Link, K. Preuß. Geh. Medic. Rathe, Professor d. Arzn. K. u. s. w. Zweyte ganz umgearb. Ausg. 1. Th. 462 Seiten in 8. ohne die Vorrede.

Die erste Ausgabe dieses Werkes, in den Jahren 1821 u. 22 erschienen, hatte die Aufmerksamkeit erregt, welche die critische Arbeit eines philosophischen, seines Stoffes vollkommen mächtigen, und viel belesenen Geistes verdiente. Diese sogenannte zweyte Ausgabe ist ein völlig neues Werk, und verdient die größte Aufmerksamkeit sowohl wegen ihres sehr reichen Inhaltes, als wegen der erfreulich logischen und critischen Behandlung des Gegenstandes.

Sie zerfällt in fünf Abschnitte. Der erste handelt von den untergegangenen organischen Kör-

pern, deren Ueberbleibsel fossil gefunden werden. Vorauf geht eine kurzgefaßte Geschichte der Wahrnehmungen dieser Ueberbleibsel und der in verschiedenen Zeiten gangbaren Vorstellungen von ihrem Ursprunge. Wohl zu erwägen ist die Bemerkung: wie es nicht wahrscheinlich sey, daß von den vielen Thierarten, deren Ueberbleibsel sich fossil finden ohne daß man die Originale derselben kennt, diese letztern noch irgendwo lebend gefunden werden sollten; indem die Erde zu weit durchforscht ist; als daß diese hätten unentdeckt bleiben können. Hierauf werden die Thierarten einzeln durchgegangen, und zwar in der umgekehrten Ordnung der wahrscheinlich bezüglichen Zeiten ihres Untergangs. Es werden diejenigen bezeichnet deren Arten zuletzt, vielleicht als der Mensch schon vorhanden war, erloschen sind, wie z. B. gewisse Hirscharten aus Torfmooren, Mastodonten u. s. w. Zu den jüngsten nächst diesen gehören die fossilen Elephanten, Rhinocerosse, Flußpferde u. s. w., die sich in den Erdschichten finden, welche man neuerlich unter der Benennung Diluvium begreifen will. Das sogenannte Alluvium enthält nichts mehr von diesen, sondern nur Reste von organischen Wesen der jetzt lebenden Schöpfung, und selbst von Werken der Menschenhand. S. 38 erklärt der Verf. sich gegen die Vorstellung daß das Diluvium nur durch eine allgemeine Fluth hervorgebracht worden seyn könne. Es ist dazu zu sehr verschieden, und Meerproducte finden sich darin nur in einzelnen Gegenden. Auch erklärt er sich (S. 42) gegen die Annahme einer allgemeinen Veränderung der Temperatur der Atmosphäre. Selbst den Untergang einiger arktischen südlichen Gegenden gehörenden Thiere im

Eise Sibiriens, wo sie gefunden worden sind, möchte der Verf. nicht als Beweis einer solchen Veränderung gelten lassen. Er glaubt, daß die Thiere, deren Körper auf diese Weise gefunden worden sind, noch später lebten als die fossilen Elephanten von Canstadt, Burgtonna und Thiede; und daß das Vorkommen der wohl erhaltenen Ueberreste im Eise eher auf einen angeschwollenen reißenden Strom deute, der sie den Eisgebirgen näher gebracht habe. Eine der größten Schwierigkeiten gegen die Nothwendigkeit diese und ähnliche Erscheinungen aus einer Veränderung der Temperatur zu erklären, besteht darin, daß neben den Resten der für südlich gehaltenen Thiere sich auch Ueberbleibsel solcher Thierarten finden, die ausschließlich den kälteren Climates angehören, wie vom Elenthier, Rennthier, Alpenhasen u. s. w.

Eine besondere Abhandlung widmet der Verf. den fossilen Thierresten, die in Höhlen und Knochenbreschen vorkommen, und zeigt, daß sich in beiden andere Ueberbleibsel zeigen als im aufgeschwemmten Lande (Diluvium). Er gibt zu daß Knochen in manche Höhlen eingefluthet worden seyn können, hält aber dafür daß in den meisten Fällen die Thiere, deren Knochen sich in Höhlen finden, diese bewohnt haben, die Knochen aber die in Breschen und durch solche ausgefüllten Spalten vorkommen, nur hineingeschwemmt seyn können, und daß Manches von diesen wieder zufällig in Höhlen gerathen ist. Aber wenn auch hier Wirkung von Fluthen unverkennbar ist, so ist doch kein Beweis für nur eine einzige Fluth vorhanden; die Menschenknochen, die neuerlich in Spalten und Höhlen gefunden worden sind, mö-

gen durch solche spätere Zufälle dahin gekommen seyn. Eigentlich fossile Menschengelbeine sind bis jetzt nicht nachzuweisen. Mit der Vorstellung von einer allgemeinen Fluth fällt auch die eines scharfen Abschnittes zwischen der Urwelt und Jetztwelt (S. 81).

Die Ansicht des Verf., daß unter den größten Veränderungen des Bodens die auf der Erdoberfläche wahrgenommen werden, das Phänomen der Verbreitung der Geschiebe von nordischen Felsarten auf eine der jüngsten geologischen Begebenheiten deutet, welche sich später ereignete als die Bildung des die Elephanten zc. enthaltenden aufgeschwemmten Landes, — diese Ansicht erhält durch vielfache Wahrnehmungen immer mehr Bestätigung.

In gleicher Art wie die Erscheinung der organischen Reste des aufgeschwemmten Landes geht nun der Verf. auch die der tertiären und secundären zc. Gebilde durch. Der Raum dieser Blätter gestattet nicht ihm hier in das Einzelne seiner klaren Darstellungen zu folgen; aber wir dürfen nicht unterlassen zu bemerken daß dieser Klarheit auch die Vollständigkeit entspricht, und daß wir seine Zusammenstellung der bewährtesten und neuesten Wahrnehmungen über diesen so überaus wichtigen Theil der Geologie für das gelungenste und belehrendste halten, was uns bis jetzt für denselben bekannt geworden ist. Un-erwähnt dürfen wir jedoch nicht lassen, daß der Verf. der Meinung derer beytritt, welche die Tertiärbildungen für örtlich halten, und eine Parallelisierung der einzelnen dazu gehörenden Formationen auf der ganzen Erdoberfläche nicht als statthaft ansehen. Aus dieser Vorstellung folgt,

daß die Gestalt der Erdoberfläche bey dem Entstehen der tertiären Bildungen von der heutigen wenig verschieden war, und daß man erst zu den secundären Bildungen hinausschreitend, große Verschiedenheiten zwischen der heutigen und früheren Gestalt nachzuweisen vermag. Doch auch in dieser älteren Bildungsperiode ist nicht überall Allgemeinheit der Formationen zu erweisen. Der fossilen Ueberreste von Vegetabilien gedenkt der Verf. bey dem Diluvium nur im Vorbeygehen, ausführlicher bey den tertiären Gebilden und den Steinkohlen, wo S. 168 bis 182 sich eine sehr belehrende Zusammenstellung ihrer Verhältnisse findet.

Bey der S. 182 ff. enthaltenen Betrachtung der Veränderungen der Erdoberfläche wirft der Verf. die Frage auf: ob Erhebungen von Innen heraus, vulcanische Ausbrüche, die ersten bildenden des ganzen festen Landes waren? und glaubt diese Frage verneinen zu müssen; und zwar weil der sogenannte Urkalkstein, ganz ähnlich dem nicht selten von vulcanischem Gestein eingeschlossenen und berührten Kalksteine, dem Gneuß und Glimmerschiefer untergeordnet und von deren Schichten umgeben gefunden werde. Da es nun wahrscheinlich sey daß die körnige Form des Kalksteins durch eine starke Erhitzung und anfangende Schmelzung einst hervorgebracht wurde, so müssen Gneuß und Glimmerschiefer als sie hervorbrachen schon Kalksteinlager angetroffen haben, die sie umflossen und so veränderten, daß die Spuren der Versteinerungen darin verwischt wurden. Verstehen wir den Vf. recht, so hat seine Frage folgenden Sinn: Ist trocken, über die Meeresfläche emporragendes

Land auf keine andere Weise entstanden als durch Erhebung von innen heraus? Wir können uns aber in der That kaum eine andere Entstehungsweise des trocknen Landes über den Meeresspiegel denken als diese; denn selbst das Einsinken des Meeresgrundes in Höhlen, und die dadurch bewirkte Erniedrigung des Meeresspiegels ist schwerer zu erklären, weil man sich kaum denken kann daß Höhlen der Erdrinde unter dem Meeresboden nicht schon mit Wasser gefüllt gewesen seyn sollten; und die Vorstellung von einer beträchtlichen Verminderung des Meerwassers durch Verdunstung unterliegt noch größeren Schwierigkeiten. Aber, wenn wir auch dem Verf. gern zugeben, daß der Gneuß zc. beym Hervorbrechen schon Kalklager gefunden hat die er umhüllen konnte, so können wir doch seinem in Beziehung auf jene Frage daraus gezogenen Schlusse nicht beystimmen. So wenig noch eine andere schwierige Frage hat beantwortet werden können, die nämlich: woher die überwiegende Masse von Kalkerde gekommen ist, aus der die mächtigen und weit verbreiteten Kalkgebirge bestehen; so muß doch als ausgemacht angenommen werden, daß alle Kalksteinlager unter Wasser, und die größten und mächtigsten von der Kreide an abwärts nur unter dem Meere gebildet worden seyn können. Nimmt man daher auch an, daß eine allgemeine Bedeckung der Erde mit Meer, ohne alle Inseln, der ursprüngliche Zustand der Erdoberfläche gewesen ist; nimmt man ferner an, daß einzelne Theile des Grundes dieses allgemeinen Oceans nach und nach erhoben wurden, ohne vorerst die Oberfläche des Meeres zu erreichen — und für successive Erhebung stimmt selbst der Verf. —; nimmt

man noch weiter an, daß dieser allgemeine Ocean mit unebenem Grunde, in den minder tiefen Theilen, die schon zur Erhaltung von Pflanzen- und Thierleben geschickt waren, mit organischen Meereschöpfen bevölkert war; so können, während der Jahrtausende welche erforderlich waren um den Ocean allmählich mit Inseln und Continenten zu versehen, mächtige, mit Ueberresten der Schalthiere u. s. w. angefüllte Kalksteinlager gebildet worden seyn, die durch vulcanische Wirkungen hie und da von Gneuß zc. umwickelt und in körnigen Kalkstein verwandelt wurden. Diese Vorstellung ist selbst der des Wf. nicht entgegen, nach welcher in der vor den Erhebungen bestandenen Erdrinde Quarz vorherrschte, der die ungeheure Menge von Körnern lieferte, aus denen sowohl die Sandsteingebirge als der Sand im Meere und in den großen Ebenen besteht.

Der zweyte Abschnitt ist der Vergleichung der Urwelt mit der jetzigen Welt gewidmet; eine Abhandlung reich an philosophischen Blicken in das Wesen der Natur — nicht sogenannten naturphilosophischen Spielereyen. Folgende sind die Anfangsworte dieses Abschnittes: 'Für den ersten Blick auf die Mannigfaltigkeit der Natur, besonders auf die lebende Schöpfung, spricht sich ein Gedanke aus, den man auf verschiedene Weise ausgedrückt hat; Weiter der Natur, Fortschreiten zur Vollkommenheit, Entwicklung des Ganzen, sind einige dieser Ausdrücke, womit man diesen Gang der Natur bezeichnet. Welcher von diesen Ausdrücken am genauesten und richtigsten die Sache darstellt, mag die Frage seyn; aber es wäre unrecht, an einer Sache zweifeln

zu wollen, weil sie von Einigen falsch ausgedrückt wird. Der Wurm und der Mensch und das Thierreich dazwischen, das Moos und die Roskastanie und die bunte Wiese dazwischen, bestätigen sogleich, was überhaupt genommen, jene Ausdrücke sagen.' In dem Schlusssatze liegt unstreitig die ganze tiefe Bedeutung dieser Vorstellung, die der Verf. indessen näher zu entwickeln sucht.

Die mancherley Mißdeutungen die sie erlitten hat sind bekannt. Die abenteuerlichste darunter ist unstreitig die, daß die Natur jede einzelne Form oder Art ihrer Geschöpfe vom Unvollkommenen zum Vollkommenen durch eine Reihe von Zwischenstufen führen müsse, ehe sie die vollkommene Form erreichen könne, so daß z. B. der Mensch von der Froschnatur allmählich zur Menschennatur hinaufgerückt, der Affe Mensch geworden sey und dergl. Daß von solcher Vorstellung bey unserm philosophischen Verf. nicht die Rede seyn kann, brauchen wir nicht zu bemerken; er thut ihr — mit Recht — nicht einmal die Ehre ihrer zu gedenken. Indessen verwirft er nicht den Gedanken eines Fortschreitens der organischen Bildungen in ihrer Mannigfaltigkeit überhaupt vom Unvollkommenen zum Vollkommenen und zwar mit dem Laufe der Zeit. Doch auch diese Ansicht scheint uns manche Bedenklichkeiten gegen sich zu haben. Sollten die schaffenden Kräfte, die den Organismus hervorrufen, und deren Wirkungen wir auf unserm Planeten wahrnehmen, nicht immer dieselben gewesen seyn, wie wir sie jetzt finden, oder vielmehr aus ihren Erfolgen dunkel ahnden? Sollten sie nicht von Anfang an (von Ewigkeit her?) fähig gewesen

seyn die künstlichsten Organismen hervorzubringen wie die Einfachsten oder welche wir dafür halten? Es wird uns schwer zu glauben, daß diese Fähigkeit jemals gemangelt habe. Wir denken uns den Gang der Dinge ungefähr auf folgende Weise. Es kann wohl seyn daß unser Erdball (und vielleicht jeder Weltkörper) eine Bildungsperiode durchlaufen hat, während welcher seiner Masse oder seiner Oberfläche die Bedingungen ganz oder zum Theil mangelten, welche erforderlich sind um jene schaffenden Naturkräfte productiv für Organismus dort wirken zu lassen; daher während dieser Periode organisches Leben auf demselben noch nicht gedeihen konnte. So bald aber die Beschaffenheit der Erdoberfläche, wenn auch nur an einzelnen Stellen, mehr oder weniger vollständig dazu geeignet wurde, so mußte auch sogleich diejenige Production eines Organismus daselbst eintreten, welche die Beschaffenheit einer solchen Stelle gestattete, und zwar mußte die Production in aller dieser Beschaffenheit angemessenen Vollkommenheit und auch Mannigfaltigkeit eintreten. So erfolgte in und unter einem Ocean die Bildung mannigfaltiger Meeresgeschöpfe; in Sümpfen die üppige, und in ihrer Art auch mannigfaltige Vegetation die später zu Torf und Steinkohlen wurde, und die Bildung der Amphibien von seltsamer Gestalt und doch in der That sehr complicierter Organisation, für ihren Aufenthaltsort und für die durch denselben ihnen nothwendig werdende Lebensweise so künstlich und angemessen eingerichtet als es nur immer die Organisation des Säugethiers für den seinigen ist. Ging ein so wasserreicher und sumpfiger Zustand der Erdoberfläche der Bildung größerer,

Theile trocknen Landes voraus, wie man anzunehmen allerdings Veranlassung hat; so folgt daraus von selbst, daß die Landthiere später als die vorhergenannten Geschöpfe entstehen mußten; aber nicht weil die Natur vorher nicht die Kraft besaß den eigenthümlichen Organismus der Landthiere hervorzubringen, sondern weil die Bedingungen mangelten an die das Bestehen desselben gebunden war. Sicherlich entstanden in Gegenden wo das trockene Land älter war als das Sumpfland in anderen, die Säugethiere früher als die Sumpftiere in den letzteren. Der Grund dieses Fortschreitens von einer Bildung zur andern lag aber nicht im Laufe der Zeit, sondern in der Dertlichkeit. Hätte die den Organismus hervorbringende Kraft sich selbst erst allmählich zu diesem Hervorbringen herausbilden müssen, so möchte man fragen, warum sie jetzt, nachdem sie dahin gekommen ist das höchste, complicierteste zu schaffen immer noch mit Hervorbringung der einfachsten sogenannten niedrigsten Organismen fortfährt — neben dem Menschen auch die Auster hervorbringt? Aber sie benützt auch jetzt noch das Eigenthümliche jeder Dertlichkeit, und übt nach Maßgabe dieser überall ihre schaffende Kraft (Blumenbach's Bildungstrieb) in der umfassendsten Mannigfaltigkeit. Sie stellt die Stufenleiter im Raume dar, nicht in der Zeit. Das Bestehen einer solchen gleichzeitig vorhandenen Stufenleiter und der größten Mannigfaltigkeit in derselben ist auch die Vorstellung, auf welche der Verf. alles am Ende selbst zurückführt. Es ist uns aufgefallen, daß der Herr Verf. bey Aufzählung der verschiedenen älteren Ansichten vom Ursprunge der Versteinerungen

schweigend über den Umstand hingeht, daß auch noch in neuester Zeit Einer und der Andere sich mit dem Studium der Natur Beschäftigende die Vorstellung von einer im Innern der Felsarten erfolgten unmittelbaren Bildung der Gestalten, die wir für Ueberreste organischer Wesen halten, wieder aufgefaßt und mit sogenannten naturphilosophischen Zauberformeln unterstützt hat. Nur bey der Vorstellung vom Ursprunge der Steinkohlen gedenkt er derselben, doch sehr schönend.

Die Vergleichung der Urwelt mit der Jetztwelt führt den Herrn Verfasser auf folgende Schlusssätze:

1. In der Vorwelt waren die Formen, wo Theile auf verschiedenen Entwicklungsstufen in einem Individuum (Einzelwesen) vereinigt sind, häufiger als jetzt. Wir nennen solche Formen Uebergangsformen.
2. Die Vorwelt liebte Uebertreibungen aller Art, an Größe, Masse, Wiederholung derselben Theile. Diese Uebertreibungen erscheinen uns mehr oder weniger als Zwecklosigkeit.
3. Im Pflanzenreiche und in den niederen Classen des Thierreichs kommen die organischen Körper der Vorwelt der jetzigen Schöpfung näher als in den höheren Thierclassen, also überhaupt in den weniger entwickelten Organismen. Man sieht dieses an den fossilen Farnkräutern und den Blättern anderer Pflanzen, welche den unserigen sehr nahe stehen, ferner an der Uebereinstimmung vieler Muscheln und Schnecken in den Ter-

tiär- und späteren Schichten mit den jetzt lebenden, da hingegen diese Uebereinstimmung für die höheren Thierclassen nur in wenigen Arten, und noch dazu zweifelhaft Statt findet.

Diesen Sätzen widerspricht, dünkt uns, die Ansicht nicht, daß die Natur in jeder Periode Alles in allen Formen des Organismus hervorzu- bringen vermochte. Daß sie dabey in verschiedenen Zeiten variiert hat, leidet keinen Zweifel; aber sogenannte Uebergangsformen gehörten nicht bloß einer bestimmten Periode an, es bestehen deren noch jetzt, und werden deren wohl noch später bestehen, und auch — wieder verschwinden. Beschaffenheits-Veränderungen mit Boden und Atmosphäre in verschiedenen Gegenden der Erde sind sicherlich erfolgt, und mit dieser stand ohne Zweifel das was unser Herr Verf. bey den organischen Formen Uebertreibung nennt in so genauer Verbindung, daß wir den dafür gebrauchten Ausdruck: 'Zwecklosigkeit' nicht eben billigen möchten. Die sogenannten Uebertreibungen fehlen auch in der jetzigen organischen Schöpfung nicht, so wenig als die Vereinigung mehrerer Theile von verschiedenen Entwicklungsstufen in einem Individuum. Der dritte der obigen Schlußsätze unterstützt insbesondere die erwähnte Ansicht.

Der dritte Abschnitt handelt von der Verbreitung organischer Körper. Es werden die Bedingungen dieser Verbreitung entwickelt und alles Wesentliche beigebracht was über diese schwierige Materie gesagt werden kann. Der Herr Verf. findet Veranlassung etwas über das Verhältniß zu bemerken in welchem die verschiedenen

Pflanzenformen den verschiedenen Klimaten eigen sind. Da sich ergibt, daß in den heißen Klimaten das Verhältniß der in der Minderzahl dort vorkommenden einfachern Pflanzenformen zu den in der Mehrzahl vorkommenden mehr entwickelten (Phanerogamen) weit größer ist, als in den kalten Zonen; also die Sonne und die Wärme die höhere Entwicklung fördert; so ergibt sich auch, daß noch etwas Anderes als die Wärme und Sonne Ursache gewesen seyn muß von der Bildung einer überwiegenden Menge der Kryptogamen in der Urwelt, wie wir sie fossil finden. Hier könnte man allerdings geneigt werden anzunehmen, daß es der schaffenden Natur damals wirklich an der Fähigkeit gemangelt habe die höher entwickelten Pflanzen hervorzubringen, da die dazu vorhandenen günstigen Umstände unbenutzt bleiben. Muß man aber wohl zu dieser Vorstellung seine Zuflucht nehmen, da die Bildung von Kryptogamen in Uebermaß aus der Beschaffenheit des Bodens in Verbindung mit dem Klima sich genügend zu erklären scheint? Die noch jetzt fortdauernde ähnliche Bildung in ähnlichem Boden und Klima, wie in den Brasilianischen Urwäldern, mit allen Uebertreibungen die den fossilen nicht viel nachgeben, möchte dafür sprechen. Vieles in diesem dritten Abschnitte enthaltene beweiset ebenfalls dafür.

Vierter Abschnitt: Verbreitung des Menschen. Der Mensch im naturhistorischen Sinne besteht nur aus Einer Art, aber von dieser bestehen mehrere Stämme. Der Herr Verf. ist — in der Ansicht daß die Entwicklung vom Unvollkommenem zum Vollkommenen fortschreite, und in Hinsicht auf gewisse Verschiedenheiten in der Körperform der Neger, geneigt, die Neger für

die Stammraße des Menschengeschlechts anzunehmen, und er stellt auf diesen Grund Einiges über die Art der Verbreitung der menschlichen Gattung über alle Theile der Erde zusammen.

Die Abstammung des ganzen Geschlechts von einem einzigen Paare angenommen, muß man allerdings tiefe Untersuchungen über die Möglichkeit der allgemeinen Verbreitung desselben anstellen, und sich, da alle sichere Auskunft hierüber mangelt, und in Ewigkeit mangeln wird, mit zum Theil sehr kühnen Hypothesen behelfen. Ist es denn aber durchaus nöthig, das ganze Menschengeschlecht, und überhaupt jede Art organischer sich fortpflanzender Wesen von einem einzigen Paare oder Stamme herkommen zu lassen? Warum sollte nicht an jedem Theile der Erdoberfläche, sobald derselbe zur Ernährung einer Art von organischen Geschöpfen geeignet war, diese Art entstanden seyn? Es scheint uns sehr wahrscheinlich daß dieses so erfolgt ist, und daß dabey eine und dieselbe Art an verschiedenen Puncten zwar kleine durch Boden und Klima bewirkte ursprüngliche Verschiedenheiten darbietet, aber im Wesentlichen überall so gleich war, daß die fruchtbare Begattung durch die ganze Art aus allen Gegenden möglich blieb. Die Bedingungen, die zu einem solchen gleichförmigen Hervorbringen erfordert wurden, auf einen einzigen Punct der großen Erdoberfläche beschränken zu wollen, möchte doch wohl zu ängstlich gemuthmaßt seyn. Kann man aber annehmen daß mehrere erste Paare von Thierarten an verschiedenen Puncten der Erde aus der Kraft des Schöpfers hervorgegangen sind, so bedarf es der mühsamen, und bis jetzt noch in allen Fällen fruchtlos gebliebenen Nachforschung nach der Stammraße ir-

gend einer Thierart, die wir in vielen Varietäten kennen, durchaus nicht. Waren ferner die Bedingungen des ersten Hervorbringens einer organischen Art an mehreren Puncten der Erde vorhanden, so genügte dieß gewiß, denn die productiven Kräfte der Natur fehlten sicher nicht, und da diese nach bestimmten Gesetzen überall wirken, folglich im wesentlichen gleichförmig, so ist es sehr glaublich, ja wohl nothwendig daß sie überall eadem sed aliter hervorbrachten.

Man hat zwar mancherley Gründe aufgestellt mit welchen man die Abstammung des menschlichen Geschlechtes von Einem Paare zu beweisen versucht, aber selbst mit allen diesen Gründen bleibt der Beweis doch unendlich schwer, ja im Grunde zu führen unmöglich. Einer dieser Gründe, den auch Herr G. R. Vink anführt, ist der: daß man kein Volk — auch das rohste nicht — gefunden hat, dem das Feuer unbekannt gewesen wäre. Man hat daraus sogar den Schluß gezogen, daß die auf der niedrigsten Stufe der Cultur gefundenen Völker von einer höheren, früher schon von ihnen erreicht gewesenen Culturstufe in ihren erniedrigten Zustand herabgesunken seyn müßten. Für beides will uns die Bekanntschaft eines Volkes mit dem Feuer wenig beweisen. Die Völker die man im halb thierischen Zustande, und doch bekannt mit dem Feuer antraf, waren doch auch nicht von gestern. Wie viele Mittel aber hat nicht in allen Zonen der Erde die Natur Feuer hervorzubringen! Blitz, Vulcane, Erdfeuer, den Sonnenbrand selbst. Phänomene dieser Art gaben unfehlbar dem Menschen zuerst die Kenntniß vom Feuer, und wenn auch einige Generationen vergingen, ehe es der Mensch in seine Gewalt be-

kam, so wird doch einmal ein kluger Kopf selbst unter den Wilden sinnreich genug gewesen seyn, daß von der Natur empfangene Feuer erst zu erhalten und späterhin auch hervorzubringen, ohne diese Kunst von Fremden lernen zu müssen oder sie durch Tradition mitgetheilt bekommen zu haben. Selbst an den Vorstellungen der heiligen Schrift glauben wir uns nicht zu versündigen, wenn wir dem Schöpfer die Macht zuschreiben, jedem Theile des Erdballs seine Bevölkerung unmittelbar zu geben. Hierdurch bilden wir uns gewiß einen höheren Begriff von seiner Allmacht als wenn wir annehmen, die Bevölkerung der Erde mit Menschen habe von dem einzigen schwachen Paare in Moses Paradiese abgehangen. Und wer waren denn die Leute, von denen der flüchtige Cain fürchtete todtgeschlagen zu werden wenn sie ihn fänden? (Moses 1, 4. 14. 15). Des hier bemerkten ungeachtet sind die reichhaltigen Notizen und Zusammenstellungen über Abstammung und Wanderung der vom Menschen benutzten Pflanzen und Thiere höchst interessant und belehrend.

Von dem zweyten Theile beabsichtigt der Hr Verf. keine neue Ausgabe; sondern gibt auf den letzten Blättern des ersten Theiles nur einige Zusätze, unter Verweisen auf andere seitdem erschienene, ähnliche Gegenstände behandelnde Werke. Die S. 452 befindliche Anmerkung müssen wir dahin berichtigen, daß der dort als gestorben angegebene Verfasser der Geschichte der natürlichen Veränderungen der Erdoberfläche wenigstens zu Anfange des Jahres 1835 noch am Leben gewesen ist.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

69. Stück.

Den 4. May 1835.

G ö t t i n g e n.

In der Dieterichschen Buchhandlung: Umriss pädagogischer Vorlesungen von Herbart. 1835. 103 Seiten in Octav.

In wiefern durch diese Schrift die Pädagogik mit der Psychologie verknüpft wird, kann darüber in der Kürze nicht mehr gesagt werden, als daß die Psychologie des Verfassers während langjähriger pädagogischer Praxis, und größtentheils in Folge der hierdurch erworbenen Erfahrung, entstanden, ausgearbeitet und niedergeschrieben ist. Aber die Pädagogik beruhet nicht bloß auf der Psychologie, sondern auch auf der practischen Philosophie; diese letztere nun auf ästhetischen Urtheilen über den Willen zu gründen, wird von Vielen für eine arge Keßerey gehalten, weil sie sich an den Worten stoßen; welche Worte gleichwohl unentbehrlich sind, um die Sache ins Licht zu setzen. Doch mag gegenwärtiger Bericht an die Worte eines An-

bern geknüpft werden, der wahrscheinlich eben so wenig an Pädagogik, als an die dem Verfasser eigenthümlichen Untersuchungen gedacht hat. In dem Naturrecht von Droste-Hülshof liest man §. 11: das allgemeine materiale Sittengesetz sey nach Zeugniß des Bewußtseyns vermittelt durch das, der practischen Vernunft nothwendige Gefallen an der Menschenwürde, und das daraus hervorgehende Begehren derselben. Wenn nun als zugestanden vorauszusetzen ist, daß Sittlichkeit den Zweck der Erziehung bestimme: so folgt sogleich, daß die Zöglinge theils aus ihrer eigenen practischen Vernunft jenes nothwendige Gefallen an der Menschenwürde erzeugen sollen, und anderntheils hieraus ihr Streben nach derselben hervorgehen, nicht aber von einer transcendentalen Freyheit, oder vom Schicksal erwartet werden müsse. Dem gemäß sind in der angezeigten Schrift zuerst die Systeme, welchen Fatalismus oder transcendentale Freyheit wesentlich angehört, von der Pädagogik zurückgewiesen worden; in ihnen hat der Begriff der Bildsamkeit, worauf alle Erziehung beruhet, keinen Platz; denn man kann das Fatum nicht beugen und die Freyheit nicht befestigen. Hiervon handelt die Einleitung; es folgt alsdann die Begründung der Pädagogik; und am Ende derselben werden die Hauptpuncte, worauf es bey der sittlichen Bildung ankomme, angegeben; nämlich 1) Richtungen des kindlichen Willens, 2) ästhetische Urtheile und deren Mängel, 3) Bildung der Maximen, 4) Vereinigung der Maximen, 5) Gebrauch der vereinigten Maximen. Hiemit ist der Kantischen Schule zwar nicht der kategorische Imperativ eingeräumt, mit welchem nach der

Hauptstelle bey Kant, den §§ 5 und 6 der Kritik der practischen Vernunft, die transcendentale Freyheit steht und fällt; weil, wie dort mit sehr löblicher Präcision entwickelt wird, für den freyen Willen die bloße gesetzgebende Form der Maximen allein der zureichende Bestimmungsgrund seyn soll, — welcher Uebertreibung schon längst von allen Seiten der gerechte Vorwurf eines leeren Formalismus ist gemacht worden. Aber etwas Anderes, und für den Erzieher sehr wichtiges, behauptet mit Kant gemeinschaftlich der Verfasser; nämlich daß die Moralität nicht bloß in jenem 'Gefallen an der Menschenwürde', also nicht bloß in ästhetischen Urtheilen (welches Wort hiemit klar seyn wird) zu suchen sey; sondern daß es dabey auch, und gar sehr, auf die Maximen, und zwar bestimmt auf deren Bildung, Vereinigung, und Gebrauch ankomme; dem practischen Erzieher sagt aber die Erfahrung, daß die Maximen der Zöglinge, d. h. ihre allgemeinen Ansichten von dem was im täglichen Leben, im Umgange mit Menschen, zu thun und zu lassen sey, öfter vom Nutzen und Schaden, als vom Gefallen an der Menschenwürde auszugehen pflegen. Sie sagt ihm ferner, daß ungeachtet aller guten Lehren die Zöglinge auf das, was Andere sagen, zu horchen, und hiemit das eigene, vielleicht richtigere Urtheil zu verfälschen pflegen. Soll hier der Erzieher zu Hülfe kommen, so muß er selbst sich nicht mit dem unbestimmten Begriffe von der Menschenwürde begnügen, sondern er muß seinen Beyfall und sein Mißfallen nach den verschiedenen practischen Ideen auseinanderzusetzen, und die Folgen dieser Verschiedenheit in pädagogischer Hinsicht zu schätzen wis-

sen. Mit Rücksicht hierauf ist im zweyten Abschnitte die Uebersicht der allgemeinen Pädagogik nach den Altern der Zöglinge abgetheilt worden; eine sonst unbequeme Form der Darstellung, weil dem Erzieher bey allem, was er früher thut, das Spätere vorschweben muß, was er vorbereiten soll; und bey dem Späteren das Frühere, was zur fernern Benutzung war zu recht gelegt worden. Allein der Verf. hatte nur nöthig, sich auf seine ältere Schrift über allgemeine Pädagogik zu beziehen, worin jenes Unbequeme ist vermieden worden, indem dort die Darstellung nach den Hauptbegriffen von Demjenigen fortschreitet was gleichzeitig und beständig in der Erziehung will beachtet seyn. Vollständige Deutlichkeit kann man in der Pädagogik nur dadurch erreichen, daß man beide Formen der Darstellung verbindet. Wird dieß ver säumt: so kann dadurch ein Mangel an Einsicht veranlaßt werden, welcher zu dem Vorurtheil führt, als wäre die frühere Erziehung wichtiger als die spätere, oder umgekehrt die spätere wichtiger als die frühere; alsdann ist kein Wunder, wenn einige Erzieher nur für Kinder, andere nur für ältere Knaben oder Jünglinge taugen. Die Darstellung nach Verschiedenheit der Alter hat den Vortheil, daß sie leichter ins Specielle eingeht; dieß bezieht sich nicht bloß auf die, im dritten Abschnitte enthaltenen, Grundzüge der Didactik, sondern auch auf die Lehre von der Zucht, in sofern dadurch die Fehler der Zöglinge sollen vermieden oder gebessert werden; wovon im vierten Abschnitte gehandelt wird. Hier treten die zuvor erwähnten Hauptpunkte wieder hervor. Es muß nämlich dem practischen Erzieher, welchem das Unsittliche in

unzähligen Gestalten begegnen kann, Hülfe geleistet werden, damit er das Chaos seiner Erfahrungen so weit als möglich in Ordnung bringe; also besonders, damit er die verschiedenen Gründe, in welchen das Fehlerhafte seinen Sitz und Ursprung haben kann, nicht verwechsle. Geschieht dieß, so kann er nicht beurtheilen, wie und in wie weit die vorhandenen Uebel noch heilbar sind; am wenigsten dann, wann mehrere Grundübel, wie es oft genug vorkommt, sich in einander verwickelt haben. So sind (um nur das leichteste anzuführen) bald die Maximen, welche der ältere Knabe sich zu bilden anfängt, bloß durch nachtheilige Gesellschaft verdorben, und vielleicht nur vom Hörensagen aufgenommen; bald sind sie die Zeichen einer rohen sinnlichen Neigung; bald die Folgen von Einseitigkeit in jenem ursprünglichen Urtheil über Böbliches und Schändliches, welches hier eben deshalb ästhetisches Urtheil ist genannt worden, weil es noch lange kein vollständiges moralisches Urtheil über den Werth einer Person (wobey deren Maximen und die Befolgung derselben in Betracht kommen würden), sondern nur die erste Grundlage dazu enthält, und für mögliche Maximen den Inhalt darbietet. Solcher Einseitigkeiten des Urtheils kann es viele und verschiedene geben; der Erzieher aber würde sich sehr vergreifen, wenn er, um sie zu berichtigen, gegen die Sinnlichkeit des Zöglings anzukämpfen, oder in Ansehung der Maximen die Kantische reine Gesetzmäßigkeit predigen wollte. Ganz anders ist der Fall, wenn die Zöglinge das Rechte sehen, aber sich selbst keine Pflichten auflegen, vielmehr nur Andere kritisieren wollen. Hier kommt es darauf an, die allgemeine Gesetzmäßigkeit zu lehren, und die Einseitigkeiten zu beseitigen.

festlichkeit geltend zu machen, der Jedermann sich fügen solle; und müsse, wenn er nicht wolle. Wieder andere Fälle kommen vor, wenn zwar die ursprünglichen Richtungen des Willens gutartig, auch die ästhetischen Urtheile richtig gebildet, überdieß einzelne wahre Maximen angenommen und eingeprägt, aber durch irgend einen schwärmerischen Zug, oder durch schwärmerische Lehren, die Verbindung und Anwendung der Maximen verdorben ist; woraus die traurigsten, heutiges Tages nur zu sehr bekannten Folgen entstehen können. Dieß muß genügen, die angezeigte Schrift einigermaßen zu characterisieren; die Leser werden sich erinnern, daß dabey theils auf den mündlichen Vortrag, theils auf Vergleichung mit ältern Schriften des Verfassers ist gerechnet worden.

B e r l i n .

Ben Reimer: Beyträge zur Naturgeschichte der Rankenfüßer (Cirripedia). Von Hermann Burmeister. 1834. VIII u. 60 Seiten nebst 2 Kupfertafeln in 4.

Die vorliegende Monographie über die Rankenfüßer, Thiere, welche man bis dahin meist zu den Mollusken zählte, und welche unter dem Namen der Balanen oder Lepaden bekannt sind, zerfällt in 3 Abschnitte, von denen der erste eine historische Einleitung, der zweyte die Entwicklungsgeschichte und der dritte die Classification und natürliche Verwandtschaft dieser Thiere enthält. Was die Entwicklungsgeschichte anbetrifft, so wird selbige nach Perioden abgehandelt, wovon die erste den Eyzustand in sich faßt: Der in zwey Lappen getheilte Eyerstock, welcher etwa

4000 Eyer enthalten mag, soll nach dem Herrn Verf. mit dem ausgewachsenen Thiere in gar keiner Berührung stehen, und überhaupt nur dadurch gehalten werden, daß die Haut, welche die innere Oberfläche der Schale auskleidet, sich genau an denselben anlegt, aber ebenfalls nirgends eine organische Verbindung mit ihm eingetruhe, — eine Angabe, welche Ref. jedoch noch in Zweifel ziehen muß. Die Eyer sind von einer Haut umhüllt, worin ein Dotter liegt, welcher zwey Reihen kleiner Kügelchen enthält, dergleichen man auch auf den sich zu entwickeln beginnenden Ethern der übrigen niedern Thiere antrifft. Der Embryo entwickelt sich in diesem Eyerstock so weit, daß man den Körper und an dessen vordern Ende die Füße deutlich wahrnehmen kann. Mit dem Ausschlüpfen des Jungen aus dem Ey beginnt die zweyte Periode, welche sich dadurch charakterisiert, daß das Junge frey umherschwimmt; in dieser Zeit hat das Thier die ungefähre Gestalt der jungen Daphnien; es sind deutlicher die Füße, und zwar drey Paare, wahrzunehmen. In der dritten Periode erhält das Thier eine Schale, hört auf frey umher zu schwimmen, setzt sich dagegen an Länge u. dgl. fest. Es konnte aber nicht ermittelt werden wie die Schale sich bilde; die Schale ist übrigens dünn, lederartig und aus einem einzigen Stücke bestehend, welches sich um den Rücken herum fortsetzt, aber an der Bauchseite nicht geschlossen ist. In dieser Periode bildet sich auch das Auge, welches anfangs ein einziges aus zwey Abtheilungen bestehendes ist, jedoch nach und nach dadurch, daß die Trennungsstelle sich immer mehr ausbreitet, zu zwey Augen umgestaltet wird. Die vierte Periode ist diejenige, in welcher das

Thier innerhalb der Schale sich häutet und die doppelte Anzahl Füße bekommt. Bey dieser Häutung bleiben an der alten Haut die Fühler und Augen hängen, so daß man beide von jetzt an nicht mehr findet. Die alte Haut stirbt nur allmählich ab; man bemerkt alsdann auf dem Thierkörper, so wie auf der innern und äußern Fläche der Schale eine Epidermis. Von jetzt an nimmt das Thier allmählich die Form des Alten an, wodurch die fünfte Periode bezeichnet ist, bis es mit vollkommener Reife die sechste Periode erreicht hat. Der Herr Verfasser beschreibt nun den anatomischen Bau der *Lepas anserifera*, der *Coronula diadema* und des *Otion Cuvieri*, woraus er dann in der 'Betrachtung über die natürliche Verwandtschaft der Cirripedien' folgert, daß diese Thiere von den meisten Naturforschern mit Unrecht zu den Mollusken gezählt seyen, und daß dieselben vielmehr in die Klasse der Krebse und zwar in die Ordnung der Schalenkrebse aufgenommen werden müssen. — Obgleich diese Entwicklungsgeschichte nicht nach frischen, sondern nur in Spiritus aufbewahrten Individuen verfaßt ist, und vielleicht hin und wieder, z. B. in Betreff des Zusammenhanges des Eyerstocks mit dem mütterlichen Körper, in Betreff des so späten Erscheinens der Augen, noch fernerer Bestätigung bedarf, so ist diese Schrift doch um so mehr ein höchst wichtiger Beytrag zur Thiergeschichte als die Beobachtungen durch Genauigkeit und Gründlichkeit sich auszeichnen.

Berthold.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

70. 71. Stück.

Den 7. May 1835.

G ö t t i n g e n.

Bei Vandenhoeck und Ruprecht:

- 1) Lehrbuch des Strafprocesses von D. Anton Bauer. 1835. XX und 468 Seiten in Octav.
- 2) Strafrechtsfälle, bearbeitet von D. Anton Bauer. I. Band. 1835. VIII und 543 S. in Octav.

Der Schrift №. 1. hat der Verfasser durch natürliche Anordnung des Ganzen und der einzelnen Lehren, sachreiche Kürze, verbunden mit Bestimmtheit und Klarheit der Darstellung, sorgfältige Benützung und fleißige Anführung der besseren Werke, und durch den in vielen Anmerkungen niedergelegten Stoff zur weiteren Forschung, die Eigenschaften eines, der hohen Wichtigkeit und dem jetzigen Standpunkte der Wissenschaft des Strafprocesses entsprechenden Lehrbuches zu geben gesucht, welches sich jedoch auch, durch gedrängte Vollständigkeit, zugleich zur

Selbstbelehrung und zum practischen Gebrauche eignet.

Mit den Vorlesungen über den Strafproceß verbindet der Verf. schon seit langer Zeit eine Anleitung zur Criminalpraxis, indem er an schicklichen Stellen derselben genaue, aus der Erfahrung entlehnte Regeln über die verschiedenen Zweige der Praxis des Strafrechts und des Strafprocesses vorträgt, den Zuhörern aus seinem reichen Vorrathe Stoff und Muster zu Ausarbeitungen mittheilt und sie im Inquirieren, Protocollieren, in Abfassung von Vertheidigungsschriften u. s. w. übt. Durch diese Verbindung der Praxis mit der Theorie sucht er theils den Vorlesungen mehr Interesse zu geben, theils die Studierenden zum Eintritt in die practische Laufbahn besser vorzubereiten, und hat die Genugthuung, dieses Bestreben durch den Erfolg belohnt zu sehen, indem das Besuchen dieses Collegiums, welches früherhin nur ausgezeichnet Fleißige zu hören pflegten, immer allgemeiner geworden ist, sich ein großer Eifer in Theilnahme an den practischen Uebungen zeigt, und nicht selten wirklich musterhafte Arbeiten eingeliefert werden.

Durch die unter N. 2 bemerkten Rechtsfälle wünscht deren Bearbeiter zunächst seinen Zuhörern über Strafrecht und Strafproceß eine belehrende Beispielsammlung in die Hände zu geben, wodurch ihnen die theoretischen Vorträge und die practischen Regeln anschaulicher gemacht werden. Doch eignen sich die mitgetheilten Fälle, sowohl durch ihr besonderes Interesse, als durch die Art der Behandlung, auch zur Belehrung für Untersuchungsrichter, Gerichtsarzte, Vertheidiger und Referenten. Insbesondere enthalten mehrere Vorträge instructive Proben der Beurtheilung des

künstlichen Beweises, mittelst umsichtiger Auffsuchung, genauer Würdigung und gehöriger Zusammenstellung der Anzeigen.

L ü n e b u r g.

In Commission bey Herold und Wahlstab:
Hannoversche Kunstblätter. 1835. Zwölf
Nummern. 96 S. in groß Quart.

Das kunstliebende Publicum wurde von diesem höchst interessanten Unternehmen, zuerst durch einen Prospectus aufmerksam gemacht, welchen die Redaction der Kunstblätter im Januar 1835 ausgab. Hier wurde als Veranlassung und Zweck der Herausgabe dieser Zeitschrift angegeben: daß bey der allgemeinen Theilnahme der Hannoveraner für das wahre Kunstleben, die sich so lebhaft bey den Kunstausstellungen von 1833 und 1834 gezeigt hatte, es bisher gänzlich an einem passenden Organe fehle, die Meinungen über die Ausstellung laut werden zu lassen, und daß um diesem so sehr lebhaft gefühlten Mangel abzuhelfen, zunächst für die Dauer, der mit dem 24. Februar zu eröffnenden und vier Wochen dauernden Ausstellung in Hannover, dieses Journal einen Mittelpunct für alle die abgeben solle, welche sich über die Ausstellung und ihr verwandte Gegenstände, äußern wollen. Das Blatt soll als Hauptinhalt eine fortlaufende Kritik der ausgestellten Kunstwerke enthalten, wozu sich mehrere in Hannover wohnhafte bewährte Künstler und Kunstfreunde vereinigt haben; zugleich soll es als Intelligenzblatt für die Ausstellung dienen, und für alle Bekanntmachungen, Wünsche u. s. w. die

sich auf dieselbe beziehen, Raum haben. Bey jeder Nummer sollen eine oder zwey verkleinerte Abbildungen, der ausgezeichnetsten Kunstwerke, der Ausstellung beygefügt werden, die von tüchtigen Künstlern geliefert werden. Hierdurch erhalten nicht nur diejenigen, welche bey der Ausstellung gegenwärtig waren, eine erfreuliche Erinnerung, sondern auch diejenigen, welche nicht Gelegenheit haben dieselbe zu sehen, können so am lebendigsten die Ideen der Kunstwerke durch die möglichst getreuen Copien kennen lernen. Um die technische Behandlung der Copien zu zeigen, ist auf dem Prospectus eine sehr hübsch skizzierte Bignette abgedruckt, die uns eine Scene der Ausstellung selbst vorführt. Das Ganze bildet ein Heft dem ein Inhaltsverzeichnis und ein allegorisch verzierter Umschlag von gefärbtem Papier unentgeltlich beygegeben wird. Der Preis von sämtlichen Kunstblättern beträgt 1 Rthlr. 12 Gr.

Nachdem jetzt die Ausstellung vorüber ist, und auch die 12 Kunstblätter sämtlich erschienen sind, können wir nun über das ganze Unternehmen eine vollständige Anzeige machen.

Gleich beym ersten Anblick dieser Blätter ist das Aeußere, in Rücksicht des Formats, Drucks, Papiers, so vollkommen schön, daß man mit Freude die Blätter zur Hand nimmt, um sie näher kennen zu lernen, und hierbey wird man bald der freudigen Ueberzeugung, daß hier mehr geleistet worden ist, als der Prospect versprach, was leider sehr selten ist.

Herr G. Osterwald in Hannover, ein anerkannter sehr talentvoller Künstler, welcher die Redaction der Kunstblätter übernommen hat, und von dem die meisten Zeichnungen dazu sind,

zeigt uns gleich auf der ersten Seite des Umschlages eine sehr gelungene Randverzierung, wo die verschiedenen Kunsthaber oder affectierten Kunstfreunde, durch charakteristische Köpfe, mit daneben befindlichen Vögeln, zur nähern Bezeichnung der Charactere, in einer mit Pflanzen verbundenen Arabeske, gezeichnet sind. Auf der andern Seite des Umschlages sind die drey bildenden Künste personificiert.

Schlagen wir nun den Umschlag auf, so tritt uns in einer sehr gelungenen lithographierten Federzeichnung das herrliche Bild von Scheuren aus Düsseldorf, 'die Vätergruft' bedeutungsvoll entgegen. Herr Osterwald hat auf eine geniale Weise, so viel es sich in der Eile durch eine Linienzeichnung thun läßt, den Eindruck, den das Original macht, wiedergegeben.

Nur ein practischer Künstler kann beurtheilen wie schwierig es ist, bey Abbildungen dieser Art nicht zu viel und nicht zu wenig zu geben; es ist hier, wie bey den meisten nachfolgenden Zeichnungen, das rechte Maß getroffen. Im Ganzen ist die Auswahl der übrigen lithographierten Nachbildungen sehr zu billigen. Nur hätten wir gewünscht, daß statt des Milchmädchens von P. Hasenclever, die hier als Zigeunerin erscheint, das herrliche Bild von J. Hübner 'der rasende Roland' gewählt wäre. Als Nachbildungen sind besonders gelungen: das Portrait von Schadow, die Römerin von Richter, die Tyroler Landschaft von Heinlein und die Burg Hohen-Schwangau, letztere ist sogar viel besser als die Zeichnung von Lindenschmidt, wonach sie lithographiert ward. Bey dem Bilde von Desterley ist der Kopf des Moses in der Nachbildung ganz verfehlt. Im Ganzen sind 15 Abbildungen gegeben.

Wie schon im Prospectus bemerkt ist, so sind die Kritiken von mehreren Künstlern und Kunstfreunden geschrieben, deshalb hat, da die Beyträge zu verschiedener Zeit eingesandt wurden, keine bestimmte Ordnung in der Reihenfolge der zu besprechenden Gegenstände Statt finden können. Es ist dieß aber gewiß nicht als ein Nachtheil anzusehen, denn so wie auf der Ausstellung selbst die verschiedensten Bilder neben einander hängen, so findet auch hier eine so größere Mannigfaltigkeit Statt, die besonders für den in Kunstfachen weniger erfahrenen Layen einen um so größeren Reiz hat, ihn weniger ermüdet, und ihn so an das Blatt fesselt, welches eben die Absicht hat, ihn in einer gefälligen Form auf das wahrhaft Gute aufmerksam zu machen, und darüber zu belehren. Es wäre nur zu wünschen, daß Kritik und Abbildung immer neben einander ständen, statt daß, wie bey dem Moses von Desterley, die Kritik in *N^o. 5. p. 37* steht und die Abbildung erst in *N^o. 11* vorkömmt; jedoch wird auch hier jeder Billigdenkende als Ursache hiervon die Kürze der Zeit, in der geschrieben und gezeichnet werden mußte, ansehen.

Daß die Kritiken aber nicht bloß für den Layen, sondern auch für Künstler und Kunstkenner viele geistreiche und gediegene Bemerkungen enthalten, werden einige nachfolgende Stellen ergeben. In *N^o. 7* bemerkt der Rec. bey der Beurtheilung des nach dem Uhländschen Gedichte 'die Vätergruft' gemalten Bilde von Scheuren, daß die Reproduction von Gedicht in Bild sehr gefährlich sey, indem selten das darstellbar ist mit Farben und Formen, was uns bey einem Gedichte entzückt; er sagt: 'Vergebens wird

der Maler ringen den Eindruck von dem Werke des Dichters treu wiederzugeben, schlimm genug, wenn er sich nur an die äußern Gestalten, die der Dichter vorführt, hält, die Psyche entflieht und erhascht er sie, so ist ihr der bunte Staub von den Flügeln gewischt. Es bleibt daher dem Künstler oft nichts anderes übrig, als die Idee des Dichters auf seine Weise zu reproducieren, wobey denn freylich die Intention des Dichters oft verloren geht.' Wie sehr das große Publicum bey der Betrachtung der Bilder sich an das bloß Sinnliche, Materielle hält, zeigt jede Ausstellung; in Bezug hierauf ist folgende Stelle *N^o. 2. p. 15* wenn gleich sehr ironisch doch nicht minder wahr: 'Daß die Arbeiten von Maes so viel Beyfall finden, hat gerade in der Unterordnung des Gedankens unter die Technik seinen Grund, den Layen gefallen sie ihrer großen Verständlichkeit wegen, und weil sie von Seiten des Gedankens eben keine Ansprüche machen, eine Bequemlichkeit, die das größere Publicum bey allen Kunstwerken vorzugsweise liebt und dankbar anerkennt.' Das große Verdienst von Maes Bildern wird sonst hinlänglich anerkannt. In der dritten *N^o* p. 18—22 setzt der geistreiche Recensent, welcher sich selbst als der Verfasser der höchst wichtigen 'Anleitung zur Kunstkenner-schaft' nennt, auseinander, was man heutzutage unter Schule zu verstehen habe; daß hier nur Andeutungen Statt finden können, versteht sich von selbst, diese aber sind so lebendig und treffend, daß sie ihre Absicht, den Beschauer bey einem der Bilder aus der sogenannten Düssel-dorfer oder Münchner Schule auf den rechten Standpunct zu versetzen, nicht verfehlen werden.

Herr Architect Wiegmann in Hannover hat

p. 38 — 47 die herrlichen Landschaften von Koch aus Rom, durch vortreffliche Bemerkungen über Styl in der Landschaftsmalerey, ungemein treffend characterisirt; von demselben Künstler ist auch die sehr gelungene Copie nach einer der großartigen Landschaften von Koch. Selten haben wir Kochs Verdienst als Künstler so wahr bezeichnet gefunden, was um so dankenswerther ist, als eben dieser Künstler leider noch so selten gehörig gewürdigt wird.

Ein Brief in N^o. 7. p. 54 — 61 enthält eine gedrängte Characteristik der ganzen Ausstellung, ähnlich der in der Hannoverschen Zeitung vom Jahre 1832 im März beschriebenen Bilderschau des Leonardo da Vinci; damals wurde auf eine sehr originelle Weise das gegenwärtige Kunstleben, aus dem Standpuncte des Alterthums betrachtet. Wie mit Wenigem hier in diesem Briefe viel gesagt ist, mögen einige der interessantesten Stellen zeigen. Von den Bildern des Stadtbaumeister Andrea in Hannover heißt es hier: 'Der Himmel weiß, mit welchem Instincte der Mann auf seinen Ausflüchten über die Kirchmauer kletterte, und immer den rechten Fleck findet. Aber er findet nicht allein die rohen Dementen, er versteht sie auch zu schleifen. Und wirklich, so wie die Bilder da hängen, haben sie schon jetzt die Werke berühmter Meister in Thonklumpen verwandelt.' Bey der Betrachtung der Alpenpartie von Stange, wo die Bergspitzen vom letzten scheidenden Abendroth erlügen, sagt hier ein Bürger zu seiner Frau: 'Laß uns nach Haus gehen — es wird dunkel.' —

Von dem Bilde des E. Förster in München 'Der König in Thule' der p. 53 'der betrunkenene Fallstaff' genannt wird, heißt es hier:

War einft ein König von Thule
 War treu bis an das Grab
 — Er räkelte ſich auf dem Stuhle
 Und ſchmiß das Glas herab.

Es iſt dieß eine Probe von der Nachbildung
 Göthefcher Gedichte. Der Landſchaftsmaler Mor-
 genſtern, ſagt der Briefſteller, hat nicht weit zu
 gehen — ſeiner Landſchaften wegen, aber wo er
 ſtille ſteht, iſt ſicherlich eine Landſchaft. — Das
 iſt gerade der Hauptnutzen, den ich mir von den
 jährlichen Kunſtausſtellungen verſpreche, daß das
 größere Publicum dadurch künftig auf ſeinen
 Spaziergängen und Reiſen auch Landſchaften
 ohne goldenen Rahmen — Landſchaften in
 der Natur erblickt.

In №. 9 iſt bey der ſchon erwähnten Abbil-
 dung der Burg Hohen-Schwangau, deren Lage
 und Geſchichte mit ſolchem poetiſchen Schwunge
 erzählt, daß man die Bergwäſſer brauſen hört;
 und die dort Statt gefundenen Handlungen zu
 erblicken glaubt. Daß dieſe Schilderung aus
 der Feder eines der größten, jetzt in Hannover
 anweſenden Hiſtoriographen und Diplomaten her-
 rührt, erkennt man auf den erſten Blick. Der-
 ſelbe gibt hier Nachricht von dem Unternehmen
 Sr Königl. Hoh. des Kronprinzen Maximilian
 von Bayern, welcher dieſe Burg 1832 ankaufte
 und in derſelben in 3 Sälen die Geſchichte der
 Welfen, Hohenſtauffen und Schyren
 durch mehrere Münchner Künſtler, beſonders
 durch Lindenschmidt, in Fresko malen läßt. Zum
 Schluſſe dieſes Artikels iſt Eduard Duller's Ge-
 dicht: 'Hohen-Schwangau's Auferſtehung' ab-
 gedruckt.

Auf eine launige Weiſe iſt die Vorrede erſt
 in №. 8 abgedruckt, da der Recenſent die Scheu

des Publicums vor allen Einleitungen und Vorreden kennt; sehr bescheiden soll hiernach in diesen Blättern eben nur auf das Beste und Schönste der Ausstellung aufmerksam gemacht werden. So wahr die Bemerkungen in No. 11. p. 85 über das parteyische Aufhängen der Bilder auf der Ausstellung in Berlin seyn mögen, so müssen wir Aeußerungen, wie sie hier über Berlin sonst vorkommen, im höchsten Grade mißbilligen, dergleichen Bemerkungen gehören in kein Kunstblatt.

Außer den Kritiken enthalten die Kunstblätter die Nachrichten über die vom Schiedsgerichte ausgewählten Gemälde, welche der Verein für 4000 Rthlr. angekauft hat, so wie über die Ankäufe von Privatpersonen.

Im Ganzen sind 115 Nummern zu der Summe von 11,959½ Rthl. angekauft. Das Entrée-geld zur Ausstellung betrug 2356 Rthl. 14 Sgr., wovon 273 Rthl. die Armen erhalten haben.

Nach solchen Resultaten kann Hannover sich jetzt dreist mit den ersten Staaten Deutschlands, in Rücksicht der Kunstliebe, messen; und den lange gehörten Vorwurf, daß in unserm Vaterlande gar kein Sinn für Kunst herrsche, abweisen. Der Effect der letzten Ausstellung ist sogar verhältnißmäßig viel bedeutender als der in Berlin, München und Dresden, wo doch lange bestandene Institute auf jede Weise die einheimischen Künstler unterstützten. Auch kann man frey behaupten, daß die Statuten unsers Vereins mit die liberalsten in ganz Deutschland sind; denn während die Vereine von Berlin und Dresden statutenmäßig nur von inländischen Künstlern kaufen dürfen, so hat hier jeder Künst-

ler jedes Landes freyen Zutritt; es sind sogar $\frac{2}{3}$ von Ausländern Bilder angekauft, und nur $\frac{1}{3}$ von inländischen Künstlern.

Möchten wir es doch bald erleben daß die Zolllinie in der freyen Kunst aufhörte, die bey der großen Verbreitung von Kunstvereinen in ganz Deutschland durchaus zwecklos für die einzelnen Vereine sind, und nur höchst nachtheilig auf einzelne Künstler wirken können.

Was nun diese Kunstblätter anbetrifft, so zeichnen sie sich vor allen andern durch eine Lebendigkeit und Frische aus, die nur der blühenden Jugend eigen ist; das Bedürfniß des kunstliebenden jungen Publicums hat sie entstehen lassen, und so werden sie auch mit einer so ungewöhnlichen Theilnahme gelesen, die die sichere Bürgschaft ihrer practischen Wirksamkeit, und somit Zweckerfüllung ist. Hier ist keine Spur von geisteslähmender Schulpedanterie, alle Urtheile sind aus gesundem, unverdorbenem Natur- und Kunstgefühl hervorgegangen, wie in einem klaren Bache im Frühlinge, so spiegeln sich hier die herrlichen Kunstblüthen rein und ohne trübe Nebenabsichten, und geben so das treueste Bild wieder. Bis jetzt ist noch bey keiner Ausstellung in ganz Deutschland ein besonderes Kunstblatt wie dieses, für und während derselben erschienen; ebenfalls sind Abbildungen in dieser Ausführung und Anzahl nie in deutschen Kunstblättern vorgekommen, und wo sind gerade Abbildungen nöthiger als bey Abhandlungen über Kunst, nur so erst kömmt Leben hinein.

Die Herausgabe dieser Kunstblätter ist einer der genialsten Gedanken unserer Zeit, und es ist zu wünschen, daß sie so viel wie irgend möglich zum Heile der Kunst verbreitet werden.

Minden und Leipzig.

Bey Ferdinand Esmann: Platons Erziehungslehre als Pädagogik für die Einzelnen und als Staatspädagogik. Oder dessen practische Philosophie. Aus den Quellen dargestellt von Dr. Alexander Kapp, erstem Oberlehrer am Archigymnasio zu Soest. 1833. XXIV u. 474 Seiten in Octav.

Platon wird heutiges Tages viel gelesen, aber verschieden gedeutet, und nach Maßgabe der zu ihm mitgebrachten Ansichten als Auctorität benutzt. Während nun, was hierin richtig oder verfehlt seyn möge, in Zweifel schwebt, kann es als eine dankenswerthe Vorarbeit für künftig mehr gesicherten Gebrauch angesehen werden, wenn ein Gelehrter, der mit den sämmtlichen Schriften des Platon vertraut ist, aus denselben dasjenige bequem zusammenordnet, was einerley Hauptgegenstand betrifft. Dann aber muß der Gegenstand bestimmt angegeben seyn, damit man genau wisse, was man in solcher Zusammenstellung zu suchen habe. Daß nun der Titel des angezeigten Buches hierüber eine Frage veranlasse, ist dem Verfasser nicht entgangen; er bemerkt daher in der Vorrede: die practische Philosophie kenne Platon nicht in der neuern Gestalt, in welcher ihre beiden Hauptseiten als besondere isolierte Wissenschaften durch die Reflexion immer mehr erstarrt seyen, indem man von der Politik das Naturrecht scheid, und der Ethik durch die Kritik alle belebenden Ideen nahm; so daß heutiges Tages die practische Philosophie, ihres wahren Principis und der ihr gebührenden Wirk-

samkeit beraubt, weit entfernt sey, eine Erziehungslehre für die Einzelnen und des Staats heißen zu dürfen. Hier sind verschiedene Fragepunkte vermischt. Der eine, ob die Absonderung des Naturrechts von der Moral zweckmäßig sey? Der andere, ob mit der practischen Philosophie, welche beide in sich begreift, die Pädagogik unmittelbar, oder vielmehr erst durch Benutzung der Psychologie, und als abgeleitete Wissenschaft, in Verbindung trete? Der dritte, ob von der Entscheidung dieser Fragen eine Darstellung Platonischer Lehren abhängen? Soll die letztere genügen, so muß sie ohne Zweifel dem Gedankengange des Platon treu bleiben; also vom δικαιοῦ zum Staate, und von da zur Erziehungslehre übergehen, wenn man nicht etwa den Beweis übernimmt, Platon habe anders gedacht, anders in seiner Republik dargestellt. Der Weg des Verfassers beginnt dagegen bey der Erziehung vor der Geburt, und geht von da zur eigentlichen Pädagogik; dann folgt eine Andragogik; und den Schluß macht die Staatspädagogik. Seine Citate sind anfangs meistens aus dem Werke über die Geseze entnommen; dazwischen kommen andere aus dem Timäus, dem Sophisten, dem Phädrus, dem Theätet; und nur selten erscheint auf den ersten Blättern die Republik. Das Bedenkliche dieser Art von 'musivischer Arbeit' scheint uns der Verfasser nicht ganz empfunden zu haben, obgleich er in der Vorrede sein Bestreben bezeugt, das Material so zu benutzen, daß dabey niemals der eigenthümliche, durch die Platonische Gesprächs-Untersuchung bestimmte Sinn verrückt werde. Es möchte doch gut gewesen seyn, über den ver-

schiedenen Character der genannten Platonischen Werke, besonders über den Unterschied des Werks über die Geseze von der Republik, etz was voranzuschicken. Uebrigens läßt er im Texte den Platon selbst allein reden, so daß die übersehten Stellen nur durch ganz kurze Uebergangsworte in Verbindung gesezt werden; es sind aber lange Noten beygefügt, in welchen er sich besonders häufig auf Schriften von J. J. Wagner, zuweilen auch auf Jakob u. a. m. bezieht. An Fichte's Reden an die deutsche Nation scheint er nicht gedacht zu haben. Dagegen ist Aristoteles oftmals verglichen, was unstreitig sehr zweckmäßig war. Die Platonischen Bestimmungen über Musik und Gymnastik u. s. w. sind zu bekannt, um hier darüber zu berichten; man könnte aber fragen, wer die Andragogen (nach Analogie der Pädagogen) seyn sollen, und welcher Grad von Unmündigkeit den Männern dadurch angedroht werde? Da nun überdieß der Verfasser (laut der Vorrede) hier allein von seinem Standpunkte aus die Gliederung vorgenommen hat, so zeigen wir kurz an, daß in diesem Theile von Selbsterkenntniß, Characterbildung, Berufsbildung (des Arztes, Kriegers, Lehrers, Staatsmannes, Gesezgebers und Herrschers) endlich von der Bildung des Mannes zum Familienvater auf eine Weise gesprochen wird, die allerdings mehr an Moral als an Pädagogik erinnert, — und wodurch wir uns veranlaßt finden, an Schleiermachers Kritik der Sittenlehre zu erinnern, welche aufmerksam darauf machen kann, was Alles zu beachten ist, wenn man es einmal unternimmt, Platon's practische Philosophie auf solche Weise darzustellen, daß ihre

charakteristischen Unterschiede von andern Systemen deutlich heraustreten. Kenntniß des Naturrechts wollen wir für dießmal schon nicht verlangen, sondern uns an der Pädagogik halten. Hier nun ist beyhm Platon offenbar die Staatspädagogik das Wesentliche, welche beyhm Verfasser das Unglück hat, ganz am Ende zu stehen. So bleibt denn eine Zeitlang im Dunkeln, was doch zuletzt ans Licht treten muß, nämlich daß Slavery und Zurücksetzung des weiblichen Geschlechts bey den Griechen das ganze Familienleben aus seiner rechten Lage brachten; daß hierdurch die Erziehung, welche zunächst Angelegenheit der Familien ist und stets bleiben muß, in Gefahr gerieth, als bloßes Mittel für die bürgerlichen Verhältnisse betrachtet zu werden; womit noch zu verbinden ist, daß die freygebornen Kinder nicht wie bey uns, Griechisch, Latein, u. s. w. in der Schule zu lernen brauchten, daß es daher eine ernsthafte Frage werden konnte, wie viel Jahre lang die Kinder Musik, und in welchen Tonarten lernen sollten — und was dergleichen Dinge mehr sind, die, wenn sie ja zu den heutigen Beschäftigungen der Jugend irgend ein bemerkbares Verhältnis haben, wenigstens einer völlig veränderten Auffassung unterliegen, wodurch die Angaben Platon's je mehr man sie ins Einzelne verfolgt, um desto mehr ihre practische Bedeutung für uns verlieren. Oder meint man (um nur ein Beyspiel anzuführen) daß da, wo christlicher Religionsunterricht in die Gemüther eindringt, die Besorgniß des Platon wegen der Wirkung des Homer und anderer Dichter noch in Betracht komme? Wer im Ernste den Homer für die heutige Jugend fürchtet, der lasse

nur daneben die Mährchen der tausend und einen Nacht, oder Musäus Volksmährchen lesen; und die Erfahrung wird ihm zeigen, wie leicht in dem heutigen Gedränge dessen, was sich der Jugend darbietet, die verschiedenartigen Eindrücke einander gegenseitig auslöschen. Und Platon, der es für eine Staatsangelegenheit von größter Wichtigkeit hielt, daß nichts an der Musik und Gymnastik verändert werde, was würde er sagen, wenn er bey uns in einem Lesecabinet die französischen und englischen Zeitungen neben den deutschen liegen sähe? — Daß der Verfasser seinen Gegenstand mit Vorliebe behandelt hat, ist ihm nicht zu verdenken; auch hat er Recht, S. 42 zu sagen: Platon konnte gemäß seiner Einsicht in das Wesen des Staats und in dessen Verhältniß zu den Einzelnen, eine Erziehung, welche der Willkühr der Privaten überlassen gewesen wäre, durchaus nicht gestatten. Wir aber dürfen nicht vergessen, daß unsere Staaten keine griechischen Städte sind, und unser Gesichtskreis nicht in den Schranken des griechischen Alterthums eingeschlossen ist. Auch kann die Lehre von den Trinkgelagen (§. 158) nebst dem was zunächst vorhergeht (§. 152 u. s. w.) heutiges Tages recht füglich einer Platonischen Pädagogik überlassen werden; besser aber möchte es gewesen seyn, selbst hier solche Gegenstände zu vermeiden; wie denn überhaupt das Buch durch Abkürzungen bedeutend hätte gewinnen können.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

72. Stück.

Den 9. May 1835.

D a r m s t a d t.

Verlag von Johann Philipp Diehl: Ueber den Geist, die Lehre und das Leben des Apostels Paulus von Dr. Eduard Köllner, Licentiaten und Privatdocenten der Theologie in Göttingen. 1835. 44 S. in 8.

Vorstehende kleinere Schrift, ursprünglich eine academische Vorlesung, die der Verf. öffentlich gehalten, und sonach für einen kleineren Kreis bestimmt, schien theils wegen der eigenen Ansichten des Verf., die er über den hochwichtigen Gegenstand, wenn auch nur kurz, doch selbständig durchzuführen bemüht gewesen ist, theils auch als Berichtigung mancher neuerdings, besonders für das Historische des Gegenstandes vorgetragenen Meinungen, der Einführung in das größere theologische Publicum nicht unwürdig. Wenn irgend ein Leben, so verdient gewiß das des Apostels Paulus die genaueste Erforschung und Darstellung. Einmal schon wegen seiner Höhe und Größe an sich, die, so wie sie sich in allem dem, was der

Apostel als Werkzeug Gottes für die ewige Wahrheit gewirkt, außer ihm mit unverlöschlichen Zügen ausgeprägt hat, so auch ihrem inneren Gehalte nach, als der subjectiven Bedingung, nach welcher er allein unter göttlicher Leitung so Großes wirken konnte, unsere tiefste Bewunderung und Verehrung in Anspruch nimmt. Aber auch noch aus einem anderen, vielleicht noch wichtigerem Grunde. So groß das Wirken des Apostels während seines Erdenlebens auch gewesen ist, es ist mit seinem Tode nicht erloschen. Wie er während seines Lebens ein vollendetes Werkzeug zur Verkündigung, Ausbreitung und Befestigung der ewigen Wahrheit war, so ist er es noch in seinen Schriften, ist nach dem Walten der Vorsehung eine der Quellen geworden, aus denen die an die Stifter des Christenthums gegebene Offenbarung für alle Zeiten geschöpft, und immer neu und fruchtbar für die Menschheit gemacht werden sollte. Aber gerade dazu ist es für jeden denkenden Verehrer des Christenthums nicht sowohl von dem höchsten Interesse, als vielmehr unerläßlich nothwendig, sich das Bild des Lebens des Apostels nicht nur in seiner äußeren Erscheinung, sondern auch seinem inneren Wesen und seiner größten Tiefe nach richtig zu zeichnen und zu entwerfen. Wie die Handlungsweise jedes Menschen durch seine Sinnesweise bedingt ist, so kann auch die ganze Erscheinung des großen Lebens des Apostels nur dann richtig begriffen werden, wenn seine inneren Bedingungen, die geheime Werkstatt seines geistigen Lebens, wirklich durchschauet worden. Daß dieß nun für den Ausleger der Schriften des Apostels doppelt wichtig sey, leuchtet von selbst ein. Wenn alle Auslegung darin ihre Spitze und Vollendung findet, daß der Erklärer, mit Voraussetzung aller

übrigen sowohl subjectiven als objectiven Bedingungen des richtigen Verständnisses, sich seiner Subjectivität möglichst entäußere, und sich ganz in den Geist und Sinn des zu erklärenden Schriftstellers versehe, so daß er mit ihm in seiner Zeit denkt und fühlt, und, mit Hinsicht auf die bestimmten äußeren Zeitverhältnisse, gleichsam mit ihm lebt, so bedarf obige Behauptung wohl keines weiteren Beweises. Gleichwohl dürfte ihre Wichtigkeit nicht immer richtig gewürdigt seyn. Der Verf. hat sich, wie er sie immer als ein unerläßliches Erforderniß für alle Erklärung angesehen, so auch wenigstens bemüht, ihr vor dem Gesichte der Erklärung selbst, so viel ihm möglich, zu genügen, und hofft, daß man in seiner Auslegung des Briefes an die Römer einige Proben finden werde. Aber was dort nur gleich als Resultat der Forschung für die Erklärung selbst in Anwendung gebracht werden konnte, das schien ihm besser in einer eigenen Darstellung erschöpft werden zu können, und diese Darstellung der ganzen geistigen Eigenthümlichkeit des Apostels, sowohl ihrer Form, als ihrem wahren Gehalte nach, ist denn das Erste, was der Verf. in vorstehender Schrift zu erreichen bemüht ist. Wir haben gerade in der neueren Zeit mehrfache Bearbeitungen des Lebens Paulus erhalten, von Hensen, Schrader, Meander und anderen, aber immer ist darin, theils mehr das Historische, theils mehr das Dogmatische Hauptaugenmerk gewesen; ob und wiefern es dem Verf. gelungen, in der kurzen Darstellung das mehr psychologische Moment des Lebens des Apostels zu erfassen und zu enthüllen, werden Kundige beurtheilen. Die Quelle für Alles sind freylich nur die Schriften des Apostels selbst, und befindet man sich hier unvermeidlich in der Nothwendigkeit, in

einer Art Zirkel zu verfahren, und sein geistiges Bild zur Erklärung seiner Schriften erst aus diesen selbst zu entnehmen. Indessen sind ja auch der beste Abdruck des Geistes seine Werke, und so scheint es wenigstens nicht unmöglich, daß man in einem Gesamtüberblick alles dessen, was Paulus in Wort und That niedergelegt hat, sich das Bild gewinnen könne, dessen Anschauung uns für die Erklärung des Einzelnen nicht sowohl nützlich, als nothwendig ist. Der Verf. hat gestrebt, zu zeigen, wie sich die ganze Erscheinung des Lebens des Apostels aus der geistigen Eigenthümlichkeit desselben, wie sie gebildet und unter göttlicher Leitung im und fürs Leben vollendet wurde, recht wohl begreifen lasse, gleichsam ein Feuer, aus dem alle Strahlen ausgehen. Eine zweyte Rücksicht, welcher der Verf. genügen wollte, ist eine richtige Darstellung und Würdigung der Lehre des Apostels, besonders in ihrem Verhältnisse zur Lehre aller anderen Apostel und somit zum Christenthume überhaupt, wenn auch nur in gedrängter Weise und nur ihren Hauptzügen nach. Dieser Rücksicht hat der Verf. um so mehr Wichtigkeit beylegen zu müssen geglaubt, als 'die Lehre des Apostels, früher die Säulen, aus denen man das Gebäude des Glaubens aufgeführt hat, unter dem Jahrhunderte gläubig und fröhlich lebten, nun schon seit geraumer Zeit eine Quelle des Zwiespaltes unter den Führern der Christen selbst ist, und von der einen Seite so bestimmt auf eine Weise gefaßt und geltend gemacht wird, auf welche sie, wenn ihre Fassung richtig wäre, wirklich der Lehre Christi und der anderen Apostel, so wie der Vernunft widerspräche, als Viele von der anderen Seite geneigt waren und noch sind, das Paulinische Christenthum von dem eigentlichen zu trennen'. Der

Verf. hat nun versucht, zu zeigen, wie sich die Paulinische Lehre nicht nur mit der aller anderen Apostel recht wohl vereinigen, sondern auch in ihrer Hoheit und Größe als die Grund- und Hauptlehre alles Christenthums erkennen lasse, und auch darauf hingewiesen, wie viel manche der neueren Fassungen, insbesondere die von Hn Dr Tholuck, für die richtige Würdigung der Paulinischen Ansicht zu wünschen übrig lassen möchten. Dazu ist zuerst die Lehre des Apostels, wie sie vorzugsweise in dem so wichtigen Briefe an die Römer zusammenhängend vorgetragen wird, in gedrängter Uebersicht entwickelt. Natürlich war es hier nur möglich, einer Seits nur Resultate, anderer Seits nur die Hauptlehren, gleichsam die Hauptbalken, zwischen welche sich alles Andere fügen muß, und an welche sich alle anderen Lehren anlehnen, anzugeben. - Dieß schien aber darum weniger bedenklich, da der Verf. für die exegetische Rechtfertigung der von ihm gegebenen Fassung der Lehre des Apostels Paulus auf seinen Commentar zu dem Briefe an die Römer verweisen durfte, besonders zu den Stellen 1, 17; 3, 25 — 27; 8, 3. Es ist aber der Kern und Mittelpunkt des ganzen Paulinischen Systems die Lehre vom Glauben, und zwar, wenn man nach allen Seiten unbefangen erklärt, das Gebot des Glaubens an den Versöhnungstod Jesu als alleinige Bedingung aller Rechtfertigung vor Gott, und dieß ist denn der Satz, in welchem, seitdem einmal die Vernunft erwacht ist, die Trennungspuncte der verschiedenen Ansichten der Gottesgelehrten liegen, von dem nach der einen Seite Mißmuth und Abneigung gegen die Lehre des Apostels und die Geneigtheit, seine Lehre ganz von dem Christenthume zu trennen, entstanden sind, während er auf der anderen Seite

meistens zu Schwärmerey oder mindestens zu blindem Glauben führt, wenn der Mensch es wirklich über sich gewinnt, den Wortsin als eine ihn bindende Wahrheit anzuerkennen. Nun liegt aber das Ganze so, daß in dem streitigen Sache nicht nur die Hauptstütze der ganzen Paulinischen Lehre liegt, sondern auch der nach der Paulinischen von der Kirche angenommenen Ansicht über die eigentliche Vermittelung und Thatsache der Erlösung. Die erwachte Vernunft hat aber gegen dieselbe so Vieles und so Triftiges eingewandt — vgl. das S. 27 Angeführte, und noch sind die Einwürfe nicht widerlegt —, daß derer, die den Glauben an die objective That der Erlösung, den Sühnopfertod, nicht nur überhaupt noch für verdienstlich, sondern gar für allein verdienstlich halten, in Wahrheit nur noch wenige sind, — damit aber auch der Kern und Mittelpunkt des kirchlichen Systems, der ebenso Grund- als Schlüsselstein war, aufgegeben ist. Wir wollen hier dahin gestellt seyn lassen, ob nicht das ganze Christenthum aufs höchste dabey betheiligt sey, daß man bestimmt nachweisen könne, in welcher Weise die Erlösung durch Christus zu Stande gebracht sey, ob es zureiche, alles Verdienst seiner Belehrung zuzuwenden, ob durch Aufgeben des Verdienstes seines Todes die ganze Heilsanstalt nicht ihren innersten Halt punct verliere, — das System des Paulus und das der Kirche verliert ihn gewiß, und die Erlösung muß eben in allem anders gefaßt, und die Grundansicht beider, und ihre tiefste Lehre des Glaubens ganz aufgegeben werden, oder es wird nimmermehr ein in sich zusammenhängendes System der Glaubenswahrheiten des Christenthums, als einer Versöhnungsanstalt mit Gott, möglich seyn. Neuere Theologen haben nun zwar die vermittelnde Er-

Lösungsthat ganz anders gefaßt als Paulus und die Kirche, und dann doch seine Forderung des Glaubens und seine anderen Sätze beybehalten wollen, aber es dürfte ihrem Systeme in Wahrheit doch nun auch nur an Wahrheit und Klarheit, und an einem sicheren Halte fehlen, der, wenn man anders nicht mit einigen Rationalisten die Paulinische Lehre ganz aufgibt, nach ihrer inneren Gliederung nur in dem Verdienste des Todes Christi und dem Glauben daran gefunden wird. Viele Neuere nämlich haben, um den Vorwürfen der Vernunft über einen Glauben an eine objectiv geschehene Thatsache, und zwar die eines blutigen Sühnopfertodes zu entgehen, in der Forderung des Glaubens das Object desselben weggelassen und fordern nun nicht mehr Glauben an den Versöhnungstod Christi, sondern Glauben überhaupt, der dann aber freylich so verschieden, als wunderbarlich genug erscheint, indem nun immer Glaube gefordert, und doch nicht gezeigt wird, worin er eigentlich bestehe, oder er wenigstens auf eine solche Art bestimmt ist, daß er nicht begriffen wird. Man vgl. S. 28, was der Verf. über Dr Tholuck in dieser Beziehung sagt. Es darf nicht nur, es muß schlechthin behauptet werden, daß jene Fassung der Hauptforderung des Apostels nur schlimmer ist, als die frühere. Abgesehen davon, daß nun der Glaube gar keinen Inhalt hat, und jene unbestimmte Forderung nothwendig den Keim von Mysticismus und Schwärmerey in sich führt, so ist sie auch durchaus gegen den Sinn des Apostels. Er bezieht den Glauben, wenn man nach allen Seiten unbefangen erklärt, wirklich auf die stellvertretende Genugthuung, so daß die ältere symbolische Fassung, was den nächsten Wortsinne anlangt, entschieden richtig war, und jeden-

falls besser als die neuere Halbheit. Im Gegensatze nun sowohl zu der in den Symbolen aufgestellten Fassung, die mit der Vernunft, wie zu der jetzt sehr gangbaren Ansicht, die mit der Schrift unvereinbar ist, hat der Verf. versucht, eine Ansicht über die Glaubensforderung des Apostels zu geben, die nicht nur der Vernunft vollkommen genüge, sondern auch die Lehre des Apostels mit der des ganzen N. T. in Einklang setze, und zwar dieselbe als die tiefste Lehre des Christenthums und die wichtigste für alles religiöse Leben nachweise, und, indem sie zugleich die Vermittelung der Erlösung selbst darstelle, vielleicht einen Halt punct darbiete, auf dem sich ein geordnetes dogmatisches System aufbauen lasse, in welchem sich die Fassung des Christenthums, als einer Erlösungsanstalt für alle Zeiten, so genau an die Schrift anschließt, als sie deren Gehalt als alleinige den Bedürfnissen der Menschheit genügende religiöse Wahrheit erkennen läßt. Der Verf. gedenkt, später den Beweis in dem Versuche selbst zu führen. Die dritte Rücksicht, welche der Vf. verfolgt hat, ist eine summarische Darstellung der Hauptmomente des Lebens des Apostels. Hier hat er aber nur die Data selbst geben wollen, wie sie theils aus den Schriften des Apostels, theils aus der Apostelgeschichte zu entnehmen sind, ohne weitere Erörterung der in dieser Beziehung gangbaren Controversen. Nur einige Punkte, die sich besonders auf die Bildung des Apostels überhaupt und besonders zu der Wirksamkeit beziehen, die er gehabt hat, sind genauer erwogen, und schienen dieß theils wegen jener Beziehung selbst, in sofern das Bild der geistigen Eigenthümlichkeit des Apostels richtig gezeichnet werden sollte, zu verdienen, theils auch deswegen, weil neuere Ansichten darüber vorlie-

gen, die der Verf. in etwas zu berichtigen gehofft hat. Es gehören dahin die allerdings wichtigen Fragen, ob und welchen Einfluß der Apostel noch in Tarsus von der griechischen Bildung, die dort blühet, erfahren, so wie, ob er nicht noch später, in der Zeit seines Aufenthaltes bey Gamaliel, eine wirklich griechische Bildung erhalten, oder vielmehr sich angeeignet habe. Der Verf. glaubte sich schlechthin gegen die wunderliche Annahme Schrader's erklären zu müssen, daß die Pharisäer, die nach der Weltherrschaft, nach Stiftung einer Welthierarchie getrachtet, Paulus zu einem Proselytenmacher zu bilden gesucht, daß er sich nicht nur mit Erlaubniß, sondern mit Beyfall seiner Lehrer griechische Bildung verschafft, und sich durch das Studium der Griechen und Römer zum jüdischen Missionär unter den Heiden vorzubereiten gesucht, wie schon von früher Jugend an nach griechischer Bildung und Gewandtheit gestrebt habe, — und hofft, die Gründe dagegen genügend erörtert zu haben. Ferner gehört dahin die Bestreitung der Ansicht Schrader's von Gamaliel, der 'ganz als seiner Heuchler dastehe, der sich den Schein gibt, Gottes und der Unterdrückten Sache zu führen, während er wirklich nur für seine eigene Erhebung und das Reich der Finsterniß wirken und selbst die arglosen Christen durch seine Gleißnerey zu gewinnen suchen mochte'. Ferner die genauere Erörterung der wichtigen Stelle Gal. 1, 15 — 17, wo der Verf. sich für Schrader und gegen die Fassung Neander's erklären muß. Er hat sich bemüht, darüber, wie über die anderen Punkte, die Gründe klar und bestimmt vorzulegen.

P a r i s.

Bey J. Didot: Expédition scientifique de Morée ordonnée par le Gouvernement Français: Architecture, Sculptures, Inscriptions et Vues du Peloponèse, des Cyclades et de l'Attique mesurées, dessinées, recueillies et publiées par Abel Blouet, Architecte, ancien Pensionnaire de l'Académie de France à Rome, Directeur de la Section d'Architecture et de Sculpture de l'Expédition scientifique de Morée; Amable Ravoisié, Achille Poirot, Félix Trézel et Frédéric de Gournay, ses collaborateurs. Ouvrage dédié au Roi. Premier Volume. 1831. XXII u. 72 S. Text und 78 Kupfertafeln in groß Folio.

Der militärischen Expedition der Franzosen auf Morea, welche am 16. August 1828 von Loulon absegelte, folgte nicht viel später eine wissenschaftliche, aus zwey Sectionen bestehend, einer für die Alterthümer, der andern für die Erforschung der Natur des Landes bestimmt. Die erstere, welche in diesen Anzeigen allein zu berücksichtigen ist, blieb etwa bis zum Anfange des Jahres 1831 in Morea, und begann nicht lange darauf, nachdem Raoul-Rochette einen Bericht über ihre Leistungen in der Academie abgestattet, die Ausarbeitung und Herausgabe ihrer Sammlungen und Arbeiten. Von diesen sind bisher 18 Lieferungen hierher gelangt, von denen 4 den ersten Band bilden. Schon aus den Namen der Herausgeber, von denen die drey ersten Architekten sind, Herr Trézel sich auf dem Titel des zweyten Bandes Peintre d'histoire, und nur Fred. Gournay Littérateur nennt, erhellt, daß es auf eine erschöpfende Untersuchung aller

Reste und Spuren des Alterthums im Peloponnes nicht abgesehen seyn konnte. Für die alte Geographie des Landes mangelten ganz die Vorstudien, und die Herausg. bescheiden sich auch selbst, darin von fremder Auctorität abzuhängen; auch hat wenigstens die archäologische Section das Land keineswegs in so mannigfacher Richtung durchschnitten, ein solches Netz von Reiserouten darüber gezogen, als die Engländer, und unter ihnen allein schon W. Sell gethan hatten; und aus welchen Materialien die große Karte der Halbinsel construiert sey, die sich bey der Abtheilung für die Naturwissenschaften befindet, muß einem andern Orte vorbehalten bleiben zu untersuchen. Indessen sind die, in W. Sell's Weise, nach Stunden und Minuten verzeichneten Routen der reisenden Architecten immer eine schätzbare Vermehrung des Materials für die Vollkommnung unserer geographischen Kenntniß des Peloponnes, für die gewiß noch Viel zu thun übrig ist. Viel lieber entbehrten wir dagegen die sehr ungenügenden mythologischen und historischen Notizen, welche der Beschreibung jeder alten Stadt, wovon die Ruinen angetroffen werden, vorausgeschickt zu werden pflegen, und am allerliebsten die ganze große Introduction, welche in pomphaftem Styl zuerst eine angebliche Geschichte des Peloponnes und Morea's, und dabey gelegentlich der ganzen Welt, und dann eine Uebersicht der Geschichte der Architectur gibt, die von den erschrecklichsten Fehlern wimmelt, und durch die barbarische Entstellung zahlloser Eigennamen vollends unbrauchbar gemacht wird. Hieran ist eine Nachricht über die bisherigen Nachforschungen von Architecten und andern Reisenden in Griechenland angeknüpft, wobey von den französischen Arbeiten viel, von

den englischen wenig, und von den deutschen gar nicht die Rede ist.

Die detaillirte Beschreibung Morea's reiht sich an den Faden der Reise, welche die Mitglieder der Section der Architectur und Sculptur durch den Peloponnes gemacht haben, und von der eine kleine Karte von Morea auf einem Blatt eine nützliche Uebersicht gibt. Wir verfolgen in möglicher Kürze den Gang dieser Beschreibung, mit Hervorhebung des Merkwürdigsten. Ankunft zu Navarin. Ruinen von Zonchio oder Alt-Navarin, im Alterthum Pylos oder Koryphasion. (Der Mauerbau der Burg hat nicht das Ansehen, aus der Zeit der Peliden zu seyn, sondern erst aus späterer Spartanischer Zeit. Damit stimmt die Geschichte von Pylos sehr gut überein. Denn die Bemerkung in den Annalen des Instituts der archäol. Correspondenz T. IV. p. 181: *On a peine à concevoir quels motifs ont pu faire non seulement hésiter à placer Pylos dans cet endroit (de vieux Navarin), mais encore déclarer positivement qu'elle existait ailleurs*, beruht auf auffallender Unkenntniß der Hauptstelle des Strabo (VIII. p. 359), der es ausdrücklich sagt, daß das alte Pylos unter dem Berge Negaleon lag, und erst nach dessen Zerstörung eine Niederlassung bey dem Vorgebirge Koryphasion entstand. Stalaktiten-Grotte bey Koryphasion (die des Hermes, nach der Erklärung der Stelle des Homeriden-Hymnus in den Hyperboreisch-Römischen Studien Th. I. S. 310). Weg nach Modon, und Modon oder Methone selbst; mit interessanten Denkmälern des Mittelalters; die genaue Mittheilung der kleinen Griechischen Kirchen aus Byzantinischer Zeit mit ihren alle Räume ausfüllenden Mosaikgemälden gibt diesem Werke auch einen Werth für das Stu-

dium der mittelaltrigen Architectur. Aus dem Alterthum ist in Modon kaum etwas übrig als der Molo des Hafens zum Theil. Weg nach Koron, auf dem eine kleine Ruine eines Römischen Bades, wie es scheint, aus Backsteinen bemerkt wird, und die Stadt Koron (Koloniades), ohne Denkmäler des Alterthums. Reise nach Vestalidi (Korone), nach Nisi, Andrussa, Mavromati (Messene). Hier, unter den Ruinen der Schöpfung des Epaminondas wird die Beschreibung ausführlicher und interessanter. Obgleich durch W. Gell, Dodwell, Leake mit den Resten der ansehnlichen Stadt schon im Ganzen bekannt, erhalten wir doch durch die Zeichnungen und Risse der Commission, welche im Ganzen 26 Blätter (pl. 22—47) einnehmen, sehr viel neue Aufschlüsse über diese Bauwerke, die um so wichtiger sind, da sie an eine bestimmte Epoche der Griechischen Baukunst geknüpft sind. Die bemerkenswerthen Ueberreste sind das Stadion mit seiner nach Art eines Theaters eingerichteten Sphendone (dies ist der alte Kunstausdruck für diesen Theil um die Zielsäule) und der umgebenden Porticus; ein Festungsthor; ein kleines Monument zwischen dem Stadium und der Festungs-Mauer, nach Art eines Dorischen Tempels in antis gebaut, wahrscheinlich ein Heroon eines der alten Messenischen Helden, deren Angedenken mit Messene's Wiederherstellung zugleich erneuert wurde; bedeutende Theile der Befestigungs-Mauern und Thürme, besonders das große Thor, welches nach Megalopolis führte, mit seiner gewaltigen Pforte. Das Hauptinteresse dieser Mittheilungen machen einerseits die Hülfsmittel, die man dadurch gewinnt, in die Grundsätze der Hellenischen Fortification einzudringen, andererseits die Ausfüllung der Lücke in der Geschichte der Dorischen Architectur, indem

die Behandlung dieser Säulenordnung in Messene den Uebergang bildet von den an den Athenischen Monumenten zu der Römischen, und manche neue Erfindung hier zuerst zum Vorschein kommt, z. B. die Vermehrung der Zahl der Metopen und Triglyphen über jedem Intercolumnium, welche durch die weitere Stellung der Säulen und die Schwächung des Gebälkes nöthig geworden war. Dabey werden einige Inschriften mitgetheilt, welche mit Fleiß und Sorgfalt commentiert werden; die interessanteren davon sind bereits bekannt, wie *ἐπὶ ἱερῶς Κρεσφόντου* Corp. Inscr. Graec. n. 1297, und *Ἄλιον Ἀὐρήλιον Ὀθηρον* Corp. Inscr. n. 1318, die andern sind merkwürdiger durch die Stelle wo sie gefunden worden als durch den Inhalt. Reise nach Franco-Eclissia (welches nach Vouqueville, aber nicht mit Recht, Andania genannt wird) über die merkwürdige drey Ufer zugleich verbindende Brücke bey der Confluenz des Amphitos und der Leukasia, welche auf alten Fundamenten ruht. Von da nach Arkadia (Kyparissos), durch die interessanten Gegenden im Norden Messeniens, wo aber nur wenig beobachtet wird; nach Strobizza mit einer alten Akropolis, die für Lepreon erklärt wird, beym See Raipha vorbey, mit der darüber liegenden sehr alterthümlichen Akropolis Samikon (die auch der Rec. hier gesucht hatte) nach Olympia. Der Plan der Ebene von Olympia, pl. 56, stimmt ganz mit den Untersuchungen Stanhope's überein, die durch die Arbeiten der Commission eben so bestätigt werden, wie die Phantasiegemälde mancher frühern französischen Reisenden in Nichts zerfallen. Die älteren Denkmäler Olympia's, von denen nur die Fundamente übrig seyn können, über der Ebne wiederzufinden, ist schon deswegen unmöglich, weil

diese durch die Gebirgswässer und den Alpheiös etwa 10 bis 12 Fuß erhöht worden ist, wie die Nachgrabungen bey dem Tempel des Olympischen Zeus erwiesen haben, und das sehr veränderliche Bett des Alpheiös, welches in den wenigen Jahren seit Stanhope's Aufnahme ein ganz anderes geworden ist, keine festen Formen des Terrains zuläßt. Ueber die Aufgrabung der Ruinen des Tempels, die Form des Gebäudes, welche dadurch zum Vorschein gekommen (es ist dieselbe, welche Hirt in der Geschichte der Baukunst Bd. III. S. 57 schon aus den damals vorhandenen Angaben errathen, und auch der Unterz. in den Nachträgen zu Böckel's Archäol. Nachlaß S. 69 vorausgesetzt hatte), endlich die kostbaren Reste der Sculpturen aus den Metopen des Pronaos und Opisthodomos mit den Kämpfen des Herakles, Werken einer der Phidias'schen fast gleichzeitigen und doch in Geist und Richtung sehr differenten Kunstschule, werden wir hier nicht weiter berichten, da die Hauptangaben darüber schon allgemein bekannt, und selbst durch Handbücher verbreitet sind. Wir geben nur den Inhalt des vorliegenden Werkes an, welches nach dem Plane von Olympia und einem speciellern von der Lage der aufgedugenen Ruinen zuerst die Grundrisse der andern aus Backsteinen in Römischer Zeit errichteten Gebäude, dann der großen Ruine des Zeus-tempels, pl. 72, enthält; hierauf Details des Fußbodens im Pronaos dieses Tempels, der nach Römischem Geschmack aus verschiedenen Marmorarten zusammengesetzt ist, und einer darunter gefundenen Mosaik aus Flußkieseln vom Alpheiös; dann eine Restauration des Tempels in verschiedenen Durchschnitten und Aufrissen — wobey immer noch erstaunend viel nach Analogien und durch Phantasie supplirt werden muß — und

die Details der Dorischen Ordnung nach den gefundenen Fragmenten; zuletzt (pl. 74—77) die Bruchstücke der Metopen-Reliefs, nebst der Restauration vier der bedeutendsten Stücke (pl. 78), welche Herr Trézel mit Hülfe Raoul-Rochette's unternommen und mit Glück ausgeführt hat. Der Text gibt, außer der Explication des planches, nach der Beschreibung der Ebene und einer kurzen Geschichte der Nachgrabungen einen Auszug aus dem in der öffentlichen Sitzung der vier Academies, am 30. April 1831 gelesenen Rapport Raoul-Rochette's über die gefundenen Sculpturen und einige Bemerkungen über die Grundsätze, nach denen bey der Restauration des Ganzen verfahren worden ist. Hin und wieder möchte man dem Texte mehr Ausführlichkeit wünschen, indem bey der Vergleichung der hier mitgetheilten Angaben über die Fundorte der Metopen-Fragmente und der früher bekannten Notizen Zweifel entstehen, die sich schwer heben lassen.

Der zweyte Band des Werks der Expedition soll Arkadien, Sparta und das innere Argolis, der dritte die Inseln und die Küstengegenden von Argolis, Lakonika und Athen enthalten. Die Lieferungen, die von dem zweyten Bande bis jetzt vorliegen, beziehen sich hauptsächlich auf Phigalia, und geben über die Architectur des Tempels zu Bassä Dankenswerthes. Dagegen könnten wir die Wiederholung der schon mehrmals, und am besten von Stackelberg herausgegebenen Sculpturen dieses Tempels entbehren. Wie kommen überhaupt diese Sculpturen, die seit 1812 ausgegraben und fortgeschafft sind, und sich schon lange im Britischen Museum befinden, in eine Französische Beschreibung Morea's vom Jahre 1831?

G e t t i n g e n g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

73. Stück.

Den 11. May 1835.

B e r l i n.

Versuch einer pragmatischen Geschichte von Mecklenburg von K. Ch. F. von Lüchow, Großh. Mecklenb. = Schwerinscher Kammerherr, Ritter des K. Pr. Johanniter = Ordens, der Gesellschaft für Pommersche Geschichte, und der K. Dänisch. = Nordischen Gesellsch. ord. Mitgliede. Dritter Theil. 1835. VI u. 310 Seiten in Octav.

Wir haben die beiden ersten Theile dieses, für die Specialgeschichte Deutschlands so wichtigen Werks (G. g. U. 1828. St. 101. 1832. St. 4) mit der ihnen gebührenden Achtung angezeigt. Der Verf. glaubte mit diesem dritten Theil das Werk beendigen zu können; aber der Stoff wuchs ihm so unter den Händen, daß er denselben in zwey Abtheilungen zerlegt hat, von welchen die vorliegende erste den Zeitraum von 1520 bis 1632 begreift; die zweyte wird dann bis an das gleich anfangs vorgesteckte Ziel 1755 gehen. Der hier vorliegende Theil beginnt also mit der Ein-

führung der Reformation, und endet mit der Befreyung von der Occupation Wallensteins, nach dessen Sturz; er zerfällt also von selbst in zwey, freylich der Zeit nach sehr ungleiche Theile; den ersten bis auf die Theilung in die beiden Binnien Schwerin und Büstrow (1621) und den Anfang des dreyßigjährigen Krieges, und den anderen von da bis auf das Jahr 1632. Die Reformation ward in Mecklenburg nicht gewaltsam eingeführt; die Herzöge Heinrich IV. und Albrecht der Schöne ließen ihr freyen Eingang ohne sich offen für sie sofort zu bekennen, und ohne dem Schmalkalder Bunde beyzutreten. Ihre Streitigkeiten führten aber im Jahre 1523 die festere Verbindung der Stände, die unter dem Namen der Union bekannte Einigung herbey. Die folgende Geschichte war eine der am schwierigsten zu behandelnden, da sie sich meist um die aus gemeinschaftlicher Regierung, oder auch Theilung entstandenen Händel in dem herzoglichen Hause, oder auch um die mit den Ständen, mit den Städten Rostock und Wismar, und die durch frühere schlechte Verwaltung entstandene Schuldenlast dreht. Es fehlte unter den Fürsten nicht an einzelnen ausgezeichneten Regenten, zu denen besonders Johann Albrecht I., der 1547 seinem Vater Albert folgte, und 1576 starb, gezählt werden muß, der Freund und thätige Verbündete von Churfürst Moriz bey seinem Heldenzuge gegen den Kaiser; der aber auch seinem Bruder Georg das Leben kostete. Der Verfasser hat, wie billig, auf die Einrichtungen und Veränderungen des Innern hauptsächlich sein Augenmerk gerichtet. Es gehören dahin außer den Finanzen und den darüber entstandenen und fortdauernden Verhandlungen mit den Ständen, die — freylich erfolglosen — Ver-

suche zu einer Binnenschiffahrt, durch die Vereinigung der Elbe durch einen Canal mit der Elbe von Wismar bis dahin, um so eine Verbindung der Ostsee und Nordsee zu Stande zu bringen. Nicht weniger thätig war er für Gesetzgebung und Policiey, so wie für den Schul- und höheren Unterricht; welcher besonders dem Verf. Gelegenheit gibt über den Zustand der Universität Rostock, die durch die Berufung mehrerer ausgezeichneten Lehrer aus ihrer früheren Unthätigkeit, welche sie auch bey der Einführung der Reformation bewiesen hatte, geweckt wurde, ein Licht zu verbreiten. Kränklichkeit hinderte ihn in seinen letzten Jahren an seiner Thätigkeit; auch war das Verhältniß mit seinem Bruder, Mitregenten und Nachfolger Herzog Ulrich nicht immer das beste. Die Familienverhältnisse entwickelten sich nach seinem Tode nicht sehr glücklich. Er hinterließ zwey noch unmündige Söhne unter der Mitvormundschaft seines eben erwähnten Bruders, sie hießen Johann IV. und Sigismund August. Beide starben jung, der erste 1594 nur 34 Jahr alt, mit Hinterlassung zweyer unmündigen Söhne Adolph Friedrich und Johann Albert II., durch den Theilungsvertrag und Uebereinkunft mit den Ständen 1621 die Stifter der Linien von Schwerin und Güstrow; die Zeitgenossen, und durch ihre Aechterklärung bis zu ihrer Wiedereinsetzung nach Wallensteins Sturz die Opfer, des dreyßigjährigen Krieges.

Der nun folgende zwölfjährige Zeitraum, in welchem Mecklenburg es nicht vermeiden konnte in den großen deutschen Krieg mit hereingezogen, und nicht bloß ein Schauplatz desselben zu werden, sondern auch seiner rechtmäßigen Fürsten sich beraubt zu sehen, ist von dem Verf.

mit besonderer Sorgfalt und größerer Ausführlichkeit behandelt, wodurch auch die Geschichte Wallensteins in Beziehung auf Mecklenburg ein helleres Licht erhält. Daß dabey der Verf. keines der neueren Werke über Wallenstein vernachlässigt habe, brauchen wir nicht erst zu sagen. Aber so wie seine Geschichte überhaupt hauptsächlich auf das Schwerinsche Archiv gegründet ist, so auch hier, da dieses ein beträchtliches Volumen von Archivalien zu diesen Zwecken darbot. Die Herzöge hatten sich zwar nicht an die protestantische Union angeschlossen; sie ergriffen das Mittel einer bewaffneten Neutralität, mit Bewilligung der Landesstände, und schlossen sich demnächst an den Vertheidigungsbund des Niedersächsischen Kreises, an dessen Spitze Christian IV. von Dänemark trat, an. Nach der Niederlage von diesem ward aber auch Mecklenburg feindlich behandelt, und daran knüpfte der nun so mächtig werdende Wallenstein seine Pläne auf Mecklenburg. Wie diese in Erfüllung gingen, ist bekannt. Am 19. Januar 1628 erschien das kaiserliche Patent, durch welches Wallenstein in den Besitz des Herzogthums gesetzt, und die Herzöge ihres Landes verlustig und in die Reichsacht erklärt wurden. Sie sahen sich genöthigt ihre Länder zu verlassen, welche nun Wallenstein durch Commissarien in Besitz nehmen ließ. Welchen Werth er auf den Besitz von Mecklenburg legte, und daß es als eine Hauptbedingung des künftigen Friedens angesehen ward, daß dieser ihm gesichert bleiben sollte, ist aus seinen Briefen hinreichend bekannt. Im Julius kam er selber nach Mecklenburg. In Wismar sollte ein Schloß gebaut werden; es sollte also die Residenz seyn. Die Hauptforderung an die Stände betraf die Contribution, der hundertste

Pfenning, wovon trotz allen Vorstellungen der Herzog nicht zurückgehen wollte. Mehrere andere Projecte, auch die des Canalbaus, wurden wieder aufgenommen, bis durch die Landung von Gustav Adolph die Verhältnisse sich änderten, indem die Herzöge an ihn sich angeschlossen, und bald wieder in ihr Land zurückkehren konnten. Am 20. Febr. 1632 ließ Herzog Johann Albrecht ein Dankfest 'für die göttliche Wohlthat der Befreyung von feindthätiger Belästigung' feyern.

Der Verf. bricht hier die äußere Landesgeschichte ab, indem er die Fortsetzung für die zweyte Abtheilung sich vorbehält. Dafür aber gibt er eine genaue Uebersicht des innern Zustandes des Landes, in kirchlicher, wissenschaftlicher, industrieller und sittlicher Rücksicht. Auffallend ist es, wie in solchen traurigen Zeiten doch der Luxus fortbauerte. Daß mit dem vielfachen Druck und Elend die Sitten sich nicht bessern konnten, ist freylich begreiflich. Zuletzt werden die Veränderungen in staatsrechtlicher Rücksicht auf die Verfassung der Stände, bey denen durch die Einführung der Reformation der Stand der Prälaten oder der hohen Geistlichkeit verschwunden war; und nur noch die beiden weltlichen Stände, der Ritterschaft und der Städte übrig waren, erläutert. 'Der Landesherr berief die Stände jährlich ein oder mehrere Male zur gemeinsamen Berathung auf den Landtag zusammen, und erschien entweder in Person, oder durch einen Commissär, seinen Canzler oder Rath. Die Ritterschaft erschien persönlich; die Städte durch ihre Abgeordneten, gewöhnlich ihre Bürgermeister. Die Verhältnisse beider Stände waren zwar den Rechten nach sich gleich; indessen war doch das Uebergewicht der

so zahlreichen Ritterschaft natürlich, so lange noch die Mehrzahl derselben Standesehre und Familienglück in treuer Vererbung ihrer Stammgüter von Kind auf Kindeskind suchte; und diese nicht, augenblicklicher Geldvorthelle wegen, zu feiler Handelswaare entwürdigte.'

Daß wir dem Schluß des Werks in der folgenden Abtheilung mit Begierde entgegen sehen, brauchen wir nicht erst zu versichern.

Hn.

S e l m s t e d t.

Bey Fleckeisen: Geschichte der christlichen Dogmen in pragmatischer Entwicklung von Dr. C. G. F e n k, Pastor zu Halchter etc. im Herzogthume Braunschweig. Zweyter Theil. 1835. 409 S. in 8.

Ueber die innere Einrichtung wie über die praktische Brauchbarkeit dieser, besonders jüngern Theologen sehr zu empfehlenden Dogmengeschichte ist bereits bey Anzeige des ersten Theils in diesen Blättern (1834. St. 174. S. 1731) das Nöthige bemerkt; wir fügen deshalb nur hinzu, daß der Plan der Bearbeitung derselbe geblieben ist, und sich in der Ausführung als durchaus zweckmäßig bewährt hat. Es wird aus den jedesmaligen dogmatischen Thätigkeiten der verschiedenen Zeitalter sorgfältig das ausgewählt, was als eigentlich lebendig in das Bewußtseyn der Zeit übergegangen war, dagegen zurückgelassen, was nur traditionell aus früherer Zeit mehr eine fertige, abgeschlossene Masse, als ein in der Bildung begriffenes Dogma darbot. Dieses Streben, nur das zu geben, was einen wirklich neuen Entwicklungspunct in den dogmatischen Systemen darbot, erklärt es ganz natürlich, warum z. B. in der fünften Periode dem Zeitalter der Scholastik, vom 11. Jahrh. bis zur Reformation, die geschehene Auswahl nur die Dog-

men vom heil. Abendmahl, als Transsubstantiation, Messopfer und Entziehung des Abendmahlskelches, und dann die übrigen von den Scholastikern erweiterten Dogmen, Lehre von der Erlösung, vom Ablass, von der Beichte, treffen konnte. Die dogmatische Thätigkeit der Scholastik war allerdings eine viel weitere: ihre Versuche zur Erklärung der Trinitätslehre, der Eigenschaften Gottes bezeugen einen seltenen Aufwand von Scharfsinn, die Vereinigung der göttlichen Vollkommenheiten, namentlich der Allmacht und Allwissenheit, mit der menschlichen Selbstbestimmung, ist auf die verschiedenste Weise versucht, die Lehre vom Sündenfalle und vorzüglich die Sätze von den Engeln und Dämonen bilden sehr ausgedehnte Massen in den scholastischen Systemen; allein dieß Alles war nur weitere Behandlung eines längst kirchlich festgestellten Materials, oft nur im Dienste der Neugier und des Vorwitzes, so daß eine solche Thätigkeit mehr speculative als kirchliche Bedeutung hatte. Nur eine Dogmengeschichte nach ausgedehnterer Anlage, die zugleich als Repertorium alles dessen dienen will, was je in den dogmatischen Systemen verhandelt ward, vermöchte sich auf so vollständige Berichte einzulassen. Der Vf. beschränkte sich seinem Plane gemäß auf das wesentlich Neue, worin die dogmatische Thätigkeit der Zeit als eigentlich productiv hervortritt, und gewiß ganz im Interesse der jüngern Theologen, die nicht durch die Menge des Materials erdrückt werden, sondern an die eigentlichen Entwicklungsknoten geführt werden sollen, wo in höherm Maße das kirchliche Leben pulsiert.

In den drey Perioden seit der Reformation (sechste bis zum Ende des 16. Jahrh. als Vollendung des protestantischen Lehrbegriffs durch die Concordienformel — siebente bis zur Mitte des 18. Jahrh., oder zur Bildung der neuern protestantischen Theologie — achte bis jetzt) war es nun kaum zu ver-

meiden, die Trennung der Kirchen zu Grunde zu legen. Freylich müssen wir gestehen, es verliert sich dadurch einigermaßen der dogmenhistorische Character, und die Darstellung wird mehr zu einer Geschichte der Dogmatik in den verschiedenen Hauptparteyen, zumal da der Vollständigkeit wegen zugleich auch auf die kleineren Secten Rücksicht genommen wird. Es sind nicht mehr die Dogmen selbst, die sich in der ihnen eigenthümlichen Entwicklungsreihe verfolgen lassen, sondern die durch dieselben hervorgerufenen Bewegungen, Streitigkeiten, Trennungen, also doch mehr äußerliche Rücksichten bilden die leitenden Ideen. Wir gestehen die Schwierigkeiten davon ein, sich hier gänzlich von dem mehr kirchengeschichtlichen Gebiete fern zu halten, meinen aber doch, wenn der Vf. vorgezogen hätte, die durch sämtliche abendländische Kirchen seit der Reformation laufenden dogmatischen Hauptäste, wie Gegensatz des Augustinianismus und Pelagianismus, Lehre von den Sacramenten &c., in ihrer allmählichen Entwicklung zu verfolgen, ohne diesen Gang dem mehr äußerlichen Interesse der temporären Trennung in verschiedene Parteyen aufzuopfern — gewiß würde die Behandlung dadurch als rein dogmenhistorisch den frühern Theilen des Werks analoger geblieben seyn, und eben so gewiß auch recht durchgreifende Ansichten von Innen nach Außen auf die neben einander stehenden Parteyen eröffnet haben. Auch so ist jedoch die Darstellung nach dem mehr äußern Gesichtspuncte recht übersichtlich, und wird der Hr Verf. für seine mühevollen Arbeit gewiß die größte Belohnung in dem Bewußtseyn finden, den studierenden Theologen, wie Jedem, dem es um einen Gang durch die Dogmenreihe der christlichen Kirche zu thun ist, einen sehr gebahnten Pfad eröffnet zu haben.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

74. 75. Stück.

Den 14. May 1835.

S o l o t h u r n.

Bey Amiet-Lutiger: Naturhistorische Alpenreise. Vorgelesen der naturforschenden Gesellschaft in Solothurn von ihrem Vorsteher Fr. Jos. Hugi, Lehrer. Mit Titeltupfer und Bignette, 2 Kärtchen, 16 Tafeln Profilansichten und 9 Tabellen berechneter Höhenunterschiede. 1830. XVI und 378 Seiten in Octav.

Das Titeltupfer eines wissenschaftlichen Buches, mag es das Bild irgend eines neuen oder merkwürdigen darin abgehandelten Gegenstandes seyn, oder im Allgemeinen die Tendenz des Inhaltes andeuten, ist nicht ganz ohne Einfluß auf die Erwartung, mit welcher man zu lesen beginnt. Ref. läugnet nicht, daß das Vorurtheil, welches Titeltupfer und Bignette obiger Schrift in ihm erweckten, kein ganz günstiges war. Wozu auf jenem die Darstellung, wie acht Männer an einer steilen Felsenwand hinanklettern, und auf dieser die Abbildung der Zurüstungen zum Bau einer Hütte zwischen zwey Alpengipfeln? Daß es

etwas Anderes ist ein Finsteraarhorn zu erklimmen, als einen Brocken zu ersteigen, kann sich Jeder leicht vorstellen, selbst ohne mit den Alpen näher bekannt zu seyn; und eben so wenig schwer ist es sich einen Begriff davon zu machen, wie Steinplatten zur Erbauung eines Daches zusammengesleppt werden. Die Lesung der Alpenreise hat den Eindruck, den diese Bilder auf den Ref. machten, nicht verbessert. Wie Titelkupfer und Bignette an Carricaturen gränzen, so auch die Naturschilderungen und Theorien des Verfassers, und die Art wie er von seinen Unternehmungen und Leistungen, von seinem Muth und dem Benehmen seiner Begleiter redet. Die unschmackhafte Schale möchte indessen unbeachtet bleiben, wenn man durch einen reifen, würzhaften Kern entschädigt würde; leider werden aber die Erwartungen, welche die hochtrabende Einleitung und die mit Göthe'schen und Haller'schen Versen geschmückten Ueberschriften erregen, nur unvollkommen befriedigt. Es ist wirklich sehr zu beklagen, daß ein Mann von solchem Feuereifer, von solcher Kühnheit, Kraft und Ausdauer, nicht größeren Gewinn für die Wissenschaft aus seinen mit bedeutendem Aufwande verknüpften Unternehmungen ziehen konnte; daß die Ausbeute der Durchspähung von Schründen und der Erklommung von Gipfeln, die sonst nur Gamsenjäger zu betreten wagen, nicht als reines, edles Metall, sondern zum Theil als verschlacktes Erz erscheint, aus welchem der wahre Gehalt nur unvollständig zu scheiden ist.

Neuere Untersuchungen haben die früheren Vorstellungen vom Baue der Alpen im hohen Grade wankend gemacht. Was man vormals für ältere Glieder der stratificierten Gebirgsmas-

sen ansah, ist als etwas Jüngerer erkannt worden; und crystallinische Gebilde, welche sonst für das Unterste und Älteste in der Alpenkette galten, sind theils in abwechselnder Lagerung mit jenen, theils als aufgelagerte oder hinübergelehnte Massen gefunden. Es ist für die Geologie von höchster Wichtigkeit, daß das an einzelnen Stellen, und zum Theil auf eiligen Durchflügen Wahrgenommene, sorgfältig geprüft werde, und daß man in dieser Beziehung an verschiedenen Puncten in den Alpen möglichst genaue Beobachtungen anstelle. Die von dem Vf. bereisten Gegenden, die höheren Theile des Berner Oberlandes, und die gegen das Wallis und den St. Gotthard sich erstreckenden Gebirgsjöche, sind ohne Zweifel ganz besonders geeignet, um Aufschlüsse über jene Verhältnisse zu geben. Auch machten sie einen Hauptgegenstand der Nachforschungen des Hn Hugi aus. Aber seine Angaben sind oft so wenig klar, seine Bestimmungen der Gebirgsarten und Formationen so wenig scharf, die gebrauchten Nomenclaturen so wenig richtig, und die Beobachtungen mit so wunderlichen Erklärungen und so dunkeln theoretischen Ansichten vermengt, daß durch das Dargebotene der Vorrath sicherer geognostischer Erfahrungen nur unbedeutend vermehrt wird.

Der Verf. sagt, indem er die auf den Reisen in das Roththal angestellten Beobachtungen zusammenfaßt, daß vom Hintergrunde des Lauterbrunnenthals bis hinauf zur Kuppe der Jungfrau, folgende Formationen zu betrachten seyen, die sich nach ihm im ganzen Alpengebirge unter ähnlichen Verhältnissen finden sollen: 1) das tiefere, eigentliche Granitgebilde, mit verflorenen Segmenten — wie der Verf. sich ausdrückt — von Gneis und Glimmerschie-

fer; 2) das unmittelbar darüber sich lagernde Gebilde des Alpenkalks, den der Verf. für Muschelkalk hält, ohne jedoch seine Meinung durch genaue Vergleichung der Petrefacten zu begründen; 3) ein grauwackenartiges Zwischengebilde; 4) ein Kalkgebilde, welches der Verf. für Gias erklärt, vielleicht nicht mit Unrecht, aber doch auch ohne die darin gefundenen Petrefacten genau zu bezeichnen; 5) das obere Granitgebilde, welches bald Hochgranit, bald Halbgranit genannt wird, und in welchem an der Jungfrau sich der Alpenkalk wiederholen soll, was in der That schwer zu fassen ist. Ueber den sogenannten Hochgranit erklärt sich der Verfasser S. 55. 56 auf folgende Weise: 'Wenn beym untern, echten Granite die Masse wenig oxydiert ist, wenn die Atmosphäre keinen Einfluß auszuüben vermag, wenn er auch bey großer Masse und weiter Ausdehnung im Korn, im Gefüge und dem Mischungsverhältnisse sich gleichförmig bleibt; so trifft hier außerordentliche Abwechslung und Verschiedenheit ein. An manchen Stellen, und nach der Höhe der Hörner immer mehr, trennt die Masse sich leicht in unförmliche Stücke, ringsum mit rothen oder schwarzen Drydflächen eingeschlossen. Auch ganze Felswände erscheinen von Eisenoryd roth, daher der Name Roththal, oder von Manganoryd schwarz. Im Ganzen ist der Hochgranit ziemlich feinkörnig. Der Feldspat und Quarz einen sich meist gleichförmig; der Glimmer hingegen ist oft ungleichförmig vertheilt. Bald häuft er sich zusammen, bald ordnet er sich den oxydierten Flächen nach mit ihnen parallel, so sehr auch diese Flächen der Bruchstücke verschiedene Richtung und Durchkreuzung behaupten. Oft verschwindet der Glimmer ganz, oder setzt sich haufenweise nach Außen

an. Oft wird die Masse Quarzfels. Stellenweise erscheint statt Glimmer, oder mit ihm, Hornblende. Oft finden wir Feldspat-, Quarz- oder eingeschlossene Kalkstücke ringsum in die Masse verschmolzen.'

Zu den schwierigsten Unternehmungen des Verfassers gehörte die Ersteigung des Finsteraarhorns, dessen Natur bis dahin unbekannt war. Es wird darüber S. 226 folgendes mitgetheilt: 'das Finsteraarhorn, oben sowohl als tiefer an den nächsten Nebenhörnern, besteht mannigfach aus halbgranitischer, sienitischer, in der Tiefe aber und vielleicht auch im Centrum aus granitischer Masse. Die ringsum den Koloss aber umgebenden Gebirgshörner sind Gneis und Glimmerschiefer, welche ihre regelmäßigen Schichten dem Fuße des Centralgebildes auslegen, und oft fast senkrecht an selbem aufstellen.' S. 217 heißt es dann weiter: 'Immerhin scheint nun in angeführten Thatsachen folgender geschichtlicher Sinn zu liegen: das Finsteraarhorn ist ein Centralkörper, der dadurch entstand, daß das horizontale Schiefergebilde durch Innengewalt an einer Stelle brach, halb verfloß und aufgehoben wurde. Nach und nach, in weiterem Umfange um die Oeffnung, wurde auch das unveränderte Gebilde von der Gewalt ergriffen, und die blättrigen Gräte und Hörner aufgerichtet, die nun, wie bey einer gefüllten Blume, dem gewaltigen Stempel aufliegen.' Durch Barometermessung wurde die Meereshöhe des Finsteraarhorns zu etwa 13300 Fuß bestimmt.

Den Namen Dolomit gebraucht der Verf. gewiß oft mit Unrecht, und stellt über die Entstehung dieses Gesteins, welches sich jetzt so viel gefallen lassen muß, Hypothesen auf, die seine chemischen und mineralogischen Kenntnisse in ei-

nem trüben Lichte erscheinen lassen. Zum Beleg kann u. A. folgende Stelle S. 258 — 259 dienen: 'die Gebirgskette nördlich dem Gadmens- und Wendenthal sich hinziehend, besteht aus Kalk, der vom Tellistock bis zum Titlis 1000 bis 2000 Fuß in senkrechter Fluh sich über das Thal erhebt. Die Schichten des ganzen Gebildes senken nördlich sich in das Gentelthal ein, indem sie südlich dem Wendenthal entlang vom Granite hoch über selbes gehoben werden. Der Kalk legt seine unteren Schichten unmittelbar auf die abgerundeten Formen des Granites. Wer so die ganze Auflagerungslinie vom Tellistocke an mit dem Auge verfolgt, sieht unmittelbar über dem Granite ein 10 bis 20 Fuß mächtiges, weißes Band. Der untere Kalk auf dem Granite hat ganz weißliche Farbe und hie und da körniges Gefüge angenommen, kurz er ist dolomitisch geworden; doch nicht Dolomit auf vollendeter Stufe; denn in diesem ist nebst jener Farbe und Korn auch der Talkgehalt aufgetreten, der jedoch nicht so fast von Außen gekommen, als vielmehr durch innere Metamorphose aus frey gewordener Kohlensäure und dem Thongehalte des Kalkes hervorgegangen seyn muß.' An einer andern Stelle S. 283 — 284, wo von den geognostischen Verhältnissen in der Gegend von Grenchiols die Rede ist, heißt es: 'Etwas westlich und höher sehen wir am Gehänge des Berges die Mählfluh mächtig mit dem schönsten, weißen Dolomite zu Tage brechen. Er hat gleichen Talkgehalt, gleiches Korn, wie jenes gelbe, gekörnte Gebilde, das so auffallend dem Schaumkalk (Flözdolomite) sich anschließt. In der Tiefe des Tobels streicht östlich durch das zertrümmerte Urgebilde ein mehr horizontales Lager von Blasenkalk, welcher, wie

er dem Ausgange des Tobels sich nähert, ebenfalls zuerst mit Talkblättchen sich mengt, dann aber seine Blasen mit Bitterkalk füllt. Hier nimmt das Blasengestein dann selbst weiße Farbe an, wird aber nicht körnig, und geht keineswegs in Dolomit über, sondern stellt sich mit dem schönsten Gypse in einer und derselben Fluh zu Tage.' — — — 'Der echte, höher gelegene Dolomit an der Mehlfuh hat $\frac{1}{2}$ kohlenfauren Talk, und erwähnter Gyps stellenweise gewiß eben so viel. Ungeführter Schaumkalk, oder sogenannter Flözdolomit, wenn er ganz frey ist von Talkblättchen, hat starken Thongeruch; sobald aber die Talkblättchen auftreten, ist dieser verschwunden, vielleicht durch die Umänderung des Thons in Talk. Aus dem ganzen Lagerungsverhältniß möchte wohl die Ansicht hervorgehen, daß weder der Dolomit, noch der Gyps ein ursprüngliches Gebilde sey. Selbst der Schaumkalk wird secundär seyn. Der Talk scheint erst aus der Umwandlung des Thones bey der Metamorphose des Kalkes als eigener Bestandtheil hervorzugehen.' Kaum sollte man es für möglich halten, daß die längst vergessene Lehre von der Verwandlung der Erden, es wagen könne, in einer naturwissenschaftlichen Schrift der jetzigen Zeit wieder aufzutreten.

Von den geologischen Ansichten des Verfassers, die zu den Nebelregionen der pantheistischen Naturphilosophie sich empor zu schwingen streben, kann u. A. folgende Stelle S. 89 — 91 einen Begriff geben: 'Jede Bildung geht wohl von reinern Formen aus, und schreitet durch mannigfache Reihen von Gegensätzen so lange in Verkörperung weiter, bis das Wesen mehr starr, der individuellen Gegensätze nicht mehr fähig, wieder das Allgemeine oder sich aufzu-

lösen sucht. Eine allgemeine Reihe von Gegensätzen sehen wir zunächst das Luftförmige und Flüssige bilden. Ohne Harmonie, oder besser, ohne Kampf dieser Zweyform entsteht auf der Erde kein Individuum. Die Wärme aber sehen wir sich verhalten, wie die Innigkeit der sich einenden Gegensätze. Als Producte dieser Gegensätze müssen wir zunächst die Ur- oder die Gneiß- und Glimmergebilde anerkennen, die aus Kiesel und Thon in crystallinischem Verhältnisse bestehen, und deren Bildung von Außen nach Innen fortgeschritten zu seyn scheint. Beynahe gleichzeitig, aber mehr nach der Außenfläche, entstand eine andere, entgegengesetzte, weniger crystallinische Reihe, wo Kalk und Thon vorherrschen. Durch diese Bildungen über die Erdoberfläche hin wurde die Verbindung der Atmosphäre mit dem Erdinnern unterbrochen, durch den innern Bildungskampf die Fläche zerrissen, zu Gebirgen aufgetrieben, und so in verschiedenen Epochen die Verbindung mit der Atmosphäre wieder hergestellt. In Folge dieses innern Thuns wurde das noch kaum erstarrte Urgebilde an seiner untern Fläche wieder gelöst, und als Granitmasse aufgetrieben. Die obern Urgebirgsglieder erfuhren nur theilweise diese innere Veränderung, und wurden mehr mechanisch zerstört, aufgetrieben, und so dem Kalk aufgelagert. Dieser letztere wurde nur hie und da von der Kraft der Metamorphose ergriffen, und zu Gyps oder Dolomit. Allenthalben aber verkünden auch beym Kalkgebilde Brüche, Klüfte und die ganze Schichtenstellung die unterirdische Hebungsgewalt, die zugleich auch Senkungen als Folge haben mußte u. s. w.' — Noch mehr von solchen Metamorphosen, die den Dvidischen nicht ganz unähnlich sind, liest man in den im IX. Ab-

schnitte S. 313 u. f. zusammengestellten geologischen Folgerungen und Ansichten.

Das Beste in dem Buche sind die am Ende mitgetheilten Bemerkungen über die Gletscher. Auch die zahlreichen Höhenbestimmungen sind verdienstlich.

Dem Alpenforscher ist ein herrliches Vorbild in den Reisen Saussure's gegeben. Die Umsicht und Genauigkeit in den Beobachtungen, die Vorsicht und Strenge in den Folgerungen, die Einfachheit und Klarheit in den Darstellungen welche in jenem unübertrefflichen Werke herrschen, sollte Jeder erstreben, der es unternimmt, die hohen Firnen zu erklimmen und da das Gezimmer der Erde zu ergründen, wo es am schwierigsten ist sein Gebälk zu messen und seine Fugen zu durchschauen; wo die colossale Größe der Gegenstände nur zu leicht den Blick verwirrt, und das Außerordentliche der Erscheinungen nur zu oft die Ruhe und Unbefangenheit raubt. Wer dann von jenen majestätischen Gipfeln mit dem lebendigen Gefühle der Kleinheit und Ohnmacht heimkehrt, wird in seinen Mittheilungen die Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit gewiß nicht vermissen lassen, die jenen größten Alpenforscher, bey dem gründlichsten und umfassendsten Wissen, in so hohem Grade zierten.

H a l l e.

Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses:
 August Hermann Niemeyer. Zur Erinnerung an dessen Leben und Wirken. Herausgegeben von A. Jacobs und nach dessen Tode vollendet von F. G. Gruber. Mit einem

Bildniß des Verewigten. 1831. XII und 452 Seiten in Octav.

Für eine Schrift, die gewiß gleich nach ihrer Erscheinung von allen Freunden und Verehrern des sel. Kanzlers Niemeyer begierig gelesen worden ist, — kommen diese Zeilen als Anzeige viel zu spät. So mögen sie als wiederholte dankbare Erinnerung an einen Mann gelten, der zu den Gebildetsten und Wirkungsreichsten seiner Zeit gehört. Dafür sind sie nicht zu früh. Das jetzige Geschlecht lebt so rasch verzehrend und begierig in die Zukunft hinein, daß ein wiederholtes Erinnern an die bedeutenderen Erscheinungen besonders der nächsten Vergangenheit, von der wir unmittelbar leben und leiden, in mehr als einer Hinsicht heilsam ist. Zu diesen bedeutenderen Erscheinungen gehört unstreitig Niemeyer. Irre ich nicht, so ist das Charakteristische seines Wesens und Lebens eine seltene Vereinigung von hellem Verstand und lebendiger Gemüthlichkeit, von wissenschaftlicher und practischer Tüchtigkeit, von theologischer und allgemeiner Bildung, von wirksamen Beziehungen auf Kirche und Schule. Seine wissenschaftliche Seite war keinesweges unbedeutend; auf dem Gebiete der practischen Theologie ist er ausgezeichnet, auch durch seine Theorie, in der er mit zuerst und am glücklichsten die Resultate der Semlerischen und Kantischen Umgestaltung in die theologische Praxis einzuführen versuchte. Er gehört nicht zu den scharfen, erfindenden, epochemachenden Geistern, aber unter den darstellenden, verbreitenden, fortbildenden und vermittelnden, die auch zur Haushaltung Gottes gehören, nimmt er zu seiner Zeit eine höchst bedeutende Stelle ein. Diesen ist, bey aller Ge-

wandtheit in die neuen Richtungen verstehend einzugehen, eigen, daß sie den Werth des Neuen vorzugsweise nach der unmittelbaren practischen Bedeutung und populären Flüssigkeit schätzen, und sich nur so weit darauf einlassen, als die practischen und populären Momente reichen und erkennbar sind. Niemeyer besaß diese Kunst der Abschätzung des Practischen und Populären auf eine ausgezeichnete Weise, aber sie beherrschte die Gewandtheit seines Geistes vielleicht etwas zu sehr, so daß er sich dadurch den Sinn für das Speculative etwas verdarb, und besonders in der letzten Zeit seines Lebens die neuen Entwicklungen der Wissenschaft mehr als unmittelbar unpractisch und unverständlich von sich abwies, als gewinnsuchend darauf einging. Bey der entschieden practischen Richtung seines Geistes würde er auch ohne die besondere Veranlassung, die in seinem amtlichen Beruf als Mitdirector der Frankeschen Stiftungen lag, auf die Pädagogik gekommen seyn. Im Practischen stehen Kirche und Schule in einer so engen Verbindung, daß unmöglich ist, für das eine zu sorgen, ohne das andere. Sein ausgezeichnetes Verdienst aber auf dem pädagogischen Gebiete als Schriftsteller und oberster Leiter ist allgemein anerkannt, und seine Grundsätze der Erziehung, in acht Auflagen, voll der feinsten Beobachtungen, und ein Meisterstück der Gabe, aus den älteren und neueren Methoden das Rechte und Bewährte herauszufinden und geordnet, klar und angenehm darzustellen, — werden allein hinreichen, seinen Namen der Nation auf immer lieb zu machen. Sein Wirkungskreis in dieser Hinsicht war außerordentlich, und gab seiner Stellung in der Zeit eine nationale Bedeu-

tung, wie sie wenige Theologen und Pädagogen erlangt haben. Die ihm näher gestanden haben, rühmen seine Gewandtheit, Klarheit und Sicherheit in allen practischen Dingen. Alle Gemeinwesen, denen er angehörte, die Academie, die Schule, die Kirche, die vaterstädtische bürgerliche Gemeinde haben seinen Verlust für unerseßlich erklärt, und bey seinem Jubiläum und seinem Tode gewetteifert, ihm, als ihrer Zierde, ihrem Berather, Leiter, ja Retter in den gefährlichsten Zeitläuften, die rührendsten Denkmähler dankbarer Liebe und Verehrung zu stiften. Es ist in der neueren Zeit unmöglich, in so verschiedenen Richtungen und Beziehungen Ausgezeichnetes zu leisten und ein so gefeyertes Andenken zu hinterlassen, ohne angeborene große Talente des Geistes und Herzens, und ohne eine ausgezeichnete harmonische Bildung von beiden. Meine Absicht ist hier nicht, den vortrefflichen Mann nach allen Seiten hin zu messen und zu schätzen. Nur die Hauptzüge des Bildes, welches ich mir, seit ich ihn zuerst als sein Schüler kennen lernte, aus seinen Vorlesungen, Schriften, und den Nachrichten über sein Leben von ihm gebildet habe, wollte ich hier zum dankbaren Andenken an ihn und zur Empfehlung des vorliegenden Buches kurz zusammenstellen. Dieß Buch ist nicht sowohl eine Biographie, als eine interessante Zusammenstellung von dankbaren Erinnerungen, zum Theil in Gedichten und Gedächtnißreden am Grabe des Verewigten. Voran stehen eine Elegie von Fr. Hefekiel, Francken's Stiftungen am Begräbnistage ihres zweyten Gründers am 9ten Julius 1828, eine Rede am Sarge von Dr Tiemann, Superintendenten in Halle, eine Rede von dem Prof.

Dr. Marcks am Grabe, endlich eine Gedächtnißpredigt von demselben. Dann folgt, mehr biographischer Art, die Rede von dem Dr. A. Jacobs, seinem Schwiegersohne, der ihm bald nachfolgte, zur Gedächtnißfeyer des selig Vollendeten in den Franckischen Stiftungen am 1. September 1828 gehalten, später aber bedeutend erweitert, unter der Aufschrift: A. H. Niemeyer, als Gelehrter, als Geschäftsmann, und Mensch — ein glücklicher Greis. Diese nimmt den größten Theil der Schrift ein. Das Interessanteste, weil Individuellste, sind die biographischen Notizen, bis S. 372 von Jacobs, von da an nach dessen Tode mehr andeutend und fragmentarisch fortgesetzt und vollendet von Gruber. Von den Beylagen verbreitet sich die erste über die auswärtigen Berufungen Niemeyers, 1783 nach Tübingen, 1789 nach Gotha, 1792 nach Danzig, und endlich 1793 nach Göttingen, durch Heyne vermittelt. Niemeyer lehnte alle diese Berufungen aus patriotischer Liebe für Halle ab, auch die letzte, in einer Zeit, wo er in Halle manigfaltig bedrängt war. Die zweyte Beylage enthält die Verhandlungen über Niemeyers Anstellung als abwesender Rath in dem Oberconsistorium in Berlin im J. 1804. Die dritte Beylage theilt Niemeyers Dankagungsschreiben an seine Mitbürger nach der Feyer seines Jubiläums mit. Nach einem kurzen Zusatz über N.'s Abstammung von einem Joh. Neumeyer aus Hörter, dessen drey nächste Nachkommen sich Neomarius nannten, unter denen einer eine Zeitlang Prediger in der Neustadt Hannover und zuletzt Superintendent in Münden war, schließt ein Verzeichniß sämmtlicher Niemeyerschen Schriften in chronologischer Ordnung das Ganze. —

Manches von dem, was in diesen Reden aus der nächsten Umgebung mit der Begeisterung des ersten Schmerzes gesagt ist, wird die Nachwelt vergessen und mäßigen, aber das Andenken an den wahrhaft ausgezeichneten Mann wird nimmer verschwinden.

L.

L e i p z i g.

Bei F. A. Brockhaus, 1835: Gründung der Stadt Pataliputra und Geschichte der Upakosa. Fragmente aus dem Kathâ Sarit Sâgara des Soma Deva. Sanskrit und Deutsch von Hermann Brockhaus. — 16 Seiten mit 16 S. Sanskrit-Text (Londoner Druck), in gr. 8.

E b e n d a s e l b s t.

Prabodha Chandrodaya Krishna Misri Comoedia. Sanscrite et latine editit Hermannus Brockhaus. — Fasciculus prior continens textum sanscritum. — VI und 120 Seiten in 4.

Diese Drucke verdankt man dem Eifer eines jüngern Freundes der Sanskrit-Studien, und wir betrachten sie gern als vielversprechende Erstlinge. Die Auswahl ist gut; beide Drucke kommen gerade jetzt sehr passend zur Förderung europäischer Sanskrit-Studien.

Das erste Bändchen gibt zwey Erzählungen aus dem 'Meer der Erzählungsströme', einem spätern Fabelbuche, dessen Inhalt, nach den hier gegebenen zwey Auszügen zu schließen, wirklich einem aus den verschiedensten Erzählungs-

strömen zusammengeleiteten Meere gleicht; denn nichts ist unähnlicher als die ausgewählten zwey Erzählungen. Die erste ist ein echtes Märchen an Inhalt und Art, wozu sich leicht sehr ähnliche europäische Anklänge wieder finden ließen. Die Entstehung der berühmten alten Stadt Pataliputra wird hier auf eine Weise erzählt, daß man leicht fühlt, wie weit das Märchen vom Epos absteht und wie jenes die letzte Stufe ist, bis zu welcher dieses hinabsinken kann. Die Verwandtschaft mancher Züge dieses Märchens mit Märchen aus Arabien und aus unserm Mittelalter ist übrigens so groß und in zufälligen Dingen zutreffend, daß man wohl weiter untersuchen könnte, woher sie zu erklären sey. — Die zweyte Erzählung ist dagegen eine ganz gewöhnliche, häusliche, nach späterer Lust und Sitte die Priester und Richter dem Gespötte preisgebend, dagegen die List der Weiber erhebend; ein guter Stoff zu einem Lustspiel im Sinne der Neuern. — Wir müssen indeß bedauern, daß der Uebersetzer gar keine Anmerkungen hinzugefügt hat: manches könnte doch aus dem ganzen Werke leicht deutlich seyn, welches in bloßen Auszügen sehr räthselhaft ist, z. B. warum in der zweyten Erzählung der Gemahl der Heldin Upakosa selbst erzählend eingeführt werde, ein jedenfalls berühmter Mann, da er nach dieser Sage einen Wettstreit mit dem hochverehrten Panini bestand. Die deutsche Uebersetzung würde sich noch mehr empfehlen, wenn sie sich treuer an das Sanskrit anschloße, unter andern den Vers und den nie absichtlosen Wechsel desselben beybehielte. Wir hoffen, der Herausgeber werde in der Fortsetzung solche Wünsche berücksichtigen. Das vorliegende Bänd-

chen enthält außer dem Sanskrit-Text und der prosaischen Uebersetzung bloß die Beschreibung der Londoner Handschriften, aus denen der Text genommen ist.

Der zweyte Band gibt den Text zu einem sehr merkwürdigen, durch J. Taylor's Englische Uebersetzung schon bekannten philosophischen Drama. Wir hoffen bald auf dieß wichtige Werk zurückzukommen, wenn der zweyte Theil mit den Varianten der Londoner Handschriften und einer Calicuter Ausgabe erschienen seyn wird, und freuen uns inzwischen anzeigen zu können, daß der Text eines sehr lesenswerthen Sanskritbuchs unter uns leicht zu haben ist.

H. C.

Nachtrag

zu dem Bericht von Friedr. Parrot's Reise zum Ararat G. g. N. St. 4. 1835.

Wir glauben, auch unaufgefordert, die Anzeige schuldig zu seyn, daß der Begleiter des Herrn Staatsrath und Professor Parrot in Dorpat, der Armenische Diaconus Chatschatur Abovian es eidlich erhärtet hat, was wegen Abwesenheit früher nicht geschehen konnte, daß der Gipfel des Ararat von ihnen erstiegen sey. S. seinen eigenen Bericht in: Litterarisch-Critische Blätter der Börsehalle №: 1013. März 7. d. J.

G e t t i n g e n
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

76. Stück.

D e n 16. M a y 1835.

P a r i s.

Bey A. Pinard, 1832: Essai historique sur la révolution d'Espagne et sur l'intervention de 1823. Par M. le Vicomte de Martignac. T. I. 554 Seiten in 8.

Der Feldzug der Franzosen in Spanien im Jahre 1823 verdient, aus einem militärischen Gesichtspuncte betrachtet, den glänzenden kriegerischen Unternehmungen der französischen Heere in den Kriegen gegen die Revolution und unter Napoleon nicht zur Seite gestellt zu werden; er ist keine Schule für die Strategie, sondern gehört der innern und auswärtigen Politik an. In der Mitte der großen Bewegung der Gemüther in Europa, von welchen ein Theil alles, was ihm Last und Zwang zu seyn scheint, von sich abwälzen will, siehet der ruhige Staatsbürger den Augenblick, in welchem dieser, die gesetzmäßige Autorität stürzend, der Anarchie die Herrschaft übergibt, mit Schrecken herannahen, und segnet die Hand, die dem Strome der Verheerung Schran-

ken seht. Dieser Schutzengel, der Spanien vom Untergange rettete, war Frankreich. Ludwig XVIII. hat sich durch die Beendigung der bürgerlichen Unruhen in Spanien im J. 1823 ein ruhmvolles Denkmahl in der Geschichte gesetzt. Zwar fand die Unternehmung bey den Liberalen in Frankreich gleich Anfangs keinen Einklang, und nach den Ereignissen der Julius=Revolution hat sie ihnen Punkte der Anklage gegen die vom Throne Frankreichs verdrängte ältere Linie der Bourbonn an die Hand gegeben; um so wichtiger ist es für die Geschichte, die Veranlassung und die Art der Ausführung einer Unternehmung genau kennen zu lernen, die in unserm revolutionären Zeitalter eine merkwürdige Episode bildet. Wer war geeigneter Auskunft zu geben als Martignac, er, den Ludwig XVIII. dem Herzog von Angouleme als politischen Führer zur Seite stellte. Martignac sagt in der Einleitung: sein Auftrag sey gewesen, zwischen der Armee und dem befreiten, oder occupierten Lande als Vermittler Ludwigs XVIII. zu dienen. Nachdem er seinen Beruf als Geschichtschreiber, insofern die Benutzung der Quellen ihm zu Gebote stand, so wie sich gegen den Vorwurf der Parteylichkeit durch die Versicherung, daß kein Haß oder Vorurtheil gegen irgend eine Partey in Spanien ihn beseele, zu rechtfertigen gesucht, äußert er die Besorgniß, in demjenigen, was er von dem Herzoge von Angouleme sagt, der Schmeicheley beschuldigt zu werden: 'man nannte ihn in Frankreich einst le fils de France; Spanien begrüßte ihn als seinen Befreyer und Europa als le guerrier pacificateur; jetzt ist er ein Flüchtling, verbannt im Auslande, proscribirt in seinem eigenen Lande.' Die Schmeichler haben sich zurückgezogen, und schändliche Verläumder ihre Stellen

eingenommen. ‘Toutefois, heißt es ferner, je surmonterai cette préoccupation; je n’aurais point été le flatteur de la puissance, je ne serai pas le détracteur du pouvoir tombé, et je n’affecterai pas non plus le courage si facile en France de me faire le courtisan outré du malheur’ — — Diese Sprache im Munde eines Martignac, dem alle Parteyen, sogar diejenigen, deren Ansichten in der Politik den seinigen ganz entgegengesetzt waren, und sein Verfahren als Minister bitter tadeln, das Zeugniß, ein Mann von festen Grundsätzen und rechtlichen Gesinnungen gewesen zu seyn, nicht versagen, der sich durch die Vertheidigung Polignac’s (der ihn aus dem Ministerio verdrängt hatte) vor dem höchsten Rechts-Tribunal der Franzosen die Achtung von Europa erwarb, ist für die Wahrheit der vor uns liegenden Geschichte eine gute Bürgschaft. Der gedrängte, feurige Styl erinnert an die glänzenden Rednertalente, die er in den französischen Kammern entwickelte; ein Gefühl von Behmuth, das durchblickt, deutet auf einen Schwanengesang. — Der erste Theil beschäftigt sich ausschließlich mit dem Ursprunge und Fortgange der spanischen Revolution. Unbekannte Thatsachen finden wir wenige; aber höchst interessant ist die Darstellung Martignac’s als ein Denkmahl seiner Ansicht über Staatsumwälzungen überhaupt, insbesondere aber über die seines Vaterlandes, in welcher das Schicksal ihm eine bedeutende Rolle zu spielen übertragen hatte. Was nun die spanische Revolution anbetrifft, so ist sein Zweck: die Nothwendigkeit einer bewaffneten Intervention von Seiten Frankreichs zu zeigen. Er entwirft in dem ersten Kapitel eine sehr gedrängte Uebersicht der Geschichte von Spanien von der Regierung Kaisers Karls V.

an bis 1808; im zweyten erscheinen Carl IV., sein Günstling, und die doppelte Thronentsagung zu Aranjuez und Bayonne. Diese Gegenstände haben zwar nicht unmittelbar auf die französische Intervention von 1823 Bezug; allein um die Revolution von 1820 in Spanien, gegen welche sie gerichtet war, vollkommen zu verstehen, muß man die Constitution von Cadix von 1812 genau kennen, von welcher die der Cortes von 1820 nur eine Wiederholung war. Im dritten Kapitel entwickelt Martignac den Einfluß, den die Ereignisse von Bayonne auf die Gemüther in Spanien hatten. Auch in diesem Lande hatten die magischen Wörter Freyheit, Gleichheit, Philanthropie und Unabhängigkeit, die den Grundsätzen der französischen Revolution in ganz Europa Eingang verschafft haben, Anklang gefunden. Martignac theilt die Spanier in drey politische Parteyen ein: die erste und bey weitem die zahlreichste bildete der größte Theil des Adels, die Geistlichkeit, beynah alle Bewohner des platten Landes, und unter den Städtern die ungebildeten Bürger, von denen er aber den eigentlichen Pöbel ausnimmt, der keinen Character hat; diese Partey haßte alle französische Revolutions-Ideen, hing fest dem monarchischen Principe an. Die zweyte Partey, als die liberale bezeichnet, bestand aus Personen des dritten Standes, wozu derjenige Theil der Städter gehörte, der auf Bildung Anspruch machte, als die Handlung und Künste treibende, und der größte Theil der Schriftsteller; diese hing den Grundsätzen der französischen Revolution von 1789 an, und benutzte mit Geschicklichkeit die Schwäche der Regierung Carls IV. um den Thron zu untergraben; sie haßte Napoleon; ihr Sitz war in den größern Städten. Die dritte Partey, aus Ehr-

geizigen von allen Klassen, die durch den Glanz von Napoleons Größe verblendet waren, zusammengesezt, glaubte durch festes Anschließen an Napoleon die Größe Spaniens und ihre eigene zu befördern; sie war mit Frankreich in fortwährender Verbindung. Napoleon hielt diese partie français (in Spanien Afrancesados genannt) stärker und einflußreicher als sie war, aber nicht zu läugnen ist, daß sie seit 1807 vielen Anhang unter den Spaniern gewann. Die erste und zweyte Partey ward bald vereinigt um sich den Franzosen aufs lebhafteste zu widersetzen. Unterstützt durch die Engländer, durch den spanischen Nationalcharacter, so wie durch die Beschaffenheit des Kriegstheaters und begünstigt durch Napoleons Unfälle im Kriege gegen Rußland, gelang es den Spaniern die Franzosen über ihre Grenzen zu treiben. Befreyt vom ausländischen Feinde legten die Spanier sich durch die Einführung der Constitution von Cadix 1812 ein noch drückenderes Joch, als ihnen Napoleon zugebracht hatte, auf. Wir bedauern, daß der einer Anzeige gewidmete beschränkte Raum uns nicht gestattet, dem Vf. in seiner scharfsichtigen Analyse dieser so berühmten Constitution von Cadix zu folgen. Man kann, sagt er, nicht ohne ein gemischtes Gefühl von Abscheu und Mitleiden die Verhandlungen in den Sitzungen der Cortes, aus welchen sie hervorging, lesen; die blutigen Annalen der französischen Revolution liefern kaum etwas, das den Thorheiten und exaltierten und wuthathmenden Aeußerungen der spanischen Redner zur Seite gesetzt werden könnte. Der Grundsatz: daß die Souveränität einzig dem Volke gebühre, von ihm ausgehen und ausgeübt werden müsse, war die Basis jener Constitution, die nur unter den exaltierten Köpfen Beyfall fand, nichts

desto weniger aber die damaligen Verhältnisse des Krieges gegen Frankreich benutzend, mit schwerer Hand auf allen Spaniern ruhte. Wir sehen am Schlusse des fünften Kapitels das Regiment der Cortes im J. 1814 beendigt, die Cadixer Constitution aufgehoben, Ferdinand VII. im Gefolge der laut geäußerten Wünsche des größten Theils der Nation, worunter die sich in der Minorität befindenden Mitglieder der Cortes, wieder im ruhigen Besiz des spanischen Throns, so wie Carl IV. ihn im J. 1807 besessen hatte. Im sechsten Kapitel zeichnet der Verf. den Nationalcharacter der Spanier. Der Adel an sich macht keine besondere Kaste aus, er ist so allgemein, daß es Provinzen gibt, wo brynabe die ganze Bevölkerung Ansprüche, adelig zu seyn, macht. Die Granden bilden die einzigen Aristocraten, allein sie sind, da ihre Vorzüge sich auf Stellen bey Hofe beschränken und sie nur auf ihren Gütern wohnen, ohne politischen Einfluß. Vorzüge der Geburt geben in Spanien keinen Vorwand zu Revolutionen. — Scharfer sondert sich die Geistlichkeit ab, sie hat vermöge der Religiosität, die noch in Spanien herrscht, und im Besize von großen Einkünften vielen Einfluß. Aber der eigentliche spanische Nationalcharacter spricht sich nur bey den untersten Volksclassen, vorzüglich bey den Landbewohnern aus; bey diesen herrscht wahrer Patriotismus, Haß gegen die Ausländer, der sich mit religiösen Gesinnungen und Anhänglichkeit an den König vermischt; daneben sind sie in ihren Bedürfnissen so sehr beschränkt, leben so einfach und mäßig, daß ihre Tagesarbeit ihnen immer Muße genug übrig läßt, auf dasjenige was in ihrem Vaterlande vorgeht ihre Aufmerksamkeit zu richten. Eine jede Regierung in Spanien, die das Volk

nicht für sich hat, kann sich auf die Länge nicht halten. Nur muß man den Begriff von Volk nicht mit dem des Pöbels in den großen Städten vermischen. Martignac entwirft darauf eine Schilderung von der spanischen Staatsverfassung, so wie sie 1807 war und 1814 von Ferdinand VII. wieder hergestellt wurde, und berührt dann einen Gegenstand, der für alle constitutionelle Staaten unserer Zeit von höchster Wichtigkeit ist. Beynahe in allen diesen finden wir Fürsten, die entweder durch die herrschenden Verhältnisse selbst, oder durch die Nachgiebigkeit ihrer Vorfahren Concessionen unterworfen sind, die sie in der Folge in ihrem ganzen Umfange nicht erfüllen können, ohne vom Throne herabzusteigen, oder ihre Autorität ganz aus den Händen zu geben. Indem Martignac erzählt was Ferdinand VII. that, lehrt er auf der andern Seite was er nach seiner Ansicht hätte vernünftigerweise thun sollen, um die unumschränkte Macht, mit der ihn der größte Theil des Volks 1814 wieder auf den Thron seiner Vorfahren rief, auf eine solide und dem Zeitgeist angemessene Basis zu gründen. In den von ihm angegebenen Maßregeln ist der gewesene Minister Ludwig XVIII. nicht zu verkennen. Allein dieser König war eben so verschieden von Ferdinand VII. als der Character der Franzosen von dem spanischen abweicht. 'Ferdinand, sagt der Verf., n'était ni passionné ni cruel; son caractère était plutôt porté à la foiblesse à l'insouciance; le poids des affaires le fatiguait. Toujours incertain dans sa marche, toujours inquiet le lendemain de sa détermination de la veille, tout à l'heure résolu jusqu' à la témérité, maintenant effrayé de ses actions, il usait sa vie dans une lutte continuelle avec lui

même et semblait constamment empressé à détruire l'édifice qu'il avait élevé.' Und so fiel er in die Hände einer Camerilla, die hinter dem Vorhange alles leitete, und deren Tendenz rein despotisch war. Ein unglückliches Gestirn waltet über Europa, daß bey dem großen Kampfe der Fürsten gegen das sogenannte Volk so viele der ersten Martignac's Schilderung von Ferdinand VII. entsprechen. Auch finden sich der Camerillas an mehreren constitutionellen Höfen, aber mehrentheils von entgegengesetzter Tendenz geleitet. Ferdinand VII. und seine Camerilla hielten nichts von demjenigen, was der erstere in seiner Proclamation von Valency und in der Ordonnanz, durch welche er die Cortes von Cadix und ihre Constitution aufhob, versprochen hatte. Seine Regierung hatte an sich schon mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, sie trug aber durch ihr despotisches Verfahren dazu bey, daß, wie im 8. Kapitel gezeigt wird, alle Klöster in Spanien, mit Ausnahme der Bewohner der kleinen Städte und des platten Landes (auf deren Verhältnisse die Regierung wenig oder keinen Einfluß hat) laut ihre Unzufriedenheit äußerten. Am mehrsten war dieß in der Armee der Fall; Ferdinand hatte keine Mittel sie zu bezahlen; sein Krieg mit den Colonien hatte vollends die Finanzen Spaniens erschöpft; das Vermögen der Geistlichkeit anzugreifen wagte er nicht; neue Anleihen konnten nicht zu Stande gebracht werden. Geheime politische Gesellschaften, wozu vorzüglich die Verbindung der Freymaurer Veranlassung gab, bildeten sich in allen großen Städten. Verschwörungen brachen aus; Parteygänger, die sich im französischen Kriege einen Namen gemacht hatten, als z. B. Mina, Portier, Lacy und andere versuchten vergeblich die Fahne des Auf-

ruhrs aufzupflanzen. Was diesen Chefs nicht gelang, glückte den Aufrührern auf der Insel Leon in der Nähe von Cadix. Hier war ein Theil der spanischen Armee versammelt, um zur Bekämpfung des Aufruhrs in Südamerica in Cadix eingeschifft zu werden. Die Officiere und Soldaten liebten diese Unternehmung nicht; das Geld der reichen Bürger in Malaga, Sevilla und Cadix, so wie das, welches die Emisars der in Aufstand begriffenen spanischen Colonien spendeten, verfehlte nicht auf Gemüther zu wirken, bey welchen der Keim zur Rebellion schon vorhanden war. Riego und Quiroga stellten sich an die Spitze der aufrührischen Soldaten. Bemerkenswerth ist, daß der Aufruhr von den jüngern Officieren und vorzugsweise von denen der Artillerie ausging, daß sich die Conscriptierten in allen Waffen gleich für selbigen erklärten, daß dagegen einige aus Geworbenen bestehende Bataillons bis zuletzt in ihrer Treue gegen Ferdinand VII. beharrten. Der König wird mit vorgehaltenen Bayonetten zur Anerkennung der Constitution von Cadix und Zusammenberufung der Cortes gezwungen. Wir erblicken demnach in Spanien eine Militär-Revolution, so wie unter Cromwel in England; allein dieß war eine fanatische, die spanische eine demagogische; jene führte zu einem Protectorate, die spanische würde eine Republik zur Folge gehabt haben, wenn die großen Mächte ihr freyes Feld gelassen hätten. Verwunderung erregt es, daß das englische Cabinet von 1820 nicht nur dieser Revolution Beyfall gab, sondern sogar Ferdinand VII. zur Annahme der Constitution von Cadix seinen Glückwunsch bezeigen ließ. Nicht so die großen Continentalmächte. Rußland mißbilligte sie laut; Oestreich und Preußen theilten diese Gesinnung

gen, wollten aber nicht öffentlich mit Spanien brechen. Zwischen Frankreich und Spanien herrschte schon längst große Kälte; Ludwig XVIII. hatte vergeblich versucht Ferdinand VII. zu mildern Regierungs-Grundsätzen zu bewegen; als die Kunde von der Revolution im J. 1820 in Paris ankam, schlug der erstere vor: Ferdinand VII. möge versuchen die Cadixer Constitution nach der französischen Charte zu modificieren; diesem widersezte sich England, nach Martignac's Meinung aus Besorgniß, daß Frankreich einen zu großen Einfluß auf Spanien gewinnen werde. Die Constitution von 1812 von nun an die Cortes-Constitution genannt zeigte nun practisch alle die nachtheiligen Folgen, die die Theorie schon längst vorhergesagt hatte. In den folgenden 10 Kapiteln, deren Inhalt wir der Kürze wegen zusammenziehen, wird sie uns als eine würdige Schwester der berühmten französischen Constitution von 1792 geschildert. Zwar figurirte in der spanischen noch ein König, aber in der Lage wie Ludwig XVI. es nach 1789 noch eine Zeitlang war. Wir erblicken in der spanischen Cortes-Revolution andere Namen für die handelnden Personen und Verbindungen der liberalen Partey in Clubs und Orden, aber ihre Gesinnungen und Handlungsweisen sind die nämlichen. Die Communeros in Spanien stehen den Jacobinern in Frankreich nicht nach. Während Spanien durch seine Cortes-Constitution bereits allen Schrecken der Anarchie preis gegeben war, ward diese von den Aufrührern in Neapel und Piemont proclamirt: nicht ohne Grund; sie war das Symbol des Kampfes derer die kein Eigenthum haben, gegen die welche solches besitzen. Dieser eigentliche Character des angeblichen Kampfes der Fürsten gegen die Völker, der sich in Frank-

reich bereits 1790 gezeigt hatte, sprach sich seit 1820 unumwunden in Spanien aus, und äußerte sich eben so mächtig in Italien. Oestreich sah die Gefahr seinen Staaten nahen, seine Truppen machten dem Unwesen in Neapel und Piemont bald ein Ende. Diese Entwicklung eines Dramas, dessen erster Aufzug in den spanischen Cortes als ein errungener Sieg betrachtet worden war, versetzte die Exaltirten unter den Mitgliedern derselben in eine Art von Wuth. Morino-Guerra wollte, Spanien sollte sogleich den großen Continental-Mächten den Krieg erklären und ihre Gesandten fortschicken; Lorenzo dagegen die feindseligen Schritte nur auf Frankreich beschränken. Ein Ereigniß trat ein, das die Cortes als einen feindseligen Schritt von Seiten Frankreichs betrachteten. Spanien schien noch nicht genug durch die Anarchie, die das Recht der Stärkeren an die Stelle der Gesetze gestellt hatte, durch den traurigen Zustand seiner Finanzen, durch den Verlust seiner Colonien, durch das allgemeine Elend und den Bürgerkrieg für die unglückliche Verirrung eines Theils seiner Bürger gestraft zu seyn: die Vorschung verhängte über seine südlichen Provinzen die schreckliche Krankheit, das gelbe Fieber. Ludwig XVIII. schickte den Cataloniern Aerzte und Krankenpfleger zum Bestande, ließ aber die spanischen Grenzen durch einen starken Truppen-Gordon besetzen. Die Cortes erblickten in diesem die künftige Invasions-Armee und von nun an herrschte eine feindselige Stimmung zwischen Spanien und Frankreich, die jeden Augenblick den Ausbruch eines Krieges besorgen ließ. Die Cortes fanden sich durch das Volk in ihrem Wirkungskreise so sehr beengt, daß die Abstellung dreier revolutionärer Maßregeln in ihrer Mitte

vorgeschlagen wurde, und Beyfall fand, nämlich: die Zügellosigkeit der Presse; die unverschämten Petitionen, die die Cortes zum Mittelpunkt der ungerechtesten Denunciationen machten, endlich die Unverschämtheit der patriotischen Gesellschaften, die der Demagogie offen das Wort redeten und mehreren Einfluß ausübten, als die Cortes besaßen. So wollten denn die Exaltirten unter den Liberalen, und während die liberalste aller Constitutionen in Spanien herrschte, die mächtigsten Hebel der Volks-Regierung lähmen! Allein die Sache war dringend. Die Cortes erließen für die Beschränkung der Presse und der Petitionen Verordnungen, die Niemand befolgte; die patriotischen Gesellschaften waren so mächtig geworden, daß die Cortes sie nicht anzugreifen wagten. — Es ist nicht unsere Absicht, die traurige Geschichte der Cortes und ihre Regierung (von welcher Martignac behauptet, daß sie auch nicht ein einziges Denkmahl, das die Spanier zur Dankbarkeit gegen ihr Andenken verpflichtete, hinterlassen habe), weiter zu verfolgen; wir eilen der im 19. Kapitel erzählten Gefangenhaltung Ferdinand VII. in seiner eigenen Residenz zu erwähnen, die die französische Intervention zur Folge hatte. In allen Provinzen Spaniens erhoben sich bewaffnete Banden, die angeblich für die Parthey Ferdinands als unabhängigen König die Waffen ergriffen; welchen Antheil die Sucht zu plündern und zu rauben daran hatte, müssen wir dahin gestellt lassen. Ferdinand VII. war in Aranquez; hier war es, wo die Nachrichten von den an so vielen Orten zu seinen Gunsten ausbrechenden Aufständen zu ihm gelangten. Er und sein Gefolge schmeichelte sich, der Augenblick sey gekommen die verlorene Macht wieder zu gewinnen. Am 30. May 1822 hatte sich eine Menge

Volk (behauptet wird auf seine Veranlassung) in den königlichen Gärten von Aranjuez versammelt, das in Verbindung mit Garde-Soldaten den absoluten König hoch leben ließ. In Valencia hatte ein ähnlicher Auftritt am nämlichen Tage Statt gefunden. Die Cortes waren außer sich vor Wuth, sie wollten zu den äußersten Mitteln schreiten. Der damalige erste Minister Martinez de la Rosa besänftigte den Sturm für den Augenblick. Die Cortes begnügten sich, dem Könige ihre Mißbilligung zu bezeugen, auf seine sofortige Rückkehr nach Madrid und Untersuchung des Vorganges zu dringen. Da kamen schlimme Nachrichten von der nördlichen Grenze. General Queseda, der in Frankreich Unterstützung gefunden hatte, drang mit Truppen, die größtentheils daselbst organisiert waren, im Namen des absoluten Königs in Navarra ein. Die Festung La Seu d'Urgel war in die Hände der Insurgenten gefallen, und eine royalistische Junta hatte sich daselbst gebildet. Diese stellte eine so bedeutende Armee auf, daß die constitutionellen Truppen in Catalonien zurückweichen mußten. Der König kam am 27. Jun. 1822 nach Madrid um die Sitzung der Cortes zu endigen. Ein Handgemenge, das zwischen dem Garde-Detachement das den König escortierte und dem Pöbel in Madrid vorfiel, veranlaßte einen wüthenden Kampf zwischen den sechs in Madrid befindlichen Garde-Bataillons und der dortigen bewaffneten Menge, der sich mit der Auflösung der ersteren und der Gefangenhaltung des Königs in seinem Pallaste in Madrid endigte. Die Patrioten von Madrid übergaben den Cortes eine Petition, in welcher sie verlangten, daß alle männliche und weibliche Personen, die die Dienerschaft Ferdinands VII. ausmachten, entfernt, und mit Individuen, die sich in dem Kampfe ge-

gen die Garden am 7. Julius ausgezeichnet hätten, erschüt werden sollten. Die Petition schloß mit den Worten: 'sagt dem Könige, daß dieses der Wille der Patrioten von Madrid sey.' Nicht nur daß der Wille des Madrider Pöbels geschah, alle Personen am Hofe Ferdinands VII., die man der aristocratischen Gesinnungen verdächtig hielt, wurden verbannt, seine Minister mußten abtreten und ihre Stellen wurden mit exaltierten Demagogen besetzt; unter diesen zwey Anführer des Aufruhrs auf der Insel Leon, Lopez = Banos und San = Miguel, ferner Pasco und Navarro als demagogische Redner bekannt. Der Pöbel in Madrid und den übrigen großen Städten raubte und mordete nach Herzenslust. In Valencia ward der General Elio auf eine schreckliche Art ums Leben gebracht. Unterdessen nahm der Aufstand in ganz Spanien immer mehr die Oberhand, der Krieg zwischen den Royalisten und Constitutionellen ward von beiden Seiten mit aller Wuth der Bürgerkriege geführt; viele Personen, unter diesen ganze Familien, flüchteten sich nach Frankreich. Ludwig XVIII. verstärkte seinen Gordon an der spanischen Grenze, der nun die Benennung Observations = Armee annahm. Die großen Mächte konnten dem demagogischen Unwesen, das in Spanien herrschte, und von dort aus alle monarchische Verfassungen, insbesondere aber Frankreich bedrohte, nicht länger ruhig zusehen. Der Congreß in Verona ward beschloffen. — Viele wichtige Lehren könnten die Anhänger constitutioneller Verfassungen aus Martignac's Geschichte der spanischen Revolution ziehen, wenn wir der Geschichte überhaupt einen practischen Einfluß auf das Volksleben zuschreiben dürften. Allein vergebens schreitet sie mit der Fackel in der Hand voran; die Völker wandeln mit verschlossenen Augen hinter-

brein. Eine jede Generation will selbst erst ihre eigene Erfahrung machen; wenig kümmert es sie was die Vorfahren erlebten, oder sich unter ihren Augen bey benachbarten Völkern zutrug. Die nämlichen Elemente erzeugen dieselben Wirkungen. Ueberdenkt man was sich in so vielen Ländern seit 1789 zutrug, so möchte man dem niederschlagenden Gedanken der Madame du Deffand Beyfall geben: 'in dieser verabscheuungswürdigen Welt gibt es einige wenige tugendhafte Leute, die, wenigstens so lange man sich ihren herrschenden Leidenschaften nicht widersetzt, den Anschein von Tugenden haben. Bey dem größten Theile herrscht der Eigennuß, der Neid, die Eifersucht, die Grausamkeit, und Untreue.'

H a l l e.

Von den neuen Mittheilungen aus dem Gebiet historisch-antiquarischer Forschungen des Thüringisch-Sächsischen Vereins, herausgegeben von Dr Förstemann (s. S. g. N. 1834. St. 137) haben wir bereits des ersten Theils drittes und viertes Heft (1834. 121 u. 174 S. in 8.) vor uns liegen. Das dritte Heft enthält IX Aufsätze. 1. Schlotheims Vorzeit von Hn Professor Hesse in Rudolstadt, dem wir schon mehrere Monographien über Ortschaften und Klöster des Mittelalters verdanken. 2. Weisthümer für den Rath und Stadt Nordhausen von Conrector Förstemann daselbst. Sie nehmen den größern Theil dieses Heftes ein. 3. Antiquarische Mittheilungen vom Niederrhein, von Dr Fiedler zu Wesel. Sie betreffen Alterthümer die bey Grefeld ausgegraben sind. 4. Alterthumsfund bey Daisekann in der Altmark, von Hn G. Regierungsrath von Werder. 5. Zur Geschichte des Klosters Hamersleben, von Hn Hofr. Fahrenholz zu Waldeck. Das Kloster lag im Halberstädtchen. 6. Die Schanze

zu Zwachau, von Hn M. Frege daselbst. Sie soll eine Befestigung der Grenze der Deutschen gegen die Sorben seyn, aus dem 10. Jahrh. 7. Der Bischöflich Meißnische Sprengel, von Hn Kreisamtmann Preußker. 8. Ueber die Kirchenvisitation zu Quersfurt 1555 von L. Ed. Förstemann. Vollständiger, aus dem Quersfurter Amtshandelsbuch, als sie früher von Dietmann bekannt gemacht ist. 9. Ueber gefundene Alterthümer bey Weisensfels, v. Pastor M. Kessel zu Kößlig. Einige Geräthschaften unter einem seynsollenden Opferaltar gefunden.

Das vierte Heft enthält 10 Aufsätze, von denen die sechs ersten Mittheilungen von Urkunden enthalten. 1. Beyträge zu der Geschichte des vormaligen Klosters Besra, von Hn Dr Paul Destreicher zu Bamberg. Das Kloster lag zwischen Themar und Schleusingen. 2. Liber honorum monasterii St. Liudgeri Helmostadiensis von Hn Pastor Behrends. 3. Die Urkunden des Unterstifts St. Sixti zu Merseburg. Sie werden von Hn Dr Förstemann theils vollständig theils im Auszuge mitgetheilt, in diesem Hefte vom Jahre 1280 — 1382. 4. Bruchstücke aus dem Eönnerschen Stadtbuche von demselben. 5. Einige Briefe von Melanchthon; Fortsetzung der früheren Mittheilungen. 6. Berichtigungen das Kloster Besra betreffend. 7. Nachricht von einigen neuerdings gefundenen Alterthümern von Hn Wiggert in Magdeburg. Es sind zwey Stempel und eine Römische Goldmünze. Sie ist von Valentinian I. Ueber dem Kopfe des Kaisers ist ein goldener Henskel. 8. Ausgrabungen bey den Dörfern Lohne und Wöning v. Hn Prof. Danmil zu Salzwedel. 9. Literarische Neuigkeiten und Correspondenz-Nachrichten. 10. Erklärung der dem Hefte beygegebenen Abbildungen der Alterthümer.

Hn.

G e t t i n g e n
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

77. Stück.

D e n 18. M a y 1835.

L e i p z i g.

Vermischte Schriften von Friedrich Jacobs; fünfter Theil. Leben und Kunst der Alten. Auch unter dem Titel: Abhandlungen über Schriftsteller und Gegenstände des classischen Alterthums. Mit zwey lithographirten Tafeln. 1834. XXVI und 661 S. in 8. (bey Dyl).

Wir haben die früheren Theile dieser Sammlung zu ihrer Zeit angezeigt (G. g. U. 1831. St. 99) und freuen uns daß der damals geäußerte Wunsch der Fortsetzung in Erfüllung gegangen ist. Der vorliegende Theil enthält IX Aufsätze, zwar sämmtlich schon früher gedruckt, aber jetzt mit einer mehr oder weniger reichen Ausstattung. Der erste und längste von diesen — er nimmt die Hälfte des Bandes ein — ist überschrieben: *Lectiones Venusinae*. Es werden darin 16 Stellen des Horaz, meist aus den Sermonen und Episteln erläutert. Einige derselben sind zwar philologisch, aber die meisten beziehen sich auf Personen, theils den Dichter

selbst, theils auf Personen welche in seinen Gedichten erwähnt werden. Der Verf. sucht darin die falschen Ansichten zu berichtigen, welche man von ihnen häufig gefaßt hat, und wozu besonders Wieland in seinen Uebersetzungen und Anmerkungen so vieles beygetragen hat. Denn, ohne seinen Verdiensten den mindesten Abbruch zu thun, kann man ihn doch schwerlich davon freysprechen, daß er gern darauf ausging den vorkommenden Personen — wie man sagt — eines anzuhängen; so daß selbst jetzt in der Unterwelt seine Verhältnisse nicht bloß mit Horaz sondern auch mit Cicero nicht die freundlichsten bleiben möchten, wofern die Post, welche dermalen die Briefe und Schriften der Verstorbenen auf die Oberwelt bringt, auch wiederum andere von hier dahin zurücknimmt. Zu den die Person und den Character des Dichters betreffenden gehören besonders die Nummern 5 und 6, über sein Verhältniß mit Mäcenaz. ‘Horaz, sagt der Verf. verdankte seinem edlen und reichen Freunde äußere Unabhängigkeit. Mit Verstand und Wahl, ohne Verschwendung und Prahlerey, hatte ihm Mäcenaz Geschenke gegeben, wie sie seinen bescheidenen Wünschen angemessen waren. Dankbar erkennt er was Dank verdient; am besten aber glaubte er sich der Gunst des Gebers würdig zu zeigen, wenn er sie in dem Sinne genießt, in dem sie ihm, wie er voraussetzen darf, gewährt worden ist, frey und unabhängig. Denn nur der freye Mann ist der Gunst eines Mäcenaz würdig.’ Die Untersuchung betrifft die Ep. VII. L. I., welche nach Wieland die Frucht eines gespannten Verhältnisses mit Mäcenaz gewesen seyn sollte, wovon doch der Verf. keine Spur findet. — Unter №. 16 wird die Frage beantwortet: Horaz ein Apostat der Freyheit? Bey Gelegenheit der Flucht aus der

Schlacht bey Philippi, und des weggeworfenen Schildes. Gegen den Vorwurf der Feigheit ist es nicht schwer den Dichter zu vertheidigen; aber der Verf. benützt dann diese Gelegenheit seine Verhältnisse mit Augustus auseinanderzusetzen und ihn gegen den Vorwurf der Schmeicheley zu rechtfertigen. Was Horaz zum Lobe Augustus sagte, konnte er mit Wahrheit sagen, und ohne sich zum Schmeichler herabzuwürdigen, wie Boileau es gegen Ludwig XIV. that. — Die Frage: ob Horaz an der Hypochondrie krank war? die man aus einigen Stellen, besonders I. Ep. II. hat bejahend beantworten wollen, wird von dem Verfasser dahin entschieden, daß die zuweilen bemerkbare Mißstimmung aus der edlen Quelle abzuleiten sey, daß er sich selber in seinen Werken nicht genug that. Wer weiß aber auch nicht, daß solche vorübergehende Verstimmungen mit einem geschäftlosen Leben wie Horaz es führte, verbunden zu seyn pflegen? Zu den von dem Dichter erwähnten Personen, über deren Verhältnisse der Verf. ein helleres Licht zu verbreiten sucht, gehören Iccius Od. I, 29, den er gegen den Vorwurf schmutzigen Geizes vertheidigt. So wie Manlius Torquatus Od. IV, 7 und Quintius Epist. I, 16. Ferner Celsus Epist. I, 8, Titius I, 3. und einige andere. ‘Die diplomatische Kritik der Horazischen Werke, sagt der Verf. ist noch nicht genügend gepflegt.’ Uns scheint dieß um so viel wichtiger, da die Verhältnisse des Dichters mit seinen Freunden durch die genauere Bekanntschaft von diesen auf ihn selber ein helleres Licht werfen. Von den übrigen in dem Bande enthaltenen Aufsätzen begnügen wir uns, da sie sämtlich schon bekannt sind, die Titel anzuführen. II. Ueber die Bildsäule der schlafenden Ariadne,

sonst Cleopatra genannt. III. Ueber eine Münze von Zankle. IV. Was sind *σκόλια έργα*? V. Was heißt Olympium bey Plinius? VI. Die Orphischen *Aragonautica*. VII. Die Perser des Aeschylus. VIII. Ueber den Prologus der *Danaë*. IX. Die *Dirae* des Valerius Cato. Ausgestattet sind sie von dem Verf. theils in Nachträgen, theils in den, hinter jedem befindlichen, Anmerkungen. Mehr zu ihrer Empfehlung hinzuzusetzen würde wohl sehr überflüssig seyn. Sn.

G ö t t i n g e n .

Bey Rudolph Deuerlich, 1835: *Abulfedae tabulae quaedam geographicae. Nunc primum arabice edidit, latine vertit, notis illustravit H. Ferdin. Wüstenfeld, philos. Doct. etc. — Accedunt excerpta ex Jâcuto, Ibn Schohba, Ibn Challikân, Abu Zakarja Nawita et Ibn el-Athir, et disertatio de scriptoribus et libris, quos Abulfeda in geographia laudat. VIII, 104 arab. u. 124 latein. Seiten in gr. Octav.*

Es sind schon über 200 Jahre, seitdem das geographische Werk des Abulfeda unter den Europäern bekannt geworden ist, und es finden sich mehrere Handschriften davon in verschiedenen Europäischen Bibliotheken; aber bis jetzt sind noch nicht alle Theile desselben arabisch ediert; viel weniger eine vollständige Ausgabe erschienen, welche den Annalen desselben Verfassers würdig zur Seite stände. Nachdem zuerst Ramusius, dann Castaldus und Ortel zu ihren Geographien und Schickard im *Tarich regum Persiae* den Abulfeda benutzt hatten, erschien als die erste besondere Bearbeitung *Chorasmiae et Mawaral-*

nahrae descriptio von Gravius im J. 1650 arabisch und lateinisch, und von demselben bearbeitet Arabiae descriptio in Hudson's Geograph. graec. minor. 1712. Unterdeß theilten auch Pocock, Golius und besonders Schulzens im index geogr. ad vitam Saladini größere Auszüge mit. Auf die tabula Syriae von Kähler 1766 folgte 1770 Reiske's latein. Uebersetzung der bis dahin noch nicht bekannt gemachten Theile, in Büsching's Magazin für die neue Historie und Geographie. Seitdem ist nun von mehreren Länderbeschreibungen auch der arabische Text ediert und dieser erscheint in dem angezeigten Werke auch zum ersten Male von der 8ten Tafel, Frac, der 9ten, Chuzistan und der 18ten, Armenien, Arran und Aderbidshan enthaltend.

Von den 7 Theilen der Geographie Abulfeda's, welche J. D. Michaelis schon im J. 1771 in Paris abgeschrieben hatte und welche nach seinem Tode von der hiesigen Bibliothek angekauft wurden, hatte er selbst noch die Beschreibung Aegyptens 1776 herausgegeben; Persien, Africa und Mesopotamien, die sich darunter befanden, sind seitdem von andern ediert und es blieben nur noch die drey oben genannten Tafeln. Die Michaelis'sche Abschrift ist zwar sehr deutlich, aber auch sehr fehlerhaft; doch hofft der Herausgeber den Text ziemlich correct hergestellt zu haben, wobey ihm die Reiske'sche Version trefflich zu Statzen kam, welche sowohl bey dem Arabischen S. 1 — 48, als auch bey der neuen lateinischen Uebersetzung S. 1 — 54 zum Grunde gelegt ist. Auf die richtige Bestimmung der Längen- und Breiten-Grade konnte indeß keine besondere Sorgfalt verwandt werden, da diese von Reiske ausgelassen sind und dabey die Vergleichung mehrerer Handschriften nöthig ist, indem die arabischen

Buchstaben, als Zahlen gebraucht, nur zu leicht verwechselt werden.

An die drey Tafeln schließen sich die zu denselben gehörenden Abschnitte aus der Vorrede über die Meere, Seen und Flüsse, S. 49—64 arab. und 55—73 latein., nach Jouy's lithographirter Abschrift des Pariser Codex. Der Kürze wegen hat sich der Herausg. indeß erlaubt, die mit Worten ausgeschriebenen Zahlen durch die Zahlbuchstaben wiederzugeben, wobey jedoch bemerkt zu werden verdient, daß in den zusammengesetzten Zahlen von 13 bis 19 eine durch mehr als 50 Beyspiele begründete Femininform *عشر* für *عشرة* vorkommt, die in keinem Lexicon und in keiner Grammatik aufgeführt wird, wie

خمس عشرة neben *خمس عشر*

ثلاث عشرة neben *ثلاث عشر*

ست عشرة neben *ست عشر*

Diese von den früheren Herausgebern des Abulfeda verkannte und zuweilen in das nichts bedeutende *لعشر* veränderte Form *عشر* ist in unsern Tafeln nach der Michaelis'schen Abschrift mehrmals wiederherzustellen, wie S. 28, Zeile 8; 33, 15; 38, 21; 39, 17; 40, 11; 41, 6; 43, 12; 44, 14. Für die Zahl 12 findet sich zusammengeschrieben *اثني عشر*.

Da Abulfeda in seiner Geographie die Werke seiner Vorgänger vielfach benützt und oft wörtlich abgeschrieben hat, so schien es der Mühe werth, aus einigen derselben die betreffenden Stellen zur Vergleichung beyzufügen, woraus zugleich die Einrichtung und Beschaffenheit dieser Werke erschen werden kann. Daher stehen zunächst S. 64—69 Auszüge aus dem *Moschtarek* des Jacut, nach

den Excerpten, welche, von Köhler aus dem Leydner Codex abgeschrieben, auf der hiesigen Bibliothek sich befinden; S. 93 — 103 Auszüge aus dem Eobab, nach der Gothaer Handschrift, welche wir durch die schon öfter erfahrene Güte des Hn Secretär Dr Möller zur Benutzung erhielten. Dieses Werk ist zufolge der Vorrede aus den Ansab, Genealogien, des Abu Sa'd Sam'ani abgekürzt und vervollständigt durch Ibn el Athir; die meisten Artikel sind abgekürzt, die unverändert beybehaltenen am Rande mit Mim م bezeichnet, d. i. تمام, die neuen Zusätze werden durch ein قلت قلت dico: effugit eum eingeführt. — Hierzu gehören noch S. 85 — 89 Erklärungen einiger Städtenamen aus Ibn Challikan, die er zur Erläuterung am Schlusse jeder Lebensbeschreibung hinzuzufügen pflegt, wobey er öfters die Werke des Jacut, Sam'ani und Ibn el-Athir citirt.

Die Dissertatio de scriptoribus et libris, quos Abulfeda in geographia laudat S. 74 — 91 verbreitet sich unter 36 Nummern über alle von Abulfeda in seinem geographischen Werke erwähnte Autoren, von denen das Wissenswürdige kurz angeführt ist, meistens mit Belegen aus Ibn Schohba, Ibn Challikan und Abu Zakarja Navabi, aus denen S. 70 — 92 der arabische Text beygefügt ist.

F. W.

Paris.

Carte de l'Arabie Pétrée, levée et dressée par Leon de Laborde, an 1828, rectifiée sur les observations astronomiques, et les Cartes de Niebuhr, Larochette, la commission d'Egypte, Sir Home Popham, Valenzia, Ehrenberg, Burkhardt et Ruppel, et

gravée par Collin, pour accompagner le voyage de l'Arabie pétrée. 1834. gr. 8.

Wir haben, als wir im verflossenen Jahre (St. 32) die Reise des Hn Laborde anzeigten, bereits bemerkt, daß die große Karte zu derselben erst nachgeliefert werden könne. Sie liegt jetzt vor uns, und wir können sie nicht mit Stillschweigen übergehen, da eine so wichtige Lücke in der Geographie dadurch ausgefüllt wird. Denn wenn auch auf den im Titel erwähnten Karten das peträische Arabien sich findet, so ist es doch nach keinem so großen Maßstabe, und also auch nicht in dem Detail, und der Genauigkeit dargestellt, wie auf der vorliegenden. Die Karte geht von Ras Mohamed (dem alten promontorium Pharan (Danville) unter $27\frac{1}{2}^{\circ}$ N. B. bis zu dem bekannten Petra $30\frac{1}{2}^{\circ}$; und von 29° bis 33° D. L. Sie umfaßt also die ganze, von den beiden nördlichsten Busen des Arabischen Meers, dem von Heroopolis (Suez) und dem von Melana (Nilat) eingeschlossene Halbinsel, nebst dem zunächst daran stoßenden Continent. Man übersieht jetzt mit Einem Blick den hohen Gebirgsgürtel, mit Sinai und Horeb, längs der Ostküste der Halbinsel, so wie die darauf folgenden Ebenen, wie nicht weniger die Bergkette, welche sich von Melana nördlich zieht, und den so wichtigen Handelsplatz Petra in sich schließt. Die Namen der einzelnen Berge sowohl als der Thäler (Wadis) sind bezeichnet, so wie auch die Caravanenstraßen bezeichnet. Es ist das Schicksal Arabiens theilweise aus dem Dunkel hervorzutreten; und so dürfen wir diese Karte als ein würdiges Gegenstück zu Niebuhrs Charte von Yemen bezeichnen. Daß Stich und Papier vortrefflich sind, wird man leicht erwarten.

Hn.

G ö t t i n g e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

78. 79. Stück.

Den 21. May 1835.

G ö t t i n g e n.

In der Sitzung der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften am 13. März d. J. hielt der Hofrath Wendt die Vorlesung de philosophia Cyrenaica.

Die Vernachlässigung der Philosophien der eigentlich sogenannten Sokratiker, ohne deren Kenntniß man auch den Fortschritt, welchen der dieselben überstrahlende Plato in der Entwicklung der attischen Philosophie machte, nicht gehörig zu würdigen vermag, bewog den Verf., diese Philosophien einer neuen und gründlichen Untersuchung zu unterziehen und mit der Aristippischen oder Cyrenaischen Philosophie zu beginnen.

Da die Schriften des Aristippus früh verloren gegangen sind, so hat man theils parteyischen theils unkritischen Zeugnissen folgen müssen. Schon die übrigen Sokratiker zeigen sich dem Cyrenaiker abgeneigt. Diogenes Laert. trug nach seiner Gewohnheit das Verschiedenartigste zusammen, und hat dem Leser das Urtheil über-

lassen — aber auch in gewisser Weise möglich gemacht. Auf die Ansicht später Jahrhunderte wirkte das verdammende Urtheil der Kirchenväter, z. B. eines Augustin, welcher läugnete, daß der Cyrenaische Philosoph jemals selig werden könnte, hemmend ein. Als das Urtheil im 16. und 17. Jahrhunderte wieder freyer und durch philologische Forschung bestimmt wurde, wendete man sich wieder zu den alten Zeugnissen zurück, unter denen aber wenig Unterschied gemacht wurde. Vorzüglich wiederholte man oder excerpierte und ordnete nach Willkühr an, was man bey dem Laertier fand. Uebrigens wurde, und zwar bis auf die neueste Zeit, die Rücksicht auf die Persönlichkeit in der Geschichte der Philosophie vorherrschend, so daß man vielmehr nach den Philosophen fragte, welche diese oder jene Meinung gehegt hätten, als nach der Philosophie, welche sich in den Gedankensystemen der Philosophen entwickelt. Am lächerlichsten zeigte sich dieses in Hinsicht auf Aristipp in dem, selbst von Brucker zu arg besundenen Panegyrikus, welchen Menz im Anfange des vorigen Jahrhunderts mit durchaus unkritischer Gelehrsamkeit schrieb (*Aristippus philosophus Socraticus*. Hal. 1719. 4.). Aber auch die am Ende des verfloßenen Jahrhunderts von Heintr. Kuhnhard t verfaßte Dissertation (*de Aristippi philos. morali quatenus illa ex ipsius philosophi dictis secundum Diog. Laertium potest derivari*. Helmst. 1795) zeigt diesen Standpunct noch und will, den ausdrücklichen Zeugnissen des Cicero, Diogenes über das Princip des Aristipp entgegen, ein anderes Princip aus einigen bey Diogenes ihm beygelegten Aussprüchen herausziehen, mehr um jenen Philosophen zu vertheidigen, als um den Standpunct, auf welchem seine Philosophie entstand und

sich entwickelte, nachzuweisen. Mehr im Interesse der Sache gefaßt sind die kurzen Schilderungen jener Philosophie in Tennemann's und Ritter's größern Geschichtswerken; aber dieselben können weder eine besondere und ausführlichere Darstellung jener Philosophien, noch eine von Neuem, vom philosophischen und historischen Standpunkte angestellte Untersuchung über dieselben überflüssig machen, und die Andeutungen, welche in Hegel's neulich erschienenen Vorlesungen enthalten sind, fordern um so mehr dazu auf. Der Verf. dieser Untersuchung, welcher eine andere über Antisthenes folgen wird, macht daher auch nicht Anspruch darauf, eine neue Ansicht über seinen Gegenstand im Ganzen aufzustellen, was überhaupt nicht möglich seyn möchte — wie denn wohl das Entdecken des Neuen in diesem Gebiete sich immer mehr dem Suchen der Wahrheit unterzuordnen haben wird — wohl aber hat er eine gründliche Durcharbeitung des Gegebenen von dem gegenwärtig erreichten Standpunkte der Geschichte der Philosophie zur Absicht gehabt, wodurch die Stellung und Bedeutung der Cyrenaischen Lehre in ihr vollkommenes Licht gesetzt werden möchte. So konnte es dem Verf. wenig darauf ankommen, ausmachen zu wollen, wie weit Aristipp der Sokratiker selbst in der Entwicklung seiner Lehre gekommen sey, was jetzt nicht mehr auszumachen ist; als vielmehr die Frage zu beantworten, welche Ansicht ist durch Aristipp auf den Grund und Boden der sokratischen Lehre erbaut und in seiner Schule entwickelt worden?

Der Verf. setzt daher zuerst auseinander, wie Sokrates, zu einer Zeit unter den Griechen auftretend, in welcher die physische und die ethische Weltansicht im Streit lagen, und die Denk- und

Redefertigkeit, durch die Sophisten ausgebildet, sich zur Herrscherin erhob, welche alles Positive sich unterordnete, — der Dialectik eine edlere Richtung und einen gediegenen Inhalt gab, nämlich die Richtung auf die sittlichen Begriffe, welche der Mensch durch Erforschung seiner selbst im freyen Bewußtseyn erkenne; so daß man die Philosophie, welche Sokrates durch freyes Gespräch einführte, eine durch Dialectik begründete Ethik nennen kann. Aber Sokrates führte dieß Werk selbst nicht aus. Denn ihm genügte die religiöse Voraussetzung, daß die menschliche Natur von einem göttlichen Wesen dazu eingerichtet und bestimmt sey, nach dem erkannten Guten zu handeln und dadurch glücklich zu werden; weshalb er auch die philosophische Erkenntniß auf das, was dem handelnden Menschen zu wissen nothwendig und heilsam sey, beschränkte, und zu diesem Erkennen durch sein Gespräch nur anregte. Ferner hatte er das Gute, als den in freyer Einsicht zu erkennenden und durch den Willen zu bewirkenden Zweck, durch dessen Bestrebung der Mensch den Göttern ähnlich wird, nur im Allgemeinen bestimmt, aber weder von jenem Princip, noch von diesem Zwecke im wissenschaftlichen Zusammenhang und in schriftlicher Auseinandersetzung gehandelt. Daher den von ihm kräftig angeregten Geistern noch Vieles zu bestimmen und zu begründen und vor allem die Frage zu beantworten übrig blieb: wodurch das Gute und damit die Glückseligkeit, denn beides vereinigte er in dem Begriffe des *ευπαττειν* (vgl. z. B. Plat. Euth. 278. E. Xen. Mem. III. 9. §. 14), bewirkt werde. Da dieser Begriff, oder der Begriff des allgemein Bestrebungswerthen das Empfinden und das Handeln umfaßt und hiermit zugleich das Verhalten des Menschen zu der

Außenwelt zur Sprache kam, so konnte bey näherer Bestimmung jenes Bewußtseyn des Wahren in eine von den Sinnen ausgehende Erkenntniß, das Kriterium der Wahrheit also in die Empfindung des Menschen und so der Zweck des menschlichen Bestrebens oder die Glückseligkeit in das angenehme oder vollkommene Empfinden gesetzt werden; oder jenes Bewußtseyn in ein selbstthätiges Handeln des Geistes gesetzt und die Tugend an sich als der einzige Zweck des Lebens angesehen werden. Die einseitige Verfolgung beider Principien gibt die entgegengesetzten ethischen Ansichten, die wir, wenn sich das Leben in der Gesellschaft schon bis auf einen bedeutenden Punct seiner Ausbildung erhoben hat, in Hinsicht auf das Verhalten zu den sogenannten Gütern des Lebens überall neben einander sich entwickeln sehen, u. zufolge deren dort die durch freye Einsicht bestimmte Befriedigung der Bedürfnisse, oder der Genuß des Gebildeten, hier die angestrenzte Thätigkeit, die sich zunächst in der Beschränkung der Bedürfnisse kund gibt, oder die Entbehrung, dem Individuum Freyheit und Glückseligkeit gewähren soll. Die erstere, sich mehr an die damaligen Sitten der vornehmeren Classe unter den Griechen anschließende Lebensansicht bildete der zum Wohlleben geneigte Aristipp aus — denn von dem nicht viel spätern Eudorus von Knidos, welcher (nach Aristot. Eth. X, 2) ebenfalls behauptete, daß das Gute in der Lust bestehe, scheint diese Ansicht nicht weiter ausgebildet worden zu seyn; — die zweyte, dieser entgegengesetzte und sich mehr an Sokrates gewohnte Lebensweise, so wie an die beschränkten Verhältnisse der niedern Volksklasse sich anschließende Lebensansicht der dürftige und rauhere Antisthenes. Beide Philosophen mußten sich der Dialectik bedienen, als Mittel ihre

Ansicht geltend zu machen. Dagegen andere die Sokratische Lehre über das Gute mit der von Sokrates aufgegebenen Untersuchung über das Wesen der Dinge zu verbinden strebend, dasselbe als das absolut Einfache und sich Gleichbleibende mit eleatischer Dialectik darstellten; was durch Euklid und seine Schule geschah. Plato vereinigte die entgegengesetzten Richtungen.

Nach dieser Einleitung bleibt der Vf. bey Aristipp stehen und stellt im ersten Kapitel aus den Berichten der Alten über die Persönlichkeit und das Leben des Aristipp zusammen, was am sichersten scheint, und zwar so weit es zur Erklärung jener Lehre beitragen kann.

Aristipp in der wohlhabenden und üppigen Pflanzstadt Cyrene auferzogen, kommt nach Griechenland und begibt sich, von dem Rufe des Sokrates angezogen, nach Athen, wo er den belehrenden und erregenden Umgang dieses Mannes genießt. Das Gespräch, in welchem er den Meister zu verwickeln sucht (Xen. Mem. III, 8), zeigt schon von der Uebung sophistischer Kunst, so wie das berühmte Gespräch bey demselben Schriftsteller (II, 1), in welchem er sich zu denen rechnet, welche so leicht und angenehm als möglich zu leben wünschen, den Ton und die Richtung seines Lebens anzeigt; denn daß der treu erzählende Xenophon, wie Diogenes v. E. meint, aus Abneigung gegen A. jenes Gespräch geschrieben haben sollte, ist nicht anzunehmen. Auch ist die ironische Beziehung, welche dieser Schriftsteller nebst dem Vf. *περὶ ἐπουρευίας* der bekannten Stelle im Phädon des Plato gibt, wo gesagt wird, A. sey bey Sokrates Tode in Aegina gewesen, wenigstens nicht sicher, dagegen andere Stellen bey Plato und Aristoteles eine Spannung zwischen beiden Schülern des Plato glaublicher machen. Alle

übrige Berichte der alten Schriftsteller scheinen zu beweisen, daß A., vielleicht durch Sokrates Lehre und Beyspiel angeregt, diejenige Mäßigung und Selbstbeherrschung im Genuß gelernt habe, welche durch das 'sibi res subiungere non se subiungere rebus' bezeichnet wird. Mag dieses auch durch Temperament und Gemüthsanlage überhaupt unterstützt worden seyn, so leuchtet doch aus den vielfältigen Erzählungen, welche im Alterthum über A. verbreitet sind, ein hoher Grad von Bewußtseyn und Freyheit hervor und seine Antworten auf Vorwürfe, die ihm wegen Aufwand und Wohlleben gemacht wurden, deuten an, daß er dem Genuße zwar vornehmlich zugeneigt, das Thun und Lassen aber nach eignem Urtheil und Umständen sich vorbehalten, die Dinge ferner nur nach ihrem Gebrauch geschätzt habe, und von der Pedanterie der ihm entgegengesetzten Schule frey gewesen sey. Dabey legte er einen hohen Werth auf geistige Cultur, wenn gleich er dieselbe nach Sokrates Vorgang auf das Practische hinwendete, und setzte den größten Gewinn von der Philosophie in den freyen Umgang mit allen Menschen, und einen Vorzug der Philosophen vor andern darin, daß jene, auch wenn alle Geseze aufhörten, doch gleichmäßig fortleben würden. Aus seinem lebensklugen, gewandten und gefälligen Wesen erklärt sich die günstige Aufnahme des A. an des Dionys Hofe, dem seine Lebensphilosophie wenig zumuthete, so wie die Unterhaltung jener Spannung mit Plato, worüber von dem Wf. einige Andeutungen gegeben werden. Nach seiner Rückkehr aus Sicilien scheint A. in Athen neben Plato gelehrt zu haben. Wahrscheinlich ist, daß er, in jenem Streben, ungebunden zu seyn, welches er schon bey Xenophon ausspricht, keinen festen Wohnsitz nahm, und weder viel geschrieben

hat (die Schrift *περι παλαιας τροφης* hat schon Luzac mit Recht als ihm untergeschoben betrachtet), noch, was auch im Character einer solchen, mehr als freye Lebensweise, als in bestimmten Begriffen und Schlüssen ausgeführten Denkweise liegt, wenig bemüht gewesen zu seyn scheint, seine Lehren in ein bestimmtes System zu bringen, welches nach Aristoteles (bey Eusebius) erst dem jüngern Aristippus zugeschrieben wird. Bey letzterm ist es nur etwas ungeschickt ausgedrückt, 'daß die welche mit Aristipp umgegangen durch seine öftern Reden über die Lust auf den Gedanken gebracht worden seyn sollen, er halte das "angenehme Leben" für den Zweck des Menschen'; da nicht sowohl über den Zweck, wohl aber über die Art ihn zu erreichen, Dunkelheit obwalten konnte und Aristipp schon in jenem berühmten Gespräch mit Sokrates diesen Zweck klar ausgesprochen hatte. Was aber dem ältern, und was dem sogenannten Mutterzögling Aristipp eigenthümlich seyn mag, ist jetzt nicht mehr nach historischen Angaben genau zu unterscheiden. Auch kommt darauf wenig an, da wir es jetzt vielmehr mit jener ganzen ethischen Lebensansicht zu thun haben, die mit Aristippus und seiner ersten, meist Cyrenaischen, Anhänger Namen bezeichnet, im Gegensatz der cynischen aus Sokrates Schule hervortrat und von Plato's Zeit an sich entwickelte. Der Verf. hat daher versucht zuerst das Princip dieser Ansicht, wie es in seiner einfachsten Gestalt erscheint, nebst den Folgerungen welche sich unmittelbar daraus ergeben, mit vorsichtiger Benutzung der historischen Angaben aufzustellen, und daran die Veränderungen und Bestimmungen geknüpft, welche dasselbe in der Folge erhielt.

Der Vf. handelt darauf im zweyten Kapitel zuerst von der Cyrenaischen Ethik, welcher

in dieser Lehre sich alles übrige unterordnet. Uebereinstimmend nun legen alle Berichte dem Aristipp den Grundsatz bey, das höchste Gut oder das an sich Begehrungswerthe, bestehe in der Lust (*ἡδονή*) oder in der freyen Hingebung an die angenehme Empfindung, d. i. Genuß, das Böse, oder das von Natur Verabscheute aber im Schmerz und in der Beschwerde. Hatte Socrates, nach oben, den Grundsatz aufgestellt, die Erkenntniß des Guten, auf welcher die Tugend beruht, führe zur Glückseligkeit; so setzte Aristipp diese Erkenntniß also in die Empfindung, das Gute in das für die Empfindung Vorzüglichere oder in die Lust (Cicero drückt sich *de fin.* II, 13 aus: *voluptas quae maxime dulcedine sensum movet*). Aber die Thätigkeit als solche ist hier das zurücktretende Element, die Befriedigung in der Empfindung macht sich zum Princip. Gestützt wird dieses Princip auf den natürlichen Trieb aller lebendigen Wesen nach angenehmen Empfindungen, und in sofern hat dieses Princip auch eine Allgemeinheit, obgleich die Lust selbst, in Beziehung auf die afficierenden Gegenstände, etwas ganz Individuelles ist. Diese Lust wird ferner, in sofern sie in der vorübergehenden Empfindung beruht und um ihrer selbst willen gut ist, nicht als ein zukünftiges Ziel begehrt, sondern als Lust des Augenblicks, als gegenwärtige Lust, womit zugleich bestimmt wird, daß die Begierde die auf Künftiges geht, den Genuß nicht stören soll und daß weder die Betrübniß über das Vergangene, noch die Sorge für die Zukunft weise sey, da nur das Gegenwärtige unser und kein Gegenstand an sich ein Gut ist. Hierdurch aber unterscheidet sich die Lust des A. von der Glückseligkeit (*eudaimonia*), wenn man diese als ein ununterbrochenes

Ganzeß angenehmer Zustände oder einen durch das ganze Leben hindurch zu bestrebenden Gesammtzustand ansieht. — Da nämlich manches, was Lust verursacht, beschwerlich ist, Unlust und Furcht aber auch den Weisen nicht ganz veräßt, so erscheint nach jener Ansicht eine solche Glückseligkeit unerreichbar; und in diesem Sinne ist auch zu verstehen, was A. bey Xenophon als Zweck ausspricht: so leicht und angenehm als möglich leben, d. h. nach ihm, das Gegenwärtige nutzen, aus ihm so viel als möglich Vergnügen ziehen, und wie man von Aristipp selbst erzählt, sich in alle Lagen und Umstände des Lebens schicken. Das Wesen dieser Lust ist aber nichts bloß Negatives, d. i. die Aufhebung der Unlust, sondern sie ist positiv, d. i. die leichte Bewegung (*λεια κωνησις*) in der Empfindung. Obgleich die Schule des A. diese Bestimmungen genauer entwickeln, und die angemessenen Kunstausdrücke, durch welche namentlich diese Lust von der, welche späterhin Epikur als Zweck des Lebens ansah, unterscheiden mochte; so liegt doch das Bild von der leichten Bewegung hier so nahe, und es ist klar, daß schon Aristipp's Lehre von der *ἡδονή* im Gegensatz der Lehre des Antisthenes vom *προνος* zu näheren Bestimmungen der Art kommen mußte, wie wir sie im Platonischen Philebus finden, in welchem zugleich der Versuch gemacht worden zu seyn scheint, die Ansprüche beider Standpuncte auszugleichen, weshalb auch der Verf. in der Auseinandersetzung der ethischen Lehre häufig auf diese Bestimmungen im Philebus verweist. Nur vielleicht der ausgeführte Vergleich, der sich an dieses Bild der Bewegung knüpft, mochte dem jüngern Aristipp angehören.

Nun soll: Aristipp unter der bewegenden und

gegenwärtigen Lust, welche er zum Zwecke macht, nach dem Bericht der alten Schriftsteller die körperliche Lust verstanden und dieser einen Vorzug vor der Lust der Seele gegeben haben. Dagegen lesen wir auch wieder beym Diogenes L., daß die Cyrenäiker den Unterschied des Vergnügens überhaupt geläugnet und gesagt haben sollen, nichts sey angenehmer als das andere, welche Angaben verschiedene Erklärungsversuche veranlaßt haben. Der Vf. geht daher in eine genauere Untersuchung über die Beschaffenheit der Quellen ein, und bemerkt zuerst, daß Cicero und Diogenes in der Angabe des Grundbegriffs der Cyrenäiker über die Lust zusammenstimmen, und beide theils aus Schriften des Epikur, welcher von den Cyrenäikern zunächst in der Artbestimmung abwich, theils aus Schriften der Stoiker, von welchen beide Schulen bestritten wurden, geschöpft haben, woraus sich ergibt, daß diese mittelbaren Quellen sich gleichsam controllieren. Da nun Diogenes noch insbesondere eine gemeinsame Lehre derer, welche an Aristipp sich angeschlossen und eine der besonderen Secten, der Hegeziaker etc. unterscheidet, so wird zuerst jenes Gemeinsame mit den Angaben bey Cicero verglichen und verknüpft. Die Behauptung aber, daß es keinen Unterschied des Vergnügens gebe, wird, weil sie bey Cicero nicht vorkommt und bey Diogenes L. nur eine Parenthese enthält, vor der Hand zur Seite gestellt.

Lust des Körpers wird aber die Aristippische Lust genannt im Gegensatz der Epikurischen, stillstehenden, in sofern sie eine Bewegung von Seiten des Körpers voraussetzt. Aber die Cyrenäiker, welche Lust und Schmerz für Bewegungen der Seele hielten, ließen doch nicht alle Lust bloß aus körperlicher Erregung entste-

hen, ja sie behaupteten sogar gegen die Epikurer daß selbst die Lust am Sichtbaren und Hörbaren nicht bloß auf Sehen und Hören beruhe, wie das Vergnügen am Tragischen bezeuge, und dasselbe scheint auch in Hinsicht auf den Schmerz aus der von Cicero angeführten Behauptung der Cyrenaiker hervorzugehen: Betrübniß entstehe nicht durch jedes Uebel, sondern nur durch ein unerwartetes, plögliches — das also das Gemüth nicht gehörig vorbereitet trifft. Aber auch Lust, die aus der Seele selbst entstehe, z. B. über das Wohl des Vaterlandes, nehmen die Cyrenaiker an. Allein sie zogen die durch den Körper erregte Lust vor — wovon man den Grund darin zu sehen hat, daß sie dieselbe als die allgemeinere, allen Lebendigen zukommende und vollkommen gegenwärtige ansehen konnten, im Gegensatz des Epikur, der unter der geistigen Lust, die er vorzog, das Vergangene und Zukünftige begriff und sie daher zum Begriffe der Eudamonie ausdehnte, obgleich er auch wieder die geistigen Freuden und Schmerzen auf Erinnerung und Hoffnung körperlicher Lust bezog — weshalb der moralische Unterschied beider Lehren nicht groß ist.

Ob schon nun so die Schule des Aristippus die Lust des Körpers in dem angegebenen Sinne als das an sich Begehrungswerthe nach unsern Quellen ansah, so haben doch die stoischen und epikureischen Schriftsteller die Ansicht des A. in sofern übertreibend entstellt, als sie behauptet haben, zwischen der Lust der Thiere und Menschen sey nach derselben kein Unterschied. Denn nicht nur, daß jene Erzählungen über das Leben und die Persönlichkeit des A. erweisen, daß er außer dem natürlichen Elemente der sinnlichen Empfindlichkeit noch ein Element der geistigen

Thätigkeit in der Lust, die er zum Zweck machte, vorausgesetzt habe, und dieselbe durch Bildung des Geistes (*παιδεία*) bezeichnet zu haben scheint; sondern er mußte auch bey der leichten Bewegung, welche die an sich begehrte Lust ausmacht, das Gemüth selbst in Anschlag bringen, welches die Bewegung zwar nicht in ihrem Ausgangspuncte, aber doch in rückwirkender Thätigkeit bestimmt. Macht nun A. einen Unterschied zwischen Gebildeten und Ungebildeten, so muß derselbe sich denn eben auch in der bewegenden Lust des Körpers darstellen, und hier kann jene Beherrschung des Vergnügens eintreten, von welcher der bekannte Ausspruch des A. redet. Da die Seele des Gebildeten aber reagiert, und die Lust durch Geistesbildung bestimmt wird, so erhebt sich dadurch die Lust des A. über die thierische Lust. So erscheint auch Ciceros Ausspruch: A. berücksichtige den Körper, als ob wir keine Seele hätten (*Ac. qu. II, 45. vgl. de fin. II, 5*), Mißverstand und Uebertreibung, und sogar der Stoiker Aristo, dessen Wort Cicero selbst anführt (*de Nat. Deor. III, 31*), hatte vielleicht einen solchen Mißverstand im Auge, indem er sagt: *posse asotos ex Aristippi, acerbos e Zenonis schola exire*. Hierbey wird vorzüglich der Unterschied des Gebildeten und Ungebildeten, des Weisen und Thoren, auf welchen A. in seinen Reden oft zu sprechen kam, herausgehoben. Der Aristippische Weise ist zwar nicht ohne Schmerz und Furcht, denn er zieht die Natur nicht aus, aber er hat des Vergnügens mehr, als der Ungebildete, weil er die Gegenwart zu benutzen weiß, und genießt mit Freyheit und Bewußtseyn.

Aber das Princip, das gegenwärtige Vergnügen sey von Natur gut und begehrenswerth, läßt sich, unbeschränkt genommen, allerdings nicht consequent

festhalten, wie es denn durch Aristipp's Geistesart und Temperament ergänzt worden zu seyn scheint; denn es führt so genommen zur Abhängigkeit von der flüchtigen Gegenwart, läßt das Leben ohne Zusammenhang in unendliche Zwecke sich verlaufen, und macht den Werth der Handlungen von dem Erfolge abhängig, woher dann mancherley Vorwürfe gefolgert werden. Wenn hierbey Diog. L., freylich nach denselben verdächtigen Zeugen, nach welchen die Cyrenäiker den physischen und dialectischen Theil der Philosophie für unnütz gehalten haben sollen, dem A. auch den Satz beylegt: es sey nichts von Natur gerecht, oder anständig und häßlich, sondern durch Gesetz und Sitte; doch werde der gute Mensch nichts Unanständiges thun um des Schadens und der Meinungen willen — so werden zwar mit diesem Satze die schlechten Handlungen weggenommen, welche man nach diesem System für erlaubt hielt; aber diejenigen, welche sich dieser Stelle des Diog. bedient haben, haben nicht bemerkt, daß der Satz es sey von Natur nichts Gerechtes und Schändliches, als Grund angeführt wird, warum die Cyrenäiker die Naturphilosophie (Physik) für unnütz erklärt haben sollen. Gewiß ein Grund, der die ganze Angabe verdächtig macht, wenn dieselbe auch aus hedonischen Principien gefolgert werden kann. Aber in allen diesen Anstößen kommt dem Princip jene Bildung zur Hülfe, welche, von allgemeinerer Natur, die einzelne und zufällige Lust bestimmt und schon über die gegenwärtige und einzelne Lust hinausgeht.

Nach dieser kurzen Kritik des Principis wird noch das Verhältniß zu Socrates und Antisthenes Lehre besonders auseinandergesetzt. Zuerst ist hier dem Aristipp mit Socrates überhaupt gemein, daß das Gute (*το αγαθον*) als Zweck des Subs

ject's betrachtet wird, in dessen Erkenntniß und Verwirklichung das Subject sich selbst befriedigt und seine Freyheit behauptet. Wenn ferner A. die Lust zum Zwecke machte, so blieb die freye Thätigkeit auf Mäßigkeit und Selbstbeherrschung im Genusse beschränkt, die aber von der Bildung abhängt — und in dieser Gestalt scheint er sich die Socratische *σωφροσύνη* oder *σοφροσύνη* erhalten zu haben. Die Mäßigung ist die eigentliche Tugend des A. Aber sie ist nur die Selbstbeherrschung im Genusse u. zum Genusse, u. zeigt sich darin, daß man den lusterregenden Gegenständen nicht zu sehr anhangt (sich nicht übermäßig hingibt), was er auch seiner Tochter eingeschärft haben soll, nicht Abwesendes zu leidenschaftlich begehre und von eiteln Vorstellungen befangen sey, wes halb er Geiz, Neid und Aberglauben verwarf. Seine Tugend ist daher allerdings nur Mittel (wie auch Cicero de off. III. 33 bemerkt) und nur die Lust um ihrer selbst willen begehrens werth, was sich eben so mit der negativen Lust des Epikur verhält. — Socrates nun hatte, wie oben bemerkt, die Glückseligkeit als letztes Ziel des menschlichen Lebens auf unbestimmte Weise vorausgesetzt, aber als eins mit der Tugend oder Weisheit, und diese äußert sich bey ihm im Verhalten gegen die säußern Lebensgüter vornehmlich als Selbstbeherrschung und Enthaltbarkeit. Aber Socrates zeigt die Selbstbeherrschung nach beiden Seiten hin. Er bewegte sich — dieß ist der Eindruck, welchen Xenophon's und Platon's Schilderungen vereint auf uns machen, frey, im Entbehren sowohl, wozu ihn seine äußere Lage zunächst aufforderte, wie im Genießen. Beides konnte er, ohne sich selbst zu verlieren. Er entzieht sich nicht den Anstrengungen und Beschwerden, er unterwirft sich ihnen, um fest und frey zu werden, er legt sich Entfagungen um eines würdigen Zweckes

willen auf. Antisthenes, der sich an diese Seite der socratischen Tugend anschließt, geht aber weiter; er sucht die Anstrengung um ihrer selbst willen, thut der Empfindung Gewalt an und setzt allen Werth in die äscetische Thätigkeit, nicht ohne Tugendstolz und verdeckte Eitelkeit. Socrates flieht und haßt nicht, wie Antisthenes (wenigstens seinem Ausspruche nach) den Genuß; er bleibt aber auch im Genuße, wie wir aus dem von seinen Schülern geschilderten Gastmahl sehen, seiner Würde sich bewußt. Diese Seite des Socratischen Verhaltens war es, welche den heitern und im Wohlleben auferzogenen Aristipp anzog, was Cicero de oral. III. 17 etwas schief ausgedrückt hat. Allein Aristipp, ob er gleich zwischen der vernünftigen und unvernünftigen Lust mit Socr. unterscheidet, und wie dieser den äußeren Dingen keinen absoluten Werth beylegt, sondern ihren Werth nur vom rechten Gebrauche abhängig macht, weicht doch dadurch von seinem Lehrer ab, daß er die gegenwärtige Lust an die Stelle der Glückseligkeit setzt, Schmerz und Anstrengung flieht und nur gezwungen erträgt. Indem er aber die Lust nur mäßigt, damit nicht Unlust entstehe, und in der Wahl des Genußes und der Handlungen, welche denselben herbeyführen sollen, vorsichtig ist, wird die freye Einsicht, welche das Gute bestimmen soll (die *φρονησις*, welche die Grundlage der Socratischen Tugend ist), zur leitenden Klugheit erniedrigt, welche die jedesmaligen Verhältnisse zu benutzen und aus allen das Angenehme zu ziehen weiß und sich dabey eigentlich nur auf die Erfahrung über die Empfindungen und den schon gehaltenen Genuß stützen kann — auf welche Gemüthslage Plato im Phädon (p. 68 E. St.) zu zielen scheint.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

80. Stück.

D e n 23. M a y 1 8 3 5.

G ö t t i n g e n.

Beschluß der Anzeige der in der Sitzung der Kön. Gesellsch. d. Wiss. gehaltenen Vorlesung des Hn Hofrath Wendt: de philosophia Cyrenaica.

Weil aber diese sich, den Umständen gewandt anschmiegende Tugend, der Characterwürde entbehrt, welche die, Entsayungen auch freywillig übernehmende und dadurch ihre Unabhängigkeit sicherer bewahrende Tugend des Socrates zeigt, und weil dieser Meister die bloße Lust von dem Guten bestimmt unterschied, so scheint sich allerdings Aristipp vom Socrates weiter, als der auf entgegengesetzte Weise einseitige Antisthenes zu entfernen, und dadurch auch den übrigen Socraticischen Schülern fremder geworden zu seyn.

Zweyerley ist jedoch bey Abwägung dieses Gegenstandes meist übersehen worden. Erstens daß Aristipp, indem er die Lust für das an sich Begehrungswerthe erklärte, welche nach Socrates nur ein Element der Glückseligkeit ist, und auch nach Plato (im Philebus) an dem Guten Theil hat,

das Recht der Empfindung gegen die entgegengesetzte Partey geltend machte, welche, wie Antisthenes, in der Beschränkung der Bedürfnisse der Natur selbst Zwang anthat und die Lust als ein zu Verabscheuendes ansah — weshalb Einige übertreibend von diesen einseitigen Richtungen gesagt haben, daß wenn Aristipp's Lehre die Menschen zu Thieren mache, so mache sie Antisthenes zu Stein oder Holz. Was aber die hiermit zusammenhängende Beziehung beider Systeme auf das Leben der Menschen anlangt, so ist einleuchtend, daß jene mehr für geselligen Umgang, diese mehr für die Einsamkeit und für ein von der Welt abge sondertes Leben geeignet ist, und eben so characterisch ist das Wort des Aristipp (Diog. II, 68), er habe durch Philosophie gelernt mit allen Menschen mit Zuversicht umzugehen, als der Ausspruch des Antisthenes (Diog. L. VI, 6) er habe gelernt, mit sich selbst umzugehen (ἐαυτῷ ὀμιλεῖν). Das Zweyte, worauf schon Kunhardt aufmerksam gemacht hat, ist dieß, daß Socrates, wenn er seinen Schülern Enthalttsamkeit in Hinsicht der Unnehmlichkeiten des Lebens, einprägte, — obgleich er auch zur Zeit derselben sich nicht durchaus entschlug — dieses theils zur Uebung, theils darum that, weil er auf die Erfahrung blickend, in ihnen viel Verlockendes und Gelegenheit fand, sich selbst zu verlieren, mithin eine Gefahr, der wenig Menschen zu widerstehen vermöchten; Aristipp dagegen lehrte und handelte so, als ob er dem Menschen die Kraft zutraute, dieser Gefahr zu entgehen, und seine Freyheit auch im Genusse zu behaupten. Mit Antisthenes hat übrigens des Aristippus Ansicht das gemein, daß beide Freyheit und Befriedigung ihrer selbst suchen; dieser nämlich im heitern Genusse und in der Kunst aus jeder Lage Vortheil zu ziehen, jener in der Ent-

behrung und Beschränkung der Bedürfnisse, um von den äußern Dingen unabhängig zu werden. Bobey beide sich selbst und einander widersprachen. Denn Aristipp, indem er die Begierde nach Abwesendem tadelte, dem Gegenwärtigen sich genießend hingab, ward doch, wie bemerkt, dadurch vom Außern abhängig und verbarg hinter Heiterkeit und Gleichmuth seine Weichlichkeit und das Verlangen nach den lusterregenden Gegenständen; ja, indem er die Lust mäßigte, damit sie nicht in Unlust ausschläge, verminderte er ja durch seine Tugend das, was er an und für sich begehrenswerth hielt. Antisthenes dagegen, der im Streben nach Freyheit die Natur beschränken will, legt sich dadurch die Fesseln der Natur an, verbirgt unter dem Schein der Selbstgenügsamkeit seine Härte und das Verlangen nach Bewunderung, ja indem er die Lust verbannen will und sich viele Beschwerden absichtlich auflegt, führt er die Lust zurück, welche auf dem Gefühle der Kraftanstrengung und der Bewunderung Anderer beruht. Endlich haben beide auch noch das gemein, daß sie den Werth der Bildung und Wissenschaft auf das Practische beschränken, mit dem Unterschiede jedoch, daß Aristipp zufolge seiner Persönlichkeit die geistige Bildung, besonders die gesellige, in einem höhern Grade, als Antisthenes gefordert, und wie aus Obigem hervorgeht, als Bedingung sich im Genusse frey zu erhalten, oder als Mittel einer höhern geistigen Lust, welche dem Weisen eigen ist, betrachtet zu haben scheint.

In einem zweyten Kapitel handelt nun der Vf. von dem noch mehr vernachlässigten theoretischen oder dialectischen Theile der Aristippischen Philosophie. Da dieser zunächst nur die practische Ansicht stützen sollte, so drang man hier tiefer in das Princip derselben ein, und die spätern Cyres

naiker mochten hier wohl genauer bestimmen, was in Aristipps Grundvoraussetzungen lag. Hier fragt es sich nun, wodurch das Gute, = die wahre Lust erkannt werde, oder was das untriebliche Kennzeichen des Wahren sey. In dem, was die Empfindungen von Seiten des Körpers erregt oder verursacht, kann es nicht liegen; denn die Sinne, mit welchen man die Objecte zu erkennen glaubt, sind vielfachen Täuschungen unterworfen, und ihre Aussagen sind nach Verhältniß der Zustände der Sinnesorgane verschieden; mithin nur in unsern Empfindungszuständen selbst. Nur unsere eigenen Gemüthszustände (*τα παθη*, Cic.: *permo-tiones internas*) empfinden wir sicher; nicht das, woher sie rühren. Wir dürfen z. B. versichern, daß etwas uns weiß schein, nicht, daß es weiß sey. In *tactu, quem philosophi interiorum vocant aut doloris aut voluptatis solo*, sagt Cic. (*acad. Qu. II, 7*) *putant veri esse iudicium*. Daß wir diese Empfindungen haben, ist uns gemeinsam, aber die Empfindungen selbst sind individuell; es gibt daher gemeinsame Namen, aber kein gemeinsames Urtheil über die Gegenstände, wogegen Aristoteles bey Eusebius scharfsinnig zeigt, daß schon der Ausspruch, man könne nichts wissen und aussagen, außer daß man afficiert sey, über die Affection selbst hinausgehe und die gemeinsamen Namen nicht zu erklären im Stande sey. Nach dieser Lehre beruht nun also alle Erkenntniß und die sich auf die Lust beziehende *φρονησις* auf den innern Empfindungen oder Veränderungen des Gemüths, nicht auf den Sinnenempfindungen. Indem jedoch nicht geläugnet wird, daß die Bewegung von Außen komme, sondern nur das, woher diese Bewegung rührt, verborgen bleibt, so wird das Erkennen und Denken hiernach nur darin bestehen, die Empfindungen mit Hülfe der

Erinnerung zusammenzufassen, sie in allgemeine Vorstellungen und Namen zu verbinden und zu sondern, und diese Namen dann wieder auf andere Empfindungen anzuwenden, woraus jedoch nur ein subjectives Urtheil entstehen könnte. Auch zeigt sich bey jener Ansicht, was wir oben nur folgern konnten, hier ganz deutlich zu Grunde liegend, daß die Lust als leichte Bewegung der Seele, wie der ihr entgegengesetzte Schmerz, von der ganzen Gemüthsbeschaffenheit und Seelenstimmung des Afficierten abhänge, und daß somit kein äußeres Ding an sich nach A. Ansicht gut, sondern es nur durch seine Wirkung in der Empfindung ist.

Dieses wird weiter auseinandergesetzt und das Gemeinsame mit Socrates, wie das Abweichende der Cyrenaischen Lehre von ihm, in dieser Hinsicht gezeigt. Zugleich ergibt sich hier auch die Erklärung der oben mit Absicht bey Seite gestellten Ausgabe des Laertius, daß Lust von Lust nicht unterschieden und nichts angenehmer, als das andere sey. Denn soll überhaupt diese Angabe nicht auf einem Mißverstände beruhen und einen mit der uns vorliegenden Grundansicht übereinstimmenden Sinn haben, so kann sich dieselbe nur auf die sich gleichbleibende Natur der subjectiven Empfindung, abgesehen von ihrem objectiven Ursprunge beziehen. Denn wir haben es in der Lust und Unlust nach dieser Lehre zunächst nur mit unserer Affection, nicht mit den Gegenständen zu thun. (Man kann hier an die ähnliche Stelle des platonischen Philebus (p. 12 St.) erinnern, in welcher Protarch, welcher dort das Leben der Lust vertheidigt, sagt: freylich entstehen dieselben, d. i. die verschiedenen Arten der Lust, aus entgegengesetzten Dingen, doch aber sind sie selbst einander nicht entgegengesetzt). Es ist also auch nicht eines (ein Gegenstand) sei-

ner Natur nach angenehmer, als das andere (so erklärt der Vf. die Worte *μῆτε ἰδιὸν τι εἶναι*) sondern in unserer Empfindung. Die Lust bleibt leichte Bewegung der Seele; in eine heftige übergehend und das Bewußtseyn raubend, würde sie Schmerz seyn. Dieß aber hinderte eben gar nicht von einer Verschiedenheit der Lust zu reden in Hinsicht der Entstehungsart; denn Lust wird entweder von Außen her erregt (und das ist die Lust, welche A. zum Zweck machte), oder sie gehört bloß der Seele an. Durch jenen Satz aber daß nichts von Natur angenehmer sey, motivierten die Cyrenäiker auch die Vorschrift, daß Abwesende nicht leidenschaftlich zu begehren. Keineswegs ist also derselbe von der Aufhebung einer Gradverschiedenheit in dem Angenehmen zu erklären.

Auf den Grund der hier aufgestellten, aus den einzigen Quellen, in welchen Aristipp und die Cyrenäiker ausdrücklich genannt werden, geschöpften Ansicht hat nun der Vf. in einem Excurse alle Stellen des Plato durchgegangen, in welchen nach Schleiermachers Erklärung Aristipps Lehre berührt seyn soll, und die Grundlosigkeit der hierher gehörigen Behauptungen des berühmten Erklärers nachgewiesen. Zuerst ist hier vom Dialog *Gorgias* die Rede, in welchem A. nach Schleiermacher unter der Person des Kallikles gemeint seyn sollte. Beyläufig über eine Anspielung im *Menon*. Ausführlicher aber wird gehandelt vom *Theätet*, in dessen erster Hälfte nach Schleiermacher 'überall vornehmlich auf Aristipp Rücksicht genommen worden seyn soll.' Schon das oben Mitgetheilte widerlegt die Behauptung: 'daß A. die Sinneneindrücke für gewisse Erkenntniß angenommen.' Die nicht zuläugnende Verwandtschaft der Cyrenäischen und Protagorischen Lehre

aber, welche Schl. verleitet hat, die aus Theätets Behauptung: 'die Wissenschaft sey *αισθησις*' entwickelte Ansicht, oder 'die Protagorische Lehre, welcher Socrates aufgeholfen habe' von der Aristippischen zu verstehen, veranlaßte den Vf. zu einer genaueren Untersuchung. Socrates nämlich zeigt in jener ersten Hälfte des Dialogs, wie die erste Antwort auf die Hauptfrage desselben über das Wesen des Wissens: daßelbe sey Empfindung, mit Protagoras Lehre — das Wissen sey subjectiv — und diese wiederum mit der alten Lehre des Heraclit: alles sey in Bewegung, übereinkomme, und daß nach dieser Ansicht jede (Sinn-)empfindung wahr und kein Gegenstand eine bestimmte Natur habe. Hieraus wird von dem Vf. dargethan, daß die im Theätet vorgetragene Ansicht und die der Cyrenaiker zwar darin übereinstimmen, daß beide die individuelle Affectio zum Maßstabe des Wahren machen, daß sie aber dadurch in der Art verschieden sind, daß Protagoras die *αισθησις*, worunter vorzugsweise die Sinnempfindungen zu verstehen sind, die Cyrenaiker oder die *παση* im engern Sinn, d. h. Lust und Unlust, zum Kriterium machen. Der Hauptunterschied ist, daß dem P. Alles wahr ist, was dem äußern Sinn erscheint, die Cyrenaiker aber unentschieden lassen, was dem Sinn erscheint, in der Meinung eine Sache könne ganz anders seyn, als scheinen, und so bedienen sich letztere derselben Gründe für die Ungewißheit der sinnlichen Erkenntniß, deren sich Protagoras für die Wahrheit aller sinnlichen Erkenntniß bediente. Hierbey benutzt der Vf. zugleich die Stellen der Alten, in welchen der Unterschied zwischen Protagoras und den Cyrenaikern ausgesprochen wird (Cic. Ac. qu. II, 46 und Aristoteles beym Euseb

praep. XIV, 19). Sodann wird auch auf die Nebendinge dieses Dialogs, in welchen Schleiermacher Anspielungen findet, Rücksicht genommen. Dann kommt der Vf. auf die angeblichen Anspielungen im Platonischen Kratylus. Schl. will hier des Aristippus Lehre in der Aeußerung des Hermogenes finden: daß die Richtigkeit der Benennungen sich auf Uebereinkunft gründe. Allein es ist nicht nachzuweisen, daß Aristipp die Begriffe durchaus für eitel gehalten habe — vielmehr nahm A. eine Allgemeinheit in dem Vorhandenseyn der Lust- und Unlustempfindungen, oder der verschiedenen Arten der Gemüthsbewegungen unter den Menschen an, die sich in dem Namen aussprechen, welche dagegen nach Protagoras Ansicht, wie sie im Kratylus ausgesprochen wird (Crat. p. 386. p. D. ed. St.), ganz willkürlich sind. Sie setzen, sagt Sext. Emp. (adv. math. VII, 195), allgemeine Namen für die Urtheile — womit doch zugleich auch Begriffe gesetzt werden. Alle nennen, sagt Certeus, ein Weißes und ein Süßes, aber ein gemeinsames Weißes oder Süßes haben sie nicht; denn jeder faßt nur seine eigene Empfindung auf, ob der andere bey demselben Gegenstande dieselbe habe, vermag er nicht zu sagen. So gewinnen allerdings die auf die Empfindung gegründeten Begriffe, welche A. annahm, wiederum, wenn man sie im Urtheile anwenden will. Doch erhellt, daß Aristippus die ethischen Begriffe von der menschlichen Natur, die er voraussetzte, abgeleitet; Protagoras aber Alles auf das Individuum bezogen hat. Zuletzt wird noch auf eine Stelle des Platonischen Sophisten Rücksicht genommen, in welcher Schl. den Aristipp als ‘materialistischen Empiriker’ ebenfalls erblickte.

Hiermit wird nun nicht geläugnet, daß nicht Aristipp's Lehre in diesen Dialogen, und außer denselben auch vorzüglich im Philebus, an manchen Stellen berührt seyn möge, allein es ist unsicher, sie daselbst im Einzelnen zu verfolgen.

In einem dritten Kapitel handelt nun der Vf. von den Veränderungen, welche die Cyrenaische Philosophie durch die aus dieser Schule späterhin hervortretenden Männer nach und nach erfahren hat.

Wenn Aristipp nebst seinen frühern Anhängern in der freyen Sinebung an die angenehme Empfindung, oder in dem augenblicklichen Genuß, das an sich Begehrungswerthe fand, und nur in der Wahl und Mäßigung des Genusses die *φρονησις* setzte, so veränderte ein späterer Anhänger mit seinen Schülern diesen Grundbegriff. Er erkannte nämlich in der augenblicklichen Lustempfindung, die oft zum Schaden des Menschen ausschlägt, die Abhängigkeit vom Aeußern, wodurch den Gegenständen, auf welche die Empfindung hinweist, unwillkürlich ein großer Werth beygelegt wird, und deshalb machte er die Lust vielmehr zu einem Allgemeinen, und nahm die Bildung, welche Aristipp mehr vorausgesetzt, als aus seinem Princip entwickelt hatte, in ihren Begriff auf. Er stellte daher, wie der einzige uns übrig gebliebene Bericht des Diogenes L. angibt, Freude (*χαρά*) und Traurigkeit (*λυπη*) als Zweck auf, bestimmte sie durch Klugheit (*φρονησις*) und Unklugheit (*αφρονησις*) so, daß er Klugheit und Gerechtigkeit selbst für gut, das Entgegengesetzte für das Böse, Lust und Unlust an sich aber für ein Mittleres oder an sich gleichgültiges erklärte. Dieß war Theodor von Cyrene, dessen Lebensverhältnisse hier genauer

untersucht worden sind, wobey Lennemanns Annahme, daß das im vorigen Kapitel vorgetragene dialectische Râsonnement diesem Theodor zugehöre, widerlegt wird. Dieser vergaß, daß die skeptischen Wendungen, welche hierbey vorkommen und um deren willen er diesem Râsonnement einen spätern Ursprung beylegen wollte, schon bey den Sophisten, namentlich bey Protagoras vorkommen, und sah nicht, daß die Aristippische Lehre von selbst zu denselben hinführe, was vielleicht gerade die unchronologischen Angaben von den skeptischen Lehren des Theodor veranlaßt hat. Uebrigens stellt auch Sertus Emp. (hyp. pyrrh. I. §. 251) den Unterschied zwischen den Cyrenaisern und den Skeptikern, und Plutarch (adv. Colot. C. XXIV) den Unterschied derselben von den Academikern besonders dar. In den eben aufgestellten Sätzen dieses Theodor liegt nun unzweifelhaft, daß er die Lust des A. nicht mehr als letzten Zweck gelten ließ, daß er ferner die Lust, welche er als Zweck des Weisen an deren Stelle setzte, theils von der Klugheit und damit von eignen und besondern Zwecken und Begriffen abhängig machte, theils, weil sie vom Weisen abhängig, sie als einen dauerhafteren Zustand, als Stimmung des Weisen bezeichnete. In letzterer Beziehung also tritt die Freude des Theodor dem von der ersten Aristippischen Schule verworfenen Begriffe der Glückseligkeit (*eudaimonia*) wieder näher. In ersterer Beziehung aber, und in sofern diese durch Klugheit zu erwerbende Freude des Weisen von Dingen und Verhältnissen, die als äußere erscheinen, ganz unabhängig, aber doch Lust im allgemeinen Sinne, oder Befriedigung des Subjects, ist, so schließt sich der Theodorische Weise ganz in sich ab, und der Satz, 'der Weise genüge sich

selbst', den wir bey den Philosophen der entgegengesetzten Schulen, d. i. in der cynischen und der spätern stoischen, einheimisch finden, und dort von einem ganz andern Princip abgeleitet sehen, tritt hier in dem Sinne des härtesten Egoismus auf. Seine Freude ist zwar nicht mehr die unmittelbare natürliche Lust, denn diese ist ein Mittleres; noch ist sie die rohe Wollust, aber sie ist darum nicht sittlicher, weil sie in der Uebereinstimmung des besonderen Zustandes mit den individuellen Zwecken besteht. Die Tugend, durch welche sie Theodor gewinnt, ist der feinste kälteste Eigennuß des Verstandes, und indem die Zwecke nicht wesentliche, vernünftige, sondern dem individuellen Wohlseyn untergeordnet sind, sind auch die Handlungen nicht ihrer Natur nach sittlich oder unsittlich, sondern haben nur einen Werth, in sofern sie dazu führen jenen Selbstgenuß des Verständigen zu bewirken, was dieser nur zu berechnen hat; denn zu der Berechnung: wodurch wird das dauerndste Vergnügen hervorgebracht — was wiederum nach den Zwecken seines Weisen sich bestimmt, ist die *σπουδαι* herabgesunken. Ja wenn selbst ein allgemeingültiger Inhalt Gegenstand seines Handelns würde, so wird derselbe dadurch doch zum Mittel individuellen Wohlseyns verkehrt. Der Weise, heißt es, handelt gerecht, und beschränkt z. B. die gegenwärtige Lust zu stehlen, aber nur, um den Schmerz der Strafe nicht zu leiden; da aber an sich die Handlungen weder gut noch schlecht sind, sondern nur der Meinung des Hausens nach, so kann er bey Gelegenheit auch stehlen und dergl. — wobey Theodor wohl, nach Art der Sophisten, auf einen Streit der verschiedenen Gesetze und Sitten hinwies. Der Weise, der nur in sich selbst Befriedigung findet, bedarf

nicht der Freundschaft, nicht des Vaterlandes, da er der Welt angehört, — sich für das Vaterland aufopfern heiße für Thoren die Vernunft hingeben; er braucht auch keinen Gott. Aristipp hatte wahrscheinlich mit vielen seiner Zeit die Vorstellung und Verehrung der Volksgötter für Aberglauben gehalten, und wußte nur ein höheres Wesen von seinem System aus nicht zu gewinnen. Theodor aber scheint in späterer Zeit dieß unverholen ausgesprochen zu haben, daher er als Atheist in dem Alterthume verächtlich war. Aber leicht ist zu sehen, daß dieser Atheismus, der mit eigener Vergötterung nicht streitet (daher vielleicht der ihm von Stilpo beygelegte Beyname \acute{o} θ eos Diog. L. II, 100) nicht bloß die Volksgötter betrifft, sondern ein Mißverständnis alles Heiligen und Unvergänglichen ist; wie denn auch Plutarch von ihm sagt (adv. Stoicos Cap. XXXI) daß er etwas Ewiges und Göttliches geläugnet habe. Und in der That zeigt sich durch ihn das Cyrenaische System schon auf der Spitze der Unsittlichkeit.

So war nun die Lust bald als Genuß des Augenblicks, bald als dauernde Stimmung einer von der Klugheit abhängigen Selbstbefriedigung von den Cyrenaisern zum Princip gemacht worden. Hegesias, ein anderer Cyrenaiser, welcher ein wenig jünger, als Theodor, unter Ptolemäus Philadelphus in Alexandrien gelehrt zu haben scheint, hielt zwar mit Aristipp die gegenwärtige Lust für an sich bekehrungswerth, woraus er consequent schloß, daß Alles andere, und selbst die Freundschaft, die Wohlthätigkeit, nur des Nutzens wegen, der vom Subject abhänge, bekehrungswerth sey: daher stimmt er mit Theodor darin überein, daß der Weise alles nur um

feinetwillen thue, denn niemand stehe ihm gleich und habe mehr darzubieten, als er. Indem H. aber anderseits die eigentliche Glückseligkeit mit den alten Cyrenaisern verwarf und nach genauerer Betrachtung und Erfahrung einen durchaus angenehmen Zustand überhaupt für unerreicher hielt, wich er wiederum vom Theodor ab. Hatte nun Aristipp die äußern Dinge doch als Mittel zur Lust angesehen, so ging Hegesias mit seiner Schule über die Ansicht des Aristipp hinaus, indem er die gegenwärtige Lust von der Sinnbewegung und von allen einzelnen Dingen unabhängig machte, so daß es nach ihm nicht nur nichts an sich Angenehmes gibt, sondern alles nur durch Verhältnisse zu unserer Empfindung (Seltenheit, Neuheit, Uebersättigung) angenehm oder unangenehm wird, und kein äußerer Lebenszustand (wie Reichthum, Armuth, Freyheit, Sclaverey) zum Vergnügen mehr oder weniger be trägt; ja selbst das Leben, dem der Thor so sehr anhängt, dem Tode, der uns von manchem Uebel befreyt, nicht überhaupt vorzuziehen ist. Noch mehr, es gibt mehrere Uebel im Leben, als Lust, und der Zustand des Weisen wird getrübt und vielfach gestört durch das Leiden des Körpers. Wegen dieser in Lehre und Schriften ausgedrückten Ansicht wurde ihm bekanntlich der Beyname *πεισιδανατος* beygelegt (Cic. Tusc. I, 34. Plutarch de amore prol. c. 5). Bey dieser Relativität aller Dinge, die das Vergnügen selbst ungewiß macht, rieth H., wie die Sceptiker, der Wahrscheinlichkeit zu folgen und mild in der Beurtheilung anderer zu seyn. Weil er aber jenen Zweck des Aristipp mit seiner Erfahrung verglich, und in seiner ohne Zweifel hypochondrischen Sinnesart, das Leben, wie ge-

sagt, voller Uebel fand, so kam er nothwendig dahin, die Weisheit mehr in Vermeidung dieser Uebel, als in der Wahl des Angenehmen zu erblicken. Der Zweck, welchen Aristipp dem Weisen setzte, so angenehm als möglich zu leben, verwandelt sich mithin bey ihm in die Vorschrift: so wenig als möglich in Mühe und Traurigkeit zu leben, was der Weise nur dadurch erreichen kann, daß er sich gegen die Dinge, von denen es ungewiß ist, ob sie Lust verursachen, gleichgültig verhält. Es leuchtet ein, daß das positive Princip der Cyrenaischen Philosophie sich im Verfolg der Lehre in das Negative umgekehrt und der Umgestaltung, welche ihm Epikur gab, genähert hat; zugleich ist es aber auch in die entgegengesetzte Ansicht der Cynischen Schule umgeschlagen, welche durch Beschränkung der Bedürfnisse die Freyheit zu gewinnen sucht, so daß es nun, nachdem es seine streitenden Elemente hervorgetrieben hat, sich selbst aufhebt. Denn ist das, was ewiger Natur ist, hinweggenommen, so schwankt Alles, und es wird offenbar, daß selbst die bestrebte Lust ihre bestimmte Natur nicht mehr behaupten kann. Ist sie aber so wandelbar und nach eines jeden Verhalten zu den Dingen verschieden, so kann sie nicht das allgemeine Princip des Handelns seyn. Und so darf man sich nicht wundern, die Gleichgültigkeit nun auch in diesem Systeme anzutreffen. Denn ist der wahre Gehalt des Lebens verschwunden, so gibt sich der einsam stehende Geist leicht selbst auf und so endet die Verfolgung der Lust in Verzweiflung an ihr selbst.

Als so die Cyrenaische Lehre sich aufzulösen im Begriffe war, so versuchte Anniceris

mit seinen Schülern, der nicht viel später, und ein Zeitgenosse des Epikur gelebt zu haben scheint, die alte Aristippische Ansicht theils zu erneuern, theils zu ergänzen. Denn einmal setzte er mit Aristipp das Gute in die Lust, suchte aber dieses Princip mit der Annahme objectiver Lebensverhältnisse und sittlicher Zwecke zu vereinigen, um dadurch zugleich dem harten Egoismus zu entgehen, in welchen Theodor und Hegesias verfallen waren. Dem Hegesias gegenüber hielt er Freundschaft, Wohlwollen, Liebe gegen Aeltern und Vaterland für an sich bekehrungswerthe Zwecke und meinte, daß wer für diese Zwecke wirkend, Beschwerden übernehme, sich glücklich fühle, auch wenn ihm wenig Unangenehmes (von Außen) zu Theil werde; ferner stellte er jenem wohl auch entgegen, daß der Verstand (*λογος*) nicht hinreichend sey, den Weisen über die Meinungen der Menge zu erheben, daß es vielmehr wegen eingewurzelter fehlerhafter Beschaffenheit auch der Entwöhnung bedürfe. Gegen Theodor aber scheint er erklärt zu haben, daß die Freundschaft nicht bloß auf Nutzen, sondern auf Wohlwollen beruhe; dieses selbst, die Lust am Freunde, sey der innere Bewegungsgrund sogar Beschwerden für den Freund zu übernehmen, nicht aber ein in der Zukunft zu erreichender Zweck, wie etwa des Freundes Glückseligkeit zu befördern, welche der andere ja nicht empfinden könne.

So nimmt zwar die Annicerische Lehre die edleren menschlichen Empfindungen und Strebungen ausdrücklich in den Zweck des menschlichen Handelns auf, aber steht in der Consequenz der ihr von dieser Seite entgegengesetzten Lehre des Hegesias weit nach. Denn

wenn die Glückseligkeit auch bey verminderten Lust bestehen kann, ja sogar mit Schmerz verbunden ist, so ist nicht die Lust das höchste menschliche Gut; wenn aber die Lust das höchste Gut wäre, dessen Entbehrung wir mit Unlust empfinden, so kann die Glückseligkeit nicht in Handlungen liegen, welche Unlust hervorbringen. Oder wenn gewisse, Beschwerde mit sich führende Handlungen wegen solcher Zwecke, welche über das eigene Interesse hinausgehen (wie die Freundschaft), doch zu unternehmen sind, dann müssen jene Zwecke höher stehen als die Lust; die Lust kann also nicht das höchste Gut seyn, wie Anniceris doch meinte; wenn aber die Lust, welche derselbe meint, den edleren menschlichen Bestrebungen wirklich inwohnt, und der antreibende Grund wird, die mit Beschwerde verbundenen Handlungen zu unternehmen, so ist weder die Lust für sich allein das Gute und der Schmerz das Böse, noch die Lust der Annicerier mit der des Aristipp ein und dieselbe. Endlich wenn jemand jene edlere Lust empfindet, während er eine niedere entbehrt, oder sogar körperlichen Schmerz empfindet, so ist jene Lust eine solche, welche nur von der Vernunft und der Urbestimmung seines gegenwärtigen Zustandes mit dem höhern Theile der menschlichen Natur abhängt; die Vernunft also, welche die höhere und niedere Lust unterscheidet und jene dieser vorzieht, ist ein höheres Gut, als die Lust. Und so löst sich die Aristippische Lehre auch von dieser Seite auf.

G ö t t i n g e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

81. Stück.

D e n 25. M a y 1835.

G ö t t i n g e n.

Die Entdeckung des wahren Namens des dritten Vaticanischen Mythographen, welche der Herr geh. Hofrath Jacobs vor Kurzem aus einer zweyten bisher unbekanntten Handschrift in der Herzoglichen Bibliothek zu Gotha (dieß ist also die fünfte, welche seit der Herausgabe des dritten Bandes von Mai's *Auctores classici* (1831) aufgefunden wurde) der gelehrten Welt mitgetheilt hat (*Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft*, 1834. S. 1057—66), veranlaßt Ref., diesen Gegenstand der Forschung hier noch einmal aufzunehmen (*S. g. A.* 1834. S. 1025), um mit ein Paar Worten anzudeuten, was für sonstige Folgerungen und Beobachtungen sich ungezwungen an den neu entdeckten Namen *Albericus* anschließen.

Es wird stets als eine merkwürdige Erscheinung in der Römischen Litterär-Geschichte betrachtet werden, daß ein alter Schriftsteller, welcher in Petrarca's Zeitalter, oder in der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts, von Boccacio in

der *genealogia deorum* benutzt und an mehreren Stellen unter seinem wahren Namen *Albericus* angeführt worden ist, in den drey nächsten sich entweder anonym oder pseudonym in den Händen berühmter Philologen, wie *Fulvius Ursinus*, *Isaac Vossius*, *Johann Brassicanus* und *Cornelius Tollius* befunden hat, darauf beynähe zwey Jahrhunderte lang aus den Augen der gelehrten Welt gänzlich verschwand, so daß *Thom. Muncker* und *Aug. van Staveren*, die beiden letzten Bearbeiter der schon bekannten Römischen Mythographen, seinem Daseyn verzweifelnd nachforschten und glaubten, er habe sich in Utopien verloren (*οἴχεται ἀπ' ἐξείνως, καὶ ἠφάνισεν ἑαυτὸν εἰς οὐτοπίαν* sagt *Muncker*), und endlich erst in unsern Zeiten anonym nach vier Vaticanischen Handschriften gedruckt worden ist. Beachtungswerth erscheint ferner auch der Fund von noch vier anonymen Handschriften in Deutschland und Frankreich; aber wichtiger als alles dieses ist unstreitig die Kenntniß der neunten Handschrift, welche den Namen des Verfassers zugleich mit der Vorrede gerettet hat, und manche Ergänzung und Verbesserung zu den funfzehn Abhandlungen des Werks selbst darbietet. Diese Vorrede, welche der Herr geh. Hofrath *Jacobs* in dem neuen Verzeichnisse der Gothaer Handschriften (S. 202 flg.) hat abdrucken lassen, darf in einer neuen Auflage des *Albericus* nicht fehlen; so wie denn auch die sämtlichen Abweichungen des Codex berücksichtigt werden müssen, welche der um das Alterthum so vielfach verdiente Gelehrte bereits mit einer Genauigkeit verzeichnet hat, die nichts zu wünschen übrig läßt, und die sich jetzt schon durch die ungemein große Gefälligkeit des Besitzers in den Händen des Ref. befindet.

Die genannte Vorrede oder den Prolog des Albericus fand schon Jacob Faber etwa um 1500 zu Löwen in einer sehr beschädigten Handschrift des dortigen Augustiner-Klosters, aber, wie es scheint, unter Fulgentius' Namen. Faber's Abschrift davon, welche die Bibliothek zu Deventer aufbewahrte, ließ Jacob Revius 150 Jahre später in seiner *Daventria illustrata* (S. 141 sq.) drucken, und hieraus wiederholte sie Munker am Ende seiner Vorrede zu Fulgentius und mit dieser zuletzt van Starveren, ohne sie jedoch für Fulgentius' Eigenthum anzuerkennen, und ohne nur irgend eine Ahnung von dem wirklichen Verfasser zu haben. Sie liefert manche Verbesserung zu dem Gothaer Codex, ist aber gegen das Ende etwas abgekürzt. Daß Faber dieses Stück für eine Vorrede zu Fulgentius hielt, läßt sich nur aus dem Umstande erklären, daß das darauf folgende erste Kapitel über Syrophanes auf ähnliche Art lautet als bey Fulgentius, der auch sonst von Albericus fleißig benutzt worden ist. Was nun aber aus diesem Albericus zu Löwen seit 1500 geworden ist, darüber wird wohl schwerlich jemand Rechenschaft geben können. Um 1650 sah Karl von der Wisch (*Biblioth. scriptt. sacri ordinis Cisterciensis* S. 17) eine poeticam des Albericus bey den Dominicanern zu Köln, deren Anfang mit der genannten Vorrede übereinstimmt. Auch beschreibt Sinner (T. 1. №. 223) eine Pergament-Handschrift in 4. zu Bern aus dem funfzehnten Jahrhundert mit dem Titel *Albericus Londouensis de veritate fabularum*, die nichts anders enthalten kann als unser mythologisches Werk, dessen barbarische Benennung *poetarium* wohl nur den Abschreibern ihren Ursprung zu verdanken scheint,

den noch eine andere unbekannte Pergament-, Handschrift vom Jahre 1388 in der Königlichen Bibliothek zu Paris (N^o. 8699 T. 4 p. 484): Alberici philosophi poetarium de fabularum veritatibus, beurfundet, welche als Anhang das Werk eines Ungenannten de XII Zodiaci signorum fabulis liefert, welches das letzte Kapitel in unserm Mythographen ist, und durch diese bestimmte Auctorität dem Albericus abgesprochen wird. Hierauf folgen noch andere anonyme Schriften de veteribus philosophis, de Sibyllis, de nominibus stellarum und falsorum deorum genealogiae duae. Der Codex ist unter dieselbe Abtheilung (apologi et fabulae) gestellt, wo derselbe Mythograph schon einmal anonym steht (N^o. 8508), dessen Abweichungen die Scriptores rerum mythicarum bereits unter der Bezeichnung N aufgeführt haben. Ja ganz in der Nähe desselben (N^o. 8500. T. 4. p. 465) befindet sich noch eine dritte Pergament-, Handschrift in Folio, ebenfalls aus dem XIV. Jahrhundert, welche neben der Mythologie des Fulgentius einzelne Stücke aus Ausonius, Symmachus, Prudentius, Cassiodorus, Boëthius, u. s. w. auch Alberici poetarius; ibi de origine idolatriae, enthält; und um unsere Leser noch mit einem vierten Codex in Paris bekannt zu machen, verweisen wir auf die Bibliothek zu St. Victor bey Montf. Bibl. Bibl. p. 1399 D, wo Alberici Lodeviensis expositio fabularum poëticarum angegeben wird. Endlich besitzt auch noch die Ambrosische Bibliothek zu Mailand, die dem regen Eifer des trefflichen Angelo Mai so reichlichen Stoff zu neuen Entdeckungen geboten hat, unsern Mythographen in einem codex bombycinus betitelt: Alberici vel, ut alii volunt, Augustini, de

origine idolorum et diis gentium, welches die Ueberschrift des ersten Kapitels ist (Montf. Bibl. p. 506 C.). Hiernach können wir also den in den letzten beiden Jahrhunderten vermißten Mythographen jetzt in 15 Handschriften (die einst zu Löwen befindliche wird hier nicht mit gerechnet) nachweisen, von denen 8 anonym und 7 richtig betitelt sind. Daß der Name des Verfassers schon früh (wahrscheinlich durch den Verlust der Vorrede) zweifelhaft geworden war, geht aus dem Ambrosischen Codex hervor, der neben Albericus auch Augustin nennt, und deshalb gewiß ohne Vorrede ist; denn diese sagt: Nec te moveat, quod ab admiranda beati Augustini traditione, quam in libro de civitate dei promit, videor dissentire. Ego neque illum in scribendo prae manu habui etc. Selbst eine der Maischen Handschriften spricht am Ende die Meinung ihrer Zeit (des XIV. Jahrh.) aus, daß man Albericus für den Verfasser halte. Was nun aber Leontius anlangt, den Mai nach Brassican's Zeugnisse für den Verfasser ausgibt, so glaubt Ref., daß jener Name aus dem vielleicht undeutlich geschriebenen Beynamen Leodiensis, welchen die Berliner Handschrift in Londonensis und die Pariser zu St. Victor in Lodeviensis umgewandelt hat, entstanden ist. Indessen ist das Vaterland und das Zeitalter des Mythographen sehr zweifelhaft. Karl von der Bisch führt ihn ohne Bedenken als den Urheber der bekannten Weltchronik auf, welche an vielen Orten handschriftlich existiert, und zuerst durch Leibniz (1698) dem Drucke übergeben und nachher (1728) durch Mencke (Scriptt. rer. Germ. T. 1. S. 38 — 90) vielfach ergänzt und verbessert worden ist.

Diese geht aber bis zum J. 1241; kann also nicht von dem Cistercienser Geistlichen der Abtey Trois Fontaines im Gebiete von Chalons in der Champagne seyn, der zu Anfang des zwölften Jahrhunderts blühte (Histoire littér. de France T. 10. p. 228. T. 16. p. 132. 449), sondern ist vielmehr ursprünglich zum Theil aus Siezbert von Semblouß, der gute ältere Quellen vor Augen hatte, geflossen, und dann mehr als hundert Jahre später von einem Augustiner im Gebiete von Lüttich bis 1241 fortgeführt, der die vertrauteste Bekanntschaft mit der Geschichte Belgiens verräth, und schon wegen der großen Vorliebe für dieselbe kein Franzose von Citeaux oder Trois Fontaines gewesen seyn kann; man müßte denn annehmen, daß er aus Frankreich nach Lüttich versetzt worden sey. Eine Verwirrung der Namen hat hier auf alle Fälle Statt gefunden; denn die Wolfenbüttler Handschrift ist betitelt: Alberici monachi trium fontium dioecesis Leodiensis Chronicon, ohne daß man einen Ort Trois Fontaines im Lüttischen nachweisen könnte.

Albericus war seit dem achten Jahrhunderte ein sehr gewöhnlicher Name in Frankreich und Italien, und es werden in der Gelehrten-Geschichte beider Länder sowohl Juristen als auch besonders viele Geistliche dieses Namens aufgeführt. Dürftig ist aber die Belehrung, welche man uns über den Verfasser der Chronik gewährt; und diesen ausdrücklich mit dem Mythographen zu identificieren, hat außer K. von der Wisch Niemand versucht. Die Beinamen Lodeviensis, Leodiensis, Londonensis machen die Untersuchung noch unsicherer, und die Benennung magister und philosophus

führt uns wenigstens nicht weiter, denn sie beruht einzig und allein auf Titeln von Handschriften, die sämmtlich spätern Ursprungs als diese sind. Albericus von Rheims, von Beauvais, und der Lehrer Johann's von Sarisbery u. s. w. sind aus der *Histoire littéraire de France* (T. 9. p. 33. 67. 122. T. 12. p. 72. und T. 14. p. 91) bekannt; und über den Urheber der Weltchronik sprechen außer den Geschichten der Kirchenschriftsteller von Olearius (1, 25), Dudin (3, 182) und du Pin (10, 87) auch Bossius (de histor. Lat. 2, 46) und Riccioli (5, 191), die aber alle den Fehler begehen, daß sie den berühmten Geislichen von Citeaux mit dem Augustiner von Lüttich verwechseln, und ihn mit dem Schlusse der von dem letztern bis 1241 fortgesetzten Chronik noch leben lassen.

Doch wer auch immer der Verfasser der Chronik gewesen seyn mag, so steht doch so viel fest, daß der neu entdeckte Mythograph auch der Urheber des schon immer mit den Lateinischen Mythographen zusammen gedruckten Werkchens *de deorum imaginibus* ist. Darstellung und Ausdruck sind sich in beiden Schriften bis zur Täuschung ähnlich (man vergl. nur diese, vorzugsweise S. 924 ed. Staveren mit jener S. 211, 42 u. flg. der deutschen Ausgabe), so daß viele ältere Philologen diese nur für einen Auszug aus jener hielten. Die Handschriften des Werkchens *de deorum imaginibus* sind sehr selten; und wir haben in der That selbst heute noch den Text desselben eben so, wie ihn die erste Ausgabe lieferte. Es scheint auch diese Schrift des Albericus weniger Glück gemacht zu haben, als die Mythologie, welche schon

früh citirt wird, und die wir noch in einer Handschrift des zwölften Jahrhunderts besitzen, und die deshalb nicht von demselben Gelehrten verfaßt seyn kann, der die genannte Chronik bis 1241 fortsetzte.

Daß die Berner Handschrift unsern *Albericus* einen *Londonensis* nennt, könnte vielleicht zu der Vermuthung führen, als sey das mit der im neunten oder zehnten Jahrhunderte sehr berühmte Engländer *Alfricus* gemeint; was allerdings mit der Zeit übereinstimmt, die wir dem Mythographen bisher nach innern Merkmalen angewiesen haben. Ein Franzose war er sicherlich nicht; denn sonst hätte er nicht gesagt 6, 10. p. 180, 5: *Gallos pigrioris videmus ingenii*, wozu der einzige Gothaer Codex die Variante *Teutonicos* statt *Gallos* liefert, und dadurch beweist, daß der Abschreiber desselben ein Franzose war. Der Beyname *Lodeviensis* in dem Codex zu St. Victor macht jedoch den Verfasser zu einem Franzosen aus Lodeve in Languedoc, oder zu einem Italiäner aus Lodi bey Mailand.

Die ursprüngliche Benennung der Schrift kann übrigens weder *poetica*, noch *poetria*, noch *poetarius*, noch *poetarium* gewesen seyn, sondern war wahrscheinlich *de origine idolorum et diis gentium*, oder *Expositio fabularum poeticarum*, oder *de fabularum veritate*.

G. H. B.

G e t t i n g e n s e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

82. 83. Stück.

Den 28. May 1835.

K ö n i g s b e r g .

Geschichte Roms in seinem Uebergange von der republikanischen zur monarchischen Verfassung oder Pompejus, Cäsar, Cicero und ihre Zeitgenossen. Nach Geschlechtern und mit genealogischen Tabellen von W. Drumann, Professor der Geschichte zu Königsberg. Erster Theil. 1834. VIII und 558 S. in gr. 8.

Seitdem Niebuhr zuerst seine Untersuchungen bekannt machte, wurden auch die übrigen Bearbeiter der römischen Geschichte entweder durch Polemik oder durch nacheiferndes Fortschreiten auf der neu eröffneten Bahn bewogen, ihre Aufmerksamkeit vorwiegend der Urgeschichte Roms und den eigentlichen Zeiten der Republik zuzuwenden; etwa mit gelegentlicher Ausnahme für die Kaiserzeit in juristischer oder theologischer Beziehung. In diesem Augenblicke aber scheinen gerade die dazwischen liegenden Zeiten des Ueberganges Bearbeiter zu finden und Zacharia's Geschichte Sulla's erscheint gleichzeitig mit dem vorliegenden

Werke. Der Grund davon liegt nicht etwa darin, daß die Untersuchungen in der Entwicklung der römischen Welt und ihrer Geschichte auch bis zu diesem Puncte gelangt wären, denn wir sind weit davon entfernt, über die vorhergehenden Abschnitte etwas Gewisses oder allgemein Anerkanntes zu besitzen, sondern die ziemlich auffallende Erscheinung rührt daher, daß man eine Aehnlichkeit zwischen dem damaligen gesellschaftlichen Zustande und unserer Zeit zu finden glaubt, und sich bemüht, durch Darstellung dessen, was man damals gelitten und gethan, der Mitwelt ihre eigene Lage zu vergegenwärtigen und auch Mittel vorzuzeigen, wie wir eine ähnliche Uebergangsperiode glücklicher bestehen könnten. Herr Drumann spricht in der Vorrede einen solchen Zweck deutlich aus, denn ihm soll die Römische Geschichte eben beweisen, 'daß republicanische Formen sich nicht dauernd für die Menschen eignen, wie sie sind, daß sie bey einfachen und unverdorbenen Sitten eine Zeitlang bestehen können, aber von diesen Leben und Kraft empfangen, nicht umgekehrt, und daß eine Nation zu beklagen ist, deren Staatsschiff erst dann den Hafen erreicht, wenn sie entartet ist, welche sich nicht selber sagt, sondern nach dem Rufen des Bürgerkrieges aus dem Munde des Sängers vernimmt, daß niemals Vielherrschaft einem Volke fromme.' So erfreuet er sich dann auch an dem gefundenen Ergebnisse, daß das Buch nicht wider aber ohne seinen Willen eine Lobschrift auf die Monarchie sey. Wir wollen nun hier nicht mit dem Verf. rechten, in wiefern die Lebensfragen unserer Zeit wirklich mit denen der von ihm gewählten Periode Aehnlichkeit haben, aber die Offenheit der Gesinnung müssen wir hier gleich anerkennen, welche sich gerade aus-

spricht und nicht hinter gerühmter unparteyischer Indifferenz im besten Falle nur die eigene Schwäche des Urtheils verbirgt; daß aber auch die Objectivität der Darstellung im Ganzen durch diese Ansicht ungeschädet blieb, wird sich am besten dann zeigen, wenn wir den Inhalt näher darlegen. Zuvor müssen wir noch die Methode der Behandlung und die ganze Einrichtung des Werkes genau erwägen, denn diese ist, wie schon der Titel andeutet, eine neue, dem Verf. durchaus eigenthümliche. Bey großer Gährung, sagt er, unterliegen die Massen dem Einflusse Einzelner, diese hat daher auch der Geschichtsforscher vorzüglich ins Auge zu fassen und nach ihnen ihre thätigsten Werkzeuge. Es soll nun diese Schrift nicht eine Sammlung von Lebensbeschreibungen, sondern eine auf diese gegründete Geschichte Roms seyn, so daß man mit Hülfe der Nachweisungen im Leben des Einzelnen ein Bild von dem Gesammtleben der Römer erhalten, so weit jener dabey theilhaftig wäre. Das Wichtigste und Allgemeinste aber sey in der Geschichte der Männer zusammengestellt, welche am entschiedensten wirkten, so hier im Leben des Antonius und im Folgenden in der Geschichte des P. Clodius, des Cäsar und Pompejus. Weil hierbey, heißt es weiter, das Seyn des Einzelnen auch als ein in sich Geschlossenes darzustellen und von Abkunft, Persönlichkeit u. s. w. Kenntniß zu nehmen rathsam erschien, so empfahl sich die alphabetische Ordnung, indem sie für den Leser die bequemste war. — Dieser Plan wird denn auch in dem vorliegenden ersten Bande, wenigstens äußerlich, streng festgehalten. Alphabetisch werden die Geschlechter und Familien, und chronologisch die einzelnen Glieder derselben aufgeführt, welche in jener Zeit irgend

wie bedeutend auftraten; was aber nicht füglich in das Leben der Einzelnen hineingeschoben werden konnte, d. h. die ganze übrige Geschichte der Zeit, der Gang der Entwicklung im Großen, gruppiert sich in diesem Bande um den Triumvir Antonius, dessen Leben daher mehr als vier Fünftheile desselben einnimmt. Obgleich es nun dem Verf. nicht an Geschick für Anordnung des Einzelnen fehlt, müssen wir die Einrichtung des ganzen Werkes doch für durchaus verfehlt halten. Wir können ihm zugeben, daß in solchen Zeiten des Umsturzes die Menge vor dem Auftreten der bedeutenden Individuen verschwindet, ja wir wollen ihm die ausgewählten Männer nicht streitig machen, obgleich wir den Cato, als Repräsentanten einer ganzen Richtung zu den in der Behandlung Bevorzugten noch gern hinzusetzen, und über des Verf. Schwanken nicht zu entscheiden vermögen, wenn er auf dem Titel den Cicero und in der Vorrede den Clodius statt seiner hervorhebt, alles dieses, sagen wir, zugegeben, tritt noch die Frage hervor, ob diese Lebensbeschreibungen, in ihrer Vollendung und Abgeschlossenheit neben einander gestellt, ein vollständiges Bild jener Zeit geben können, oder ob nicht gerade der Hauptpunct, nämlich die Wechselbeziehung zwischen diesen Persönlichkeiten, das Durchkreuzen ihrer Pläne und Thaten darüber verloren gehe. Eine reine Durchführung dieser Methode würde uns, statt zu zeigen, wie die Lebenselemente jener Zeit sich lebendig durchdrangen, nur ein atomistisches Nebeneinanderbestehen derselben darstellen; ja der Verf. ist ihr gleich selbst untreu geworden und liefert factisch den Beweis für ihre Unhaltbarkeit, indem er z. B. Alles, was Cicero nach der Ermordung Cäsars bis zu seinem eigenen Tode gethan, im Leben des Antonius

mit einer Ausführlichkeit behandelt, welche für die besondere Lebensbeschreibung Ciceros, der doch auch nach dem Titel zu den Hauptpersonen des Buches gehört, wenig übrig lassen wird. Man sieht den Verf. mit sich selbst kämpfen und fortwährend schwanken, wie viel oder wie wenig er aus dem Leben der übrigen mithandelnden Personen in die allgemeinere Darstellung herübernehmen dürfe. Dabey sind natürlich Wiederholungen unvermeidlich, da dem Plane gemäß und daß auch mit Recht, die einzelnen Lebensbeschreibungen eine gewisse Selbständigkeit haben sollen. Endlich muß die Betrachtung der literarischen und andern geistigen Bestrebungen jener Zeit sehr zurücktreten, weil diese nur in einer übersichtlichen, zusammenfassenden Darstellung ihren gehörigen Platz finden. Doch alle diese Uebelstände werden auf die Spitze getrieben durch die alphabetische Aufeinanderfolge, welche der Vf. für die einzelnen Geschlechter und damit auch im Ganzen für die Lebensbeschreibungen gewählt hat. Diese Ordnung findet nur Anwendung bey einer encyclopädischen Behandlung, paßt aber nicht für eine wissenschaftliche Darstellung, deren Fortschreiten nicht von den so zufälligen Anfangsbuchstaben abhängig gemacht werden kann, sondern durch die innere Gliederung des Gegenstandes bestimmt wird. Aller Zusammenhang, welcher sich durch ein passendes Nebeneinanderstellen der verschiedenen Lebensbeschreibungen noch hätte retten lassen, ist hier der Bequemlichkeit des Lesers aufgeopfert, welche der Verf. als alleinigen Grund für diese Ordnung anführt, und die wenigstens in diesem Falle schon im Voraus abgelegt ist, wenn man sich entschließt, ein so gelehrtes Werk von drey bis vier Bänden über einen verhältnißmäßig nur kleinen Zeitraum zu lesen. Sa

es ist ein böses Spiel des Zufalls, daß im ersten Bande gerade die Geschichte der letzten Jahre dieser Periode behandelt werden mußte, denn wir fangen mit A. Lepidus und Antonius an, weil beider Männer Geschlechtsnamen mit A beginnen und Cäsar und Pompejus aus diesem Grunde erst mit S und P vorkommen können. Der Leser muß sich nach Vollendung des ganzen Werkes aus den einzelnen Theilen die verschiedenen Männer zusammenholen und mühsam ein Gebäude zusammensetzen, welches schon der Geschichtschreiber hätte vollenden sollen. Besser wäre es gewesen, der Verf. hätte sich entschlossen, eine fortlaufende Geschichte Roms zu schreiben, worin sich gerade der Einfluß der Einzelnen auf die Massen am besten herausgestellt hätte, weil letztere dann den ersteren wirklich zur Seite oder gegenüber stehen, nicht, wie jetzt, in allen Ecken des Buches zerstreut liegen und fast verschwinden würden. Die sehr wichtigen Geschlechtstafeln hätten in Beylagen ihren Platz gefunden, und auch für die Bequemlichkeit des Lesers wäre durch ein gutes Inhaltsverzeichnis am besten gesorgt worden.

Doch es hat einmal dem Herrn Verf. anders gefallen und wir halten uns daher jetzt an das Buch, wie es vorliegt. Es sind also nach dem oben ausgeführten Plane in diesem ersten Bande fünf Geschlechter behandelt, nämlich die Aemilier mit den Familien der Lepider und Skaurer, dann die Afranier, Annier, Antistier und, als fünftes, das der Antonier. Der Verf. beschränkt sich, wie schon bemerkt, auf die in der von ihm gewählten Periode hervorragenden Familien und deßhalb werden z. B. bey den Aemiliern deren nur zwey erwähnt; von den irgend wie bedeutend auftretenden Mitgliedern einer Fa-

milie werden die Nachrichten sehr vollständig dargestellt, die übrigen sind nur aufgezählt, wie denn von den Lepidern nur P. Lepidus und M. Lepidus, der Triumvir, von den Skaurern M. Skaurus, von den Anniern Milo ausführlicher behandelt werden. Hierbey hält sich der Verf. streng in den Schranken einer Biographie, aber seine Darstellung nimmt einen allgemeineren Character an, so bald er zu einem von den Männern gelangt, welche gleichsam die Träger des ganzen Werkes seyn sollen, nämlich in diesem Theile zu M. Antonius, dem Triumvir; hier geht er aus dem früheren beschränkten Kreise zu einer fast vollständigen Erzählung alles Gleichzeitigen über und das streng Biographische des Mannes dient ihm nur als Einleitung.

M. Antonius, dem schon in seiner Jugend an Verderbtheit wenige gleich kamen, als er mit Curio eine verdächtige Freundschaft unterhielt, trat zuerst im Orient unter dem seiner würdigen Gabinius auf, bis er bald bey Cäsar seine wahre Stelle fand. Wie er später als Volkstribun die Entscheidung zum Bürgerkriege hervorrief, wie er als treuer Anhänger Cäsars für diesen während seiner ganzen Abwesenheit Italien verwaltete, aber durch Sittenlosigkeit und ungeheure Verschwendung das Verderben der römischen Welt beförderte, wird nur in Beziehung auf ihn allein, nicht der ganzen Ausdehnung nach geschildert, da er hier, wenn auch der erste nach Cäsar, doch immer nur die zweyte Rolle spielte. Als Mittelpunkt des damaligen Treibens in Rom tritt Antonius erst nach Cäsars Tode hervor und diese Zeit ist es auch, welche am meisten für den Grundgedanken des Verfassers, für die Vorzüge der Monarchie spricht; er konnte hier die unermesslichen Leiden schil-

bern, welche über Rom dadurch kamen, daß es noch einmal von dem Wege zur monarchischen Verfassung abgelenkt und in die Schrecken von fünf neuen Bürgerkriegen gestürzt wurde. Dabey enthält sich der Verf. aller absichtlichen Dialectiken und läßt nur die Thatsachen sprechen. Sein hartes Urtheil über die Mörder Cäsars kommt nur mehr beyläufig vor und erscheint deshalb auch weniger begründet, da die ausführliche Darlegung der Biographie Cäsars anheimfällt. Doch stimmen wir im Ganzen völlig mit ihm überein und betrachten auch die Ermordung Cäsars als aus völliger Verblendung über den Zustand der Zeit hervorgegangen, und als das größte Unglück für Rom, gerade deshalb, weil der Römische Staat durch die nothwendigen Folgen derselben seiner besten Elemente, die sich den Republicanern angeschlossen, beraubt wurde. Freylich waren auch die Beweggründe bey den Verschworenen sehr verschieden, und nur einige außer Brutus, am wenigsten Cassius, möchten wir von Selbstsucht freysprechen. Man sieht übrigens aus der Darstellung des Verf. recht deutlich, wie die Mörder so gar nicht bedacht hatten, was nach der Ermordung zu thun sey, als wenn mit der Vernichtung des Hauptes auch alle freundliche und feindliche Parteyen, die zu Cäsars Erhebung beygetragen hatten, vertilgt wären, da doch, wie Cicero selbst bald darauf schrieb, mit der augenblicklichen Freyheit die Republik noch nicht hergestellt war. Hatte man sich nicht gescheut, Cäsar zu morden, so mußte man nach vollbrachter That auch seine Freunde und natürlichen Rächer, besonders den Antonius, unschädlich machen. Die Verschworenen luden durch ihr schwankendes, unentschlossenes, fast feiges Betragen

neben dem Haffe, welcher den Verbrecher trifft, auch noch Verachtung auf sich, und diese ist das Gefährlichste in einer Zeit, in welcher, well sie des inneren Haltes ermangelt, Alles auf das äußere Auftreten ankommt. So mußte aber die Republik, welche über Alle hätte stehen sollen, bald bloße Parteysache werden, und nicht einmal ein Scheinbild von ihr konnte sich einige Zeit erhalten. Die Geschichte jener Zeit aber wird dadurch vollends zu einem bloßen Kampfplatze der Parteyen. Der Verf. zeigt nur hier ein großes Talent für eine genetische Darstellung, er führt die einzelnen Parteyen gleichsam in neben einander fortlaufenden Reihen auf, jede mit ihrem Vorkämpfer an der Spitze, und, obgleich oft für den Augenblick das Zusammengehörige getrennt wird, obgleich hier und da manches kürzer gefaßt und Wiederholungen vermieden werden könnten, so hat doch gewiß jeder Leser am Ende der Darstellung ein vollständiges Bild des ganzen Herganges erhalten.

Gleich nach Cäsars Tode treten Antonius und Cicero in den Vordergrund; die eigentlichen Verschworenen treten früh zurück, Octavian beginnt erst später eine Hauptrolle zu spielen, indem er gleichsam den Cicero aufnimmt. Diesen sehen wir zuerst begriffen in einem Kampfe zwischen den Ansprüchen, zu denen ihn der frühere Ruhm und das Gefühl der Pflichten gegen das Vaterland, wie die Sucht durch sein Talent zu glänzen aufforderten, und zwischen einer furchtsamen Feigheit, welche allenthalben Gewaltthaten und Gefahr erblickt und zu vermeiden bemüht ist. Als höchste Magistratsperson oder ohne diesen öffentlichen Glanz durch Beredsamkeit Senat, Volk und Gerichte zu lenken, zum Nutzen der Republik und zur Befriedigung eigener Ei-

telkeit, das hielt Cicero für die Aufgabe seines Lebens; aber wie die Athener noch in dem Gedanken an Marathon und Salamis schwelgten, als Philipp fast vor ihren Thoren stand, so verkannte auch er in der Erinnerung, daß er die Republik vor Catilina gerettet, seine Kräfte und seine Zeit, und glaubte nach dem Tode Cäsars der Erste in der Republik seyn zu können. Als er darauf vor Antonius und den Veteranen aus Rom weichen mußte, und alle seine schönen Hoffnungen wie für immer zerstört waren, da scheint Cicero eine Zeitlang alle Festigkeit verloren zu haben, er schilt die Feigheit der Verschworenen, aber er selbst will bald nach Griechenland zu seinem Sohne, bald als Gesandter nach Asien reisen, und ist nur bemüht sich und andere über seine wahre Stimmung durch einen Schwall von Worten zu täuschen. Als endlich die Zeit der Philippiken gekommen ist, da ist es, als wenn ihn eine Art von Todesangst vorantriebe, als wenn er ahnete, daß Antonius sein Mörder seyn werde; er wendet alles an diesen zu stürzen: Antonius soll für einen Feind des Vaterlandes, für außer dem Gesetze stehend erklärt werden; es sollen die Feindseligkeiten gegen ihn nicht ein bloßer Tumult (tumultus), sondern ein Krieg wie gegen Fremde (bellum) seyn. Dazu bietet er seine ganze Beredsamkeit auf, daß Senat und Volk unwiderruslich mit Antonius brechen sollen, damit nicht etwa auf seine Kosten eine Versöhnung Statt finde. Auf diesem Wege ließ sich Cicero von seiner Leidenschaft bis zu der Demagogie fortreißen, die er seinen Gegnern so oft zum Vorwurfe gemacht hatte. Antonius war gesetzmäßig die höchste Obrigkeit in Rom, und doch forderte Cicero schon in der zweyten Philippica zum Meuchel-

morde gegen ihn auf, rühmte später den Abfall der consularischen Legionen und nannte den Octavianus, den Beförderer der Meuterey, welcher ohne gesetzliche Berichtigung Truppen gesammelt hatte, einen Verräther des Vaterlandes. Wie frühere Demagogen wandte er sich, wenn der Senat in seine Pläne nicht eingehen wollte, an das Volk und suchte wenigstens Unruhen unter demselben zu erregen, um den Senat nachgiebiger zu machen, dieß bezwecken mehrere der Philippischen Reden, z. B. die vierte und sechste. Sollte etwa Antonius dem Senate gehorchen, wenn D. Brutus von Cicero aufgefordert wird, sich nicht um die Beschlüsse des Senats zu kümmern, dem inneren eigentlichen Willen des Senats (*voluntas*), der sich nur nicht äußern könne, nicht dem gesetzmäßigen Ausspruch (*auctoritas*) Folge zu leisten (ep. XI. 7), oder wenn es in einem Briefe an Plankus (XV. 16) heißt, Pl. solle vom Senate keinen Rath einholen und sich selbst Senat seyn? Dabey geriert sich Cicero, ohne eine obrigkeitliche Würde zu bekleiden, als Haupt der Republik, er läßt das widergesetzliche Betragen des Octavian für ein gesetzmäßiges, ja höchst verdienstliches Unternehmen erklären, an ihn berichten die Feldherren, er ertheilt ihnen Rath und Befehl in seinem eigenen Namen, und glaubt in dem Maße den Senat zu beherrschen, daß er in dem angeführten Briefe verspricht, was auch Plankus thun möge, er wolle schon dafür sorgen, daß der Senat in Allem nicht nur seine Treue, sondern auch seine Weisheit anerkenne. Antonius ist unterdessen auf seiner gewaltsamen Bahn fortgeschritten, wohl wissend, daß endlich doch die Legionen den Ausschlag geben werden. Nur ungern versagen wir uns mit dem Verf. weiter

zu verfolgen, wie es dem Cicero endlich gelingt, die Republik zum Kriege mit Antonius zu bringen, wie nach der Schlacht bey Mutina die Verschworenen von Cicero eine etwas kalte Behandlung erfahren, wie Octavian stillschweigend bey Seite geschoben werden soll, dieser aber jetzt im consequenten Fortgange seiner Politik, nicht durch eine Rede des sterbenden Pansa bewogen, welche rhetorische Erzählung hier mit Recht verworfen wird, sich seinem bisherigen Gönner gegenüberstellt, das Consulat ertrotzt und durch die lex Pedia auf immer mit der republicanischen Partey bricht. Zugleich widerlegt sich durch die ganze Darstellung von selbst die wahrscheinlich später von der Julianischen Partey aufgebrachte Erzählung, daß Cicero selbst im Anfange dem Octavian zu dem nachher ertrotzten Consulate vorgeschlagen habe. Der Verf. beleihtigte sich hierbey der sorgfältigsten Forschung in den Quellen und weiß mit großer Geschicklichkeit oft Ciceros eigene Worte in die Darstellung aufzunehmen und dieser dadurch einen hohen Grad von lebendiger Färbung zu geben. So wenig günstig übrigens diese Schilderung auch für Cicero ist, so berechtigt uns alles dieses doch nicht dazu, wie der Verf. (S. 190) fast geneigt ist, ihn mit Antonius in sittlicher Hinsicht so ziemlich gleichzustellen. Cicero war schon dadurch höher gestellt und gehoben, daß er sich die wenigstens der Vorstellung nach edlere Sache gewählt hatte; er besaß neben seiner Eitelkeit und Ruhmsucht noch immer eine große Liebe für die Republik, ohne deren Bestehen ja auch seine Talente nichtig waren, er hatte zu viel sittliches Gefühl, zu wenig rücksichtslose Entschlossenheit zum Guten, wie zum Bösen, um jemals so durchgehends gewaltsam zu verfahren, als Antonius that. Hätte Cicero

die Kraft und Entschlossenheit seines Gegners gehabt, so wäre er nicht in die Nothwendigkeit versetzt worden, solche demagogische Mittel wählen zu müssen. Es ist ungerecht, ihm die Unentschlossenheit zum Guten und die daraus entspringende Wahl schlechter Mittel zum Vorwurf zu machen, und dann noch aus den so entstandenen Fehlern die Folgerung zu ziehen, was er alles noch für Böses gethan haben würde, wenn er mehr Entschlossenheit und Glück gehabt hätte, im Gegentheil er würde dann auch das frühere Böse nicht gethan haben, weil die Wurzel seines Wesens eine gute war.

In der weiteren Geschichte des Antonius finden wir dieselbe Sorgfalt der Forschung, obgleich sich fortwährend der Mangel dessen, was später erzählt werden soll, kund gibt, so bey den letzten Schicksalen des Brutus und Cassius, bey Allem, was Octavian, Agrippa, Mäcenäs, Servus Pompejus und andere betrifft. Wir könnten uns über diesen Theil des Buches nicht näher aussprechen, ohne dem Verf. vorzugreifen. Es folgen dann des Antonius Thaten im Orient und sein Verhältniß zur Cleopatra. Ausgezeichnet sind die Verwickelungen zwischen ihm und Octavian dargestellt, welche nothwendig seinen Sturz zur Folge haben mußten. Wir bemerken hier nur, daß der Verf. in der Erzählung des Perusinischen Krieges nicht hervorgehoben hat, daß die Colonien, zu deren Schützer sich E. Antonius aufwarf, meist solche waren, woran schon früher Sullanische und andere Veteranen Antheil bekommen hatten, deren Nachkommen jetzt in Gefahr geriethen, also lauter Leute, welche sich eine Beraubung nicht so leicht gefallen ließen und die Waffen gewiß zu brauchen mußten. Das

durch gewinnt Manches in diesem Kriege ein anderes Ansehen, denn es waren nicht bloße Staler, um die es sich handelte. Auch hat der Verf. den C. Antonius nur zu einem Werkzeuge der Fulvia gemacht, welches uns nicht ganz richtig erscheint, vielmehr hatte jener wohl auch selbstsüchtige Absichten bey Erregung dieses Krieges, er wollte sich auch eine Art von selbständiger Unabhängigkeit verschaffen und traf mit Fulvia im Haffe gegen Octavian zusammen. Noch andere Bemerkungen über verschiedene Punkte beyzufügen müssen wir hier unterlassen, um nicht die Grenzen der Anzeige zu überschreiten, da sie uns zu sehr ins Einzelne führen würden, wie wir denn auch für unnöthig hielten, besonders zu bemerken, daß der Vf. über einzelne Thatsachen, z. B. über das Leichenbegängniß Cäsars, zuerst die richtige Vorstellung dargelegt habe, nachdem wir schon die Genauigkeit der Forschung im Allgemeinen anerkannt hatten. — Die Geschichte des Antonius wird mit einer übersichtlichen Characteristik desselben geschlossen, in der wir weder Wärme noch Unparteylichkeit vermissen. Immer, heißt es S. 507 ff., wird ein allgemeines Urtheil über Antonius, mag es Lob oder Tadel enthalten, ein falsches seyn, denn er zeigte sich verschieden, zuweilen besser, oft schlechter, als er war. Daß er an sich nicht nur gutmüthig und ohne Falsch, sondern auch edler und hochherziger Handlungen fähig war, wird ihm von den Alten bezeugt und von der Geschichte bestätigt. Es ist mehr der Gesamteindruck, welchen sein Leben macht, als irgend ein einzelner sogenannter Characterzug, wodurch diese Ansicht bestätigt wird; er verscherzt unsere Achtung, aber nicht unsere Theilnahme; man zürnt und vergibt ihm, und, muß

man ihn verdammen, so mag man den Stein nicht auf ihn werfen. Vieles Schlechte kommt nur in sofern auf seine Rechnung, als er andere nicht daran hinderte. Er schloß Frieden mit Octavian, dieser immer nur einen Waffenstillstand.

Obgleich wir also die Methode des Hn Verf. durchaus tadeln mußten, so halten wir doch sein Werk für eine wahre Bereicherung unserer geschichtlichen Literatur, und hoffen daß die noch übrigen drey Bände, welche auch schon fast zum Drucke fertig sind, bald erscheinen werden.

P.

G e n f.

Chez Ab. Cherbuliez, 1834: Mythologie élémentaire. Par Jean Humbert, Instituteur, Professeur d'arabe à l'Académie de Genève, membre de plusieurs Académies étrangères. Tome premier, VII u. 196 S. Tome second, 228 S. und Register, in Octav.

So nothwendig die Kenntniß der Mythologie zum Verständniß der alten Klassiker ist, eben so schwierig ist eine dem jugendlichen Alter angemessene Darstellung derselben, wenn man nicht durch Weglassung der öfters anstößigen Erzählungen sich dem Vorwurfe der Unvollständigkeit aussetzen will. Es kommt hier darauf an, eine richtige Mitte zu halten und Herr H. ist darin sehr glücklich gewesen. Mit einer Vollständigkeit, wie sie für die in Schulen vorkommenden Schriftsteller erforderlich ist, verbindet er eine Vorsicht im Ausdruck, welche die Phantasie junger Gemüther nicht aufregt.

Was die Anlage des Werkes betrifft, so wählte der Verf. die alphabetische Anordnung, indem die systematische sich nicht genau durchführen ließ; doch ist auch diese letztere versucht in einer S. 229 — 232 angehängten Table analytique, welche in 11 Abschnitte getheilt ist: I. Divinités d'un Ordre supérieur. II. Divinités subalternes. III. Demi-Dieux et Héros. IV. Personnages de l'Iliade, de l'Odyssée, et de l'Énéide. V. Expédition contre Thèbes. VI. Divinités allégoriques. VII. Monstres de la fable. VIII. Faits détachés. IX. Cérémonies religieuses. X. Lieux célèbres. XI. Divinités Égyptiennes.

Das Werk selbst hat also die Form eines Lexicon; jeder Artikel, deren etwa 900 sind, enthält nur das streng zu ihm Gehörige, was durch Wiederholungen vermieden werden, und einige sind mit Asterisken bezeichnet, die der Schüler beim ersten Durchlesen als minder wichtig übergehen kann. In einem besondern Supplément sind noch gegen 350 Namen alphabetisch aufgeführt, welche keines eigenen Artikels bedürftig schienen, sondern unter anderen vorkommen, auf welche hier verwiesen wird. — Die Sprache ist kurz, aber deutlich und fließend, so daß sich das Werk für uns auch in dieser Hinsicht empfiehlt, um als eine nützliche und unterhaltende Lectüre beim ersten Unterrichte im Französischen zum Grunde gelegt zu werden.

F. W.

G e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

84. Stück.

Den 30. May 1835.

B e r l i n .

Bey Duncker und Humblot: Die römischen Päpste, ihre Kirche und ihr Staat im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert, von Leopold Ranke. Erster Band. 1834. XX und 516 Seiten in Octav.

Man darf sich schon in Voraus für berechtigt halten, die Erwartungen von den hier mitgetheilten Aufschlüssen über die römische Hierarchie nach ihren inneren und äußeren Beziehungen während der angegebenen Zeit recht hoch zu spannen, weil eben so der historische Tiefblick des Verfassers für Enthüllung bewegter Verhältnisse längst rühmlich bekannt ist, als eine unternommene Reise nach Italien dem emsigen Forscher gewiß reiche Quellen eröffnen mußte. Und in der That die selbst hochgespannte Erwartung wird sich hier befriedigt, ja übertroffen sehen, schon durch die wirklich neuen mitgetheilten Einzelheiten, mehr aber noch durch den das Einzelne umfassenden ordnenden Geist, der trefflich

die Standpuncte zu finden mußte, von wo dem Leser der innere organische Zusammenhang der behandelten Verhältnisse vorliegen wird. Rückfichtlich der neu eröffneten Quellen wird besonders auf die archivariſchen Schätze Wiens und Venedigs aufmerksam gemacht, die dem Verf. mit der größten Liberalität eröffnet wurden; in Rom dagegen ſtand ihm eine Benützung der Vaticanischen Quellen nicht in demſelben Maße frey; man glaubte wohl gegen den norddeutſchen Proteſtanten Vorſicht wegen der Geheimniſſe des Papſtthums nöthig zu haben, während doch vielleicht eine freye Benützung derſelben geeignet ſeyn dürfte, manche Vorurtheile und Vermuthungen zu zerſtreuen, denen die Welt ſich gerade wegen jener ängſtlichen Bewahrung hinzugeben zu müſſen glaubt. Dagegen wird dem Leser ſofort ein Blick in die innern Verhältnisse Roms während der behandelten Zeit durch Angabe der Art geſtattet, wie dem Verf. ſich dennoch recht ergiebige Quellen über dieſelbe eröffneten. Es ſind die Privatarchive der großen römischen Familien, die meiſt von päpſtlichen Nepoten geſtiftet, ſelbſt im Beſitz der Staatsgeſchichte und Staatspapiere zur Zeit ihrer Blüthe ſich befanden, und wie ſie eine Dynaſtie, einen nach ihnen genannten Pallast in Rom gründeten, eben ſo auch ſofort, gleichſam als Ausſtattung der Familie, diplomatiſche Sammlungen anlegten, in welche ſich das Staatsarchiv eben ſo zerſtreute, wie der Ueberſchuß des Staatsvermögens dieſen papalen Geſchlechtern zu gute kam. So werden die Archive der Familien Barberini, Chigi, Altieri, Albani, Corſini ſtets für den gedachten Zweck des Hiſtorikers von unſchätzbarem Werthe bleiben.

Den eigentlich leitenden Gedanken in der an-

gegebenen Geschichte können wir die Regeneration der römischen Kirche und Hierarchie seit der Mitte des 16. Jahrhunderts nennen. Es wird hier die in der That auffallende Erscheinung bemerkt gemacht und historisch erklärt, daß dasselbe Papstthum, das schon seit den reformierenden Concilien so unendlich viel von seinem Ansehen eingebüßt hatte, dem durch die Reformation und den dadurch entstandenen Abfall so zahlreicher abendländischer Provinzen, die tiefste Wunde geschlagen war, dessen Ruin als unausbleiblich angesehen ward, — dennoch nicht allein solche Gefahren besteht, sondern aus ihnen neugestärkt hervorgeht, und eine Macht über die ihm verbliebene catholische Welt entfaltet, die vielleicht minder glänzend als im Anfange des 13ten Jahrhunderts, aber gewiß nicht minder gehaltvoll und thatkräftig war. Zur Erklärung dieser auffallenden Erscheinung wird vom Verf., nach den nöthigen Einleitungen, die in kurzen Zügen die Geschichte des Papstthums durch die Zeiten römischer, fränkischer und deutscher Kaiser hindurchführen, der totale Zerfall jenes Instituts zu Anfange des 16ten Jahrhunderts ausgeführt. Daß damals schon seit Jahrhunderten wie in die kirchlichen Formen ein roher Mechanismus, so in die kirchliche Gewalt entsetzlich viel Weltliches eingedrungen war, hat die Geschichte schon oft mit recht schmerzlichen Zügen verzeichnet. Der Verf. führt nun noch besonders aus, daß man in Rom es damals nicht einmahl mehr der Mühe werth gehalten hat, auch nur den Schein des christlichen Princips zu bewahren, durch dessen Vorgeben die päpstliche Macht gegründet und bisher erhalten war. Die Blasphemien, die Libertinagen, der offene Spott über Satzungen der Kirche und Stellen der Schrift gehörten am römischen

Hofe zum guten Tone. Eine gänzliche Entfremdung vom geistlichen Boden, auf dem doch die Gregore und Innocenze die päpstliche Gewalt gebaut hatten, zeigt sich nicht allein in den Tüsten eines Alexanders VI., sondern auch in Leo's X. Neigung zu classischen Studien und antiken Kunstwerken. Die humanistische Bildung verdankt dem kunstsinigen Medicäer allerdings viel; allein dem Papstthum brachte er dadurch eine um so tiefere Wunde bey, da dasselbe nicht durch griechische Literatur und Kunst, sondern durch die ziemlich kunstfeindlichen Principien der Theocratie gegründet war. Abweichen von diesem Fundament, so angenehmen Genuß es auch für den Augenblick verlieh und auch wohl die Zahl der Künstler und Literatoren dem päpstlichen Stuhle gewann, mußte über kurz oder lang den gefährlichsten Abfall des nur durch geistliche Mittel gefesselten Abendlandes herbeyführen. Uebrigens läßt sich eine Erklärung dieser von dem Verf. so scharf gezeichneten Verweltlichung die bis zum Spott über Kirchensatzung und Schrift ging, leicht genug hinzufügen. Bey der Art, wie Rom's Wortführer von jeher die christlichen Principien zu ihren Zwecken gemißbraucht, wie die Gregore und Innocenze stets mit den Schriftstellen nur ihr eigennütziges Spiel getrieben hatten, mußte ihnen selbst zuletzt das Bewußtseyn ausgehen, daß die Bedeutung davon doch eine andere sey. Während ihnen die Religion selbst nur als Mittel diente und als Werkzeug, mußte bey ihnen selbst ganz natürlich die Verachtung gegen das Werkzeug erwachen. So gewaltig ist die Macht, und darin besteht gerade die höchste Strafe des Mißbrauchs, daß er zuletzt auch bey dem, der ihn ausübt, die Anerkennung des gemißbrauchten Gutes verdunkelt.

Hierarchie, wie sie nur auf Mißbrauch kirchlicher Zustände beruhet, geht, wo sie es ungefährdet vermag, nur zu leicht den sonst unnatürlichen Bund mit der Frivolität ein.

Nur ein Paar leitende Gesichtspuncte erlauben wir uns hier noch auszuheben, die von dem Verf., wie historische Fernsichten durch den Wald der Einzelheiten, eröffnet werden. So wird in den Verhältnissen des Papstes zu Heinrich IV. (S. 28) hervorgehoben, Gregor VII. habe in dem Kampfe gegen die Königsgewalt, auch nur als Magnat des Reiches gehandelt, er habe an den großen Vasallen natürliche Verbündete zur Verringerung der Krongewalt, die aristocratischen Interessen auf seiner Seite gehabt. Wir bemerken zu dieser für den politischen Boden unumstößlichen Ansicht, wie auf dem Boden der kirchlichen Gewalt gerade das Umgekehrte Statt fand, wie der Papst sich auf ein demokratisches Fundament stellen mußte, um die aristocratischen Mittelglieder, die kirchlichen Magnaten, zu entfernen. Es kam in beiden Fällen nur auf das beabsichtigte Ziel an; politisch war es Verringerung der Krongewalt, und dazu diente schon ein Bündniß mit den großen Thronvasallen im aristocratischen Sinne; kirchlich war es das Erstreben der eigenen monarchischen Gewalt, und da waren es denn gerade die bisherigen kirchlichen Machthaber selbst, denen ihre Stellung verkümmert werden mußte; deshalb fand der Bischof so leicht gegen seinen Metropolitan seit Pseudoisidors Zeit in Rom Schutz, wenn er dem Stuhl die Ehre der Appellation erzeugte, eben so aber auch der Abt oder das Kloster gegen den Bischof, wenn es sich zu eximieren suchte; eben deshalb waren die Bettelorden die vom Papst am meisten begünstigten, weil sie unmittelbar

auf demokratischen Boden wurzelten, weil sie am besten dazu dienten, um alle Rechte der Mitglie­der und alle Privilegien der Localbehörden vernichten, und auf dem Fundament einer kirchlichen Gleichheit den monarchischen Stuhl errich­ten zu können. Wie einst im alten Rom die Autocratie nur durch Entfernung der aristocrati­schen Gewalt des Senats erwuchs, ja sogar vor­gab, demokratische Rechte vertreten zu wollen, nach derselben Verwandtschaft zwischen Demo­cratie und Absolutismus stürzte das päpstliche Princip die localen Mittelbehörden, und schmückte die Tiare mit allen den Rechten und Befugnif­sen, die den Metropolitcn und Bischöfen ent­nommen waren.

Noch bemerken wir des Verfassers Neigung und Gewandtheit zur Alarmachung der Verhält­nisse durch nachgewiesene überraschende Aehnlich­keiten und Contraste, wie oft der heimlich an­gelegte Plan zu Maßregeln zwang, die dem äußerlich vorgegebenen Streben geradezu zu wi­dersprechen scheinen. Maximilian I., der gewiß nicht den Sieg des Evangelii zu befördern gedachte, erblickt in Luther den kühnen, glücklichen Feind des Papstthums, mit dem man Rom sehr kräftig im Zaum halten könne; er ließ ihn dem Chur­fürsten von Sachsen besonders empfehlen 'man möchte seiner einmal bedürfen.' Ferdinand von Oestereich war auf dem Reichstage zu Speyer gewiß eben so wenig ein Freund der Reforma­tion; aber Clemens VII. hatte sich damals mit Frankreich gegen Carl V. verbunden, und ließ seine Truppen in Ober-Italien einrücken; dieß war entscheidend für den so günstigen Speyer­schen Abschied; denn gewiß dachte Ferdinand jetzt nicht daran, der päpstlichen Macht in demselben Augenblick so viel zu opfern, da sie sich feindlich

gegen den Kaiser zeigte. Als Philipp von Hessen seinen kühnen Zug nach Würtemberg unternahm zur Restitution des verjagten Herzogs Ulrich, geschah dieß gewiß zunächst, um diesem Fürsten zu seinem guten Rechte wieder zu verhelfen, eben so gewiß aber auch zur Einführung der Reformation in jenes Land; wenigstens diente der mit Ferdinand geschlossene Friede zu Kadan dazu, den protestantischen Waffen ein gewaltiges Uebergewicht zu verleihen; und wer sollte denken, dieselbe Unternehmung, die so bestimmt im Interesse der Reformation ausgeführt ward, hatte sehr wahrscheinlich die Billigung des Papstes, da es zugleich der Uebermacht des Kaisers galt; Franz I. von Frankreich, mit dem die Häupter der Protestanten in Einverständniß handelten, war zugleich der Verbündete Clemens VI., und so gewissermaßen mit Papst und Reformation im Bunde.

Im zweyten Buche werden nun mit demselben Scharfblicke die Grundzüge der Neubegonnenen Regeneration der catholischen Kirche verzeichnet. Der erste Schritt dazu, der so viele Hoffnungen erregte und dennoch erfolglos blieb, war ein Anklang desselben evangelischen Grundsaßes, auf den in Deutschland die Reformation erbaut ist, ein Rückschritt vom Pelagianismus und bestimmte Auffassung der evangelischen Rechtfertigungslehre. Daß Analogien der Reformation auch jenseits der Alpen sich ansetzten, ist längst bekannt. Allein so bestimmt, wie hier, haben wir den Beweis noch nicht geführt gesehen, daß sie mehr waren als jene bloß critische Richtung, die sich nachher in den gehaltlosen Unitarismus eines Gentilis, Blandrata, der Sozzini, endete, daß wirklich die lutherische Justificationslehre von geist- und gemüthvollen Männern auf-

gefaßt war. Gerade während Leo's X. Hofhaltung sich gänzlich verweltlichte, trat erst in Rom, und als dieß durch die kaiserlichen Truppen geplündert war, in Venedig ein Verein von Männern zusammen, aus denen wir nur den spätern Cardinal Gaspar Contarini, und den Englischen Flüchtling Reginald Poole nennen, die wirklich jenen evangelischen Grundsatz mit einer Entschiedenheit geltend machten, wie es gleichzeitig nur immer in Wittenberg geschehen konnte. Freylich über die catholischen Principien des päpstlichen Supremats, der geforderten Einheit der Kirche im Römischen Sinne konnten sie nicht hinaus; aber auch so wird sich durch ihre dogmatische Richtung ein sonst ziemlich unbegreiflicher Umstand erklären, die so viel versprechende Annäherung der beiden Parteyen auf dem Gespräch zu Regensburg. Gewiß war es nicht allein des milden Cöllnischen Theologen, Gropper, Werk, daß jenes den Verhandlungen zu Grunde gelegte Regensburger Interim in einem so versöhnenden Geiste abgefaßt war. Das fast Unbegreifliche davon, daß Melanchthon an der Spitze der protestantischen Interlocutoren sich mit den Catholiken so leicht über die Principien des Augustinianismus vereinigte, wird sich durch die eine Notiz aufhellen, daß der dazu bevollmächtigte Römische Legat Niemand anders war, als jener Cardinal Contarini, der schon in Italien selbst diese Principien verfochten hatte. Freylich um die Ausöhnung wirklich zu Stande zu bringen, hätte nicht allein Luther die Ueberzeugung gewinnen müssen, daß es der ganzen päpstlichen Partey mit jenen Dogmen ein Ernst sey, und dazu kannte er seine alten Gegner zu gut, sondern auch in Rom hätten keine politische Rücksichten obwalten müssen, daß Einigung in Deutsch-

land die kirchliche Gewalt so mächtig gefährden würde. Man hätte dort sich zu allen den Opfern verstehen müssen, die solche Grundsätze nach sich zogen, und dazu fand man sich nicht aufgelegt; Contarini's Zugeständnisse wurden widerrufen. Indes ohne Erfolg konnte der gegebene Anstoß nicht bleiben, wenigstens der gänzlich weltliche Sinn mußte dem neu erwachten kirchlichen weichen, und so zeigt sich die Wirkung davon in der gerade damals zusammentreffenden Stiftung neuer Orden. Während diesseits der Alpen durch Auflösung des Mönchthums die Reformation fortschritt, wandte man sich jenseits derselben dem schon im Mittelalter vielfach erprobten Mittel zu, durch Schärfung und Erneuerung der Klosterdisciplin neues Leben in die erstarrten Ader der Kirche zu gießen: die Capuciner als Schärfung der Minoritenregel, die Bäter vom Dracitorium, die Theatiner, und wer sollte es glauben, auch die Jesuiten gleich nach ihrer Stiftung, sind als hervorgegangen aus jenem gegebenen geistigen Anstoß zu betrachten. Den beygebrachten Notizen über die Stiftung der Gesellschaft Jesu darf man die Zustimmung nicht versagen, wie sehr Unrecht es sey, den schwärmerischen jungen Männern, Loyola, Peter Faber und Franz Xaver, die in dem Collegium St. Barbara zu Paris den so erfolgreichen Bund eingingen, sofort die freylich später so entschiedene herrschsüchtige Tendenz beyzumessen. Es war in der That anfangs mehr Schwärmerey, die sich in redlicher Ueberzeugung dem Dienste der Kirche widmete, als weitaussehende Berechnung, die den Dienst der Kirche zum Mittel, die eigene Herrschaft zum Zweck gemacht hätte, wie denn namentlich Loyola selbst nur als Phanz

tast erscheint, der vom weltlichen Ritterthum zum geistlichen überging. Kaum kann man es deshalb auch dem Papst verargen, daß er in dem Augenblick, wo Alles von ihm abfiel und sich gegen ihn erhob, eine Gesellschaft in seinen Schutz nahm, die sofort voll enthusiastischen Eifers sich seinem Dienste widmete, eine Stützung der Hierarchie auch ohne alle jene Opfer verhiess, die von der angeregten Augustinischen Richtung so schmerzlich gefordert wurden. Mit solchen Gehülften durfte der Papst den ersten Sitzungen des Tridentinums getroßt entgegen sehen. Denn war auch dort die Opposition der dem Kaiser ergebenen, besonders der spanischen Bischöfe zu fürchten, ward die Augustinische Rechtfertigungslehre auch selbst durch angesehenere catholische Theologen vertreten, die, wie der Augustinergeneral Seripando deshalb noch nicht jedes Dogma verwerfen wollten, weil es von Luther gelehrt war: schon zeigen sich zu Trident die Jesuiten thätig; Painez und Salmeron wissen das Augustinische Princip als Neuerung zurückzudrängen, und nachdem einmal der semipelagianische Grund gelegt war, erwuchs darauf das ganze Gebäude der catholischen Dogmatik durch ihre eigene Consequenz. Zur Unterstützung der so eingeschlagenen Maßregeln trat dann bald genug aufs Neue die Inquisition hinzu. Seitdem die Dominicaner-Inquisition ihr Blutwerk im südlichen Frankreich durch Ausrottung der Albigenischen und Waldensischen Ketzerey vollbracht hatte, war sie ziemlich in Verfall gekommen, so daß die bald darauf errichtete Spanische Inquisition mehr eine Maßregel des Staates als des Papstes war: dagegen das erneute Römische Kegergericht, seit 1542 war ganz wiederum päpstliches Werk, und wie

schnell gelang es ihm, alle Keime des Protestantismus in Italien zu erdrücken, so daß evangelische Gemeinden, die jetzt Italien darbietet, fast durchaus Werk der Gegenwart sind.

Wir glauben dem Verf. die Behauptung als bewiesen zugestehen zu müssen, daß die neue Richtung, die sich in Rom, in der Mitte des Catholicismus um den Papst her bildete, eben so gut wie die protestantischen Bewegungen selbst, als Gegensatz gegen die Verweltlichung der früheren Kirche zu betrachten sind, die aus demselben Bedürfniß nach einer kirchlichen Regeneration hervorgingen, das dadurch in den Gemüthern entstanden war. 'So entspringen ein paar Quellen in vertraulicher Nachbarschaft auf der Höhe des Gebirges; so wie sie sich nach verschiedenen Senkungen desselben ergossen haben, gehen sie in entgegengesetzten Strömen auf ewig auseinander.'

Das dritte und vierte Buch führt nun die Geschichte der Päpste bis zum Ende des sechzehnten Jahrhunderts nach der angegebenen Richtung durch, wobey das Fortgehen des Protestantismus und die spätern Sitzungen des Tridentinum mit behandelt werden, ohne daß uns hier in die Einzelheiten einzugehen gestattet ist. Sehr sorgsam sind die Notizen über die Verwaltung des Kirchenstaats, und wird dem Leser ein trefflicher Blick in die seltsamen Finanzspeculationen eröffnet, wozu die Curie schon durch den ungeheuern Ausfall gezwungen war, den ihre Einnahme durch die Reformation gelitten hatte. Zu directen Auflagen entschloß man sich ungern, dagegen bot die Einrichtung der zahllosen Aemter an der Curie, die sämmtlich von den Geschäften Sporteln zogen, eine Auskunft dar: sie

wurden geradezu von der päpstlichen Kammer verkauft, und ihre Besitzer darauf angewiesen, sich während der Amtsführung das angelegte Capital wieder zu erwerben. Schon Leo X. brachte die Aemter auf 2150; Sixtus V. verkaufte auch noch solche Aemter, die früher umsonst gegeben waren, so daß es ihm möglich ward, die fünfstehalb Millionen Scudi zusammenzubringen, die er in der Engelsburg als einen Schatz niederlegte, der von seinen Nachfolgern nur angegriffen werden solle, wenn ein Krieg zur Eroberung des heil. Landes, oder ein allgemeiner Feldzug wider die Türken unternommen werde, bey Hungersnoth und Pestilenz, in offener Gefahr, eine Provinz des catholischen Christenthums zu verlieren, und bey andern Gefahren des heil. Stuhls. Dafür war Sixtus V. aber auch ein guter Deconom, der seine Tafel mit 6 Paoli den Tag bestritt!

Der Fortsetzung einer so geistreichen und durchdringenden Forschung sehen wir mit großer Spannung entgegen.

R—g.

E b e n d a s e l b s t.

Denkwürdigkeiten über die Mongolei. Von dem Mönch Hyacinth. Aus dem Russischen übersezt von Karl Friedrich von der Borg. Mit Kupfern und einer Charte der Mongolei. 1832. Octav.

Ein dankenswerther Beytrag zur Kenntniß der noch so wenig erforschten Mongoley, wodurch manches in Timkowskij's Reisebericht erläutert, berichtet und bestätigt wird.

Der Verfasser ward 1807 als Mitglied der geistlichen Russischen Mission, die nach Peking abging, angestellt, blieb in China bis zum Jahre 1820 und kehrte dann mit Timkowski in sein Vaterland zurück. Das Tagebuch seiner Hinreise verwarf er später selbst, da er einsah, daß es zu mangelhaft und voll von Irrthümern sey, die zum Theil von seiner Unkenntniß der Mongolischen Sprache herrührten, zum Theil von der Schweigsamkeit der Mongolen und besonders der Angestellten, die, wie die Chinesen, gefragt nur wenig Auskunft über ihr Land gaben. Ein Drote, bey dem der Verfasser sich nach einigen Einrichtungen erkundigte, gab ihm zur Antwort: 'unsere Vorgesetzten verbieten uns zu plaudern', und wenn Timkowski diesen oder jenen befragte, ward ihm erwidert: Odossain medeshu ugei, Nan, 'übrigens, mein Herr, weiß ich davon gar nichts.'

Ueber sein Werk bemerkt Hyakinth: 'im Verlauf der letzten acht Jahre meines Aufenthaltes in Peking erhielt ich über die Mongolen hinlängliche Nachrichten, theils aus der Chinesischen Geschichte, theils aus dem Umgange mit den ursprünglichen Bewohnern dieses Landstriches geschöpft. Eben dieß bewog mich, mein früheres Tagebuch gänzlich aufzugeben, und statt dessen, nach meiner Rückkehr nach Rußland, die erwähnten Nachrichten in Form dieser kurzen Denkwürdigkeiten über die Mongoley darzulegen, in dieselben zugleich meine Reise durch die Mongoley, bey der Rückkehr aus Peking nach Kiachta im Jahre 1821 mit aufnehmend.'

‘Dieses Werk ist, in Hinsicht auf seine Hauptgegenstände, in vier Theile abgetheilt. In dem ersten ist das Tagebuch unserer Reise von Peking bis zur Russischen Gränze enthalten. In diesem Theile habe ich keine allgemeine Bemerkungen über den ganzen Landstrich mitgetheilt — die das langweilige Tagebuch ein wenig interessant gemacht haben würden. Mir schien es besser, alle statistische Nachrichten in dem zweyten Theile zusammenzustellen. — Der dritte Theil enthält eine kurze historische Uebersicht des Mongolischen Volkes: doch dieses kleine Werk erforderte große Bemühungen: es mußte zuweilen oft eine umfassende Geschichte dieses Volkes entworfen werden, um dieselbe, nach Erlangung einer deutlichen und vollständigen Kenntniß seiner Begebenheiten, in abgekürzter Form gründlicher darlegen zu können. — Den vierten Theil bildet das Mongolische Gesetzbuch, nach welchem gegenwärtig China dieses Volk regiert. Es ist aus dem, vor etwa vierzig Jahren herausgegebenen Gesetzbuche des Chinesischen Collegiums der auswärtigen Angelegenheiten gezogen.’

So schildert der Verfasser selbst den Plan und die Materialien seines Werkes. Er theilt dann zuerst den Bericht der Reise von Peking bis Kalgan mit, gibt dann eine physische Uebersicht dieses Landstriches und schildert die große Mauer. Messungen über die relative Höhe der verschiedenen Districte hat er nicht angestellt, er bemerkt aber, daß den 15. May in der Umgegend von Peking der Waizen schon Körner ansehte, dahingegen den 23. bey der großen Mauer Gerste und Roggen erst eben her-

vorzugrünen anfangen. Nach von Bunge's barometrischen Bestimmungen ist man bey den Trümmern des ältesten Theils der großen Mauer 840 Toisen über dem Meere; hier ist der Uebergang plößlich, südlich davon ist reiche Vegetation und man steht am jähen Absturz Hochasiens nach Süden zu. Von Choraussin bis zum Tola bey Urga fand Hyakinth keinen Fluß, keinen Bach, selten einen See, bey den Stationen waren Brunnen. Nach v. Bunge ist die eigentliche Gobi zwischen Durma und Scharabudurghuna; der Boden enthält viel Salz; bey Dschirgalanto ist man 770 Toisen über dem Ocean, und steigt dann allmählich nach Urga hinab. — In der weiteren Reisebeschreibung lernt man auch die umherziehenden Stämme kennen, die bald in größeren Haufen zusammenleben, wenn der Regen den Wuchs des Grases befördert hat, bald sich zerstreuen, wenn Dürre, wie zur Zeit der Reise des Verfassers, Futtermangel verursacht. Auch die Nachricht von der Annäherung einer solchen Caravane, wie die der Russen, macht oft daß sich die Nomaden von der Straße entfernen.

Mongoley nennt Hyakinth das Land vom 41° — 51° N. Br., und vom 118° — 143° der Länge, er gibt dann die politische Eintheilung an, schildert die Gebirge, Flüsse, Seen, Boden, Klima, und zuletzt die Bewohner.

Ehe der Verfasser seine geschichtlichen Untersuchungen über die Mongolen mittheilt, sucht er die Frage zu beantworten: wer waren die Tataren des dreizehnten Jahrhunderts? und verwirft die von Claproth, in den *Mémoires relatifs à l'Asie* aufgestellte Ansicht. Das Re-

sultat der Untersuchungen Remusat's, d'Ohsson's und Klaproth's hat Ritter mitgetheilt (Erdkunde II. Th. 2. Buch 1. Bd. S. 274 — 283), und man wird nicht Anstand nehmen diesem Forscher beyzustimmen; interessante Bemerkungen über diesen Gegenstand, so wie über die Geschichte der Mongolen gibt von Hammer in den Wiener Jahrbüchern (67. Band).

....I.

B r e m e n.

Wir zeigten (St. 28 vorigen Jahrs) den Catalog der gedruckten Bücher der Bremischen Stadtbibliothek durch den Herrn Bibliothecar Rump an, und bemerkten, daß in der Vorrede das Versprechen gegeben sey, die Bremensia in einem Anhange folgen zu lassen. Dieser Anhang ist jetzt erschienen: Verzeichniß sämtlicher Bremensien der Bremischen öffentlichen Bibliothek. 1834. 46 Seiten in Octav (bey Heyse). Es enthält S. 1 — 11 Manuscripte, worunter mehrere Chroniken; und S. 12 — 47 gedruckte Sachen, die sämtlich auf dem kleinern Bibliothekssaale zusammengestellt, jetzt eine eigene Sammlung bilden. — Wir glauben Freunden der Litterargeschichte durch diese Anzeige vielleicht einen Gefallen zu thun.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

85. Stück.

Den 1. Junius 1835.

L e i p z i g.

Ben F. A. Brockhaus: Was ist von den neuesten kirchlichen Ereignissen in Schlesien und von der Anwendung militärischer Gewalt wider die strengen Lutheraner daselbst zu halten? Eine Abhandlung zur Berichtigung des Urtheils über diese Ereignisse. Herausgegeben von Dr. Herm. Olshausen, Prof. der Theologie an der Universität zu Erlangen. 1835. 62 S. in 8.

Ueber die höchst beklagenswerthen kirchlichen Ereignisse in Schlesien in den letzten Tagen des verflossenen Jahres sind die Nachrichten und Urtheile noch so sehr verschieden und unsicher, daß eine Schrift, die, wie die vorliegende, auf eine unparteyische und mehr wissenschaftliche Weise so Erzählung, wie Urtheil zu berichtigen verspricht, nicht anders, als sehr willkommen seyn kann. Die Erscheinung ist äußerlich unbedeutend, hat etwas beschränkt Vertliches und Momentanes, — aber innerlich ist sie einer der interessantesten Fälle der kirchlichen Polemik, der zur Belehrung

und Warnung im höchsten Grade verdient von allen Seiten gründlich besprochen zu werden.

Worauf es dabey natürlich zunächst ankömmt, ist, einen weder durch Zorn noch Vorliebe verfälschten actenmäßigen Bericht von den Thatfachen zu haben. Dr. Dlshausen versichert einen solchen geben zu können, nach authentischen sehr genauen theils mündlichen theils schriftlichen Mittheilungen. Ob diese im strengen Sinne actenmäßig seyen, ob Aussagen unparteyischer Augenzeugen oder irgendwie Betheiligter, — wird nicht gesagt. An Ort und Stelle ist die Begebenheit noch zu neu, und die Gemüther daselbst noch zu leidenschaftlich bewegt, als daß vor der officiellen Bekanntmachung der streng gerichtlichen Untersuchungsacten unbedingte Sicherheit zu erwarten wäre.

Der Verf. beschränkt seine Erzählung auf die Bewegungen in der Dorfschaft Hönigern, ohne auf die vorbereitenden Momente, die in dem Preussischen Agendenstreit überhaupt liegen, genauer einzugehen. In seiner Beurtheilung geht er stellenweise tiefer zurück, aber wäre es nicht eben deshalb für die weniger Unterrichteten nothwendig gewesen, den allgemeineren und tieferen Zusammenhang des Streites, der in jenen Unruhen nur seine Spitze erreicht hat, kurz aber vollständig darzulegen?

Was der Verf. aus seinen Quellen über diese jüngsten Bewegungen mittheilt, ist im Wesentlichen Folgendes:

An der Spitze derselben steht der Pfarrer Kellner, ein Schwager und Glaubensgenosß des Dr. Scheibel, 'ein Mann, wie er hier geschildert wird, von Talent und Eifer für die Wahrheit, aber ohne Weisheit und demüthigen Sinn.' Ein strenger Lutheraner, hatte er mit mehreren

andern Schlesiſchen Geiſtlichen die Annahme der Agende, weil ſie ihm mit der Union und in ſofern der Zerſtörung des Lutherthumes aufs genaueſte zuſammenzuhängen ſchien, bisher ſtandhaft verweigert, und ſeine Gemeinde in dieſem Sinne belehrt und geleitet. Als er nun, nach langen vergeblichen Verhandlungen, in Folge neuerer geſchärften Verordnungen, die Cataſtrophe immer näher rücken ſah, entſchloß er ſich, um die Gemeinde zu einem kräftigeren Widerſtande zu organiſiren; durch Stimmenmehrheit vierzig Männer aus derſelben wählen zu laſſen, denen er, als Deputirten, für den Fall ſeiner Suſpenſion die Führung der kirchlichen Angelegenheiten anvertrauen wollte. Dieſen hatte er vor der Ankunft der königlichen Commiſſion (des Superintendenten und Landraths) die Kirchenschlüssel, die Kirchencaffe und was ihm ſonſt als Pfarrer anvertrauet war, übergeben, und zwar ſo, daß er nachher ſelbſt nicht wußte, wer von den Deputirten die auf den Tiſch hingelegeten Schlüssel u. ſ. w. an ſich genommen hatte. Das alles hatte er gethan, ohne weder den Patron, noch andere Behörden davon zu benachrichtigen. Als er nun auf wiederholte Ermahnungen und Aufforderungen der Commiſſion, den Anordnungen der rechtmäßigen kirchlichen Behörde Folge zu leiſten, aufs entſchiedenſte ſich geweigert hatte, wurde von dem Superintendenten ſeinem Auftrage gemäß die Suſpenſion über ihn öffentlich ausgeſprochen, und die interimistiſche Verwaltung der Pfarre einem benachbarten Pfarrer übertragen. Kellner aber erklärte, daß er die Suſpenſion durch einen unierten Superintendenten vollzogen nicht anerkenne, daß Verlangte nicht ausliefern und ſein Amt nach wie vor verwalten werde. Vergebens forderten die königl. Com-

missarien von den Gemeindeparlamenten die Herausgabe der Schlüssel, vergebens machten sie den Versuch, die Kirche zu öffnen; die Menge, zunächst die Weiber, umgaben schreyend die Kirche und drängten sie zurück. Durch diese Widerseßlichkeit bekam die Sache einen polizeylichen Character, und die rein bürgerliche Behörde war genöthigt, einzuschreiten. Als auch die ernstesten Vorstellungen von dieser Seite nichts vermochten, den Pfarrer zum Nachgeben zu bewegen, wurde dieser arretiert und nach Breslau geführt. In diesem einzigen Stücke folgte er ohne Widerstand. Aber die Deputierten der Gemeinde weigerten sich fortwährend, sowohl die verlangten Kirchensachen herauszugeben, als den Pfarrverweser anzuerkennen. Nicht nur wurde dieser auf mannigfaltige Weise gekränkt und verhöhnt, sondern es trat nun in Ermangelung eines ordentlichen Pfarramtes eine wahre kirchliche Anarchie ein. Die neugeborenen Kinder blieben ungetauft, die Schulen, weil von unierten Lehrern besetzt, unbesucht, die Gestorbenen wurden nicht in die Kirchenbücher eingetragen, ja es ging so weit, daß die Gemeindevorsteher bey dem Begräbniß des früheren emeritierten Pfarrers, der um die Zeit in der Gemeinde starb, obwohl derselbe allgemeine Achtung genossen hatte, das ehrenvolle Glockengeläut verweigerten. Die Gemeinde bewachte in zwey großen starkgebauten Buden, die man auch zum gottesdienstlichen Gebrauche benutzte, die Kirche, und versammelte sich in großen Haufen zu ihrer Vertheidigung, so oft das Gerücht von ernstern Maßregeln der Obrigkeit entstand. Die Behörden ließen dieß Unwesen eine Zeitlang gewähren, in der Hoffnung, die Gemeinde werde am Ende von selbst zur Besinnung und Ruhe zurückkehren. Ein

Theil derselben schien dieser Hoffnung zu entsprechen, der größere Theil aber verharrete standhaft bey seiner Opposition. Unterdessen hatte auch Pfarrer Kellner in Breslau erklärt, daß er das gegebene Wort, die Stadt ohne Genehmigung der Behörden nicht verlassen und mit seiner Gemeinde in keine weitere Correspondenz treten zu wollen, nicht länger halten könne, und daß er willens sey, zu seiner Gemeinde zurückzukehren. Was den Pfarrer zu diesem Schritte bewogen habe, wird nicht erzählt. Nachdem aber Kellner, um ihn unschädlich zu machen, in engeren Gewahrsam genommen worden, und alle Hoffnung, die Gemeinde auf dem Wege der Güte zum Gehorsam zurückzubringen verschwunden war, geschah auf Königlichen Befehl das Traurige, aber, wie es schien, Unvermeidliche, die Gemeinde wurde militärisch besetzt, die Kirche mit Gewalt genommen, und so nach dreymonatlicher Unterbrechung am ersten Weihnachtstage der Gottesdienst nach der neuen Agende durch den Consistorialrath Dr Hahn wieder eröffnet.

Nach diesem Bericht über die Thatsache geht Dr Olshausen zur Beurtheilung derselben über. Er gibt der streng lutherischen Partey überhaupt, und dem Pfarrer Kellner insbesondere entschieden Unrecht, sowohl in kirchenrechtlicher, als theologischer Hinsicht, und dieses Urtheil scheint um so unparteyischer, da der Verf. bekanntlich selbst zu den Vertheidigern der Lutherischen Abendmahllehre gehört. Die Hauptpuncte seiner Beurtheilung sind kurz diese:

Zuerst wird dem Pfarrer Kellner die eigenmächtige Wahl der vierzig Gemeindepriester mit Recht zum Vorwurf gemacht. Die Willkühr, die separatistische Tendenz darin seyen unverkennbar. Consequent und ohne Vorwurf würde der Mann

gehandelt haben, wenn er, wie einst Paul Gerhard, sein Amt aufgegeben hätte. Sodann wird der Gemeinde das Zusammenrotten um die Kirche, das Abreißen der Königl. Publicanda vorgeworfen. Durch diese Art des Widerstandes war die Sache von dem rein theologischen und kirchlichen Gebiete auf das bürgerliche und polizeyliche herübergezogen worden, und Dr. Nishausen erklärt, daß in solchen Fällen Gewalt anzuwenden die Regierung nicht nur die Erlaubniß, sondern die Verpflichtung habe, ja er fürchtet sogar, daß drey Monate lange Warten der Regierung möchte den meisten unbefangenen Beurtheilern eher zu lange als zu kurz erscheinen.

Tiefer eingehend in die theologische Seite der Sache bespricht der Verf. die Verirrung der Schlesiſchen Lutheraner überhaupt. Er zeigt, daß ihre Weigerung, ihre Kinder von unierten Geistlichen taufen zu lassen, selbst dann, wenn die unierte Kirche eine häretische geworden wäre, sogar nach altcatholischen Begriffen verkehrt sey, und widerlegt Dr. Scheibel's seltsame und fast lächerliche Vertheidigung jenes Verfahrens aus der heil. Schrift. Das eigenmächtige Taufen durch Layen — die Folge jener Weigerung — sey ebenfalls durchaus unstatthaft und jedes ordentliche Kirchenregiment sey befugt, dasselbe nicht zu dulden. Die fanatische Verkehrtheit erreiche ihren Gipfel in dem Zurückhalten der Kinder von den unierten Schulen. — Nachdem der Verf. so die hervorstechendsten Unordnungen und Ungeſetzlichkeiten gestraft hat, wirft er die Frage auf: ob die Partey etwa in der Sache selbst Recht habe, ob ihre Gewissensfreyheit verletzt worden sey u. s. w.? Auch diese Frage wird verneint und so die Anklage gegen die Partey aufs höchste gesteigert. Man ist begierig die Rechtferti-

gung dieser Verneinung zu hören. Nachdem der Verf. auf die natürlichen Schranken der Gewissensfreyheit, die in dem geordneten Staats- und Kirchenwesen liegen, aufmerksam gemacht und davor gewarnt hat, eigensinnige Willkühr mit wahrer Gewissensfreyheit zu verwechseln, unterscheidet er zwischen den beiden Momenten des Streitens, der Annahme der Agende, die nur bedingt frey, und dem Eingehen in die Union, welches der Freyheit eines jeden unbedingt anheim zu geben sey. Indem er nun zeigt, daß die lutherische Partey in Schlesien in dem doppelten und dreyfachen Irrthume befangen gewesen sey, die Annahme der Agende und Union sey ein und dasselbe, ferner die Differenz zwischen Lutheranern und Reformirten, besonders in der Lehre vom heil. Abendmahle, sey eine fundamentale, bey der keine Kirchengemeinschaft bestehen könne, und endlich die Regierung wolle eben durch das Gebot der Annahme der Agende die Luthersche Kirche in der Union unterdrücken und vernichten, bemühet er sich nachzuweisen, daß, wenn man auch zugeben wolle, der zweyte Irrthum sey für die Partey ein unüberwindlicher gewesen, über den jeder weitere Streit unnütz sey, doch, was den ersten und dritten Punct betrifft, wenigstens die Regierung nicht Schuld sey an dem verderblichen Irrthum darüber. In dieser Opposition war mir eben so neu als wichtig, daß die Regierung einige Zeit vor der letzten Catastrophe durch das Breslauer Consistorium, um die Luther. Dissidenten zufrieden zu stellen, denselben folgende Zugeständnisse und Erklärungen gemacht hatte: 1. die fortwährende Geltung der symbolischen Bücher der Luther. Kirche, insbesondere der ungedänderten Augsb. Confession werde ausdrücklich anerkannt und verbürgt; 2. den nicht unierten

Lutherischen Gemeinden stehe frey, zu verlangen, daß ihnen Männer ihres Bekenntnisses zu Geistlichen bestellt würden; 3. die Geistlichen solcher Gemeinden, die einem größeren oder kleineren Theile nach noch an dem Luth. Abendmahlsritus hängen, seyen autorisirt, in regelmäßig wiederkehrenden Fristen das heil. Abendmahl nach jenem Ritus zu verwalten. Zu dem Ende hatte man in den provinziellen Anhängen der Agende die alten Luther. Abendmahlsformulare recipiert. Den Geistlichen dieser Richtung war nur zur Pflicht gemacht, sich in allen andern kirchlichen Functionen der neuen Agende zu bedienen. Dabey war ganz in der Ordnung, daß man ihnen das öffentliche Polemisieren gegen die Union verbot, ohne Beschränkung des Rechtes, ihre Confirmanden und Gemeindeglieder im Luth. Bekenntniß vom Abendmahle zu unterrichten. Endlich wurde ihnen geboten, ohne gesetzliche Demissionen keine Amtshandlungen an Personen aus andern Parochien zu verrichten. Auch dieß forderte die kirchl. Ordnung. — Nachdem der Kf. so den Dissidenten allen Schein des Rechts genommen zu haben glaubt, untersucht er noch kurz, ob es unter solchen Umständen, da keine von jenen Concessionen etwas half, gar kein Mittel gegeben habe, den ärgerlichen Kampf zu stillen? Allerdings, meint er, entweder die Zurücknahme der Agende im ganzen Königreiche Preußen, oder die Bewilligung einer besonderen Verfassung für die Partey; allein das eine wie das andere würde im höchsten Grade unpractisch und in seinen weitern Folgen verderblich gewesen seyn, und so sey begreiflich, daß sich die Regierung dazu nicht habe verstehen können.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

86. 87. Stück.

Den 4. Junius 1835.

L e i p z i g.

Beschluß der Anzeige: Was ist von den neuesten kirchlichen Ereignissen in Schlesien und von der Anwendung militärischer Gewalt wider die strengen Lutheraner daselbst zu halten? 2c. 2c.

Wir übergehen den Schluß, worin die verschiedenen Urtheile über die Schlesiſchen Bewegungen geprüft und berichtet und insbesondere auf die wesentliche Differenz zwischen jener Lutherischen Partey und der mystischen und pietistischen aufmerksam gemacht wird, und fragen, ob dem Vf. gelungen sey, seine Anklage gegen die Partey und seine Rechtfertigung des Verfahrens gegen sie gehörig zu begründen? Wir antworten, zum Theil allerdings, aber nur zum Theil! Der Kampf für die religiöse Ueberzeugung ist in unserer Zeit etwas Seltenes, nicht nur wegen der herrschenden Freyheit, sondern auch Gleichgültigkeit auf diesem Gebiete. Allein um wahrhaft erfreulich und erhebend zu seyn, muß er auch rein

seyn. Aber von dem Augenblicke an, wo die Lutherische Opposition fanaticisch wurde, die unierte Kirche verkehrte und sich aller bürgerlichen Obri-
keit und Ordnung widersetzte, hat sie etwas Un-
reines und Unrechtes. Man kann ihre Energie
bewundern, aber sie gewährt keine Freude. Man
muß das gewaltsame Einschreiten der Regierung
bedauern, aber es war provociert. Es mag da-
bey von Unten mehr geschehen seyn, als von
Oben herab gewünscht wurde, — aber wenn es
einmal so weit gekommen ist, müssen solche In-
congruenzen leider immer mit eingerechnet wer-
den. Die Collision des Kirchlichen und Bürger-
lichen, in welche die Regierung gebracht worden
war, war eine der schwierigsten, die es geben
kann. Zur Lösung derselben war die Anwen-
dung der Gewalt gegen die offene Widersetz-
lichkeit vielleicht unvermeidlich. Aber durfte sie wei-
ter gehen oder weiter wirken, als bis zur Ein-
nahme der Kirche? Es hat etwas Berleghendes,
daß unter dem drohenden Schutze der Waffen
auch der Gottesdienst nach der neuen Agende
wieder eröffnet wurde. Damit hätte man warten
sollen, bis die Gemüther durch Mittel des Friedens
und Geistes wieder beruhigt und zum freyen Ent-
schlusse der Theilnahme an der neuen Form des
Gottesdienstes hätten bewogen werden können. So
bleibt immer der Schein äußerer Gewalt gegen die
Gewissen. Ref. hält die Lutherische Opposition
für einen theologischen Irrthum; er gehört zu
den entschiedensten Vertheidigern der Union, und
zwar gerade in der Art, wie sie im Jahre 1817
im Preussischen eingeleitet worden ist. Jede an-
dere Art, die von dem Dogma ausgehen will,
ist nach dem Zeugniß der Geschichte unpractisch.
Eben so bin ich der Meinung, daß zur Ordnung

und Gesundheit der Kirche eine gemeinsame Agende gehört, welche dem Gottesdienste das nothwendige Element des Beharrlichen gibt, der subjectiven Willkühr Schranken setzt und für die individuelle Untüchtigkeit der Geistlichen in der Verwaltung des Gottesdienstes der Gemeinde einzigen Ersatz gewährt. Aber daß die in vielen Stücken gewiß sehr lobenswerthe Agende von Anfang an so viel Widerspruch fand, hat es nicht seinen Grund in der falschen Eile, dem unzeitigen Eifer und der nicht rein kirchlichen Art ihrer Einführung? Hierin liegt das peccatum originale, und man weiß, was es mit solchen Grundfehlern auf sich hat, wie schwer ihr Fortgang zu hemmen, ihre Folgen aufzuheben sind. Das hätte Dr Olshausen ehrlich gestehen und so die Schuld billigerweise vertheilen sollen. — Unverkennbar hat man nachher eingelenkt und gemäßigt, aber erst nachdem die Opposition zu eifrig und bitter geworden war. Die Trennung der Union und der Agende ist, so viel ich weiß, nicht von Anfang an bestimmt ausgesprochen worden und konnte es auch nicht. Jede Agende hat ein dogmatisches Element, und muß es haben, — und wer wissend ist, wird gestehen müssen, daß die Agende in dieser Beziehung ursprünglich im Sinne der Union abgefaßt war. Ich tadle dieß an sich gar nicht. Die Indifferenz des Lehrbegriffs in Beziehung auf die kirchliche Gemeinschaft, wovon die Union ausging, mußte sich, wenn irgendwo, in den gottesdienstlichen Formen je länger je mehr positiv ausdrücken. Aber man hätte damit warten können, bis im weiteren Fortschritt der Union aus ihrem Geiste der rechte Ausdruck der gemeinsamen Lehre wie von selbst hervorsprang. Da man aber die,

neue Agende mit ihrem Unionstypus der eben erst anfangenden Vermählung beider Kirchen gleichsam zur Mitgift und ersten Einrichtung zuvorgab, kann man sich wundern, wenn die strengen Lutheraner und Reformirten auf dem Grunde ihrer Symbole, die doch nicht aufgehoben werden sollten, die Annahme der Agende verweigerten? Man hätte den Ernst, der darin lag, achten, den Irrthum, den man darin fand, schonen, und die Opposition, da sie bey aller momentanen Unvermeidlichkeit durch die Wahrheit und das Gericht der Zeit als eine verschwindende erkannt und bezeichnet war, ruhig gewähren lassen sollen. Sie wäre so von selbst vergangen. Aber, noch besser! — jene Opposition wäre wahrscheinlich gar nicht entstanden, wenn die Agende sammt der Union aus einer lebendigen Verfassung der Kirche hervorgegangen wäre, und man gewagt hätte, der fortschreitenden Verfassung der Kirche das edle Werk der Agende und Union anzuvertrauen. Es gab eine solche Verfassung, wenigstens einen edeln, wahrhaft begeisternden Anfang dazu. Warum hat man diesen nicht festgehalten und gepflegt? Die Agende wäre so vielleicht viel später zu Stande gekommen, dann aber desto besser und als ein Ganzes aus einem Stück, und eben so die Union. War damit etwas verloren und nicht vielmehr das Höchste gewonnen? Es ist zu verwundern, daß Dr. Olshausen auf diese Betrachtungsweise gar nicht gekommen ist. Er weiß es so gut wie wir, daß in solchen innerlichsten Angelegenheiten der Kirche nichts gefährlicher ist, als Uebereilung und peremptorische Termine. Das Reich Gottes hat seine horas et moras. Man soll beides recht beobachten und benutzen. Die ersteren

hat man in der Agenden- und Unionsangelegenheit mit edlem Eifer im Jahre 1817 beobachtet: aber es war eben so sehr Pflicht, gleich von Anfang an auch die letzteren mit schonender Liebe und Weisheit inne zu halten. Es ist ein goldenes Wort: Eile mit Weile!

£.

L o n d o n.

S. Highley 32, Fleet Street, and Webb Street, Maze Pond, Borough, 1833: Researches on the Pathology and Treatment of some of the most important Diseases of Women. By Robert Lee, M. D. F. R. S. Physician - Accoucheur to the British Lying-in Hospital, and the Saint Mary-le-Bone Infirmary; Lecturer on Midwifery in the School of Webb Street. VIII u. 220 S., in Octav. (Mit zwey Kupferplatten).

Seit geraumer Zeit hat uns die Englische medicinische Literatur kein so ausgezeichnetes Werk geliefert, als gerade vorstehendes: eine überaus reiche Erfahrung, genau angestellte Leichenöffnungen und trefflich daraus gezogene Schlüsse bilden die Zierde dieses Buches, welches noch dadurch an Werth gewinnt, daß der Verf. auch die Meinungen anderer ausgezeichneten Schriftsteller bey seinen vorgetragenen Lehren theils anerkennend, theils berichtigend anführt, und somit allen Erfordernissen eines echt practischen Werkes entspricht. Wir bedauern nur, daß der Raum dieser Blätter es nicht gestattet, das im Buche vorgetragene in allen seinen trefflichen Einzelheiten darzustellen; indessen hoffen wir doch durch

das, was wir nachstehend als das wesentlichste hervorgehoben haben, unser eben ausgesprochenes Urtheil hinlänglich zu rechtfertigen.

Der erste Theil handelt S. 1—183 über Puerperalfieber und Cruralphlebitis. Dieser, der bey weitem stärkere enthält auch die interessantesten Mittheilungen. Im ersten Kapitel S. 1—17 gibt der Verf. als Einleitung geschichtliche Bemerkungen über das Puerperalfieber, und spricht gleich im Anfange den sehr wahren Satz aus, daß man, um sich einen gehörigen Blick in das Wesen der Krankheit zu verschaffen, dieselbe nicht in Hospitälern allein, sondern auch in der Privatpraxis beobachten solle. Er selbst hat vom 1. Januar 1827 bis 1. October 1832 172 Fälle von ausgebildetem (well-marked) Puerperalfieber beobachtet; unter diesen starben 56, bey 45 secierten Leichen sprachen sich krankhafte Erscheinungen, als Folge von Entzündung, aus, das Bauchfell und die Gebärmutteranhänge, oder die Gebärmutter selbst waren entzündet; das Muskelgewebe war entzündet und erweicht, und in 4 Fällen waren die absorbierenden Gefäße mit Eiter angefüllt. Es müssen aber diese Beobachtungen die Meinung widerlegen, es gäbe ein specifisches, die Wöchnerinnen befallendes Fieber, welches unabhängig von jeder Localaffection in den Gebärorganen zu Stande kommen, und selbst tödtlich werden könne, ohne sichtbare Veränderungen in der Structur der verschiedenen Gewebe jener Gebilde zurückzulassen. Nicht allein französische und deutsche Beobachtungen (Meu, Denon u. a., eben so Boër), sondern auch englische (Strother, Burton, Hunter ic.) beweisen die Richtigkeit des vom Verf. aufgestellten Satzes, und schon hier zieht

derselbe den Schluß, welchen er im Verlaufe seiner Untersuchungen weiter verfolgt: daß Entzündung der Gebärmutter und ihrer Anhänge als die wesentliche (essential) Ursache aller der zerstörenden fieberhaften Affectionen, welche sich nach der Geburt ausbilden, anzusehen sey, und daß ihre verschiedenen Formen, nämlich die entzündliche, congestive und typhöse von dem Ergriffenseyn des serösen, des Muskular- oder des venösen Gewebes der Gebärmutter abhängen. — Im Anfange des zweyten Kapitels: ‘Of uterine inflammation in puerperal women’ S. 18 — 90, stellt der Verf. folgende vier Arten dieser Entzündung auf: 1. Entzündung des Bauchfellüberzuges der Gebärmutter und des Bauchfellsackes. 2. Entzündung der Gebärmutter-Anhänge, d. h. der Eyerstöcke, Fallopischen Röhren und der breiten Bänder. 3. Entzündung des Schleim- und Muskular- oder des eigenthümlichen Gewebes der Gebärmutter. 4. Entzündung und Eiterung der einsaugenden Gefäße und Venen der Uterinorgane. Häufig kommen diese Arten zusammen vor, jedoch werden sie auch unabhängig von einander einzeln beobachtet: der Verf. macht hier auf ähnliche Verschiedenheiten der Entzündung in den Athmungsorganen und dem Gehirne mit dessen Häuten aufmerksam, wo gleichfalls Pleura, Lungensubstanz, und die die Luftwege auskleidende Schleimhaut einzeln oder zu gleicher Zeit afficiert seyn können, wie bey dem Gehirne dieses selbst und seine Häute in Betracht kommen. — Die angegebenen vier Arten geht nun der Verf. in den folgenden Abschnitten durch. Die erste Art bezeichnen große, durch Druck vermehrte Empfindlichkeit im Hypogastrium, und Fieber. Später schwillt der an-

fangs noch weiche Bauch an, entweder verliert sich der Schmerz, oder er wird noch stärker. Es folgt Diarrhöe oder Erbrechen von dunkel gefärbten Fluidis, der Puls wird rapid und schwach, die Zunge trocken und braun, und bald erfolgt der Tod. Berwechfelt wird dieser Zustand wohl mit Unordnungen im Darmcanale, mit fehlerhafter Zusammenziehung der Gebärmutter oder Nachwehen, mit Hysteralgie und einfacher Unterdrückung der Lochien. Die Bauchfellentzündung beginnt in dem Theile, welcher die Gebärmutter bedeckt, und erstreckt sich von da bald mehr bald weniger rasch weiter. Die bekannten Ergebnisse der Section sind genau angegeben, Entzündung des Bauchfells, Verklebung der Eingeweide, Erguß von Lymphe u. s. w. — Die zweite Art bietet alle möglichen Veränderungen in den Anhängen der Gebärmutter dar, Eiterung, Verwachsungen, völlige Entartung der Eyerstöcke &c. Die größte Empfindlichkeit findet hier mehr in den Seitentheilen des Unterleibes Statt, und auch hier fängt das Leiden mit einer bedeutenden Fieberbewegung an (strong febrile action), worauf aber bald Erschöpfung und andere Veränderungen eintreten, welche Entzündung der Muskel- und Schleimgewebe des Uterus bezeichnen. Zur weitem Aufklärung der Erscheinungen der zweiten Art hat der Verf. 9 Krankheitsgeschichten nebst den Ergebnissen der Section hier mitgetheilt. — Die dritte Art, Entzündung und Erweichung des eigenthümlichen oder Muskulargewebes der Gebärmutter ist dasselbe Uebel, welches Boër mit dem Namen Putrescenz der Gebärmutter, und Danyau, Euroth, und Tonnellé als *Metrite gangreneuse* beschrieben hatten; nur haben Boër, und Euroth irriger

Weise die verschiedenen Grade des Uebels als zwey wesentlich verschiedene Krankheiten dargestellt, und eben so sagt Donellé, daß die Krankheit in Paris unter zwey verschiedenen Formen aufgetreten sey, als Erweichung des Uterus im eigentlichen Sinne und als Putrescenz. Auch diese Zerstörungen sind Folgen eines entzündlichen Processes, keineswegs aber eines eigenthümlichen Einflusses oder einer Veränderung des Bluts, daher liegen auch dieselben Ursachen, welche Entzündung der übrigen Gewebe des Uterus zu Stande bringen, der Entzündung der Muskelsubstanz dieses Organs zum Grunde, als Gewaltthätigkeit, verschleppte Geburt u. s. w. Die Diagnose bey dieser Art ist sehr schwierig, indem das Schwinden der Kräfte, die Entstellung der Gesichtszüge, der schwache und äußerst schnelle Puls, die unregelmäßigen und stinkenden Lochien keineswegs constante Erscheinungen sind, die auch durch andere Ursachen bewirkt werden können. Alle Fälle aber liefen tödtlich aus: Boër's Beobachtungen, daß schon in der Schwangerschaft Erweichung der Uterinwände vorkomme, muß der Verf. bestätigen. Auch hier sind die nöthigen Fälle mit den Sectionsergebnissen angezeiht. — Entzündung und Eiterung der aufsaugenden Gefäße ist zuerst im Monate Julius 1829 im St. Georg-Hospitale beobachtet worden: später sah der Verfasser verschiedene Fälle dieser Krankheit; indessen ist es wahrscheinlich, daß das Leiden der Lymphgefäße mit dem der Blutgefäße häufig verbunden ist; örtliche Zeichen lassen sich kaum angeben, und die allgemeinen Symptome gleichen denen einer Vergiftung. — Die fünfte Section ist der Untersuchung über die Entzündung der Venen des

uterus (Uterine phlebitis) gewidmet. Bey sonst gesunden Weibern fängt dieß Leiden gewöhnlich 24 Stunden nach der Geburt an, dagegen kann dasselbe auch zuweilen später auftreten, und es hat alsdann eine dunklere und töcklichere Gestalt. Auch hier liegt Entzündung zum Grunde, und zwar geht diese von den Mündungen der Venen in der Schleimhaut der Gebärmutter aus, nachdem diese nach entfernter Placenta offen geblieben, und so der Einwirkung der atmosphärischen Luft ausgesetzt sind. Von da aus verbreitet sich dann die Krankheit weiter, und kann sich bis zur Hohlvene und ihren bedeutenden Zweigen erstrecken. Secundär sind oft entfernte Organe mit ergriffen, Gehirn, Lungen, Magen u. s. w., wo sich Entzündung und Eiterungen bey Sectionen vorgefunden haben. — In der sechsten Section theilt der Verfasser die Geschichte der Uterinephlebitis mit, wo er nachweist, daß zuerst 1784 J. Hunter die Entzündung des venösen Systems beschrieben, zu welcher Beobachtung er durch unglückliche Fälle des Aderlasses veranlaßt wurde. Drey Jahre später schrieb Palletta über denselben Gegenstand, und 1793 fanden Clarke und Wilson in einer Puerperal-Epidemie in den Venen oft bedeutende Eitermassen ergossen, worauf dann auch andere ähnliche Mittheilungen machten. Hierauf theilt der Verfasser 20 von ihm beobachtete Fälle (seit 1826) mit.

Das dritte Kapitel handelt von den Ursachen der Gebärmutter-Entzündung bey Wöchnerinnen. Oft sind die Ursachen in großes Dunkel gehüllt, oft sind sie mechanischer Art, bey schweren Geburten zc. Erkältung, Diätfehler; in ih-

rer bössartigsten Form aber muß ein Ansteckungsstoff angenommen werden. Ist gleich über letztern Punct die Entscheidung schwer, so stimmt doch die Mehrzahl der Erfahrungen für eine solche Contagiosität, wofür der Verfasser schlagende Beyspiele p. 74 u. f. angeführt hat, daher die größte Vorsicht von Seiten der Aerzte zu empfehlen ist. Der Verfasser sagt: *We certainly owe it as a duty to our patients to act as if the contagion always existed.* Jedoch kommen auch zu jeder Zeit und überall sporadische Fälle von Gebärmutter-Entzündung vor, und können dann gleichfalls tödlich werden.

Im vierten Kapitel gibt der Verfasser die Behandlung der Uterin-Entzündung bey Wöchnerinnen an. Bey ausgebildeter Entzündung des Peritoneal-Ueberzuges der Gebärmutter empfiehlt der Verfasser allgemeine und örtliche Blutentziehung in Verbindung mit andern Antiphlogisticis. Bey heftiger Form der Krankheit sind 20—24 Unzen Blut am Arme zu entziehen, läßt hierauf der Schmerz nicht nach, lasse man 24—36 Blutegel setzen, man unterhalte die Nachblutung, und reiche innerlich 8—10 Gran Calomel mit 5 Gran Antimonialpulver, und $1\frac{1}{2}$ bis 2 Gran Opium oder mit 10 Gran Dov. Pulver, und zwar werde diese Dose alle 3 bis 4 Stunden wiederholt, bis die Symptome nachlassen. Der Verfasser reichte in vielen Fällen über 50 Gran Calomel und sah unter 170 Fällen nur zweymal den Mund stark angegriffen. Mit Nutzen gab der Verfasser oft nach der zweyten Gabe ein purgierendes Klystier, oder einen solchen Trank aus Senna und Salz, worauf der Schmerz völlig beseitigt wurde. Manchmal

ist Wiederholung der Blutentziehung nöthig; wo-
 bey indessen die Kräfte der Patientin in Be-
 tracht zu ziehen sind. Nach verringerter Heft-
 tigkeit des Anfalls reicht man Calomel in klei-
 neren Dosen fort, alle 6 Stunden 5 Gran mit
 eben so viel Dov. Pulver, bis der Mund an-
 gegriffen oder die Empfindlichkeit der Gebär-
 mütter aufgehört. Von empfohlenem Terpen-
 tindle hält der Verfasser nichts, eben so wenig
 von der Digitalis und dem Colchicum. Wo
 Brechmittel etwas geleistet, geschah dieß durch
 die Wirkung der Specacuanha auf Haut und
 Darmcanal. Dagegen hat der Verfasser Ein-
 spritzungen von warmen Wasser in mehreren
 Fällen mit entschiedenem Nutzen angewendet. —
 Was aber die anderen Arten betrifft, Entzün-
 dung der Gebärmutter-Anhänge, der Lymph-
 gefäße u. s. w., so muß der Verfasser eingestehen,
 daß es hier an einem wirksamen Mit-
 tel gänzlich fehlt. Französische Empfehlungen,
 das Quecksilber bis zur Salivation zu reichen,
 haben sich nicht bewährt gefunden; daher bleibt
 es überaus wichtig, eine prophylactische Be-
 handlung bey Wöchnerinnen eintreten zu las-
 sen, wozu p. 113 der Verfasser die nöthigen Re-
 geln gibt.

Das fünfte Kapitel, ein neuer Abschnitt
 des ersten Theils, beschäftigt sich mit der Cru-
 ral-phlebitis, oder der Entzündung der ve-
 nar. iliac. und crural. genau sich anreihend
 an die frühere Darstellung der Uterine phlebi-
 tis. Schon mit dem Namen bezeichnet der Ver-
 fasser das Wesen dieses Leidens, sonst phleg-
 masia dolens genannt; denn in 22 Fällen die-
 ser Krankheit, welche der Verfasser beobachtete,
 fanden sich die großen Venenstämme der un-

tern Extremität entzündet und verstopft, wie sich denn auch solche Erscheinungen, die der Verfasser als der Venen-Entzündung eigenthümlich beschrieben hat, als Frost, Kopfweg, Erschöpfung, kleiner und schneller Puls, Uebelkeit und Durst bey den Kranken eingestellt hatten. Der Verfasser hat 8 Fälle mit unglücklichem, und 4 mit glücklichem Ausgange mitgetheilt; und bey jenen sind auch die Ergebnisse der angestellten Sectionen angeführt. Der erste, welcher die Phlegmasia dolens von einer Entzündung der genannten Venen herleitete, war Davis (1823); dem Verfasser gebührt aber das Verdienst, die hypogastrischen Venen, welche so häufig bey der in Rede stehenden Krankheit entzündet gefunden werden, bis zu ihren Zweigen in dem Uterus selbst verfolgt zu haben, und hier den Anfang der Entzündung zu entdecken, welche sich von da erst weiter auf die ven. iliac. und femor. verbreiten. — Daß die älteren Ansichten, Unterdrückung der Lochien (Mauriceau) oder Milchmetastase (Levret u. A.) läge dieser Krankheit zum Grunde, falsch seyen, sucht der Verfasser das durch zu beweisen, daß er nicht nur Fälle mittheilt; wo sich Schenkel-phlebitis bey Nichtwöchnerinnen, in Folge von unterdrückter Menstruation oder Carcin. uteri ausgebildet, sondern selbst Beobachtungen erzählt, wo Männer von diesem Leiden ergriffen worden. Von diesen letztern sagt er: *andessen selbst*, daß sie freylich nur *in a less perfect manner than might be desirable* zur Aufklärung dienen. — Was die Behandlung anbelangt, so empfiehlt der Verfasser im Anfange der Krankheit 2 bis 3 Dukend Blutegel, die im Noths

falle wiederholt werden müssen; Ueberlaß ist in der Regel nicht nothwendig. Manchmal bringen warme Cataplasmen auf die Schenkel gelegt dem Kranken große Erleichterung, bey andern ergibt sich die Anwendung von Kälte oder lauen verdunstenden Waschungen nützlich. Innerlich reiche man wiederholt kleine Gaben von Calomel und Antimonium nebst milden Purganzen. Eben so sind schweißtreibende Mittel und Opiate nützlich, letztere besonders zur Erleichterung der Schmerzen. Von der Digitalis, der Mercurial-Einreibung und der Jodine sah der Verfasser nichts. Erst nach Beseitigung der Entzündung passen Blasenpflaster, Einreibungen, reizendes Frottieren und Einwickelungen. — Eine tabellarische Uebersicht von 160 Fällen der Gebärmutter-Entzündung bey Wöchnerinnen, welche vom Merz 1827 bis May 1831 beobachtet wurden, bildet den Schluß des ersten Theils.

Der zweyte Theil (p. 187 — 220) handelt in vier Kapiteln über Blutfluß aus der Gebärmutter. Im ersten Kapitel widerlegt der Verfasser die Hunter'sche Ansicht von der unmittelbaren Verbindung der Placenta mit dem Uterus durch große Arterien und Venen, und weist nach, daß die menschliche Placenta weder aus einem sogenannten mütterlichen noch kindlichem Theile bestehe, daß sie nicht zellig gebaut sey, und daß keine Verbindung zwischen Uterus und Placenta durch große Arterien und Venen vorhanden sey. Im Gegentheile besteht die Placenta aus Nabelgefäßen, an der Fötaltalseite vom Chorion und Amnion, an der Uterinseite von der Decidua bedeckt; letztere ver-

schließt die Oeffnungen der inneren Gebärmutterhaut, so daß das mütterliche Blut in den Blutbehältern der Gebärmutter weder in die Uterinhöhle noch in die Placenta selbst fließen kann. So lange daher dieser Zusammenhang besteht, kann während der Schwangerschaft kein Blut sich ergießen. Wo dieß Statt findet, fließt das Blut aus den natürlichen Oeffnungen in der innern Gebärmutterhaut, welche vorher durch die Placenta verschlossen wurden. Contractionen der Gebärmutter und in den Oeffnungen sich bildende Coagula sind die Mittel, welche die Natur zur Stillung eines Blutflusses anwendet. Daher wirken auch alle empfohlenen Mittel durch hervorgebrachte Contraction oder durch Bewirkung eines Coagulums. — Im zweyten Kapitel spricht der Verfasser über Blutfluß bey Placenta praevia. Hier wird unbedingt die künstliche Entbindung empfohlen, die nur zuweilen dann entbehrt werden kann, wenn ein kleiner Theil der Placenta über dem Muttermunde sitzt, doch dürfen solche zufällige Ausgänge (nämlich Geburt ohne künstliche Hülfe) auch hier auf die oben angegebene allgemeine Regel keinen Einfluß üben. Der Tampon ist nur bey hartem und nicht nachgiebigem Muttermunde anzuwenden, ist letzterer weich und dehnbar, dann ist die Wendung zu unternehmen. — Im dritten Kapitel ist die Rede von der Blutung bey höherer Insertion der Placenta. Auch hier empfiehlt der Verfasser bey heftiger und nicht zu stillender Blutung die Einleitung zur künstlichen Entbindung durch Reiben der Gebärmutter, Ausdehnung des Muttermundes, Durchbohrung der Eihäute u. s. w. — Das vierte Kapitel handelt von Blutung nach

dem Abgange der Placenta. Ein äußerlich angebrachter starker Druck, äußere Anwendung der Kälte, Einführung eines Stückes glatten Eises in die Scheide sind nach der Erfahrung des Verfassers die besten Mittel. Von *Secale cornutum* sah derselbe nichts, eben so wenig kann er das Einführen der Hand in die Gebärmutter und das so ausgeführte Reiben der inneren Wände oder das von hier aus unternommene Comprimieren der Aorta empfehlen. — Die zwey beygegebenen sehr schön ausgeführten Kupferplatten stellen: Pl. I. die natürlichen Oeffnungen an der inneren Gebärmutterhaut, wo die Placenta ansitzt, und die Uterinseite der Placenta mit der Decidua selbst, Pl. II. einen Durchschnitt der schwangern Gebärmutter, der Placenta und der Fötal-Membranen dar.

So viel über den Inhalt dieser an Erfahrungen und daraus gezogenen Lehren so reichhaltigen Schrift: möge diese kurze Anzeige dazu dienen, die Aufmerksamkeit unserer Amtsgenossen auf dieses so schätzbare Werk hinzuweisen, wobey wir schließlich noch bemerken, daß bereits eine Uebersetzung dieses Werks durch den Königl. Hofmedicus Herrn Dr. C. Schneemann in Hannover in der Helwingschen Hofbuchhandlung (1834. 8.) mit Zusätzen versehen, erschienen ist.

Ed. Kasp. Jac. von Siebold.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

88. Stück.

Den 6. Junius 1835.

F l o r e n z .

Tipografia all' insegna di Dante: Storia degli antichi popoli Italiani di Giuseppe Micali. T. I. XVI u. 368 Seiten. II. 368 S. III. VIII u. 269 S. in 8. nebst einer Karte Italiens (nach d'Anville) und einem Atlas aus 120 Kupfertafeln, unter dem Titel: Monumenti per servire alla storia degli antichi popoli Italiani raccolti, esposti e pubblicati da G. M. 1832.

Dieses bedeutende Werk ist eine Umarbeitung des vor zwey und zwanzig Jahren erschienenen Buches: Italia avanti il dominio dei Romani, jedoch nur des Theils, welcher sich auf die Nationen Italiens bezieht, nicht dessen, in welchem die wachsende Macht Roms beschrieben war. Diese neue Bearbeitung ist nicht unberührt geblieben von der schärfern Kritik der Quellen und lebendigern Vergewärtigung der Zustände und geistigen Richtungen des Alterthums, welche seit dieser Zeit besonders durch Deutsche in Schwung

gebracht worden ist. Der Verf. gibt in der Vorrede, in Bezug auf die Italischen Alterthümer, namentlich zwey deutschen Schriftstellern, dem Einen nur den Preis, der seinem wahrhaft großen Geiste gebührt — wer bedarf es daß ihm hier Niebuhr genannt werde — dem Andern viel mehr, als er durch ein Werk ambiert hat, das nur eine, mit halben Mitteln unternommene, Vorarbeit für eine allseitige Ergründung des Gegenstandes seyn sollte. ‘Aber, fährt der Vf. fort, ich halte dafür, daß in der Kunde seiner Nationalgeschichte Italien keine Lektionen zu empfangen habe. Italien hat, früher als andere Nationen, den Grund zu seiner critischen Geschichte zu legen verstanden, besonders durch seinen Vico. Es möge sich der Crudition der Ausländer erfreuen, aber mit dem Bewußtseyn, daß eben diese Doctrinen, die man jetzt bey jenen auffuche, sein altes Erbgut seyen.’ Dieser schöne Patriotismus, dieses Bestreben, mit der alten Geschichte Italiens auch seine Ansprüche auf eine eigenthümliche Cultur, selbständige Entwicklung nationaler Kraft, Volksgröße vor der Ausbreitung des Römischen Reichs, ans Licht zu stellen, geht durch das ganze Werk und bildet einen liebenswürdigen Zug der Darstellung. Aber es liegt darin freylich auch eine bedeutende Gefahr für die Unbefangenheit der Forschung, und obgleich der Verf. meint, die Wage zwischen den verschiedenen Bevölkerungen Italiens, Etruskern, Griechen, Römern, mit gewissenhafter Genauigkeit gehalten zu haben, so wird dieß doch gerade die Hauptfrage bey der Kritik dieses Buches seyn, ob die Hauptidee einer homogenen, eng verbundenen Bevölkerung von Italien, welche mit einem nicht weniger activen Geiste, als die Griechen, einen eigenthümlich Italischen Götterdienst und

eine Italische Cultur hervorgebracht, ein natürliches Ergebnis aus critischer Prüfung und richtiger Combination der Quellen, oder vielleicht nur ein bloßer Wunsch und Traum des Vf. sey. Herr Micali meint, weil er die Nachrichten der Alten mehr wie sie uns gegeben werden annimmt und gelten läßt — jedoch mit Ausnahme aller angeblich gräcisirenden Nachrichten —, sich mehr innerhalb der bescheidenen Gränzen einer erlaubten Skepsis und Kritik, als manche andere neuere Forscher, gehalten zu haben. Schwerlich aber wird sich dadurch auf dem Wege historischer Forschung irre machen lassen, wem, und zwar besonders durch Niebuhr, klar geworden ist, wie Zeugnisse, auch die scheinbar gewichtigsten, nie unmittelbar als Bausteine der Geschichte gebraucht werden können, sondern ihnen erst, durch richtige Combination, der Platz angewiesen werden muß, den sie ursprünglich einnahmen, und die Meinung, die ihnen ursprünglich unterlag. Combination, gestützt auf möglichst sorgfältige Abwägung der Probabilitäten, geleitet durch einen aus lebendiger Erfahrung stammenden Begriff von den Kräften und Gesetzen des menschlichen Geistes, bleibt das einzige mögliche Verfahren historischer Forschung, in nahen und scheinbar lichten, wie in fernem und anerkannt dunkeln Zeiten. Micali's Werk möchte sich dagegen, bey genauerer Prüfung, als ein Beyspiel eines Satzes erweisen, den wir in neueren Zeiten öfter bestätigt gefunden, daß Schriftsteller, die eine gewisse Scheu äußern vor einer historischen Combination, welche aus mühsamer Vergleichung der erhaltenen Reste und Spuren die Gestalt des verlorenen Ganzen reconstruiert, sich dafür einer baaren Willkühr ergeben, indem sie einen, angeblich aus gesunder Philosophie geschöpften Satz an die Spitze stellen,

und nun in dem Sinne dieses Satzes das ganze historische Material, welches sie in seiner alten Unordnung und Vermischung aus heterogenen Bestandtheilen aufführen, auslegen und benutzen.

Der Weg, den der Verf. nimmt, ist — so viel er sich in aller Kürze verzeichnen läßt — dieser. Er beginnt mit den Erzählungen von den Abo-
riginern, und erweitert diese zu einem Urvolke ganz Italiens, denen er nach den Sagen von dem Könige Saturnus ein theocratisches Regiment und eine damit übereinstimmende Civilisation zuschreibt. — Gleich an dieser Stelle würde eine kritische Sichtung der Nachrichten von jenem Saturnischen Zeitalter Italiens gezeigt haben, daß nur ein geringes Element in diesen Sagen den Italischen Gott Saturnus angeht, das Meiste aber nur eine Uebertragung ist der Griechischen Poesie von dem Gotte des goldenen Zeitalters, Kronos, als dem Beherrscher einer seligen Todtenwelt in den bey dem Sonnenuntergange gelegenen Inseln und Gestaden Hesperiens auf das Local von Italien und besonders Latium. — Darauf werden sogleich die aus dem sogenannten ver sacrum hervorgehenden Colonien (die sich doch nur bey den Sabellischen Stämmen und den sogenannten Abo-
riginern in Latium nachweisen lassen) erzählt, als die bedeutendste Veränderung, die sich in dem Urzustande begab. Erst nach dieser vorläufigen Feststellung eines einheimischen nicht ungebildeten, vielmehr an der allgemeinen Cultur der Völker um das Mittelmeer Theil nehmenden Urvolkes von Italien wendet sich der Verf. im dritten Kapitel zu einer Untersuchung über die Art der ältern Geschichte und ihre Entstellung durch poetische Fabeln, wobey die Griechen ganz als die Verfälscher der einheimischen Traditionen dargestellt und auf die Graecia men-

dax (nach Schriftstellern einer Zeit, in der ungleich weniger Wahrheit war) viel zu viel gescholten wird. Denn auch von dem Trojanischen Ursprung Roms, den Herr Micali unbedenklich zu diesen Griechischen Fabeleyen rechnet, ist doch wohl ein tieferer Grund nachgewiesen worden, als bloße leichtsinnige Erfindung. Dann wendet sich der Verf., nach einer Erörterung über den Namen Italiens, zu den Sikelern und den Umbrenn, die jene vertrieben hätten, ohne über die Verwandtschaft dieser Völker etwas anders bestimmen zu wollen, als daß sie Glieder jener ursprünglichen Völkerfamilie Italiens waren, und die Umbren dem Dskischen Stamme nahe verwandt waren, worin wir aus Gründen der Sprache mit ihm übereinstimmen. Die Pelasger, namentlich auch die Tyrhener-Pelasger, werden hierauf ziemlich aus der Italischen Archäologie hinweg und den Griechischen Geschichtssystemen zugewiesen, die in allen alten Völkergeschichten ihre Pelasger suchten. Sie sollen nach Micali nur die Küstenländer beunruhigt, und durch Kriege zu Auswanderungen und Völkerzügen Veranlassung gegeben haben. Dem Ref. sey das bey vergönnt anzumerken, daß ihn alle nachfolgende Ueberlegung und auch manche neuere Entdeckung in der Ansicht bestärkt habe, daß das Italische Tyrhennien wirklich seinen Namen und einen Theil seiner Bewohner von der halb griechischen, halb lydischen Landschaft erhielt, die das eine Volk Tyrhennien, das andere Torrheben nannte. Der Verf. baut sich dagegen die Größe der Etruskischen Nation ganz allein auf aus einem ursprünglich nicht sehr zahlreichen, aber kraftvollen und durch ein festes System gottesdienstlicher und politischer Gesetzgebung erstarktem Stamme, auch einem Zweige der Aboriginer,

Nation, den er — wir wissen nicht, nach welchen Zeugnissen — von den Höhen ausgehen läßt, die sich von der Falterona bis zum Thal von Mugello hinziehen. Uebrigens erzählt er die Geschichte der Ausdehnung der Etruskischen Macht mit gelehrter Benutzung der Quellen, und möglichst genau auf die besondern Verhältnisse der einzelnen Etruskischen Städte eingehend. Von da wendet sich der Verf. zunächst zu den Ausonern, Opikern, Os kern, deren Einheit mit Recht festgehalten wird, die er als ein einfaches Hirtenvolk schildert, einem friedlichen Leben in den Gebirgsthälern zugethan und die Küsten darum willig den Fremden überlassend, die zuerst von Illyrien, dann aus Griechenland sich hier festgesetzt hätten. Aus ihnen entwickeln sich, neben vielen andern Stämmen (Mutulern, Easkern, Herznikern, Nequern, Volskern), die Sabiner, die sich kräftiger, als die andern, im Gebirge ausbreiteten. Aus der Zeit dieser Völkerkämpfe leitet der Verf. auch jene Befestigungen her, die sich am dichtesten im ager Reatinus sammendrängen, und von den Neuern gewöhnlich Kyklopische Mauern genannt werden. Der Verf. erklärt sich gegen ein Pelasgisches oder Aboriginisches Alterthum dieser Mauern, ohne indeß einen Grund anzugeben, warum diese Mauern in Unteritalien ganz und gar aufhören, in Gegenden, wohin doch dieselben Sabellischen Stämme sich verbreiteten, und wo sie auch dieselbe Steinart in den Gebirgen vorfanden. Nach diesen Andeutungen des Systems des Verf. bemerken wir nur, daß er auf dieselbe Weise alle andern Stämme Italiens und die Niederlassungen der Griechen mit sorgfältiger Sammlung aller Nachrichten und Befestigung alles dessen, was ihm Griechische Fabel scheint, durchgeht, wobey selbst die Denotrer aus

ihrem Zusammenhange mit den Griechen-gerisfen, und den Ostlichen Stämmen zugetheilt werden, und daß er sich dann von Bd. II. S. 65 an zu dem Staatswesen, der Religion, der Bildung, den Künsten und Gewerben der Italischen Völker wendet, und zulezt auch die Sprache und Schrift dieser Stämme behandelt, jedoch ohne auf eigenthümlichem Wege in diese Untersuchungen einzudringen. Das religiöse System der Etrusker baut sich der Verf. nicht immer aus den besten Nachrichten auf — indem sein kritisches Gewissen nur dann erwacht, wenn die Angaben ihm zu Griechisch klingen —; er läßt sie an ein höchstes Wesen, eine Weltseele glauben, den deus demogorgon cujus nomen scire non licet aus Eutat. zu Statius Theb. IV, 516, dessen erste Emanation Tina oder Jupiter gewesen sey, u. s. w. Er statuiert einen einheimischen Bacchusdienst der Etrusker von großer Erhabenheit, wobey er sich besonders auf die Denkmäler bezieht, die den Dionysos Tinia, d. h. Sohn des Jupiter-Tina, nannten. Aber, wie Ref. schon früher bemerkt hat, daß auf der Borgianischen Vatera mit der Bacchus-Geburt Tinia zu Zeus gehöre, und auf der Ficoronischen der Tinia genannte Gott ein jugendlicher Zeus sey, so ist es jetzt durch die vom archäologischen Institut, Monumenti inediti Vol. II. tav. 6, publicierte Vateren- oder Spiegelzeichnung völlig entschieden, daß Tinia s. v. a. Tina, und nichts als ein Name des Zeus sey, wogegen der wirkliche Etruskische Name des Bacchus in der Form Phuphluns durch zwey Spiegelzeichnungen (s. Monum. ined. dell' Instit. Vol. I. tav. 56 A. und Micali's Werk selbst T. III. p. 192) zum Vorschein gekommen ist. Ob aber aus einem einheimischen Namen ohne Weiteres ein einhei-

mischer Ursprung der Gottheit zu schließen sey, ist sehr zu zweifeln; wie Liber pater kann ja auch Phuphluns eine Uebersetzung eines Griechischen Namens der Gottheit seyn. Diesen Etruskischen Bacchus denkt sich der Verf., indem er Orphische Ideen auf Etrurien überträgt, zugleich als einen Unterweltsgott, Mantus, und bringt damit sehr fremdartige Ideen aus der dualistischen Dämonologie der Perser in eine Verbindung, die hernach als Fundament der Kunstklärung dienen muß. So möchte sich bey weiterer Analyse zeigen, daß der Verf. sein System des Etruskischen Götterglaubens mit großer Kühnheit und größtentheils aus Nachrichten der zweydeutigsten Herkunft in die Höhe gebaut hat, während man in Deutschland kaum gewagt hat, aus den wenigen echten Nachrichten, die darüber aufzufinden sind, den inneren Zusammenhang hin und wieder zu errathen. In der Geschichte der bildenden Kunst nimmt der Verf. einen uralten Einfluß Aegyptens auf Etrurien an, aber erkennt doch auch den frühern Zusammenhang mit den Griechen an. Jedoch denkt er sich diesen mehr als eine Wechselwirkung zwischen den im Lande der Spiker zusammenwohnenden Nationen, bey der auch die Griechen eben so von den Etruskern gelernt hätten wie umgekehrt, so daß der in Rom sogenannte Tuscanische Styl wirklich, wenigstens zum Theil, ein Erzeugniß der Tuskanischen Nation gewesen wäre. Dagegen läßt er den Griechen den Ruhm, für die zweyte Periode der Etruskischen Kunst, in welcher die Zeichnung sich zu mehr Schönheit und Leichtigkeit entwickelte, die Lehrer der Italier geworden zu seyn. Und doch zeigt sich, wenn man auf die Gegenstände der Etruskischen Bildwerke achtet, gerade in den spätesten, von jenem Tuscanischen

Styl am weitesten entfernten, die stärkste Beymischung Etruskischer Ideen, während die Vorstellungen der ältern Arbeiten, in jenem ein wenig modificierten altgriechischen Styl, den man den Tuscanischen nannte, sich sehr wenig von echt Griechischen Darstellungen entfernen. Wen sollte dieß nicht überzeugen, daß die bildende Kunst in Etrurien ein exotisches Gewächs war, das erst, nachdem es lange schon dahin verpflanzt war, seine Wurzeln tiefer in das Nationalleben der Etrusker zu treiben anfing.

Einige weitere Andeutungen über das in der Geschichte und Erklärung der Kunst der Etrusker vom Verf. befolgte System können wir gleich mit einer Nachricht von dem großen Atlas verbinden, den Herr Micali seinem Werke beygegeben. Wie schon bey dem frühern Werke die Abbildungen Etruskischer Mauern, Sarcophage, Münzen als die werthvollste Zugabe anerkannt wurden: so muß es in noch viel höhern Maße bey dieser neuen Bearbeitung der Monumenti geschehen, in der manche Platten aus der frühern Sammlung aufgenommen, aber eine viel größere Anzahl neue hinzugekommen sind. Der frühere Atlas war in der That durch Inghirami's reichere und treuer ausgeführte Publicationen in den Hintergrund gedrängt worden; gegen diesen neuen Schatz tritt aber unlängbar wieder das Inghiramische Werk in den Schatzten, dessen Erscheinen nicht von so günstigen Umständen begleitet wurde, wie die Entdeckungen von Volci, Clusium, Tarquinii für Micali gewesen sind. Auch hat man nach Vergleichung mit Inghirami keinen Grund, bey den für diese zweyte Ausgabe gezeichneten und gestochenen Tafeln jene Verschönerungssucht zu befürchten, die bey der ersten Ausgabe manchen Gelehrten ver-

leitet hat, die rohen Arbeiten Volaterranischer Steinmeße als edle und geistreiche Hervorbringungen des schon im Alterthum sich meldenden Genius der Florentinischen Kunst zu preisen. Daß der Herausgeber dabey Vieles aufgenommen, was durch Inghirami, D'orow und Andere bereits bekannt geworden war, muß man wohl seinem Wunsche zu gut halten, dieser Sammlung eine gewisse unabhängige Vollständigkeit zuzusichern. Doch überwiegt auf jeden Fall das Unedierte bey weitem.

Diesen großen Reichthum zu würdigen haben unter unsern archäologischen Zeitgenossen bereits Raoul-Rochette *Journal des Savans* 1834. p. 139. 279, und Gerhard, *Jahrbücher der Wissensch. Critik* 1834. №. 87 ff., versucht, deren genaue Ausführlichkeit unsere Kürze entschuldigen mag. Zuerst finden wir auf 13 Tafeln die schon bekannten Pläne Etruskischer Städte und Ansichten von Stadtmauern, die indeß um einige Abbildungen der Mauern von Fiesole und einer Ruine in der Nähe von Terni (merkwürdig durch das phallische Symbol Taf. 13. b) vermehrt sind. Dann folgen auf Taf. 14—27 Gefäße von der Art, die man am meisten in Clusium, aber auch in Volci und Tarquinii findet, und die unter uns zuerst durch D'orow's Reise bekannt geworden sind. Der Herausg. wendet eine besondere Aufmerksamkeit auf die Köpfe der Canobusartigen Urnen, deren Züge in der That mehr eine rohe Nachbildung Etruskischer Gesichter als des altgriechischen Profils zu seyn scheinen. In den orientalisierenden Ornamenten dieser Vasen findet er reichen Stoff für jene Deutungen aus einer gemischten orphischen und magischen Lehre, und nimmt zum Beyspiel eine Darstellung (auf Taf. 22, vergl. Th. II. S. 278.

Th. III. S. 21) für einen Kampf des Linia-
Mantus mit einem guten Todten-Genius, in
der andere Archäologen sogleich die altgriechische,
nur wenig entstellte, Bildungsweise des Mythus
von der Enthauptung der Gorgo durch Perseus
erkannt haben. Sehr umfassend sind die Mit-
theilungen Tyrrenischer Metallarbeiten von Taf.
28 bis 50; sie enthalten die schon bekannten
Bronzereliefs von Perugia, viele bronzene Sta-
tuetten, mehrere unedierte Spiegelzeichnungen,
die Micali — auch hier im Widerspruch mit
Inghirami — für Vateren zu halten fortfährt,
die zu den Todtengebräuchen gedient hätten, zier-
liche Candelaber und, nach allerley andern ver-
mischten Gegenständen, eine besonders schätzbare
Tafel (46) mit Etruskischen Geschmeiden und
Goldplättchen mit eingedrückten Figuren aus den
Gräbern von Volci. Eine namentlich hervorzu-
hebende Erweiterung unsers kunstmythologischen
Vorraths gewähren die beiden Spiegelzeichnun-
gen aus Volci, Taf. 36, 3. und 50, 1., beide
bezüglich auf Herakles, der mit den Hesperiden-
Äpfeln zu dem Himmelsträger Atlas kommt,
und auf derselben Fahrt, von Kastor unterstützt,
den Prometheus vom Skythischen Felsen erretzt.
In dem beygeschriebenen Namen des He-
ros CALANICE, den der Verf. das eine Mal
ALAAKE liest und für Alkaios erklärt, das an-
dere Mal für einen neuen Namen des Pollux
nimmt, haben Raoul-Rochette, im Journal
des Savans 1834. Decembre, und der Ref.
(Handbuch, zweyte Ausgabe S. 633) gleichzei-
tig den Beynamen des Herakles, Kallinikos, er-
kannt, der also auch zu den Ohren der Etrus-
ker erklingen war. Sehr dunkel dagegen ist der
Gegenstand der Zeichnung Taf. 47, 1., wo ein
Heros Chaluchasu mit den beiden Dioskuren

Pulutuke und Kasturu ringt; man sollte hinter jener Etruskischen Namensform *Kάλχας* vermuthen, aber in welchem Mythos käme dieser Kampf vor; und umgekehrt, ist der Kampf des Messenischen Helden Lynkeus mit den Dioskuren gemeint, woher kommt die erste Sylbe Cha? Der Herausg. sieht darin ein in der alten Kunst ganz unerhörtes Sujet, die beiden Dioskuren und Kadmos als Kabiren in freundlicher Umarmung. Taf. 51 bis 61 enthalten Sculpturen in Stein, Stelen, Altäre mit Reliefs, Aschenkisten und Bruchstücke ähnlicher Art. Die Sculpturen von Chiusi auf Taf. 52, 1. bis 56 werden mit Recht als eine ganz eigenthümliche Gattung des Tuscanischen Styls ausgezeichnet. Taf. 57 erhalten wir einige in Volci gefundene Sculpturen, meist von sehr roher Arbeit. Unter den Todtenkisten fehlen manche früher herausgegebene, um derentwillen man immer noch das frühere Werk nachschlagen und anführen muß. Hierauf folgen Taf. 62 — 70 Etruskische Grabmäler, wie die Volcentische Cocumella, und Grabkammern mit ihren Gemälden, unter denen auch die von Stackelberg gezeichneten Hypogeen, aber nur sehr im Kleinen und auf eine wenig genügende Weise, publiciert werden. Die Inschriften der einen dieser Grotten, die durch ihre Verbindung mit den Figuren ein doppeltes Interesse haben, sind so sehr verkleinert, daß man sie kaum erkennen kann; indeß sind sie auch sonst schon von Herrn Dr Kellermann auf einer Tafel zum *Bullet. dell' Inst. di corr. archeol.* 1833. N. IV. n. 27 — 43, mit allen andern aus diesen Gräbern damals copierten, herausgegeben worden. Taf. 71. 72 werden Abbildungen der merkwürdigen Gebäude Sardinens, die unter dem Namen Nuraghen bekannt sind, nach

Zeichnungen des Obersten della Marmora mitgetheilt. Fast den wichtigsten Theil aber der ganzen Sammlung bilden die auf Taf. 73 — 103 zusammengestellten Vasengemälde, meist aus Volci, die, wenn auch nur in Umrissen gegeben, doch mit Indicationen der Farbe versehen sind. Der Herausg. hat unter diesen eine bedeutende Anzahl (Taf. 75 bis 78) von der Gattung ausgesucht, die Gerhard (Bulletino dell' Inst. 1834. p. 141) *affettata maniera arcaica tirrena* nennt, und in der auf jeden Fall eine ganz eigenthümliche locale Manier zu erkennen ist, welche auf einer affectierten Bildung und überladenen Ausführung in der Regel ganz bedeutungsloser Figuren beruht. Micali sieht darin (B. II. S. 289) die ältesten Hervorbringungen der Vasenmahlerey, und hält den Mahler Amasis, der auf einer dieser Vasen vorkommt, für einen Korinthischen Mahler (oder vielmehr Töpfer) aus der Zeit des Demarat. Daß dieser Amasis ein Korinther gewesen, ist darum nicht unwahrscheinlich, weil hier in Perianders Familie auch der Name Psammetichos vorkommt, der eben so sicher aus Aegyptischen Gastverbindungen stammt, wie Gordios aus Phrygischen: aber immer müßte dann wohl dieser Amasis jünger seyn, als der Name durch den Aegyptischen König eine Celebrität erlangt hatte. Und ist er vielleicht auf dieser Vase nicht eine bloße Copie von einer andern? Der Verf. macht auch auf eine Vase des Prinzen von Canino aufmerksam, wo im Innern der Schale bey dem Bilde einer *Chimära* in alterthümlicher Form die Inschrift steht: **EV+EPOS EHOIESEN**, d. h. *Εὐχειρος ἐποίησεν*, die allerdings sehr an den Thonbildner *Eucheir* erinnert, der den Korinthischen Demarat nach Tarquinii begleitet haben soll. Micali

ist aus diesen und andern Gründen geneigt, die alterthümlichen Vasen von Volci der Schule von Korinth und Sikyon zuzueignen, wobey auch großes Gewicht auf die von einigen Neuern eingeführte Benennung der Korinthischen Hydrien gelegt wird (Th. II. S. 293), ohne daß die Attischen Fabriken ausgeschlossen werden, für die doch immer der Dialect der großen Masse der mit Inschriften versehenen Gefäße entscheidet. Zugleich sucht der Herausg. eine große Menge der Volcentischen Vasen Etruskischen Arbeitern zu vindicieren, weit mehr als man nach der Analogie der mit Etruskischen Inschriften versehenen annehmen kann, namentlich alle, auf denen die in diesem Werke sehr beliebte Lehre von den guten und bösen Genien und ein ausgelassener Bacchus-Cultus, wie ihn der Römische Senat auszrottete, gefunden werden. Welchen Zuwachs übrigens von kunstgeschichtlichen und kunstmythologischen Kenntnissen dieser große Vorrath von Volcentischen Vasenbildern gewähre, braucht, nach dem bekannten Werthe derselben, nicht bemerkt zu werden; der Ref. hat an andern Orten Gelegenheit gehabt, die wichtigsten Vorstellungen daraus in kunstmythologischem Zusammenhange zu verzeichnen. Hierauf folgen wieder einige Aschenkisten (Taf. 104 — 112); Geräthe aus Gräbern (113. 114); Etruskische und Campanische Münzen, aber kein Aes grave (115); geschnittene Steine reich vermehrt aus neuern Nachgrabungen und daher viel mit den Imprime gemmarie dell' Instituto zusammenstehend (116. 117), auch ein Stück Bernstein, zur Figur eines Satyrs in erhabener Arbeit zugeschnitten, aus einem Grabe in Apulien, nebst einigen andern nachträglich hinzugefügten Gegenständen. Die letzte Tafel (120) vermehrt die

Zahl der im Werke zerstreuten Inschriften durch einige bedeutendere Etruskische und Oskische Schriftdenkmäler. Die zweymal, Taf. 27, 19. 101, 15, mitgetheilte Inschrift, die unter dem Fuße einer Volcenter-Vase eingekrazt gefunden ist, *Mi Repesunaf Afiles*, die in einer bekannten Form abgefaßt nichts anders bedeuten kann, als *sum Repesunae Aulae*, vermehrt die Zahl der Fälle, aus denen sich dieser Genitiv der ersten Declination im Etruskischen erkennen und näher bestimmen läßt. Offenbar hatte das Etruskische, wie das Attische Griechisch, beide Formen *as* und *es*, aber *as* immer nach der Liquida *n* (*Mi Afiles Apianas*, *Mi Larus Arianas Anasses* (Etrusker I. S. 450), *Mi Feneruf Finucenaf* (Lanzi II. 199), *Ta suti mucetis Cneunas Lautunis*, *Bullet. dell' Inst. 1830. p. 28*; *Rumlnaf*, *Bullet. 1833. N. IV. tav. n. 49.*; nach den andern liquiden und stummen Consonanten dagegen, jedoch das *e* und *ch* ausgenommen (*Felchaf*, *Mancaf*, *Marchaf*), ziemlich überall *es*.

R. D. M.

B o n n.

Bey Eduard Weber: Die Sternschnuppen sind Steine aus den Mondvulcanen, die einen Durchmesser von 1 bis 5 Fuß haben und welche bey 8000 Fuß Geschwindigkeit in 1 Secunde nicht wieder auf den Mond zurückkommen und die dann mit Millionen um die Erde herumlaufen, von J. F. Benzenberg. 1834. 80 S. in 8.

Diese Monographie scheint den besondern Zweck zu haben des Verfassers Bekehrung, wie er sich selbst ausdrückt, bekannt zu machen. Während er nämlich früher der Meinung war, daß die

Sternschnuppen zum Theil atmosphärischen Ursprungs seyn, so nimmt er seit dem May 1833 an, daß sie alle Auswürfe der Mondvulcane sind. Die Bemerkung (S. VII) daß es seit dem Jahre 1794 eine von den Physikern Deutschlands angenommene Meinung sey, daß die Sternschnuppen Mondsteine seyen und daß Chladni und Olbers an deren Spitze ständen, scheint dem Ref. nicht ganz richtig zu seyn. Olbers hat nur die Möglichkeit nachgewiesen, daß ein aus den Mondvulcanen weggeschleudertes Körper zur Erde gelangen könne, niemals aber behauptet, daß die Sternschnuppen wirklich aus dem Monde kämen, sondern im Gegentheil sogar Gründe dagegen aufgestellt, und Chladni hat sich in seinem Werke 'Ueber die Feuermeteore' (S. 415) entschieden gegen den lunarischen Ursprung der Feuerkugeln erklärt; es muß hiernach auch das, was Herr Prof. Benzenberg (S. 31) sagt, berichtigt werden. Neue wichtige Thatsachen oder theoretische Ansichten haben wir in dieser Schrift nicht gefunden, dagegen hätten wir gewünscht daß der Verf. auf einige Untersuchungen über die Feuerkugeln, die später als das Chladnische Werk erschienen sind, wie namentlich auf den Aufsatz von Egen in Gilbert's Annalen der Physik Bd. 72 S. 375 und von Munke in dem Schweiggerschen Journale für Chemie und Physik Bd. XXX. S. 259 mehr Rücksicht genommen hätte. In jedem Falle scheint es nicht rathsam zu seyn, die Sternschnuppen schon jetzt schlechtweg Mondsteine zu nennen.

Stern.

G e l e h r t e U n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

89. Stück.

Den 8. Junius 1835.

D s n a b r ü c k.

Bey Friedrich Rackhorst, 1834: Briefe über die westlichen Theile der vereinigten Staaten von Nordamerika von Heinrich v. Martels, Premier Lieutenant im 8ten Königl. Hannoverschen Linien-Bataillon. Mit einer Charte vom Missouri-Staate. VI und 194 Seiten in Octav.

Missouri, der westlichste und neueste Staat der Nordamericanischen Union, hat seit Kurzem die Aufmerksamkeit des Europäers und seines transatlantischen Stammgenossen gleich mächtig in Anspruch genommen. Besonders ist dieser Staat dem deutschen Auswanderer das Ziel der wärmsten Wünsche geworden, seitdem einige neue Ansiedler der dortigen Gegenden, oder solche, die von dorthier zurückgekehrt sind, ihre Zufriedenheit durch einen sehr vortheilhaften Bericht öffentlich bekannt gemacht haben. Ungemein ergiebig ist Missouri's Boden; das Klima gesund und dem von Mittel-Deutschland analog. Hohe Gebirgsketten ziehen sich aus dem Süden des Staates

nach Nordost und bieten dem Jäger den erwünschten Schauplatz seiner Thätigkeit. Wölfe, Bären und Büffel durchstreifen jene rauhen Gegenden, wo noch kein friedlicher Landmann sich niederzulassen wagte; wo noch der Ureinwohner haust in seiner ursprünglichen Wildheit, kühn, stark und grausam, wie die wilden Thiere mit denen er täglich kämpft. Wie im Süden das Gebiet Arkansaw, so erstreckt sich von der nördlichen Grenze an das Gebiet Missouri, beides noch unbebaute Einöden, ohne politische und bürgerliche Form, Eigenthum der Union, und Sitz vieler Tausende von Indianern, von denen gewiß mancher unbekannte Stamm noch nie einen Europäer gesehen hat. Tief im Westen erheben sich ungeheure Felsenwände, die wohl noch eine Zeitlang die natürlichen Grenzen der westlichen Cultur bilden werden. Aber durchbrochen werden sie dereinst von der Cultur, die schon so manches scheinbar unüberwindliche Hinderniß von der atlantischen Küste an bis zu den entfernten Ufern des Mississippi mit Riesen-Anstrengung besiegt hat. Der Staat Missouri ist vermöge seiner östlichen Grenze, welche bekanntlich der Mississippi bildet, zum Mittelpuncte des westlichen Handels bestimmt. Missouri ist der Schlüssel des weitem Westens. Der Fluß, welcher dem Staate den Namen gab und denselben quer durchströmt, wird mit seinen zahlreichen und zum Theil bedeutenden Nebenflüssen den innern Handel unendlich befördern, und steht immer durch seine Vereinigung mit dem Mississippi mit der ganzen Union, ja selbst mit dem Welt-Handel in dem lebhaftesten Verkehr. Und wie lange wird es dauern, so hat sich dieser von der Natur zum Handel und zur Schifffahrt so hochbegünstigte Staat eine Verbindung

durch das ungeheure Missouri-Gebiet mit der Küste der Südsee und weiter unten mit Mexico eröffnet! Was für unabsehbare Vortheile werden daraus nicht für den Ostindischen Handel, werden daraus nicht für ganz Nordamerica entspringen! Mögen diese Aussichten, welche bey näherer Kenntniß der Dinge Niemanden überspannt scheinen werden, durch eine friedliche Zukunft recht bald in Erfüllung gehen, und nicht zernichtet werden durch innere Zwietracht.

Handelsverbindungen waren die erste Ursache, welche die ältesten Ansiedler aus den atlantischen Staaten an die fruchtbaren Ufer des Missouri und Mississippi lockte. Mit welchem Scharfblicke diese Geschäftsmänner die vortheilhaftesten Punkte für ihren Zweck herauszufinden wußten, beweist die Lage und das schnelle Emporblühen der Städte St. Charles, Jefferson, und Franklin am Missouri, und St. Louis, Herkulaneum, St. Genevieve und Jackson am Mississippi, deren älteste Bewohner noch deren Gründer sind, und da einst die Urwälder lichteteten, wo sich jetzt die schönsten Straßen mit großen prächtigen Gebäuden und Waarenlagern durchkreuzen, wo sich die Producte und Industrie aller Weltgegenden häufen, wo sich die heitern Tugenden des geselligen Lebens immer fröhlicher entwickeln. Die zahlreichen Landstädtchen, Dörfer, Häusergruppen und Wohnungen einzelner Landwirthes weisen dann andererseits auch auf die zuverlässigste Grundlage des bürgerlichen Lebens, auf das Gedeihen des Ackerbaus, hin. Denn die Union hat nächst Ohio keinen Staat aufzuweisen, welcher den Fleiß des Deconomen reichlicher belohnte, als gerade Missouri. Auch sind die fruchtbaren Niederungen zwischen den sanften baumreichen Hügelu schon längst in lachende Saatenfluren

verwandelt. Deutsche waren es, die in den letzten beiden Decennien die drey Districte um die Mündungen des Missouri größtentheils kauften und bevölkerten.

Diese Gegenden sind es nun, mit deren jetzigen Verhältnissen uns vorliegende Briefe näher bekannt zu machen suchen. Dorthin begleitete der Verf. seinen Vater und seine Brüder, die sich unweit St. Charles am Missouri ansiedelten. Der briefliche Bericht über die Reise selbst ist an einen andern Bruder in Snabrück gerichtet. Aufklärung und Beseitigung irriger Ansichten, welche der Parteygeist oder die Unwissenheit vieler unberufener Schriftsteller über America in Umlauf setzen, und der Wunsch, dem neuen Auswanderer durch unparteyischen Rath zu nützen und ihn unter gewissen Verhältnissen vor voreiligen Schritten zu warnen, waren die nächsten Veranlassungen zur Bekanntmachung dieser Briefe, welche in einer einfachen und anspruchslosen Form erzählen, was der gewöhnliche Auswanderer auf seiner Reise zu sehen bekommt, wohin er sich vorzugsweise zu wenden, und was er, um sicher seinen Zweck zu erreichen, zu thun und was er zu vermeiden habe. Weit entfernt, irgend einen äußern Vortheil durch dieses Büchlein zu erzielen, hat der Verf. vielmehr den Ertrag desselben zur Unterstützung der armen überschwemmten Siedländer bestimmt, und sich auch so als einen wahren Menschenfreund bewiesen, der die wärmste Anerkennung verdient.

Der Verf. landete in Baltimore im September 1832, und verließ Neu York im April 1833, um wieder nach Bremen zu segeln, von wo er ausgelaufen war. Sein achtmonatlicher Aufenthalt in den Vereinigten Staaten fällt

größtentheils auf den Staat Missouri, dessen Lage und Beschaffenheit und neueste Verhältnisse uns mit den frischesten Farben eines empfänglichen warmen Gemüths geschildert werden. Die einzelnen Vorfälle seiner Reisen und Excursionen, und was sonst seine Aufmerksamkeit beschäftigt, sucht der Verf. nach den lebendigen unmittelbaren Eindrücken, welche die Ereignisse und Gegenstände auf ihn machen, uns schriftlich vorzuführen. Mit Vergnügen begleitet ihn der Leser zu Wasser und zu Land, bewundert mit ihm die Riesen-Ströme des Westens und die darauf spielenden zahlreichen Dampfschiffe, und genießt mit ihm die ländliche Ruhe und Heiterkeit des fleißigen Pflanzers, oder durchstreift an seiner Seite die mächtigen Urwälder im Verfolgen reißender Thiere. Ueber das Leben und Treiben der großen Seestädte erhalten wir nur einige beyläufige Bemerkungen, so wie sie sich dem beobachtenden Auge des Verfs. darbieten. Die Zeit war überhaupt zu kurz, um die ersten Eindrücke, die das Geräusch und die Betriebsamkeit dieser Sammelplätze aller Nationen auf den Fremden machen, durch wiederholte und anhaltende Aufmerksamkeit zu prüfen, und sie entweder als bewährte Erfahrungen mitzutheilen, oder als individuelle Täuschungen, welche die momentane Stimmung erzeugte, zu verwerfen. Der Geist ist nie reger, elastischer, empfänglicher, heiterer, als nach der ersten langen und mühevollen Seereise; ja selbst die wiederholte Erfahrung vermindert diese Heiterkeit, dieses Entzücken, diesen Seelenjubil sehr wenig. Die lang entbehrte Erde mit ihrer reichen Mannigfaltigkeit, alles womit die sinnreiche Hand des Menschen sie verschönernte umfassen wir mit einer Innigkeit des Gefühls, die uns

gegen die vielfachen Widersprüche des Lebens blendet, und uns überall nur geregeltes, edles Streben und Uebereinstimmung erblicken läßt. Schilderungen, welche man in dieser Stimmung unternimmt, werden immer die Farbe des begeisterten Gemüths tragen, aus dem sie flossen, und dem Verfasser selbst dann noch als theure Erinnerungen vorschweben, wenn reifere Einsicht und wiederholte Erfahrung ihn das Einzelne in einem ganz andern Lichte zu sehen gelehrt hat.

Ueber Baltimore erfahren wir erst Einiges nach des Verfs. Zurückkunft aus Missouri. Es wird von den dort wohnenden Deutschen gesagt, daß sie größtentheils nicht besonders zufrieden lebten. Vieles hängt hier von den Erwartungen und Zwecken ab, mit denen ein Deutscher den Americanischen Boden betritt, um sich daselbst anzusiedeln. Wer mit mäßigen Erwartungen und einem vernünftigen Zwecke nach America geht, wird selbst bey mäßiger Menschenkenntniß und practischer Umsicht stets die Befriedigung finden, die er sucht. Aber ein politischer Querkopf, dem die Hauptquellen des geselligen Glücks, ruhige Besonnenheit und weise Mäßigung, versiegt sind, wird weder in America noch sonst wo ein sinnverwandtes Element finden, und überall ein unfügsamer, unzufriedener Querkopf bleiben. Im öffentlichen Leben wird er wohl schwerlich glänzen können, da ihm die Mittel zum Zwecke fehlen. Die fremde Sprache wird seiner Unruhe beständig Hindernisse in den Weg werfen, die um so unüberwindlicher scheinen, je mehr dort alles durch das lebendige Wort verhandelt wird, welches der Americaner von Jugend auf durch Erziehung und Beyspiel als das einzige Bildungs- und Hebungsmittel

des republicanischen Lebens schätzen lernt, und dem die mühevollen Acten-Verhandlungen in jeder Rücksicht weichen müssen. Auf der andern Seite wird er sich nicht so leicht mit den bloß auf Geld-Erwerb gerichteten Bestrebungen des Privatlebens befreunden können, welche die ganze Thätigkeit des Americaners in Anspruch nehmen, und ihm überall den Genuß geselliger Freuden verleiden. Und dann jene unersättliche Speculationswuth der Handelsstädte, die vielleicht ein durch viel-jährigen Fleiß mühsam erworbenes Vermögen in einem Augenblicke auf das Spiel setzt. Kein Land erlebt wohl mehr Bankerotte, als gerade America; kein Land läßt mit mehr Steichgültigkeit solche Unglücksfälle geschehen. Dazu kommt noch die Unsicherheit der zahllosen Banken, die fast sämmtlich von Privatpersonen auf Actien angelegt werden, und von denen jährlich wenigstens ein halbes Duzend zu Grunde geht, und die sich doch jährlich noch vermehren. Aber diesem übertriebenen Unternehmungsgeiste, dessen häufige Mißgriffe wohl einzelne Privatpersonen, aber nicht das Ganze, zu Grunde richten können, verdankt America auch unendlich viel Vortreffliches, weil er mit allen Kräften die vielfach verzweigten Interessen des Handels, der Schiffahrt und der Industrie zu fördern sucht, und durch diese unermüdete Regsamkeit, die kein äußeres Hinderniß zu erschlaffen vermag, in kurzer Zeit Werke begonnen und zum Theil ausgeführt hat, über die der Europäer nicht genug staunen kann. Baltimore ist, wie Boston, nur eine Stadt dritten Ranges, indem Neu-York den ersten, und Philadelphia den zweyten Platz einnimmt. Und doch hat diese Stadt aus eigenen Kräften eine Eisenbahn von dreyhundert Englischen Meilen zum Theil durch sehr rauhe unwegsame Gegenden zu führen un-

ternommen. Sie soll sich von der Chesapeake-Bay bis zum Ohio erstrecken, und mit dem großen Canale, welcher dieselbe Richtung nimmt und auf seinem Wege Berge von 400 Fuß Höhe zu überwinden hat, denselben Zweck verfolgen. Die vielen Millionen zu diesen beiden wetteifernden Unternehmungen, die schon viel heftige Spannungen und Ausbrüche wilder Leidenschaften erregt haben, wurden in kurzer Zeit durch Actien zusammengebracht. Unglaublich ist der Kraftaufwand, den diese beiden Arbeiten erfordern, von denen doch die eine neulich bald gescheitert wäre. Die Canal-Compagnie hatte sich früher gebildet, und schon vor vielen Jahren eine Charte von der Regierung erhalten, der zufolge sie alle Länderreyn, durch die der Canal gegraben werden muß, gegen Abschätzungs-Preis an sich zu bringen gesucht. Später erhielt die Eisenbahn-Compagnie dieselbe Befugniß. Anfangs gingen beide Werke ohne Reibungen von Statten. Aber in der Nähe von Harper's ferry, wo der Potomac das blaue Gebirge durchbricht, liegt zwischen dem Flusse und den hohen durchbrochenen Felsenmassen, die sonst keinen Durchgang gestatten, ein schmaler ebener Strich Landes, welchen beide Compagnien benutzen mußten. Für beide war auch Raum genug vorhanden. Aber die Canal-Compagnie, welche das Vorrecht und auch den Vorsprung hatte, wollte jetzt ihre Nebenbuhlerin zu Grunde richten, und den Canal mitten durch die kleine Ebene führen, damit der Raum an beiden Seiten für die Eisenbahn zu schmal würde.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

90. 91. Stück.

Den 11. Junius 1835.

D s n a b r ü c k.

Beschluß der Anzeige: Briefe über die westlichen Theile der vereinigten Staaten von Nordamerika von Heinrich v. Martels 2c. 2c.

Die Sache wurde gerichtlich untersucht. Man schritt zu einem Vergleiche. Die Eisenbahn bot beträchtliche Summen. Alles vergebens. Schon drohete ihr der Untergang, die Arbeiten blieben liegen, die Actien sanken. Da fiel es einem Schlaupopfe ein, daß die Canal-Compagnie ihre Charte unter der Bedingung erhalten hatte, daß sie in einer bestimmten Zeit eine gewisse Strecke vollenden werde. Er maß diese nach. Es fehlte ein kleiner Theil. Dieser Umstand rettete die Eisenbahn, und die Sache wurde ganz zu ihren Gunsten entschieden. Jetzt sind mehr als 60 Engl. Meilen, und zwar durch den unebensten Theil des Landes vollendet. Jede dieser 60 Meilen hat im Durchschnitt mehr als 40,000 Dollars gekostet. Auf dem übrigen Theile des Weges, der sich bis zum Ohio im Ganzen 885 Fuß

hebt, sind freylich weniger Felsenmassen zu durchbrechen, und weniger Viaducte zu erbauen; die Arbeit wird also weniger theuer zu stehen kommen. In weniger als zwey Jahren hofft man diese lange Eisenbahn zu vollenden, auf welcher man dann in Einem Tage nach dem fernen Ohio für wenige Thaler wird reisen können. Solche Unternehmungen, deren namentlich Neu-York noch mehrere aufzuweisen hat, sichern den Handels-Interessen des Landes unabsehbare Vortheile für die Zukunft. Der mechanische Kunstsin, der auf alle Weise geweckt und ermutigt wird, kömmt jenem Unternehmungsgeiste mit seinen vielfachen Bestrebungen und Erfindungen überall kräftig entgegen und hilft seine großen Pläne ausführen. Wie viele kunstreiche und wichtige Maschinen verdankt nicht schon die Welt dieser stets gespannten mechanischen Thätigkeit der Americaner.

Baltimore gilt nebst Boston für die patriotischste Stadt der Union, und hat seine Gesinnungen gegen die verdienstvollsten Männer der Republik durch sehenswerthe Monumente zu verewigen gesucht. Die schöne Marmorsäule von 175 Fuß Höhe, auf deren Gipfel ein vorzüglich gut gearbeitetes Marmorbild Washingtons steht, ist ein seinem hohen Zwecke vollkommen entsprechendes Denkmal, welches auf einer sanften Anhöhe in der Stadt, welche eine weite Aussicht beherrscht, errichtet worden ist, und den Fremden mächtig überrascht. Auch das zu Ehren der im Jahre 1814 gefallenen Bürger der Stadt erbaute Denkmal wird man mit Bewunderung betrachten. Doch an Größe und Pracht stehen beide dem bey Boston auf dem Buncker-Hügel zu Ehren der dort im ersten Treffen gegen die Engländer 1776 gefallenen

Americaner errichteten Monumente weit nach. — Die prächtigsten Gebäude in Baltimore, so wie in Philadelphia und Neu-York, sind die Banken. Privatgebäude von ausgezeichnete Schönheit und Größe sieht man wenig. Die meisten sind von rothen Backsteinen erbaut, drey Etagen hoch, und inwendig mit viel bequemer Ueppigkeit eingerichtet. Die Straßen sind ziemlich gerade und die Häuser meistens von gleicher Höhe in derselben Straße. Die Kirchen sind höchst einfach und ohne Thürme. Die hier erbaute Kathedrale, wozu man das meiste Geld in Europa gesammelt hat, ist freylich mit etwas mehr Pracht im Innern verziert worden; doch würde sie neben den ehrwürdigen Europäischen Gebäuden dieser Art, selbst des dritten Ranges, sehr in den Schatten treten. Der Geschmack in der Architectur ist überhaupt nicht rein, und erhebt sich selten zu eigenen erhabenen Schöpfungen. Man vermißt eine höhere Leitung, die mit eben so viel Aufopferung als Ausdauer etwas Großes fördern könnte. Practische Brauchbarkeit und Bequemlichkeit sind die großen Probleme, auf die sich die ganze Thätigkeit beschränkt. Zur schönen Form erhebt sich die Kunst nur sehr selten.

Ueber die großen Bequemlichkeiten des Reisens zwischen Baltimore, Philadelphia und Neu-York gibt der Verf. einen sehr günstigen Bericht, wie alle Reisenden. Dampschiffe und Dampfswagen legen jetzt die 130 Engl. Meilen von Baltimore nach Philadelphia für $3\frac{1}{2}$ Dollars in $8\frac{1}{2}$ Stunden zurück; und eben so bequem gelangt man für 3 Dollars 100 Meilen weit von Philadelphia nach Neu-York.

Doch wir wollen jetzt dem Verf. nach Missouri folgen, worüber er uns, wie schon gesagt,

ausführlichere Nachrichten mittheilt. Von Baltimore reiste er nach Pittsburg, und von da den Ohio hinunter nach Steubenville, Wheeling (Virginien) Cincinnati, Louisville (Kentucky); dann den Mississippi hinauf nach St. Louis und Marthasville in Missouri. Die Rückreise ging wieder nach Cincinnati, und von da durch Virginien über Suzandote, Harper's ferry, Mount Vernon nach Washington und dann nach Baltimore. Die verschiedenen Ereignisse, Erfahrungen und Beobachtungen auf dieser ziemlich schnellen Hin- und Herreise sind vom Verf. der Reihe nach aufgezählt. Die Ankunft in St. Louis fiel in die traurige Zeit, wo von der 8000 Seelen starken Bevölkerung dieser Stadt täglich 50 Menschen durch die Cholera hinweggerafft wurden. Umlenthalben sah man Leichenwagen, und fast kein Haus ist dort verschont geblieben. Selbst von den 50 Personen, die mit dem Verf. von Louisville nach St. Louis fuhren, erkrankten 10 auf dem Schiffe, und 5 starben. Unter diesen waren gerade solche, die nach so vielen schmerzlichen Entbehrungen und Widerwärtigkeiten der langen Reise nun beynabe am Ziele ihrer Wünsche standen. Ein noch traurigerer Vorfall ereignete sich auf der Reise nach Cincinnati. Ein junger Deutscher, ein eifriger Botaniker, wollte schneller als die übrige Gesellschaft, mit der er reiste, in dieser Stadt anlangen, und kam auch wirklich einige Tage früher an. Wie die übrige Gesellschaft nachkommt, begegnet sie seiner Bahre. Er war als Opfer der Cholera gefallen.

St. Louis war noch im Jahre 1814 ein höchst unbedeutender Ort mit einigen hundert Familien, die größtentheils in Blockhäusern wohnten. Es hatte nur wenige steinerne Gebäude,

die den Reichen gehörten, welche die Ländereyen an sich gekauft hatten, wo jetzt die Stadt steht. Seine günstige Lage und seine vielfach verzweigten Handelsverbindungen verschafften ihm schnell eine zahlreiche Bevölkerung, die aber aus einem bunten Gemisch von Leuten sehr verschiedener Abstammung zusammengesetzt ist. Weiße, Schwarze, Indianer, und alle Schattierungen der Farbe, welche durch die Verheirathungen der Schwarzen mit Weißen, der Indianer mit Weißen oder Schwarzen, und der Abkömmlinge der Mulatten, Creolen, Mestizen, Zambo, Quarternonnen u. s. w. wieder mit Personen ungleicher Rasse entstehen, findet man dort unter einander gemischt. Unter den dortigen Europäern bilden die Franzosen die Mehrzahl, daneben Einwanderer aus den östlichen Staaten der Union, Engländer, Deutsche, Irländer &c. Die Mehrzahl der Landbewohner in der Umgegend und weiter im Innern sind Deutsche, die sich dort sehr gut gefallen. Die schweren Feldarbeiten werden von schwarzen Slaven verrichtet, deren der Staat Missouri bey einer Bevölkerung von 118,000 freyen Weißen, 25,000 zählt. Als im Jahre 1820 Missouri, bis dahin ein politisch formloses Gebiet oder Territorium von mehr als 60,000 Engl. Quadratmeilen, in die Reihe der Staaten aufgenommen wurde — eine Ehre, welche 40,000 Bewohner voraussetzt — entstanden heftige Debatten im Unions-Congresse zu Washington über die Frage, ob dem neuen Staate das Recht, Slaven zu halten, zustehen sollte, oder nicht. Der Sieg der Repräsentanten und Senatoren der südlichen und westlichen Staaten über die östlichen hat seitdem viele reiche Slavenbesitzer in diesen neuen Staat gelockt, und selbst diejenigen Ein-

wanderer, denen die Slaverey früher ein Abscheu war, finden sich leicht in die Lage der Dinge, und genießen gern die vielen Vortheile, die ihnen dieser Zustand gewährt. — Missouri sendet, wie jeder andere Staat der Union, zwey Senatoren zum Congresse, und für jede 40,000 Einwohner einen Repräsentanten; also jetzt zwey, und bey der nächsten Zählung gewiß drey. An der Spitze des Staats steht ein Gouverneur mit 1500 Dollars Gehalt, welcher jährlich gewählt wird. Die gesetzgebende Versammlung, welche, wie in allen übrigen Staaten, aus zwey Häusern, dem Senat und dem Hause der Repräsentanten besteht, welche alle zwey Jahre gewählt werden, hat ihren Sitz in Jefferson. Die Beschlüsse dieser Versammlung bedürfen der Bestätigung des Gouverneurs, dem das Recht des veto zusteht. — Jeder District (county) ist in Stadtgebiete (townships) getheilt; und jedes Stadtgebiet hat einen vom Volke gewählten Friedensrichter und Constabler, welcher auch die Pollice verwaltet. Der Proceßgang ist höchst einfach und kurz; alle gerichtlichen Verhandlungen sind mündlich und öffentlich; und diese Oeffentlichkeit erhält in jedem Bewohner das Bewußtseyn seiner Rechte — was um so leichter geschehen kann, da die Gesetze klar und faßlich sind, und die Verhandlungen der einzelnen Gerichte noch dazu durch unzählige Zeitungen verbreitet werden. Die dem Richter zur Seite stehende Jury besteht in Civilsachen aus 6, und in Criminalsachen aus 12 Personen. Wichtigere Criminalsachen werden von den circuit courts, die zugleich eine Appellations-Instanz bilden, entschieden. Diese Gerichtshöfe haben, wie schon der Name sagt, keine feste Wohnsitze. Sie halten ihre Sitzungen abwechselnd in den verschie-

denen Theilen der Districte, in welche der Staat getheilt ist. Die Richter der circuit courts werden vom Gouverneur ernannt und die Beyseker vom Volke. So ist auch die einfache Rechtspflege in allen übrigen Staaten der Union.

Manches Anziehende berichtet der Verf. über das Leben und die Schicksale einzelner merkwürdiger Familien, die sich seit den letzten 30 Jahren in Missouri angesiedelt haben; ferner über seine Wanderungen und Jagden daselbst; endlich über den Zustand der dortigen Ländereyen und über die sicherste und vortheilhafteste Art des Ankaufs. — Viele von den ersten Ansiedlern, welche Missouri vor 30 Jahren gegen die Indianer, die Büffel und die Bären einigermaßen sicherten, wurden von dem Verf. besucht. Sie kamen von Kentucky, dem Vaterlande der kühnsten und tapfersten Abenteurer, welche America bisher gesehen. Berühmt ist Boone's Name in beiden Welten, besonders seitdem ihn Byron durch seine Gedichte verherrlicht hat. Er, der Hercules des Westens, war es, welcher sich, seine Familie und seine Gefährten in der Mitte schauriger Urwälder unzählige Male aus den drohendsten Gefahren der reißenden Thiere und tückischen Indianer gerettet hat. Sein Sohn, jetzt Major der sogenannten Rangers, hat jetzt noch seine Besitzungen am Osage in Missouri. Bey ihm verlebte der Vater seine letzten Tage. Als siebenzehnjähriger Jüngling verließ er mit seiner sechzehnjährigen Gemahlin seine Heimath Kentucky, kam den Mississippi und Missouri hinauf bis zu dem schönen Thale am Osage. Die Stelle, wo jetzt sein Haus steht, und wo fünf starke Quellen aus dem Boden sprudeln, gefiel beiden so sehr, daß sie zugleich ausriefen: 'Hier wollen wir Hütten bauen!' Leicht war ein Block-

haus errichtet, in welchem das junge Paar lange von den Ergebnissen der Jagd lebte. Die spanische Regierung, der damals jener Strich Landes gehörte, schenkte ihnen 800 Acres. Durch die Feldmessenkunst, welche Boone gut verstand, ist er den neuen Ansiedlern sowohl wie der Regierung sehr nützlich geworden. Dadurch und durch die Jagd hat sich sein Vermögen bedeutend vermehrt. Eine blühende Familie von 10 Kindern umgibt ihn.

Auf seinen Excursionen lernte der Verf. auch einige Stämme der Indianer kennen. Er schildert sie als gastfreundlich und gefällig. Oft hat er mit ihnen das Wild verfolgt, und am Abend mit ihnen fettes saftiges Bärenfleisch gegessen. Er gibt den Männern das Zeugniß der Hochherzigkeit, daneben aber auch der Rachsucht, die sonst alle menschlichen Gefühle überwältigt. Die Pelzjäger haben noch jährlich sehr ernsthafte Gefechte mit den Indianern zu bestehen. Doch werden auch hier die ursprünglichen Herren des Landes immer mehr und mehr nach Westen gedrängt, und werden sich bald jenseit der Felsen-Gebirge zurückziehen müssen. Zeugen ihrer früheren Größe werden stets die ungeheuern Grabhügel seyn, die tief ins Alterthum zu reichen scheinen. Die Engländer nennen sie mounds, und die Franzosen mamelles. Oft sind sie 80 Fuß hoch, und haben gegen 1000 Fuß im Umfange. Bey Cahokia sieht man eine ehrwürdige Gruppe von mehreren Hunderten, welche jenen Denkmälern der Vorzeit sehr ähnlich sind, die man auf der Ebene von Troja erblickt, und denselben Zweck haben. An dem Fuße des höchsten dieser Grabhügel hatten die Trappisten ein Kloster erbaut und den Hügel selbst zum Garten umgebildet. Kein Platz in der Welt eignet sich wohl mehr

für das ewige Stillschweigen der Trappisten, als diese einsamen Grabmäler von Völkern, die jetzt ausgelöscht sind aus der Reihe der Nationen. Welch unerschöpflicher Stoff für die stumme Betrachtung! Wie manche wunde Männerbrust, ruft der Verf. aus, die hier ausruhere von den Stürmen eines unglücklichen Lebens, mag in dieser wilden großartigen Einsamkeit die verlorene Ruhe wiedergefunden und Gedanken gedacht haben, die würdig waren für alle Zeiten aufbewahrt zu werden. Durch Nachgrabungen ist schon manche Indianische Merkwürdigkeit und Knochen ans Licht gefördert. Auch der Vf. stellte solche an, wurde aber durch die Nacht überrascht, ohne etwas gefunden zu haben, und sah sich genöthigt, um nicht im Dickicht abzuirren, die Nacht auf dem Grabhügel bey einem Feuer zuzubringen. Nach vielen Gesprächen mit seinen Gefährten schlief er endlich ermüdet, aber dennoch höchst aufgeregt, ein. 'Nie, sagt er, haben so fieberische Träume mein Gehirn durchkreuzt, als in dieser langen einsamen Nacht. Es war mir, als wenn die Tausende, deren Gebeine hier ruhen, sich aus ihrem Schlummer erhoben hätten, und ringsher die weite Ebene bedeckten; und mit ihnen im bunten Gemisch sah ich das Mammuth und das Megatherion, und wie sie alle heißen, diese Riesen der Vorzeit; und mir däuchte, ich sähe jene mächtigen Lenapeß, von denen die Sage geht, daß sie die frühere Bevölkerung ausgerottet, von den Bergen herabstürzen; und ich hörte den Lärm der Schlacht, das Getöse der Waffen und das Gemurmel der Sterbenden. Da erwachte ich aus meinem Schlafe, fühlte meinen Puls fieberhaft klopfen, meine Wangen genäßt von dem Nebel der Nacht, und hörte in meiner Nähe das Heulen der Wölfe

und das Geschrey der Uhuß. Da mochte ich nicht länger hier weilen, weckte meine Gefährten, denen es nicht viel besser ergangen, und wir bestiegen, da der Tag zu grauen begann, unsere Kasse, und vergaßen nach einem Ritt von ein Paar Stunden bey einem tüchtigen Campfeuer und Frühstück Träume und Geister, Kälte und Nässe.'

Sehr nützliche Vorsichtsmaßregeln gibt der Verf. noch endlich denjenigen, die sich in Missouri ankaufen wollen. Er scheint sich eine genaue Kenntniß der dortigen Verhältnisse verschafft zu haben. Den Landwirthen von einigem Vermögen eröffnet er dort glänzende Aussichten, besonders wenn es ihnen gelingen sollte, eine schon einigermaßen angebaute Farm für einen mäßigen Preis zu erstehen. Doch muß man das Einzelne bey dem Verf. selbst nachlesen, dem wir viel Belehrung und Unterhaltung verdanken, und der durch die Bekanntmachung seiner Briefe überhaupt vielen Nutzen gestiftet hat.

G. H. B.

E r l a n g e n .

In Commission bey C. Heyden: Das weiße Blut in physiologisch-pathologischer Beziehung betrachtet von K. F. W. Chr. Kastner, Dr. der Philosophie, Medicin, Chirurgie und Geburtshülfe. X und 108 Seiten in 8.

Dieser erste, von dem Verfasser seinem berühmten Vater gewidmete literarische Versuch, zerfällt in einen allgemeinen und einen besondern Theil. In dem allgemeinen Theile werden die Grundbedingungen der Weißblut- und Rothblut-Bildungen betrachtet und als zwey unabhängig von einander wirkende Ursachen zur

Erzeugung des weißen Blutes angegeben: 'entweder Beymischung von noch nicht vollständig assimilirtem Chylus, oder krankhafte Umänderung des einen oder andern nähern Bestandtheils (Bildungstheils) oder aller Bildungstheile des Bluts.' Die erstere Art, die, abgesehen von dem sogenannten weißen Blute der meisten wirbelsäullosen Thiere sich in reinsten Form nur bey jungen an der Mutter saugenden Säugethieren (Kazen und Hunde) vorgefunden hat, aber auch nicht gar selten bey anscheinend ganz gesunden Menschen bey Gelegenheit eines Aderlasses, ist für den practischen Arzt von geringem Interesse. Die erstere Art will der Vf. durch gesundes weißes Blut und die letztere Art durch krankhaftes weißes Blut bezeichnen.

Das Nähere über diese beiden Säfte fällt dem besondern Theile der vorliegenden Schrift zu.

Den allgemeinen Theil, der den gegenwärtigen Standpunct der Kenntnisse sowohl vom gesunden rothen Blute, als auch von einigen demselben ähnelnden Flüssigkeiten (Lympher, Speisefast) bezeichnet, würden wir füglich als bekannt übergehen können, wenn nicht Einiges unmittelbar zu dem verhandelten Gegenstand gehörend, sich darin vorfände, und hie und da Interesse gewähren könnte.

So glaubt der Verf. Berzelius' Meinung, daß das Blutserum der Träger des Blutdunstes sey, damit widerlegen zu müssen, indem gasige Materien, von zähen Flüssigkeiten nur in sehr geringem Maße verschluckt werden, die mehr starren Gebilde hingegen ein beträchtliches Gascondensations-Vermögen besitzen. Er vermuthet, daß es zunächst das electro-positive Blutroth ist, welches im lebenden Venenblute den electro-negativen Blutdunst in Form einer sehr verdich-

teten Atmosphäre enthält, etwa so, wie es im arteriellen Blute vom Sauerstoffgas umgeben erscheint. Im venösen Blute seyen, dieser Annahme gemäß, ursprünglich das Blut sammt der Faser von Blutdunst umgeben, späterhin aber, in der Lunge, werde ein Theil des verdichteten Blutdunstes durch hinzutretendes Sauerstoffgas, unter Entbindung von Stickgas, zu Kohlensäure und Wasser verbrannt; während der andere der Faser anhängende Theil unverändert bleibt, und erst beym Gerinnen theils entweicht, theils durch das Sauerstoffgas das Blutroth ebenfalls oxydiert und so in Kohlensäure und Wasser verwandelt wird, von denen die erstere an das Natroncarbonat des Serums tritt und es in Bicarbonat verwandelt, das letztere hingegen das dem Gerinnen folgende Ausschwitzen des Serums bewirkt.

Was das Blutroth (Haematin. Cruor) und die Löslichkeit desselben im Weingeiste betrifft, so glaubte Kastner der Vater, früherhin (s. Berliner Jahrbuch der Pharmacie 1819 S. 461), daß es eine sehr innige Verbindung des Eryweisses (nicht der Faser) mit Eisenschwefelblausstoff (Anthrazothioneisen) sey; aber das zum Theil sehr abweichende Verhalten des letztern, ließen ihn auf diese Vermuthung keinen Werth legen, bis Hermbstädt ihn benachrichtigte, 'daß es ihm gelungen wäre, experimentell zu beweisen, daß die Ursache im rothen Blute Anthrazothioneisen sey.' Die von Hermbstädt bald darauf in Schweigger-Seidels neuem Jahrbuche der Chemie zc. IV, S. 314 zc. bekannt gemachten Versuche selbst, setzten jedoch diese Annahme nicht ganz außer Zweifel, sondern forderten noch strengere als die vom Experimentator geführten Beweise.

Die Gründe, die Kastner den Vater bestimmten, seine früher geäußerte Vermuthung zu-

rückzunehmen, finden sich in einer Anmerkung mit seinen eigenen Worten, die wir nachzulesen bitten.

Der besondere Theil der Schrift handelt nun von dem gesunden und dem krankhaften weißen Blute.

Was zuerst das gesunde weiße Blut betrifft, so hat man dieses hauptsächlich nur bey Thieren, nicht bey Menschen wahrzunehmen Gelegenheit gehabt, und in allen den Fällen wo man bey Menschen durch Aderlässe oder Schröpfköpfe es so entzogen hat, ist es mehr oder weniger krankhaften Individuen abgelassen worden und war dann also von nicht erheblicher Bedeutung gewesen.

Das gesunde weiße Blut theilt der Verf. wieder in bleibende und vorübergehende Weißblutbildung. Letztere zeigt sich in zweyerley Entwicklungsweisen, indem die eine vor und bey der jedesmaligen Chylus-Assimilation eintritt, also eben so oft wiederkehrt als verdauet wird; die andere indem sie an bestimmte, individuelle Entwicklungsperioden geknüpft erscheint und somit während der Lebenszeit nur einmal hervortritt. Die bleibende Weißblutbildung findet sich mehr oder weniger deutlich, von den Fischen abwärts, durch alle Thierreihen. Was die Zusammensetzung dieser Säfte anbelangt, so ist die Kenntniß davon bis jetzt noch weniger befriedigend, als die des rothen Blutes der wirbelsäuligen Thiere. Der Gerinnung sind jene weißen Säfte fähig und wird ihr Zerfallen in Serum und Placenta aus den darin nachgewiesenen Kügelchen und Faserfäden wahrscheinlich.

Unter den Säugethieren ist das weiße Blut, wie schon erwähnt, bis jetzt nur bey jungen Ragen und Hunden beobachtet worden. Ku-

dolphi sah es bey dem Durchschneiden der Diploë aus den Kopfgefäßen eines säugenden Hundes fließen, von dem sich bald eine große Menge bläulich-weißer, durchaus milchartiger Flüssigkeit trennte. Dasselbe fand Schlemm, nach Blosslegen und Verlegen der Schädelknochen einer ganz jungen kurz vorher an der Mutter gesogenen Kage. Schon bey Durchschneidung der Kopfdecken floß eine Menge gelblich-rothen Blutes aus, dessen Serum, nachdem es geronnen, ganz weiß und der Milch im Ansehen ähnlich war. Meyer in Bonn kannte diese Erscheinung schon früher aus eigenen an säugenden Käzchen und Hunden gemachten Versuchen. Der Verf. ist bey ähnlichen Forschungen die er bey zwey jungen Käzchen anstellte, nur unvollkommen in seinen Erwartungen befriedigt worden, doch glaubt er, aus den freylich noch sehr dürftigen Ergebnissen der Prüfungen des gesunden weißen Blutes, als sehr wahrscheinlich betrachten zu dürfen: 'daß in den ersten Zeiträumen der Rothblutbildung, der Chylus in ein dem weißen Saft der niedern Thiere ähnliches Gebilde übergeht und daß erst späterhin, wenn der Einfluß der eingeathmeten Luft auf den Blutbildungsproceß sich mehrfach wiederholt hat, die Umwandlung desselben in eigentliches rothes Blut beginnt.' Beide Entwicklungsmomente sind jedoch kaum zu trennen, weil sie, sowohl der Zeit als dem Raume nach in einander übergehen; indem schon gebildetes rothes Blut fortdauernd dem noch in Bildung begriffenen rothen Blute zugeführt und mit demselben vermenget wird. Daß übrigens die Verschiedenheit der Nahrungsmittel auf beides einwirkt beweisen die oben erwähnten Bivisectionen; denn die Muttermilch, welche jene Käzchen zu sich genommen hatten,

zeigte sich dem Fette nach in dem Blute am wenigsten geändert. Die Bedingungen, unter welchen Erkrankungen des Bluts überhaupt, so wie das krankhafte weiße Blut, zu Stande kommen, lassen sich nach dem Verf. auf wenige allgemeine zurückführen; sofern man dabey das gesammte Wirkungsverhältniß des Bluts zu den übrigen Theilen des Organismus, nach seinen Hauptverschiedenheiten — der Zuführung bildsamer und der Entfernung unbildsam gewordener Materie — in Betrachtung zieht. — Gemeinsam ist diesen wenigen allgemeinen Bedingungen der Bluterkrankung, die Endform ihrer Wirkungen; sie stimmen nämlich darin zusammen, daß sie Störung des im gesunden Blute gegebenen Lebensgleichgewichts hervorgehen machen und so die Größengleichheit zwischen Blutbildung und Blutverbrauch für einzelne Zeiträume oder für die ganze Lebensdauer aufheben; verschieden zeigen sie sich hingegen in soweit sie entweder im entstehenden Blute selber hervortreten, oder erst durch Rückwirkung der übrigen Körpertheile auf das fertige Blut zu Stande kommen. Zu den ersteren gehören sowohl die Umänderungen des Bluts durch regelwidrige Abänderungen der Nahrungsmittel (auch durch Arzeneigenuß und durch Vergiftung) als auch jene durch mangelhafte Wirkung der zur Bereitung des Chymus, des Chylus und der Lymphe erforderlichen Organe; zu den letzteren hingegen nicht nur die, durch fremdartige Einwirkungen (z. B. durch den Einfluß krankhafter Nerven) auf das schon bestehende Blut hervorgegangenen Abänderungen desselben, sondern auch jene Hindernisse der Ausscheidung chemisch=constituierter Materien, welche krankhafte Ausscheidungsorgane (kranke Nieren, kranke Haut) entgegensetzen. Die ersteren dieser Erkrankungs-

bedingungen werden daher vorzugsweise nachtheilig einwirken auf die Ausbildung des Bluts, die letzteren auf die Umbildung desselben. Wenn nun auch ein alleiniges Wirken der einen oder der anderen Hauptbedingung, weder beim Entstehen des krankhaften Blutes noch beim Erkranken des gesunden, je Statt haben dürfte, sondern sich beide wirksam zeigen, so ist doch auch gewiß, daß sie selten oder nie mit gleicher Intensität hervortreten, sondern die eine oder die andere entschieden vorwaltet. Der Verf. gibt nun ältere und neuere Beobachtungen die seine Sätze bewahrheiten sollen, wo nämlich entweder fehlerhafte Nutrientia oder krankhafte Organe als Hauptbedingungen vorwalteten. Dem Gehalte an Fett hat das krankhafte weiße Blut seine Farbe zu verdanken, und waren es vorzüglich Elain und Stearin die man in jener Flüssigkeit durch Scheidung aufgefunden hat; beides Stoffe, die auch das Menschenfett zu seinen Bestandtheilen zählt. Zum Schlusse theilt der Verf. noch die von Joh. Müller in Burdach's Physiologie bekannt gemachten Versuche über das rothe Blut mit, und scheidet so von dem Leser als ein Mann, dem es bey der Ausarbeitung seiner Schrift darum zu thun war, weder Fleiß noch Mühe zu sparen um derselben einen hohen Grad von Vollständigkeit zu verschaffen. Einen etwas deutlicheren, weniger verwickelten Styl hoffen wir schon in den nächsten Geistesproducten des Verfassers anzutreffen.

Mansfeld.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

92. Stück.

Den 13. Junius 1835.

G ö t t i n g e n.

In der Dieterichschen Buchhandlung, 1835:
Geschichtserzählungen aus Criminal-Acten nebst
einigen Urtheilen mit Entscheidungsgründen zum
Zweck der Benützung bey einem Criminal-Prac-
ticum herausgegeben von Dr. H. A. Zacharia,
Privatdoc. d. R. und außerord. Beysitzer des
Spruchcollegiums zu Göttingen. VIII und 131
Seiten in Octav.

In dem Vorwort (S. I—VIII) erklärt der
Herausgeber, daß er bey dem, mit den Vorträ-
gen über die Theorie des Strafprocesses verbun-
denen Criminal-Practicum bald das Bedürfniß
gefühl habe, neben den, in gedrängter Kürze
bloß die allerwesentlichsten Thatsachen enthal-
ten, in der Stunde selbst zu dictierenden Fäl-
len, seinen Zuhörern auch einige ausführlichere
Geschichtserzählungen aus Criminal-Acten mit-
zutheilen, um sie dadurch schon jetzt daran zu
gewöhnen, das Wesentlichere von dem Unwe-
sentlichern zu unterscheiden und sich selbst den

Stoff herauszufuchen, welcher hauptsächlich auf die rechtliche Beurtheilung des Falles von Einfluß sey. Der Verf. habe sich deshalb entschlossen, einige der von ihm beym Spruchcollegium zum Vortrag gebrachten Criminal-Rechtsfälle dem Drucke zu übergeben und sie auf diese Weise seinen Zuhörern zur Bearbeitung mitzutheilen. Die weitere Veröffentlichung glaube er dadurch entschuldigen zu können, daß vielleicht hiermit einem auch anderswo gefühlten Bedürfnisse abgeholfen werde.

Was die mitgetheilten Fälle selbst betrifft, so sind sie zwar größtentheils nicht wegen der Schwere des Verbrechens oder in psychologischer Hinsicht von großer Bedeutung, indessen wird doch der Sachverständige nicht verkennen, daß gar oft interessante criminalrechtliche Fragen dabey zur Sprache und weitem Erörterung kommen müssen. Der Fall *N^o. I.* (S. 1—10) greift in die Lehre von den Injurien, der Verhaftung und der Strafbarkeit einer gegen excedierende Beamte verübten Widersetzlichkeit ein. *N^o. II.* (S. 10—17) betrifft die Erlassung eines Steckbriefs durch einen Patrimonial-Gerichtsherrn und Einmischung in das gerichtliche Verfahren. *N^o. III.* (S. 17—28) und *N^o. IV.* (S. 28—37) geben Stoff zur Erörterung des Unterschiedes zwischen Aufruhr und Auslauf. *N^o. V.* (S. 37—42) Ein im Auslande begangenes Verbrechen der Körperverletzung. *N^o. VI.* (S. 42—47) Diebstahl im Auslande begangen; künstlicher Beweis durch Indicien. *N^o. VII.* (S. 47—71) Relation aus Untersuchungsacten wider mehrere Complicen wegen 35 verschiedener, zum Theil qualifizierter Diebstähle, wobey eine Menge wichtiger Fragen aus der Lehre vom Diebstahl zur Erörterung kommen müssen. *N^o. VIII.* (S. 71

bis 83) Auszug aus Untersuchungs-Acten, einen Todtschlag betreffend. №. IX. (S. 83 — 88) Diebstahl. №. X. (S. 89 — 101) Zur Lehre vom Beweis durch Indicien. №. XI. (S. 102 — 106) Desgleichen. Mehrere von diesen Fällen sind auch zur Abfassung von Bertheidigungschriften und Inquisitional-Artikeln geeignet. №. XII. und XIII. (S. 106 — 131) Zwey Urtheile mit Entscheidungsgründen, Diebstahl und Meineid betreffend. — Einige Bemerkungen über die Einrichtung des Criminal-Practicums finden sich in der Vorrede S. VI — VIII.

B a s e l.

Schweighauserische Buchhandlung, 1835: Altdeutsches Lesebuch von Wilhelm Wackernagel. XXVIII und 871 S. in 8.

An dem trefflich gerathenen Buche habe ich dreyerley auszusuchen: daß die langen ζ falsch geschnitten sind; daß, zwar nicht in der Vorrede, allein in den altdeutschen Texten die falsche Sylbenabtheilung XXI, 15 stand-andans, XXI, 19 thein-ai u. s. w. angenommen ist, da doch schon die Gothen stan-dan, thei-nai ausgesprochen haben werden (denn richtige Aussprache und richtiges Metrum verbindet oder trennt was etymologisch oder grammatisch getrennt oder verbunden seyn muß); endlich daß der Herausgeber in Behandlung und Ordnung der Texte seine Neigung zur sondernden, verneinenden Critik überwiegen läßt. Diese achte ich nicht gering, ja ich gestehe ihr größere Feinheit, lebhafteren Reiz zu, als der bindenden und combinierenden, welche dafür längere Sicherheit und Wahrheit zu bieten scheint, weil überhaupt doch glücklicherweise des Positiven beträchtlich mehr als des

Negativen ist. Zum Beyspiel dienen hier Notkers Werke, die von S. 50 — 98 in zwey Jahrhunderte, das zehnte und elfte, gesprengt werden. Der Herausgeber hat dabey Vorgänger und Nachfolger für sich. Schon vor zehn Jahren, in Bachmanns *specimina*, wurde p. 19 'e codice monacensi saec. X.' p. 20 'ex Marciano Capella Teutonico', p. 25 'ex Boethio de consolatione philosophiae Teutonice verso', p. 28 'Notkeri tertii translatio psalmi XXVIII', vorsichtig mitgetheilt. Ich verstand mich nicht dazu, diesen Trennungen in dem zweyten und dritten Band meiner Grammatik Einfluß zu gestatten, und behielt bey allem Respect davor ein Gefühl dagegen; es reut mich nicht. In Grasss Sprachschatz sind S. LV unter N. nur die Psalmen angeführt, der Boethius steht S. XXXVI, der Mart. Capella S. LII, der Aristoteles, so viel ich sehe, nirgends. Vor zwey Jahren ließ unser Herausgeber in seiner Abhandlung über die Verdienste der Schweizer um die deutsche Literatur S. 10 und 26 bestimmtere Aeußerungen verlauten, indem er 'in jeder Beziehung für werthvoller' als Notker's Psalter ausgibt 'die andern immer noch ungedruckten Uebersetzungen und Erklärungen vom Organon des Aristoteles, vom Marcianus Capella, und namentlich die vom philosophischen Trostbuch des Boethius: Arbeiten, die man alle zusammen gleichfalls jenem Notker benzulegen pflegt; aber es ist gewiß, daß sie von mehreren andern Verfassern, und wahrscheinlich, daß sie theilweise vom Ruadpert, einem Zeitgenossen Notker's herühren, dessen Bemühungen für angemessene Uebersetzung schwieriger lateinischer Ausdrücke uns anderswoher bekannt sind.' Die mehrern 'sind durch die Worte welche sie gebrauchen, durch die

Wortfügungen die sie anwenden sowohl vom Uebersetzer der Psalmen, als unter einander unzweifelhaft verschieden. Vom Boethius hat ein anderer die zwey ersten Bücher übersetzt, ein anderer die drey letzten und zugleich den Capella; wieder ein anderer den Aristoteles.' Und in vorliegendem Buch heißt es S. XIII: 'die Beybehaltung einzelner lateinischer Worte in Mitten der deutschen Auslegung, wie sie in Notkers Psalmen vorliegt, mußte vorausgegangen seyn, ehe man im Boethius und Marcianus die Kunst der vollkommenen Verdeutschung erreichte, das Organon des Aristoteles steht auf einer Mittelstufe. Freulich der Bahn ist aufzugeben, daß alle diese Werke von dem einzigen Notker Labeo herrühren: von ihm ist nur was ihm schon die alten Sangaller zuschreiben, die Psalmen, Gregors Moralia und Hiob (Pertz Monum. Germ. hist. 2, 57. 58), beide letztere verloren; der Aristoteles dagegen, Boethius und Marcianus sind von andern Uebersetzern und von mehr als einem; am Boethius hat vielleicht Abt Burkhart II. Antheil, wenn er nämlich jener P. ist dem Meister Rudpert im siebenten seiner Briefe eine Stelle des Boethius verdeutschen hilft.'

Außer diesem Grund (welcher schwach scheint, da Burkhart deshalb Theil am Boethius haben soll, weil darin ein Ausdruck vorkommt, den er selbst nicht treffen konnte) sind andere, ohne Zweifel aus den Sprachformen geschöpfte nicht angegeben. Sie würden manchen Schein haben, und stützen machen. Es mag z. B. bemerklich seyn, daß eine so eigenthümliche Form, wie das fragende *na* (Gramm. 3, 755) im übersetzten Boethius, Marcianus und Aristoteles, nicht in den Psalmen steht.

Anderes aber nicht weniger eigenthümliche

stimmt, z. B. das Subst. *iba* (conditio) findet sich Boeth. 154. 267 und hier de syllogismis 53, 26. 72, 17. Gesezt, nicht gehörig beglaubigte Ueberlieferungen hätten die Verdeutschung dieser Tractate lauter verschiedenen Männern beigelegt; die Critik würde mancherley, was sich hören ließe, aus den Sprachformen auch für die Ansicht, daß sie dennoch von einem und demselben Verfasser ausgegangen, gewinnen können.

So viel scheint ausgemacht, und darin dürften sich beide Meinungen vorerst begegnen, die Stücke sind am Schluß des zehnten oder Beginn des elften Jahrhunderts zu Sanctgallen übertragen und hernach eine Zeitlang durch Abschriften vervielfältigt worden. So viel scheint möglich: nachhelfende Abschreiber können jene dem feineren Beobachter auffallenden Verschiedenheiten oder Einstimmungen hervorgebracht haben, die früher nicht da waren. Sollen aber beide, Einstimmung und Abweichung, in der ursprünglichen Abfassung, nicht in der Abschrift gegründet seyn, so läßt sich denken, daß sowohl die mehreren Verfasser, allemannische Landsgenossen, Geistliche eines Klosters, Schüler eines Lehrers, in Sprache und Styl ungemein ähnlich, ja gleichartig erscheinen, als auch, daß der einzige Verfasser, nämlich Notker selbst, durch fortgesetzte Uebung sein Talent vervollkommenet und allmählich herausgebildet habe, folglich hier oder dort von sich abweichen dürfe.

Notkers Gabe der Uebersetzung und Auslegung hat für jene Zeit ganz das Gepräge des Eigenthümlichen, und wenn ihn der spätere Wiliram etwan ins Auge faßte, ist dieser schon merkbar verschieden und weniger geschickt. Durch Annahme mehrerer fast gleichzeitiger und fast gleichbegabter Arbeiter in Sanctgallen wird die Not-

kersche Originalität beynabe weggeschafft. Schule und Lehre müssen dann den schnellsten Erfolg gehabt haben, aber auch den kürzesten, weil schon die nächste Generation der dortigen Geistlichen die begonnene Arbeit wieder hätte fahren lassen. Wenigstens in dem Lauf des elften Jahrhunderts wäre noch von Notkers Zöglingen und Nachahmern ein guter Theil römischer Classiker in so manierterter Bearbeitung zu erwarten gewesen. Legt man hingegen alle vorhandenen Stücke dem einzigen Notker zu, so erklärt sich besser, wie nach dem Jahr 1022 die Sache auf einmal wieder ins Stocken gerieth. Keiner hatte Lust oder Talent fortzufahren.

Der ganzen künstlichen Unsicherheit, allem Scharfsinn der Sonderungen ein Ende gemacht wird durch ein authentisches Zeugniß, einen bisher unbekanntem Brief Notkers selbst, den ich im vorigen Herbst zufällig in einer Brüsseler Handschrift (seiner Rhetorik aus welcher das Lesebuch S. 49—52 Stellen gibt) aufgefunden habe, und hier einrücke. Es ist seltsam, daß ihn keine Sanctgaller Handschrift zu gewähren scheint; er wäre längst gedruckt. *Domino sancto Sedunensi episcopo H. Notkerus coenobita sancti Galli salutem. Valde laetatus sum, quando per relatum nuntii sospitatem vestram audivi. commotus autem super meis responsionibus, quid possum dicere nisi dictis facta compensare? Volui et volo, sed conclusi sumus in manu domini, et nos et opera nostra, et propter (l. praeter) quod annuit nihil facere possumus. Est enim quae nos trahit necessitas non voluntas, et injunctis instare nequimus, ex eo minus nota (l. vota) exsequimur. Artibus autem illis, quibus me onustare vultis, ego renuntiavi,*

neque fas mihi est aliter quam sicut instrumentis frui. Sunt enim ecclesiastici libri et praecipue quidem in scholis legendi, quos impossibile est sine illis praelibatis ad intellectum integrum duci. Ad quos dum accessum habere nostros vellem scolasticos ausus sum facere *rem paene inusitatam*, ut latine scripta in nostram conatus sim vertere, et syllogistice aut figurate aut suasorie dicta per Aristotelem vel Ciceronem vel alium artigraphum elucidare. Quod dum agerem in duobus libris Boetii, qui est de *consolatione philosophiae*, et in aliquantis et (l. de) *sancta trinitate*, rogatus (sum?) et metrica quaedam scripta in hanc eandem linguam traducere, Catonem scilicet et Bucolica Virgilii, et Andriam Terentii, mox et prosam et artes tentare me voluerunt, et transtuli *nuptias philologiae* et *cathegorias* Aristotelis, et *pergermenias* (*περὶ ἐρμενεύσεως*), et *principia arithmeticae*. Hinc reversus ad divina *totum psalterium* et interpretando et secundum Augustinum exponendo *consummavi*, Iob quoque *incepti*, licet *vix tertiam partem exegerim*. Nec solum haec, sed et novam *Rethoricam* et *computum novum* et alia quaedam opuscula *latine conscripsi*. Horum nescio an aliquod dignum sit venire in manus vestras. Sed si vultis ea, sumptibus enim indigent, mittite plures pergamenas et scribebantibus praemia, et accipietis eorum exempla. Quae dum fuerint ad vos perlata me praesentem aestimate. Scio tamen quia primo abhorrebitis quasi ab insuetis. Sed paulatim forte incipient se commendare vobis, et praevalebunt ad legendum et ad dinos-

cendum, quam cito capiuntur per patriam
 linguam quae aut vix aut non integre ca-
 pienda forent in lingua non propria. Opor-
 tet autem scire, quia *verba theutonica sine*
accentu scribenda non sunt praeter articu-
 los, ipsi soli sine accentu pronuntiantur
acuto aut *circumflexo*. Ego autem quando
 dominus voluerit veniam. Stare autem diu-
 tius vobiscum non potero ob causas pluri-
 mas, quas dicere in praesenti non opus est.
 Libros vestros, id est Philippica et com-
 mentum in Topica Ciceronis petiit a me
 abbas de Augia, pignore dato quod majoris
 pretii est. Pluris namque est Rethorica Ci-
 ceronis et Victorini nobile commentum,
 quae pro eis retineo, et eos non nisi ve-
 stris repetere non (dieß zweyte non überflüs-
 sig) valet. Alioquin sui erunt vestri, et
 nullum dampnum erit vobis. Dominus meus
 episcopus in aeternum valeat. Als Notker
 diesen Brief schrieb hatte er demnach bereits elf
 Bücher verdeutschet von höchst verschiedener Art,
 an die sich heute nicht leicht ein und derselbe
 Uebersetzer geben würde: 1. Boethius de con-
 solatione. 2. Boethius de trinitate, nur theil-
 weise. 3. Catos disticha de moribus. 4. Vir-
 gils Bucolica. 5. Andria des Terenz. 6. Mar-
 cianus Capella. 7. Aristoteles Categorien. 8.
 Aristoteles de interpretatione. 9. Eine Arith-
 metik, vermuthlich die des Boethius. 10. Den
 Psalter. 11. Hiob. Von dem letzten war erst
 ein Drittel vollendet. Der Bischof von Sitten,
 an den das Schreiben gerichtet ist, hieß Hugo
 der zweyte; die Gallia christiana 3, 1004
 setzt ihn in die Jahre 1002 bis 1014, d. h. er
 kommt noch in einer Urkunde von 1014 vor,
 kann aber länger gelebt haben. Ich möchte den

Brief, wenn sich über Hugos Todesjahr nicht genaueres ermitteln läßt, etwa in die Jahre 1015 — 1020 bringen, der thätige Magister hätte dann Zeit gehabt, Gregors *Moralia*, des Aristoteles *Organum*, vielleicht noch anderes hinzuzufügen und den *Hiob* zu beendigen. An dem Tage, wo er ihn ausgeführt hatte, starb er (1022). Von allen elf Werken sind leider nur drey erhalten, 1. 6 und 10, außerdem noch das eben genannte, nicht mit den *Categorien* und der *Interpretation* zu verwechselnde *Aristotelische Organum*, das wir nun schwerlich einem andern Uebersetzer beylegen dürfen. Von dem *Psalter* und *Hiob* sollte man die meisten Handschriften erwarten, wie sie sich bekanntlich die Königin Gisela, des Salischen Conrads Gemahlin, abschreiben ließ (*exemplari fecit*). Am begierigsten wäre ich nach *Hiob*, den *Bukoliken* und der *Andria*, die uns ein eigener Unstern gerade versagt. Daß er bey 3. 4 und 5 der *Bitte* nicht nachgegeben habe, läßt der Zusammenhang kaum zu. *Notkers* lateinisch geschriebene, aber mit deutschen Stellen untermischte *Rhetorik* hat sich erhalten und verdient neben dem deutschen *Boethius*, *Marcianus* und *Aristoteles* eine baldige Ausgabe durch *Wackernagel*. Die *Abhandlung de Syllogismis* gehört wohl zu der *Rhetorik*. Den Verlust des *computus novus* haben wir am wenigsten zu bedauern. *Notkers* Aeußerungen über seine *Accente* und über seine Vermittelung classischer Handschriften zwischen dem *Bischof von Sitten* und dem *Abt von Aue* (*Reichenau*) wird man nicht ungern lesen.

Die Uebersetzung des *Isidorus de nativitate domini* ist aus dem achten in das neunte Jahrhundert gewiesen, hinter die der *Hymnen* gestellt. Ohne gehalten zu seyn jetzt noch zu ver-

treten, was ich vor achtzehn Jahren in der ersten Ausgabe meiner Grammatik S. LII angenommen habe, möchte ich doch für dieses Denkmal wenigstens die zweyte Hälfte des achten Jahrhunderts gelten lassen. Gründe bey einer andern Gelegenheit.

Jac. Grimm.

B e r l i n .

Bev Ferdinand Dümmler, 1835: Göthe's Briefwechsel mit einem Kinde. Seinem Denkmal. Zwey Theile und dazu gehört ein dritter, Tagebuch überschriebener, Theil.

Wenn wir die Werke großer Dichter lesen und wieder lesen, so haben wir damit noch nicht genug; wir möchten auch alle Umstände ihres Lebens und hunderterley wissen, was uns von den übrigen Menschen gar nicht anzieht. Göthe's Größe ist durch sein eigenes Buch, dem er den tieffinnigen und allein richtigen Namen Wahrheit und Dichtung ertheilte, glänzend beleuchtet worden; seit seinem Hingang ziehen Briefe, deren Bekanntmachung wahrscheinlich noch so bald nicht geschlossen ist, einen Schleier nach dem andern weg von dem Bilde seines äußeren und inneren Wesens. Unter allen, die ihm geschrieben worden sind, werden es keine aufnehmen, an Geist und Empfindung, mit denen der vorliegenden Sammlung, deren Herausgabe sicher viele Bedenken und Zweifel zu überstimmen hatte. Was aber die Nachwelt dereinst als kostbares Denkmal begeisterter Leidenschaft voll freudiger Bewunderung mitgetheilt haben würde, wozu es unserer Gegenwart geheim halten? Der Ertrag des Buches hat die Bestimmung ein großartig erfundenes, im Umriss beygelegtes Monument für den Dich-

ter ausführen zu helfen oder zu Stande zu bringen. Darauf bezieht sich der Titel.

Es gibt kein anderes Buch das diesen Briefen in Gewalt der Sprache wie der Gedanken an die Seite zu setzen wäre, und alle Gedanken und Worte wachsen in einem weiblichen Gemüth, das in der ungehemmtesten Freyheit sich aus sich selbst bildet und durch sich selbst zügelt. Solcher Unbefangenheit gelingt das Kühnste und das Schwerste. Die meisten Worte sind so unmittelbar Poesie, daß wir jetzt auf einmal den Ursprung vieler Sonette des Dichters erfahren, deren Ausdrücke er aus der Prosa der Briefe geradezu in sein Gedicht aufnehmen konnte, und kaum zu übersetzen brauchte; ohne daß durch die Vergleichung das Original verlore.

Im Eingang gewährt der Briefwechsel mit Göthe's Mutter die reinsten Contraste. Des Dichters Briefe selbst tönen, wie eine bekannte Stimme und in dem gewohnten Maß, das aber doch zuweilen aus der Fassung gebracht wird, zwischen der tieferen Erregung der Schreibenden hindurch.

Mehr von dem Buche und seinem Inhalt zu sagen würde nicht passen. Nur das glauben wir, daß es dem Dichter je länger je näher sich anschließen, und mit der Zeit einen Anhang, ja einen integrierenden Theil seiner Werke ausmachen wird.

M a r b u r g.

Bey Elwert: Grundriß der Geschichte der christlichen Kirche, mit besonderer Hinsicht auf die Verfassung derselben, entworfen von Dr. Friedrich R e h m. 1835. VIII und 363 Seiten in Octav.

Der auf dem Felde historischer Forschung so berühmte Herr Verfasser verzichtet als Nichttheologe darauf, die Kirche von dem dogmatischen Hauptgesichtspunct zu betrachten, will sie von der Dogmengeschichte trennen und in das allgemeine historische Gebiet herüberziehen. Er betrachtet die Kirche als äußern Verein einer durch ein religiöses Band verknüpften Gesellschaft, unter deren Mitgliedern sich ein eigenes Recht ausbildete, und beabsichtigt, sie in ihrem Verhältnisse zu den Staaten, in welchen sie besteht, und in ihren Rechten darzustellen. Der nach dieser offenen Erklärung erwählte Standpunct ist also der durchaus gelehrthistorische, ohne anderes Interesse für den behandelten Gegenstand, als wie weit die Geschichte ein solches überhaupt ihren Forschungen abgewinnt. Nach dem Rechte, womit hier einer theologischen Wissenschaft, der christlichen Kirchengeschichte, ihr eigenthümlicher Character genommen wird, darf um so weniger gefragt werden, da ja auf den meisten deutschen Universitäten auch der philosophischen Facultät das Recht zusteht, kirchenhistorische Vorträge zu halten, und da gewiß solchen, ihren Stoff rein objectiv behandelnden Forschungen, wie außer dem vorliegenden Grundriß besonders Spittlers Beyspiel zeigt, sehr gründlich geführte Darstellungen verdankt werden. So gern wir deßhalb dem Verf. als Nichttheologen den eingenommenen Standpunct einzuräumen geneigt sind, eben so gewiß müssen wir dazu seine Zustimmung in Anspruch nehmen, daß die Kirchengeschichte in ihrer Bedeutung als theologische Disciplin behandelt, nicht allein einen etwas andern, sondern auch dem Interesse des theologischen Studiums noch etwas entsprechenderen Character annehmen wird. Wir finden

denselben nicht in der Verbindung mit der Dogmengeschichte, deren hier geschehene Abtrennung als besonders bezeichnend hervorgehoben ist; es läßt sich ja die Dogmengeschichte selbst ganz auf dieselbe Weise als rein gelehrte Disciplin denken, und würde sich, selbständig oder in Verbindung mit der Kirchengeschichte, gleichfalls in derselben Objectivität, wie hier geschehen ist, behandeln lassen. Vielmehr wird es das regere Interesse an dem behandelten Stoffe, die lebendigere Theilnahme an den Schicksalen der darzustellenden Gesellschaft, und was gewiß den Hauptunterschied ausmachen wird, die apologetische Tendenz seyn, worauf bey einer theologischen Behandlung der Kirchengeschichte zu dringen ist. Während es dem gelehrten Historiker durchaus gleichgültig seyn kann, ob die der Gesamtkirche zu Grunde liegende Idee des Christenthums fortschreitet oder Hemmungen erleidet, sich entstellt, verdunkelt, oder geläutert und perfectibel erscheint; wird die theologische Behandlung desselben Stoffes ihre größte Freude darin finden, auch selbst durch dunkle Zeiten die Lichtstrahlen zu verfolgen, und selbst bey anscheinendem Verfall das neue Leben zu entdecken, das aus den Ruinen empornächst; während dem gelehrten Historiker die Kirche jener angedeutete äußere Verein ist, wird sie dem Theologen jedenfalls mehr innerlich erscheinen. Gern gestatten wir dem Vf. seinen Standpunct; erlauben uns aber, eben im Interesse der Theologie den anderen höher zu stellen, und als das eigentliche Ideal der Forschung, wie es durch eine ganz veränderte Ansicht von dem behandelten Material geboten wird, in Anspruch zu nehmen.

Der Grundriß ist für academische Vorträge berechnet, und enthält deßhalb nicht sowohl Ausföhrung des Materials, als vielmehr epigraphi-

sche Andeutung dessen, was mündlich erörtert werden soll, wird deshalb eben so dienlich für die Vorbereitung zu den Vorträgen, als brauchbar zur Erlangung einer Uebersicht über das Gesamtgebiet der Kirchengeschichte seyn.

Die Eintheilung des kirchenhistorischen Zeitraums bietet 6 Perioden dar, von Jesus bis auf Constantin, J. 1—337; wir bemerken, daß dieses Todesjahr Constantins wohl schwerlich als epochemachend gerechtfertigt werden kann, da das wesentlich Neue, das durch Constantin herbegeführt wird, doch gewiß früher liegt, etwa beym Regierungsantritt, dem ersten Toleranzedict, der Selangung zur Alleinherrschaft u. dgl. Wirklich wird vom Verf. inconsequent doch verbessernd der Beginn der zweyten Periode auch mit dem Jahre 325 angesetzt, von Erhebung des Christenthums zur Staatsreligion und durchgeführt bis 616. Die dritte Periode 616—1073. Es wird immer schwer bleiben während dieser beginnenden mittleren Zeit eine Periodenabtheilung zu treffen, die Allen genügt, besonders weil zu der römisch-griechischen Form des Christenthums die germanischen Gestaltungen hinzutreten, ohne sich gänzlich anschließen zu wollen. Der Beginn des Germanischen, wie die Kirchengeschichte dasselbe zu beachten hat, liegt gleich bey der Völkerwanderung, also zu einer Zeit, wo die römisch-byzantinischen Formen noch ganz in ihrer Geltung sind, und sich durch das beginnende Neue außerhalb ihrer Grenzen gewiß nicht periodisch abschließen lassen. Aber auch später, wo das Germanische schon so bestimmt in das christliche Gebiet eingedrungen ist, daß nach ihm die Abtheilungen gewählt werden müssen, dauert die frühere Entwicklungsreihe wenn auch nur noch in den unerfreulichen Erscheinungen des Mono-

physiten- und Monothelitenkrieges fort, so daß wiederum der Durchschnitt durch die historischen Fäden nicht überall gleichmäßig geschehen kann. Die Ansichten darüber, wo am zweckmäßigsten die Epochen aufgefunden werden, können sich gerade hier deshalb nur sehr schwer vereinigen; indessen würden wir doch der Anlage des Verfassers besonders zu entgegenen haben, daß irgendwo noch im neunten Jahrhundert nothwendig ein epochemachender Punct gefunden werden muß, um die beginnende Macht des Papstthums im Sinne Nicolaus I., und zugleich die Gestaltung der abendländischen Reiche aus der Carolingischen Monarchie zu markieren. Mit den folgenden Perioden, 1073 bis 1305 und dann bis zur Reformation sind wir ganz einverstanden. Dagegen die Zeiten der Kirchentrennung von 1517 bis jetzt verdienen doch irgendwo wieder abgetheilt zu werden, vielleicht beym Anfange des 18ten Jahrhunderts, beym Westphälischen Frieden, am sichersten aber außerdem noch wohl beym letzten Drittel des vergangenen Jahrhunderts, weil die dort beginnende Crisis, wie sie selbst gegenwärtig dauert, sich doch gar zu scharf von der früheren Zeit unterscheidet.

Uebrigens wird man an Genauigkeit und Umsicht, an pragmatischer Anordnung und historischem Scharfblick auch in den kurzen Bürgen, wie sie der beabsichtigte Grundriß erforderte, den ruhmvollen Historiographen des Mittelalters sofort wieder erkennen.

R—g.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

93. Stück.

Den 15. Junius 1835.

H a m b u r g.

Bei Friedrich Perthes: Die enge Verbindung des Alten Testaments mit dem Neuen, aus rein biblischem Standpunkte entwickelt von Anton Theodor Hartmann, Großherzogl. Mecklenb. Consistorialrath, Doctor und ordentl. Professor der Theologie zu Rostock u. s. w. 1831. X und 840 S. in 8.

Der Sitte gemäß würde ich Bedenken tragen, eine Schrift, über die ich schon an einem andern Orte mein Urtheil im Allgemeinen abgegeben habe, hier noch einmal zu besprechen, wenn nicht eine längst eingegangene Verpflichtung gegen die Redaction mich dazu nöthigte, und die Schrift selbst nicht von der Art wäre, daß sie besonders wegen ihres Gegenstandes eine wiederholte Besprechung forderte. Sie behandelt eine Lebensfrage der neueren Theologie, und es ist schon ein Verdienst, diese von Neuem angeregt zu haben. Im Fortschritt der historischen Auslegung beider Testamente, wodurch eben so sehr der Unterschied, als die Verwandtschaft derselben

genauer beleuchtet worden ist, hat nothwendig die Frage entstehen müssen, wie das unläugbare äußere historische Verhältniß und der allgemeine Zusammenhang innerlich und im Einzelnen genauer zu bestimmen sey. Die Frage hat gleich großes Interesse für die Exegese, wie für die Apologetik und Dogmatik. Auch kann sie nur durch die lebendigste Zusammenwirkung dieser drey Betrachtungsweisen hoffen zu ihrer endlichen Entscheidung zu gelangen. Der Verf. versucht das Verhältniß von dem rein biblischen Standpuncte aus zu entwickeln, und unstreitig muß die Untersuchung damit anfangen, diesen Standpunct, oder was dasselbe ist, den in der Schrift selbst liegenden Stoff des Verhältnisses genau und vollständig zu erörtern. Allein dabey kann man nicht stehen bleiben. So bald das Bedürfniß einer Theorie entsteht, — und darauf kommt es eben jetzt an — muß man auch über jenen Standpunct hinausgehen. Zuvörderst muß das historische Moment universeller gefaßt, d. h. auch die außerbiblischen Vorbereitungen auf das Christenthum müssen verglichen werden, um die eigenthümliche Art der alttestamentlichen genauer zu bestimmen. Je mehr aber so in das Innere des Verhältnisses eingegangen wird, desto nothwendiger wird es, die apologetischen und dogmatischen Momente zu erörtern. Nur dadurch können die zum Theil sehr verschiedenen empirischen Erscheinungen des Verhältnisses in der Schrift gehörig begriffen und ausgeglichen, und der biblische Standpunct, der im N. wie im A. mehr dem unmittelbaren Bewußtseyn der Sache und dem populären Begriffe angehört, wissenschaftlich verstanden und bestimmt werden.

Herr M. Hartmann hat die apologetische und dogmatische Seite der Untersuchung mehr nur

berührt und sich vorzugsweise daran gehalten, das Verhältniß äußerlich historisch und archäologisch zu erörtern. Die Schrift zerfällt in zwey Theile, einen allgemeinen und besonderen. Der erste handelt im ersten Hauptabschnitte S. 9—100 von dem göttlichen Ansehen, der Theopneustie der canonischen Bücher des A. T. vor und zu den Zeiten Christi und der Apostel überhaupt; und entwickelt dann insbesondere Kap. 1. S. 39—66 die mehr äußeren Folgen dieses jüdischen Glaubens, nämlich, daß der alttestamentlichen Sprache die Charactere der Göttlichkeit, Heiligkeit, vollendetsten Vollkommenheit beygelegt, die Vierundzwanzig-Zahl der heil. Bücher fixirt und mystificirt, die heil. Bücher im Tempel aufbewahrt wurden und der Jehovaname eine besondere unaussprechliche Heiligkeit bekam. Das letztere wenigstens hat wohl zum Theil einen andern Grund in der speculativen Entwicklung der Gottesidee unter den Juden. Mehr in das Innere eingehend stellt das zweyte Kapitel dieses Abschnitts S. 66—100 den Einfluß jenes Glaubens auf die geschichtliche und religiöse Auffassung des A. T. dar. Es ist dieser, 'die Ahnherrn der Hebräischen Nation — werden in den Zauberkreis der verschönernden Sage gerückt' — und eben so die denkwürdigsten Ereignisse der alttestamentlichen Geschichte. — Aber werden nicht Einige sagen, daß geschehe schon zum Theil in den alttestamentlichen Schriften selbst, und wie steht es bey andern Völkern mit der verschönernden Sage ohne jenen Glauben? —

Man kann sich auch nicht verhehlen, daß nach dieser Betrachtungsweise der Jüdische Glaube an das göttliche Ansehen des A. T. nichts weniger als heilsam erscheint, da er mehr und weniger den Irrthum, die Entstellung der Wahrheit in seinem Gefolge hat. Wir gestehen, daß uns

auf die Weise weder der innere Ursprung jenes Glaubens in der Idee der Offenbarung, noch der wahre Werth desselben klar und einleuchtend geworden ist. An die Bemerkung, daß die erweiternden und verschönernden Darstellungen der ältesten Israelitischen Geschichte theils aus den religiösen Anstalten; theils aus den eifrigen und vielseitigen Beschäftigungen gelehrter und frommer Juden mit dem U. T. Schriften in den Synagogen und Schulen, die nach dem Babylonischen Exile entstanden, hervorgegangen seyen, knüpft der Verf. im zweyten Hauptabschnitte S. 100—731 die vollständige Beschreibung der religiösen Anstalten und der jüdischen Auslegungen des alttestamentlichen Textes seit dem Babylonischen Exile bis zur Zerstörung Jerusalems an. Hier wird zuerst von den religiösen Verdiensten Esras und Nehemias gesprochen; dann A. von der synagoga magna, deren Existenz und allmähliche Entwicklung seit Esra und Nehemia der Verf. anerkennt, ihren Grundsätzen (Seyd zögernd in der Entscheidung, Sammelt viele Schüler, Machet einen Zaun um die Thora), von der Masora und den Schriftgelehrten gehandelt; ferner B. von dem mehr kirchlichen Institut des Synodrium magnum; endlich C. von den gottesdienstlichen Versammlungen der Juden oder den Synagogen, ihrer Einrichtung, insbesondere den religiösen Gesängen der Hebräer, den Festen u. s. w. Hieran schließen sich zwey Abtheilungen, die erste, von der religiösen Erziehung bey den Juden, die zweyte, von den öffentlichen Schulen nach dem Exile, welche letztere wieder in drey besondere Unterabtheilungen zerfällt, 1. von der Erklärung des biblischen Textes durch das mündliche Gesetz, 2. von der Auslegung desselben nach dem Wortverstande, 3. von der bildlichen oder allegorischen Ausle-

gung. Der Verf. unterscheidet zwischen der vorbildlichen oder typischen, und der cabbalistischen, der mehr speculativen Auslegung, und handelt von jeder ausführlich.

In einem Anhange verbreitet sich der Verf. über die jüngst empfohlenen theologischen Modificationen des grammatisch historischen Principes der Auslegung. Er verwirft alles der Art und bleibt bey Ernesti und Keil stehen. Wird nur durch diesen Excurs die Frage selbst nur sehr mittelbar gefördert, so wird man um so begieriger, in dem zweyten besonderen Theile S. 732 ff. eine Art von practischer Entscheidung zu finden. Der Verf. erörtert hier zuerst die Lehre von dem Messias im A. u. N. T., belehrt uns über den Ursprung, die Entwicklung dieser Idee im A. T. und die Erfüllung derselben im N., und fügt dann eine allgemeine Charakteristik des Israelismus bis zum Babylonischen Exile und des Judenthumes seit demselben, als Vorbereitungsanstalten zum Christenthume, hinzu. Dieß führt mehr in das Innere der Sache ein, aber zu keiner Entscheidung. Alles zusammengerechnet, wird nichts weiter klar, als daß das N. T. mit dem A. in einem sehr engen historischen Zusammenhange steht. Dieß läugnet aber Niemand und selbst Schleiermacher nicht, der sogar ausdrücklich sagt, 'der geschichtliche Zusammenhang des Christenthums mit dem Judenthume sey ein besonderer.' Freylich fügt Schl. sogleich hinzu, daß in Beziehung auf sein geschichtliches Daseyn und seine Abzweckung das Christenthum sich zum Judenthum und Heidenthum gleich verhalte. Der Satz hat seine relative polemische Wahrheit gegen diejenigen, welche das Christenthum für nichts weiter zu halten geneigt sind, als für die natürliche Fortsetzung des Judenthums, so wie anderseits gegen diejenigen, wel-

che das unmittelbar Vorbereitende auf Christus, das auch im Heidenthume lag, nicht anerkennen. Die ersteren heben den originellen Offenbarungscharakter des Christenthums auf, die zweyten den universellen Charakter desselben. Und gegen beide ist Schleiermacher's Satz gerichtet. Aber freylich, wenn doch Schleiermacher selbst zugestehet, daß der geschichtliche Zusammenhang des Christenthums mit dem Judenthume ein besonderer gewesen, so muß auch folgen, daß bey aller wesentlichen Gleichheit doch das geschichtliche Daseyn und der Zweck des Christenthums in Beziehung auf das Judenthum anderer Art seyn müssen, als in Beziehung auf das Heidenthum. Schleiermacher hat das Specifische der Vorbereitung auf Christus im Judenthume nicht genug anerkannt, und das ist der Punct, worin seine Dogmatik mit der neutestam. Bestimmung des Verhältnisses zum N. T. in Widerspruch tritt. Es ist auch innerlich historisch undenkbar, daß Christus unter den Griechen erschienen, und die erste Gemeine des Herrn aus den Heiden hervorgegangen wäre. Außerdem ist zu beachten, daß die Vorbereitung der heidnischen Welt auf die Erscheinung Christi nicht ohne Vermittlung der alttestam. Religion geschehen war. Dem inneren Verfall der polytheistischen Religion kam der biblische Monotheismus entgegen. Aber auch unser Verf. hat dieses, wie mir scheint, nicht unwichtige Moment nicht beachtet, wie er denn überhaupt in eine dialektische Erörterung der Frage nach ihren verschiedenen Momenten gar nicht eingeht. Die Untersuchung hat offenbar einen zwiefachen historischen Ausgangspunct, den alttestamentlichen und den neutestamentlichen. Von dort aus bemerken wir eine beständige Hinneigung zum Christlichen, eine Fortbildung nicht ohne ein hohes Ziel, aber ohne Schluß und Be-

friedigung. Man kann nicht sagen, daß die alttestam. Religion von ihrem Princip aus das Christenthum nothwendig habe erzeugen müssen. Von der neutestamentlichen Seite nehmen wir eine beständige Zurückbeziehung auf das A. T. wahr, und bey allem Bewußtseyn einer originellen Offenbarung und dem darauf beruhenden partiellen Gegensatz ein durchherrschendes Bestreben, mit der alttest. Offenbarung in Uebereinstimmung und in das Verhältniß der auf einander bezüglichen Vorbedeutung und Weissagung, Erfüllung und Vollendung zu treten. Man kann dieses Grundverhältniß im Allgemeinen deutlich genug nachweisen und es apologetisch und dogmatisch, wie exegetisch, vollkommen rechtfertigen. Sobald man aber ins Einzelne eingeht, jedes der beiden Testamente wissenschaftlich historisch auslegt, so stößt man immer mehr auf Schwierigkeiten, deren befriedigende Lösung eben die Aufgabe der Zeit ist. Man begreift leicht, daß hier vornehmlich die dogmatische Benutzung alttestam. Aussprüche im N. T. und deren normative Bedeutung für den christlichen Ausleger beider Testamente gemeint ist. Die neutest. Schriftsteller, Apostel und Nichtapostel, ja selbst Christus, gebrauchen alttest. Stellen als Weissagung auf Christus und sein Reich, von denen sich nach strenger wissenschaftlicher Auslegung nur ein kleiner Theil, die allgemeine Differenz der alt- und neutestam. Messiasidee abgerechnet, als wirklich entsprechend rechtfertigen läßt. Es ist bald gesagt, daß man hier die allegorische und typische Deutung von der historischen unterscheiden müsse, daß jene den Aposteln eigen gewesen und ihnen aus den jüdischen Schulen zugekommen sey, diese uns gezieme. Die Frage aber ist, wie diese Differenz theologisch zu lösen sey, und zwar so, daß weder die Auctorität Christi und der Apostel, noch die Wahrheit der wissenschaftlichen

Auslegung und Kritik verlegt und verdunkelt werde. Für diesen Hauptpunct scheint mir die vorliegende Schrift zu wenig geleistet zu haben. Sie bleibt im Allgemeinen bey der Erscheinung stehen, und kann um so weniger eine befriedigende Auflösung des Räthfels geben, da sie auf die eigentliche Schwierigkeit der Sache gar nicht eingeht. Wir freuen uns aber, zum Schlusse auf eine so eben in den Studien und Kritiken von diesem Jahre, Heft 2. S. 441 ff., erschienene Abhandlung von Dr. Bleek in Bonn aufmerksam zu machen, worin die Frage kurz und bestimmt aufgestellt, und ihre Beantwortung auf eine Weise gegeben wird, daß jeder Unbefangene bestimmt. Die Abhandl. führt den Titel: Einige Bemerkungen über die dogmatische Benutzung alttestamentl. Aussprüche im N. T. und deren normative Bedeutung für den christl. Ausleger, mit besonderer Beziehung auf Hebr., I, 5—13. Der Brief an die Hebräer nöthigt ganz besonders zu der Frage: 'ob, wenn ein alttestam. Ausspruch im N. T. dergestalt benützt ist, daß sich nicht verkennen läßt, der neueste Schriftsteller habe ihn auf den Messias bezogen und zwar nicht als bloße Anwendung, — ob dann dieser Gebrauch auch für uns bindend sey in der Art, daß wir genöthigt sind, die Beziehung auf den Messias als die eigentliche ursprüngliche, dem Sinne des alttest. Verf. selbst gemäße anzusehen?' Wer nur den Brief recht versteht, kann nicht anders, als mit dem Verf. die Frage in Beziehung auf den Brief verneinen. Von da aus aber ergiebt sich die Richtung, die in der weiteren Erörterung zum Ziele führt. Wie aber Dr. Bleek zum Theil beyspielsweise eine Theorie andeutet und entwickelt, welche eben so sehr dem Glauben, als der wissenschaftlichen Kritik gleiches Recht gibt, wird jeder, der über einen so wichtigen Punct zur Klarheit zu kommen wünscht, am liebsten bey ihm selbst nachlesen.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

94. 95. Stück.

Den 18. Junius 1835.

G ö t t i n g e n.

In der Anzeige der diesjährigen N. astronomischen Ephemeriden (G. g. Anz. 1835. Jan. 17. St. 6. 7. S. 56—60.) ist die merkwürdige Erscheinung einer momentanen Unsichtbarkeit besprochen, die der verewigte Hofr. Harding an einem Besselschen Stern achter Größe wahrgenommen und in einem von ihm hinterlassenen Aufsatz erörtert, welcher in den kl. Ephemeriden S. 106—108. abgedruckt ist. Es ward dabey nur bedauert, daß eine genauere Bezeichnung jenes Sternes in der Handschrift sich nicht vorgefunden und auch die vorläufige Angabe durch einen Fehler entstellt ist; jedoch vorbehalten, sobald eine genauere Angabe sich finden würde, solche zu veröffentlichen. Man ist nun im Stande diesem Versprechen aus einem von Hr. D. Olbers gültigst mitgetheilten Briefe Hardings vom 21. Jun. 1827 zu genügen. Hiernach ist die Beobachtung am 9. Jun. 1826 gemacht, und der Stern der von Bessel Jon. 88. unter $15^{\circ} 19' 43'',98$ A. R. und $+ 1^{\circ} 14' 59'',3$ Decl. aufgeführte. S. Bessels Astronom. Beobacht. Abtheil. 8. (1822. Jun. 11.) S. 104. — Es

wird von dieser Beobachtung, worüber noch einiges Handschriftliche von Harding sich vorgefunden, bey einer andern Gelegenheit weiter die Rede seyn. Doch schien es Pflicht im Interesse der Sache, wie in Beziehung auf den seligen Harding, dem jener Gegenstand namentlich am Herzen lag, diese Berichtigung unverzüglich zu geben.

F. V.

M a i l a n d.

Società Tipogr. de' Class. Ital. 1834. Storia della Letteratura Italiana, dall' origine della lingua sino a' nostri giorni, del Cav. Abate Giuseppe Maffei. Seconda Ediz. orig. Vol. I. XVI und 280. S. Vol. II. 282. S. Vol. III. 291. S. Vol. IV. 315. S., in 8.

Im Jahre 1825 hat der Herr Verfasser sein Vaterland mit einem Abriß der Italiänischen Literaturgeschichte beschenkt; es hat diese Gabe freudig aufgenommen, und seine Theilnahme auf eine für die Freunde der Wissenschaften erhebende Weise beurfundet. Dieser glückliche Erfolg hat den Herrn Verfasser zu einer neuen Auflage veranlaßt, die er bedeutend vermehrt und bis auf unsere Zeit fortgesetzt hat.

Wenn eine Geschichte der vaterländischen Literatur das schönste Monument ist, das man seinem Volke setzen kann, ein Tempel, in welchem wir die Heroen erblicken, die durch Segen bringende friedliche Eroberungen in dem weiten Reiche des Geistes, durch Beredlung der vaterländischen Sprache und Sitte unvergeßliche Thaten vollbracht, deren Rück Erinnerung uns zu fernem Streben begeistert — denn wer wird die Herrlichen seine Ahnen nennen dürfen, wenn er ihrer unwürdig ist, wenn er nicht wenigstens den Lichtweg ihres Wirkens zu betreten versucht;

— so müssen wir bekennen, daß der Herr Verfasser durch dieses würdevolle Werk, das dem Könige Otto geweiht ist, sich ein großes Verdienst erworben, wofür ihm nicht nur seine Landsleute, sondern auch andere gebildete Völker, die einer Sprache zugethan sind, welche Dante, Petrarca, Ariosto und Tasso gesprochen, und einer Literatur deren Glanz diese Ehrwürdigen so erhaben gegründet, hohen Dank wissen müssen.

Liraboschi hat zwar ein großartiges, unendlichen Fleiß bekundendes Werk der Art durch seine bis zum 17. J. H. reichende Litteraturgeschichte geliefert, aber nicht Jedem ist die Zeit gegönnt, das voluminöse Werk zu studieren. Der Auszug, der aus diesem Werke gemacht worden, ist nicht genügend, so wie die sonst werthvollen und vom Verfasser lobend genannten Werke von Corniani und Ugoni nicht immer für ein größeres Publicum geeignet sind. Italien hatte also ein besonders zur Belehrung der Jugend passendes und aus wenigen Bänden bestehendes Werk über die vaterländische Literatur noch nicht.

Das Werk ist nach des Herrn Verfs. eigenem Geständniß nur ein Compendium und beschränkt sich auf die klassische Literatur; es mußten also wirkliche und scheinbare Lücken entstehen, um so mehr, als der Herr Verf. die noch lebenden Schriftsteller gar nicht einführen wollte, und nur einige andeutend genannt sind. Wir vermiffen daher auch ein Kapitel über die neueste Dichter-, Romanen-, und Dramatische Literatur der Halbinsel; die Zahl gediegener Werke in diesen Zweigen des Schriftenthums ist zwar nicht groß, aber die Promessi Sposi des Manzoni sind eine merkwürdige Erscheinung, besonders für Italien, und gewiß ist ein hoher Aufwand von Kräften

erforderlich, ein so schönes Ganze zu dichten, ohne den so mächtig einwirkenden Zauber der Poesie; nicht minder seine Tragödien und Poesien. Die *Monaca di Monza* des kunstfönnigen, gelehrten, für Kunst und Wissenschaft glühenden und in der Kunst so heimischen Rosini, ist eine Prachtdichtung; *Louisa Strozzi* desselben Verfassers, würdig dem besten historischen Roman der Britten an die Seite gesetzt zu werden; *Estore Fieramosca* eine überaus gelungene herrliche Composition des *Azeglio*, der hiermit zum erstenmal die Bahn seines Schwiegervaters *Manzoni* betritt. Ebendeshalb entbehren wir ferner ein Urtheil über den trefflichen Schauspieldichter *Nota*, so wie über den talentvollen, unglücklichen *Pellico*. Wie hätte uns die gewandte Feder des Herrn Verfs. die Schönheiten dieser Werke in ihrem wahren Lichte gezeigt, und wie belehrend wären diese Urtheile für diejenigen seiner Landsleute, die sich begabt und kräftig fühlen, die von *Manzoni* und *Rosini* eröffnete Bahn zu verfolgen!

Doch möge dieß nur als ein freundlicher Wink für eine dritte Auflage, und keinesweges als ein Tadel betrachtet werden, den wir an einem mit so heiterm Fleiße gefertigten Werke nicht finden können.

Der Styl des Werkes ist gerade der, welcher sich für ein größeres Publicum eignet: keine Spur von Pedanterey, dagegen Wärme, Klarheit, Eleganz und gemessene Kürze, und wie der Verf. sich ausdrückt: *lontano dall' affettazione e dalla soverchia negligenza, und tra lo stil dei moderni e il sermon prisco*. Die Anordnung ist höchst lobenswerth; die Massen von lebensgeschichtlichen Nachrichten und kritischen Notizen, sowohl von Italiänern als Franzosen, sind umsichtig und sinnig benutzt, und so oft bey der

Anführung eines gediegenen Urtheils, oder verschiedener Ansichten, der Sinn oder die jedem Style eigenthümliche Färbung durch Uebertragung geschwächt worden wäre, hat es der Verf. immer vorgezogen, den Urtext zu geben.

Somit wollen wir den reichen Inhalt des schönen Werkes, nicht zweifelnd, daß wir dadurch Literatoren einen angenehmen Dienst erzeigen, in möglichster Kürze angeben.

Es besteht aus 6 Büchern; das 1ste Buch handelt von dem Ursprung der Sprache und ihrer Beredlung im 13. und 14. J. H. durch die erhabenen Geister Dante, Petrarca und Boccaccio, das 2te umfaßt die Litteraturgeschichte des 15. J. H., in welchem die Liebe zur vaterländischen Sprache erkaltete, und man sich nur rein wissenschaftlichen Forschungen zuwandte, bis Lorenz von Medicis die edelsten Köpfe seines Zeitalters zur Vervollkommnung der Muttersprache aufmunterte, Poliziano so elegante Verse dichtete, und Pulci und Bojardo den Saamen zur romantischen Poesie austreuten, der so üppig im folgenden Jahrhunderte aufkeimte; das 3te Buch macht uns mit den großen litterarischen Schätzen des 16. J. H. bekannt; das 4te bietet uns nicht wenige, bedeutende und vortreffliche Schriftsteller des 17. J. H. dar, wenn auch umgeben von vielen Anhängern des schwülstigen Styls; das 5te ist dem 18. J. H. geweiht, in welchem Wissenschaften und Künste, mit Philosophie gepaart, sich liebend umschlangen, und im 6ten giebt uns der Verf. die Litteraturgeschichte der verflossenen Jahre unsers Jahrhunderts.

I. Buch. Nachdem die verschiedenen Meinungen des Bruni, Gravina, Quadrio, Maffei, Muratori, Zeno und Fontanini über den Ursprung der italienischen Sprache vor-

angeschickt worden, tritt der Verf. der scharfsinnig erläuterten Ansicht des gelehrten Grafen Verticari bey: daß sie aus dem Romano rustico, oder aus der Lingua romanza entstanden, welche nicht, wie Mehrere glauben, auf die Provence beschränkt, sondern allen jenen Völkern gemein war, die Karl der Große unterworfen, dessen Herrschaft sich über das ganze mittägliche Frankreich, einen großen Theil Spaniens und fast über ganz Italien ausdehnte; diese Sprache war das Band der Vereinigung dieser Völker, wie aus der Verordnung Karl des Großen d. A. 813 hervorgeht. Die Zerstückelung des fränkischen Reichs durch das Feudal und Baronienwesen führte auch die der romanischen Sprache herben; in der Provence erlangte sie bald Berühmtheit, und schon vor dem 9. J. H. sangen die Provenzalen in derselben ihre Liebes- und Kriegsabenteuer, nicht so in Italien. Dort war es der edle Friedrich II., der sie an den Hof brachte, und, mit seinen Edhnen und seinem Secretair Pier delle Vigne vereint, sie veredelte. Schon im Jugendalter, und mehr denn hundert Jahre, bevor Dante sein Gedicht verfaßte, huldigte er den Musen, und noch jetzt ist eine Canzonetta von ihm vorhanden. Sein Sohn und der genannte Pier folgten seinem Beispiele. Man kann also, bekräftigt durch ein Zeugniß Dante's, bestimmt annehmen, daß der Hof Kaiser Friedrichs II. der italiänischen Sprache zuerst eine Freystätte gegeben, und daß in Sicilien die ersten Blüten Italiänischen Gesanges dufteten. Indessen müssen wir Ciullo als den ältesten Dichter betrachten, denn er schrieb schon gegen das Jahr 1193 eine Canzonetta. Andere Dichter des 13. J. H. sind: Guido dalle Colonne, gegen das Jahr 1276, der eleganteste Dichter jener Zeit, Guinicelli, gegen das Ende des

13. F. H., von Dante sehr gepriesen, Guitto-
tone, gest. 1294, hinterließ das erste Muster
Italienischer Briefe, Brunetto Latini, be-
rühmter, der Lehrer Dante's gewesen zu sein,
als durch seine Werke, gest. 1294, Guido Cas-
valcanti, starb gegen das Jahr 1300, der
Freund Dante's, mehr Philosoph als Dichter.

Prosaisten folgten dem Beispiele der Dichter
und verfeinerten die Sprache; unter ihnen sind
bemerkenswerth: Spinelli, der durch seine
Cronaca die erste Prosa gegeben, und Male-
spini, gest. gegen 1281, die ersten Geschichts-
werke in nicht unzierlicher Sprache, Crescen-
zi, in der Hälfte des 13. J. H. geboren, schrieb
l'agricoltura.

Umgeben von dieser Sterngruppe, in welcher
wir auch seinen Lehrer und seinen Freund erbli-
cken, erhebt sich Dante, geb. 1265, gest. 1321,
der 'die Italiänische Sprache aus der Wiege hob
und auf den Thron setzte.' Ein halbes Jahr-
tausend ist nun seit seinem Tode verflossen, und
immer noch unerreicht, ja kaum begriffen, ent-
strömen seinem Gesange sich immer verjüngende
Worte hoher Beredsamkeit, wunderbar anziehen-
de Gedankenbilder, bald die Brust belebend wie
eines lieblichen Frühlingmorgens erheiternde Lüf-
te, und bald tief ergreifend und hinreißend mit
winterlicher Sturmesgewalt, wenn sie das Jahr
wie das Leben bekämpft, überall durchhaucht
von heilbringenden, tröstenden Weisheitslehren,
in so natürlichen, herzensfließenden frommen Lō-
nen! Und die höchste Bürgertugend, Vater-
landsliebe, wer lehrt sie so, durch eigene Ausü-
bung bestärkt, wie er, der sein Geburtsland be-
trachtete, wie ein liebendes, pflichtvolles Kind
seine zürnende Mutter, und der in diesem Sin-
ne in seinem Convito sagt: O misera! mi-
sera patria mia! quanta pietà mi stringe per

te, qual volta leggo, qual volta scrivo cosa che a reggimento civile abbia rispetto!

Reizvoll und scharfsinnig in seinen Sonnetten, ernst und erhaben in den Canzonetten, socratisch würdevoll im Convito, wie wollen wir seine Divina commedia nennen, wie diese Quelle alles Großen und Schönen der neuern Poesie, wie ein Werk, von dem der Verfasser mit Recht sagt, daß es nur mit der Welt untergehen könne, und das einen Wettstreit seltener Art veranlaßt, nemlich, welche Stadt die ruhmvolle sey; wo er das grandiose Werk gedichtet!

Das merkwürdige Leben dieses Dichters und die Beurtheilung seiner Werke füllt 43 Seiten aus, die man nicht ohne größtes Interesse lesen kann. Der Verf. hat sich nicht mit einem Selbsturtheil begnügt, sondern auch das anderer tiefdenkender Männer mitgetheilt, wie wir es durch das ganze Werk finden, und dadurch seinen biographisch-kritischen Umrissen die möglichst größte Wahrheit gegeben. Hier ist das lichtvolle Urtheil G. Gozzi's zum Grunde gelegt, so wie unter den Commentatoren besonders Lombardi, Baglioli und Monti herausgehoben worden. Aber auch Deutscher Fleiß und Deutsche Gelehrsamkeit in Uebertragung und Erläuterung der göttlichen Komödie wird rühmlichst erwähnt, unter andern die weiserhafte Uebersetzung der zehn ersten Gesänge der Hölle von dem Prinzen Johann von Sachsen.

Zwischen Dante und dem zweiten Dichtersürsten Petrarca müssen wir Fazio degli Uberti nennen, einer der besten Dichter jener Zeit, der Dittamondo geschrieben, F. da Barberino, gest. 1348, Verf. der Documenti d'Amore, C. da Pistoja, geb. 1270, gest. 1337, berühmter Rechtsgelehrter und Dichter,

in dieser Eigenschaft hochgepriesen von Dante und Petrarca, der seinem Hinscheiden das treffliche Sonnett *piangete Donne* geweiht.

Ein edles und würdiges Seitenstück zu dem Leben Dante's ist das des Petrarca, geb. 1304, gest. 1374, welches, 63 Seiten einnehmend, mit der Schilderung des politischen Zustandes der Ital. Staaten beginnt, und dann die Fürsten rühmt, welche, trotz des Kriegsgetümmels um sie her, den Wissenschaften und Künsten huldigten, besonders Robert, König von Neapel, gest. 1343, den mächtigsten und gelehrtesten Italiänischen Fürsten, den Petrarca *grandissimo Re e Filosofo Roberto* nennt.

Nachdem wir so mit den Zeitverhältnissen vertraut geworden, wird uns der merkwürdige Mann, der wunderbare Dichter vorgeführt, den wir in allen seinen hohen Eigenschaften, oft durch seine Selbstschilderungen, aus seinen *Memorie* gezogen, wodurch dem Ganzen ein reizvolles (wir möchten es ein petrarchisches nennen) Colorit gegeben wird, auf eine möglichst erschöpfende Weise kennen lernen.

Unter den Lateinischen Werke desselben sind hervorzuheben: die auch in's Italiänische übersehte Abhandlung, *Dei rimedj dell' una e dell' altra Fortuna, Vita solitaria*, das auch Zimmermann zu seinem bekannten Buche benutzt hat, *de contemptu mundi*, das Gedicht *l' Africa* und drey Bücher Episteln. 'Aber nicht den Schöpfer dieser Schriften verehren wir, sagt der Verf. mit Gravina, sondern den des *Canzoniere*, den Vater der lyrischen Poesie Italiens, der mit einem reizenden Bande die Grazien und Musen umschlang, der ihnen die einfachen, hehren Lieder wiedergab, zu denen er das Vorbild bey den Alten gefunden, der den Ernst der Danteschen Gesänge, den Scharfsinn des Cavalcanti, die Anmuth des Gino, und jeglichen Dichters

Eigenschaften übertraf, seines Zeitalters sowohl als der folgenden Zeiten, die sich wol vieler ihm ähnlicher Sänger, aber keines Meisters rühmen können der ihm gleiche.'

Boccaccio geb. 1313 gest. 1375 würdig der Freund des hohen Lyrikers gewesen zu seyn, ist der dritte weithin leuchtende Stern der schönen Halbinsel, und gleich den beiden ersten unübertroffen. Virgil, Horaz und Dante, den Boccaccio seinen Führer, seine Fackel nennt, haben an diesem kostbaren Demant geschliffen, aber Petrarca hat seine Glanzpracht enthüllt. Seine lateinischen Werke stehen den seines Freundes weit nach, und in seinen italiänischen Versen findet sich viel Edles und Würdiges. Unter den prosaischen Werken ist das Leben Dante's ausgezeichnet, und wird als seine schönste Prosa betrachtet, auch seine Erläuterung der Div. Commed. ist in mehr als einer Hinsicht merkwürdig, doch seinen Ruhm als Vater der Italiänischen Prosa verdankt er seinem Decameron, womit er ein Muster des schönen Styls und der schönsten Beredsamkeit gegeben. Dieser Novellenschatz ist ein großartiges Bild des bunten Menschengeschlechts mit allen seinen Eigenschaften und Gebrechen, in welchem wir den Meister bald heiter und scherzhaft erblicken, wenn er Lachen erregen, bald ernst, beredsam und würdig, wenn er überzeugen, bald zart, pathetisch und tief ergründend, wenn er bewegen will. Der einzige Fehler dieses merkwürdigen Werks, und dessen der Dichter sich bewusst war, ist, daß er oft Unanständiges, wenn auch geistreich, und scherzhaft verhüllt, in Gegenwart von Frauen erzählt, und dadurch Jünglinge und Jungfrauen verhindert sich auf eine treffliche Weise mit den Schönheiten der Italiänischen Sprache vertraut machen zu können.

Sacchetti geb. 1335 gest. 1400 berühmter Novellendichter, deren er 258 geschrieben. Gio-

vanni, dichtete 50 Novellen unter dem Titel *Peccorone*. Villani, drey an der Zahl, Giovanni gest. 1348, Matteo und Filippo, schrieben die Geschichte von Florenz und die der Erzeugnisse in Toscana, hinsichtlich der Reinheit der Sprache bemerkenswerth. Matteo berühmt durch seine lateinisch geschriebenen *Vite degli uom. ill. fior.*, gab das erste Beispiel vaterländischer Literaturgeschichte. Passavanti gest. 1357 schrieb den eleganten *Specchio della vera peniteuza*. B. di S. Concordio im schönsten Styl jener Zeit die *Ammaestr. degli antichi*, und *Meditazioni*. Pandolfini, geb. 1365 gest. 1446. Verf. des *Governo della famiglia*, eines der besten moralischen Musterwerke Italiens.

II. Buch. Die Erfindung der Buchdruckerkunst, die Entdeckung der neuen Welt, der liebende Schutz, welchen Pabst Nicolaus der V., gest. 1455, den Wissenschaften und Künsten verliehen, und dessen Andenken nur mit der Liebe zu den Wissenschaften erlöschen kann, der Wett-eifer unter den Italiänischen Fürsten die schönsten Jahrhunderte Athens und Roms in Italien erneuert zu sehen, ein edles Streben wofür vorzüglich Alphons v. Aragonien und Cosmus v. Medicis die Krone gebührt, bereiten uns auf die Erscheinung Lorenzens v. Medicis vor, der aus diesen herrlichen Elementen ein würdevolles Ganze zu schaffen wußte, während er selbst, ein Anbeter der Musen, seiner Feier liebliche Töne entlockte.

Die Künste, von den Wissenschaften schwesterlich umarmt, rühmten sich eines Massaccio der die Malerey erhob, eines Donatello der dem Marmor Leben und Ausdruck gab, eines Brunelleschi, der durch seine Kuppel der Maria del fiore mit dem Himmel kämpfen zu wollen schien, eines Ghiberti der die prachts

vollen Pforten der Johanniskirche goß, von denen Michelangelo sagte, daß sie den Eingang in das Paradies zieren würden; eines Bramante, des Erbauers der Peterskirche, und des Hochbegabten, vielseitig gebildeten L. da Vinci.¹

Lorenz v. Medicis geb. 1448 gest. 1492 hat Sonnetten und Canzonen gedichtet, in welchen, nach Muratori's Urtheile, wenn auch nicht hohe Vollkommenheit, doch edle, reizende Bilder, und ein guter Geschmack zu finden; in seinen *Selve d'Amore* zeigt er Einfachheit und Anmuth; aber mehr noch als diese und einige andere seiner Gedichte sind seine *Canti carnascialeschi* berühmt, in denen er Schönheit, Zierlichkeit und geistreichen Scherz im lieblichsten Verein zeigt. Poliziano geb. 1454 gest. 1494 von Lorenz v. Medicis sehr geachtet, ist in seinen zahlreichen latein. und ital. Compositionen gleich ausgezeichnet; unter den erstern nennen wir besonders die *Miscellanea*, unter den letztern seine Stanze per la giostra di Giuliano, ein unvollendetes Gedicht. Der schöne Bau seiner Octaven ist noch nicht erreicht worden, selbst nicht von Ariosto und Tasso. Sein Orfeo ist das erste regelmäßige, elegante Bühnenstück und wurde 1483 aufgeführt. — Giusto de' Conti, Accolti, und besonders P. d. Mirandola geb. 1463 gest. 1494, bemerkenswerthe Dichter.

In diesem Jahrhundert zeichneten sich auch Frauen durch Gelehrsamkeit und dichterische Talente aus, unter welchen Cassandra Fedele geb. 1465, welche Poliziano so sehr bewunderte, hervorleuchtet.

Mit L. Pulci, geb. 1431 beginnt das Ital. Heldengedicht, welches Ariosto so sehr vervollkommete; sein Morgante wird von Gravina, wegen des anmuthigen, scherzhaften Styls gelobt. (Byron hat den ersten Gesang übersetzt). C.

da Ferrara schrieb Il Mambriano, welches nach Zeno, den Gedichten von Pulci und Boiardo an die Seite gesetzt zu werden verdient. Boiardo geb. 1430 gest. 1494, berühmt durch seinen unvollendeten Orlando innamorato. Alberti, gest. 1472 steht an der Spitze der wenigen Prosakisten dieses Zeitalters, ausgezeichnet durch seine Werke über Mathematik, Malerey und Baukunst. L. da Vinci, geb. 1452 gest. 1519, begnügte sich nicht mit der Unsterblichkeit, welche ihm seine Gemälde verliehen, sondern war auch ein trefflicher Mechaniker, Bildhauer, Baumeister, Dichter und Prosakist, und hat sein Tratt. della pittura in schöner Prosa geschrieben. Collenuccio, 1504 zum Tode verurtheilt; ein kenntnißreicher Mann, schrieb die Geschichte von Neapel, und hinterließ ein Muster hoher Poesie in seinem Canz. alla morte. Er hat das erste naturhistorische Museum in Europa gegründet.

Unter den Reisebeschreibern sind hervorzuheben, Cademosto, Columbus, geb. 1446 gest. 1506, Americo Vespucci, geb. 1451, beschrieb seine Reisen mit Eleganz. Unter den Rednern ist Savonarola, 1498 zum Tode verurtheilt, bemerkenswerth; er hat seine pathetischen Reden weder studiert noch niedergeschrieben und sie wurden von Zuhörern gesammelt. Die Buchdruckerkunst übertraf sich einigermaßen selbst, durch die Bemühungen des gelehrten Typographen Aldo Manuzio, geb. 1447 gest. 1515, Erfinder der Cursivschrift, der nicht allein correcte und elegante Ausgaben der griech. und latein. Klassiker veranstaltete, sondern auch die Vorreden und Bemerkungen dazu, so wie eine lateinische Sprachlehre 1507 schrieb.

Mit einer sehr gelungenen Skizze der Beschützer der Wissenschaften und Künste im 16ten J. H. beginnt das III. Buch. Unendlich groß war der

Wetteifer unter den Päbsten, das Zeitalter des Pericles und Augustus wieder herzustellen, so daß man die Namen Leo X, Julius II, Paul III, Sixtus V in allen Zeiten mit Verehrung nennen wird. Die weltlichen Fürsten Italiens folgten diesem Beispiele, und unter ihnen dürfen wir nur die Fürsten von Medicis, Este, Mantua, Urbino nennen, um uns sogleich an Ariost, Tasso, Machiavelli, Guicciardini, Raphael, Buonarotti, Palladio und Bignola zu erinnern, die ihnen größere Unsterblichkeit verliehen als die Waffenthaten des einen oder des andern vermocht hätten. Wir müssen hier auch des ritterlichen Franz I. von Frankreich gedenken, dem Alamanni Schutz und Ehren verdankte, und endlich der, 1587 gegründeten Accademia della Crusca.

Mit Ariosto, 1474 gest. 1533 beginnt eine Reihe ausgezeichnetener Männer wie sie selten ein Jahrhundert darbietet. Sein Orlando furioso ist zuerst 1516 gedruckt worden. Galilei sagt von diesem Kunstwerk: 'daß es angefüllt ist mit Seltenem, Köstlichem, Wunderbarem, und durchaus vortrefflich und vollkommen.' Tasso: 'daß es mehr ergeht als irgend ein Ital. Gedicht, und selbst als Homer,' und Bazzetti: 'daß nur denjenigen die etwas Großes zum Nutzen des Vaterlandes gethan, das Lesen dieses Gedichts als eine Belohnung gestattet werden sollte.' In den Satiren ist Ariost noch unübertroffen, so wie sich unter seinen Bühnendichtungen einige treffliche befinden: Cassaria, Suppositi, Negromante. B. Tasso, geb. 1493 gest. 1569, Vater des unsterblichen Torquato hinterließ drey Bände Briefe die einfach, elegant geschrieben und in politischer und literarischer Hinsicht sehr wichtig sind; ebenso treffliche Gedichte und das romantische Gedicht l' Amadigi das nach Tiraboschi sehr lo-

benswerth, aber durch das unendlich vollkommene des Ariost verdunkelt worden ist. Die Lebensskizze des merkwürdigen, unglücklichen Fürsten des Italienischen Heldengedichts, T. Tasso, geb. 1544 gest. 1595, und die Beurtheilung seiner hohen Leistungen ist mit Benutzung der besten Quellen auf 40 Seiten ganz trefflich gezeichnet. Seinem *Gerusalemme liberata* mußten seine andern größern Gedichte an hohem Glanze und Vorzüglichkeit weichen. Die kleinern Gedichte, deren Zahl groß ist, sind kostbar, und in allen muß man einen edlen Styl rühmen, so wie seine Canzonen als Muster dieser Dichtungsart betrachten. Das Schäfersdrama *Aminta* ist, wie Varini sagt, das edelste Vorbild des reinsten, zierlichsten, anmuthigsten und reizvollsten Styls der Ital. Sprache und Poesie. (Eine vortreffliche spanische Uebersetzung hat S. de Jauregui im Jahr 1607 zu Rom herausgegeben.) Auch in prosaischen Compositionen hat sich Tasso sehr ausgezeichnet, und seine Briefe, moral. Dialogen, und Abhandlungen nennt Monti: 'wunderbare Quellen der Beredsamkeit, Weltweisheit und prachtvoller, außerlesener Sprache.' Alamanni, geb. 1495 gest. 1556, berühmt durch sein Lehrgedicht *La Coltivazione*, eine Nachahmung der *Georgica*, so wie Rucellai geb. 1475 gest. 1526 durch das Lehrgedicht *Le Api*. Balbasone, gest. 1593 schrieb ein Gedicht *La Caccia*, das von Tasso gelobt wurde; ferner hat man von ihm ein anderes Gedicht *L'Angeleida*, 1590 zuerst gedruckt, das Milton zu seinem *paradise lost* benutzt zu haben scheint. Unter den Trauerspieldichtern zeichneten sich aus: Alamanni durch *Antigone*, Martelli durch *Tullia*, Sperone Speroni, geb. 1500 gest. 1588, durch *Canace*, Anguil-

Lara, geb. 1517 durch Edipo, die werthvollste Tragödie der Zeit; auch seine Uebersetzung, oder vielmehr Umarbeitung der Dvidschen Verwandlungen ist bemerkenswerth. Unter den Lustspieldichtern ragten hervor: Bentivoglio, durch die Geloso, Fantasmi, Romiti, Cardinal Bibbiena, geb. 1470 gest. 1520 ein hoher Gönner Raphael's, durch Calandra. Machiavelli bekämpfte die Heuchler so glücklich, daß er, nach dem Ausspruche des Grafen Ferri, dem Verfasser des Tartuffe nichts zu erfinden übrig ließ. Pasca übertraf alle Komiker durch Anmuth und natürliche Annehmlichkeit des Dialogs, ebenso Selli und Ruzzante. Der große Beyfall, welchen Tasso's Aminta erhielt, munterte zu ähnlichen Dichtungen auf, und Ongaro wurde durch seinen Alceo, aber mehr noch Guarini, geb. 1537 gest. 1612 durch den Pastor Fido, der indeß dem Aminta weit nachsteht, berühmt. Auch musikalische Dramen erschienen recht; die ersten Dafne, Euridice, dichtete Rinuccini, in Musik gesetzt von Peri und Caccini. Glanzvolle Theater erbaueten Palladio und Scamozzi zu Vicenza und Sabbionetta, zu welchen sich bald vortreffliche Schauspieler fanden. In Frankreich wurde das Italiän. Theater unter Heinrich II. eingeführt, und Heinrich III. dem es eine feste Einrichtung verdankt, ließ im Jahr 1577 die Vorstellungen regelmäßig geben. Auch in Deutschland fing man an Geschmack für Italiänische Lustspiele zu zeigen, und gegen 1570 wurde am Baierschen Hofe ein Lustspiel in Venez. Mundart aufgeführt.

(Die Fortsetzung im nächsten Stücke.)

G e t t i n g e n s e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

96 Stück.

D e n 20. J u n i u s 1 8 3 5.

M a t l a n d.

Fortsetzung der Anzeige: Società Tipogr. de' Class. Ital. 1834. Storia della Letteratura Italiana, dall' origine della lingua sino a' nostri giorni etc.

Dem scherzhaften Gedicht gab der geistreiche Berni, gest. 1536, die höchste Vollkommenheit, und man nennt es nach ihm *poesia bernesca*. Firenzuola, geb. 1493 gest. 1548, ein guter Nachahmer des Berni, und wegen seiner eleganten Prosa bekannt. Der Styl seiner *Discorsi degli animali* ist voll von Anmuth und Eleganz. Im Fache der Satire zeichneten sich aus: Eric. Bentivoglio geb. 1506 dessen sechs Satiren, nach den des Ariosto, die besten sind. Alamanni und Nelli, in Hinsicht auf den Stil musterhaft. Aretino geb. 1492 gest. 1572 berüchtigt wegen seiner unverschämten Verläumdungen und Unsittlichkeiten.

Die Neigung zur Dichtkunst war in diesem Jahrhundert allen Ständen gemein, aber nur

wenige der Dichter sind bemerkenswerth. An der Spitze der bessern sehen wir Michelagnolo Buonarotti, geb. 1474 gest. 1564, den weltberühmten Baukünstler, Maler und Bildhauer, der auch in seinen Gedichten, fern von aller Nachahmungsfucht, im höchsten Grade originell ist. P. Bembo, geb. 1470 gest. 1547 ein kenntnißvoller, hochgeachteter Mann, dem Italien die größte Verbreitung der Landessprache und ihre Einführung zu allen schriftstellerischen Arbeiten, statt der Lateinischen, verdankt; die er nicht ohne großen Kampf bewerkstelligen konnte. Durch seine Prose wurde die Ital. Sprache zuerst geistreich erläutert; weniger nützlich wurde er durch seine petrarchisch gemodelten Gedichte, wiewohl sie den seiner Zeitgenossen vorzuziehen. Er ist endlich der Erste, welcher eine Geschichte von Venedig, zuerst in Latein. Sprache, dann ins Italienische übertragen, verfaßt hat. Molza, geb. 1489 gest. 1544, sehr werthvoll in seinen Gedichten. Guidiccioni, geb. 1500, ein vorzüglicher Dichter. Casa, geb. 1503 gest. 1556, erhob die Poesie und verlieh ihr edle Gedanken und reizende Bilder; eines seiner Sonnette ist sogar von Tasso erläutert worden. Auch als Prosaisist hat er sich durch sein Meisterwerk *Galateo* und durch einen Brief an Caraffa ausgezeichnet. A. Caro, geb. 1507 gest. 1566, vortrefflicher Prosaisist und Dichter. Zu seinen gediegensten Arbeiten gehören die *Lett. fam.*, die im Namen des Cardinals A. Farnese geschriebenen Briefe, welche immer ein Vorbild natürlicher Eleganz und lieblicher Reize des Briefftyls bleiben werden, die Uebersetzung der *Aeneide*, viele seiner Sonnette und Canzonen, und endlich die durch einen heftigen Federkampf mit dem scharfsinnigen, aber in Sophistery ausartenden Ca-

stelvetro, gest. 1571, entstandene Apologia. Costanzo, geb. 1507 berühmt durch seine Sonnette, welche, nach Muratori's Urtheil, nicht ein schöner Blätterkranz, sondern eine liebliche Fruchtgruppe sind, und durch die Istorie del Regno di Napoli, die Frucht 40 jähriger Studien. Coppetta, gest. 1553 schrieb vorzügliche Sonnette. Tansillo geb. 1510, hinterließ eine kleine, aber kostbare Sammlung von Gedichten.

Das Studium der vaterländischen Poesie begeisterte auch die Frauen jener Zeit, und schon im Jahr 1559 wurde eine Gedichtsammlung von Dichterinnen bekannt gemacht; unter ihnen ist besonders die von Ariosto hochgefeierte Vittoria Colonna, geb. 1490 gest. 1547, berühmt; ferner B. Gambarà, geb. 1485, auch wegen ihrer Briefe geschätzt, endlich noch Bertana und Tarquinia Molza.

Unter den Hirtendichtern gebührt Sanazzaro, geb. 1458 gest. 1530, wegen seiner Arcadia eine ausgezeichnete Stelle. Baldi, geb. 1553 gest. 1617, ist nicht nur ein vortrefflicher Bucoliker, sondern ein in allen Fächern hochgeschätzter Schriftsteller. Graf. Verticari hat in neuerer Zeit seine höchst gediegene Vita di Guidobaldo I. bekannt gemacht. Colomei, geb. 1492 gest. 1554, hat ausgezeichnete Reden und Briefe hinterlassen, und hat sich gleich andern vergeblich bemüht das Versmaaß der Römer einzuführen.

Die Zahl der Prosaisken des 16n J. S. steht der der Dichter nicht nach. Der erhabenste unter ihnen ist Machiavelli, geb. 1469 gest.

1527, dessen Grabschrift: tanto nomini nullum par elogium, ihn hinlänglich bezeichnet, und welche seine merkwürdigen Werke rechtfertigen. Dem lange verkannten Principe folgen die *Discorsi*, in welchen wir die tiefsten Kenntnisse mit männlicher Beredsamkeit gepaart finden. Die *Dialoghi* zeigen, daß auch ein Staatsmann oft mit der Kriegskunst ebenso vertraut seyn kann als der größte Feldherr. In seinen *Storie Fiorentine* finden wir die Meisterschaft des Thucydides, so wie in seinen ernstern und scherzhaften Poesien eine Fülle von Schönheiten. Boltero, gest. 1617, berühmt durch seine *Ragione di Stato*, welche *Napione* über den *Esprit des loix* stellt. Gianotti, Zeitgenosse Machiavelli's, hochberühmt durch seine *Repubbl. di Venezia*. Paruta, geb. 1540 gest. 1598, verdunkelte beide durch seine *Disc. politici*. Guicciardini, geb. 1482 gest. 1540, dessen Charakter der geistreiche Rosini, sowol in seinen *Notizie* zu seiner Ausgabe des Guicciardini, als in der *Louisa Strozzi* so trefflich geschildert hat, ist wegen seiner klassischen Geschichte von Italien berühmt. Giovio, geb. 1483 gest. 1552, schrieb die jedenfalls werthvollen *Storie* in lateinischer Sprache, von Domenichi ins Ital. übertragen, so wie die berühmten *Elogi degli uom. famosi*, welche Thomas, gest. 1785, der sich in diesem Fache ausgezeichnet, in seinem *Essai sur les Éloges* sehr preist. Narzdi, geb. 1476, gab die Geschichte von Florenz, und die beste Uebersetzung des Livius. Segni, schrieb die beste Geschichte von Florenz; die des kenntnißvollen Marchi, geb. 1502 gest. 1565, hat das Verdienst der Wahrheit und Freimüthigkeit. Borghini, gest. 1580, schrieb werthvolle Abhandlungen über die ältere Geschichte von

Florenz. Ammirato, geb. 1531 gest. 1601, benutzte die mühevollen Arbeiten seiner Vorgänger und gab die vollständigste und sehr geschätzte Geschichte von Florenz; ebenso berühmt ist seine *Genealogia delle nob. fam. fiorent.* Bonfadio, im J. 1550 enthauptet, berühmt durch seine *Annalen von Genua.* G. Adriani, geb. 1513 gest. 1589, hinterließ die Geschichte seiner Zeit, welche Cosmus v. Florenz ihm zu schreiben aufgetragen. G. Maffei, geb. 1535 gest. 1603, lieferte die Geschichte von Ostindien in Latein. Sprache, von Serdonati ins Ital. übertragen. Porzio, geb. 1520, berühmt durch seine *Congiura de' baroni di Napoli*, ein kostbares Werkchen.

Zu den Geschichtschreibern der schönen Künste, welche sich in diesem Jahrhundert vieler würdigen Meister rühmen können, gehören: Vasari, geb. 1512 gest. 1574, welcher das von Caro und Parini hochgelobte, jedoch nicht ganz von Mängeln freye Werk: *Le vite de' pittori, scult. ed architetti* verfaßte. R. Borghini, lebte in der Hälfte des 16ten J. H., schrieb ein vortreffliches Werk über Kunst: *Riposo.* — B. Cellini, geb. 1500 gest. 1571, auch als Schriftsteller unvergeßlich durch seine *Selbstbiographie*, von der Göthe eine Uebersetzung gegeben, so wie durch seine *Trattati und Discorsi.* Pomazzo, geb. 1538, schrieb: *dell' arte della pittura*, und *Idea del tempio della pitt.* mit vieler Gelehrsamkeit; Campi, berühmter Maler, die *Pareri*, so wie Armenio die *precetti.*

Während die bürgerliche Baukunst durch Serlio, Bignola und Palladio vervoll-

Kommt wurde, machte man auch in der Kriegsbaukunst große Fortschritte: Sanmicheli und besonders Marchi ausgezeichnet. Auch über die Tonkunst verbreitete Patrizi ein bedeutendes Licht. Unter den Moralisten nennen wir A. Piccolomini, geb. 1508 gest. 1578, und seine Instituz. di tutta la vita. B. Castiglione, geb. 1468 gest. 1529, berühmt durch seinen Cortigiano und seine Briefe. Cornaro, Verf. der Vita sobria. In der Anatomie wurden bedeutende Entdeckungen gemacht durch Colombi und Cesalpini. In der Beredsamkeit zeichnete sich Lollio, geb. 1568 aus. Unter den glücklichen Nachahmern des Boccaccio nennen wir Bandello, dessen Novelle Romeo e Giulietta den Stoff zu dem Shakespeareschen Drama gleichen Namens gegeben; Grazzini genannt Lasca, geb. 1503 gest. 1583, der nach dem Urtheil Rosini's (Louisa Strozzi) keinem der Novellendichter seiner Zeit nachsteht; ferner: Erizzo, Giraldi, Mori, Strapparola und Parabosco. Die Novellensammlungen von Pulci, Doni, Alamanni, Brevio, und vorzüglich Machiavelli's Novelle Bel-fagor, sind sehr werthvoll. An trefflichen Rednern und Grammatikern war dieses merkwürdige Jahrhundert sehr reich. Bettori, geb. 1499 gest. 1585, dessen Leistungen in diesem Fache unschätzbar sind; Cavalcanti, geb. 1503 gest. 1562, lieferte die beste Rettorica seiner Zeit, auch werden seine Trattati sehr geschätzt; Salviati, geb. 1540 gest. 1589, der berühmteste florentinische Grammatiker, und Deputirter bey der Herausgabe des Vocab. della Crusca. Er hat auch zwey Lustspiele, Il Granchio und La Spina geschrieben, die in Hinsicht des Stils zu den besten gerechnet werden. Bemerk-

kenzwerthe Reisebeschreiber sind: Ramusio, durch seine große Reisesammlung; Cassetti, Carletti und Navagero, waren gelehrte Reisende. Die Buchdruckerkunst wurde sehr vervollkommnt und lieferte schöne Ausgaben durch die gelehrten Typographen Paolo Manuzio, gest. 1574, Aldo Manuzio, gest. 1597, so wie durch Giunti, Valgrisi, Torrentino, Biotto u. a.

Das IV. Buch giebt in seiner Einleitung ein Kurzgemälde des politischen Zustands Italiens während des 17ten J. H., des höhern, fast ausschließlichen Strebens und Forschens nach Wahrheit, des Schutzes, welchen fürstliche Männer den Wissenschaften und Künsten angedeihen ließen, als Carl Emanuel I. von Savoyen, die Mediceer Cosmus II. und III., Ferdinand II., Cardinal Leopold; der Prachtbauwerke, welche die Päbste in Rom veranstalteten, so wie der Gründung vieler Akademien, Bibliotheken, und besonders der Ambrosianischen, durch den 1631 hingeshiedenen, edlen, menschenfreundlichen, frommen Cardinal F. Borromeo, von dem uns Manzoni in seinen Promessi Sposi ein so treues, anziehendes Bild gegeben. Es folgt dann eine Skizze des Galileo Galilei, geb. 1564 gest. 1641, welchen Parini den Phönix der neuern Philosophen und den Ruhm Italiens nennt, seiner unsterblichen Leistungen und seines Verdienstes um die Ital. Sprache, da seine Werke auch als Sprachmuster aufgenommen worden sind. Torricelli, geb. 1608 gest. 1647, sein würdiger Schüler, Erfinder des Luftwägers, und berühmt durch seine lezioni accad. — Borelli, geb. 1609 gest. 1679, unsterblich durch sein Werk De motu animalium. Castelli,

von Galilei hoch geliebt, der ihn uomo d'ingegno eccellente, e come conviene, libero nel filosofare nennt, hat sich besonders in der Hydraulik ausgezeichnet. Guglielmini, geb. 1655 gest. 1710, ausgezeichnete Astronom, Mathematiker und Mediziner, berühmt durch seine Werke *Aquarum fluentium mensura* und *Natura de' Fiumi*. Cassini, geb. 1625 gest. 1712, der sich in der Sternkunde so hohen Ruhm erworben. Biviani, geb. 1622 gest. 1703, berühmter Mathematiker, Schüler des Galilei. Redi, den Muratori uomo di purgatissimo gusto bezeichnet, geb. 1626 gest. 1697, zeichnete sich als Naturkundiger, Arzt, Dichter und Literator aus. Er war Mitarbeiter an dem *Diz. della Crusca*, mehrere seiner Sonnetts werden zu den schönsten der Ital. Poesie gerechnet, und besonders beliebt, aber auch klassisch, ist sein Dithyrambus, *Bachus in Toskana*, dessen Schönheit ein überaus wohlklingender Versbau noch erhöht. Malpighi, geb. 1628 gest. 1694, und Bellini, geb. 1643 gest. 1704, ausgezeichnete Aerzte und Anatomen. Magalotti, geb. 1637 gest. 1712, berühmt durch seine philosophischen Studien, die er in seinen mit vieler Eleganz geschriebenen Briefen entwickelt; unter seinen dichterischen Arbeiten ist das *Canzoniere: la donna immaginaria* bemerkenswerth. Gravina, der ausgezeichnetste der Rechtsgelehrten dieser Zeit, geb. 1664, und 1718 in den Armen seines geliebten Schülers und Erben Metastasio gestorben, hat außer mehreren juristischen Werken auch eine *Ragione poetica* hinterlassen. Die Nachwelt wird seinen Namen immer mit Achtung nennen, da sie ihm den lieblichen Dramendichter Metastasio verdankt.

Dieses Jahrhundert verherrlichten nur wenige, aber würdige Geschichtsschreiber: Scarpi, geb. 1552 gest. 1623, den ein paar Worte Hayley's treffend zeichnen:

Scarpi, blest name! from every foible
clear,

Not more to science than to virtue dear.
und dessen Storia del concilio di Trento ihm Unsterblichkeit ertheilt. S. Pallavicino, geb. 1607 gest. 1667, schrieb auch eine Geschichte des Conciliums zu Trient gegen die des Scarpi; sie ist in stylistischer Hinsicht berühmt. Sein Trattato dello stile ist 1820 wieder aufgelegt worden. Davila, geb. 1576 gest. 1631, schrieb die vortreffliche Storia delle guerre civili di Francia. Bentivoglio, geb. 1579 gest. 1644, die Storia della guerra di Fiandra; auch seine Lettere und Memorie sind interessant.

Im Fache der schönen Künste schrieben mit Auszeichnung: Baldinucci, Dati, geb. 1619 gest. 1675, Schüler des Galilei, und thätiger Mitarbeiter an dem Vocab. della Crusca, schrieb die berühmten Vite de' pittori antichi. Die Literaturgeschichte behandelten Cincelli und Boccacini, geb. 1556 gest. 1613, dessen Ragguagli di Parnasso mit vielem Scharfsinn geschrieben sind, und manches Licht über das Christenthum jener Zeit verbreiten.

In diesem J. H. entstanden in Italien die ersten literarischen Journale. Frankreich gab das erste Beyspiel durch das Journal des Savans im Jahr 1665; in demselben Jahr erschienen in England die Philos. Transactions, und 1668 gab Mazzari ein Journal in Rom heraus. Bacchini, redigierte, von bedeutenden

Gelehrten unterstützt, eines zu Parma im J. 1668, zu Venedig erschien im J. 1696 die *Galleria di Minerva*, an deren ersten Bänden Zenno Theil nahm, und 1710 das *Giornale de' Letterati*, das alle frühere verdunkelt.

Die Baukunst verfiel gleich der Dichtkunst, und der edlen, majestätischen Einfachheit eines Palladio, Bignola und Sansovini folgten überladene Zierrathen, aber dennoch fehlte es nicht an wackern Schriftstellern über diese Kunst. Scamozzi, geb. 1550 gest. 1616, gab eine *Idea dell' Arch. univ.*, die sehr nützliche Lehren enthält; über Kriegsbaukunst hat nur Galilei mit Auszeichnung geschrieben, über Kriegskunst besonders Montecuccoli, geb. 1608 gest. 1681, dessen Werke vollständig im J. 1808, von Grassi herausgegeben worden.

Im 16ten J. H. wurden die Regeln der Ital. Sprache festgestellt, aber eine methodische Sprachlehre wurde zuerst von Buommattei geb. 1581 verfaßt; auch Cittadini, geb. 1553 gest. 1627, schrieb mehrere Lehrbücher der Art. Cinonio hinterließ die sehr geachteten *Osserv. della lingua*. Das *Vocab. della Crusca* erschien zuerst 1612, dann 1623, 1691, und die 4te Auflage 1729=38. Die Kanzelberedsamkeit wurde durch Segneri, geb. 1624 gest. 1694, veredelt, dessen Werke als Muster des reinen Styls betrachtet werden.

Zu den bessern Dichtern gehören: Chiabrera, geb. 1552, gest. 1638, dessen reiche Phantasie und wohlklingende Verse ihm den Namen des Ital. Pindar verschafft haben, den er besonders wegen seiner *Canzonen* verdient.

Marini, geb. 1569, gest. 1625, war mit eben so vielen Talenten begabt als Chiabrera, aber mißbrauchte sie um einen falschen, schwülstigen und verderblichen Geschmack einzuführen, wozu ihn der Beyfall seiner Zeitgenossen nur noch mehr aufmunterte; sein Adone, 1623 erschienen, gibt hiervon einen Beweis. Testi, geb. 1593, gest. 1646, ein vortrefflicher lyrischer Dichter, aber nicht ganz frey von den Fehlern der Marinischen Schule. Filicaja, geb. 1642, gest. 1707, höchst ausgezeichnet im Canzone und Sonnet. Menzini, geb. 1646, gest. 1708, manches Treffliche. Guidi, geb. 1650, gest. 1712, wußte in seinen Gedichten pindarische Begeisterung und Kraft zu verschmelzen. Zappi, gest. 1719, hinterließ mehrere Sonnetze, die ihn den berühmtesten Dichtern gleich stellten. Maggi, gest. 1699, bildete sich nach Petrarca, und es gelang ihm, seiner Schule Beyfall zu verschaffen. Der berühmte Maler Salv. Rosa, geb. 1615, gest. 1673, hat treffliche Satiren gedichtet. Tassoni, geb. 1565, gest. 1635, der geniale Dichter des bewunderten scherzhaften Heldengedichts *La scclia rapita* und Schöpfer dieser Dichtungsart. Bracciolini, geb. 1566, gest. 1645, schrieb zwey gleich berühmte Gedichte *La Croce racquistata* und *Lo scherno degli dei*. Einer der ausgezeichnetsten Nachahmer dieser zwey letzten Dichter ist der Mahler L. Pippi, geb. 1606 gest. 1664, Verf. des burlesken Gedichts *Malmantile racq.* Der Schauspieler Andreini schrieb ein Drama sacro: *l'Adamo*, in welchem man einige gute Muster schöner Poesie findet, und welches Milton die Idee zu seinem *Paradise lost* gegeben haben soll, oder wie Rapione sagt: man kann glauben, daß Milton aus dieser

Unreinheit das Gold gezogen, womit er sein Gedicht geschmückt. Buonarotti d. Jüngere schrieb zwey gute Komödien: *La tancia* und *La fiera*.

Die Bühnenkunst wurde sehr vervollkommenet, und zu Mantua, Modena, Venedig und Rom gab man prachtvollte Opernvorstellungen, in welchen die vorzüglichsten Sänger und Sängerinnen auftraten.

Calli, geb. 1572, travestirte die Aeneide trefflich; Marchetti, geb. 1632, gest. 1714, gab eine vortreffliche Uebersetzung von Lucr. Carus de rerum natura, die zuerst 1717 erschien. Salvini, geb. 1653, gest. 1729, ausgezeichnete Kenner der griechischen Sprache, weniger elegant in seinen Arbeiten als Marchetti, doch unermüdetlich, die Italien. Sprache mit Griech. Werken zu bereichern.

Mit einer Schilderung des politischen und geistigen Zustandes Italiens im 18. J. H. eröffnet der Verf. das Vte Buch, und wie in den vorhergehenden Umrissen finden wir auch hier die Gönner der Wissenschaften und Künste aufgezeichnet, als Ferdinand III. v. Neapel, Benedict und Clemens XIV., Pius VI., Leopold, Ferdinand, Maria Theresia, Franz III. v. Modena und Vict. Amadeus II. Eine Reihe glänzender Dichter verherrlichte dieses Jahrhundert. Apost. Seno, geb. 1669, gest. 1750, zeichnete sich nicht nur im Melodrama, welches er der Vollkommenheit näher brachte, sondern auch in vielen profaischen Compositionen aus. Metastasio, geb. 1698. gest. 1782, gab dem Melodrama die höchste Vollkommenheit, und seine zahl-

reichen von dichterischen Schönheiten überströmenden Werke für die Bühne erregten und erregen fortwährend die größte Bewunderung. Selbst der schwer zu befriedigende, geniale Baretta sagt von ihm: *l'ingegno di quest' uomo mi riempie di maraviglia — è veramente un poeta degno d'imperadori e d'imperatrici.*

Zu Anfang des 18ten J. H. besaß Italien noch keine Tragödie, als Martello, geb. 1665, gest. 1727, nach dem Vorbilde französischer Trauerspieldichter zu dichten begann, doch ohne Beyfall, und nur eine seiner Dichtungen, *Il Femia*, wird von Parini wegen der Schönheit des Verses gelobt. Scip. Maffei übertraf ihn durch seine 1713 aufgeführte *Merope*, und noch mehr Conti, geb. 1677, unter dessen Trauerspielen *Cesare* besonders gelobt wird. Alfieri, geb. 1749, gest. 1803, wird als Schöpfer des Ital. Trauerspiels betrachtet. Wie verschiedenartig auch die Urtheile über seine Leistungen sind, so ist doch nicht zu verkennen, daß seine oft wahrhaft großartigen Dichtungen, besonders für Italien und dessen Bühne, eine seltene, einflußreiche Erscheinung waren, und vielleicht auch deshalb nicht unangefindet bleiben konnten. Wir glauben, daß, um den Werth Alfieri's hauptsächlich für Italien recht zu würdigen, man besonders den Zustand des Trauerspiels betrachten müsse, wie er es gefunden, und dann werden wir den Ausspruch Maroncelli's (*Addiz. alle prig. di Pellico*): *Alfieri, il quale a guisa di portentoso Sansone stà unico contro due secoli intieri* u. nicht übertrieben finden. Goldoni, geb. 1707, gest. 1793, der Beredler des Lustspiels, und dessen 150 Komödien ein schönes, treues Bild des häuslichen Lebens in allen seinen

Beziehungen sind. Er hat sich gleich Alfieri in seiner Selbstbiographie mit höchster, strengster Wahrheit geschildert; sie ist unter dem Titel *Mémoires* in Französischer Sprache geschrieben, und ist, nach Gibbon's Urtheil, weit komischer als seine Lustspiele. Sigli, geb. 1660, gest. 1722, hat das Verdienst, schon vor Goldoni mit seinem schönen Lustspiele *Don Pilone* aufgetreten zu seyn. Da der Verf. die lebenden Schriftsteller von seiner Beurtheilung ausgeschlossen hat, so ist der noch lebende vortreffliche Lustspieldichter Alb. Nota, geb. 1775, nicht genannt, der es besser als Goldoni und als irgend einer der neuern Lustspieldichter versteht, Reinheit des Styls mit Kunst, Leichtigkeit und Natürlichkeit zu verbinden.

Zu den vorzüglichern Satirikern rechnen wir Parini, geb. 1729, gest. 1799, den Barzetti einen der sehr wenigen guten Dichter nennt, die das heutige Italien zieren; höchst vollendet sind seine *Mattino*, *Mezzogiorno*, *Vespro e Notte*, auch hinsichtlich des überaus schönen Versbaus; ferner seine Oden und seine Prosa. G. Gozzi, geb. 1713, gest. 1786, zeigte sich als trefflicher Dichter in seinen Sermoni, und als sehr gediegener Prosaisst in seinen zahlreichen prosaischen Leistungen, nicht minder als scharfsinniger Kunstrichter in seiner *Difesa di Dante*. Cesarotti, geb. 1730, gest. 1808, ein hochberühmter und kenntnißreicher Mann, gab eine vortreffliche metrische Uebersetzung des *Ossian*, eine prosaische der *Iliade* mit Erläuterungen, eine weit weniger geachtete metrische, und acht Satiren des *Juvenal*. Zahlreich und werthvoll sind auch seine prosaischen Uebersetzungen und Originalschriften: ein Theil des *Demosthenes*

mit Erklärungen und besonders sein *Saggio sulla Filos. della lingua* u. *Bentivoglio*, geb. 1668, gest. 1732, gab eine vortreffliche Uebersetzung von dem Gedichte *Thebais* des *Stasius*. *Fortiguerra*, geb. 1674, gest. 1736, Verfasser des romantischen Gedichts *Ricciardetto*, das viele Schönheiten besitzt, und einer eleganten metrischen Uebersetzung des *Terenz*. *Barano*, geb. 1705, gest. 1788, sehr berühmt wegen seiner *Visioni*, welche *Monti* mit der *Messiade* verglichen. *Spolverini*, geb. 1695, gest. 1762, hat das vortreffliche Lehrgedicht *Cultivaz. del riso* geschrieben. *Passerino*, gest. 1803, das Gedicht *Cicerone*, das nicht ohne Werth ist. *Casti*, geb. 1721, gest. 1803, schrieb das berühmte Gedicht *Gli animali parlanti*, an welchem *Sismondi* mit Recht die zu große Ausdehnung tadelt. *Manfredi*, geb. 1674, gest. 1738, nicht nur ausgezeichnet als Dichter durch seine *Canzonetten* und *Sonnette*, sondern hat sich auch als Rechtsgelehrter, Mathematiker und Philosoph durch seine *Ephemerides* einen hohen Ruf erworben. *Muratori*, geb. 1672, gest. 1750, als Mensch, Priester und Gelehrter ersten Ranges hochverehrt, eins der werthvollsten Kleinodien in der *Practikrone*, welche die *Italiänischen Gelehrten* ihrem Vaterlande verliehen, dessen unermüdetes Wirken und zahlreiche vortreffliche und nützliche Schriften *Bewunderung* erregen. Seine vorzüglichsten Werke sind: *Perf. poesia ital.*, *Racc. degli scrittori delle cose ital.*, *Dissertazioni*, *Annali*, *Filosofia mor.*, *Difetti della Giurispr.*, *Della publ. felicità*, *Della forza della fantasia* und *Regolata Divozione*, in welchem lehtern er, der Priester, über den Werth der Heiligenbilder und Reliquien eine Ansicht

gibt, welche eine mächtige Waffe gegen die von Moore in seinen Travels ausgesprochene werden könnte. Scip. Maffei, geb. 1675, gest. 1755, würdig mit Muratori verglichen zu werden, berühmt durch Verona illustrata, Istoria diplom. und zahlreiche, werthvolle kritische und archäologische Abhandlungen. Giannone, geb. 1676, gest. 1748, sehr berühmt wegen seiner Storia civ. del regno di Napoli. Denina, geb. 1731, gest. 1813, schrieb unter andern die geschätzten Rivol. d'Italia. Mazzuchelli, geb. 1707, gest. 1768, die sehr gelobten Notizie d'Archimede und sechs Folio-bände der Scrittori d'Italia, die indeß nur A. und B. umfassen. Tiraboschi, geb. 1731, gest. 1794, leistete Italien den vollständigen, von Mazzuchelli nur theilweise ausgeführten Dienst, durch seine Geschichte der Ital. Literatur, an welcher er 12 Jahre gearbeitet. Panzi, geb. 1732, gest. 1810, schrieb den von Archäologen geschätzten Saggio di lingua etrusca und die allgemein geleseene Storia pittorica. Pompei, nicht so sehr wegen seiner Canz. pastorali, als wegen seiner guten Uebersetzung des Plutarch berühmt.
(Der Beschluß in der nächsten Woche.)

Verbesserung.

§. 912, 21 l. ἐπισημείας. Uebrigens werden unter der allgemeinen Benennung Organon mehrere einzelne aristotelische Abhandlungen, namentlich die περὶ ἐπισημείας und die κατηγορίαι begriffen, und es ist nicht anzunehmen, daß Notker das gesammte Organum übersezt habe.

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

97. Stück.

Den 22. Junius 1835.

B e r l i n.

Ben Meimer, 1830: Reise um die Erde durch Nordasien und die beiden Oceane in den Jahren 1828, 1829 und 1830 ausgeführt von Adolph Erman. Erste Abtheilung: historischer Bericht. Erster Band. Reise von Berlin bis zum Eismeere im Jahre 1828.

Durch Auszüge aus Briefen des Reisenden, die in Zeitschriften mitgetheilt wurden, und manche andere Notizen war die Aufmerksamkeit der Geographen auf die vollständige Reisebeschreibung erregt und wir erhalten nun einen Theil des Berichtes in diesem ersten Bande. Herr Prof. Hansteen, der Sibirien besuchen wollte, um dort magnetische Beobachtungen anzustellen, traf in Petersburg mit Hn Erman zusammen; jener war noch nicht entschlossen wie weit er gegen Osten vordringen wollte, doch war seine Absicht nur auf Asien sich zu beschränken, dahingegen Herr Erman von Kamtschatka aus auf Seewegen heimzukehren sich vorgenommen hatte.

Den Plan seines Werkes theilt der Verf. in

in dem Vorworte mit (S. XI): 1. Die historische Abtheilung welche, chronologisch geordnet, in die folgenden Abschnitte zerfällt: Veranlassung und Vorbereitungen zur Reise. — 1828: Reise nach Petersburg. — Aufenthalt daselbst. — Reise von Petersburg nach Ssekatarinburg. — Asien: Ssekatarinburg und Reise längs des nördlichen Ural. — Fernere Bemerkungen über Ssekatarinburg und den Ural. Reise nach Tobolsk. — Winteranfang und Aufenthalt zu Tobolsk. — Reise nach Otdorsk. Ostjaken und Samojeden — 1829: Reise nach Irkuzk. — Aufenthalt daselbst. — Reise nach Kjachta und zu dem Buddhatempel der Buräten. — Reise nach Jakuzk. Jakuzten. — Jakuzk. — Weg von dort nach Sschozk über das Aldanische Gebirge. Tungusen — Aufenthalt in Sschozk und Excursionen zum Marzkanischen Gebirge. — Ueberfahrt nach Tigil, auf dem Meere von Penjina. Kamtschatka. Reise von Tigil nach Sselowka — Besteigung des Vulcans Schiwelutsch. — Reise bis zum Dorf Kliutschewsk und Besteigung des Vulcans gleiches Namens. — Schiffahrt auf dem Kamtschatkafusse. — Reise durch die von Russen bewohnte Südspitze der Halbinsel. — Petropaulshafen. Rückkehr an Bord der Kaiserl. Russischen Corvette Krotkoi. — Ueberfahrt nach der Insel Sitcha. — Aufenthalt daselbst. Koljuschen. — Fahrt nach Kalifornien. — Fahrt nach Stabeiti. — 1830: Aufenthalt auf dieser Insel. — Fahrt um Cap Hoorn bis Rio Janeiro. — Aufenthalt daselbst. — Fahrt durch den Atlantischen Ocean bis Portsmouth. — Portsmouth. — Nord- und Ostsee. — Ankunft zu Cronstadt. — Rückkehr nach Berlin.

‘Gezeichnete Skizzen landschaftlicher und ethnographischer Gegenstände werden einem jeden Bande dieses historischen Berichtes hinzugefügt

werden, sagt der Verf., außerdem aber auf meine Ortsbestimmungen begründete Wegekarten über die geschilderten Theile von Nord-Asien und Kamtschatka, ebenso wie eine Generalkarte der ganzen Reise.'

2. Die wissenschaftliche Abtheilung des Berichts enthält in 5 Abschnitten; die Ortsbestimmungen für eine Reihe von Puncten auf beiden Continenten, so wie für alle Puncte auf den Meeren an denen magnetische Beobachtungen angestellt wurden. Trigonometrische und barometrische Höhenmessungen werden diesem Abschnitte beygefügt. — Magnetische Beobachtungen und zwar die Bestimmungen der Abweichung mittelst des tragbaren Passage-Instrument's, der Neigung und Intensität der magnetischen Kraft längs einer zwischen 67° nördl. und 60° südl. Breite gelegenen und sämtliche Meridiane am Ende durchschneidenden Linie, so wie der täglichen Veränderungen welche diese Erscheinungen an verschiedenen Orten erleiden. — Meteorologische Bestimmungen und namentlich Beobachtungen über den Luftdruck, über die Temperatur der Luft, der Erdoberfläche, der Bergwerke, der Quellen und des Meeres und Rechenschaft über meteorologische Tagebücher, welche mittelst verglichener Instrumente an 12 der berührten Puncte in Europa, Nord-Asien und Nord-America zu verschiedenen Tagesstunden, so wie auch am Bord der Corvette Krotzoi von 4 zu 4 Stunden, sowohl während der Fahrt von Kamtschatka um Kap Hoorn nach Europa, als auch und früher von Petersburg um das Cap der guten Hoffnung und Neu-Holland bis Kamtschatka geführt worden. — Geognostische Beobachtungen durch Nord-Asien, die Aleutischen Inseln und Californien; so wie auf

Stabilität und bey Rio Janeiro. Allgemeine geognostische Profile werden schon auf den früher erwähnten Karten zum historischen Theile ausgeführt, speciellere Zeichnungen aber diesem Abschnitte hinzugefügt. — Die Beschreibung auf der Reise gesammelter, zoologischer und botanischer Gegenstände, die den Museen von Berlin und Königsberg übergeben sind. Abbildungen mehrerer neuen Arten von Vögeln, Insecten und Pflanzen werden diesen Abschnitt begleiten.'

Der hier vorliegende erste Band der historischen Abtheilung schildert die zu Lande zurückgelegte Linie von Berlin über Tobolsk bis zur Mündung des Obi und von dort zurück nach Tobolsk. Nebenbey, bemerkt der Verf., werden zwey andere Linien beschrieben, die eine vom Ural bis zum schwarzen Meere und zur Ostsee, längs der schiffbaren Flußbahnen welche das asiatische Gebirge mit jenen Meeren von Europa verbinden; die andere von Tobolsk durch die Kirgisischen Lande nach den Chanaten von Taschkent und Kokan. — 'Sie dürften vielleicht den Geographen und Ethnographen willkommen seyn, sagt Herr Erman, ich habe sie im Lande selbst durch Mittheilungen solcher Beobachter gewonnen, für deren Urtheilswaise mir gemeinschaftliche Bekanntschaft mit sibirischen Gegenständen einen Maßstab darbot, und entschloß mich für diesen besondern Fall zu einer Abweichung von dem festen Vorsatze: Nichts zu bringen was nicht durch unmittelbare Autopsie begründet würde.'

Das Werk selbst enthält, in einem etwas gesuchtem Stil, in Form eines Tagebuches, eine Menge von Beobachtungen und Bemerkungen, die oft, bey der Schnelle der Reise und dem kurzen Verweilen an manchen Orten den Leser

in Bewunderung setzt. Der Verfasser erklärt sich darüber auf folgende Weise: sehr mannigfache und lebendige Anschauungen, namentlich von den, theils wenig bekannten, theils bekannten Localitäten und Völkerschaften Nord-Asiens, haben den Genuß dieser Reise so bedeutend erhöht, daß ich mich entschloß, auch diese gleichsam mehr rhapsodische als wissenschaftlich gereifte und organisierte Ausbeute der Nachsicht der Leser darzubringen. Dergleichen Mittheilungen haben keinen andern Anspruch zu machen als den, einer treuen und durch keine Nachhülfe vor- oder nach-construierenden Reflexion modifizierte Schilderung des unmittelbaren Eindruckes, und somit erhält der Leser auch hier das unmaßgebliche Skizzenbuch der Reise, so wie es an den einzelnen Abenden und in den verschiedenen Tagen des Wanderlebens abgeschlossen wurde. Dennoch aber wird die Kunde von fremden Ländern, welche wir durch solche Mittheilungen erlangen, durch die Individualität desjenigen der die Anschauungen erlebte, noch so wesentlich bedingt, daß man oft zu erstaunen hätte über Incohärenz und Dissonanzen, wenn man die Berichte sehr verschieden gestimmter Reisenden ohne Kritik in die Form einer erzwungenen Einheit verschmelzt sieht, und es war gerade diese Ueberzeugung welche mich bewog, das gegenwärtige Tagebuch schon mit den uns zunächst liegenden und für die Mehrheit der Leser bereits bekannten Gegenden zu beginnen, damit ein Jeder durch Vergleichung seiner eigenen Anschauung mit der Ansicht des Reisenden für dessen individuelle Art der Auffassung einen Maßstab gewönne, der späterhin an den Bericht über ganz fremde Gegenden sich anlegen ließe. Diese Methode ist derjenigen analog,

durch welche man die constanten Fehler eines Beobachtungs-Instrumentes zu eliminieren gewohnt ist.'

Wir sind dem Reisenden für diesen Maßstab verpflichtet, legen wir ihn an bey diesem Bande, so wird man bald bemerken, daß bey'm Gebrauch der Nachrichten große Vorsicht und sorgfältige Prüfung nöthig sey, und man wundert sich über die Sicherheit, womit der Verf. seine oft flüchtig gemachten Bemerkungen und Beobachtungen hinstellt als fest begründet und unumstößlich. Manches was über die bekannten Gegenden, was über Danzig, Petersburg u. s. w. mitgetheilt wird, erregt Bedenken. Verstöße die hier sich finden, wo man so leicht besser belehrt und berichtet werden konnte, wecken Zweifel und Mißtrauen wenn man den Verfasser in die entfernteren Länder begleitet, wo schon seine geringe Kunde der Sprachen leicht zu Mißgriffen und Irthümern verleiten konnte. Rec. bemerkt nur, daß mancherley Interessantes in dem Buche enthalten ist, daß aber genaue Prüfung und Sichtung aller Angaben nothwendig sey. Einzelnes herauszuheben, wie er anfänglich wollte, unterläßt er, da die Bemerkungen in den Dorpater Jahrbüchern (2. Bd. 4. Heft S. 317) von Herrn von Bunge in Casan, Hn Staatsrath Parrot und Hn v. Löwis in Dorpat, hinreichend darthun, wie behutsam man bey'm Gebrauch dieser Reisebeschreibung seyn müsse.

....Z....

P a r i s.

De l'imprimerie de Jules Didot ainé:
Iconographie Romaine par le Chevalier A.
Mongez, membre de l'Institut Royal de

France. T. III. 272 S. in 4. und 23 Kupfer-
 tafeln (pl. 36 — 57. nebst 39*) in Fol. 1826.
 T. IV. 267 S. und 8 Kupfertafeln (pl. 58 — 63.
 Additions et corrections pl. 64. A. B.) 1829.

Neuere Zufälligkeiten mögen es entschuldigen,
 daß wir von diesem Werke, dessen zweyter Band
 in diesen Blättern erst 1829 St. 5. angezeigt
 wurde, jetzt erst die damals fast schon eingetre-
 tene Vollendung melden. Damit ist das ganze
 große Werk der antiken Iconographie von En-
 nio Quirino Visconti geschlossen; ein Re-
 gister am Ende des vierten Bandes erleichtert
 die Benutzung des Ganzen. Die weitere Fort-
 setzung des Mongez'schen Werkes ist in demsel-
 ben Geiste, den wir früher zu characterisiren
 suchten: die Erzählungen über die Lebensereig-
 nisse der abgebildeten Personen zu ausführlich
 für diese Stelle, zu wenig tief gehend für criti-
 sche Geschichtsforschung; die Wahl der Büsten
 und anderer Kunstdenkmäler größtentheils bedingt
 durch den Aufenthalt des Verfassers in Paris,
 so daß wohl über die Hälfte der abgebildeten
 Gegenstände aus den dortigen Sammlungen ge-
 nommen sind; die Abbildungen aus dem Bestre-
 ben, den Character und Ausdruck wiederzugeben,
 oft sehr übertrieben und fast maniriert.

Am meisten stören im Gebrauche des Werkes
 die Nachlässigkeiten und Incorrectheiten in der
 Anzeige des Standortes der Bildwerke. So
 sind alle Antiken aus dem Louvre nach Num-
 mern bezeichnet, die sich auf eine frühere Auf-
 stellung beziehen müssen, als die in Visconti's
 und Clarac's Catalog befolgte ist. Dadurch wer-
 den oft kleinliche und zeitraubende Nachforschungen
 nöthig gemacht, um erst die Identität von Sta-
 tuen und Büsten festzustellen. Und bey dem
 Kopf des Caligula pl. 25. n. 1. 2. muß wohl

die Angabe, daß er sich im Königl. Museum des Louvre befinde, ganz auf einem Irrthum beruhen. Die Capitollnische Statue, mit der Unterschrift CONSTANTINVS AVG., wird im Texte, T. IV. p. 164, der gewöhnlichen Meinung gemäß, Constantin dem Großen zugeschrieben; dagegen wird sie auf der Kupfertafel pl. 62, wo die Statue in einer offenbar verschönernten Abbildung gegeben, der Kopf aber besonders mit größerer Treue nachgebildet ist, unter dem Namen Constantin des II. aufgeführt. Es ist freylich sehr schwer, bey der Characterlosigkeit der spätern Porträtbildung, die Personen aus Constantins Familie von einander zu unterscheiden; aber irgend eine Meinung sollte doch nach bestimmten Gründen durchgeführt seyn. Die Unterschrift spricht jedenfalls für den großen Constantin, da dem Jüngern ein unterscheidendes Beywort zugesügt worden wäre.

Die Römische Iconographie ist nur bis zur Familie des Constantin herabgeführt; das letzte statuarische Denkmal, eine Bildsäule des Kaiser Julian mit dem berufenen Ziegenbart, im Philosophen-Mantel und mit einer Art von Diara auf dem Kopfe, welche nach Mongez aus Italien gebracht, nach dem Grafen Clarac in Paris gefunden ist, und sonst im Louvre (522, nach Mongez 301) stand, jetzt aber in den restaurierten Thermen, die der Kaiser Julian zu Paris gebaut, ihre Stelle finden soll — läßt in ihrer affectierten und beynahe comischen Gravität und ausdruckslosen Würde die ganze Thorheit jenes Bestrebens erkennen, eine abgestorbene Geisteswelt wieder verjüngen zu wollen.

K. D. M.

G e t t i n g e n
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

98. Stück.

D e n 25. J u n i u s 1835.

W i e n.

Gedruckt bey A. Strauß's sel. Witwe, 1835:
Samachshari's Goldene Halsbänder. Als
Neujahrsgeschenk arabisch und deutsch von Jo-
seph von Hammer. 54 S. mit 27 Blättern
arab. Text in kl. 8.

P e s t h und Leipzig.

In Commission bey C. A. Hartleben, 1834:
Gül und Bülbül, das ist: Rose und Nachtigall,
von Fasli. Ein romantisches Gedicht, türkisch
herausgegeben und deutsch übersetzt durch Jo-
seph von Hammer. 81 S. mit 66 Blätter
türk. Text in groß Octav.

Im Begriff eine Reihe in jüngster Zeit zum
erstenmale gedruckter Texte und Bearbeitungen
arabischer Bücher in diesen Blättern anzuzeigen,
muß Ref. mit der erstern dieser zwey Schriften
des Hn von Hammer schon deswegen den An-
fang machen, weil sie nach ihrem Titel so bald
als möglich in diesem Jahre gelesen und gekannt
werden will. Wirklich trägt sie mit mehr Recht
als alle gleichbenannten Bücher dieser Jahreszeit

den Titel eines Geschenks, und konnte auch die zweyte denselben Titel führen: denn beide sendet ihr Herausgeber nicht auf dem gewöhnlichen Buchhändlerwege, welcher nach den Worten nicht mehr für solche Werke vom weiten Oriente her gangbar ist, sondern auf eigene Gefahr gedruckt in die Welt. So sey es hier zuerst erlaubt, auf den unermüdeten, mit jedem Jahre steigenden Eifer Hn v. Hammer's für Förderung islamitischer Studien unter uns achtend und anerkennend hinzuweisen, da die Wahrheit feststeht, daß diese Studien nur durch die Aufopferung einiger großen Thätigkeiten gehoben werden und einen festern Bestand unter uns gewinnen können. Daß aber dieser Eifer Hn v. Hammer's in jüngster Zeit sich nicht bloß auf Uebersetzungen wichtiger Werke, sondern auch auf Bekanntmachung der Urschriften erstreckt, ist ein wichtiger Fortschritt oder vielmehr ein Schritt zu dem bey weiterer Ausbildung dieser Studien Nöthigsten, und in jenen beiden Schriften gerade desto vortrefflicher, da die erstere nicht durch die Uebersetzung, wie bald erhellen wird, sondern nur durch den arabischen Text Werth hat, von türkischen Dichtern aber in Europa noch so gut als nichts im Originale gedruckt ist, so daß die zweyte Schrift durch ihren Text ein wichtiges Hülfsmittel für diese Studien wird. Druck und Ausstattung sind in beiden Büchern sehr sauber und sinnreich.

Zamachschari, so genannt von seinem Geburtsorte in Chuaresm, gest. 1144 n. Chr., einer der verdientesten und berühmtesten arabischen Philologen, auch in Poesie und Ethik sehr geübt, schrieb in den letzten Jahren seines Lebens, während er in Mekka als heiliger Pilger sich der Muße frommer Betrachtungen ergab, vorliegende Sammlung von 99 goldenen Sprüchen,

wünschend sie möchten den unerfahrenen, der Belehrung bedürftigen als der beste Schmuck erscheinen mit dem sie sich bekleiden und von deren in ihnen fest gewordenem Lichte sie glänzen könnten, 'goldene Halsbänder' also sie nennend, vergl. die biblischen Spr. 1, 9. 3, 3. 22. 6, 21. Die Sprüche sind aber nicht aus dem Munde des Volkes gesammelt, sondern aus freyer Dichtung mit vieler Kunst zusammengesetzt; wie auch die Sprüche Salomos in der Bibel nicht Volkssprüche sind, sondern im zweyten Alter der Literatur aus freyer Kunstpoesie hervorgegangen, indem die kurze, scharfe Zuspizung der Sprüche des Volks nur noch den Hintergrund der Dichtung ausmacht; auch darin sind diese arabischen den althebräischen ganz ähnlich, daß sie sich rein auf das sittliche Gebiet beschränken. Doch die metrische Form ist von Samachshari nicht angewandt; es genügte ihm die höhere, gereimte Prosa, welche die ganze Farbe und Höhe der Dichtersprache tragend, doch in der Darstellung viel mehr Freyheit und Beweglichkeit verstatet. In diesem Kleide wird jeder der 99 Sprüche durch Beschreibung, Beweisführung, Ermahnung weiter entwickelt, jeder in wohl gemessenem Umfange einer kleinen Predigt ähnlich, und alles zerstreute durch eine glänzende Einleitung zum ganzen Werke wieder enger gebunden; so daß man wohl begreift, wie ein solches Werk, anziehend durch Form und Inhalt, im Orient bald so weit verbreitet und so allgemein beliebt geworden, auch wiederum eine Menge von Nachahmungen hervorrief. Für unsere Ethiker und Philologen ist das Buch auch jetzt noch nicht unnütz.

Das andere Buch wird solchen, die großartigere Dichtung suchen, ein sehr willkommenes Geschenk seyn. Zwar ob die osmanische Poesie

in den großen Dichtungsarten etwas wahrhaft Originales habe (außer Schlachtgesängen und dergleichen), ist dem Ref. noch zweifelhaft; es wird sich deutlicher durch die hier zugleich vom Verf. angekündigte umfassende Geschichte derselben ergeben. Ihre starke Abhängigkeit weniger von der arabischen als von der gebildeteren persischen Poesie zeigt wenigstens aufs neue vorliegende große Probe, ein episches Gedicht, welches wenn auch nicht dem besondern Stoffe und der Bearbeitung nach, doch nach Geist und Anlage ganz Nachbildung persischer Muster ist. Der Gedanke Rose und Nachtigall in sinnbildlicher Bedeutung, jene als das Bild der von verwandten Wesen erstrebten höchsten Schönheit, diese als Bild der nach dieser schmachtend strebenden Liebe, in die Poesie zu führen, in diesen zwey Grundauffassungen dann auch die ganze übrige Natur, die übrigen Blumen des Gartens, die Bäume des Feldes, die Gewässer, die Wechsel der Zeiten des Jahrs und die ewige Erneuerung des Frühlings mit seiner Rose und Nachtigall wie in einem zauberisch redenden Spiegel zu betrachten und auf solchem Grunde ein Epos zu entwerfen zur Schilderung der Wahrheit, wie alles, auch das widerstrebende, zuletzt zur Vereinigung der treuen Liebe mit dem Gegenstande der Sehnsucht führt, mit der Erfüllung des Strebens und Wunsches aber auch die Vollenbung und Auflösung des Einzelwesens als solches eintritt — dieß alles war durch die in solchen Anschauungen trunkene Poesie der islamitischen Perser und spätern Araber oder durch die Einflüsse der Philosophie der Sufi's längst gebahnter Weg; Blumen und Vögel waren längst auf diese einzige Art dichterisch belebt, und Anklänge solcher dichterischen Betrachtung zitterten auch außer dem Kreise der Sufi's in weitem Umfange

wieder. Es ist dieß eine glänzende, die Poesie adelnde und unsterblich machende Erscheinung im Islam; und es läßt sich nicht verkennen, daß auch Faki, der osmanische Dichter aus Stambul, im J. 1560 (zwey Jahre vor seinem Tode) in dem hier übersehten Epos von denselben Schwingungen noch getrieben wird. Doch ist die einzelne Ausführung sein Werk: und diese ist so zart und sinnig, die dichterische Malerey so leicht und klar, ein solcher Zauber ist über das Ganze gebreitet, daß man sehr gern den Schwingen eines Dichters folgt, dessen Federn von den unter uns bekannten sehr bedeutend abweichen, und der den fremden Leser in befremdende, die Betrachtung vielfach anregende Gegenden leitet. Auch die Anlage des Ganzen ist würdig: ein Frühling erregt die Liebe, der neue erst befriedigt sie nach vielfachen Erprobungen und Leiden, nach der zerstörenden Hitze des Sommers, den Launen des Herbstes, der Kälte des Winters; wobey zugleich eine anmuthige Beschreibung der vier Jahreszeiten und der steten Erneuerung des Frühlings. Dabey aber ist dieser Osmane so wenig zu der eigentlich mystischen Betrachtung aufgelegt, daß er, unfähig Bild und Sache im unzertrennlichen Bande fest zu halten und eins in das andere aufzulösen, vielmehr zuerst nur das Bild vollkommen hinstellt und daran seine Mühe verschwendet, ohne den mystischen Gehalt durchschimmern zu lassen, dann aber erst ganz am Ende kurz die mystische Erklärung und Anwendung gibt und damit eine Pflicht erfüllt die er sich aufgelegt wähnt, ohne echte Mischung und Verschmelzung. Doch die Anschaulichkeit und Schönheit des bloß Dichterischen hat dadurch bey einem so gearteten Dichter gewonnen; und wenn er unfähig war beides zugleich zu leisten, so hat er wenigstens sein

nächstes Geschäft, das bloß dichterische, gewiß zur Genüge der meisten Leser erfüllt.

Was die Uebersetzung beider Werke betrifft, so besitzt zwar Herr v. Hammer bey lebhaftem Gefühl für das Schöne und Dichterische auch eine tüchtige Kraft und Geschmeidigkeit im deutschen Ausdruck, so wie die Kunst jeden Stil richtig zu treffen und wieder zu erzeugen. Die Uebersetzung des türkischen Gedichts kann als Muster guter Uebersetzung gelten, die Farbe des Ganzen passend, der Fluß der Rede leicht und lockend, die Reime des Originals meist kunstvoll wiedergegeben. Auch die deutschen Anmerkungen dazu sind bündig, nicht überladen und unnöthig, obwohl man einige Anklänge der bekannten unrichtigen, weil geschlossenen Sprachvergleichung dieses Orientalisten übersehen muß. Aber der Uebersetzung des arabischen Buchs kann Ref., so gern er es wollte, nicht dasselbe Lob spenden: denn sie ist unsicher, oft unklar, nicht sehr selten ganz falsch. Der Styl des Buchs ist allerdings schwer, und welchen Fleiß der Uebersetzer auf Wiedergebung der Farbe des Originals verwandt hat, wird dem Aufmerksamen nicht entgehen. Aber mit Hülfe der leider nicht mitgedruckten Scholien und was noch mehr ist, durch völlig sichere Beherrschung des Stoffes der arabischen Sprache hätte die Uebersetzung viel treuer, zusammenhängender, heller, dem Anfänger empfehlbarer werden müssen als sie geworden ist. Was sollen wir z. B. denken, wenn gleich im Anfange des Buchs die doch sehr einfachen Worte und Gedanken 'ich lobe dich o Gott über das was du mir von deiner Gnade hast zugewendet, und von deiner Strafe von mir abgewendet, obgleich (أنا على, nach sicherem, gewöhnlichen Sprachgebrauche) ich nicht war würdig der ersten (der Gnade), sondern werther war der

zweyten (der Strafe)' hier vielmehr so wiedergegeben werden: 'ich lobe — abgewendet, dafür daß du mich nicht gesetzt unter die Ersten, daß ich aber unter den Zweyten der Erste'. Gesezt, es wäre dieß an sich ein würdiger Gedanke, obgleich er schon an sich sehr mißfällt und sich verdächtig macht: aber wo bleibt Grammatik und Wörterbuch? wo der einfache Sinn für das Einfache? denn so geschmückt und geschminkt auch oft die spätere Sprache ist: kommt nicht ein einfacher Sinn dazu, der das Einfache und Nothwendige wiederfindet in dem äußerlich überladenen und entstellten, so wird dem Geiste und der Feder des Uebersetzers alles noch viel bunter und verwirrter, auch hin und wieder schlechter als es wirklich ist. Wir könnten noch andere Beyspiele der Art anführen, wenn es nöthig wäre: eilen aber jetzt mit der Bemerkung zum Schluß, daß beym Fehlen der rechten Philologie auch der Text in Versarten und Abtheilungen nach Sinn und Reim nicht so richtig festgestellt ist als geschehen konnte.

H. E.

H a n n o v e r.

Geschichte des Lyceums der Kön. Residenzstadt Hannover, während des Zeitraums von 1733 bis 1833 von Dr. G. Friedr. Grotefend, Director des Lyceums 2c. 82 S. in 4. Als Einladung zum Redeact der dritten Secularfeyer der Reformation am 16. Sept. 1833. — Wir erhalten hier einen sehr schätzenswerthen Beytrag zu der Geschichte des deutschen Schulwesens, welcher nur durch solche Specialgeschichten vorgearbeitet werden kann. Die Schicksale einer unserer ersten gelehrten Landesschulen werden hier durch ein volles Jahrhundert dargestellt. Es geschieht dieses in einem bedeutenden Umfange, indem nicht bloß die äußere, sondern auch die innere Geschichte behandelt wird. Mit großem

Fleiße sind die Biographien der Lehrer, unter denen als Directoren vor allen Ballhorn und Schumann genannt werden müssen, gegeben. Aber auch das Innere, der Plan und Umfang des Unterrichts, werden auseinandergesetzt; so daß dadurch die Fortschritte und Rückschritte in demselben bemerklich gemacht werden. Auch benützt der Vf. die sich ihm darbietenden Gelegenheiten, über die Gründung anderer Unterrichtsanstalten der Hauptstadt, wie des Schulmeisterseminariums, des Georgianums, der Töchterchule zc. ein Licht zu verbreiten. Wir haben dieß Alles mit großem Interesse gelesen, und danken dem Vf. für manche Notizen, auch aus dem Leben von Männern, die zum Theil noch in ihren Wirkungskreisen stehen, unter denen es uns erlaubt seyn mag den hochbetagten Greis, den ehrwürdigen Sertro zu erwähnen, den auch wir mehrere Jahre zu den unsrigen zählten. Nachdem der Vf. so die Geschichte bis auf seinen Antritt des Directorats im J. 1821, in welchem er von Frankfurt herberufen wurde, fortgeführt hat, werden die seit diesem Zeitpunkt eingetretenen Verbesserungen, ganz nach dem Plane den der Lehrer des selben, den Heyne schon 1802 vorgeschlagen hatte, dessen Ausführung aber durch die feindliche Occupation verhindert wurde, auseinandergesetzt; und wie oft das Gute aus dem Uebel hervorgeht, so war auch die Errichtung eines neuen Gebäudes, da das alte durch die feindliche Besetzung unbrauchbar geworden war, eine Folge davon. Die Abhandlung schließt mit Nachrichten über die jetzigen Lehrer, unter denen der Vf. zuletzt von sich selber, dem Gange seiner Studien und seiner Arbeiten spricht, wobey wir — vielleicht aus zu großer Bescheidenheit — nur das übergangen sehen — die Entzifferung der Keilschriften — wodurch der Name des Vf. sich am weitesten verbreitet hat, und sicher sich erhalten wird.

Hn.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

99. Stück.

Den 27. Junius 1835.

H a n n o v e r.

Im Verlage der Hahnschen Hofbuchhandlung:
Merkwürdige Criminal-Rechtsfälle für
Richter, Gerichtsarzte, Bertheidiger und Psycho-
logen, herausgegeben von Dr. Bischoff, Groß-
herzogl. Sächsischem Criminalrichter, Dirigenten
des Criminalgerichts in Eisenach, des Großherz-
zogl. Hessischen Ludwig-Ordens Ritter erster Classe.
Zweyter Band. 1835. IV u. 644 S. in 8.

Eine Fortsetzung der in diesen Blättern (1833.
St. 96) angezeigten Sammlung, die letzte Gabe
des hochverdienten, seitdem verstorbenen Verfas-
sers. Von den 17 hier mitgetheilten Fällen be-
ziehen sich 7 auf verschiedene Arten der Tödtung
und Körperverletzung, 2 auf Verbrechen gegen
die Keuschheit, 3 auf Verbrechen gegen das Ei-
genthum, 2 auf Brandstiftung, 2 auf Münz-
verbrechen und 1 auf das sogenannte Verbrechen
der öffentlichen Gewalt. Was wir in der ge-
dachten Anzeige über den Werth des ersten Band-
es bemerkten, gilt, dem größten Theile nach

auch von dem vorliegenden. Auch hier finden wirklich merkwürdige Fälle mit weniger bedeutenden sich vermischt. Instructions-Richtern und Gerichtsärzten werden die meisten derselben als Beyspiel oder als Warnungszeichen belehrend seyn, jene zur Nachahmung in vorkommenden Fällen, diese zur Vermeidung von Mißgriffen, die bey dem wunderbar gemischten Zustande unserer deutschen Criminal-Gesetzgebung nicht fehlen können. Manche der in unserer Anzeige des ersten Bandes bemerkten Unvollkommenheiten sind verschwunden, oder theilweise verbessert. Zu eingreifenden Veränderungen in der Art und Weise der Darstellung scheint es dem Verf. an Zeit gemangelt zu haben. 'Gern, sagt er selbst in dem Vorworte S. 1, hätte ich größern Fleiß auf das Buch verwendet, wenn meine Zeit, besonders seit dem Monate Junius 1833, durch Amtsarbeiten weniger beschränkt gewesen wäre.' Es könnte zwar wünschenswerth scheinen, daß die Herausgabe dieses Bandes einem in dieser Hinsicht günstigeren Zeitpunkte wäre vorbehalten worden, da sie aber einmal erfolgt ist, so werden billige Leser manche Unvollkommenheit, namentlich den Mangel an Strenge in der Auswahl und an Gedrängtheit im Vortrage entschuldigen und das Vorhandene zur Bereicherung ihrer criminalistischen Einsichten bestens benutzen, ohne dabey zu vergessen, daß die hier mitgetheilten Fälle zum Theil einer früheren Zeit angehören und daß ihr Schauplatz sich in Ländern einer, nicht selten vom gemeinen Rechte ganz abweichenden, Particular-Gesetzgebung befindet. Ausgezeichnet und auch in doctrineller Hinsicht merkwürdig ist die von dem Vice-Canzler Brückner in Gotha mitgetheilte Bearbeitung eines Rechtsfalls, die Brandstiftung am Eigenthum

und einem einzeln gelegenen Gebäude betreffend (S. 413 — 453). Hier werden unter andern (S. 432 — 448) die Vorschriften des gemeinen Rechts über den Begriff und das Wesen der do-losen Brandstiftung und dessen Strafe mit den verschiedenen einander zum Theil ganz widersprechenden Meinungen und Grundsätzen der berühmtesten ältern und neuern Rechtsgelehrten verglichen und die Abweichungen dieser Meinungen von den gedachten Vorschriften gezeigt. Um die schwankenden Meinungen wegen Bestimmung des Strafmaßes bey Brandstiftungen, mit Rücksicht auf erschwerende und minder erschwerende Nebenumstände, unter Bestimmung von Gesetzen festzustellen, bleibt nach der Ansicht des Verf. wohl nichts weiter übrig als auf die Vorschriften der römischen Gesetze zurückzukommen, nach deren Sinn und Tendenz die Brandstiftung nach der Größe der Gefahr härter oder geringer bestraft werden soll, die aus diesem Verbrechen für das Eigenthum der Menschen entstehen kann. Wurde bey der Brandstiftung noch eine andere verbrecherische Handlung beabsichtigt, setzt der Verf. sehr richtig hinzu, so sind sodann die verübten und beabsichtigten Verbrechen nach den Strafgrundsätzen bey subjectiver Concurrrenz der Verbrechen zu bestrafen. Ob übrigens eine neue Gesetzgebung hier nicht vollständiger aushelfen werde als die mit Barbaren verbrämten Bestimmungen des römischen Rechts, kann dem Leser dieser hier mitgetheilten Bestimmungen nicht zweifelhaft seyn. (Eine hierher gehörige Abhandlung von Mittermaier werden wir nächstens mit der neuen Folge vom Archiv des Criminalrechts anzuzeigen Gelegenheit haben.) Nicht ganz verständlich und einleuchtend war uns was gelegentlich über die Anwendung älterer criminal-

rechtlicher Bestimmungen gesagt wird. 'Sind die ältern Criminalgesetze, heißt es nämlich S. 440, mit dem dermaligen Zeitgeist nicht zu vereinigen, erscheinen sie zu unbestimmt, unverständlich oder zu hart, so gibt dieses den Rechtslehrern und dem Gerichtsgebrauch noch kein Recht, die Gesetze nach Gutdünken zu erklären, bestimmtere Begriffe hineinzutragen und die gesetzlichen Strafen zu mildern: denn diese Operationen sind lediglich und allein dem authentischen Ausspruche des Gesetzgebers und der Gnade des Landesherrn vorbehalten.' Da nach dieser Bemerkung der edelste Theil des Richteramts, freye Anwendung der Gesetze die in einem großen Theile von Deutschland größtentheils aus einem mehr oder weniger entfernten Alterthume herkommen, in die Hände des Gesetzgebers fallen würde und selbst die besonnenste Anwendung der bestimmtesten Gesetze auf dem Wege der Gnade ihr Grab finden könnte, so dürfte bey dieser Theorie das Criminal-Richteramt in Gefahr stehen, nach und nach zum Geschäft bloßer Instruenten herabzusinken. Wenn es demnach unverzeihliches Unrecht von Seiten der Richter war, unter gewissen Voraussetzungen die staubbedeckten Sitze der Gesetzgeber bey wichtigen Veranlassungen einzunehmen, so würden sie dagegen, gewissermaßen als Wiedervergeltung, ihre eigenen Stühle ganz oder größtentheils — dem Gesetzgeber räumen müssen.

Böhmer.

E b e n d a s e l b s t.

In Commission der Helwingschen Hofbuchhandlung: Ueber die Bildung der Gesichtsvorstellungen aus den Gesichtsempfindungen von Dr. G. Heermann. Mit 18 lithographirten Tafeln. 1835. VI und 207 Seiten in 8.

Der Vf. behandelt hier ausführlich die Frage, wie die der Zeit nach zusammenfallenden, aber dem Wesen nach getrennten Empfindungen und Vorstellungen des Gesichtsinnes von einander abhängen. In der Einleitung (S. 1—9) entwickelt er die hierher gehörigen Grundbegriffe und den philosophischen Standpunct (nach Krause), von dem aus er sie betrachtet; dann geht er zu den optischen und physiologischen Gesetzen und Erscheinungen über. Erster Abschnitt S. 10—36: Verschiedenheit zwischen den Gesichtsempfindungen und Gesichtsvorstellungen. Zweyter Abschn. S. 37—60: Sinnliche Erkenntniß überhaupt; allgemeines Gefühl insbesondere. Dritter Abschn. S. 61—116: Vom Lichtbilde im Auge. Vierter Abschn. S. 117—166. Bildung der Gesichtsvorstellungen. Fünfter Abschn. S. 167—194. Zusammenstellung der einzelnen Gründe. Erklärung der (fast nur geometrischen Linear-) Zeichnungen S. 195—207.

Das bisher über diesen Gegenstand geleistete und Bekannte ist fleißig zusammengetragen und ausführlich discutirt; auch sind manche neue Beobachtungen beygebracht, obgleich keine wahrhaft neue leitende oder aufklärende Idee dem Ganzen zum Grunde liegt oder es durchdringt. Eigenthümlich scheint uns die Unterscheidung und Auseinandersetzung der 5 verschiedenen Arten des Schielens (Strabismus convergens, semiconvergens semi parallelus, parallelus d. h. wo die Sehachsen parallel neben einander fortgehen, und divergens) S. 104 mit der bildlichen Erläuterung auf Taf. XIII. Das normale, gesunde Sehen gehe anfänglich aus einer Art des Schielens hervor. S. 173 u. 150: 'So wie das allgemeine Gefühl sich zuerst in der Stufenreihe der Thiere hervor-
thut, so wird auch das allgemeine Gefühl zuerst

beym Menschen thätig, und nach dessen Empfindungen werden die ersten sinnlichen Vorstellungen gebildet. Die Ausbildung des allgemeinen Gefühls besteht darin, daß das Kind nach dem ursächlichen Zusammenhange zwischen der Empfindung und dem Gegenstande, der jene erregt, die Vorstellung von diesem entwirft. Wenn es nun mit Greifen und Tasten und Fühlen einigermaßen eingeübt ist, hat es Zeit gewonnen, den Lichteindruck nicht allein mit dem Vergnügen, das durch das Gemeingefühl der Sehhaut bey der Lichtempfindung erregt wird, allein aufzufassen, sondern auch seiner Bedeutung nachzuspüren. Dieß ist die Zeit, wo die Mutter mit Freude gewahrt, wie verständiger Ausdruck in die Augen kommt, die nun anfangen aus dem ursprünglichen Strabismus parallelus zu convergieren, und einen Gegenstand zu fixieren, wo die Augen nicht mehr passiv aufnehmend dem leuchtenden Gegenstande dargeboten werden, sondern wo sie activ auffassend den Gegenstand auffuchen und festhalten.' Dieses möge auch eine Probe vom Style des Vf. seyn, von dem nur zu wünschen wäre, daß er im Ganzen conciser gehalten und die Hauptpuncte bestimmter hervorgehoben wären. Von dem 10 Seiten langen Citat im letzten Abschnitte wäre ein kurzer Auszug und eine Angabe des Resultats hinreichend gewesen.

M ü n c h e n .

Versuch einer vollständigen Erklärung der Bildwerke an dem römischen Denkmal in Tgel. Von Dr. E. Schorn, Hofrath u. Director des Kunstinstituts in Weimar. (Aus den Denkschriften der K. B. Akademie der Wissenschaften in München. Bb. X.) 1835.

Das berühmte Denkmal zu Tgel, einem Dorfe

zwey Stunden oberhalb Trier, am rechten Mosel-Ufer, daß nach Angabe der unzweifelhaft echten Inschrift von P. Secundinus Aventinus und Secundinius Securus ihren Eltern und andern Anverwandten errichtet worden, ist, nach manchen früheren, wenig zuverlässigen Abbildungen, in neuern Zeiten auf Veranstellung der Preussischen Regierung von einem Modelleur der Sauer-Hütte, Heinrich Zumpft, in einem verkleinerten Modell sorgfältig nachgebildet, und zugleich in genauen Zeichnungen von C. Osterwald zu Coblenz 1829 herausgegeben worden. Auf diese Copien gründet der Verfasser — nachdem früher manche sehr abenteuerliche und in die Luft gebaute Erklärungen der Bildwerke dieses Denkmals aufgestellt worden waren —, einen neuen mit eben so viel Geist als Besonnenheit durchgeführten Erklärungsversuch, der schon dadurch auf ein allgemeineres kunstgeschichtliches Interesse Anspruch hat, weil er den größten Theil der Vorstellungen jener allegorischen Benützung der Mythologie zuweist, wie sie uns in den Römischen Sarkophagen seit der Zeit der Antonine entgegentritt. Wir finden, daß der Verfasser etwas hart urtheilt, indem er diese Art, die Mythologie zu benutzen, eine aus verschiedenen Elementen zusammengeraffte, abstruse und willkürlich verbundene Begriffsallegorie nennt. Vielmehr liegt etwas Rührendes darin, wie das sinkende Heidenthum für die alten Hoffnungen des Menschengeschlechts, die durch das wachsende Christenthum auch über die Kreise hinaus, in welche dies damals noch eingeengt war, einen neuen Schwung erhalten hatten, aus seinen freylich meist ganz anders gemeinten Mythen durch eine allegorische Umdeutung Ausdrücke und Stützen zu gewinnen sucht, die der typischen Benützung des alten Testaments in der frühern Christa-

lichen Kunst sehr nahe verwandt war. Dahin gehört gleich der über der Kugel, die das Ganze krönt, aufgestellte Adler, der den Ganymedes raubt; worin der Verf. mit Recht den Gedanken ausgedrückt sieht, daß der Verstorbene der irdischen Welt entrißsen werde, um eine unvergängliche Jugend zu genießen. Zur Unterstützung dieser Auffassung dient unter andern auch die in Clarac's Musée de sculpture pl. 407. n. 696. aus dem Vatican herausgegebene Darstellung eines Ganymedes-Raubes mit deutlich sepulcralen Symbolen. Aehnliche Gedanken deuten die Reliefs in den vier Frontons an, womit das Denkmal in Fagel geschmückt ist, welche deutlich Hylas Raub durch die Nymphen und Ures Niedersteigen zur Iliä, und an den andern beiden Seiten einen Kopf des Helios und der Selene zeigen. Die Reliefs der Hauptflächen aber beziehen sich, nach der unzweifelhaft richtigen Erklärung des Verf., auf Herakles, dessen Geburt und Schlangenzungung (diese kaum kenntlich), dann seine Thaten, unter denen der Kampf mit der Hydra und die Gewinnung der Hesperiden=Äpfel deutlich zu erkennen sind, und die ihren Schlupfunkt finden in seiner Auffahrt zum Himmel, der durch den Zodiacus angedeutet wird. Welches Bild der Mühen des Menschenlebens und ihres Lohnes aus diesen Mythen zu entnehmen ist, bedarf keiner Erklärung. Wie aber diese mythisch=allegorischen Bildwerke theils durch andre minder deutliche Symbole unterstützt, theils mit Darstellungen aus dem gemeinen Leben, die sich auf den Kunstfleiß und die Handelsunternehmungen der Secundiner zu beziehen scheinen, verflochten sind, wird man von dem kundigen und gewandten Erklärer, so viel es die sehr zerstörte Beschaffenheit dieser Sculpturen zuläßt, genügend entziffert finden.

R. D. M.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

100. Stück.

Den 27. Junius 1835.

M a i l a n d.

Beschluß der Anzeige: Società Tipogr. de' Class. Ital. 1834. Storia della Letteratura Italiana, dall' origine della lingua sino a' nostri giorni etc.

Berühmte Philosophen: Bico, geb. 1670, gest. 1744, den Corniani den Dante der Philosophie nennt, und dessen größtes Werk Principj di scienza nuova ist. Zanotti, geb. 1692, gest. 1777, ausgezeichnet in seinen Dialoghi sulla forza viva, und auch vortrefflicher Dichter durch seine Arte poetica, die Parini allen neuern Werken der Art vorzieht. C. Beccaria, geb. 1738, gest. 1794, der unsterbliche Verfasser des merkwürdigen Werckens Dei delitti e delle pene, und zweyer andern wichtigen Schriften: Elem. d'economia pubblica, und Dello stile. P. Verri, geb. 1728, gest. 1797, hat sich durch eine Menge trefflicher staatswirthschaftlicher Schriften, und besonders durch die Osserv. sulla tortura, so wie auch als Geschichtsschreiber durch die unvollendete Storia

di Milano ausgezeichnet. Filangieri, geb. 1752, gest. 1788, Verf. der berühmten Scienza della legislazione. Galiani, geb. 1728, gest. 1787, schrieb Trattato sulle monete. Genovesi, geb. 1712, gest. 1769, erwarb sich einen großen Ruf durch die Logica, und besonders durch die Meditaz. filos. sulla relig. e sulla morale. Cocchi, geb. 1695, gest. 1758, durch mehrere medicinische Schriften vortheilhaft bekannt. Cirillo, geb. 1739, gest. 1799, ausgezeichnet in seinen botanischen und medicinischen Schriften. Pagano, geb. 1748, gest. 1799, Verfasser der berühmten Saggi politici, und mehrerer vortrefflichen juristischen Schriften. Cirillo und Pagano, in jeder Hinsicht ehrenwerthe Männer, endeten schuldlos und allgemein beweint ihr Leben auf dem Blutgerüste, in Folge der Revolution zu Neapel. Auch Botta gibt Cirillo dieß Zeugniß: *il piansero con pari affetto tutti coloro che credono che lo sforzarsi di felicitare l'umanità è merito, e lo straziarla delitto.* Algarotti, geb. 1712, gest. 1764, ein kenntnißreicher, seiner Zeit sehr geschätzter Mann, von dessen zahlreichen Werken über Astronomie, Politik, Malerey, Baukunst u. s. w., jetzt nur noch wenige gelesen werden. Bettinelli, geb. 1718, gest. 1808, dessen Entusiasmo, Risorgimento d'Italia, und Discorsi Lob verdienen. Baretti, geb. 1719, gest. 1789, erwarb sich Ruf durch seine Lettere fam., und insbesondere durch die immer noch geschätzte Frusta letteraria. Buonafede, geb. 1716, gest. 1793, schrieb die bey vielen Mängeln gute Storia dell' indole di ogni filosofia. Bannetti, geb. 1754, gest. 1795, vortrefflich, und seine vielumfassende Kenntnisse zeigend, in seinen Dialoghi, L'Educazione, - Osserv. sopra Orazio,

Tratt. sopra lo stile. Sein Liber memor. de Caleostro beweist, welche tiefe Kenntnisse der Lateinischen Sprache er besaß. Tartarotti, geb. 1706, gest. 1761, war trefflicher Kritiker. A. Verri, geb. 1741, gest. 1816, schrieb die berühmten *Notti romane*, welche historischen, philosophischen, und poetischen Werth haben.

Ein schöner Umriss der politischen Begebenheiten zu Ende des 18ten und zu Anfang des 19ten Jahrhunderts, ihres Einflusses auf Wissenschaften und Künste, und besonders auf die schöne Sprache der Halbinsel, führt uns zu dem

VI. Buche, oder den 32 verfloffenen Jahren unsers Jahrhunderts.

Kräftig und mit Würde zeichnet der beredte Verf. wie Frankreich Italiens ruhmvolle Kunstschätze an die Ufer der Seine verpflanzte, welche Gefahren nicht nur der Italiänischen Sprache drohten, durch Uebersetzer und Nachahmungssucht ihres natürlichen Geistes und ihrer Schönheit beraubt zu werden, sondern sogar im Jahre 1798 der Lateinischen, ihrer würdigen Mutter, die man ganz verbannen wollte; wie Italien in das Französische Wirren gezogen und dann selbst eine Beute seines eigenen Sohnes geworden, der zuerst als Triumphator einzog, die dreifarbigige Fahne überall aufpflanzend, und nachdem er sich am Fuße der uralten Pyramiden mit Lorbeeren bekränzt, einen Weg über die Alpen gebahnt, aufs Neue erschien, einen Thron errichtete, Französische Sprache, Sitte und Gewohnheiten einfuhrte, bis ihn die unbeständige Göttin verließ und er auf einem vom atlantischen Meere umwogten Felsenland verschied. Es folgt dann ein kurzer Rückblick auf das glanzvolle Leben der Italiänischen Poesie und auf ihre Entwürdigung durch die Arcadier, aus welcher Ge-

farotti, Parini, Alfieri und Monti, geb. 1754, gestorben 1828, der vortrefflicher Dichter und Prosaist, ausgezeichnete Uebersetzer, hoher Redner, scharfsinniger Kunsttrichter und gründlicher Philolog war, sie gezogen. Die Lebensgeschichte dieses merkwürdigen Mannes, und die Beurtheilung seiner zahlreichen Werke füllt 42 Seiten aus, die man nicht ohne hohes Interesse lesen kann. Seine Meisterwerke sind: *Visione di Ezechiello*, *Basvilliana*, *Mascheroniana*, *Il Bardo*, *La spada di Federico*, die Trauerspiele *Aristodemo* und *Cajo Gracco*, die metrische Uebersetzung der *Iliade* und des *Persius*, *La Feroniade*, und endlich die *Proposta di alc. correz. ed agg. al Voc. della Crusca*. S. *Pindemonte*, geb. 1753, gest. 1828, höchst ausgezeichnet in lyrischen und didascalischen Dichtungen, dem Trauerspiele *Arminio*, und der Uebersetzung der *Odyssee*. S. *Pindemonte*, sein Bruder, geb. 1751, gest. 1812, schrieb schöne Dramen. U. *Foscolo*, geb. 1778, gest. 1827, bekannt durch die *Ult. lett. di Ortis*, welche *Cesarotti* mit Recht *lettere dolci venefiche* nennt; als Dichter oft ausgezeichnet, und wußte griechische Eleganz, Reinheit und Anmuth mit Glück nachzuahmen. Mehrere seiner Oden und die *Sepolchri* sind erhabene Dichtungen, auch seine Uebersetzung des *Yoric'schen Sent. Journey* kann zu seinen schönsten Arbeiten gerechnet werden. *Manzoni*, der berühmte noch lebende Dichter der *Inni sacri* und zweyer Trauerspiele *Carmagnola* und *Adelchi*, wird, dem Plane des Werkes gemäß, nur andeutend genannt. *Fantoni*, geb. 1759, gest. 1807, hat manche treffliche Uebersetzungen und Nachahmungen *Horazischer Oden* geliefert. Weniger glücklich war er in seinen *Canzoni patriotiche*.

Mezzanotte übertrifft ihn in einem hohen Grade durch seine Uebersetzung der Pindarschen Oden und die gediegenen *Fasti della Grecia*, in welchen der letzte Heldenkampf der Griechen würdig und mit vieler Begeisterung gefeyert wird. *Mazza*, geb. 1741, gest. 1817, dessen Gedichte *Androgine* und *Laurea* hohe Schönheiten der Gedanken und des Stils besitzen. *Bondi*, geb. 1742, gest. 1821, lobenswerth in *Giornata villereccia*, den Sonetten und Epigrammen. *Pamberti*, geb. 1758, gest. 1813, durch mehrere werthvolle Dichtungen berühmt, besonders aber durch seine prosaischen Aufsätze. *Cerretti*, geb. 1738, gest. 1808, hat einige schöne, erhabene Dichtungen geliefert, und sich auch als eleganter Prosaisst bewiesen. *Lorenzi*, geb. 1732, gest. 1822, schrieb das von *Parini* hochgelobte Lehrgedicht *La coltivazione dei monti*. *Vignotti*, geb. 1739, gest. 1812, durch seine vortrefflichen Fabeln und Novellen berühmt; auch *Perego*, gest. 1814, hat sehr werthvolle Fabeln geschrieben. *Cesari*, geb. 1760, gest. 1828, ermunterte durch die unermüdetste schriftstellerische Thätigkeit die Freunde der Italiänischen Sprache, ihr ihre frühere Reinheit wiederzugeben, und hat sich einen bedeutenden Ruf erworben durch seine *Prose sacre*, *Bellezze di Dante*, *Le Grazie*, und durch die Zusätze zu dem *Vocab. della Crusca* (Verona 1806. 7 Vol. in 4.). *Stratico*, geb. 1733, gest. 1824, hat sich hohe Verdienste um Italien erworben durch sein *Vocab. di Marina* in Italiänischer, Englischer und Französischer Sprache (Milano 1813—14. 3 Vol. in 4.), so wie durch seine Ausgabe des *Vitruvius* mit seinen Erläuterungen und denen des *Poleni*, verglichen mit den deutschen Ausgaben

von Rode und Schneider. L. Marini hat eine neue Ausgabe der *Archit. milit.* von Marchi besorgt. G. Grassi, lieferte ein *Dizion. milit. ital.*, das Leben des Saluzzo, einen trefflichen *Saggio intorno ai Sinonimi*, 12. Ed. Milano 1827, welchem Romani eine *Theoria* und ein *Dizion. dei sinonimi* folgen ließ, die indeß das neue Werk des Tommaseo verdunkelt. Cesari und Monti haben die Liebe zu dem reinen und schönen Italiänischen Stil erweckt, und Colombo, Giordani, Taverna, Bondi, und Botta, der berühmteste Italiänische Geschichtschreiber der neuern Zeit, die schönsten Beyspiele durch ihre herrlichen Werke gegeben. Cuoco, geb. 1772, gest. 1824, Verfasser der sehr geschätzten *Rivol. di Napoli*. Rosmini, geb. 1763, gest. 1827, vortheilhaft bekannt durch seine Lebensbeschreibung berühmter Männer, unter welchen besonders das Leben Trivulzio's sich auszeichnet; so wie durch seine *Istoria di Milano* (4 Vol. in 4., Milano 1820) die Custodi nicht ganz von Parteylichkeit frey spricht. Mengotti, schrieb die *Dissertationen Del commercio dei Romani*, *Il Colbertismo*, und eine *Idraulica fis. e sperim.*, welche drey Werke gekrönt worden sind. Corniani, geb. 1742, gest. 1813, die *Geschichte der Italiänischen Literatur* welche Ugoni fortgesetzt. Signorelli, geb. 1731, gest. 1815, genießt besonders wegen seiner *Storia dei teatri ant. e mod.* einen großen Ruf. Bossi, geb. 1777, gest. 1815, ein trefflicher Maler, hat ein schönes Werk über L. d. Vinci's Abendmahl geschrieben. Nach seiner Copie von diesem Gemälde hat Rafaelli die auch in Wien befindliche kostbare Mosaik ausgeführt. Zanoja, gest. 1817, als Dichter durch drey *Sermoni* berühmt. Ueber E. D.

Visconti, geb. 1751, gest. 1818, den Fürsten der neuern Archäologen, und seine unsterblichen Werke gibt der Verf. 18 sehr anziehende Seiten. Sestini, geb. 1750, gest. 1832, berühmter Numismatiker, durch eine Menge Schriften bekannt. Morcelli, geb. 1737, gest. 1821, hat einen großen Ruf durch sein Werk *De Stilo inscriptionum*. Marini, geb. 1740, gest. 1815, schrieb die vortrefflichen *Atti de' fratelli Arvali*, und *Papiri diplom.* Zannoni, geb. 1774, gest. 1832, viele geschätzte Abhandlungen über Alterthumskunde. Morelli, geb. 1745, gest. 1819, den Marini den Fürsten der Bibliothecare nennt, hat viele wichtige Werkchen über verschiedene Zweige der Wissenschaften und Künste verfaßt. Zu den berühmten Reisenden gehören: Belzoni, geb. 1778, gest. 1823; dieser muthige und durch wichtige Entdeckungen unsterbliche Reisende hat seine merkwürdigen Reisen in Africa beschrieben. Brocchi, geb. 1772, gest. 1826, hat über seine denkwürdigen Reisen vier Bände Manuscript hinterlassen, hingegen über seine wissenschaftlichen Wanderungen in Italien zwey geschätzte Werke herausgegeben: *Conch. foss. subappennina*, und *Stato fis. del suolo di Roma*. Pini, geb. 1739, gest. 1825, hat Italien, Deutschland und Frankreich durchreist, und ist vortheilhaft bekannt durch: *De venarum metall. excoctione*, *Mem. sui minerali del S. Gotardo*, und *Viaggio geologico*. Volta, geb. 1745, gest. 1827, dessen wichtige Entdeckungen in der Physik bekannt sind, und dem man den Electrophor und die Pila verdankt. Seine sämtlichen kostbaren Werke hat Antinori herausgegeben (5 Bde. Florenz 1816). Galvani, geb. 1737, gest. 1798, hat durch seine mannigfachen Versuche Volta zu

hochwichtigen Erfahrungen geführt. Scarpa, geb. 1747, gest. 1832, hochverdient um die Anatomie und Chirurgie, wie seine zahlreichen Werke bekunden. Im J. 1784 besuchte er die berühmtesten Universitäten und Hospitäler Deutschlands, und äußert sich über Göttingen folgendermaßen: 'G. verdient mit Recht als die vornehmste deutsche Hochschule betrachtet zu werden, nicht nur wegen der überaus großen Bibliothek, sondern hauptsächlich wegen der Berühmtheit der dortigen Professoren in allen Zweigen des menschlichen Wissens; im Fache der Anatomie Wisberg, Naturgeschichte Blumenbach (der noch jetzt, ein halbes Jahrhundert später, in thätiger Wirksamkeit lebt), Physik Lichtenberg, Chemie und Botanik Gmelin, Chirurgie Richter, Klinik Frank.' Der berühmte Naturkundige Spallanzani, geb. 1729, gest. 1799, hat seine Studien und Entdeckungen durch zahlreiche, höchst elegant geschriebene Werke verewigt. Brunacci, zeichnete sich als Mathematiker und Hydrauliker aus. F. Soave, geb. 1743, gest. 1806, dem die Wissenschaften keine neuen Entdeckungen, aber die Erleichterung des Unterrichts derselben verdanken; er hat viele Elementarwerke geschrieben, u. a. die werthvollen *Novelle morali*, und das *Vockesche System* erläutert. M. Gioja, geb. 1767, gest. 1829, hat sich durch seine trefflichen Schriften *Prospetto delle science econ.*, und *Del merito* bekannt gemacht. Pellico, sein und Maroncelli's Leidensgefährte, hat ihm das 10te Kapitel seiner *Prigioni* gewidmet, und der letztere nennt ihn in seinen Anmerkungen: *il più robusto pensatore che le scienze economiche s'abbiano avuto a questi giorni in Italia, e forse fuori.* Cagnoli, geb. 1743,

gest. 1816, berühmter Astronom, dessen Andenken seine Werke und zwölf schöne Sonnette des Pindemonte verewigen; unter seinen Schriften sind auch die sehr gemeinnützlichen Notizie astron. bemerkenswerth. Piazzzi, geb. 1746, gest. 1826, der Entdecker der Ceres. Oriani, geb. 1752, gest. 1832, von dem Montis sang: Oriani, degli astri indagator sovrano. Napoleon verehrte diesen berühmten Mann sehr, und wollte ihn zum Bischof ernennen, doch er war nicht geneigt seine astronomischen Studien aufzugeben. Er wurde in den Grafenstand erhoben, Senator, und Mitglied des Italiänischen Instituts mit so bedeutendem Gehalte, daß er sich ein großes Vermögen erwerben konnte; dieses bestimmte der würdige Mann zu edlen Zwecken, und verwendete auf diese Weise eine halbe Million Franken, die er der Sternwarte zu Brera, der Ambros. Bibliothek, dem Waisenhause und dem erzbischöflichen Seminar zufallen ließ. Canova, geb. 1757, gest. 1822, von welchem der liebliche Dichter S. Pindemonte sang:

O Canova immortal, che addietro lassi

L' Italico scarpello, e il greco arrivi

und dessen zahlreiche, unsterbliche Werke (100 Bildsäulen, 22 Gemälde, und eine große Zahl Studien, Zeichnungen und Modelle) Europa und America mit Staunen anblickt. Missirini, der lange und vertraut mit ihm gelebt hat, hat das Leben dieses erhabenen Künstlers trefflich geschrieben, und seine Gedanken über die Kunst aufgenommen. Canova hat sich auch als Mensch durch musterhafte Bescheidenheit, Aufrichtigkeit und Wohlthätigkeit ausgezeichnet. Auch Marschese, Pacetti, Monti, Comoli, haben vortreffliche Bildhauerwerke geliefert. Appiani, geb. 1754, Bandi, Camuccini, Palagi, Comerio,

Hayez und Diotti haben die Malerkunst mit großem Erfolg ausgeübt, so wie Morghen, Longhi, Gandolfi, Toschi, Anderloni und Garavaglia durch ihren kunstvollen Grabstein die Meisterwerke der Maler und Bildner vervielfältigt. In der Baukunst haben verdiente Berühmtheit erlangt: Cagnola, Calderari, und Quarenghi, der Petersburg mit prachtvollen Gebäuden schmückt. Die Tonkunst rühmt sich der Tonsetzer Martini, Tartini, Sacchini, Paisiello, Cimarosa, Mayer, Spontini und Rossini; der ausübenden Künstler und Künstlerinnen: Pacchiarotti, Marchesi, Crescentini, Banti und Catalani. Unter den musterhaften Italiänischen Frauen welche Tugend und Wissen verherrlichte, ragen besonders hervor: Diodata G. Noero, durch ihre Gedichte und Novellen, Silvia G. Verza, durch treffliche Terze rime, Teresa A. Bordonni gehört zu den berühmtesten Italiänischen Dichterinnen, Cecilia de P. Folliero schrieb über Erziehung des weiblichen Geschlechts, Giustina R. Michiel beschrieb die Venezianischen Feste, so wie Isabella T. Albizzi die Werke Canova's mit Anmuth und Begeisterung.

Das Schlußkapitel des Werkes führt uns in des Verfassers Geburtsland, in das anmuthige Thal Non (Naunia). Wir begleiten ihn gern auf dieser frommen Wanderung, die uns mit einigen seiner wackeren Landsleute bekannt macht, welche sich im Fache des Wissens oder durch Wohlthaten hervorgethan. Graf C. Firmian, geb. 1718, gest. 1782, zuletzt Gouverneur der Lombarden, verdient um die Hochschule zu Pavia, und um viele Verbesserungen des Landes. Borghesi, berühmter Mechaniker, gest. 1789. Pilati, gest. 1802, Rechtsgelehrter und Historiker. Campi, gest. 1830, Portraitmaler.

Barbacovi, geb. 1738, gest. 1822, ausgezeichnet durch juristische und philosophische Schriften.

Noch nennen wir den noch lebenden talentvollen Neffen des Verfassers, U. Maffei, den eleganten Uebersetzer der Schillerschen Trauerspiele (Jungfrau v. Orleans, Maria Stuart), des Klopstock und Gessner, mit welchem uns schon Sacchi in seinen 1832 erschienenen Varietà bekannt gemacht hatte.

Mfrd.

S t u t t g a r t.

In C. Schweizerbart's Verlags-Handlung:
Die Basalt-Gebilde in ihren Beziehungen zu normalen und abnormen Felsmassen von Karl Casar von Leonhard, Geheimenrath und Professor a. d. Universität zu Heidelberg. Erste Abtheilung: XXII und 498 Seiten; zweite Abtheilung: X und 536 Seiten in groß Octav. Nebst einem Atlas in groß Quart mit Ansichten und Durchschnitten. 1832.

Der vieljährige, heftige Streit über die Entstehung des Basaltes ist beynahе ganz beendigt. Von der Partey der Neptunisten ist Einer nach dem Anderen zu den Vulcanisten übergegangen, und die Wenigen der Ersteren, welche ihrem alten, ehrwürdigen, längst abgeschiedenen Anführer noch treu geblieben, sind entweder in stiller Zurückgezogenheit, oder versuchen noch hin und wieder erfolglose Angriffe, bald im offenen Felde, bald aus verstecktem Hinterhalt. Es ist nun wohl an der Zeit, das was die Wissenschaft durch jenen Kampf gewonnen hat, zu sammeln und zu ordnen, um so mehr, da der Sieg des Vulcanismus im Gebiete des Basaltes einen bedeutenden Einfluß auf den jetzigen

Zustand der Geologie überhaupt gehabt hat, indem auch in anderen Theilen des Reichs dieser Wissenschaft dem Feuer Rechte eingeräumt worden, welche eine Zeitlang das Wasser sich angemacht hatte. Niemand war wohl befähigter die Geschichte des Basaltes zu schreiben als der Verfasser des obigen, schönen Werkes, dem die Hülfsmittel für eine solche große Unternehmung in vollem Maße zu Gebote standen, und dessen ausgezeichnete Thätigkeit und Gewandtheit die vollständigste und zweckmäßigste Benutzung derselben verbürgten. Die Erwartungen mit welchen man jener Arbeit entgegen sah, sind nicht nur nicht getäuscht, sondern noch übertroffen; denn man hat durch dieselbe nicht allein eine erschöpfende Zusammenstellung von Allem bekommen, was über den Basalt und die ihm zunächst verwandten Gebirgsarten von Anderen erforscht worden, sondern zugleich manche neue schätzbare Erfahrungen, die der Verfasser theils durch seine ausgebreiteten Verbindungen sich verschafft, theils selbst, sowohl durch Benutzung seiner ausgezeichneten Sammlungen, als auch auf deshalb von ihm unternommenen Reisen gewonnen hat. Es verdient ganz besondere Anerkennung, daß Herr von Leonhard, bey der großen Fülle der von ihm verarbeiteten Materialien, auf das Gewissenhafteste die Quellen angegeben hat, welche von ihm benutzt wurden; ein Vorzug, den man leider bey einigen neueren deutschen geognostischen Schriften vermißt, deren Verfasser sich den Schein zu geben suchen, daß die Erfahrungen, welche sie von Anderen erborgten, Resultate eigener Forschungen seyen; welches um so mehr Tadel verdient bey Büchern, welche zunächst für Anfänger bestimmt sind, die doch den Gang der Ausbil-

dung der Wissenschaft, und die Namen derer, welche den Haupteinfluß darauf hatten, kennen lernen sollten.

Von dem reichen Inhalte des vorliegenden Werkes kann hier nur eine kurze Uebersicht gegeben werden; in das Einzelne desselben einzugehen, gestattet der Raum dieser Blätter nicht.

Der Verfasser liefert zuerst eine Darstellung der verschiedenen Meinungen von der Entstehung des Basaltes. Die Ansichten Werner's und Hutton's, so wie die zur Prüfung der letzteren von J. Hall angestellten Versuche, sind von ihm besonders hervorgehoben, und daran ist eine nach den verschiedenen Gegenden geordnete Uebersicht dessen gereiht, was von den Geologen älterer und neuerer Zeiten für die Kunde der basaltischen Gebilde geleistet worden. Hieran schließen sich Bemerkungen über den Einfluß von Chemie und Physik bey Beurtheilung der Basalte und ihrer Phänomene. Nach diesen zur Einleitung dienenden Mittheilungen wendet sich der Verfasser zur Feststellung dessen, was den Gegenstand der nachfolgenden Betrachtungen ausmacht. Er erklärt sich über die Benennungen Basalt = Gebilde, basaltische Laven; handelt von der mechanischen Zusammensetzung dieser Massen, der Bildung ihrer Structur, der Uebergänge unter ihnen, und schreitet dann zur Charakteristik ihrer Hauptmodificationen, bey denen dichte Basalte, körnige oder gefleckte Basalte, Dolerite, Anamesite — das was man sonst wohl grünsteinartigen Basalt oder basaltischen Grünstein nannte, ein zwischen ausgezeichnetem Dolerit und dichtem Basalt in der Mitte stehendes Gestein — Wacken, schlackige Basalte

unterschieden werden. Besonders schätzbar sind die genauen Untersuchungen über das specifische Gewicht jener Gesteine, wobey Herr von Leonhard durch seinen Collegen Munkke unterstützt wurde. Es ist sodann die Rede von den in basaltischen Gesteinen enthaltenen Beymengen, den Einschlüssen in ihren Blasenräumen und den verschiedenen Hypothesen über ihre Ausfüllung, woran sich eine Untersuchung über die Urmasse der Basalte schließt. Der Verfasser ist der Meinung — welche wir vollkommen theilen — daß die basaltischen Massen nicht wohl aus einem der uns bekannten Gesteine durch abermalige Schmelzung hervorgegangen seyn können, sondern eben so gut als manche andere Gesteine, z. B. der Granit, als ein eigenthümliches, aus Elementar-Theilen nach Affinitäts-Gesetzen entstandenes Gebilde anzusehen seyen. Zur Unterstützung dieser Ansicht reihet der Verfasser an ihre Entwicklung die Resultate der von C. G. Smelin unternommenen chemischen Analysen basaltischer Gesteine. Es folgt nun eine Betrachtung der säulenförmigen Absonderung des Basaltes, in deren Erklärung der Verfasser hauptsächlich dem Engländer Poulett Scrope folgt; ein Gegenstand, bey welchem eine noch umfassendere und tiefer eindringende theoretische Beleuchtung erwünscht seyn würde. Dann von den basaltischen Conglomeraten und Tuffen.

Ein zweyter Hauptabschnitt des Werkes umfaßt Alles, was die Lagerung basaltischer Gebilde betrifft. Nachdem zuvörderst die verschiedenen Erscheinungen der Lagerung im Allgemeinen betrachtet worden, schildert der Verfasser die einzelnen Hauptmodificationen derselben im Be-

sonderen. Von dem Vorkommen des Basaltes in mächtigen Gruppen; von basaltischen Crateren, Strömen, Schlackenkegeln und Rücken; von gang- und lagerartigen Basalt-Gebilden.

Ein dritter Hauptabschnitt handelt von dem Altersverhältnisse basaltischer Massen. Zuerst von dem Verhältnisse der Basalte zu den normalen Gesteinen, dann von seinem Verhalten zu abnormen Felsgebilden, zum Granit, Phonolith, Trachyt, zu den Laven neuerer Feuerberge. Von Gängen welche Basalte und Erze führen; von den Verhältnissen der Basalte zur Thalbildung; von den gegenseitigen Altersbeziehungen der basaltischen Gebilde; über das Alter der Basalte nach ihren mineralogischen Eigenthümlichkeiten und im Vergleich zu ihrem Zersezungszustande. Zuletzt auch noch von den Zeugnissen, welche Geschichte und Sagen über das Alter der Basalte geben, und von den Mineralquellen, welche als letzte Symptome einer dauernden Wirksamkeit vorzeitiger Vulcane gelten können.

Ein vierter Abschnitt ist dem Verhalten der Basaltgebilde zu ihren Nebengesteinen gewidmet. Eine besonders lehrreiche Darstellung, die auch manche neue Beobachtungen enthält. Zuerst von den Umänderungen, welche das Nebengestein durch basaltische, damit in Berührung gekommene Massen erlitten hat im Allgemeinen; von den dadurch hervorgebrachten Schichtenstörungen, Aenderungen der Farbe, Erhärtung, Auslockerung, Verglasungen u. s. w. Dann von dem Verhalten des Basaltes zu den verschiedenen normalen und abnormen Felsmassen im Besondern. Unter den von dem Verfasser mitgetheilten eigenen Beobachtungen gehören die welche den Wilderstein

bey Büdingen betreffen, zu den besonders interessanten. Die Bemerkungen über das Vorkommen der Quarztritte, des sogenannten Trappquarzes in der Nähe des Basaltes, würden, zumal hinsichtlich des Verhaltens zum Sande der Formationen des Grobkalkes und plastischen Thons, sich vervollständigen lassen. An diese Darstellungen sind Nachrichten von Wirkungen gereiht, welche analog den basaltischen, durch andere Felsmassen verursacht erscheinen; namentlich von den Einwirkungen des Granits, Syenits, Diorits, Feldstein = Porphyr, Augit = Porphyr, Phonoliths, Trachyts, der neueren Lavas, auf andere damit in Berührung stehende Gesteine. Auch von den Wirkungen der Kohlenbrände, und der Einwirkung des Blitzes auf Felsmassen, ist die Rede.

Am Schluß des auch die entferntesten Beziehungen zum Hauptgegenstande berücksichtigenden Werkes, liefert der Verfasser eine Zusammenstellung von Erfahrungen über die Wirkungen künstlicher Feuer, eine Untersuchung über die verglasten Burgen in Schottland, und sogar eine Nachricht über die Wirkungen des Brandes des Heidelberger Schlosses.

Der Werth dieses auch durch sein Außeres sich auszeichnenden Buches wird durch den beigefügten Atlas erhöht, der auf zwanzig lithographierten Tafeln eine Menge von Ansichten und colorierten Durchschnitten, zur Erläuterung der abgehandelten Gegenstände enthält, theils Copien aus anderen Werken, theils Originalzeichnungen.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

101. Stück.

Den 29. Junius 1835.

G ö t t i n g e n .

Der dreizehnte Junius war dazu bestimmt, den Grundstein oder vielmehr Denkstein in dem Fundament des neuen Universitätsgebäudes zu legen, welches wir der Gnade S. M. des Königs, und der väterlichen Vorsorge des hohen Curatoriums werden zu verdanken haben. Gegen vier Uhr Nachmittags versammelte sich das Corps der Universität, und die dazu eingeladenen Behörden, in der benachbarten Wohnung des Hn Dr Gieseler, von wo sich der Zug, den Prorector Hn Hofrath Bergmann und den Obermedicinalrath Blumenbach, als Senior der Universität an der Spitze, nach dem Bauplatze begab, wo die nöthigen Vorrichtungen auch für die Studierenden angeordnet waren. Nach geendigter Musik wurden hier dem Herrn Prorector auf einem roth sammetenen Kissen die Geräthschaften zur Legung des Denksteins dargebracht. Die Ceremonie ward auf die bekannte würdevolle Weise, nach Einlegung der

Platte mit drey Hammerschlägen von ihm vollzogen, worauf eine dem Gegenstande angemessene Rede folgte, und dem Könige ein dreifaches Lebe hoch! dargebracht wurde. Aber genau in demselben Augenblick wo dieses ertönte, redete plötzlich noch eine höhere Stimme darein. Von dem, nur mäßig bewölkten Himmel fiel, allen unerwartet, ein mächtiger Donnerschlag. Der Eindruck welchen dieser — Zufall — auf die zahlreiche, schon feyerlich gestimmte, Versammlung machte, ist schwer zu beschreiben, und bleibt gewiß jedem der Anwesenden unvergeßlich. Das Alterthum sah bekanntlich dieses als das glücklichste Auspicium an; uns — die wir nicht mehr an Auspicien glauben — wird es doch erlaubt seyn daran die frohe Hoffnung zu knüpfen, daß die Georgia Augusta jenes höhern Schutzes, den sie unter so vielfachen Gefahren schon so oft genossen hat, sich auch weiter werde zu erfreuen haben.

Eine genauere Nachricht über das neue Gebäude, dessen Fundamente sich schon über der Erde erheben, müssen wir auf den Zeitpunkt versparen wo es, vollendet, zu seiner Bestimmung wird eingeweiht werden.

H a m b u r g.

Ben August Campe: Ist eine analoge Anwendung des neuen Bundes-Schiedsgerichts auf Hamburg, so lange dessen Verfassung besteht, gedenkbar? 1835. 26 Seiten in Octav.

Der ungenannte Verfasser dieser kleinen Schrift, in welcher wir die Feder eines auch als Staatsmann hochverdienten Rechtsgelehrten der besagten freyen Stadt zu erkennen glauben, sucht

zu beweisen, daß der XI. Artikel des Bundesbeschlusses vom 30. October lezthin, nach welchem das Schiedsgericht auch zur Schlichtung der in den freyen Städten zwischen den Senaten und den verfassungsmäßigen bürgerlichen Behörden derselben sich etwa ergebenden Irrungen und Streitigkeiten analoge Anwendung findet, auf Hamburg nicht anwendbar sey. Zuerst über die erwähnte Analogie im Allgemeinen. Der Verfasser gesteht unverhohlen, daß er eine solche in den Stellungen und Verhältnissen der freyen Städte mit denen der Fürsten und Stände nicht finden könne, vielmehr will es ihm scheinen, daß, wenn man einmal assimilieren will, wenigstens in Hamburg Rath und Bürgerschaft — denn diese sollen doch wohl unter dem Ausdruck 'bürgerliche Behörden' verstanden werden — den Fürsten und nicht die Bürgerschaft den Ständen assimilirt werden müßte. Rath und Bürgerschaft constituieren ja in Hamburg die höchste Gewalt, die nach ihren Bestandtheilen verfassungsmäßig und zweckmäßig unter dieser zahlreiche Personal vertheilt ist (S. 4). Richtiger wäre es daher für Hamburg gewesen, wenn einmal von einer analogen Anwendung auf die freyen Städte, einer Einrichtung, die Verhältnisse ins Auge faßt, die Hamburgs Verfassung fremd sind, Erwähnung geschehen sollte, daß man des Senats gar nicht gedacht, sondern nur von Schlichtung von Streitigkeiten gesprochen hätte, die zwischen den verfassungsmäßigen bürgerlichen Behörden sich etwa ergeben möchten. Dann würde wenigstens das Mißverständnis vermieden worden seyn, als ob man verfassungswidrig die Senate den Fürsten und die bürgerlichen Be-

Hörden den Ständen hätte assimilieren wollen (S. 5). (Dieser Ansicht scheint der wesentliche Mangel zum Grunde zu liegen, daß der wichtige Unterschied zwischen höchster gesetzgebender und höchster Vollziehungsgewalt nicht darin berücksichtigt wird; daß die erstere zu Hamburg von Rath und Bürgerschaft (unter welcher letztern Benennung alle durch ein gewisses Grundeigenthum — Erbgesessenheit oder in Ermangelung derselben durch besondere Vergünstigung Berechtigten — Personalisten — verstanden werden müssen) gemeinschaftlich ausgeübt wird, ist unlängbar. Aber eben so unlängbar liegt die höchste vollziehende Gewalt zu gleicher Zeit und zwar ausschließlich in den Händen des Senats. Es kann daher nicht auffallend seyn, wenn derselbe mit Fürsten verglichen wird, deren erhabener Vorzug, wenigstens in constitutionellen Staaten, eben darin besteht, daß sie zur Gesetzgebung mitwirken, und die zur Vollziehung der Gesetze nöthige Macht geltend machen. Den Senat einer freyen Stadt bloß mit einer bürgerlichen Behörde, wenn wir so sagen dürften: rangieren zu wollen, seiner nicht einmal zu gedenken wäre doch in der That eine Ungerechtigkeit gewesen, deren sich die höchste, jedes schöne und nothwendige Verhältniß ehrende Staatsgesetzgebung nie schuldig gemacht haben würde. Wenn man auf der andern Seite nach der Ansicht des Verfassers die an der Gesetzgebung Theilnehmenden Bürger mit Fürsten assimilieren wollte, so könnte man auch den Abgeordneten zu den repräsentativen Ständeversammlungen den nämlichen Rang nicht versagen, und was könnte nach Allem aus dieser Freygebigkeit dem Ganzen, dem Einen was

Noth ist für ein Vorthail erwachsen? Es dürfte demnach weder Mißverständniß noch Verfassungswidrigkeit obgewaltet haben, wenn man die Senate den Fürsten und die mit denselben die höchste gesetzgebende Gewalt theilenden (durch die Benennung: bürgerliche Behörden bezeichneten) Bürger den Ständen constitutioneller Staaten hätte assimilieren wollen. Die Senate der freyen Städte haben Antheil an der höchsten gesetzgebenden Gewalt wie die Fürsten und sind, wie diese, zu gleicher Zeit ausschließende Inhaber der höchsten vollziehenden Gewalt. Die hierzu geeigneten Bürger dieser Städte genießen den unschätzbaren Vorthail die höchste gesetzgebende Gewalt mit ihren Senaten gemeinschaftlich zu besitzen und eben dieses Vorthails erfreuen sich die Stände, welche in constitutionellen Staaten als Repräsentanten ihrer Mitbürger die höchste gesetzgebende Gewalt gemeinschaftlich mit dem Fürsten ausüben. Sollten diese, im wesentlichen sich so ähnliche Verhältnisse zwischen Rath und Bürgerschaft, Fürsten und Ständen in vorkommenden Fällen nicht mit vollem Rechte eine analoge Anwendung finden können?)

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen stellt der Verf. die Frage auf: Ist für Hamburg, das in seiner Verfassung bey etwa sich erhebenden Irrungen und Streitigkeiten ein einheimisches Schiedsgericht besitzt, noch ein zweytes Schiedsgericht, welches der deutsche Bund anbietet, nöthig, und sind Fälle gedenkbar, bey welchen man von diesem Schiedsgerichte Gebrauch machen könnte? Seine Antwort ist folgende: So höchst wichtig und Leben und Freyheit erhaltend für Hamburg die Theilnahme an dem Staatenbunde auch ist, und so dankend Hamburg die Verdienste der verschiedenen Regie-

rungen im Bunde, zur Schlichtung innerer Streitigkeiten anerkennt, so bedarf es doch selbst des neuen Schuzmittels nicht, weil schon die Verfassung diesen Schuz gewährt. — Die Geschichte dieses im Gefolge langwieriger innerer Streitigkeiten und kaiserlicher Commissionen ohne und mit fremdem Militär verfassungsmäßig seit dem Anfange des 18ten Jahrhunderts beschlossenen, unter der Benennung: Entscheidungs-Deputation bekannten einheimischen Schiedsgerichts und dessen Competenz werden in kurzen Umrissen beschrieben. Als eine lehrreiche Nachlese dazu empfehlen wir einen Aufsatz: über die zum Behuf der Entscheidung von Differenzen angeordnete Raths- und Bürger-Deputation. Er findet sich unter den Abhandlungen über Gegenstände der Hamburgischen Verfassung, denen eine eigene Anzeige in diesen Blättern bestimmt ist. Der am Schlusse des Vorworts unterschriebene, schon durch frühere Schriften über die Hamburgische Verfassung rühmlichst bekannte Verfasser, Bartels, (dermaliger präsidirender Bürgermeister) bemerkt unter andern, daß selbst das einheimische durch weise Vorsicht eines frühern Zeitalters gestiftete Schiedsgericht bey der gegenwärtigen allgemeinen Bildung der Bürger, bey der Kenntniß der Vorzüglichkeit der dortigen Verfassung, welche alles das enthält, was selbst die neuere Zeit von einer freyen Verfassung verlangt, bey dem vorherrschenden liberalen Sinn, der kleinliche persönliche Interessen, Eigennuß und Eifersucht nicht aufkommen läßt und andern Umständen um so seltener zur Anwendung kommen werde, da die obere Behörde immer alle erdenklichen Mittel zur friedlichen Ausgleichung und Vereinbarung anwenden müsse und werde, und es nie auf Durchsetzung ein-

feitig getroffener Maßregeln, sondern auf das ankomme was dem allgemeinen Besten frommt (S. 145). Wenn übrigens, wie es sowohl aus diesem Aufsatze als aus der vorliegenden kleinen Schrift hervorgeht, die Organisation dieses einheimischen Schiedsgerichts noch mancher nähern Entwicklung bedürfen sollte, um selbst in den seltenen Fällen wo es zur Anwendung kommen könnte, seinem heilsamen Zwecke vollständig zu entsprechen; so ist das Mittel dazu in dieser preiswürdigen Einheit des Willens und in dem gleichen Antheile des Senats und der Bürgerschaft an der höchsten Gesetzgebung im Staate gefunden.

Böhmer.

M ü n c h e n .

Topographie des Königreichs Hannover, alphabetisch geordnet von H. D. A. Sonne. 1834. XII u. 871 S. in 8.

Dieses Werk bildet zugleich den letzten Theil der Beschreibung des Königreichs Hannover, welche bereits vor mehreren Jahren (1829) in vier Bänden erschien, und trägt daher auch den Titel zugleich als fünfter Band von diesem. Wir glauben aber besonders darauf aufmerksam machen zu müssen, da dieser Band für die Geschäftsmänner von großem Nutzen seyn kann. Die vier ersten Theile enthalten die allgemeine Beschreibung in physischer, historischer, geographischer und politischer Beziehung. Der vorliegende Band die specielle, und zwar wie der Titel es schon sagt, in alphabetischer Ordnung. Es werden darin alle Städte, Flecken und Kirchdörfer, auch andere, die ganz unbedeutenden ausgenommen, aufgeführt. Bey

jedem, auch bey den Dörfern, wird die Zahl der Häuser, der Einwohner, des Amtes, wozu es gehört, und etwaige Merkwürdigkeiten angegeben. Aber bey den Städten, besonders den größern, geht die Beschreibung tief ins Einzelne. Es ist nicht bloß eine Beschreibung des Aeußern mit Angabe der Lage, Größe u. s. w. Auch die Stadt-Verfassung, ihre Geschichte, Institute, Nahrungszweige werden erzählt; so daß z. B. die Städte Hannover 40 Seiten, Lüneburg so wie Goslar 30, Emden und Göttingen 20 Seiten einnehmen. Wir führen dies an, um einen Maßstab der Ausführlichkeit zu geben; man wird von dem, was man in einem solchen Handbuche erwarten kann, nicht leicht etwas vermissen. 'Es soll, sagt der Verfasser in der Vorrede, den Grund zu einer Landeskunde legen, welche der Staatsdiener, der Geschäftsmann, und jeder gebildete Bürger bedarf, um die Einrichtungen des Landes würdigen und seine Wohlfahrt befördern zu können.'

Der Verfasser, über zwanzig Jahre hochverdienter Lehrer an dem Pädagogium zu Giefeld, hat es nicht erlebt, dieß Werk, zu dem er 14 Jahre gesammelt hatte, im Druck beendigt zu sehen. Doch war das Manuscript ausgearbeitet, nur die letzten Buchstaben bedurften noch einer Revision. Dem Willen des Vaters gemäß hat ein Sohn des Verstorbenen, der Herr Candidat Dettl. Sonne dieses besorgt, und dadurch seinem Vater ein würdiges Opfer der Pietät gebracht.

Hn.

D.

G s t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

102. 103. Stück.

Den 2. Julius 1835.

G s t t i n g e n.

Apud Rudolphum Deuerlich, 1835: *Specimen el-Lobabive Genealogiarum Arabum*, quas conscriptas ab Abu Sa'd Sam'anense abbreviavit et emendavit Ibn el-Athir. E Codice Ms. Bibl. Duc. Gothan. nunc primum arabice edidit et praefatus est Ferdinandus Wüstenfeld, phil. Doct. 8 Seiten latein. Vorrede und 40 Seiten arab. Text in Quart.

Vor einiger Zeit ist in diesen Blättern von diesem Werke schon die Rede gewesen bey Gelegenheit der Anzeige der geographischen Tafeln des Abulfeda, worin einige Auszüge aus demselben mitgetheilt waren; eine genauere Kenntniß desselben gibt das vorliegende Specimen, worin die vollständige Vorrede und die unter dem Buchstaben Elif aufgeführten Geschlechtnamen enthalten sind. Es ist bekannt, wie großen Werth die Araber auf ihre Geschlechterregister legen und der Verfasser beklagt in der

Vorrede die Unwissenheit seiner Zeitgenossen in diesem Stücke, und sagt, wie er deshalb den Plan gefaßt habe, ein Werk über die genealogischen Namen zu schreiben. Als er nun wegen der Schwierigkeit desselben einige Zeit mit der Abfassung zögerte, fiel ihm ein Buch über diesen Gegenstand in die Hände, welches von Abu Sa'd Sam'ani verfaßt war; er fand es aber zu weitläufig, an manchen Stellen fehlerhaft, und wiederum waren mehrere Geschlechtsnamen ausgelassen. Er beschloß daher in einer neuen Bearbeitung dasselbe abzukürzen, zu verbessern und zu vervollständigen und setzt den Plan dieser neuen Bearbeitung in elf Puncten auseinander. Die Vorrede schließt Ibn el-Athir mit einigen Nachrichten über den Verfasser des größeren Werkes, Abu Sa'd Sam'ani.

Da außer vielen andern Gegenständen von jedem Lande und Orte ein Beyname abgeleitet werden kann, so wird man unter den unter dem Buchstaben Elif verzeichneten 313 Namen nicht alle möglichen Ableitungen erwarten, doch finden sich viele seltene darunter, deren Bedeutung man sonst vergebens sucht. Von den bekannteren kann man z. B. noch folgende nachtragen: *الأبرش*, *أرمنت* von *أرمنتي*, *الأتابكي* Egypten, *الأسنوي* von der ägyptischen Stadt *أسنا*, *الأفليبي*, *الأصيلي*, *أسنا* Stadt *إفيل*, *الأيوبي*. — Ueber die Beschreibung der Handschrift, aus welcher dieß Specimen genommen ist, verweisen wir auf Müller, Catalog. libr. Mss. Bibl. Gothan. №. 485.

P a r i s.

Chez J. B. Baillièrè: Mémoires de L'Académie royale de Médecine. Tome troisième. Avec Planches. 1833. 524 Seiten in Quart.

Dieser Band beginnt mit der Eloge auf Cuvier von Pariset (S. 1 — 44), welche in einem ziemlich oratorischen und schwülstigen Style die auch in diesen Blättern öfter gewürdigten großen Verdienste desselben um die Naturwissenschaften hervorhebt. S. 39 heißt es: Est-ce tout de Cuvier, Messieurs? non. Tous ces immenses travaux traversaient, comme un grand fleuve, une multitude d'autres travaux, ou du même genre, ou de genre différent, qui auraient rempli plusieurs existences, et n'étaient qu'une petite partie de la sienne. Dann folgt bis S. 96 eine Uebersicht der chirurgischen Arbeiten der Academie während den Jahren 1825 und 1826 von Roux, die keines weiteren Auszugs fähig ist. S. 77, wo von den beiderseitigen Vorzügen der Lithotomie und Lithotritie die Rede ist, wird angeführt, daß Dr Brousseau, Mitglied der Academie, die Geschichte der an sich selbst vollbrachten glücklichen Operation der Stein-Zerreibung ihr mitgetheilt habe. S. 93 gibt der Berichterstat-ter an, daß er die Staphylorrhaphie zum 65sten Male ausgeführt.

Die Reihe der Mémoires eröffnet der Bericht einer Commission über die Frage 'ob in der Substanz der Röhren von weißem Glase Arsenik befindlich sey?' (S. 1 — 13). Die Berath-lassung dazu gab M. - D z a n a m, der mit einem Apotheker T d t in Lyon die Untersuchung eines der Arsenikvergiftung verdächtigen Cadavers vor-

genommen und woben letzterer behauptet hatte, die wirklich aufgefundenen Spuren des Giftes rührten von den bey den Versuchen angewandten Glasröhren her, was die Frensprechung des Angeklagten zur Folge hatte. Zanani war anderer Meinung und veranlaßte durch ein eingesandtes Mémoire die hier ausführlich mitgetheilte, sorgfältige Untersuchung, deren Resultat in Folgendem besteht: 1) Der weiße Arsenik wird in manchen Glashütten der schmelzenden Masse zugesetzt, theils um sie zu entfärben, theils um durch sein in die Höhe treiben die Streifen und Blasen aus der Masse zu entfernen. Hierbei verflüchtigt er sich vollständig und das gehörig geschmolzene und durchsichtige Glas behält keine Spur davon zurück. 2) Ein Glas, dem man bey der Bereitung absichtlich viel Arsenik zugesetzt, enthielt doch nichts davon, gab wenigstens auch bey dem stärksten Feuer nichts ab. Anders ist es, wenn der Masse arseniksaures Natron zugesetzt wird, was aber in der Ausübung nicht vorkommt. Es sey deshalb nicht wohl möglich, daß bey einer toxicologischen Untersuchung der erhaltene Arsenik von der Substanz der Glasröhren abstamme. 2) *Planche*, über die Nachtheile, welche das heftige Schlagen (*la percussion*) bey der Willen-Bereitung verschiedener Quecksilber-Präparate hervorbringt (S. 14 — 19). Bey den Präparaten, welche das reine Metall enthalten, vereinigt es sich wieder zu größeren Kugeln; bey denen, worin es als Drydul ist, wird es reduciert, und in den Schwefel-Verbindungen trennt es sich in größerer oder geringerer Menge. 3) *Eisfranc*, Ueber Krebschäden, welche oberflächlich sind und die man für tiefgehend hält (S. 20 — 28). Mehrere Fälle, wo durch partielle Amputation Krebs-

figer Organe das Glied selbst, das man sonst ganz entfernt hätte, größtentheils gerettet ward. So bey der Zunge, der weiblichen Brust, der Scheide, der Ruthe. 4) Marc, gerichtlich medicinische Betrachtungen über die Monomanie (S. 29 — 45). Er sucht zuerst das wirkliche Vorhandenseyn des partiellen Wahnsinns darzu- thun, und rühmt, daß in Deutschland hierin die Juristen mit den Aerzten Hand in Hand gingen (En Allemagne une déférence réciproque règne entre les médecins et les jurisconsultes. On n'y connaît pas même dans le forum cette suprématie que chez nous ces derniers ont une tendance à exercer sur les autres, jusque dans l'appréciation de doctrines qui résultent évidemment de l'étude médicale de l'homme). Dann unterscheidet er zwey Arten: monomanie instinctive und raisonnante. Die erstere führe den Kranken durch einen automatischen Antrieb zu Handlungen, von denen er keine Ueberlegung habe; während die andere durch Ideen = Association wirke. Späterhin wolle er noch von der Monomanie incendiaire und contagieuse, oder besser transmissible par imitation handeln. 5) Bericht über mehrere Substanzen, die sich in einer ägyptischen Mumie fanden; von Boudet, Boutron = Charlard und Bonastre (S. 46 — 52). Der Hauptgegenstand der Untersuchung war außer einem Stücke mumifiziertem Muskel- fleische, eine Masse, an Gewicht 50 Grammes, dunkelgelb, zerreiblich, oval, aus dem Munde der Mumie genommen, in die sie mit Gewalt eingepreßt worden zu seyn schien. Sie schieden daraus ab: a) eine dem Storax ähnliche balsamische, b) eine dem Cedern = Harze ähnliche; c) eine mit der Myrrhe und d) eine mit der

Muskatnuß ganz übereinstimmende Substanz. (In der fetten Materie, die sich im Unterleibe einer andern Mumie fand, erkannten sie reine Muskatbutter). In dem Muskelfleische zeigte sich noch ein crystallinischer Ueberzug, welcher alle Eigenschaften der menschlichen Margarin = Säure hatte. Ueber jene zum Einbalsamieren gebrauchte Masse machen die Verfasser folgende, auch die Alterthumsforscher interessierende Bemerkung. Bey den alten Schriftstellern *) würde als Hauptmasse zum Einbalsamieren angegeben: la resine du Cèdre, la myrrhe et le cinnamomum. Für das letztere nun nahmen die Erklärer bald den Zimmt, bald *Laurus cinnamomum*, bald *Laurus Cassia* an. Sie glaubten durch ihre Untersuchung bewiesen zu haben, daß es nichts anderes als die Muskatnuß sey. (Den Zimmt hätten die Alten wohl auch gekannt; er käme bey Herodot unter dem Namen *Κάρφη* vor, und die Araber nennen ihn jetzt noch *Kerfé*). Hieraus ziehen sie S. 57 den Schluß: que des relations intimes avaient été établies, dès les temps les plus reculés, entre les anciens peuples de l'Egypte et les Indes orientales, pays d'ou la noix muscade est originaire.

6) Bericht über die antisymphilitische Erde von Abyssinien von Cullerier und Soubeiran (S. 53 — 68). Ihre Abkochung in Wasser wird in Ober = Aegypten als Hauptmittel gegen die venerischen Krankheiten getrunken. Sie besteht fast ganz aus Ulmine (Humus = Säure) und einigen Natronsalzen. Ueber ihre Herkunft und Entstehung werden unbestimmte Vermuthungen

*) Citirt wird S. 55 nur: Herodote liv. II. chap. 85. 86. 87. (Traduit de Larcher). Ref. findet aber im Urtexte das Wort *Κιννάμωμον* nicht, sondern II. 86 bloß *Κασίνη*.

geäußert; weitere therapeutische Versuche werden versprochen. 7) Prava z, über das Verhältniß der Somascétique (Gymnastik) zur Orthopädie (S. 69 — 89). Er weist die Nothwendigkeit nach mit den orthopädischen Kunstmitteln (der extension passive) auch die gleichzeitigen einer angemessenen Körper = Bewegung zu verbinden. Seine Verfahrungsweise gibt er im Einzelnen an und erzählt mehrere hierdurch geheilte Krankheitsfälle. 8) Belp eau, über eine angeborene Umstülpung (exstrophie) der Blase (S. 90 — 100). Hier bey einem noch lebenden Knaben; aber der Berichterstatter läßt sich bey dieser Gelegenheit über die Häufigkeit dieses Bildungsfehlers, oder nach ihm einer Folge von Krankheit, bey weiblichen Geschlechte aus. 9) Breschet, über Aneurysmen, nebst Abbildungen (S. 101 — 270). Ausgehend von dem Satze, daß die verbreitetsten und für ausgemacht geltenden Ansichten in der Medicin häufig auf unsicherem Grunde ruhen, unterwirft er die bey dem vorliegenden Gegenstande sich aufdrängenden Fragen über Erweiterung oder Nichterweiterung der Arterien einer gründlichen Prüfung. Darauf spricht er vom Aneur. mixte und zuletzt von dem par transfusion ou variqueux. Es gäbe wahre Aneurysmen; sie beständen in einer Erweiterung der Wände, ohne sichtbare Verletzung oder Aufhebung des Zusammenhanges der Häute. Alle Arterien, die größten wie die kleinsten, könnten erweitert werden. Vorerst müsse man 4 Varietäten annehmen: A. sacciforme; fusiforme; cylindroide; cyrsoide ou varice artérielle. Das Aneur. mixte, welches seinen Beobachtungen zufolge, durchaus angenommen werden müsse, ahme gewissermaßen eine Hernie nach. Es fände sich an mehreren Stellen zugleich, und ver-

biete darum auch die Anwendung der Ligatur wie der Amputation. Bey dem varikösen A. sey es am sichersten die Verletzung der Gefäße innerhalb zweyer Ligaturen einzuschließen. 10) Reveillé = Parise, medicinisch = philosophische Betrachtungen über den Ausspruch des Aristoteles, daß die meisten berühmten Männer von der Melancholie befallen seyen (S. 271 — 290). Der Verf. nimmt diesen Satz, der doch sehr problematisch und durchaus von der Erfahrung nicht gerechtfertigt ist, als eine ausgemachte Wahrheit an, und leitet die angebliche Melancholie von einer diathèse d'irritabilité ab, welche Reizbarkeit und Empfindlichkeit sich allmählich zu einer wahren Krankheit steigere. 11) Lisfranc, über die Ausschneidung des unteren Theils des Mastdarms, wenn derselbe carcinomatös geworden (S. 291 — 302). Zuerst werden die Gründe für die Möglichkeit der Operation auseinandergesetzt; dann wird diese selbst genau geschildert. Von neun Operierten wurden sechs vollkommen geheilt; drey unterlagen. 12) Dugès, über Eclampsie der Kinder, verglichen mit Apoplexie und Tetanus (S. 303 — 333). Die Krankheit bestehe in einer idiopathischen oder sympathischen Reizung der Kindensubstanz des großen und kleinen Gehirns. Sie erscheine bald mit einem intermittierenden Typus, mit isolierten, epilepsieartigen Anfällen; bald gehe ein apoplectischer Zustand vorher oder dieser folge nach; bald zeige sie sich remittierend und tetanusartig. Von wiederholten Blutentziehungen sey am meisten zu erwarten. 13) Chomel, über die Anwendung des Pulvers der Stechpalme (Houx, Ilex aquifolium) bey intermittierenden Fiebern (S. 334 — 339). Um das als febrifugum mehrfach gerühmte Pulver zu prüfen, ließ der Verf.

es sich frisch von dem Chemiker Henry bereiten, und beobachtete in drey hier beschriebenen Fällen, daß es durchaus in keinerley Gabe im Stande war die Fieberanfalle zu vermindern oder aufzuheben, was sofort und sicher durch schwefelsaures Chinin geschah. Die Dose des letzteren Mittels sey, mit Magendie, auf zwey Gran zu fixieren. 14) Dizé, Versuche über die Färbung des Brotes durch die Samenkörner des Melampyrum, und über die Mittel deren Gegenwart im Mehle darzuthun (S. 340 — 358). Schon Buffon in seiner Naturgeschichte hatte angegeben, daß die röthliche Farbe, welches manches Brot erhält, von der Beymischung der Körner von Melampyrum pratense (Ruhweizen) unter dem Getreide herrühre. Dr Gaspard aus Lyon hatte der Academie eine Abhandlung darüber eingesandt, worin er zeigte, daß diese Körner viel von einer an sich farblosen, käseartigen Substanz enthalten, welche gleich dem Indigo erst bey der Gährung eine Farbe entwickle, die besonders das aus Samenkorn bereitete Brot roth mache. Doch zeige solches Brot keine offenbar schädliche Einwirkung auf die Gesundheit. Den weiteren Untersuchungen von Dizé nun ist es geglückt, den chemischen Stoff aufzufinden, der eigentlich die Färbung erzeugt. Dieses ist die Essigsäure. Der wässerige Auszug der Körner des Melampyrum wird durch verdünnte Essigsäure schwach violett gefärbt; die Färbung wird weit intensiver, wenn Stärkemehl oder Kleber zugemischt wird, und zeigt sich nach dem Eintrocknen am stärksten. Der Schluß lag nahe, daß die Färbung des Brotes von der bey der Gährung sich bildenden Essigsäure bedingt werde, und hiervon überzeugte sich der Verf., indem er ein mit solchen Körnern versehenes Brot mit, das

andere ohne Hefen oder Sauerteig backen ließ. Das erstere ward roth; das andere, welches keine Gährung erlitt, blieb ungefärbt. Hieraus ergibt sich auch ein einfaches Mittel, ein solcher Beymischung verdächtiges Mehl darauf zu prüfen. 15) Dupuy, über die organischen Umänderungen, welche bey der Deffnung eines sechs-jährigen Ochsen beobachtet wurden (S. 354 — 358). Ein interessanter Beytrag zur Lehre von der Lähmung. Das Thier hatte Paralyse der Hinterbeine mit Verlust der Empfindung und Bewegung. Die Verdauungsverrichtungen geschahen schwierig; das Wiederkäuen erfolgte in langen Pausen; die Schläge der arteria maxillo-facialis waren beschleunigt; das Athmen häufig, kurz und von Husten begleitet; bloß an den gelähmten Theilen Abmagerung. Da man nicht hoffen durfte Heilung zu bewirken, so wurde das Thier geschlachtet. Man fand das Rückenmark von der Lumbargegend an sehr erweicht; die graue Substanz verfärbt; die Nervenwurzeln zusammengedrückt; nach Außen kalkartige, gelbgefärbte Concretionen. Das große und kleine Gehirn vollkommen normal. Die Muskeln der Lumbargegend und der hinteren Gliedmaßen verfärbt, erweicht, atrophisch. Die Zungen, hauptsächlich die linke, so ungeändert, daß das Gewebe kaum zu erkennen war, eine zellig-fibröse Masse, die wie eine Madrepore ausah. 16) Dupuy, Bericht über eine Abhandlung von Fodéré, betreffend eine ansteckende Krankheit des Rindviehes, welche Ende 1821 und Anfang 1822 zu Weissenburg (Wissembourg) geherrscht hatte (S. 359 — 376). Es war eine Art Lungenbrand. Bey einer Kuh war die Lunge ganz in Melanose umgewandelt und wog 16 Pfund, da sie in der Regel nur halb so viel

wiegt. 17) Allgemeiner Bericht über die Epidemien, welche seit 1771 bis 1830 in Frankreich geherrscht haben; von einer zur Untersuchung der Epidemien niedergesetzten Commission (S. 377 — 429). Ein belehrender, kaum eines Auszugs fähiger Aufsatz. Voran geht eine räsionnierende Uebersicht der Momente, welche zu solchen Krankheiten Veranlassung geben: 1. Veränderungen des Dunstkreises durch die fauligen Effluvien von Sümpfen und dergleichen; 2. Ungesundheit der Wohnungen und gewisser Localitäten, wo viele Individuen zusammen sind; 3. schlechte Beschaffenheit der Nahrungsmittel (im Hungerjahre 1817 sah man ganze Dorfschaften 'dans notre belle France' S. 399 sich im eigentlichen Sinne nur von Gras nähren); 4. Uebermaß und Unvorsichtigkeit im Arbeiten; 5. schwächende moralische Einwirkungen; Unwissenheit und Stupidität der Bewohner. 18) Dubois, über die Frage: ob es passend sey bey fehlerhaften Lagen des Fötus die Wendung auf den Kopf vorzunehmen? Die Gründe für und gegen werden gegen einander abgewogen und die ersteren für wenig bestimmend erklärt. 19) André, über die Hodengeschwulst eines Kindes, die Haare und Zähne enthielt (S. 480 — 488). Ein Knabe von 7 Jahren fing an sich über eine schmerzhaftc Anschwellung des Hodens zu beklagen. Erweichende Mittel brachten eine Oeffnung zu Wege, aus der erst Eiter, dann Zähne und Haare kamen. Nach 6 Wochen verstärkte sich die Geschwulst, und nahm so zu, daß sie mit dem Messer weggenommen werden mußte. André fand wieder Zähne und Haare darin, und vermuthet, es seyen débris d'un foetus enté sur le testicule; allein der Bes

richterstatter Ollivier glaubt eher hier ein développement simultané dans quelques kystes et dans divers organes annehmen zu müssen. Er ist der Ansicht, daß hier eine véritable sécrétion Statt gefunden habe, welche mit der gleichzeitigen gewöhnlichen Zahnbildung im Kinde in Verbindung gestanden. 20) Goyrand, neue Untersuchungen über die beständige Rückbeugung der Finger (S. 488 — 500). Der Grund liege in fibrösen Binden (brides) neuer Bildung. 21) Fleury, medicinische Geschichte der Krankheit, welche während der Monate December 1829, Januar und Februar 1830 unter den Verurtheilten in dem Bagno zu Toulon herrschte (S. 501 — 522). Diese sogenannten schwimmenden Bagnos sind alte Schiffe, von denen jedes 1000 Verurtheilte enthält, in drey übereinander stehenden Berdecken (ponts) vertheilt, deren unterstes dem Wasser fast gleich liegt. Sie schlafen in drey Reihen, jeder auf einer Matratze von 18 Zoll Breite und mit einer wollenen Decke bedeckt. Obgleich auf Reinlichkeit gehalten wird, so ist es doch nicht zu verhüten, daß das alte Schiffsholz mit Miasmen aller Art sich allmählich imprägniert. So wie also begünstigende Wind- und Witterungs-Verhältnisse hinzukommen, so ist kaum zu verhüten, daß sich bössartige Krankheiten erzeugen. Dieses war in der bezeichneten Zeit der Fall, wo ein ansteckender Typhus große Verheerungen anrichtete und die Stadt selbst in Schrecken setzte. Nur die völlige Aufräumung der Bagno's und die Verlegung der Kranken in ein abgeschlossenes, aber gesundes Hospital St. Mandrier am Ufer, setzte der Krankheit Schranken. Der Verf. handelt ausführlich über die Natur, den Verlauf und

die Cur dieses Uebels. Als Beweis, daß die Ansteckung durch die Schleimhaut der Nase, des Mundes, des Pharynx, der Bronchien und der Conjunctiva geschehe, führt er an, daß die Krankheit mit Verlust des Gehörs und Geruchs, erschwertem Sprechen, mit Schwächung des Gesichts, der Stimme und des Gedächtnisses beginne. Auffallend sey es, daß die Darmschleimhaut Anfangs ganz unergriffen bleibe und nur später erst Zeichen von gastrite und entérite hervortreten. Er schließt mit dem Wunsche, daß man diese bagnes flottans aufgeben, oder doch viel kürzere Zeit gebrauchen und jedenfalls wirksamer desinficieren möchte.

M.

G e n f.

Bey Cherbuliez, Paris bey Baillièrè: Recherches pour servir à l'histoire et à l'Anatomie des Phryganides, ouvrage qui a remporté le prix Davy fondé à Genève pour encourager l'étude des Sciences physiques et naturelles. Par François-Jules Pictet. 1834. III und 235 Seiten nebst 20 größtentheils colorierten Kupfertafeln in Quart.

Dieses von der Familie der Phryganiden (Frühlingsfliegen, ehemalige Gattung Phryganæa) handelnde Werk zerfällt in zwey Theile, von denen der erste allgemeinere von der allgemeinen Classification, von der Anatomie und den Sitten dieser Thiere handelt. Nachdem der Verf. die zoologischen Verwandtschaftsverhältnisse der Phryganæen, so wie die Schriftsteller, welche

von ihnen gehandelt haben, angeführt, weist er ihre Uebereinstimmung hinsichts der Sitten, der inneren Organisation und der äußern Charactere bey den einzelnen zu derselben natürlichen Gattung gehörenden Arten nach. Diese Uebereinstimmung hat der Verf. hauptsächlich auf die Resultate der Zergliederung, besonders aber auf das Studium einer großen Anzahl von Larven gegründet: indem nämlich bis dahin nur 5 bis 6 Phryganeen ihrem ersten Zustande nach bekannt waren, hat der Verf. fast 60 Arten in ihrem Larven-, Nymphen- und vollkommenen Insectenzustande abgebildet und beschrieben. Auch hatte man bis dahin nur diejenigen Larven gekannt, welche mit beweglichen Gehäusen versehen sind; Herr Vietet hat nun aber nachgewiesen, daß diese Larven, wenigstens bey zwey Gattungen (nämlich bey Rhyacophila und Hydropsyche), nur feststehende Gehäuse zum Schutz haben, — auch hat derselbe bemerkenswerthe Verschiedenheiten in Hinsicht der äußern Respirationorgane angegeben, indem einige Larven mit dergleichen versehen sind, andere nicht. — Der zweyte speciellere Theil betrifft die Naturgeschichte und Classification derjenigen Arten, welche im Genfer See vorkommen; die Anzahl dieser Arten beläuft sich auf 120, welche der Verf. in 8 Gattungen vertheilt. Bedenkt man daß bisher überhaupt etwa nur 80 Arten Phryganeen bekannt waren, so ist es einleuchtend mit welchem Fleiße der Verf. in seiner Gegend gesammelt hat. Jede Art ist in ihrem vollkommenen, und so viel als möglich auch in ihrem Larven-Zustande und von jeder Gattung wenigstens eine Nymphe abgebildet. Die Abbildungen sind sehr genau und treu.

Abgesehen von den in dem Werke niedergelegten Bereicherungen der Entomologie durch Entdeckung vieler neuer Arten, können wir des Hn Pictet's Scharfsinn und Treue, womit er überhaupt seinen Gegenstand behandelt hat, ein gebührendes Lob nicht versagen, welches derselbe auch bereits dadurch erhalten hat, daß sein Buch des Davy'schen Preises für würdig erachtet wurde.

Berthold.

D a r m s t a d t.

Bey Diehl: Description d'ossements fossiles de mammifères inconnus jusqu'à - présent, qui se trouvent au Muséum Grand-Ducal de Darmstadt; avec figures lithographiées. Dédié à S. A. R. Mgr. le Grand-Duc de Hesse et du Rhin par Jean-Jacques Kaup, Dr. Troisième cahier. 1834. Von S. 33 — 64, nebst 9 Tafeln. Quatrième cahier. 1835. Von S. 65 — 89 in Quart, nebst 6 Steindrucktafeln in Fol.

Diese Fortsetzung des zuletzt in St. 185 von 1833 unserer Anz. angekündigten wichtigen Werkes liefert im 3. Hefte die Pachydermen mit 3 neuen Rhinocerosarten. Das Rhinoceros Schleiermacheri (neue Art) ist dem zweyhörnigen Rhinoceros von Sumatra verwandt, unterscheidet sich aber davon durch bedeutendere Größe, durch den Winkel des Nasenausschnitts und durch den geraden Intermaxillarknochen; von diesem Thiere sind so zahlreiche und vollkommene Knochenreste vorhanden, daß sogar der Laie von der Beschaffenheit des ganzen Thie-

reß eine deutliche Ansicht zu gewinnen im Stande ist. Das *Rhinoceros leptodon* (neue Art?) wurde nach einem aus der Gegend von Wiesbaden erhaltenen sehr charakteristischen Zahne bestimmt. Die Kunde vom *Rh. minutus* Cuv. ist durch neue Stücke aus Eppelsheim bereichert worden. Aus dem *Rh. incisivus* Cuv. hat der Herr Verf. das neue Genus *Acerotherium* gebildet, dessen Zähne die Gestalt der des *Rhinoceros* hatten, dessen Nasenknochen dünn, schmal und nach außen gebogen sind, dessen Vorderfüße aus vier Zehen bestanden, und bey dem weder auf den Nasenknochen noch auf der Stirn ein Horn vorkam, — woher denn auch der Name; es ist davon nur eine Art bekannt. Das *Rh. Goldfussii* (neue Art), etwa von der Größe des zwey- oder einhörigen *Rhinoceros*, gehört vielleicht zur Gattung *Acerotherium*, worüber jedoch erst die Folgezeit zu entscheiden im Stande seyn wird. — Das vierte Heft fährt in der Darstellung der *Pachydermen* fort; es enthält nur den *Mastodon longirostris*, jedoch mit steter Berücksichtigung der übrigen Arten dieses Genus. — Von dem Verzeichniß der Gypsabgüsse, wovon wir auch bereits in dem vorhin genannten Stücke dieser Anzeigen eine Nachricht gegeben haben, ist eine zweyte, und zwar deutsche verbesserte und sehr vermehrte Ausgabe erschienen, worauf wir bey dieser Gelegenheit unsere Leser glauben aufmerksam machen zu müssen.

Berthold.

G ö t t i n g e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

104. Stück.

Den 4. Julius 1835.

G ö t t i n g e n.

Am vierten Junius fand auch in diesem Jahre die Feyer der Preisvertheilung an die Studierenden Statt. Die Preisfragen sind in dem vorigen Jahrgange S. 1049 bereits bekannt gemacht. Der theologischen Facultät war zwar nur Eine Preischrift übergeben, die jedoch des Preises würdig erkannt ward. Ihr Verfasser ist: Herr Friedrich Julius Arens aus Snabrück. Um den Predigerpreis hatten sich sieben beworben. Die Hälfte des Preises ward zuerkannt Herrn Heinrich Friedrich Theodor Ernesti aus Braunschweig; die andere Hälfte ward getheilt zwischen dem Herrn Julius Grote aus Hannover, und dem Herrn Bernhard Kalb aus Frankfurt.

Der juristischen Facultät war keine Schrift eingeliefert, wiewohl man wußte daß ein Bewerber nur durch Krankheit an der Vollendung verhindert worden sey.

Die medicinische Facultät hatte zwey Schriften erhalten. Den Preis bekam Herr August Friedrich Pauli, aus Rittmarshausen im Hannoverschen; das Accessit Herr Anton Seppler aus Duderstadt.

Die philosophische Facultät hatte zwey Preise zu vertheilen: einen ordentlichen, historischen Inhalts, über die Geschichte von Corcyra, und einen außerordentlichen mathematischen. Zu der Beantwortung der historischen Frage waren zwey Schriften übergeben. Den Preis erhielt Herr Wilhelm Conrad Hermann Müller aus Springe im Hannoverschen. Auch zu der Beantwortung der mathematischen waren zwey Schriften eingereicht; die eine jedoch zu spät, als daß sie noch zu der Concurrenz zugelassen werden konnte. Die erste ward des Preises vollkommen würdig gefunden. Ihr Verfasser ist Herr Fedor Deahna aus Hessen-Cassel. Der Facultät konnte es nicht anders als angenehm seyn, daß beide Preise ertheilt werden konnten, da man den Beweis darin sehen wird, daß sowohl die höhern historischen als auch mathematischen Studien mit Ernst unter uns getrieben werden.

Die Aufgaben für den 4ten Junius 1836, wie sie in dem erschienenen Programm abgefaßt sind, sind folgende:

Ordinis Theologorum
novae quaestiones hae sunt:

1. Irenaei, quibus in opere adversus haereses adornando usus sit, fontes, nec non libri indoles, doctrina et dignitas explicetur.
2. De praemio homiletico certaturis proponitur locus:

Matth. XVIII, 1 — 4.

Ceterum Commilitones ex decreto Ordinis admonentur, ut tam commentationibus, quam orationibus sacris accuratam argumentorum adumbrationem praemittant.

Ordo Jureconsultorum proponit hanc quaestionem:

An et quatenus absolutio ab instantia in causis criminalibus locum habeat?

Ordo Medicus postulat,

curatam expositionem functionum et usus omentorum in corpore humano, illustratam ope anatomes comparatae et pathologicae.

Ordo Philosophorum quaeri iubet,

quam vim philosophia Graecorum in poesin eorum exercuerit, eiusque rei vestigia praecipua apud poetas Graecorum, maxime dramaticos, indicentur.

Der Redner, Hr Hofrath Mitscherlich, der zum letzten Male diese Function versah, da er in Betracht seines so weit vorgerückten Alters auf sein Ansuchen für die Folge davon dispensiert worden ist, schloß seine Rede mit einem Gedicht, das wir unsern Lesern nicht vorenthalten wollen.

O ter sancte Deus, cuius mortalia numen
Fata regit, nostrae qui es fons et origo
salutis,

O da te facilem nobis, adque adnue votis,
Summe Pater, precibusque, pio quas fū-
dimus ore

Pro Rege et patria! Fac, longe, Guel-
 phias ora,

Qua patet, inconcussa tuo tutamine lae-
 ta, et

Incolumis vigeat, seseque altissima flore
 Induat usque novo vernans, nec tristibus
 unquam

Infestata malis emarcida vertice nutet.

Non fera tempestas civilis, qualis Iberas
 Concutit et, versis in se furialiter armis,

Exagitat terras; non dira licentia, legum

Impatiens fraeni, quali plaga Gallica more

Iactatur foedo, socialia iura resolvat;

Ulla nec externis impacta ferociter oris

Vis violenta manu nostris sese inferat
 arvis,

Otia sed tuti peragant felicia cives.

Exulet impietas, et verae corda perurat

Relligionis amor, virtutisque igneus ardor.

Sit tibi, Summe Deus, curae, cui scep-
 tra dedisti

Guelphiados, nostris columen spesque uni-
 ca rebus.

Salva diu perstet Regis domus omnige-
 nisque

Feta bonis, pleno quas fundat Copia cornu;

Et tutare Viros, quorum concredata curae

Publica res patriaeque salus commissa
 tuenda est.

Hanc autem studiis sacratam protegesedem,

Doctrinae variae quae late semina spargat.

Prospera doctorum fortuna laboribus adsit,

Quos maneat curae impensae dignissima
 merces;

Quaeque cohors iuvenum studiis operatur
 honestis,

Hanc pudor ingenuus, placidique mode-
stia vultus
Condecoret, veri semper, rectique te-
nacem.

His, o Summe Deus, placido bonus
adnaue vultu;
Sic demum usque novis Augusta Georgia
crescet
Auctibus, atque tuas referet gratissima
laudes.

L e i p z i g.

Verlag bey F. Hartmann: Geschichte und Kri-
tik des Mysticismus aller bekannten Völker und
Zeiten. Ein Beytrag zur Seelenheilkunde von
Dr. J. Chr. Aug. Heinroth, Königl. Sächs.
Hofrath u. Professor der psychischen Heilkunde an
der Universität Leipzig. 1830. 582 S. in 8.

Das Wort Mysticismus ist bekanntlich eins von
den beliebtesten Streit-, Schimpf- und Schreck-
worten des Zeitalters. Zu dem fremden Ursprung
des Wortes kommt die Schwierigkeit der Sache
und des Begriffs, um daraus ein Knäuel der
dunkelsten und verworrensten Vorstellungen zu
machen, das sich immer mehr verwirrt, je mehr
es hantiert wird. Die Thorheiten, Bosheiten,
Donquixoterien, welche mit dieser kostbaren Reli-
quie aus der alten Babylonischen Sprachverwir-
rung getrieben werden, wären ein reicher Stoff
für eine Lieckische Novelle. Vielleicht wäre dieß
die beste Art, uns von dieser Vogelscheuche zu
befreyen, wenn die Sache nicht so ernsthaft wäre.
Aber es ist gewiß höchst verdienstlich, durch wif-

fenschaftliche Untersuchungen ein richtigeres Verständnis darüber zu verbreiten. Ein dankenswerther Beytrag dazu ist vorliegende Schrift.

Herr Prof. Heinroth ist durch seine früheren Schriften über die psychische Heilkunde, worin er das ethische und religiöse Moment der Seelenkrankheiten genauer zu erörtern sucht, in den Schimpf des Mysticismus gerathen. Dieß Unglück ist mehreren achtungswerthen Männern begegnet, oft ohne ihre Schuld. Ist doch fast jede neuere Bestrebung, irgend einen Gegenstand tiefer, innerlicher, besonders von der religiösen Seite zu fassen, von der Zunft der klaren Flachheit und Neuzerlichkeit als Mysticismus verschrieen worden. Damit soll nicht gesagt werden, daß Mysticismus eben nur ein Gespenst sey, welches die furchtsame Phantasie erfunden habe. Das böse Ding ist wirklich unter uns vorhanden und quält und verwirrt die Leute auf mannigfaltige Weise. Ref. aber kennt die früheren Schriften des Verf. zu wenig, um sagen zu können, mit welchem Rechte man ihn einen Mystiker gescholten habe. Die vorliegende Schrift ist eigends in der Absicht geschrieben, um den ungerechten Vorwurf zu widerlegen. Und in der That, wenn der Verf. zu beweisen sucht, der Mysticismus sey 'ein krankhafter Auswuchs des menschlichen Wesens, eine Herzenskrankheit, die Quelle mannigfaltiger Seelenstörungen und der damit verknüpften körperlichen Leiden, daß die Mystiker mehr und weniger in die Irrenhäuser und Hospitäler gehören' — so müßte es, zumahl bey einem berühmten Seelenarzte, mit schlechten Dingen zugehen, und die Krankheit ihm sehr tief und unbewußt sitzen, wenn er trotz dieses Kriegsmanifestes dennoch ein

Mystiker wäre. Ob aber die klugen und schlauen Kezerrichter und Kezerrichter ihn absolvieren werden, steht dahin. Des Verf. Ansicht vom Christenthume ist im Wesentlichen so entschieden positiv, daß, ob er gleich Offenbarung und Vernunft für wesentlich zusammengehörig erklärt, es ihm doch schwerlich gelingen wird, sich bey denen, die nur den einen Factor, nämlich die Vernunft in höchst ihrer eigenen Person, gelten lassen, völlig zu exculpieren.

Nachdem der Verf. in der Einleitung S. 3 — 98 die Idee des Mysticismus erörtert hat, trägt er in drey Abschnitten die Geschichte und Kritik des Mysticismus im vorchristlichen Alterthume, im Mittelalter und in der neueren Zeit vor. Ref. gesteht, daß ihn immer eine gewisse Angst befällt, wenn er den Rahmen einer Untersuchung so weit ausgespannt sieht. Universalhistorische Darstellungen sind gewiß von Zeit zu Zeit nothwendig. Man tritt so den herrschenden Ideen der menschlichen Geschichte näher. Aber es müssen auch ihre concreten Erscheinungen zuvor gründlich und scharf erforscht seyn; sonst kann es leicht geschehen, daß man statt der lebendigen Idee nur das farblose und willkürlich componierte Schema des Allgemeinen erfäßt. Der Verf. hat das Einzelne selten aus den Quellen, meist nur aus Darstellungen Anderer geschöpft, woben er nicht immer auf die sichersten gerathen zu seyn scheint. Da er den Begriff des Mysticismus so weit und allgemein gefaßt hat, daß fast das ganze Gebiet der falschen und krankhaften Religion darunter begriffen werden kann, so war ein durchherrschendes Quellenstudium nicht zu erwarten. Aber in dem Grade sinkt der Werth

dieser mystischen Krankheitsgeschichte. Und weil, gerade was den historischen Theil betrifft, der Verf. mehr seine Studien, als deren Resultate gibt, so ist die Darstellung ungleich; die Geschichte der älteren Mystik nach Verhältnis zu ausführlich, die der neueren zu kurz behandelt, obgleich das eigentlich practische Moment der Untersuchung mehr hier, als dort zu liegen scheint. Uebrigens ist die Erzählung geordnet, leicht und klar. Da aber der Verf. die Kritik von der historischen Darstellung getrennt hat, so ist es nicht in der Ordnung, wenn er mitten in der Erzählung hie und da und zwar ziemlich zufällig kritische Bemerkungen einstreuet, die noch dazu nicht immer in dem Tone gehalten sind, welchen der Ernst des Gegenstandes und die sonstige Würde der Erzählung fordert.

Die Hauptfrage ist nun, wie der Verf. den Begriff des Mysticismus bestimmt, nach welcher Methode, ob richtig oder nicht?

Was die Methode betrifft, so scheint mir die Erörterung des Begriffs zu weit ausgeholt, und die objective und subjective oder psychologische Seite des Mysticismus nicht genug gesondert zu seyn. Es genügte, kurz und scharf den allgemeinen Begriff der Religion objectiv und subjectiv anzugeben. Man kann es als eine vorläufige Hypothese feststellen, daß der Mysticismus etwas Krankhaftes sey. In dem allgemeinen Ursprung der Religion ist keinerlei Art von Krankheit denkbar. Fehler, Krankheiten kommen nur in der Entwicklung, in der Verschiedenheit derselben vor. Hier fragte sich nun, wie das Fehlerhafte, Krankhafte in der Ent-

wickelung der Religion entstehe, ob auf der subjectiven, oder objectiven Seite, im Subject oder im Inhalte der Religion. Ist, wie der Verf. meint, auf der objectiven Seite immer die Offenbarung Gottes der wesentliche Factor, so kann der Ursprung des Mysticismus nur auf der subjectiven Seite liegen, in der Art und Weise, wie der Mensch die göttliche Offenbarung aufsaßt und sich aneignet. Wo Mysticismus entsteht, da ist die Ursache immer eine Einseitigkeit und Verschrobenheit des menschlichen Gemüthes, und die Schuld immer bey dem Menschen. Diese Schuld ist größer in den Religionsstiftern, als in denen, welche in einer schon gestifteten Religionsgemeinschaft stehen. Bey diesen kann der durch die Stiftung einseitig, oder unvollkommen fixierte Inhalt der Religion die mystische Gemüthsverwirrung bedingen, und so entstehen die mystischen Religionen im objectiven Sinne. Der Zusammenhang, die Wechselbeziehung des Subjectiven und Objectiven im Mysticismus war genauer zu erörtern, und in Folge davon auch die Frage zu erledigen, wie in der Gemeinschaft der absolut vollkommenen Religion des Christenthums die Krankheit des Mysticismus entstehen könne. So viel ist klar, daß, wenn er hier entsteht, die Schuld der Einzelnen ungleich größer ist, als in den vor- und außerchristlichen Religionsgemeinschaften.

Der Verf. betrachtet zuerst den Menschen ohne Gott, in seiner Unseligkeit; dann geht er zu dem Begriff der Vernunft über, die er ohne gehörige Bestimmtheit als Bewußtseyn des Geistes, verschieden von Wahrnehmung und Verstand, als Einheit des geistigen Bewußtseyns

oder vernehmende Einheit, als Wahrheitsfönn, als Bewußtseyn Gottes definiert. Hierauf wird der Satz erörtert, daß die wesentliche Befriedigung der Vernunft in ihrem Suchen nach dem lebendigen Gott allein durch die Offenbarung Gottes, und zwar die thatsächliche, wirksame Erweisung der göttlichen Liebe, möglich sey. Dabey erklärt der Verf., daß die wahre, vollkommene Offenbarung die Erscheinung Christi, als des Heilandes der Welt, sey. Jetzt erst wird, gewiß nicht nach der natürlichen Ordnung, — der Begriff der Religion im Allgemeinen näher bestimmt; als die Verehrung und Scheu einer höheren Macht, sodann insbesondere und in Beziehung auf das Christenthum als das innige Zusammenseyn des Glaubens, durch den Gott unser wird, und der Liebe, wodurch wir Gottes werden. Der Sache nach gewiß richtig, aber der wissenschaftliche Ausdruck ist mangelhaft und zwielichtig. Der besondere Begriff der vollkommenen Religion muß dem allgemeinen Begriffe der Religion in ihrem Ursprunge entsprechen, und wenn dort nicht schon der Keim des Glaubens und der Liebe ist und das Bestreben beider, eins zu seyn, wird es nimmermehr gelingen, den geschichtlichen Zusammenhang zwischen dem Ursprung und der Vollendung der Religion zu begreifen. — Der Verf. spricht dann von den religiösen Verirrungen überhaupt. Er findet den allgemeinen Grund derselben in dem Auseinanderreißen des Glaubens und der Liebe; und statuiert sonach eine zwiefache Hauptverirrung, nämlich zuerst die des Glaubens ohne Liebe im Aberglauben, der die Einheit Gottes aufgibt, das Göttliche zersplittert, im Götzendienste oder in der Abgötter-

rey, — und zweytenß die der Liebe ohne Glauben im Mysticismus, als dem kranken Selbstverlangen, welches die Einheit Gottes verselbstet oder vereinzelt, indem der Mensch dieselbe (?) in sein Selbst aufnehmen, beschränken oder concentriren will. So wird im Mysticismus die höchste (allgemeine) Einheit verachtet, indem sie zur individuellen Einheit wird. Kurz also der Mysticismus ist nach dem Verf. die kranke religiöse Liebe, die concentrische Verzerrung, im Gegensatz gegen die excentrische im Aberglauben. — Diese Definition hängt mit den naturphilosophischen Begriffen und Kunstausdrücken des Verf. zusammen. Es gelingt ihm, bis zu einem Grade allgemein verständlich zu machen, was er will. Aber ich fürchte, daß Viele ihm in dieser Auffassung nicht beystimmen werden. Mir wenigstens scheint ungleich richtiger und einfacher, alle Fehler und Irrthümer in der Religion theils auf das träge Verharren des Menschen in der bloß passiven Religion, theils auf die einseitige Pflege und Ueberbildung der einzelnen wesentlichen Elemente des religiösen Lebens zurückzuführen. Wie die Religion in ihrem Ursprunge die Gesamtbeziehung des Geistes auf Gott oder das Göttliche ist, so ist die vollkommene Religion die harmonische Gesamtentwicklung aller Elemente des religiösen Bewußtseyns. Wo die lebendige Entwicklung oder die harmonische Gesamtentwicklung irgendwie fehlt, da entstehen religiöse Krankheiten. Und so ist der Mysticismus nach meiner Ansicht das träge, faule Verharren im religiösen Gefühle, das Verschlossenseyn desselben gegen die vermittelnde Erkenntniß, im Gegensatz gegen das unmittelbare Anschauen, und gegen die vermittelnde

de sittliche Thätigkeit, im Gegensatz gegen das unmittelbare Leben in Gott. Hieraus erklären sich die verschiedenen Erscheinungen des Mysticismus, und, da das religiöse Gefühl an sich mannigfaltig bestimmt seyn kann, die verschiedenen Stufen des Mysticismus, so daß der christliche wesentlich ein anderer, edlerer ist, als der nichtchristliche. Es ist hier nicht der Ort, dieß weiter auszuführen. Der Verf. sucht dem Einwurf zu begegnen, daß weil ja Gott in Christo den Menschen gleich geworden, Christus und sein Evangelium nichts als Mysticismus seyen. Er zeigt, daß indem Christus sich selbst entäußerte, als er Mensch wurde, sich selbst und sein Leben Gott und der gefallenen Menschheit hingab, und überall nur geben, nichts nehmen wollte, derselbe das reine Widerspiel aller Mystiker sey, welche selbstlich Gott nur nehmen und haben, nicht sich ihm hingeben wollen. Allein diese Apologie Christi genügt nicht. Der Mysticismus liegt ja zum Theil eben in dem völligen Aufgeben der menschlichen Persönlichkeit, in der Vernichtung des Selbst. Gerade dadurch ist Christus die Vernichtung des Mysticismus, daß er in der Liebe zu Gott und zu den Brüdern sich ganz dahinzugeben vermochte, ohne die menschliche Persönlichkeit aufzugeben. Diese Kunst in der Liebe versteht kein Mystiker, eben weil ihm die Weisheit Christi fehlt, jene klare, helle, kräftige, welche zu vereinigen weiß, ohne zu vermischen, zu unterscheiden, ohne zu trennen. Eben diese Seite der Mystik, den Mangel an jener heiligen, göttlichen Kritik und Union in der Erkenntniß, welche allem Pantheismus eben so feind und gram ist, als jeder Absonderung des Göttlichen und Menschlichen, d. h. den Mangel

an Wahrheit und tüchtiger Erkenntniß, übersieht der Verf. zu sehr. Er spricht über den Ursprung des Mysticismus. Aber indem er ihn findet in dem selbstischen Verlangen des Menschen nach dem verborgenen Höchsten, scheint er da nicht eben nur wieder das von ihm so bestimmte Wesen der Mystik anzugeben? Er unterscheidet drey Arten des Mysticismus: die erste, deren Ziel die Lust ist, die zweite, deren Ziel das Wissen, die dritte, deren Ziel die Herrschaft ist. Die erste Art nennt er den gemüthlichen Mysticismus, die zweite den speculativen, die dritte den practischen oder theurgischen. Diese drey Arten können, meint er, auf die mannigfaltigste Weise vereinigt erscheinen. Ja er statuiert eine vierte Art, den absoluten Mysticismus, worin alle drey Arten vereinigt seyen. Ref. verkennt das Wahre in dieser Eintheilung nicht, aber er vermißt die dialectische Begründung und Erörterung. Am Schlusse der Einleitung macht der Verf. auf den Einfluß des individuellen Temperaments oder Naturells, der Nationalität, des Klimas und Culturzustandes auf die Modification des Mysticismus in seinen verschiedenen Erscheinungen aufmerksam, und bestimmt sodann drey Hauptperioden der Geschichte. Die erste umfaßt die Geschichte des Mysticismus im Alterthume, mit Einschluß der christlichen Gnostiker; die zweite enthält die Geschichte des Mysticismus im Mittelalter; hier erst wird das christliche Element in der Geschichte des Mysticismus näher bestimmt; die dritte Periode von der Reformation an umfaßt den Mysticismus der neueren Zeit bis ins 19te Jahrhundert. Den Mysticismus des Alterthums characterisiert der Verf. als überwiegend speculativ, den der neueren Zeit

als vorherrschend sentimental, den des Mittelalters, der den Uebergang bildet, als gemischt speculativ und sentimental. Wie es mit allen solchen allgemeinen Charakteristiken geht, sie haben nur eine sehr relative Wahrheit, so auch diese. Richtiger und der wirklichen historischen Entwicklung entsprechender wäre die Eintheilung in die Geschichte des vorchristlichen und des christlichen Mysticismus gewesen; der letztere hat wieder seine besonderen Perioden, die man etwa so bestimmen könnte, daß die erste Periode bis zum Mittelalter durch die Verbindung des vorchristlichen Mysticismus mit christlichen Elementen charakterisiert würde; die zweite Periode bis zur Reformation scheint das Charakteristische zu haben, daß im Kampf mit der Scholastik das eigenthümlich christliche Element immer mehr hervortritt, obgleich durch die Schriften des Dionysius Areopagita der neuplatonische Mysticismus der alten Kirche eine Zeitlang fortwirkt. Die dritte Periode seit der Reformation enthält in der catholischen Kirche die Reproduktionen und Fortsetzungen der Mystik des Mittelalters, in der protestantischen Kirche dagegen ein dem Wesen dieser Kirche entsprechendes sehr freyes Spiel der mannigfaltigsten Gestalten, unter denen man die speculative, phantastische, sentimentale und practische Richtung unterscheiden kann.

Ref. bricht hier ab mit der Bemerkung, daß, obwohl er weder mit der Methode noch mit den Resultaten dieser Untersuchung einverstanden und zufrieden seyn kann, die Schrift doch nicht nur durch die Zusammenstellung des historischen Stoffes, sondern auch durch einzelne geistreiche und

lebendige Beobachtungen ein anzuerkennendes Verdienst hat.

£.

L o n d o n.

For Effingham Wilson: A descriptive Catalogue of rare and unedited Roman coins: from the earliest periods of the Roman coinage, to the extinction of the empire under Constantinus Paleologos, with numerous plates from the originals. By J. Y. Akerman, F. S. A. In two Volumes. Vol. I. XXII u. 506 Seiten. Vol. II. 512 S. nebst 13 Kupfertafeln mit Münzen, 8 mit Medaillons und vielen Bignetten.

Dieses Werk ist besonders für Sammler Römischer Münzen bestimmt, die in England um so zahlreicher sind, je mehr eigenen Vorrath der Boden des Landes liefert, und enthält daher nur Notizen über seltenerere und mehr gesuchte Typen, ohne auf vollständige Aufzählung aller Gepräge Anspruch zu machen. Es ist auf das treffliche Werk Mionnet's *De la rareté et du prix des médailles Romaines* gebaut, doch mit Benutzung der Sammlung des Britischen Museums und vieler Privatsabinette in England. Von Mionnet's Angaben sind die über den Werth der Münzen weggelassen, die man in England bey dem Handel mit alten Münzen ganz trieglich gefunden, wie man auch in andern Ländern, schon wegen der exorbitanten Höhe der meisten Preise, sich wenigstens bey dem Einkauf von Münzen nicht gern darnach richten mag. Von seltenen Münzen aus den Eng-

lischen Sammlungen sind für dieß Werk viele gezeichnet und gestochen worden, doch weder das eine noch das andere mit der Genauigkeit und Eleganz, wie es das übrige Aeußere des Buchs erwarten ließ. Der Zeichner und Stecher, Henry A. Dgg, mag wohl als landscape-engraver Besseres leisten.

Eine vorausgeschickte General observation bezieht sich auf die Falschmünzerey bey den Römern, und führt besonders den Satz aus, daß unter der Herrschaft des Septimius Severus, Caracalla, Maximin und Elagabalus keine feste Norm für das Silbergeld Statt gefunden, und man unter diesen Kaisern in Zeiten der Noth Münzen von sehr schlechter Qualität in Menge gegossen habe, weil das Prägen zu beschwerlich wurde. Die beygefügte Tafel gibt vier Gußformen für Münzen aus Severus Zeit aus der Sammlung von Francis Douce, und einen zu Beaumont sur Dife entdeckten und im Cabinet der Münzen zu Paris aufbewahrten Prägestock aus der Regierung von Constanz.

Da über die Einrichtung des Buchs nach Eckhel's System und Mionnet's Anordnung nichts weiter zu melden ist, und die Anführung einzelner seltener Stücke andern Zeitschriften, welche der Numismatik mehr Raum widmen können, überlassen bleiben muß, begnügen wir uns hier mit dieser kurzen Notiz.

R. D. M.

S t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

105. Stück.

Den 6. Julius 1835.

Riga und Dorpat.

In Commission von Eduard Franzens Buchhandlung: Allgemeiner Ueberblick der verschiedenen Arrondissements, in welche das Russische Reich hinsichtlich seiner Land- und Wasserverbindungen gegenwärtig eingetheilt ist, mit Berücksichtigung des auf diesen Wasserstraßen statt findenden Handels und innern Verkehrs, nebst einem Vorworte, das Geschichtliche des Administrationszweiges betreffend, und einem besondern Anhange, enthaltend eine umständliche Beschreibung des neuen Windau-Kanals. 1833. XX u. 332 S. in Octav.

Der Gedanke, daß, seitdem Künste und Wissenschaften in Rußland mit unglaublicher Schnelligkeit festen Fuß gefaßt, und Handel und Wandel täglich umfassender und fruchtbarer ausblühen, jede Kunde über Institute und Werke der Regierung, die zur Wohlfahrt des Landes und zur Beförderung der Cultur und Industrie und des Handels ausgeführt werden, im Auslande gewiß nicht anders als höchst erfreulich aufgenommen werden, hat dem Vorbericht gemäß den Verfasser der vorliegenden Schrift (Kammerherrn, Staatsrath Baron Wittenheim) veranlaßt, die gegenwärtigen Nachrichten über den Zustand obiger

Land- und Wasserverbindungen zu geben. Zugleich soll der auswärtige Kaufmann für seine Handels-Speculationen die Mittel kennen lernen, wie aus dem tiefsten Innern des Reichs auf die leichteste Art die Producte desselben nach den Ostsee-Provinzen und Deutschland hin bezogen werden können. Der Herr Verf. hat viele Acten, Documente und Manuscripte in der Regie selbst zu benutzen Gelegenheit gehabt, und ist durch seine Verhältnisse und mehrere ihm ertheilt gewesene Commissionen, so wie durch seine Anstellung, nicht bloß bey der Person des verstorbenen General-Directors S. K. H. dem Herzoge Alexander zu Würtemberg, sondern auch als Mitglied der Commission zum Bau der Schlüsselburgschen Schleusen und in der gelehrten Commission des Wassercommunications-Departements im Stande gewesen, selbst die gedruckten Quellen zu berichtigen und auf die seit dem Reglement von 1809 erschienenen Verordnungen überall Rücksicht zu nehmen. — Die Zuverlässigkeit der in diesem Buche gegebenen Nachrichten wird durch den Bericht der unter dem Vorsitze des Generalmajors Kohsen vom Corps der Ingenieure der Wasserverbindungen, auf den Antrag des Vf. zur Durchsicht dieses Buches angeordneten Commission verbürgt. Auch soll vom Departement der Land- und Wassercommunicationen, eine Charte mit der hier zu Grunde gelegten Eintheilung in Arrondissements herausgegeben werden.

Das Russische Reich hat durch seine großen Flüsse bedeutende Wasserstraßen erhalten, durch welche nicht bloß eine künstliche Verbindung der innern Theile, sondern auch der äußersten Punkte des Reichs im Norden und Süden möglich geworden ist. Durch Verbindung der Dwina und Wolga hängt das Weiße Meer mit dem Caspischen zusammen, durch Verbindung der Nema mit der Wolga ist Petersburg mit dem Caspi-

schen Meere, vermittelt der Dwina und der Nawa ist das Weiße Meer mit der Ostsee, und vermittelt des Dniepers und der Düna, so wie des Dniepers und der Weichsel, und des Dniepers und des Niemen, der jetzt außerdem mit der Windau in Verbindung tritt, ist das Schwarze Meer mit der Ostsee verbunden. Wäre, wie es schon Peter der Große beabsichtigte, die Wolga mit dem Don in Verbindung gesetzt, oder könnte das Caspische mit dem Schwarzen Meere künstlich verbunden werden, wozu freylich die bedeutenden Schwierigkeiten (§. 188) wenig Hoffnung geben: so würde man ohne aus dem Russischen Reiche heraustraten zu dürfen, vom Schwarzen Meere nach der Ostsee, von da über Petersburg nach dem Weißen Meere, aus diesem in das Caspische Meer und so wieder zurück nach dem Anfangspuncte der Fahrt schiffen können, auf welchem Wege zugleich die westlichste und östlichste Grenze des Europäischen Reichs nämlich Preußen und das Ural-Gebirge berührt seyn würde. Außerdem fehlt es zugleich im Innern des Reichs nicht an Wasserverbindungen, deren Großartiges sich aus der nachfolgenden, unsern Lesern vielleicht nicht unwillkommenen, kurzen Uebersicht von selbst herausstellen wird. Die obere Wolga steht durch drey Systeme mit Petersburg in Verbindung: 1) durch das Wyszni-Wolotskische System und den Ladoga-Canal, welches von Twer aus durch die Twerza, die hydraulischen Werke von Wyszni-Wolotski, die Msta, den Sieverschen- oder Nowgorod-Canal, den Wolchow, Ladoga-Canal in die Nawa führt. 2) Durch das Marien-System (so benannt von dem Canal, dessen Kosten, 2½ Mill. Rubel, durch die Kaiserin Maria Feodorowna aus eigenen Mitteln angewiesen wurden) und den Ladoga-Canal. Die Schiffe gehen bey Rybinsk in die Schekсна, kommen dann durch den Beloi-See, die Kowsha,

den Marien = Canal, die Wytegra, den Onega = See, den Swir, den Swirschen, Sjasphen, und Ladoga = Canal auf die Newa. 3) Durch das Tichwinsche System, welches 32 Werste von Rybinsk anhebt, und auf dem Mologa, dem Tschagodoschtsch = Gorjun = Flusse, dem Tschagodoschtsch = See, dem Sannino = Flusse und See, dem Weltschino = See, dem Tichwin = Canale, See Eglino und Tichwinka = Flusse, dem Flusse Sjas, dem Sjasphen und Ladoga = Canale in die Newa führt. — Die Wolga ist mit der Dwina auf doppeltem Wege verbunden: 1) durch den Canal des Herzogs Alexander zu Würtemberg (früher Kirilowscher Canal), welcher (nach S. 87) aus fünf Verbindungs = Canälen zwischen den die Stadt Kirilow umgebenden kleinen Seen besteht, und die Schekona mit dem Fluß Porosowiz und den Kubenschen See verbindet (wor nach die Angabe in Wolger's Geographie II. 3. 1833. berichtigt werden kann). 2) Durch den Nord = Catharinen = Canal, welcher die in die Dwina sich ergießende nördliche Kiltma mit der Kama verbindet. — Der Dnieper steht mit der Düna (von den Russen westliche Dwina genannt) durch den Beresina = Canal, welcher die Beresina mit der Ulla mittelst mehrer kleiner Seen, Flüsse und vier Canäle verbindet, im Zusammenhange. — Der Dnieper wird mit der Weichsel durch den Pripet, die Pina, den Königs = Canal, den Muchawez und Bug verbunden. — Derselbe Fluß steht mit dem Niemen durch die Flüsse Pripet und Tazolda, den Dginskischen Canal und die Schara in Verbindung. Die Arbeiten am Bobr haben den Zweck, die Verbindung der Weichsel mit dem Niemen mittelst der Narew zu befördern. — In der Ausführung begriffen ist der Windau = Canal, durch welchen die Dubissa mit dem Windau = Flusse und dem Windau = Hafen an der Ostsee, also dieser mit dem Niemen

verbunden wird. Ferner wird jetzt der obere Theil der Moskwa mit der Wolga durch Verbindung der Dubna, Sestra und Istra vereinigt, wodurch eine Wasserstraße zwischen Moskau und Petersburg hervortritt. — Die Arbeiten zur Verbindung des Dons mit der Dka durch den sogenannten Njasschen Canal sind liegen geblieben (§. 187) und der Canal ist weder vollendet noch befahren, wie einige Schriftsteller irrig angegeben haben. Eben so wenig ist der projectierte Fellnische Canal (§. 273), der den Weipussee mit dem Pernauschen Hafen verbinden sollte, obgleich er zuweilen unter dem Namen des Alexanderschen als schon ausgeführt angegeben worden, fortgesetzt.

Die zur Beaufsichtigung und Unterhaltung aller dieser bedeutenden Wasserstraßen, welche unter der Leitung der Regierung stehen, getroffenen eigenthümlichen Anstalten werden in vorliegendem Werke sehr ausführlich beschrieben. Zugleich sind die Schwierigkeiten der Schifffahrt auf den betreffenden Flüssen, die Stapelplätze, die verschiedenen Arten der Fahrzeuge, die Gegenstände des Transports, die Kosten desselben und Uebersichten über die jährlichen Versendungen in jedem Arrondissement angegeben.

Seit November 1809 bekam das Departement der Wasserverbindungen eine ganz neue Gestalt. Es wurde ein Conseil der Land- und Wasserverbindungen errichtet, das als berathende Behörde alles, was in technischer und administrativer Hinsicht einer besondern Würdigung bedarf, auf Veranlassung des General-Directors zu prüfen hat. Eine besondere Expedition (das jetzige Departement) leitete die laufenden Geschäfte, ein Institut ward zur Bildung von Officieren für dieses Fach eingerichtet und mit den ausgezeichnetsten Mitteln ausgestattet. Ein Theil des frühern Personals, dem die technischen Arbeiten zeither über,

tragen waren, so wie die neu angestellten Officiere, wurden in ein unabhängiges Corps von Ingenieuren vereinigt, und bildeten in einer militärischen Verfassung eine Vereinigung von Kunstverständigen, denen in Zukunft ausschließlich alles, was den Bau der Land- und Wasserstraßen im Reiche betrifft, anvertraut und übergeben werden sollte. Zur Erleichterung des Ueberblicks des Ganzen und zur Vereinfachung der Verwaltung wurde das gesammte Reich in zehn Arrondissements abgetheilt, deren jedes einen besondern Chef erhielt, dessen Vorsorge und Obhut nicht nur alle Flußsysteme in dem ihm zugetheilten Bezirke, sondern auch alle daselbst auszuführenden oder ausgeführten hydrotechnischen Bauten übergeben werden sollten. Einen neuen Schwung hat die Verwaltung seit 1822, nachdem dem Herzoge Alexander v. Würtemberg die Generaldirection sämmtlicher Land- und Wasserverbindungen des Reichs übertragen ward, erhalten. Seitdem sind vollendet: die erste Hälfte der Schlüsselburgschen Schleusen, der Kirilowsche Canal (jetzt Herz. Alex. v. Würtemb.), die Reinigung und Regulierung des Bobr, die Einführung der Kettenbrücken in Rußland, der Canal zwischen dem Wjshera und Msta-Flusse, die vielfältigen Verbesserungen am Wjshni-Wolotschofschen Systeme (unter denen die elastischen Schutzflöße, vom Oberst Korizki erfunden, die hinter den Wasserfällen an den gefährlichen Uferstellen aufgestellt werden, damit die herabkommenden Fahrzeuge einen minder gefährlichen Stoß auszubalten haben und der schräge Apparat für große Wasserstauungen ein besonderes Interesse darbieten); ferner die Beseitigung der Ptschewskischen Fälle am Wolchow durch Reinigung eines Canals im Flußbett. Im Bau sind begriffen: der Windau-Canal, der Canal zur Verbindung der Wolga mit der obern Mos.

kwa durch die Sestra und Issra, die zweite Hälfte der Schlüsselburgschen Schleusen, die Reinigung der Fälle in der Düna bey Kokenhusen, Dalen u. s. w., die Verbesserung des Oginskischen Canals, die Fortsetzung der Arbeiten an der Chauffée zwischen Moskau und Petersburg, die Arbeiten an der Chauffée zwischen Schlüsselburg und Dünaburg. — Zu den neuen Projecten gehören die Bereinigung des Don und der Wolga, die Verbesserung der Schiffahrt über die Wasserfälle des Dniepers und Dnesters, die Schiffbarmachung des Flusses Seim im Kurskischen und Tschernigowschen Gouvernement, die Verbindung des Windau = Canals mit dem Libauschen Hafen, der obern Wolga mit der Düna, der Düna mit dem Niemen durch die Disna und Wilja, des obern Don mit der Dka; die Errichtung einer auf- und absteigenden Schiffahrt auf dem Wstafuß und dessen Wasserfällen; auf der Musse und Na in Curland; die Verbesserung der Schiffahrt über die Wasserfälle des Wolchows, die Verbindung des Phasis und Cyrus. — Auch die übrigen Zweige der dem Herzog untergeordneten Administration erfreuen sich einer gleichen Fürsorge. Die oben erwähnte Bildungsanstalt für die Officiere dieses Fachs ist durch herrliche wissenschaftliche Sammlungen, Modelle und Kunstfachen bereichert, und dazu ist eine Pflanzschule für Meisterleute unter dem Namen Conductorschule neu geschaffen, welche ausgezeichnete Werkleute für alle Arten der Künste und Handwerke, die mit diesem Fach in Verbindung stehen, liefern soll. Endlich ist die Verwaltung selbst verbessert: durch Bildung eines Stabes, wodurch für Disciplin und Ordnung unter dem diesem Corps angehörigen Ingenieur = Personale gesorgt ist; durch Errichtung der Economie = Comités (in Petersburg, Riga, früher in Schaul, in Moskau, Wnschni = Wolotschof,

und Wytegra), die bey allen wichtigen Bauten das Oeconomische zu besorgen haben, damit die Ingenieure nicht durch kleinliche Oeconomische Anordnungen aufgehalten werden; durch die Anordnung einer Menge besonderer Comités, die mit einzelnen Gegenständen beauftragt werden, und die Generaldirection in ihren weitläufigen Arbeiten unterstützen.

Das vorliegende Werk zerfällt in drey Abtheilungen. Die erste (S. 1 — 18) enthält eine kurze historische Uebersicht der Entstehung der Wasserverbindungen des Reichs und der Entwicklung dieses Administrationszweiges in Rußland. Die zweyte (S. 19 — 278) gibt die Beschreibung der einzelnen Arrondissements, in welche auch das Großfürstenthum Finnland (ehemaliges achttes Arrondissement), das seit 1812 der Oberaufsicht der Generaldirection ganz enthoben, und einem Stabs-Officier nebst drey Aufsehern der Schifffahrt zur Aufsicht über die Canäle überlassen blieb, und Sibirien (ehem. zehntes Arrondissement) dessen hydrotechnische Leitung mit der übrigen Verwaltung jener Provinzen verbunden worden, mit aufgenommen sind. Die dritte Abtheilung (S. 279 — 304) bildet ein Anhang, der eine umständlichere Darstellung des Zweckes und der Arbeiten des Windau-Canals liefert. Es folgt dann eine Tabelle der Ladungen, die auf allen Wasserstraßen des Reichs im J. 1812 verführt worden sind oder daselbst überwintert haben, und außer einer vollständigen Inhalts-Anzeige ist (S. 305 — 332) ein Namen-Register beygegeben.

Dieses Werk wird, abgesehen von dem Nutzen den es in statistischer und geographischer Hinsicht gewährt, auch als Einleitung zu künftigen umfassenden Werken, in welchen ausführliche technische Beschreibungen der Wasserbauten Rußlands gegeben werden, dienen können. Möchte es der Generaldirection gefallen solche Werke zu veranlassen. U.

G e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

106. 107. Stück.

Den 9. Julius 1835.

P a r i s.

A l'imprimerie royale, 1833: Commentaire sur le Yagna, l'un des livres religieux des Parses, ouvrage contenant le texte zend expliqué pour la première fois, les variantes des quatre manuscrits de la bibliothèque royale et la version sanscrite inédite de Nériosengh, par Eugène Burnouf, membre de l'Institut, professeur de sanscrit au collège de France. Tome I. — CLIII S. Avant-propos und Alphabet zend; 160 S. Invocation und Chapitre I. und CXL S. notes et éclaircissements, in gr. 4.

Das Werk, dessen erster Band hier zur Anzeige kommt, wird, wenn es seine Vollendung erreicht hat, für unsere Zeiten eine eben so hohe Bedeutung haben, wie im vorigen Jahrhundert das erste, welches Europa die Zendbücher zuführte, das von Anquetil. Zwar liegen nur die von Anquetil übersetzten Bücher, nämlich zunächst das Yagna oder wie es Anquetil mit dem Pehlvi-

Namen nannte, das Szeschne, nach den Pariser Handschriften als Gegenstand der bisherigen Studien vor; denn von den Rasch'schen und Duseley'schen Handschriften ist noch kein Gebrauch gemacht, und andere Quellen sind nicht weiter nach Europa gekommen: aber von der einen Seite ist Anquetil's Bearbeitung so unvollkommen geblieben, von der andern ist zum genauern Verständniß des Zend jetzt durch Vergleichung der indischen besonders, dann auch der übrigen verwandten Sprachen eine so breite und lange, obwohl wenn sie besonnen verfolgt wird, sichere Bahn geöffnet, daß die gelehrte Untersuchung noch lange genug Stoff finden wird in jenen Büchern. Es handelt sich hier gar nicht bloß von der Zendsprache, eine Grammatik, ein Wörterbuch zu schaffen das noch nicht ist; auch das ganze persische Alterthum soll verstanden werden; aber weil bey Anquetil das Sprachliche völlig unzuverlässig geblieben ist, so muß unser neueres Studium dieses Alterthums gerade von der Sprache anfangen. Die kleine Schrift von Rasch wird in dieser Beziehung unvergeßlich bleiben, da darin, wie auch der Verf. obiger Schrift anerkennt, zum erstenmale eine tiefere Kenntniß der Zendsprache erscheint.

Da das Zend den indischen Sprachen, besonders dem alten Dialecte der Vedas, sehr nahe steht, und wo es sich von diesen entfernt, in den europäischen Zweigen des weiten Sprachstamms oder (da das Pehlvi noch zu unbekannt ist) wenigstens im Neupersischen so viel Verwandtes findet, daß, was ihm wurzelhaft ganz eigen wäre und sonst ohne alle Spur, nur sehr wenig seyn kann: so ist es einem Sprachgelehrten, der viele von jenen verwandten Sprachen versteht, wirklich gar nicht schwer, auch ohz

ne Zend-Grammatik und Zend-Wörterbuch sich in das Zend zu versenken, die ihm eigenen Laute und Worte zu begreifen, seine besondere Farbe zu erkennen, kurz einen gründlichen Anfang zu machen zur richtigen Erklärung. Ref. erkannte dieß schon im J. 1829, da das leider bis jetzt einzig gebliebene erste Heft von Just. Olshausens Ausgabe des Vendidad erschien, und manches aus diesem Sinne gedachte ist seitdem in den letzten Jahrgängen dieser Blätter gesagt. Bopp hat aus dem seit 1829 unter Burnoufs Leitung lithographierten Vendidad-Sade schon manches geschöpft. Aber etwas anderes ist es, eine in wenigen Büchern erhaltene Sprache im Allgemeinen und Unbestimmten, etwas anderes, sie im Einzelnen mit der möglichsten Gewißheit und Genauigkeit zu verstehen; und wir behaupten, daß ein fester Grund zu Letzterem erst in obiger Schrift gelegt ist. Denn wenn es schon schwer ist, eine in vielen Büchern erhaltene alte Sprache z. B. das Sanskrit mit genügender Strenge und Richtigkeit aufzufassen und zu beschreiben, daß ihr vor den verwandten Sprachen Eigenthümliche scharf zu sondern und nichts Fremdes und Ungehöriges in sie zu bringen: so steigt diese Schwierigkeit aufs höchste bey einer Sprache, von der man nur wenige Reste hat und bey der jede sichere alte Ueberlieferung fehlt; das Zend hat in sofern ähnliche Schicksale wie das Hebräische gehabt. Hier ist jeder Schritt wohl zu überlegen, und da das Ganze nicht so gleich sich erobern läßt, eher besonnene Zögerung und Zurückhaltung zu empfehlen; am gefährlichsten aber, wie es schon dem Zend hie und da ergangen ist, etwas Einzelnes unverstanden herauszuziehen und falsch zu erklären. Hr Burnout nun hat den rüstigen Eifer und Fleiß mehrerer

Jahre auf das Zend verwandt; die Art seiner Arbeiten ist vorsichtig, langsam aber fest begründend, die Erklärung nicht übereilend oder erzwingend, mehr suchend als findend; schon dieß läßt uns von ihm gerade im Zend viel erwarten. Aber wir müssen auch hinzufügen, ohne mehriähriges eifriges Studium der Anquetil'schen Handschriften, wie sie in Paris liegen, war hier gar nichts Tüchtiges zu erreichen: weder das schmale Heft der Olshausen'schen Ausgabe, welche sich indeß sehr vortheilhaft durch den Zusatz der Varianten auszeichnet, noch weniger die an vielen Stellen fehlerhafte lithographierte Handschrift des Wendidad = Sade genügte auswärts: alle Handschriften mußten erst wiederholt verglichen und stets aufs neue vorgenommen werden, um den in ihnen zerstreuten alten Text und in diesem die wahre Gestalt und Farbe der alten heiligen Sprache wieder zu erkennen; Hr Burzouf hat dieß richtig erkannt und an Ort und Stelle in Ruhe ausgeführt, dadurch aber auch einen so festen Grund zum genauern Verständniß des Zend gelegt, daß die Auswärtigen vorläufig am besten thun ihn zu hören. Sein Buch ließt sich außerdem für jeden im Sanskrit nicht ganz unerfahrenen sehr leicht und verständlich: es sucht ausführliche Begründung und Beweisführung, den Gang der Untersuchung immer aufs neue vor den Augen des Lesers aufrollend; welches bey ganz neuen Feldern der Literatur, wo ein Einzelner erst alles selbst lernen und zum Schwerern fortschreiten muß, ein geeigneter Weg scheint, so wenig Ref. übrigens in Wissenschaften, welche über die ersten Anfänge schon hinaus sind, solche Breite billigen kann. Durch sehr umfassende Gelehrsamkeit, durch reinen Geschmack und gesunden Scharfsinn wird auch die Aus-

fürlichkeit dieses Werks wieder anziehend und von aller Ermüdung befreiend. Und wenn endlich das ganze Werk mehr in einzelne Abhandlungen und Bemerkungen über die sich darbietenden Fragen zerfällt als ein streng und scharf gehaltenes Ganze gibt: so entschuldigt sich auch dieß durch die Unmöglichkeit, da wo alles erst zu lernen und zu erforschen ist, sogleich mit Allem fertig zu seyn und ein Ganzes als in sich einig zu ordnen: vorläufig ist es genug, wenn das Einzelne, wie es hier an die Reihe kommt, gut abgehandelt und von den Lesern wie es verdient erwogen wird; die Zusammenfassung und Vollendung kann mit der straffern Darstellung dann leicht später einmal zur rechten Zeit hinzukommen.

Doch liegt es von der andern Seite auch eben wieder an dieser lobenswerthen Beschränkung, daß das Einzelne noch nicht immer genügend aufgefaßt und dargestellt wird. Es ist in der That sehr gut und als Grundsatz aufs höchste zu achten, nichts voreilig erklären zu wollen, wie der Verf. mit Recht meint Not. p. CXXX: aber wenn man überhaupt weiß, was in sprachlichen Dingen der Mensch erklären kann, nämlich zwar nur die Erscheinung, aber diese auch in ihrem vollen Zusammenhange, so wird man auch einsehen, daß die Scheu vor tieferm Eindringen und rechtem Erklären zu nichts führt, weil selbst die verhältnißmäßige Richtigkeit und Helle der Darstellung des Einzelnen vom Maß der Erkenntniß des innern Zusammenhangs abhängt. Dieser Zusammenhang ist indeß im vorliegenden Werke aus guten Gründen noch nicht gesucht und erstrebt: es ist daher zwar ein sehr gründlicher, sicherer Anfang zu den Zerstudien, und ist als ein Glück zu betrachten, daß eine

fast ganz neue Wissenschaft zur Zeit, da sie sich ausbreiten will, so sichere Grundlage gewinnt: nur dürfen wir es auch nicht anders aufnehmen und benutzen als eben so, daß wir dadurch zu weitem Anwendungen und Forschungen geleitet werden.

In der vorausgeschickten Abhandlung 'über das Zendalphabet' ist indeß schon viel innerer Zusammenhang, ein Versuch alles zu erschöpfen. Mit Uebergehung aller bloß geschichtlichen Fragen über dieß in geschichtlicher Rücksicht vielfach merkwürdige Alphabet untersucht der Verf. hier die Eigenthümlichkeiten der Zend-Laute, eine von Anfang an eben so nothwendige als in Einzelheiten schwierige Untersuchung. Eine Menge wichtiger Thatsachen tritt hier zum ersten Mal in scharfen und umfassenden Umrissen hervor; Ref. wüßte dieser Darstellung keine andere bis jetzt über Zend versuchte an die Seite zu stellen. Nur der Gang der Beschreibung hat dadurch etwas störendes, daß der Verf. die Consonanten nach der Reihe des von Anquetil bekannt gemachten Zend-Alphabets durchgeht. Dieses ist, was Ref. sich hier nicht gelesen zu haben erinnert, aber leicht zu sehen ist, nach dem persisch-arabischen Alphabet geordnet, wie schon das Pehlvi. Was hat aber die alte Zend-Sprache mit der im Semitischen üblich gewordenen, an sich völlig unwissenschaftlichen Ordnung der Laute gemeinsam? das arabische Alphabet hat zumal diese Ordnung aufs bunteste gemischt; und da diese arabische Ordnung erst mit dem Islam nach Persien gekommen seyn kann, so zeigt sich keine Ursache, welche uns zwänge die alten Zend-Laute nach so verkehrter Reihe abzuhandeln. Hat doch der Verf. bey den Vocalen die Ausnahme gemacht; warum wurden nicht auch die Conso-

nanten nach ihrer wahren Folge beschrieben, und dadurch alles viel übersichtlicher und deutlicher gemacht?

Bey den Vocalen des Zend ist leicht bemerkbar eine außerordentliche Auflösung, Flüssigkeit und Weichheit, wodurch das Zend vom Sanskrit sich eben so weit entfernt als es sich sehr stark gewissen griechischen Dialecten nähert, wie das gegen der Verf. in seinem Consonant-System eine auffallende Aehnlichkeit mit dem der deutschen Sprachen nach J. Grimm's Grammatik gefunden hat. Zwey Dinge sind dabey besonders eigen: zuerst das äußerst häufige Erscheinen eines *ā* vor ursprünglichem *ô* oder *ê*, da wo dieses *a* nie zur Wurzel oder Bildung gehört. Der Verf., hier eine Erklärung der Erscheinung wagend, stellt die Ansicht auf, das Zend habe hier statt des aus *a + u*, *a + i* zusammengesetzten *ô*, *ê* den ursprünglich getrennten Laut da beybehalten, wo im Sanskrit die innere Vocalverstärkung oder Guna eintreffe. Daß das Zend vieles Alterthümliche treuer als das gewöhnliche Sanskrit bewahrt habe, scheint zwar auch dem Ref. gewiß, aber er wendet diesen Satz etwas seltener an als der Verf. und glaubt gerade im vorliegenden Falle dem Zend keine Ursprünglichkeit zuschreiben zu können. Denn die Fälle, wo sich wirklich im Zend die zwey Vocale noch unaufgelöst neben einander erhalten, sind ganz anderer Art; z. B. *bâzêus* für sanskr. *bâhôs*, der Gen. von *bâhu* (*πῆχυς* und *βραχίον*), woraus wir wenigstens lernen, daß als zweyter Laut dann das reine *u* oder *i* nach *e* oder *a* (beide im Zend schon viel verwechselt) bleibt, nicht aber in *ô* oder *ê* übergeht. Auch scheint uns der Vf. zu viel zu behaupten, wenn er dieß *aô*, *aê* auf den Fall von Guna be-

schränkt: schon der nachfolgende Commentar enthält manche Stelle, welche dem widerspricht. Verf. kann sich nicht enthalten in diesen Lauten einen von den vielen Beweisen der Vocalweichheit des Zend zu sehen, wobey die Vergleichung des Griechischen am gerathensten ist. Die schweren Laute *ô*, *ê* sind durch ein sich vorn ablösen des und sonderndes *ä* zu *aö*, *aë* auseinandergezerrt und gesänftigt, wie *ὀρόωρα* erst von *ὀρῶρα* wieder auseinandergezogen ist. Dafür spricht auch die Möglichkeit, nun hinten kürzer *aö* für *aô* zu sagen, wie der Verf. in gewissen Handschriften vorherrschend geschrieben findet. Auch ist leicht einzusehen, warum sich diese Auflösung mehr bey dem stärkern Laute des Guna zeigt als sonst. — Zweytens ist sehr merkwürdig die Doppelhörigkeit eines *i* oder *u* durch Vorrückung um einen Consonanten, wie *païti* für *pai*, *aïrvat* für *arvat*, deren Erklärung der Verf. bloß in dem Wesen der Laute *i* und *u* findet. Aber zugleich scheint hier und sonst eine sehr wichtige, für die ganze Lautlehre entscheidende Rücksicht übersehen zu seyn, die des Worttones, ohne welche nie eine Sprache wohlverstanden werden kann. Zwar haben wir im Zend zu bedauern, daß wir seinen Ton weder durch lebendige Ueberlieferung noch durch alte gelehrte Zeichen kennen: aber in der Sprache selbst sind sehr bedeutende Spuren und Anzeichen des lebenden Tones zu entdecken, wie es sich in mehreren alten Sprachen zeigt, daß je mehr die ganze Sprache uns wieder im Geiste aufersteht, desto deutlicher auch ihr Ton in vielen Stücken wieder erkannt werden kann. Die Wichtigkeit der Beachtung des Tones wächst, je mehr eine Sprache die Schärfe der ursprünglichen Laute verliert; und das Zend hat, mit dem Sanskrit verglichen,

schon sehr bedeutend seine Endsyllben abgestumpft und verkürzt. Wenn man so beachtet, daß der Ton im Zend vorherrschend von den letzten Syllben auf die vordern fortgerückt ist, so wird erst jenes Vordringen des *z* und *u* erklärlich: das Zend hat hier den halben Weg zurückgelegt zum französischen *commentaire*, *repertoire* aus *commentari-* u. s. w.

Im Commentar und den übrigen folgenden Bemerkungen findet sich so viel Neues und Anziehendes zur Erklärung des Zend als Sprache, daß wir, berichtigend zugleich und weiter fortführend, nur wenig ausheben können. Sehr lehrreich sind z. B. die Bemerkungen des Verf. über die bekannten Namen *Ormuzd* und *Ahriman*, in der vollen Zend-Aussprache *Ahura Mazdao* und *Agro-manjus*. Daß Hr. Burzouf das häufig allgemeiner für 'Gott' vorkommende Wort *Ahura* nicht, wie neulich in Deutschland vorgeschlagen war, aus dem indischen *Asura* d. i. 'Ungott' ableitet, damit ist Ref. von ganzem Herzen einverstanden: denn wie sonderbar es wäre, wenn die Zend-Religion, weil sie die *dévas* oder 'Götter' der ältern, bey den Indern gebliebenen Naturreligion zu 'Dämonen' herabgesetzt hat, deswegen die 'Ungötter' oder Dämonen der Indier zu ihren wahren Göttern heraufgehoben hätte, das bedarf für den zumal, der die Religion der Perser kennt, keines langen Beweises, da es schon an sich schwerlich glaubhaft ist. Sobald man weiß, daß *ahu* (aus *asu*, B. *as*) im Zend 'Wesen' im höhern Sinne oder das Ewige, Herrschende bezeichnet, wird man nicht lange anstehen von diesem Worte jenes *ahura* in der Bedeutung eines einzelnen 'Gottes' abzuleiten. *Mazdâo* erklärte man gewöhnlich bloß durch 'Groß'; aber der Vf. meint

mit Recht, daß sich so -dào nicht verstehen lasse, welches auf ein zweytes Glied im zusammengesetzten Worte hinweist: und da nun die vor zwey Jahrhunderten entstandene Sanskrit-Üebersetzung diesen Namen immer durch Mahāg'nāni d. i. Großweiser überträgt, so liegt die Ableitung von maz- d. i. = mah, μεγ, und dhā oder dhâ (δλ - δά - σκω, es muß auch sanskr. dhjai verglichen werden) 'wissen' sehr nahe. Der erste der guten Götter heißt also den Parsen 'Gott der hochweise'. Im Namen seines Gegentheils ist mainju am deutlichsten: es kommt oft für 'Geist' vor, von man denken; das unterscheidende Wort, worin erst der besondere Begriff des bösen Geistes liegen kann, ist also agro; aber gerade dieses, welches nach Ueberlieferung der spätern Parsen etwa so viel als 'schlecht' bedeuten soll, ist etymologisch sehr dunkel. Die Ableitung Bopp's vom sanskr. asra 'Blut' führt der Vf. an, läßt sie aber fallen; wirklich müßte erst gesagt werden, woher dieses sanskr. Wort stamme. Die Bedeutung 'böse, schlecht' nach der Ueberlieferung festhaltend, glaubt der Verf. doch, das Wort habe im Sanskrit nichts entsprechendes, vielleicht lasse sich bloß das englische angry vergleichen. Ref. indeß zweifelt nicht, daß dem Zendworte durchaus das sanskr. ugra entspreche; denn zunächst stimmt dessen Bedeutung vollkommen mit der parsischen Ueberlieferung überein, und Siva, dem Ahriman als Zerstörer ähnlich, trägt im Indischen den Namen Ugra; und daß ferner ein sanskr. u- einem a- in den verwandten Sprachen gleichen könne, zeigt, obwohl dieses Vocalverhältniß selten ist, doch unzweydeutig das sanskr. ubhau = ἀμφο, ambo; auch ist nach aller Wahrscheinlichkeit das sanskr. Substantiv agha (Sünde), worin sich

daß *a* noch vorn rein zeigt, derselben Wurzel. Die Erklärung dieser zwey berühmten Namen, früher so oft auf Ungefähr gerathen, kann also doch sicherer gestellt werden, welches ein gutes Zeichen seyn mag für unsern gesammten Fortschritt im Zend-Verständniß. — S. 136 kommt ein Zendwort *khratu* = *خرد* 'verständlich' vor, welches der Verf. mit dem sanskr. *kratu* 'Opfer, (von *kri* machen) und mit *kri* 'machen' zusammenbringt, glaubend 'machen' und 'verstehen' sey aus einer Quelle. Ref. muß dieß für irrig halten, und fügt hinzu, ohne sich weiter in Widerlegung einzulassen, daß die Wurzel, wovon jenes Zendwort und das *κρίνω*, *cerno* kommt, im Sanskr. nicht *krī*, sondern *krî* lautet und 'scheiden' bedeutet. — S. 138 f. wäre das sanskr. *parama* dem Zendworte *apanatema* zu vergleichen, da beide von der Präposition *apa* stammen und als Superlative 'höchst, best' bedeuten. — S. CXXV leitet der Verf. bey dem Beweise, daß im Zend auch Wörter auf *-ar* im Nominativ *s* annehmen, *âtars* 'Feuer' von *â-tri* ab, als das 'hindurchgehende, durchdringende'; Ref. glaubt aber, daß der Verf. anders urtheilen würde, wenn ihm die entsprechenden neupersischen und Sanskrit-Wörter gegenwärtig gewesen wären. Im Neupersischen ist nicht bloß *آتش* Feuer, verkürzt aus *âters*, sondern auch *آز*; dieses führt aber nothwendig auf sanskr. *âgira* Feuer, eigentlich das fressende (eine viel passendere Beschreibung) von *W. ag* = *ad*, *edere*; *âtars* muß daher im Zend für *at-tar-s* stehen, nach der sonst vom Vf. richtig gegebenen Ansicht, daß das Zend statt Verdoppelung desselben Consonanten den vorigen Vocal verlängert.

Wir schließen mit der Bemerkung, daß der

Verf. schon in dieses Bandes Untersuchungen manche schätzbare Erörterung über altpersische Religion, über die Namen der Szed's, über geographische Namen im alten Persien und die mögliche Ausdehnung der Zendsprache, so wie über viele andere Gegenstände des Alterthums eingeflochten hat. In solcher Hand wird das Sprachstudium eine Fackel für viele verborgene Seiten verschwundener Zustände; und wenn es nicht die übrigen Studien des Alterthums ersetzen kann, so dient es wenigstens allen zur Sicherheit.

H. G.

L e i p z i g.

Sumptibus C. H. F. Hartmanni: C. Sallusti Crispi opera quae supersunt. Ad fidem codicum manu scriptorum recensuit, cum selectis Cortii notis suisque commentariis edidit et indicem accuratum adiecit Fridericus Kritzius, phil. Dr., in regio gymnasio Erfurtensi superiorum ordinum praeceptor, societatis Latinae Jenensis sodalis. Vol. I. 1828, Catilinam continens, XXVI und 328. Vol. II, 1834, Jugurtham continens, XIV und 608 Seiten in Octav.

Es war schon lange die Absicht des Ref., auch über vorliegende Bearbeitung des großen Römischen Geschichtschreibers zu berichten, besonders da sie neben den gleichzeitigen doppelten Leistungen Gerlach's (G. g. A. 1832. S. 449 und 1982) und Herzog's einen sehr ehrenvollen Platz behauptet. Nur das verspätete Erscheinen des zweiten Bandes, welcher außer dem Jugurtha auch noch die Bruchstücke der Geschichtsbücher in einer ganz neuen Anordnung enthalten sollte, die aber jetzt nebst andern Zugaben für

einen dritten noch nicht erschienenen Band aufgespart sind, hat Ref. bisher verhindert, diese Pflicht gegen das so beachtenswerthe Unternehmen zu erfüllen.

Der Herausg. selbst bezeichnet seine Arbeit als eine solche, welche die Mitte zwischen Gerlach's und Herzog's Leistungen halten soll. Sein Bestreben war weniger, die höhern Ansprüche der critischen Gelehrten zu befriedigen, als vielmehr die Privatstudien lernbegieriger Jünglinge auf eine allgemein verständliche und zweckmäßige Art zu fördern, und nur solches zu geben, was in unmittelbarer Beziehung auf Salustius und dessen Spracheigenthümlichkeiten steht. Ausgeschlossen sind also alle abschweifende Noten- aufeinanderhäufungen, zu deren endloser Fortsetzung sich sonst leicht eine Veranlassung findet. Durch diese sehr lobenswerthe Richtung hat die grammatische Erklärung des Salustius ungemain viel und vielleicht mehr gewonnen, als durch die vereinten Anstrengungen aller frühern Herausgeber. Obgleich kein Schüler des größten Grammatikers unsers Jahrhunderts, sondern vielmehr ein dankbarer Anhänger und Verehrer Böckh's; dem auch der erste Band des vorliegenden Werks neben dem seligen Reifig gewidmet ist, so weiß doch Hr Dr. Kriz die unsterblichen Verdienste Hermann's um die wissenschaftliche Gestaltung der Griechischen Grammatik, und den wohlthätigen Einfluß, den derselbe dadurch auch mittelbar auf die zweckmäßigere Bearbeitung der lateinischen Sprachlehre gehabt hat, unumwunden zu würdigen und sich darnach ganz unbefangenen auszubilden. Durch die Anwendung einfacher philosophischer Grundsätze haben selbst die vielfach verzweigten und sich durchkreuzenden Einzelheiten eine sichere Ordnung und lebendigere Bedeut-

samkeit erlangt. Der glänzendste Beweis, wie sehr der Herausgeber den Stoff durchdacht hat und überall beherrscht, ist eine sehr ansprechende Klarheit der Darstellung, die sich bis auf die feinsten und schwierigsten Begriffsentwickelungen erstreckt. Daß dieses selbständige tiefere Forschen und neue Anordnen nicht immer frey von polemischen Seitenblicken auf angesehene Vorgänger geblieben ist, darüber wird sich Niemand wundern, der die selbstsüchtige Willkühr kennt, die sich durch anmaßende Machtsprüche und daneben durch überwiegende Gelehrsamkeit in ein zu großes Ansehen gesetzt, und dadurch der Mehrzahl, die mehr glaubt als forscht, offenbar zu schaden angefangen hatte. Obgleich ohne den Vortheil, neue Hülfsmittel von entscheidender Vortrefflichkeit zu benutzen (denn die Vergleichung des Dresdner und des Meißner Codex lieferte, so genau sie auch durch die eigene Hand des Oberregierungs-Raths J. Schulze in Berlin veranstaltet worden ist, keine erhebliche Ausbeute zu einer bessern Gestaltung des Textes; und die beiden Handschriften der Diezischen Sammlung der Königl. Bibliothek zu Berlin, so wie besonders der Görlitzer Codex des zwölften Jahrhunderts boten größtentheils nur Bestätigungen des Bessern und Besten, was schon bekannt war, und haben in sofern die gute Sache bedeutend gefördert), so hat doch der Herausg. den von seinen Vorgängern aus mehr als 160 Handschriften mit ungleicher Sorgfalt gesammelten Apparat gewissenhaft und mit durchgreifender grammatischer Beweisführung anzuwenden, und darnach einen Text zu bilden gesucht, der sich freylich im Ganzen dem Gerlach'schen am meisten nähert, aber von dem Corteschen, der sich ein volles Jahrhundert in ungeschmälertem Ansehen erhalten hatte,

noch mehr abweicht. Nach Gerlach's freymüthiger Erklärung über Corte's verfehlte und mißverstandene Ansicht über Salustische Spracheigenthümlichkeit, hat sich das lange zurückgehaltene kritische Bewußtseyn immer stärker und kräftiger gegen diesen in der Salustischen Literatur so hochgefeierten Namen ausgesprochen, so daß es nun beynahе heilsam scheinen möchte, diese Tadelsucht, die kein Maß mehr kennt, in ihre Grenzen zurückzuweisen. Corte, der seine kritische Bildung dem Studium der Holländischen Schule verdankte und es in seinem Salustius mit den vorzüglichsten Mustern der Holländer, mit den Burmannen, mit Haverkamp, u. a. aufnehmen kann, so daß er seinem Geiste und seinen Bestrebungen nach eher für einen Holländer als für einen Deutschen gelten darf (wenigstens sind seine Ausgaben der Classiker in die Reihe der Holländischen zu stellen), der Holländer Corte also war weder der erste noch ist er der einzige der die vielbesprochene irrige Meinung von Salustischer Alterthümlichkeit und Kürze aufgestellt hat. Niemand hat aber mit strengerer Consequenz jene einseitige Ansicht durchgeführt, und sie durch einen glänzenden Aufwand von ausgewählter Gelehrsamkeit selbst den philologisch Gebildeten aufgedrungen, als gerade Corte. Im Einzelnen hat er jedoch Manches ergründet, was man für immer als unumstößlich wahr anerkennen wird, so daß er selbst bey verfehlter Grundansicht einer der vorzüglichsten Bearbeiter, wie wohl nicht der sospitator des Salustius bleibt. Wer uns aber diesen Schriftsteller seiner ursprünglichen Reinheit näher bringen will, muß die vielgepriesene Kürze und unsterbliche Raschheit seiner Darstellung, die man in neuern Zeiten mehr bewundert als versteht, oder meistens nur

davon spricht, weil scharfe Richter des Alterthums sie lobenswerth gefunden haben, nicht durch ein amputatorisches Verfahren gegen kleine unschuldige Wörtlein, wie da sind pronomina personalia, das verbum substantivum, Conjunctionen u. s. w. zu erreichen oder zu fördern suchen, welche gute und schlechte Handschriften freylich oft genug auslassen, wo sie andere ebenso glaubwürdige Quellen darbieten, so daß es fast in keinem Falle an Auctorität dafür oder dagegen fehlen kann, und man oft in Versuchung geräth, die menschliche Flüchtigkeit des Abschreibers für die immortalis velocitas des unnachahmlichen Salustius zu halten; sondern er muß vielmehr die wohlberechnete kunstreiche Gedrängtheit der Rede und das abruptum sermonis genus aus der Subjectivität des patriotischen Römers entwickeln, der den geschichtlichen Stoff ganz in sich aufgenommen hat, und nun die Fülle seiner tiefsinnigen Gedanken, welche die pragmatische Richtung seines Geistes und die lyrische Stimmung seines Gemüths ganz eigenthümlich färben, mit gemessenem Ernst aber in starken Zügen kurz und bündig darstellt. Durch dieses rasche Zusammendrängen der wesentlichen Momente, das einen ungemein regen Kunstsinne aber zugleich ein langsames Schaffen voraussetzt, was die Alten auch noch ganz besonders von Salustius bemerken, ist er oft bey gedankenlosen oder zerstreuten Lesern in den unverdienten Tadel von zerrissener und dunkler Darstellung gefallen. Die Deutlichkeit wird aber durch die gedrängte Verkettung der Perioden und durch den hinreißenden Gang der Gedanken in der That weniger beeinträchtigt, als durch die gedehnte und wortreiche aber gedankenleere Breite und Fülle anderer Schriftsteller.

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

G e s t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

108. Stück.

D e n 11. J u l i u s 1835.

L e i p z i g.

Beschluß der Anzeige: C. Salusti Crispi
opera quae supersunt. etc. etc.

Als nothwendiges Erzeugniß geistiger Individualität muß dem Kritiker die Salustische Darstellung erscheinen; und nur von einem geistigen Standpuncte aus wird es ihm gelingen, das Einzelne aus der unendlichen Verwirrung der zahlreichen Handschriften herzustellen, von denen doch keine so beschaffen seyn soll, daß sie den Vorzug vor allen übrigen verdiente, und zur Basis des Textes gemacht werden könnte. Der materielle Standpunct hingegen wird sich bey seiner starren Betrachtung der Salustischen Rede nach ihrem extensiven Umfange nie zu einer heilbringenden Ansicht erheben. Eben so wenig wird man durch persönliche Handhabung der Handschriften allein, die aber in anderer Rücksicht unerläßlich ist, oder durch die diplomatische Würdigung des Materials überhaupt zu der durchgreifenden Sicherheit des Urtheils gelangen, die man selbst

nach den Vorarbeiten dreier Jahrhunderte noch immer vermißt. Als lobenswerthe Versuche, diesem Zustande von schwankender Unsicherheit nach Kräften abzuhelfen, müssen indeß die neuesten Bearbeitungen angesehen werden, die in vielen Einzelheiten aus der oft sehr verworrenen Masse von Varianten dasjenige mit Glück gewählt haben, was dem Geiste des Schriftstellers und dem wahrscheinlich richtigsten Sinne desselben am angemessensten schien. Herr Dr. Kritz verbindet gerade hier den feinsten Tact mit der gründlichsten Kenntniß des Salustischen Sprachgebrauchs, der, je mehr Eigenthümlichkeiten er dem Forscher darbietet, die frühern oft sehr befangenen Kritiker um so geneigter machte, stets das Abweichendste und hier und da auch das Sinnloseste für Salustisch auszugeben. Die tiefe Besonnenheit und hohe Weltanschauung des Salustius, die dem denkenden Leser zur Belehrung und Erhebung über das Niedere und Gemeine dienen soll, gewinnt durch die wohl berechnete Einmischung von archaischen und feyerlichen Kernaussdrücken der Catonischen Zeit, in welcher sie vorgetragen wird, und die selbst den nächsten Zeitgenossen des Salustius unerreichbar und deßhalb tadelnswerth schien, eine ergreifende und bleibende Wirkung, die der Kritiker durch Ueberschreitung des rechten Maßes leicht schwächen und auch wohl ins Lächerliche drehen kann. Es ist daher sehr erfreulich, daß der Herausg. auch auf diese ebenso merkwürdige als großartige Spracherscheinung, die ganz individuell ist und sich unter ähnlichen Umständen ähnlich gestalten kann, seine besondere Aufmerksamkeit gerichtet hat. Und hier hatte er nun eine sehr günstige Gelegenheit, die reichen Schätze seiner gelehrten grammatischen und syntactischen Belesenheit geltend zu machen,

und zwar immer mit Bezug auf den psychologischen und ethischen Standpunct des zu erklärenden Schriftstellers. Was Gorte in dieser Rücksicht erforscht hatte, ist anerkannt und aufgenommen worden. Manches findet man hier vielleicht mit größerer Ausführlichkeit abgehandelt, als gewöhnlich den Bedürfnissen der lernbegierigen Jugend angemessen scheint. Allein diese Fülle der Auslegung kommt ganz besonders den Privatstudien der Schüler zu Statten, und bildet zugleich eine Vorschule zur nähern Kenntniß der neuesten Resultate der Sprachforschung, die der Verf. stets berücksichtigt, und die er selbst bedeutend fördert und erweitert. Um jede einzelne Spracherscheinung in ihrem Wesen aufzufassen und sie logisch, oder psychologisch oder ethisch zu entwickeln, bedarf es oft ausführlichere Beweise und Rechtfertigungen. Außerdem wird dadurch der Eifer für Genauigkeit belebt und die Liebe zur Selbstthätigkeit und zum eigenen Forschen geweckt. Gründliche Ausführlichkeit ist daher bey nothwendigen Veranlassungen des Textes durchaus nicht zu tadeln; der oberflächlichen Breite kann man aber nie ernstlich genug entgegen arbeiten. Und sonderbar ist es, daß beide Richtungen oft gleichzeitig neben einander auftreten; ja noch sonderbarer ist es, daß die zweite Richtung sich selbst nach der so glänzenden Entwicklung der ersten in demselben Lande noch hervordrängen kann, ohne irgend eine Kenntniß oder auch nur eine Ahndung von der ersten zu haben. Der Grund dieser Erscheinung mag wohl in dem fühlbaren Mangel an äußerem literarischem und auch wohl geistigem Verkehr zu suchen seyn. — Die letzte Ausgabe der beiden Salustischen Kriege erschien zu

W i e n

bey dem Universitäts-Buchhändler Fr. Beck,
1835: Caj. Crisp. Sallustii bellum Catilina-
rium atque Iugurthinum usibus juv. ad-
comm. Aug. Pappaur. Vol. I. XXXII u.
168. Vol. II. 256 Seiten in gr. Octav.

Der Schmutztitel, welcher diesen compen-
diösen Haupttitel ergänzt und erweitert, lau-
tet am Ende so: ad codices Parisinos nuper
recensitum selectioribus notis illustrare et
usibus juvenum adcommo^dare studuit Au-
gustinus Pappaur. Praemittitur tracta-
tio de vita, genere dicendi et scriptis Sal-
lustii cum indice potiorum editionum. So
erwünscht nun auch diese nähere Bezeichnung des
Haupttitels durch den Schmutztitel ist, so muß
doch der neue Versuch, den in Rücksicht des
Sinnes und der Buchstaben abgekürzten Haupt-
titel durch einen erklärenden Schmutztitel ver-
ständlicher zu machen, um so auffallender erschei-
nen, da man sich bisher nur an den umgekehr-
ten Fall gewöhnt hatte. Doch abgesehen von
der Sonderbarkeit dieser Erscheinung des Schmutz-
titels, darf man wohl mit Recht fragen, ob die
Titel überhaupt auch buchstäblich wahr und rich-
tig sind. Wer im Alterthume oder in neuerer
Zeit je die Namen Caii Crispi so zwecklos ab-
gekürzt hat, wie der Herausg., nämlich Caj.
Crisp. (was typographisch betrachtet gar keine
Abkürzung ist, denn . nimmt eben so viel Raum
ein, wie i), ist Ref. nicht bekannt. Ein einfaches C.
für das Pränomen Cajus ist hergebrachte Sitte;
aber das Cognomen darf gar nicht abgekürzt wer-
den, am wenigstens auf dem Titel. Seinen ei-
genen Vornamen hat der Herausg. Aug. ge-
schrieben, was, wenn der Schmutztitel es uns

nicht lehrte, gewiß Niemand für Augustinus genommen haben würde. Ueber die Stellung des Cognomen vor dem Nomen ist man in diesem Falle von jeher nicht einig gewesen, wiewohl die allgemeine Regel zu dem Gegentheil rãth. Horaz redet freylich einen Neffen des Geschichtschreibers Crispe Salusti an, welche Folge bisher die meisten Herausgeber, und neulich auch noch Drelli wiederholt haben. Gerlach, der zuerst C. Crispi Salustii quae supersunt drucken ließ, hat sich doch jetzt mit Herzog u. a. zu der nach des Ref. Ansicht einzig richtigen Folge Cai Salusti Crispi bekannt, und zugleich auch die richtige Form des Genitivs hergestellt, die weder Herzog noch Kris berücksichtig hat, da sie doch Horaz außer allen Zweifel setzt, und sie sonst auch diplomatisch fest steht. Ferner möchte auch wohl das Gewicht handschriftlicher Ueberlieferungen sich entschieden auf die Seite der Schreibart Salustius mit einem einfachen l neigen. Dazu kommt noch die Auctorität der Inschriften; und an den zahlreichen Stellen anderer Schriftsteller wo der Name vorkommt, ist das einfache l ebenfalls vorherrschend, obgleich nicht immer von den Herausgebern bemerkt und noch weniger befolgt. Man vergl. die not. crit. ad Scriptores rerum mythicarum Romae nuper repertos II, 53 S. 86. II, 170. S. 103. Im funfzehnten Jahrhunderte kannte man auch noch kein doppeltes l in diesem Namen; und die 38 Ausgaben, welche vor 1500 gedruckt sind, haben sämtlich Salustius; und wo Sallustius erscheint, kann es als Druckfehler gelten, der vielleicht ursprünglich durch die Aussprache veranlaßt sich hernach im Drucke fest setzte. Kãme der Name von salus, wie Gerlach behauptet, so wãre der Streit mit einem Male geschlichtet. Aber leider ist die erste

Sylbe immer lang (Horat. Od. 2, 3, 8. Serm. 1, 2, 48), was auch Herzog nicht beachtet hat. Doch genug über den Namen, bey dem man sich stets wundern muß, daß er, nachdem man ihn schon mehrere hundert Male neu aufgelegt hat, noch immer zum Gegenstande des gelehrten Streites dient. *Tantae molis erit Romanum condere nomen.* — Wir kehren jetzt zum Schmuktitel zurück.

Dieser erklärt, das Werk sey ad codices Parisinos nuper recensitum und mit selectioribus notis beleuchtet. Aus der Vorrede geht nun hervor, daß Hr P. mit der Recension nach Pariser Handschriften keine andere meint, als die im Jahre 1821 durch J. L. Burnouf veranstaltete; und seine Auswahl von Noten ist auch vorzugsweise aus derselben Pariser Ausgabe entlehnt. Ref. bedauert es sehr, diese ausländische Bearbeitung des Salustius aus eigener Ansicht nicht zu kennen, die vor den inländischen eines Herzog, Kritz, u. a. einen so unbedingten Vorzug verdiente. Wie aus den Excerpten hervorgeht, so war freylich Burnouf mehr dazu geeignet, den Wünschen des Herausgebers zu entsprechen, als unsere deutschen Gelehrten. Hr P. wollte nämlich der Wiener Jugend ein bequemes Hülfsmittel zum leichtern Verständniß des schweren Salustius in die Hände geben, um dadurch den in der Sprache und in den Alterthümern weniger Unterrichteten den Gebrauch der Uebersetzungen entbehrlich zu machen. Wie sich also vor Zeiten Minellius und andere nach der Art des Minellius durch ähnliche wohlgemeinte Unternehmungen bey der hülfbedürftigen Jugend beliebt zu machen suchten, so setzt auch Hr P. in dem Kreise, den er sich wünscht, eben nicht sehr viele Kenntnisse voraus; sondern verlangt

nur, daß man die ersten Elemente der Grammatik inne habe. In dieser bescheidenen Vor- aussetzung beleuchtet er dann ganz anspruchlos und mit Hülfe von Sanctii Minerva, Nolte- nii Lexicon antibarbarum, Nieupoort de ritibus Romanorum, Cellarii notitia orbis antiqui, und anderer langbewährter Bücher, die er aus seiner reichen und tiefen Belesenheit als Hauptquellen anführt, sowohl die Sprache als auch die Antiquitäten. Man sieht also, wie groß der Kreis ist, den der Herausg. in seinen Plan eingeschlossen hat, und wie sehr er sich bemüht, nur solches mitzutheilen, was den Bedürfnissen und der Fassungskraft dieses großen Kreises an- gemessen zu seyn schien, und mit wie weiser Vorsicht er alles dasjenige vermeidet oder ent- fernt, was entweder durch Tiefsinn abschreckt, oder durch Scharfsinn aufregt, oder endlich durch Neuheit imponiert. Für seine synonymischen Be- griffsentwickelungen, auf die er ein besonderes Gewicht legt, stand ihm Ernesti zu Gebote; sonst ist auch hier auf die neuern Forschungen sehr ausgezeichnete Gelehrten keine Rücksicht ge- nommen. Bekanntlich hat Herzog gerade die- sem so anziehenden Theile der Auslegung eine angestrenzte Aufmerksamkeit gewidmet, und man- ches sehr gelungene Resultat zu Tage gefördert. Diesen selbständigen und gründlichen Gelehrten zu übertreffen, ist schwer; aber eine Unbekant- schaft mit seinen Leistungen kann nur durch den Standpunct entschuldigt werden, den der Her- ausg. einnimmt. Vielleicht wollte dieser alle Weitschweifigkeit und Breite vermeiden, welche von der Entwicklung und Bestimmung synony- mer Begriffe unzertrennlich ist, indem die Be- weisführung mit Beispielen aus Schriftstellern geschehen muß, deren Auffuchung und zweckmä-

fige Zusammenstellung sehr mühsam und zeitraubend ist, wenn man sich nicht mit der Wiederholung dessen begnügen will, was die ältern Etymologen oft einseitig und meistens ohne philosophischen Geist gesammelt haben. Nirgendß aber bedarf es der selbständigen Forschung mehr, und nirgendß gilt fremde Auctorität weniger, als gerade in sprachphilosophischen Versuchen dieser Art.

In der Abhandlung de Sallustii vita, genere dicendi et scriptis ist Herr P. nach seiner eigenen Angabe dem Italiänischen Gelehrten Bartholomäo Nardini, dessen Ausgabe des Sallustius 1820 (Mediol. et Brixiae) erschien, vorzugsweise gefolgt. Es ist aber schade, daß Nardini und folglich auch Herr P. die treffliche Schrift Löbell's nicht gekannt, wenigstens nicht benutzt hat. Vorarbeiten wie diese und besonders noch wie die von Gerlach, dessen kritische Würdigung der Nachrichten über Sallust's Leben allgemein als sehr gelungen bekannt ist, haben ein Recht auf die Beachtung dessen, der uns denselben Stoff in einer neuen Form vorführen will. Hr P.'s Biographie ist bloß eine äußerliche, die auf keine neue Prüfung der Quellen, und auf keinen neuen Gesichtspunct Anspruch macht. Die Zeugnisse anderer Gelehrten gelten darin mehr als eigenes Urtheil, auf welches der Verfasser selbst kein großes Gewicht zu legen scheint. Ueber die Darstellung und die Schreibart des Sallustius, diesen herrlichen und fruchtbaren Gegenstand der Forschung, faßt sich der Herausg. sehr kurz, und macht nur auf die glänzendsten Partien der beiden übrig gebliebenen Werke aufmerksam, so daß es uns bey nahe scheint, als wollte Herr P. durch sein eigenes Beyspiel die unsterbliche Raschheit

des großen Römers uns erst recht begreiflich machen. Durch keine Bande, welche nur gewöhnliche Geister fesseln können, gehemmt, eilt er fort und sucht nicht eher einen Ruhepunkt, als bis er uns die lebendigen Bilder seines Geistes mit einem Male alle vor die Augen gestellt, Verschwörungen, Schlachten, Siege, Reden, psychologische Skizzen, ethische Reflexionen, tiefsinnige Blicke in das Menschenleben, in die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Selbst das entfernteste Ziel ist ihm immer nahe, nicht etwa weil er die Kunst versteht, einen langen Weg abzukürzen, was auch wohl nicht immer geschehen kann, sondern weil er mit stets raschen Schritten einher rennt, die Aufmerksamkeit zu fesseln weiß, vieles was er nur andeutet oder ganz übergeht, errathen läßt, und so dem Scharfsinne des Lesers ungemein schmeichelt. Diese Schmeicheley, ohne welche sich die Zahl der Leser bald in der Welt sehr vermindern würde, darf aber, wie leicht zu begreifen, nicht zu weit getrieben werden; sonst möchte der Leser vor lauter Schmeicheley bald nicht mehr wissen, welche Stellung er zum Verfasser annehmen soll, und vielleicht auf den scharfsinnigen Argwohn gerathen, der Verfasser habe ihn zum Besten, und nun im Unwillen zu einer Reaction seine Zuflucht nehmen, bey der der Verfasser nur den Kürzern ziehen kann.

Die eigenthümlichen Erscheinungen in dem Stile und in der Sprache des Salustius setzt der Vf. als bekannt voraus, und hält es daher nicht für nöthig, sie einzeln durchzumustern. Eine vorherrschende Neigung zu veralteten Formen, die in vielen Fällen ohne alle handschriftliche Auctorität dem Schriftsteller aufgedrungen wor-

den sind; weil man theils nach einer unverbürgten Consequenz strebte, theils auch den sonderbaren Glauben hegte, der starre unbeugsame Stoiker habe den Rost des Alterthums mit schlauer Vorliebe sich anzueignen gesucht, um dahinter wohl gar Jugendsünden zu verstecken, haben wir in vorliegender Ausgabe nicht bemerkt. Die Orthographie, die in den verschiedenen Bearbeitungen alle Abstufungen von der Catonischen Härte bis zu der vulgären Schreibart erfahren hat, ohne selbst jetzt auf eine bestimmte Ueberlieferung zurückgeführt worden zu seyn, erscheint bey Hn P. in einem schwankenden Zustande, und neigt sich zuweilen zu Corte, zuweilen zu Havercamp, jedoch so daß Corte in den meisten Fällen den Vorzug behält. Die sonstigen Sonderbarkeiten der Form in tonischer und graphischer Hinsicht mögen wohl von Burzouf herrühren. Merkwürdig ist in der That bey dem Salustius in dieser Rücksicht die Willkühr der subjectiven Ansichten und die imponirende Macht des Beyspiels, von der sich selbst vortreffliche Sprachkenner nicht losmachen können. Man fragt jetzt kaum mehr nach dem Ansehen der handschriftlichen Ueberlieferungen, bey denen freylich, da sie aus verschiedenen Zeitaltern stammen und sehr von einander abweichen, eine große Vorsicht nöthig ist. Oder wenn man sich dazu bequemt, so nimmt man, ohne den relativen Werth der einzelnen Codices vorher zu prüfen, die orthographischen Erscheinungen aus verschiedenen Quellen zusammen, und macht daraus eine Mischung, die um so sonderbarer vor uns tritt, je größer die Masse der befragten Handschriften ist. Bekanntlich hat der Text des Salustius im Allgemeinen durch dieses Verfah-

ren eine solche Mischlingsgestalt angenommen. Warum will man uns nicht endlich einmal einen Text nach der Basis einer anerkannt guten und glaubwürdigen Quelle liefern? Die Wahl wird freylich bey einer so großen Masse schwer seyn, und manchen Zweifel oder Widerspruch zulassen. Ueberschwemmt sind wir durch eine erstickende Fluth von Lesarten. Aber nur von sehr wenigen Quellen, und nicht immer den besten haben wir vollständige und treue Vergleichen. Das Meiste besteht in ungenügenden Auszügen, die oft mehr dem Zufalle, als der strengen Wahl eines geschärften Urtheils ihr Daseyn verdanken. Ref. wünscht daher nichts so sehr als daß man diesem ewigen Schwanken durch eine sichere Basis, wozu man mit vollem Rechte die fünfte Wolfenbüttler Handschrift (bey Gerlach), dann die erste Baseler und die erste Leydener wählen kann, nach Kräften entgegen arbeite, und nur im Nothfalle von den einmal gewählten Führerinnen abweiche,

G. H. B.

R o m.

Mit den Typen des Herausgebers gedruckt: *L'architettura antica descritta e dimostrata coi monumenti dall' Architetto Cav. Luigi Canina. Sezione II. Architettura Greca. Fascicolo I — V. enthaltend 100 und 40 Seiten Text und 59 Kupfertafeln. Sezione III. Architettura Romana. Fascicolo I — VII. 56, 96 und 84 S. Text, und 83 Tafeln Kupfer. 1832. 1833. In groß Folio.*

Es wird vielleicht manchem Leser dieser Blät:

ter erwünscht seyn, hier eine vorläufige Nachricht über ein Werk zu finden, welches darauf angelegt ist, einem umfassenden Studium der ganzen alten Architectur als Fundament zu dienen, und durch den reichen Inhalt und die Wohlfeilheit des Preises (jedes Blatt des Textes wird zu 4, die Kupfertafel zu 10 baj. berechnet) sich den Fernbegierigen noch mehr empfiehlt, als den Liebhabern und Sammlern, denen die Ausführung vielleicht nicht elegant genug erscheinen wird.

Die erste Section, welche die orientalische Baukunst begreifen wird, soll erst zuletzt bearbeitet werden, aus Gründen, die in den Zeitverhältnissen liegen. Von den beiden Sectionen, denen die bisher erschienenen Fascikeln angehören, wird die der Römischen Architectur gewidmete als die vorzüglichere gelten müssen, wenigstens für Ultramontaner, die hier viel mehr Unbekanntes oder Seltenes finden werden, als in der Griechischen Abtheilung, die meist aus den bekannten Englischen Werken geschöpft ist. Der Text dieser Abtheilung ist von sehr ungleichem Werth. Er enthält zuerst einen historischen Theil, der in vier Perioden getheilt ist: 1. Bis zum Trojanischen Kriege. 2. Bis zum Anfange der Olympiaden. 3. Bis zum Persischen Kriege. 4. Bis zur Macedonischen Herrschaft. 5. Bis zur Römischen Zeit, aber überall mehr die äußeren Schicksale der Nation und die Veranlassungen der Bauunternehmungen angibt, als daß er in die Entwicklungsgeschichte des Baustyls einginge. Wie sehr es dabey dem Verfasser an den nöthigen philologischen und historischen Vorstudien gebricht: kann ein nicht absichtlich gewähltes Beyspiel zeigen, eine Stelle aus dem

diesen Abschnitt beschließenden Verzeichniß der Architecten, wo es p. 99 heißt: Corebo, Metagene Sipezio, e Senocle Cartaginese diresero insieme l'architettura del grande tempio di Cerere e Proserpina in Eleusi. Es sollte aber heißen: Den Bau des großen Weihetempels in Eleusis leitete Iktinos, der Ausführung der einzelnen Theile standen nach einander Korobos, Metagenes aus dem Demos Kypete und Xenokles aus dem Demos Cholargos vor. — Nützlicher ist der zweyte Abschnitt, welcher die Theorie und Praxis der alten Baukunst nach einer Vergleichung der Vitruv'schen Regeln mit den vorhandenen Bauwerken darlegen soll, und nach den Arten der Gebäude in zehn Abtheilungen zerfällt, wovon nur die zwey ersten: 1. über die Construction der Mauern und was damit zusammenhängt, 2. über die Tempel nach den von ihrer Disposition hergenommenen Gattungen, in den vorliegenden Hefen enthalten sind. Die Kupfertafeln folgen dem Plan dieses zweyten Abschnittes. Zuerst werden einige Pläne Griechischer Städte gegeben, von Athen (mit sehr kühnen Herstellungen der alten Straßen und Plätze) und von Knidos; dann Ringmauern von Städten, wo auch die Kyklopischen Mauern zierliche Binnen erhalten, und Thore, darunter die von Perugia und Hispellum in Etrurien und Umbrien, ferner Proben der verschiedenen Constructionen; alsdann von Tafel 14 an Tempel, nach der Folge der Gattungen geordnet, und mit vielen kühnen Restaurationen auch solcher Theile, von denen sich kein Bruchstück erhalten hat, wie z. B. bey dem Parthenon ein besonderes Tempelchen über dem Hypäthron als ein Schirmdach oder Baldachin der Chryseles

phantinen Colossalstatue der Pallas errichtet wird.

In der Abtheilung über die Römische Architectur fängt der Text, wie er vor uns liegt, mit einer ausführlichen topographischen Uebersicht der Denkmäler Roms an, welche zwar ohne neue tief eindringende Forschung auf die bisherigen Topographen der Stadt gebaut ist, aber doch eine nützliche Zusammenfassung der in Rom geltenden Ansichten gewährt. Sie ist von einem sehr großen Plane des alten Roms begleitet, der an Piranesi's kühne Restaurationen erinnert, aber sich doch mehr in den Gränzen des Nachweisbaren hält. Kürzer wird alsdann der Plan Pompeji's commentiert. Diese topographischen Kapitel sollen in der Anordnung des Ganzen die Einleitung zum dritten Abschnitt des Textes der Architectura Romana bilden, der die Monumente einzeln erläutert. Der erste Abschnitt ist auch bey den Römern der Geschichte der Kunst gewidmet, von der zuerst die früheste Periode, vor dem Sturz der Tarquinier, dann die zweite, die Zeit der Republik, und die dritte bis Nero, in den vor uns liegenden Hefen abgehandelt werden. Den zweyten Abschnitt bildet auch bey der Römischen Architectur die Theorie und Praxis der Baukunst nach den Gattungen der Gebäude, die in den vorliegenden Hefen bis zum vierten Kapitel fortgesetzt wird, und von den Mauern und Constructionszweisen, dann von den regelmäßigen und ungewöhnlichen Gattungen der Tempel, hierauf von den Säulenordnungen handelt. Die Kupfertafeln folgen derselben Ordnung; sie geben viel Erwünschtes über die Mauern und Thore (von Fano, Aosta, Autun, Verona, Rom) und die

Tempel — eine reiche Zusammenstellung, aber auch mit manchen befremdenden Restaurationen, namentlich einem sehr seltsamen Plane des Capitolinischen Tempels — woran eine vergleichende Tafel der Größenverhältnisse aller bedeutenden Römischen Tempel der Römischen Zeit, und gute Details über Capitale, Frieße, Gesimse, Decken = Cassaturen und andere ornamentierte Architecturtheile sich anreihen.

R. D. M.

S t e n d a l.

Bey Franzen und Große: Medicinische Beobachtungen und Memorabilien aus der Erfahrung des Dr. Samuel Gottlieb von Vogel, Großherzogl. Mecklenb. Schwerinschen geheimen Medicinalraths, Leibarztes und Prof. der Medicin in Rostock. XIV und 170 Seiten. 1834. Octav.

Die mitgetheilten 83 Fälle beurfunden von Neuem die reiche Erfahrung so wie das praktische Urtheil des verehrten Verfassers, der nicht müde wird, nach besten Kräften das Seinige zur Bereicherung und Begründung der Arzneykunst beyzutragen.

Interessant ist die Angabe von dem Lichthunger bey einigen sterbenden Kindbetterinnen, die immer mehr brennende Lichter vor und um sich zu haben wünschten (S. 23). Bey einer Dame, die an Abortus litt, wurde dieser verhütet, wenn man bey eintretender Gefahr eine Dosis Opium gab (S. 73). In der

Leiche eines siebenjährigen, an der Auszehrung gestorbenen Knaben wurde der Appendix vermiformis völlig verknöchert gefunden (S. 87). Ein dreizehnmönatlicher Knabe starb einige Tage darauf, nachdem er gegen den Reichesten $\frac{5}{4}$ Gran radix Belladonnae erhalten hatte (S. 109).

N^o. 15 kann wohl nicht in das Kapitel der Apoplexie, wohl aber in das der gewählten Ueberschrift gesetzt werden. So zweifelt Ref., daß die unter N^o. 70 erwähnten Fälle von Lähmung alle diesen Namen verdienen.

Die Curialien bey einigen Krankheitsgeschichten hätten füglich wegbleiben dürfen, wie z. B. S. 29: 'Als ich am 28sten Dec. des Morgens die Ehre hatte, dem Herrn Patienten aufzuwarten, sagten Sie mir: Sie haben heute Morgen um 4 Uhr entdeckt, daß die Kniescheibe zerbrochen sey'. Wozu S. 44 der Beweis, daß man ein geschickter Wundarzt seyn könne, ohne im Stande zu seyn orthographisch zu schreiben?

Referent wünscht, daß es dem Verfasser gestattet seyn möge den siebenten Theil seines Handbuchs und den dritten seiner diagnostischen Untersuchungen recht bald zu vollenden.

G ö t t i n g e
 gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
 der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

109. Stück.

Den 13. Julius 1835.

G ö t t i n g e n.

S. M. der König haben gnädigst geruht den bisherigen außerordentlichen Professor der Theologie Hn J. G. Reiche zum ordentlichen, und den bisherigen Privatdocenten Hn Lic. Edw. Köllner zum außerordentlichen Professor der Theologie, so wie den bisherigen Privatdocenten Hn Dr. A. A. Berthold zum außerordentlichen Professor in der medicinischen Facultät; in der philosophischen aber den bisherigen außerordentlichen Professor Hn Wilhelm Grimm zum ordentlichen, und den hiesigen Gymnasialdirector Hn Fr. Aug. Grotefend zum außerordentlichen Professor zu ernennen.

R o s t o c k.

Mecklenburgische Blätter, herausgegeben von Dr. B. A. Huber, ordentl. Professor zu Rostock. 1835. Octav.

Unter diesem Titel erscheint seit kurzem dort eine neue Zeitschrift, deren erste 17 Stücke bereits vor uns liegen. Wenn gleich dem Titel zufolge sie sich zunächst auf Mecklenburg bezieht, so soll sie sich doch keinesweges auf dasselbe beschränken, indem auch Aufsätze von allgemeinem Interesse mit jenen abwechseln. Sie sollen, sagt der Herausgeber in dem Vorwort, nicht die Masse der belletristischen Unterhaltungsblätter vermehren, sondern, indem sie ernstere Gegenstände behandeln, dieses in dem Ton thun, welcher den Anforderungen und den Bedürfnissen des größern gebildeten Publicums angemessen ist. Wir glauben, indem wir die wichtigern Aufsätze bemerzlich machen, es dadurch am besten darthun zu können, daß sie diesem Plan entsprechen. Daß der Verf. auch die Polemik nicht scheut, zeigt gleich der erste Aufsatz: das junge Deutschland und das alte Mecklenburg; gegen die neuesten Wortführer in der Politik gerichtet, die mit den bestehenden Staaten und ihren Einrichtungen auch das Christenthum als überflüssig oder nicht mehr passend wegräumen, und den Geist der Zeit dafür auf den Thron zu erheben suchen. Man wird die ausgehobenen Stellen aus einigen ihrer Schriften nicht ohne Erstaunen lesen, und danach den ernsten Ton würdigen, mit dem der Verf. sie abweist. Als ganz besonders wichtig müssen wir den folgenden Aufsatz: Blicke auf die Englischen Universitäten hervorheben, der von Oxford handelt, theils weil wir — so weit unsere Kunde reicht — keinen andern über denselben Gegenstand ihm an die Seite zu setzen wissen; theils weil alles was sich auf Universitäten bezieht, ein höheres Interesse erhalten hat, zumal seit die eben erwähnten Wortführer auch — da jene dem alten Deutsch-

land angehören — als ihre erbittertsten Gegner aufgetreten sind, wohl fühlend, daß sie mit ihren Absichten nicht in Uebereinstimmung gebracht werden können. Der Aufsatz ward schon früher in Oxford selbst ausgearbeitet, also die erforderlichen Nachrichten an Ort und Stelle eingezogen, wenn gleich der Verf. sich bescheidet, daß er auch so nicht Alles habe umfassen und ergründen können. Er geht aus von dem Aeußern, den zu der Universität gehörenden Gebäuden, und ihrer Bauart; also den Colleges, unter denen das Christ-Church-College das größte ist, und den übrigen der Universität angehörenden Anlagen. Sie sind nicht auf einmal, sondern nach einander entstanden, und tragen auch die Spuren davon; aber durchweg haben sie sowohl ihrer äußern als innern Einrichtung nach den Character der mit ihrer Bestimmung überein kommt. Dieß gilt außer den Colleges auch von den der Universität zum gemeinsamen Gebrauch angehörigen Gebäuden und Anstalten, wie das eigentliche Universitäts-Gebäude (the schools), worin die öffentlichen Feyerlichkeiten Statt finden, die Clarendonsche Druckerey, die Radcliffische Bibliothek u. a. Hierauf folgt die Organisation der Universität. Sie ist eine große und Einfluß habende Corporation. An ihrer Spitze steht der Kanzler (jetzt Herz. v. Wellington), welches aber, so wie der Lord high steward, eine bloße Ehrenstelle ist. Das anwesende und wirkliche Haupt der Universität ist der Vice-Kanzler, der vom Kanzler ernannt, und von der Convocation bestätigt wird. Da er aber den Geschäften allein nicht gewachsen seyn würde, so ernennt er wieder vier Provice-Kanzler, die sich mit ihm darin theilen. Diese fünf höchsten Beamten der Universität werden dem Herkommen nach immer aus

den Vorstehern der einzelnen Colleges genommen. An der Spitze der Universitäts-Polizey stehen zwey Proctors (Procuratores), die auf vier Jahre gewählt werden, und von denen jeder sich zwey oder drey Proproctors als Gehülffen zugesellt. Diese Beamten bilden das academische Gericht (court) und haben auf die Wahlen u. s. w. großen Einfluß. Hierauf geht der Verf. zu der Einrichtung der Colleges, ihrer sind 19, und der Halls, ihrer sind fünf, über. Letztere unterscheiden sich von den erstern dadurch, daß sie kein Grundeigenthum mit den daran geknüpften Rechten wie jene haben, und in sofern von geringerm Range sind. Jedes College bildet wiederum eine Corporation für sich, hat seine Fonds, seine Vorsteher und seine Mitglieder. Die letzteren zerfallen in die dependent members oder Fellows, und die independent members oder Studenten. Die Fellowships, deren jedes College mehr oder weniger hat, von 101 wie Christchurch bis zu 10 oder 20, sind Pfründen auf Lebenszeit so lange die Inhaber unverheirathet bleiben, ohne alle weitere Verpflichtung; selbst auch nicht des Aufenthalts auf der Universität. Sowohl die Fellowships als auch die Vorsteherstellen der Colleges (heads und andere) werden durch die Wahl der Fellows besetzt. Die Professuren, gegenwärtig etwa dreßsig, sind theils von den Königen gestiftet, theils von Privatpersonen, nach denen sie genannt werden, und werden gleichfalls durch Wahl in der Congregation besetzt. Manche derselben sind zugleich Fellows, und wohnen dann in ihrem College, manche nicht. Die Studenten (independent members), deren Zahl sich in Oxford nicht leicht über 1500 beläuft, müssen nicht bloß bey der Universität, wo die Unterschrift der 39 Artikeit die

einzige Bedingung ist, sondern auch in einem College immatriculiert seyn; wohnen auch in der Regel in den letzteren, miewohl doch nicht ohne Ausnahme. Unter ihnen finden allerdings Verschiedenheiten Statt, die durch Stand, Herkunft und Reichthum sich bestimmen; doch hören diese alle auf, so bald sie graduiert sind. Auch steht es den Graduierten frey gegen einen Beytrag, der jährlich zu entrichten ist, Mitglied der Universität zu bleiben. Solche Mitglieder on the books zählt Oxford allein 4 bis 5000, fast alle aus den höhern Ständen, die über das ganze Land verbreitet sind, und Cambridge vielleicht nicht weniger; woraus allein schon der große politische Einfluß der Universitäten sich erklärt. Die Gesetze der Policy und Disciplin für die Studenten sind freylich streng genug. Mit der practischen Handhabung derselben aber wird es, außer dem täglichen regelmäßigen Besuch des Gottesdienstes, nicht so genau genommen. Die Unordnungen sind nur desto schlimmer, da sie mehr verheimlicht werden. Aber auch dieß nicht immer. Scandale auf den Straßen, Schlägereyen mit Bürgern und dergleichen, gehören gar nicht zu den Seltenheiten, und mit Gold können die Reicheren sich leicht verschaffen was sie wünschen. Der sittliche Zustand ist nach den Versicherungen des Verf. auf den deutschen Universitäten besser als auf den Englischen; wie sehr auch Englische Schriftsteller das Gegentheil haben behaupten wollen. Die größte Verschiedenheit von den deutschen Universitäten findet sich in Beziehung auf den Unterricht. Die öffentlichen Vorlesungen, wenn sie ja Statt finden, sind unbedeutend. Der in den Colleges von den Tutors gegebene ist eine Privatsache, und beschränkt sich auf classische Literatur, Mathematik und Ge-

schichte. Jurisprudenz und Medicin werden nicht gelehrt; die Bildung in diesen ist bloß practisch. Daß diese wissenschaftlichen Mängel, die aus den ursprünglichen Bestimmungen dieser Anstalten hervorgingen, höchst nachtheilig und für sie selbst verderblich sind, wird von dem Verf. nicht verkannt. Aber ihre politische Wichtigkeit, als Stütze der Verfassung, und selbständige einflußreiche Corporationen dauert fort, und die neuesten Versuche zu Veränderungen haben wohl gezeigt welchen Werth man darauf legt.

Unter den übrigen Aufsätzen machen wir noch auf folgende aufmerksam. Anzeige der Schrift: Ueber die Aufhebung der Leibeigenschaft in Mecklenburg und deren günstige und ungünstige Folgen, nebst Vorschlägen zu Ausgleichung der letzteren, von Carl v. Lehsten. Wir würden dieser, für Mecklenburg höchst lehrreichen Schrift, in diesen Blättern einen eigenen Artikel gewidmet haben, wenn es nicht durch den hier gegebenen Auszug überflüssig geworden wäre. Der Verf., weit entfernt die Leibeigenschaft in Schutz zu nehmen, spricht von den Uebeln welche aus der Aufhebung derselben wohl zunächst hervorgehen mußten. Indem die Leibeigenen, nun in Tagelöhner verwandelt, sich selber unterhalten mußten, entstand aus der Menge derer, die, sey es durch oder ohne ihre Schuld, ins Elend gerietzen, die Menge der Heimathlosen, die, wenn das Alter oder Krankheit sie drückten, kein Unterkommen zu finden wußten, weil Niemand sie aufnehmen wollte, wozu früher ihre Herren verpflichtet waren. Der Verf. macht daher Vorschläge wie diesem abzuhelpen sey.

Bicelin, der Apostel der Wenden. Nach einer historischen Einleitung eine Zusammenstellung und freye Uebersetzung der Berichte, welche

sich in der Chronik von Helmold über diesen Begründer des Christenthums (gest. 1191 als Bischof von Lübeck) finden.

Reinhart Fuchs von Jacob Grimm. Bemerkungen über die deutsche Thierfabel; veranlaßt durch die Erörterungen darüber, die von dem neuesten Herausgeber des Gedichts seiner Ausgabe vorangeschickt sind.

Wir übergehen andere kleinere, bald lehrreiche, bald ergeßende Aufsätze, um noch von Einem, den das 50jährige Regierungsjubiläum des ehrwürdigen Großherzogs veranlaßte, etwas zu sagen. Daß der 24. April in einem einheimischen Blatt nicht mit Stillschweigen übergangen werden konnte, wird nicht erst unsere Bemerkung erfordern. Daß man hier weder eine Beschreibung der Statt gehaltenen Feyerlichkeiten, die aus öffentlichen Blättern hinreichend bekannt sind, noch allgemeine Lobpreisungen zu erwarten hat, versteht sich auch ohne unser Erinnern. Mecklenburg gehört aber zu den wenigen Staaten der civilisierten Welt, welche in dem halben Jahrhundert am wenigsten von den gewaltigen Erschütterungen berührt worden sind, welche fast alle andern ergriffen und umformten. Es ist im Ganzen noch das alte Mecklenburg geblieben. Dieß veranlaßte sehr natürlich den Verf. zu seinem Gegenstande sich das Princip der Stabilität, wie man sich jetzt auszudrücken pflegt, in Beziehung auf Mecklenburg zu wählen. Weit davon entfernt der blinde Lobredner Alles dort bestehenden zu seyn, sucht er nur darzulegen, wie viel des Guten in einer Staatsorganisation enthalten sey, welche nicht auf einer Constitutions-Urkunde, sondern auf einen historischen Boden gegründet ist, und wie wenig seine Landsleute Staaten der andern Art zu beneiden hätten.

Wir wünschen dieser Zeitschrift um so mehr einen glücklichen Fortgang, da ihr Ertrag, laut der Ueberschrift, zu milden Zwecken bestimmt ist.

Hn.

H a l l e.

Predigten von G. A. Constantin Schiff, gewesenem Diaconus an der St. Ulrich-Kirche zu Halle. Zum Andenken an ihn herausgegeben von A. G. Eberhard. 1834. XXVII u. 208 S. 8.

Wenn gleich Predigten nur ausnahmsweise in diesen Blättern erwähnt werden können, so wollen wir doch die vorliegenden nicht mit Stillschweigen übergehen, da wir gewiß sind, daß manche unserer Leser es uns verdanken werden sie darauf aufmerksam gemacht zu haben. Ihr Verfasser, der schon, zufolge der vorgesezten kurzen Biographie Hn Eberhards, in seinem 27sten Jahre endete, vereinigte in sich so vieles was den ausgezeichneten Kanzelredner ausmacht, tiefe Religiosität ohne Schwärmeren, Wärme des Gefühls, und Beredsamkeit ohne Declamation, wie man es in einem so frühen Alter wohl selten findet. Die Predigten, zwölf an der Zahl — (die eine: Abrahams Prüfungsgeschichte, Homilie überschrieben, soll wohl nur als eine Probe gelten, wie auch schwierige Gegenstände sich auf der Kanzel behandeln lassen) — haben sämtlich practische Beziehungen. Sie einzeln anzuführen kann nicht unsere Absicht seyn. Ueberhäufte Arbeiten, besonders durch den unerwarteten Tod seines Oberpredigers, und Verluste ihm theurer Personen, scheinen seinen frühzeitigen Hintritt um so mehr beschleunigt zu haben, da eine große Reizbarkeit ihm von der Natur zu Theil geworden war.

G ö t t i n g e
 g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
 der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

110. Stück.

Den 16. Julius 1835.

G ö t t i n g e n.

Die Königl. Societät der Wissenschaften hat am 27sten Junius durch den Hofrath Hausmann nachstehende, von unserm Herrn Doctor R. Bunsen mitgetheilte Notiz über das Vorkommen von Kunstproducten und Thierfährten in den Kalktuffablagerungen der Umgegend von Göttingen erhalten.

Durch den, während der letzten Jahre bedeutend vermehrten Steinbruchsbetrieb in den Kalktuffablagerungen der Umgegend von Göttingen, sind einige nicht uninteressante Verhältnisse dieses Gesteins zu Tage gelegt, welche theils über das relative Alter desselben ein helleres Licht verbreiten, theils aber einen unzweydeutigen Beweis des Vorkommens von Kunstproducten in einem Gebilde darlegen, welches außer einer großen Menge Reste noch lebender Geschöpfe, auch Ueberbleibsel von Thieren enthält, die aus der Reihe der lebenden Wesen verschwunden sind. Eine solche Erscheinung in den Kalktuffablagerungen unserer

Gegend dürfte vielleicht aus dem Grunde einer genaueren Beachtung nicht unwerth seyn, als wir durch fortgesetzte Beobachtungen auf diesem Felde am ersten Aufschluß über jene merkwürdige Periode erwarten dürfen, die uns unvermerkt aus der Zeit der geologischen Mythe in die Gegenwart hinüberführt, und alle die interessanten Betrachtungen gestattet, die sich an eine solche Uebergangsperiode knüpfen lassen.

Schon Herr v. Schlotheim erwähnt in seiner Abhandlung über den Kalktuff der Entdeckung von Menschenschädeln in den Tufflagern der Umgegend von Meissen und Bilsingsleben. Leider aber sind die Verhältnisse, unter denen diese menschlichen Ueberreste aufgefunden worden sind, nicht näher untersucht, und jener berühmte Geognost bemerkt selbst, daß es voreilig seyn würde, sich schon mit fruchtlosen Erklärungen dieses Umstandes zu beschäftigen, da es überhaupt noch mehrerer genauen Untersuchungen über das Vorkommen dieser Knochen bedürfe, ehe man diese wichtige Erscheinung als eine entschiedene Thatsache annehmen könne. Dergleichen Beobachtungen können in der That nur dann zu einem unzweydeutigen Resultate führen, wenn der Beobachter die bey der Ausgrabung obwaltenden Verhältnisse an Ort und Stelle zu untersuchen Gelegenheit hat, wie dieses im nachstehenden Falle durch die zuvorkommende Güte des Hn Pastor Kranold zu Lenglern möglich gewesen ist, der zuerst das Vorkommen von Kunstproducten in dem Tufflager daselbst beobachtet, und die Unterbrechung der weiteren Ausgrabungen bis zu einer genaueren Untersuchung veranlaßt hat.

Bey der Abteufung einer Steingrube, unmittelbar oberhalb der kleinen Ortschaft Lenglern, links vom Wege nach Emmenhausen sind nämlich im Laufe dieses Sommers von den Arbeitern Bruch-

stücke altdeutscher Aschenkrüge in einer Kalksand-
 schicht des Travertins unter Verhältnissen aufge-
 funden worden, welche beweisen, daß diese Ge-
 genstände noch während der Bildung dieser Ablage-
 rung an ihre Stelle gekommen seyn müssen.
 Die Ablagerung ist an diesem Punkte mit einer
 2^m mächtigen Schicht homogener Dammerde be-
 deckt, welche weder Kunstproducte noch Schutt-
 massen von Kalktuff enthält. Dieser Umstand
 verdient besonders hervorgehoben zu werden, weil
 daraus hervorgeht, daß die unterliegende Tuffmasse
 nicht etwa schon früher einmal von Menschenhän-
 den berührt worden ist. Unter der Dammerde
 befindet sich eine feste 1^m.3 mächtige Lage von
 hartem und theilweise porösem Tuff, an dem sich
 ebenfalls keine durch Menschenhand bewirkte Ver-
 änderung erkennen läßt. Diese Lage zeigt ein
 deutliches, wiewohl geringes, Einfallen nach Nor-
 den und ist mit mehreren engen Klüften durchsetzt,
 in welche sich, wie es bey diesem Gestein häufig
 der Fall ist, die Dammerde verflößt. Unter dies-
 sen festen Lagern, also in einer Tiefe von 3^m.3
 unter der Oberfläche, trifft man endlich auf die
 Lagerstätte jener Kunstproducte. Sie liegen auf
 einer Fläche von 1^{qm} in einer lockern Tuffschicht,
 die durch keinen Ablösungsraum von dem darüber
 liegenden festen Gestein gesondert ist, bald sandige,
 bald grandige Beschaffenheit zeigt, und mit ein-
 zelnen größeren Massen von Kalktuff untermischt
 ist. Die Ueberbleibsel der Aschenkrüge, welche sich
 hier gefunden haben, gehören offenbar mehreren
 Exemplaren an. Sie bilden eben so wie die in
 der Höhle von Bize von Marcel de Serres auf-
 gefundenen Töpferwaaren, eckige, nicht abgerun-
 dete Bruchstücke, die theils lose ohne Ordnung
 umherliegen, theils aber auch von festem Ge-
 stein völlig umschlossen sind.

Daß diese Bruchstücke altdeutschen Aschenkrügen angehören, beweist sowohl ihre Gestalt, als auch die Beschaffenheit ihrer Masse. Sie bestehen wie gewöhnlich aus einer roh verarbeiteten ungebrannten Thonmasse, die nur an der Außenseite durch schwache Feuereinwirkung erhärtet ist. Bey der weiteren Ausgrabung wurden außerdem noch zwey kleine Feuersteine hervorgearbeitet, welche offenbar durch Kunst ihre Gestalt erhalten haben. Sie sind nämlich zu ziemlich regelmäßigen, äußerst scharfkantigen Bruchstücken geschlagen, und haben vielleicht als Werkzeuge zum Zerschneiden gedient.

Sehr merkwürdig ist das gemeinschaftliche Vorkommen dieser Kunsterzeugnisse mit einer großen Menge Thierknochen, welche schichtweise die lockere Tuffmasse durchsetzen. Diese Knochen gehören Hirschen und kleineren Nagethieren an. Es haben sich indessen auch Backenzähne von Fleischfressern darin gefunden — ein Umstand der um so auffallender erscheint, als man bisher nur Ueberreste von Pflanzenfressern in den Travertinablagerungen beobachtet hat. Eben so bemerkenswerth ist das Vorkommen von Flußmuscheln, welche man nicht an anderen Puncten der Ablagerung, aber sehr häufig in dem Flußsande antrifft, von dem sie gewöhnlich unterteuft werden.

In Uebereinstimmung mit den Beobachtungen von Marcel de Serres über die Knochen der Höhle von Bize, zeigt sich auch hier, daß die aufgefundenen Knochen ihre animalische Substanz noch nicht völlig verloren haben. Sie schwärzen sich, in einer Glasröhre erhitzt, bedeutend, und geben dabey brenzliche ammonicalisch reagierende Dämpfe aus.

Es steht zu hoffen, daß die nicht unbedeutende Zahl der an dieser Stelle gesammelten Knochen hinlängliche Mittel zur Entscheidung der Frage an die Hand geben wird, ob dieselben noch lebenden oder bereits ausgestorbenen Thierarten angehören.

Diese Bestimmung so wie eine genauere Betrachtung der Travertingebilde des obern Rheinthals und der Thüringischen Niederungen wird den Gegenstand einer umfassenderen Arbeit ausmachen, zu der die Materialien zum Theil bereits vorliegen. So viel läßt sich indessen schon jetzt mit Gewißheit angeben, daß die hiesigen Tuffmassen in gleicher Tiefe mit den aufgefundenen Kunstproducten Ueberreste ausgestorbener Thierarten enthalten.

Es dürfte vielleicht nicht unpassend seyn bey dieser Gelegenheit einer anderen Erscheinung zu erwähnen, welche über die Entstehungsart unserer Tuffablagerung näheren Aufschluß verspricht, und wie so viele andere Thatsachen ebenfalls darauf hinweist, daß diese Gebilde nicht einer größeren in Strömung begriffenen, oder stagnierenden Wassermasse ihre Entstehung verdanken, sondern sich auf ähnliche Weise, wie der Torf aus einem sumpfbartigen Boden erhoben, der den kalkhaltigen Gewässern eine hinreichende Oberfläche zur langsamen Verdunstung darbot.

Es haben sich nämlich fast im Mittelpuncte der Roßdorfer Ablagerung, an dem Theile, welcher sich vom westlichen Ende dieses Dorfes bis an den Fuß des kleinen Warteberges hinanzieht, Fahrten von Thieren in einer Tiefe von mehreren Fuß unter der Oberfläche auf den Absonderungsflächen des Gesteins gezeigt, die mit Ausnahme weniger von hirschartigen Thieren herrühren. Das Gestein, auf dem diese Abdrücke sichtbar sind, bildet horizontal gelagerte oft 1^m große Platten, welche selten die Dicke von $\frac{1}{2}$ Fuß erreichen, und aus einem festen, dabey aber porösen Tuff bestehen. Bey einer genaueren Betrachtung der Gestalt und Lage dieser Spuren lassen sich mehrere der verschiedenen Arten von Fahrten erkennen, die in der

Jägersprache mit den Worten: Beytritt, Burgstall, Kreuztritt zc. bezeichnet werden. Unter diesen Abänderungen bemerkt man den Beytritt am häufigsten — eine Fährte welche dem Rothwilde eigenthümlich ist, wenn es im vertraulichen Beysamenseyn einherschreitet. Nicht nur dieser Umstand, sondern auch die außerordentliche Menge der Spuren, welche man auf den einzelnen Plätzen beyammen erblickt, beweist, daß die Thiere, die sie zurückgelassen haben, in großer Anzahl und ungestört an diesem Orte beyammen gelebt haben müssen. Die meisten dieser Fährten stimmen an Gestalt und Größe vollkommen mit denen noch jetzt in unsern Gegenden lebenden Hirscharten überein. Andere indessen übertreffen die Fährte eines Sechzehners an Breite um mehr als 3 Linien. Diese Dimension scheint mit der Größe der Hirschknochen im Verhältniß zu stehen, an denen diese Ablagerungen sehr reich sind, und die offenbar erloschenen Thierarten angehören. Aber auch Fährten von anderen zweyhüfigen Thieren haben sich gefunden, von denen besonders einige eine genauere Untersuchung verdienen. Bey einem dieser Abdrücke beträgt die größte Breite der einzelnen Schalen nur $1\frac{1}{2}$ Par. Zoll, die Länge aber nicht weniger als 6 Zoll. Diese einzelnen Schalen laufen nach vorn hin sehr spitz zu, stehen zwey Zoll vom hinteren mehr abgerundeten Ende am nächsten zusammen, entfernen sich aber wieder an den Spitzen um $2\frac{1}{2}$ Zoll von einander. Diese große Fährte muß noch dazu einem jüngeren Thiere angehört haben, da die Spitzen der Schalen durchaus nicht abgerundet, sondern sehr scharf zulaufend sich darstellen. Ganz neuerdings sind auch Fährten von einhüfigen Thieren gefunden, die indessen nicht scharf genug ausgedrückt sind, um eine genauere Bestimmung zu gestatten.

Die Auffindung von Bruchstücken altdeutscher Thongefäße im Kalktuff bey Lenglern ist unseres Wissens die erste sichere Erfahrung über das Vorkommen von Kunstproducten in den Tuffablagerungen der hiesigen Gegend, und um so beachtungswerther, weil einerseits über die Periode der Entstehung jenes, im Leinethal weit verbreiteten Gebildes, ein neuer Aufschluß, und andererseits die erste Kunde darüber erlangt wird, daß unsere Gegenden bereits von Menschen bewohnt waren, als hinsichtlich des Bodens und der belebten Geschöpfe noch ein von dem gegenwärtigen, abweichender Zustand herrschte. Was übrigens die Genauigkeit obiger Beobachtung betrifft, so darf der Hofr. Hausmann solche um so mehr bezeugen, da er selbst der Güte des Hn Pastor Krahnold ein Stück festen Kalktuffs verdankt, worin ein Scherben von einem Aschenkrüge auf solche Weise eingeschlossen liegt, daß es nicht möglich ist daran zu zweifeln, daß das Gefäß von welchem das Bruchstück herrührt, früher gefertigt war, als der Kalktuff, welcher es umgab und bedeckte, sich bildete. In den hiesigen Gegenden, namentlich bey Weende und am Fuße des Hainberges, sind zuweilen Aschenkrüge in der Nähe des Kalktuffs, aber stets über demselben gefunden. Die bey Lenglern im Innern des Kalktufflagers entdeckten Ueberreste stammen daher aus einer sehr viel früheren Zeit als jene Gefäße; denn Jahrhunderte müssen über die Bildung der bedeckenden Tuffmasse und über die Aufschwemmung der mächtigen Dammerdeschicht verstrichen seyn. Indessen unterscheiden sich die älteren Gefäße durch ihre Masse und Bildung nicht wesentlich von den neueren, wie auch in vorstehender Notiz bemerkt worden. Die grobe und unvollkommen verarbeitete Thonmasse enthält kleine Brocken von den Kalkstein- und Mergelarten, welche in der Gegend von Lenglern sich

finden, und durch die ungleiche, im Ganzen aber schwache Einwirkung des Feuers erscheint die weiche, leicht zerbrechliche Hauptmasse im Innern bräunlich, röthlich, oder noch in der ursprünglichen Schwärze. Die Scherben sind von verschiedener Stärke; die mehrsten rühren von großen Aschenkrügen her; ein Bruchstück hat einem enghalsigen Gefäße angehört. An mehreren Stücken hat die Außenfläche verschiedenartige, eingeschnittene und eingestochene Verzierungen.

Die Auffindung von Thierfährten in dem Roßdorfer Kalktuff vermehrt die wenigen, mit Sicherheit bekannten, Erfahrungen von Spuren dieser Art, durch eine neue, völlig unzweydeutige. Der Hofr. Hausmann verdankt dem Hn Dr Bunsen eine Tuffplatte, auf welcher zwey deutliche Fährten sich befinden, und eine größere noch ausgezeichnetere Platte hat derselbe für das hiesige Academische Museum bestimmt. Hinsichtlich dieser Spuren verdient besonders noch hervorgehoben zu werden, was sich übrigens auch schon aus obiger Mittheilung ergibt, daß sie die Fährten selbst und nicht wie bey den im bunten Sandstein der Gegend von Hildburghausen gefundenen, die Ausfüllungen der Eindrücke darstellen. Indem nun die ausgemachten Erfahrungen von dem Vorkommen von Thierfährten in Gesteinmassen sich vermehren, verdienen auch einige frühere, unbeachtet gebliebene Angaben darüber geprüft zu werden; und besonders dürfte das von dem Hn Dr Plagge im Hannoverschen Magazin v. J. 1827 S. 476 beschriebene Vorkommen von Eindrücken der Füße von verschiedenen Thiergattungen, und angeblich auch von Menschen, auf der Oberfläche des Flözsandsteins am Isterberge bey Bentheim, eine gründliche Untersuchung verdienen.

G o t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

111. Stück.

D e n 18. J u l i u s 1835.

M ü n c h e n.

Bey George Jaquet, 1834: Skeireins Aivag-geljons thairh Iohannen. Auslegung des Evangelii Johannis in gothischer Sprache. Aus römischen und mayländischen Handschriften, nebst lateinischer Uebersetzung, belegenden Anmerkungen, geschichtlicher Untersuchung, gothisch-lateinischem Wörterbuche und Schriftproben. Im Auftrage Seiner K. H. des Kronprinzen Maximilian von Bayern erlesen *), erläutert, und zum ersten Male herausgegeben von H. F. Maßmann. XII u. 182 S. in Quart.

Wenn Rec. nicht gerade in einer, vielleicht vorübergehenden, Periode wäre, worin er sehr selten recensiert; so würde er tadelnswerth und unbegreiflich finden, daß er lange zu einem Buche geschwiegen hat, das ihm als ein eifrig unter-

*) d. h. nicht ausgesucht, denn wir haben nichts Gothisches auszuwählen, und nehmen vorlieb mit dem was da ist; sondern — mit angestrengetem Fleiß aus den schwierigen Schriftzügen buchstabiert.

nommenes, erst ausgeführtes Werk aller Auszeichnung und Anerkennung würdig erschienen ist. Der Verf. ging 1833 nach Italien, um im Auftrage des Kronprinzen von Bayern die gothischen Handschriften in Mailand, Rom und Neapel abzuschreiben. Welche Aussichten und Hoffnungen darf das vaterländische Sprachstudium für die Zukunft fassen, wenn die Thronerben zweyer deutscher Königshäuser zu unterstützen beginnen, was sich bisher nur durch sich selbst aufhelfen mußte! nämlich auch dem Kronprinzen von Preußen ist Graffs Sprachschatz im Gefühl der Dankbarkeit zugeeignet. So wenig es nun dem verdienstvollen Grafen Castiglione in Mailand verdacht werden kann, daß er die gothischen Palimpsesten, welchen er einen Theil seines Lebens geopfert hat, nicht aus der Hand lassen will, sondern seiner eigenen sorgfältigen, etwas langsamen Herausgabe vorbehält; so natürlich wird es auf der andern Seite scheinen, daß wir Deutsche, feuriger für die gothische Sprache eingenommen, als Italiäner, die nur ein sehr bedingtes Wohlgefallen daran empfinden mögen, keine Versuche vernachlässigt haben, um dieser Schätze schneller und reichlicher habhaft zu werden. Ganz ist denn auch Hr Maßmanns Bemühung nicht gescheitert. Castiglione überließ ihm mit edler Gefälligkeit die zu demselben gothischen Werke, von dem sich ein Bruchstück in einem Vaticanischen Codex vorfindet, gehörigen Mailänder Blätter, und in Neapel hatte er Muße und Gelegenheit, den von Sierakowski zuletzt nachgebildeten Ravennischen Papyrus scharfer zu betrachten; die Urkunde zu Arezzo ist wenigstens jetzt verloren.

Zum Lesen und Nachzeichnen der schwierigsten Handschriften ist Hr M. ganz gemacht. Das erblichene, verwischte, fast erloschene, weiß er mit

gesundem Auge (was hier mehr hilft als Loupe oder chemischer Aufstrich) so beharrlich anzusehen, daß sich zuletzt die alten Züge wieder vollkommen gestalten. Die größte Befriedigung gewährt das hinten beigefügte Facsimile, dessen weiter Abstand von der im achten Band der Majischen Collectio nova enthaltenen Tafel jedermann auffallen muß. Selbst in der sonst musterhaften Nachbildung Sierakowſki's wußte Herr M. Mängel und Fehler zu erspähen, die hauptsächlich dadurch entsprangen, daß der Pole des Gothischen unkundig war; Kopp's Grundsatz, ein Paläograph brauche bloß zu lesen und sich um den Sinn gar nicht zu kümmern, ist allgemein betrachtet so wenig wahr, daß man ihm die Behauptung entgegenstellen darf, nur der Verstehende vermöge vollkommen richtig zu lesen. Der Text, wie er hier S. 3 — 34 abgedruckt ist, Spalte für Spalte, Zeile für Zeile, ja Buchstab für Buchstab, gibt die anschaulichste Vorstellung von der gothischen Handschrift selbst; eigends geschnittene und gegossene Typen nehmen sich schlanker, zierlicher aus, als die der Mailänder Druckerey, und stellen den Character der Schrift getreuer dar, kurz in diesem Betracht ist gar nichts zu wünschen übrig gelassen.

Den Kern des vorliegenden Bandes machen 64 gothische Spalten aus, die in übliche lateinische Schrift aufgelöst keinen Octavbogen füllen würden, hier aber, wie ehemals Knittels Bruchstücke, einen Quartanten erzeugt haben. Der Herausgeber erkennt darin keine gothische Homilie, sondern eine Auslegung des Evangeliums Johannis. Allerdings kein Commentar der sich auf alle Worte und Stellen des Textes erstreckt, sondern nur eine Betrachtung einzelner Sätze, die, wie nachgewiesen worden ist, aus dem er-

sten bis zum siebenten Kapitel dieses Evangeliums genommen sind. Von dem Beginn scheint demnach wenig, dagegen der größte Theil der Fortsetzung und der Schluß zu fehlen. Ursprünglich gothische Abfassung dieser Betrachtungen anzunehmen, würde, da die Gothen das Christenthum von Griechen, die gothische Geistlichkeit ihre Ausbildung von der griechischen empfangen, die größte Unwahrscheinlichkeit haben. Durch mühsame Forschungen ist unser Herausgeber darauf geleitet worden, in dem muthmaßlichen griechischen Werk, das der gothischen Arbeit zum Grunde liegt, eine verloren gegangene Auslegung des Evangeliums Johannis von Theodor von Heraclea zu erblicken. Wir halten diese Vermuthung zwar nicht für völlig ausgemacht, empfehlen aber die fleißigen Ausführungen über Arianismus, Semiarianismus, Ulfilanische Bibelübersetzung, Bekehrung und Character der Gothen zum Nachlesen. Nur das sey noch bemerkt, daß die gothischen Stellen aus dem Evangelium, welche der Tractat liefert, wörtlich zu der Verdeutschung des Ulfilas stimmen, woraus freylich gar nicht gefolgert werden darf, daß er auch jene Abhandlung übertragen habe.

Da sich kaum eine Zeile gothisches Textes auffinden läßt, die keinen Gewinn für die genauere Kenntniß gothischer Sprache abwürfe, so versteht es sich von selbst, daß die willkommene Rettung und Bekanntmachung der vorliegenden Bruchstücke auf den Dank aller rechnen dürfe, die jetzt dieses Feld, schon nicht mehr ganz einsam, anbauen. Ebenso einleuchtend ist es aber auch, daß das eindringende Verständniß eines gothischen Aufsatzes, dessen griechisches Original bloß vermuthet wird und nicht vorliegt, mehr Schwierigkeiten zu besiegen hatte, als die Uebersetzung des Ulfilas darbieten konnte, deren Sinn beynahе immer, mit

außgemachter Sicherheit, auß den Worten des N. T. zu gewinnen war. Der Herausgeber hat überall eine tüchtige Sprachkenntniß bewährt und schon bey dieser ersten Bekanntmachung alles Nothwendige in reichem Maße geleistet.

37, 8 stehen *hunsl jas sáuth* (sollte man nicht immer schreiben *jassáuth* f. *jah sáuth*, *janni* f. *jah ni* u. s. w.?) gerade so zusammen wie Ephes. 5, 2; mit beiden Ausdrücken, die sich doch ursprünglich wohl sehr ungleich waren, übersetzt der Gothe sonst *ὑπότα*, weil er sich nicht anders zu helfen weiß, dem Begriff des griech. *ὑπό* liegen sie fern. *hunsl* möchte Hr M. von *hinthan* (*capere*) leiten, und dann stünde es für *hunthsl*. Nicht unmöglich, aber noch nicht wahrscheinlich, die Wurzel könnte auch *hiunan* seyn. 37, 11 und noch an zehn andern Stellen geben unsere Bruchstücke das weibliche Subst. *garêhsns*, *prae-* *paratio*, *propositum*, das seither der ganze *Ulfilas* nicht dargeboten hatte, zum deutlichen Beweis, welchen Wortreichthum diese Sprache in sich schloß und was wir durch ihren Untergang einzubüßen. Den Verbindungen *HS* hat die Grammatik bisher noch nicht genug gethan, es verhält sich eben damit wie mit dem *HT*, und das *H* kann dabey auß wurzelhaftem *K*, *G* oder *H* entspringen, genau wie in den Verbindungen *SS* und *ST* das vordere *S* auß wurzelhaftem *T*, *D* oder *TH*. Auf *rêhsns* angewandt, so stehen zwey Wurzeln zu Gebot, *rikan* (no. 295) oder *rigan* (no. 554), die erstere ist aber wahrscheinlicher und auch der Herausgeber hat an sie gedacht. *rikan* bedeutet *congerere*, *garêhsns* mit dem Pluralablaut *rêkum* gebildet, demnach Sammlung, wie wir für vorbereiten auch sagen: sich sammeln. Dieses goth. *rêhsns* verlangt ein abd. *râhsan*, das im Subst. uerhört, aber im Verbum

ûz *gerâhsinen* (egerere, herauschaffen) noch Diut. 3, 45 anzutreffen ist. Auf gleiche Weise ist das goth. *draihsna* (mica) mit dem Pluralablaut eines verlornen *driukan* oder *driugan* gebildet zc.

37, 13 *vithrus* zeigt uns die älteste Form unferſ- heutigen *Widder*, ahd. *widar*, früher aber *widaru*. Das goth. Wort hatte noch die Bedeutung von ἀμνος. 38, 16 u. 21 steht der Gen. Pl. *usmêtê* von einem bisher unbekanntem Subst., das nun auf einmal auch öfter in dem zweyten Cor. und Epheser-Brief zu Tage kommt, und *conversatio ἀναστροφή, πολιτεία* ausdrückt. Ohne diese Stellen würde man *usmêts* unbedenklich für den persönlichen Begriff *defunctus, mortuus* nehmen und mit den vom Herausg. Note 17 angeführten petrinischen Redensarten in Verbindung bringen. Die *usmêteis* wären wie die *naveis* substantivisch, nicht adjectivisch aufzufassen, und das Verbum *usmitan* (*emetiri*) ergäbe die passende Vorstellung von Zurücklegen des Lebens, Ausgerungen haben. Sonderbar scheint nur, daß der Gothe mit derselben grammatischen Form *usmêts* die abstracte und die persönliche Bedeutung verbunden haben sollte. 40, 3 *tveifl*, *dubium*, ahd. *zuival*, nhd. *Zweifel*. In diesem mit der Zweyzahl sichtbar, und zwar durch Ablaut, zusammenhängenden Wort, ist die Entwicklung des F ganz analog der des B im lateinischen *dubium*. 40, 20 *svêsa* würden wir nicht *propriam* übersetzen, sondern als Pl. Neutr. auf *vatô* und *ahma* zugleich beziehen. 40, 18 sollte der Text statt *ahmein* haben *ahmeina*, auf *sáivala* gehend. 42, 1 *kalbô*, *juvenca, vitula*, moviert aus dem neutralen *Kalb?* oder aus einem Masc. *kalbs, juvencus?* vgl. Gramm. 3, 334. 42, 4 *ufartrusnjan*, *supertegere, superstruere*, des Herausgebers Ableitung des *trusnjan* von *trudan*

verdient vollen Beyfall, zumal sich aus der Bedeutung treten leicht die von *struere* entwickelt, wie z. B. das franz. *chausser* (= *calcare*) vom Aufwerfen der Erde gilt. Es fragt sich, ob *intrusgjan* (*inserere*) mit *intrusnjan* verwechselt seyn könne? 43, 17 sollte *alamanné*, nicht *alamané* stehn, da jenes die Handschrift gibt, auch das Glossar die richtige Form enthält. Die Elipse von *kuni* fordert freylich noch Bestätigung und Beyspiele. Die merkwürdige Verstärkung des Begriffs *mans* (*homines*) durch ein Präfix *ala*, was uns Aufschluß über die Bedeutung des bekannten Volksnamens verschafft, bespricht der Herausg. S. 149 b. Auch 51, 17 drückt *alláim alamanam* nichts weiter aus als *omnibus hominibus*, und wir wissen daß das nämliche Präfix in vielen andern Fällen ebenso nichts sagend und bloß verstärkend gebraucht wurde (Gramm. 2, 627. 650). *Alaman* ist demnach ein Mann im vollen Sinne des Wortes, ein rechter, tüchtiger Mann; wir Deutsche können uns schon gefallen lassen, daß uns romanische Völker so heißen. 44, 7 *vaúrdahs*, *corruptus*, *corruptibilis*, doch dieses hätte Rec. nicht unter *vaúrd* (*verbum*) gebracht, sondern nebst *fravaúrdjan* *corrumpere* unter *vairthan* (*fieri*). *fravaírthan* (*perire*) hat sich noch nicht dargeboten, daß transitive *fravaúrdjan* aber 1. Cor. 15, 33 und Matth. 6, 16 *fravardjan*, zwischen welchen man die Wahl hat, da zwar die meisten Transitive mit dem Singularablaut, einige auch mit dem des Pl. gezeugt werden. Warum lautet aber das Adj. *vaúrdahs* und nicht *fravaúrdahs*? Man darf wohl die sonst in der Partikel liegende Abänderung der Bedeutung schon aus dem bloßen Pluralablaut herführen (Gramm. 2, 80)? 44, 16 *haldis* gehört zu Gramm. 3, 590.

Wir brechen hier ab, theils weil der Herausg.

in den übrigen Stellen schon das Erforderliche beygebracht hat, theils um noch etwas von dem äußerst fleißigen und brauchbaren Wortregister zu sagen. Dieses dehnt sich weit über den Text des Buches aus und umfaßt auch vorzüglich das gleichzeitig erscheinende dritte Specimen von Castiglione, entzieht uns also den abgesonderten Ueberblick der hier gelieferten Wörter. Dem Herausg. lag es aber ganz nahe, aus den Texten, um deren Bekanntmachung er sich kein Verdienst erwerben konnte, wenigstens sein Wörterbuch zu bereichern und er hat bey dieser Gelegenheit manche Versehen des Mailänder Abdrucks berichtigt. Doch trägt seine Arbeit einige Spuren der Eile, wichtige Wörter fehlen ganz, wie *mimz* (*caro*) *gaviss* (*ἀφῆ*) *vlizja* (1 Cor. 9, 27); *grindafrathjôs* ist nur unter F, nicht unter G eingetragen. Von Castiglione hat Hr M. das unrichtige *brahva* statt *brahv* aufgenommen. Der Sg. *fairveit* beruht auf dem verlesenen Pl. *fairveita*, Castigl. 1 Cor. 4, 9 hat aber *fairveitl*, und so muß es heißen. *Sateins*, *constitutio*, hätten wir Castigl. nicht nachgeschrieben, die Randglosse Ephes. 2, 3 kann nur lauten *ussateindai* (*naturâ*, d. i. *plantatione*) *urrugkai*, und *urrugkai* ist ein Synonym von *barna hatis*, *τέχνα ὀργῆς* oder ein Versuch es näher zu deuten, *urrugks* zornmüthig, gehässig, ungeschliffen? vgl. Stalder unter *runggen* und das Brem. Wb. unter *runks*. *Sprâud* f. *spâird* ist nicht zu vertheidigen, am wenigsten durch das ganz unverwandte *sprâutô*. *Sijan*, *esse*, hätte der Herausg. dem Reinwaldischen Glossar überlassen sollen, es kommt nirgends vor. In den Citaten gibt es mehrere Druckfehler.

Jac. Grimm.

G e t t i n g e n
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

112. Stück.

Den 18. Julius, 1835.

P a r i s.

Chez, Firmin Didot Frères: Mémoires de l'Académie Royale des Sciences de l'Institut de France. Tome XI. 1832. CCXXXI und 909 Seiten. Tome XII. 1833. CIV und 616 Seiten in 4.

Band XI. Fourier liefert eine Uebersicht der mathematischen Arbeiten der Academie während des J. 1828. Navier erstattet Bericht über eine Abhandlung von Chabrier über die Luftschiffahrt. Eine Uebersicht der physischen Arbeiten der Academie gibt Cuvier. Die zoologischen, physiologischen und medicinischen Abhandlungen in diesem Bande beschränken sich auf folgende wenige:

S. 101. Considérations sur l'opération du trépan, et sur les lésions du cerveau, par M. Flourens. Premier memoire: Sur l'action mécanique des épanchements cérébraux. Der Hr Verf. beabsichtigt in einer Reihe von Abhandlungen ausern:

anderzusehen, welchen Einfluß die Resultate seiner zahlreichen am Gehirn angestellten Versuche, sowohl auf die operative Chirurgie, als auch auf das Wesen der meisten Krankheiten, welche die Trepanation erforderlich machen, seiner Meinung nach haben werden. Die erste Abhandlung handelt von der mechanischen Wirkung der Extravasate auf das Gehirn; — und in dieser Hinsicht meint der Verf. 1. daß selbige nur alsdann die Wirkung eines Drucks auf das Gehirn zu äußern im Stande seyen, wenn sie eine gewisse Gränze überschreiten. 2. Daß sie diese Gränze überschreiten müssen um die eigenthümliche Resistenzkraft des Gehirngewebes überwältigen zu können. 3. Daß sie diese Resistenzkraft nicht durch ihr eigenes Gewicht, sondern nur alsdann zu überwältigen vermögen, wenn sie von dem Schädel oder von der harten Hirnhaut beengt oder zurückgehalten werden. 4. Daß die Schnelligkeit ihrer Wirkung von dem Grade der eintreibenden Gewalt der Circulationsorgane abhängt, und 5. Daß die alleinige Entfernung eines Schädelstückes oder der Duramater hinlänglich sey um die Wirkung des Extravasats auf das Gehirn zu heben. — Die Fortsetzung liefert Hr Florens S. 369 in dem *deuxième mémoire*, welcher von den Hirnwucherungen, oder den Hirnbrüchen handelt. Diese Hirnbrüche sind Hervorragungen eines gewissen Gehirnthells, welche durch den Eintrieb des Blutes in das Gehirn alsdann bewirkt werden, wenn ein Hirntheil nicht durch die äußern Umgebungen (Schädel, Duramater) in seiner Lage erhalten wird. Jede Reizung oder Verletzung vergrößert den Bruch; nach einer gänzlichen Hinwegnahme der Hirnbedeckungen verschwinden (wie Experimente an Thieren ergaben, wovon jedoch in der Praxis kein Gebrauch zu machen ist) diese Brüche. —

S. 383. Expériences sur l'action qu'exercent certaines substances lorsqu'elles sont immédiatement appliquées sur les différentes parties du cerveau. Von demselben. Reizende Substanzen, z. B. Terbenthinöl, Spiritus auf den entblößten Hirntheil gebracht, regten dessen Function auf, Opium hingegen bewirkte das Gegentheil, ähnlich als wenn man einen Gehirntheil allmählich fortschneidet. — S. 435. Mémoire sur un enfant quadrupède, né et vivant à Paris, monstruosité déterminée sous le nom générique d'Iléadelphie; par M. Geoffroy-S.-Hilaire. Diese Mißgeburt wurde am 4ten Julius 1830 zu Paris geboren, und befand sich am 7. August 1831, wo Hr G. dieselbe sah, noch recht wohl. Von der Lendengegend abwärts ist sie doppelt, woher dann der obige Name für diese Art von Mißgeburten, welche auch unter Hühnern, Enten u. s. w. nicht so ganz selten sind. — S. 583. Recherches d'anatomie transcendante et pathologique. Théorie des Formations et des Déformations organiques, appliquée à l'anatomie de Ritta Christina et de la duplicité monstrueuse. Par E. R. A. Serres. Diese über 300 Seiten große Abhandlung mit 20 Steintafeln handelt zuerst von den Ursachen und von der Entstehung der Monstrositäten überhaupt, wobei der Verf. seine bekannte, aber unhaltbare Ansicht vom Geseß der Entwicklung von der Peripherie aus gegen das Centrum hin zum Grunde legt, worauf dann eine vergleichende Beschreibung des im J. 1829 am 11. Merz in Sardinien geb., und am 23. November desselben Jahres in Paris gestorbenen Doppelkindes Ritta und Christina folgt. Diese Mißgeburt war in der obern Hälfte doppelt (2 Köpfe, 2 Hälse, 4 Arme), in der un-

tern einfach (2 Beine, 1 After). Die Physiologie der Christina war munter, lebhaft; die der Ritta melancholisch. Letztere zeigte wenig Verlangen die Brust zu nehmen; erstere hingegen sog sehr begierig und oft längere Zeit als die Schwester, obgleich im Allgemeinen beide zugleich das Bedürfnis zu saugen hatten. Sogen beide Kinder zugleich, so konnte man an dem ganzen Körper die gewöhnlichen Zeichen des bey dem Saugen Statt findenden Wohlbehagens wahrnehmen, nämlich das bekannte Bewegen der Hände und Füße; sog hingegen nur das eine oder andere der Kinder, so beobachtete man jene Zeichen des Wohlbehagens nur an zwey Armen und an einem Fuße, woraus hervorzugehen scheint, daß der eine Fuß vorzugsweise dem einen, der andere dem andern Kinde angehörte. Der Bauch hingegen und die Brust, obwohl man glaubte, daß die eine Hälfte der Christina, die andere der Ritta angehörte, zeigte immer beiden Kindern gemeinschaftliche Lebensäußerungen, so daß wenn sich Husten einstellte, beide Kinder Theil daran nahmen, eben so bey der Excretio alvi; der Puls war bey beiden gleichzeitig, so daß man hätte glauben sollen, es sey nur ein gemeinschaftliches Herz vorhanden, was jedoch nicht der Fall war. Die Uebereinstimmung der Herzschläge in beiden erklärt Hr Serres mit Recht aus dem Umstande, daß die Respiration für beide gemeinschaftlich war. Der Schlaf war gemeinschaftlich, und eben so das Wachen, welchen Umstand der Verf. wiederum aus der gemeinschaftlichen Respiration ableitet; denn die Respiration ist während des Schlafes langsamer, eben so die Circulation; schließ nun die eine, so führte deren Einfluß auf die Respiration und Circulation auch die Ur-

sache des Schlafes für die andere herbey, und wachte die eine auf, so geschah ein gleiches in Betreff der Respiration und Circulation bey der andern und war so Ursache des Aufwachens dieser. Ehe die zween aufwachte, nachdem die erste bereits erwacht war, verrieth sie eine Art von Athembeschwerde, ähnlich als wenn jemand an Indurationen in den Lungen, oder an Wasser in einem Sack des Brustfels leidet. Die Organe, welche gemeinschaftlich waren, standen auch unter einem gemeinschaftlichen Nerveneinflusse; diejenigen hingegen welche jedem Kinde eigenthümlich angehörten, standen auch nur unter dem Nerveneinflusse entweder des einen oder des andern Kindes. Wenn z. B. der gemeinschaftliche After, oder die äußern Geschlechtstheile gereizt wurden, so drückte sich die Empfindung davon auf dem Gesichte beider Kinder aus; wurde hingegen der eine oder der andere Fuß gekitzelt, oder die dem einen oder dem andern Kinde angehörenden Hände, so zeigte sich der einer solchen Reizung entsprechende Ausdruck nur in dem Gesichte desjenigen Kindes, dessen Fuß u. s. w. gereizt worden war. Je nachdem man die Theile des einen oder des andern Kindes, oder beide Kinder zugleich reizte, konnte man, wenn sie schliefen, entweder nur das eine oder das andere zuerst, oder beide zugleich aufwecken. — Mit dem Worte Anatomie transcendente ist ungefähr dasjenige bezeichnet was man wohl philosophische Anatomie, worin hauptsächlich die Bildungs- und Formgesetze des Organismus und seiner Theile auseinander gesetzt werden, genannt hat, und in welcher Hinsicht wir beispielsweise an Oken's bekannte 'Weinphilosophie' erinnern. Wie der Bau der Ritta, Christina nach dem Tode sich auswies muß in der Schrift,

welche auch als besonderes Werk zu haben ist, selbst nachgelesen werden.

Band XII. Außer einer Lobrede auf Humphry Davy von Cuvier, auf Ludwig Nicolas Bauquelin, von demselben, und auf Alexander Volta von Arrago enthält dieser Band folgende Abhandlungen zoologischen, physiologischen und medicinischen Inhalts:

S. 3. Divers mémoires sur de grands sauriens trouvés à l'état fossile vers les confins maritimes de la basse Normandie, attribués d'abord au crocodile, puis déterminés sous les noms de téléosaurus et sténéosaurus. Par M. Geoffroy St. Hilaire. Es sind hier mehrere wichtige Memoiren mitgetheilt, von denen die erste über die Knochenplatten des Gaumens bey den Hauptfamilien der Wirbelthiere, und zunächst über die genauere Form derselben bey den Crocodilen und den Teleosauriern handelt. Die zweite Abhandlung betrifft die Eigenthümlichkeit der Formen des Hinterkopfs bey den Crocodilen, und die Identität derselben organischen Theile bey den Teleosauriern. In der dritten Abhandlung ist von den Nachforschungen in den Steinbrüchen des Solithenkalks, worin man mehrere schöne Muscheln und neue Arten von Teleosauriern aufgefunden hat, die Rede. Die vierte ist über den Grad der äußern Einflüsse auf die Bestimmung der thierischen Formen, — eine den Ursprung der Teleosaurier, und auch den der Thiere der gegenwärtigen Epoche, zunächst angehende Frage. Die fünfte handelt über die in derselben Zahl gefundenen und denselben Functionen als bey allen übrigen Wirbelthieren vorstehenden Knochenstücke des Ohrs bey den Crocodilen und Teleosauriern. — S. 139. Observations et

quelques remarques sur la nature, les causes et le traitement de la goutte. Par M. le Baron Portal. In 4 Abschnitten handelt der alte ehrwürdige, berühmte, nunmehr verstorbene, Portal über die pathologische Anatomie verstorbener Sichter, und über das Wesen, die Ursache und die allgemeine Behandlung der Krankheit. Wir glauben unsern Lesern einen Dienst zu erweisen, wenn wir die allgemeinen Ergebnisse der Erfahrung dieses großen Anatomen und Arztes kurz mittheilen. Die Gicht sey das Resultat einer Knochenverhärtung, in welcher sich die, Gelatine, Eryweiß, etwas Magnesia und Eisen enthaltende, phosphorsaure Kalkerde vom Periostium trenne und auf die Gelenke, oder auf andere feste oder weiche Theile des Körpers werfe; auch in die Flüssigkeiten, als Blut, Lymphe, Zellgewebe, übertrete; jeder Theil des Körpers sey dem nachtheiligen Einfluß dieser Substanz ausgesetzt. Aus einer Versetzung jener Kalkerde von den Gelenken oder den Knochen auf gewisse zum Leben absolut nothwendigen Organe, könnten die mannigfaltigsten und gefährlichsten Krankheiten, sogar der Tod, erfolgen. Als entfernte Ursachen der Gicht kämen verschiedene fieberhafte, oder fieberlose Krankheiten in Betracht, und mit Berücksichtigung dieser könne man derselben sehr oft vorbeugen, oder man könne sie lindern, und minder gefährlich machen. Der Sitz sey bald im Blute, bald in der Lymphe, bald in der Galle, bald in andern Flüssigkeiten; manchmal rühre sie von einer übermäßigen Fettleibigkeit (nicht zu verwechseln mit Wohlbeleibtheit) her. Manchmal schiene sie ihren Sitz in den Gelenken zu haben, obgleich dieser Sitz doch eigentlich an einer ganz andern Stelle wäre; diese Gichtart sey die sympathische, und ihre wahre Ursache in den

Harnwegen, oder im Gehirn, Rückenmark, in den daraus entspringenden Nerven, oder in denjenigen Theilen, wohin diese Nerven sich begeben, gelegen. Es gebe viele Menschen, die nicht an der Sicht leiden, indem bey ihnen die phosphorsaure Kalkerde (die wahre Ursache der Krankheit) durch verschiedene Excretionen, durch Transpiration und Schweiß, Harn, Stuhlgang und sogar durch im Innern vor sich gehende Absonderungen, entfernt werde. Der phosphorsaure Kalk mische sich, nachdem er zur Erhärtung und Ausbildung der Knochen gedient habe, nicht allein den Flüssigkeiten des Körpers bey und verleihe diesen einen bedeutenden Consistenzgrad, sondern er erhärte auch die übrigen weichen Theile, und indem diese Kalkerde sich fortbilde, ungeachtet sie nicht mehr von dem Periostium zur Knochenmasse verbraucht werde, so spiele sie im Menschen die Rolle eines fremden Körpers, der wohl gar Veranlassung zum Tode werden könne. Nach den Ursachen verschieden will der Verf. die Sicht behandelt wissen und gibt zu einer solchen rationalen Behandlungsart den Fingerzeig; er hat zwar versprochen in einem fünften Abschnitt die specielle Behandlungsart der verschiedenen Sichtsarten folgen zu lassen, jedoch wird der folgende, uns noch fehlende Band, lehren, ob er sein Versprechen noch erfüllen konnte. Die Abhandlung ist von S. 169 bis 179 gänzlich verdruckt, und muß S. 177 in 169, S. 178 in 170, S. 169 in 177 und S. 170 in 178 umgewandelt werden. — S. 181. Mémoire sur les dents antérieures des mammifères rongeurs, dans lequel on se propose d'établir que ces dents, dites jusqu'ici et déterminées incisives, sont les analogues des dents canines. Par M. Geoff.

froy St.-Hilaire. Die Nagezähne der Nagethiere seyen nach dem Gesetz 'Balancement des Organes' (s. unsere Anz. 1833. St. 78. S. 782) als Hundsz- oder Augenzähne zu betrachten, und zwar weil, wenn überhaupt das Zahnsystem verkümmere, solches am ersten und zunächst an seinen schwächsten Puncten, d. i. an seinem vordern Ende geschehe. Indem aber ein Theil dieses Systems verkümmert sey, komme ein anderer dafür zur stärkern Entwicklung; bey den Nagethieren seyen die Schneidezähne verkümmert, und dafür die mehr im vordern Theil des Kiefers entwickelten Hundszähne desto größer und stärker. — S. 411. Recherches sur les établissements de bains publics à Paris, depuis le VI. siècle jusqu'à présent, par M. P. S. Girard. Eine Abhandlung von nur localem Werth. — S. 463. Mémoire sur les avantages d'un procédé opératoire particulier, que nous avons imaginé au commencement de ce siècle, pour la cure radicale de l'hydrocèle, suivi d'une notice sur une autre maladie analogue que nous désignerons sous le nom d'hydrocèle vésiculeuse ou hydatique, par M. le Baron Larrey. Des Verfassers Curmethode des Wasserbruchs besteht in Folgendem: Er bildet zuerst am abhängigsten Theil der Hodensackgeschwulst eine Hautfalte, schneidet dieselbe ein, und punctiert durch diese Wunde die eigentliche das Wasser enthaltende und absondernde Membran mittelst eines Troicars, dessen Schaft abgeplattet, und dessen Spitze lancettförmig ist. Nachdem nun durch die Canule des Troicars die Flüssigkeit gänzlich abgeflossen ist, führt er durch diese Canule ein 4 — 5 Zoll langes, am Ende mit einigen Löchern versehenes

Röhrchen von Gummi elasticum ein, worauf dann, nachdem die Canale herausgezogen ist, jenes Röhrchen mittelst einer zweckmäßigen Binde an jenem Orte befestigt wird. Die Sonde von Gummi elast. verursacht nur sehr geringe Schmerzen; man bemerkt, daß binnen den ersten 24 Stunden die Serosität durch jene Sonde ausgeleert wird, worauf sich dann allmählich die Absorption vermindert und bald gänzlich aufhört. Dieses Aufhören des Ausflusses ist das Zeichen der beginnenden Inflammation, wodurch die Verwachsung der Hodenoberfläche mit der umgebenden Haut zu Stande kommt, — und zugleich derjenige Zeitpunkt, in dem man die Sonde von G. elast. zurückziehen muß; geschieht dieses nicht jezt, so wird die Entzündung oft zu bedeutend und Abceßbildung und Vereiterung ist die Folge davon. Jener Zeitpunkt ist selten vor dem dritten Tage, in einzelnen Fällen schon nach Verlauf von 24 Stunden, eingetreten, obgleich der Verf. Beobachtungen anführt, daß er sich bis zum 5. — 7. Tage erstreckte. — Der Verf. hat diese Methode immer mit dem besten Erfolge angewandt, keine bedeutende Zufälle und keine Recidive darnach gesehen. Bey Hydrocele congenita verbindet er mit dieser Methode noch einen gehörigen Druck auf den Bauchring, um die Verwachsung der Wände desselben zu bewirken. Ref. hält bey der einfachen Hydrocele, d. h. ohne Complication mit andern Hodensack- oder wirklichen Hodenkrankheiten, diese Curmethode für eine zweckmäßige; die Methode ist aber nicht neu und nicht von dem berühmten Verf. zuerst vorgeschlagen. Englische und deutsche Wundärzte wandten dieselbe an, nur mit dem Unterschiede, daß sie statt der Sonde von G. elast. eine Wieke einlegten (Warner, Lhedon), oder daß

sie statt jener Sonde die Canule des Troicars selbst liegen ließen (Monro), um den beabsichtigten Zweck zu erreichen. Der Verf. hat auch mehrere Male die von Manchen bezweifelte Hydrocele vesiculosa (von Hydatiden herrührend) beobachtet; hier ist die Punction gänzlich unnütz. Ist die Zahl der Hydatiden nur gering, so kann man sie extirpieren, darf aber nicht eine einzige sitzen lassen; nehmen die Hydatiden die ganze tunica vaginalis ein, sitzen sie wohl gar am Samenstrang, so muß die Castration verrichtet werden, wozu die Indication um so mehr vorhanden ist, als man bey dieser Art von Krankheit den Hoden der leidenden Seite gewöhnlich atrophisch antrifft. — S. 483. Expériences sur le mécanisme de la rumination, premier Mémoire, par M. Flourens. — S. 531. Expériences u. s. w., second Mémoire, von demselben. Herr Flourens hat an lebenden Hammeln eine große Reihe von Versuchen angestellt, um über den Weg zu entscheiden, welchen die Speisen vor und nach dem Wiederkauen einschlagen. Er fand, daß die nur wenig zerkaute Nahrungsmittel nach dem ersten Verschlucken in die beiden ersten Mägen, größtentheils aber in den Pansen, zum kleinern Theil hingegen in die Haube übergehen, — daß aber die flüssigen, oder zu Brey zerkaute oder wiedergekaute Nahrungsmittel bey dem Verschlucken größtentheils in den Kalender, und nur in geringer Quantität in die beiden ersten Mägen übertraten. Der Rücktritt der wiederkauenden Speisen aus den ersten beiden Mägen in den untern Theil des Oesophagus werde zum Theil durch die Contraction der Magenwände, zum Theil und hauptsächlich aber durch die Lezzen der Schlundrinne bewirkt; diese Lezzen sollen eine Portion des

Mansen- und Haubencontentums ergreifen, von der übrigen Futtermasse abreißen und in das untere Ende der Speiseröhre hineinführen. Ref. hat ein Jahr früher als Hr Fl. den Proceß des Wiederkauens einer genauern, auf Experimente begründeten Untersuchung unterworfen (s. dessen Beiträge und unsere Anz. 1831. St. 156), wonach er; obwohl das Resultat des Hn Fl. mit dem seinigen im Allgemeinen übereinstimmend ist, doch den Rücktritt des Bissens in den untern Theil der Speiseröhre einem ganz andern Prozesse zuschreiben muß als dem von Hn Fl.'s erdachten Greif- oder Abreißungsvermögen der Schlundrinnenwülste. Berthold.

G ö t t i n g e n .

Typis Dieterichianis: Libri symbolici Ecclesiae Catholicae. Conjunctim atque notis, prolegomenis, indicibusque instruxit Fridericus Guil. Streitwolf, Verbi Div. apud Bodenfeldenses Minister. 1835. 8.

In dem Sinne, in welchem wir in der Evangel. Kirche von symbolischen Büchern reden, ist es in der Römisch-catholischen nicht gebräuchlich. Streng genommen hat die letztere außer den ökumenischen nur ein besonderes Symbol, das Tridentinum, und selbst dieses heißt in der Römischen Kirche nie Symbol. Ja im strengsten Sinne hat sie nur Ein Symbol, das Apostolisch-Nicänisch-Constantinopolitanische. Dieß ist so klar in der Tridentiner Synode Sess. 3. decretum de symbolo fidei und im Römischen Katechismus P. 1. c. 1. ausgesprochen, daß ich mich wundere, daß weder Marheinecke noch Möhler auf diese Verschiedenheit des Sprachgebrauchs in der cathol. Kirche aufmerksam gemacht haben. Diese Vers

schiedenheit ist nicht unwesentlich und hat einen inneren Grund, nämlich den, daß nach Römisch-catholischer Ansicht das constitutive Princip der Kirchenlehre in der gesammten kirchlichen Tradition und dem in jedem Moment inspirierten Kirchenregimente liegt. Alles was zu irgend einer Zeit durch das wahrhaft catholische Kirchenregiment in der Einheit der kirchlichen Tradition über die Lehre festgestellt wird, hat den Character des Symbolischen ohne Ausnahme, und das sogenannte apostolische Symbol der Römischen Kirche ist nur das erste Glied in dieser ununterbrochenen Kette. Daher heißt es in der prof. fidei: *Caetera item omnia a sacris canonibus et oecumenicis Conciliis ac praecipue a sacrosancta Tridentina Synodo tradita, definita et declarata indubitanter recipio atq. profiteor.* Nun will ich nicht läugnen, daß die Decrete der Trident. Synode für den catholischen Lehrbegriff eine besondere Bedeutung haben. Sie enthalten die absoluten Bestimmungen des kirchlichen Dogmas in besonderer Beziehung auf den Gegensatz gegen den protestantischen Lehrbegriff, und man könnte sie in sofern das antiprotestantische Symbol der Röm. Kirche nennen. Aber dieß geschieht dann in einem Sinne, wie keine Protestant. Bekenntnisschrift Symbol ist, denn diese haben nie die absolute Auctorität gehabt, welche dem Tridentinum zugeschrieben wird. In diesem Sinne und dieser Beziehung ist das Tridentinum, — welches das symbol. apostolicum in sich schließt, — die einzige symbolische Schrift der Catholiken, und weder der Römische Katechismus, noch selbst die professio fidei darf ihm in dieser Hinsicht gleich gestellt werden, obgleich der erstere auf Geheiß der Synode verfaßt und beide durch päpstliche Auctorität sanctioniert wurden.

Sie sind immer nur Ausflüsse des Tridentinums und haben nur eine supplementarische Auctorität. Da indessen selbst Möhler mißbrauchsweise von den symbolischen Schriften der Catholiken spricht, so wird man diesen Sprachgebrauch auch wohl unserm Verf. gestatten, nur sollte man auch um der Wissenschaft willen die Verschiedenheit des Protestant. und Römischcathol. Sprachgebrauchs nicht in Vergessenheit gerathen lassen, und wenigstens dem Beyspiele Winers folgen, der von der Hauptquelle des Römischcathol. Lehrbegriffs, dem Tridentinum, die professio und den Catechism. Rom. als symbol. Schriften zweyter Ordnung unterscheidet.

Es hat wohl manchem schon wünschenswerth erschienen, zur leichteren Handthierung der Quellen der Symbolik auch die betreffenden cathol. Hauptdocumente in einer bequemen Ausgabe mit zuverlässigem Texte zusammen zu haben. Herr Pastor Streitwolf hatte schon seit mehreren Jahren eine solche Ausgabe beschlossen und zubereitet, und um etwas recht Tüchtiges zu liefern, keinen Fleiß, keine Mühe und keine Zeit gespart. Der Druck war schon begonnen, als Orts- und Berufsveränderungen, mehr noch aber schwere Krankheiten des Herausgebers Unterbrechung geboten. Als der Verf. aber wieder mit neuer Kraft und frischem Muthe anfing, erschien vor wenigen Monaten die erste Lieferung der Danzischen Ausgabe der symbolischen Bücher der cathol. Kirche. Wenn dieß auf der einen Seite als ein erfreuliches Zeichen von dem allgemeineren Bedürfnisse einer solchen Ausgabe betrachtet werden durfte, so hatte doch auf der andern Seite eine solche Concurrrenz etwas Abhaltendes und Störendes. Indes haben bey weiterer Ueberlegung der Herausgeber und Verleger sich dadurch nur bewegen lassen, die Heraus-

gabe des Werks zu beschleunigen, und zwar, wie die buchhändlerischen Verhältnisse zu gebieten schienen, nach Art des Danzischen Lieferungsweise. Das Ganze wird etwa 50 — 60 Bogen stark werden. Diese erste Lieferung enthält die ersten sechzehn, wohlfeil genug, zu 18 Gr. Man sieht schon aus dieser Lieferung das Eigenthümliche der Arbeit. Voran stehen die *symbola oecumenicā* mit vollständigen Varianten nach Walchs *bibliotheca symbol. vetus*. Man könnte zweifeln, ob diese in die Sammlung gehören; wenigstens die Varianten entsprechen dem besondern nächsten Zwecke, wie es scheint, nicht. Indes hat auch diese mühsame Arbeit ihr Gutes. Auf die *oecum. Symbole* folgen die *canones et decreta Concilii Tridentini* nach der Ausgabe von Le Plat, mit einer Auswahl von Varianten. Der Herausgeber hat für gut gehalten, die Lehrdecrete auszusondern, und die reformatorischen, sammt den Bullen u. s. w. in einem Anhange besonders folgen zu lassen. Ich zweifle, ob dieß gut gethan ist. Das Studium wird dadurch nicht wesentlich erleichtert; im Gegentheil die lebendige Anschauung des ganzen Geistes der Synode in Beziehung auf die Reformation sogar gestört und erschwert. Auf die Tridentiner Decrete folgt die *Professio fidei* nach einem Römischen Exemplar mit vollständigen Varianten, endlich der *Catechism. Romanus*, in der von Andr. Fabricius herrührenden Form in Fragen und Antworten, nach dem Text der auf Befehl Clemens XIII. in Rom 1761. gedruckten Ausgabe, von der das päpstliche Breve ausdrücklich sagt, daß sie *maculis, quas operarum vitio liber contraxerat, emendatior* seyn solle. Der Herausgeber hat eine Auswahl von Varianten aus 13 Ausgaben hinzugefügt, und am Rande die Abtheilungen der in

Frankreich am meisten gebräuchlichen Ausgaben, so wie die Paragraphen der Italiänischen anmerkt. Wir vermiffen dabey ungern die zur Ueberficht fehr behülflichen Synopsen, die ſich wenigſtens in der Straßburger Ausgabe v. J. 1820 finden. Einen beſonderen Werth hat dieſe Sammlung dadurch, daß bey den Trident. Decreten und dem Katechiſmus nicht nur die daſelbſt citierten Stellen, ſondern auch andere entſprechende Beweis- und Parallelſtellen aus der heil. Schrift, den Kirchenvätern und Concilien mit großer Sorgfalt aufgeſucht und nachgewieſen ſind. Darin liegen manche für das dogmengeschichtliche Studium erſprößliche Winke. Auf die Correctheit des Druckes iſt großer Fleiß verwendet worden, und der Herausgeber wird es an einer wiederholten Durchſicht des Gedruckten und genauen Angabe der etwa eingſchlichenen Fehler am Ende des Werkes nicht fehlen laſſen. Dem Ganzen wird eine hiſtorische literariſche Einleitung vorangehen und vollſtändige Register werden die Brauchbarkeit des Werkes erhöhen.

Wir wünſchen dem Herausgeber Geſundheit und Kraft zur Bollendung ſeines nützlichen Werkes, und dieſem in beiden Kirchen den Beyfall, den es verdient.

L.

Nachtrag zu S. 1059.

Daß dort über die Ableitung des zendischen Atars (Feuer) Vermuthete erhält eine wichtige Beſtätigung durch eine gütige Mittheilung unſers Herrn Hofrath Benecke, wonach die altdeutſchen Wörter eit (Feuer) und eiter (Gift) wohl urſprünglich das Fressende bedeuten.

H. G.

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

113. Stück.

Den 20. Julius 1835.

B e r l i n.

Bei Ferd. Dümmler, 1835: Prüfung der Gründe mit welchen von den Herren Klüber und Zacharia die Rechtsgültigkeit und Standesmäßigkeit der von Sr. Königl. Hoheit dem Herzog von Sussen mit Lady Augusta Murray im Jahre 1793 geschlossenen ehelichen Verbindung behauptet worden ist. Von Karl Friedrich Eichhorn. XVI und 172 S. nebst LXXX S. Beilagen in 8.

Die Abhandlungen von Klüber und Zacharia, auf welche hier Bezug genommen ist, führen folgende Titel:

Abhandlungen und Beobachtungen für Geschichtskunde, Staats- und Rechtswissenschaften. Von Johann Ludwig Klüber. Zweyter Band. Frankfurt a. M. in der Andreäischen Buchhandlung. 1834. IV und 409 S. in 8. Erste Abhandlung: Die Rechtsgültigkeit und Standesmäßigkeit der Ehe Sr. Königl. Hoheit des Herzog August Friedrich von Sussen, Königl.

Prinzen von Großbritannien und Irland und von Hannover, 2c. mit Lady Augusta Murray, Tochter eines Earl's (Grafen) und Pair's von Schottland, und die Berechtigung der aus dieser Ehe abstammenden Nachkommen zu dem vollen Genuß der väterlichen Standes- und Familienrechte, insbesondere ihre Successionsfähigkeit in den väterlichen Staats-, Stamm- und Privat-rechten. (Nebst 9 Beylagen) S. 1 — 232.

Rechtsgutachten über die Ansprüche August's von Este, ehelichen Sohnes Sr. K. H. des Herzogs von Sussen auf den Titel, die Würden und Rechte eines Prinzen des Hauses Hannover. Von Dr. K. S. Zacharia, Großherzogl. Bad. geh. Rathe II. Klasse, öffentl. ord. Rechtslehrer auf der Universität in Heidelberg 2c. Heidelberg, 1834. Druckerey von A. Schwald. 159 S. in 8. Voran stehen 4 genealogische Tafeln, sodann unter No. 1. Auszug aus dem Rechtsfalle, und Dr. Eushington's und Griffith Richard's Meinungen darüber, 8 S.; und unter No. 2. Auszug aus dem Rechtsfalle und D'Connell's Meinung darüber. 7 S. in 8.

Von keiner Wissenschaft kann wohl in dem Maße behauptet werden, daß sie zu ihrer Fortbildung der practischen Anschauung bedürfe, wie von der Jurisprudenz. Daher gibt es wenige bedeutendere Rechtsfälle, welche nicht zugleich ein wissenschaftliches Interesse hätten. Ganz besonders gilt dieß aber von solchen, welche aus dem deutschen Fürstenrechte zu beurtheilen sind, weil dieses fast aus lauter Rechtsfällen besteht, die durch keine höhere Autorität als allgemeine ausgesprochen sind, sondern sich bloß durch die Anwendung, welche von ihnen gemacht wird, als solche zu erkennen geben, und dabey doch wegen der verhältnißmäßig geringen Anzahl von Perso-

nen, deren Rechtsverhältnisse nach demselben zu beurtheilen sind, Rechtsfälle dieser Art im Ganzen selten vorkommen. Unter ihnen nimmt nun der, worauf sich die oben genannten Schriften beziehen, eine ganz vorzügliche Stelle ein, nicht sowohl wegen der wichtigen Folgen, welche von der Entscheidung desselben abhängen, denn diese kommen hier nicht in Betracht, als vielmehr wegen der mehrfachen in wissenschaftlicher Hinsicht interessanten Fragen, zu deren Erörterung und Beantwortung er Veranlassung gibt. Es muß daher für ein glückliches Zusammentreffen gehalten werden, daß gerade die größten Publicisten unserer Zeit sich der rechtlichen Beurtheilung desselben unterzogen, und diese zu einem Gegenstande besonderer Abhandlungen gemacht haben. Da unseren Blättern keine wichtigere wissenschaftliche Erscheinung fremd bleiben darf, so muß auch in ihnen über jene Schriften Bericht erstattet werden. Mehr als einen solchen wollen wir aber auch hier nicht geben, da der Gegenstand in denselben in der That so von allen Seiten besprochen ist, daß nur noch übrig bleibt, zu prüfen, für welche der aufgestellten Meinungen die triftigsten Gründe angeführt sind. Zuvor ist es aber nöthig die wichtigsten Thatsachen, auf welche es hierbey ankommt, in der Kürze zusammen zu stellen. Wir lernen sie zum Theil kennen aus den als Manuscript gedruckten 'Urkunden zu der Rechtsache August's von Este, betreffend dessen Ansprüche auf den Titel, die Würden und Rechte eines Prinzen des Hauses Hannover, und andere Papiere. Frankfurt a. M. gedruckt bey H. E. Brönnner. 1834. 67 S. in 8.' Aus einer Aeußerung in dem diesen Urkunden vorgedruckten Verzeichniß muß man schließen, daß sie entweder von August d'Este selbst, oder doch auf seine Veranlassung in Druck

gegeben sind. Die meisten derselben finden sich auch bey Klüber und Eichhorn in den Benlagen abgedruckt; der erstere hat noch Einiges, der letztere aber sehr Vieles von Belang hinzugefügt, so daß man nur aus seiner Schrift die wahre Bewandniß des vorliegenden Rechtsfalls kennen lernen kann, und daher schon aus diesem Grunde jeder sie lesen muß, welcher ein competentes Urtheil über denselben zu fällen sich für berechtigt halten will.

Die Thatsachen, worauf es hier ankömmt, sind nun aber im Wesentlichen folgende: Se. Königl. Hoheit Prinz August Friedrich, geb. am 27. Jan. 1773, seit 1801 Herzog von Sussen, sechster Sohn Sr. hochseligen Majestät Georg des Dritten, damals Königs von Großbritannien und Irland und Kurfürsten von Braunschweig und Lüneburg, verweilte seit den letzten Monaten des Jahres 1792 zu Rom. Während seines dortigen Aufenthalts am 4. April 1793 soll sich der Prinz mit Lady Augusta Murray, der ältesten Tochter des Schottischen Grafen Dunmore, welche sich damals mit ihrer Mutter ebenfalls zu Rom aufhielt, ohne Vor- und Mitwissen der letzteren und ohne Gegenwart irgend eines Zeugen durch einen zu jener Zeit zufällig daselbst anwesenden Englischen Geistlichen haben trauen lassen. Der Prinz lebte in Italien mit Lady Auguste nur insgeheim, und auch nachdem die Mutter desselben einige Monate später von der Heirath unterrichtet war, sollte diese doch vor seinen Königlichen Eltern und dem Publicum ein Geheimniß bleiben. Noch im J. 1793 wurde der Prinz von seinem Königl. Vater nach England zurückberufen, und nicht lange nach ihm kehrte auch Lady Dunmore mit ihren Töchtern dahin zurück. Gleich nach der Ankunft der letzteren wurden Vorbereitungen zu

einer zweyten Trauung in England getroffen, weil es an einem Beweis der ersten fehlte. Daher sollte diese Trauung, wenn gleich wieder insgeheim, doch auf eine solche Weise geschehen, daß sich mit Hülfe von Zeugen beweisen ließe, die Personen, welche der Geistliche, ohne sie zu kennen, getraut habe, seyen der Prinz und die Tochter des Grafen von Dunmore gewesen. Zu diesem Ende wurde sie auf folgende Weise eingeleitet. Lady Auguste Murray schrieb schon von Falmouth aus, wo sie mit ihrer Mutter ans Land gestiegen war, an die Frau eines Kohlenhändlers Jones, Namens Maria, welche als Frauenschneiderin seit vielen Jahren für die Familie Dunmore gearbeitet hatte, einen Brief, worin sie dieselbe benachrichtigte, daß sie die Zimmer, welche die Eheleute Jones vermietheten, für sich und einen 'Herrn Frederick' miethen wolle. Dieser Herr Frederick, so wurde der Maria Jones später von Lady Auguste und deren Mutter gesagt, sey ein Privatmann aus Devonshire, Verwandter eines andern Sir M. Frederick. Weder der Prinz noch Lady A. nahmen aber auch nur den Schein an, in den gemietheten Zimmern zu wohnen. Dieß erklärt sich daraus, daß der Zweck, welcher durch Miethung jenes Logis erreicht werden sollte, nämlich als Parochianen angenommen zu werden, gleich nach der Ankunft von Lady Auguste in London ohne Schwierigkeit erreicht war. Sie schrieb nämlich zu diesem Ende eine Anmeldung, nach welcher ein Augustus Frederick und eine Augusta Murray verlangten, in der St. Georgen-Kirche, in deren Pfarrsprengel die Wohnung der Eheleute Jones lag, aufgeboten und getraut zu werden. Dieses Papier brachte Mary Jones zum Unterküster (Deputy-Clerk), und durch diesen gelangte es an den Küster, zu dessen Geschäfts-

Freiß eine Untersuchung über die Person und die Wohnung der Verlobten, welche aufgeboten zu werden verlangen, schon nicht mehr gehört. Auch erregte die Anmeldung weder bey dem Küster, noch bey dem betreffenden Geistlichen im Geringsten die Vermuthung, daß die Trauung von anderen Individuen, als von Personen der niederen Bürgerclasse verlangt werde, und konnte bey Lage der Sache sie auch nicht erregen. Aus demselben Grunde hatte die dreyimalige Proclamation eines Augustus Frederick und einer Augusta Murray ohne das geringste Aufsehen zu machen Statt. Die Trauung geschah zwar in geöffneter Kirche, aber in der frühesten Morgenstunde, in welcher sie der Jahreszeit nach möglich war, nämlich am 5. December 1793 Morgens zwischen 8 und 9 Uhr. Sowohl die Kleidung des Prinzen und der Lady A., als auch die Art, wie sie in der Kirche ankamen, waren so einfach, daß beide dem Geistlichen, welcher sie traute, als Personen unter dem höheren Bürgerstande erschienen. Außer ihnen und dem functionierenden Geistlichen nebst dessen Gehülffen war niemand in der Kirche anwesend, als die beiden Eheleute Jones, Lady Euphemia Stuart, Schwester der Gräfin Dunmore (ebenfalls in einer einfachen ihren Stand nicht verrathenden Kleidung), und von den 9 Paaren, welche an diesem Tage getraut werden sollten, bey so früher Tageszeit erst ein einziges, welches dazu noch später gekommen war, als der Prinz und Lady A.; weshalb diese auch zuerst getraut wurden. Die Verlobten unterzeichneten sich im Trauregister als 'Augustus Frederick' und 'Augusta Murray', und als Zeugen bloß die Eheleute Jones. Auch diesen wurde erst einige Zeit nach der Trauung von Lady A. eröffnet, daß Herr Frederick der Prinz August gewesen sey. Wie wenig

Klüber von den hier in Betracht kommenden Thatsachen hinreichend unterrichtet war, ergibt sich besonders auch daraus, daß er von dieser Trauung in London, deren wahrer Hergang hier nach den vor dem Geheimenrath gemachten Zeugenaussagen beschrieben ist, nur Folgendes (wenn gleich an mehreren Stellen seiner Abhandlung) sagt: 'Auf die kirchliche Privattrauung zu Rom folgte noch eine öffentliche. Diese geschah in London mit aller daselbst üblichen Feierlichkeit in der Pfarrkirche St. Georg nach vorhergegangenem dreymaligen öffentlichen Aufgebot. Sie geschah in der Pfarrkirche weit des größeren Theils des zu London wohnenden Englischen Adels, auch sonntäglich von demselben gewöhnlich und am meisten besucht. Sie geschah so zu sagen unter den Augen Seiner Majestät des Königs und der anwesenden königlichen Familie.' Etwa 6 Wochen nach dieser zweyten Trauung wurde Lady Auguste von einem Sohn, dem jetzigen Sir August d'Este entbunden. Obgleich der Prinz sich viele Mühe gab die Vermählung fürs Erste geheim zu halten, so muß sie doch bald bekannt geworden seyn; denn schon im Januar 1794, nachdem der Prinz bereits England wieder verlassen hatte, stellte der General-Procurator des Königs bey dem Gerichtshofe des Erzbischofs von Canterbury (Court of Arches) gegen Lady A. eine Klage an, welche darauf gerichtet war, daß durch ein declaratorisches Erkenntniß ausgesprochen werde, die vermuthete Verbindung zwischen dem Prinzen und Lady Augusta Murray sey in jeder rechtlichen Beziehung unbedingt unwirksam und nichtig gewesen. Diese Klage erklärt sich aus dem Folgenden. Seit dem J. 1772 besteht in England ein Gesetz über Heirathen königlicher Prinzen und Prinzessinnen (die sogenannte Heiraths-Acte, Royal marriage

act), nach welchem kein Descendent Georgs II. unter 25 Jahren, die Nachkommenschaft der in fremde Familien vermählten Prinzessinnen ausgenommen, fähig ist, eine Ehe anders zu schließen, als wenn er zuvor die förmliche Einwilligung des regierenden Königs erhalten hat. Eine gegen dieses Gesetz eingegangene Verbindung soll in jeder Beziehung nichtig seyn. — Das Urtheil auf jene Klage erfolgte am 14. Jul. 1794 wörtlich mit den Anträgen des Königl. Procurators übereinstimmend. Am 23. Jul. wurde es dem Könige in seinem Geheimenrath vorgelegt, welcher befahl, dasselbe zur Urkunde in die Protocolle des Geheimenraths einzutragen. Daß der Prinz auf irgend eine Weise die Entscheidung jenes Urtheils förmlich angefochten habe, ist nirgends behauptet worden; vielmehr hat er späterhin ausdrücklich anerkannt, daß seine Verbindung mit Lady Auguste gegen die Gesetze gewesen und bürgerlich unwirksam sey. Auch traten später Mißverständnisse zwischen ihm und Lady A. ein. Zu welcher Zeit dieß geschah, erhellt nicht genau; gewiß ist nur, daß sie sehr bald nach der am 11. August 1801 erfolgten Geburt einer Tochter, des zweyten Kindes aus dieser Verbindung, eingetreten seyn müssen, daß sie im J. 1804 bereits vorhanden waren, und daß wenigstens seit dieser Zeit die Verbindung zwischen dem Prinzen und Lady A. auch factisch aufgehoben war, und es auch geblieben ist bis zu dem im J. 1830 erfolgten Tod der letzteren. Als im J. 1804 unter Mitwirkung des Königs ein Abkommen über ihre Versorgung mit ihr getroffen wurde, verzichtete auch Lady A. auf den Namen und Titel einer Herzogin von Suffer und führte von nun an mit Bewilligung des Königs den Titel Lady d'Ameland. Ihren Kindern wurde der Name d'Este beygelegt.

(Die Fortsetzung im nächsten Stücke.)

G e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

114. 115. Stück,

Den 23. Julius 1835.

B e r l i n.

Fortsetzung der Anzeige: Prüfung der Gründe mit welchen von den Herren Klüber und Zachariä die Rechtsgültigkeit und Standesmäßigkeit der von Sr. Königl. Hoheit dem Herzog von Suffer mit Lady Augusta Murray im J. 1793 geschlossenen ehelichen Verbindung behauptet worden ist. 2c. 2c.

Es fragt sich nun: sind die angeführten That- sachen von der Art, daß Sir August d'Este mit Grund behaupten kann, wie er mehrfach gethan hat, ein gesetzmäßiger Sohn Sr. Königl. Hoheit des Herzogs von Suffer zu seyn, und somit gleich jetzt Titel, Würden und Rechte eines Prinzen des Großbritannisch = Hannoverschen Hauses, mit der Zeit aber und unter Umständen den Besitz der von diesem Hause regierten Länder selbst verlangen zu können? Diese Frage muß abge- sondert für das Königreich Großbritannien und Irland, und für das Königreich Hannover be- antwortet werden, und zwar aus folgendem Grunde. Das Braunschweig = Lüneburgisch Haus

besitzt bekanntlich seit länger als einem Jahrhundert außer seinen deutschen Ländern, welche jetzt das Königreich Hannover bilden, auch den Thron des Königreichs Großbritannien und Irland. Beide Ländermassen sind aber dessen ungeachtet in staats- und völkerrechtlicher Beziehung fortwährend völlig von einander getrennt geblieben. Diese Trennung ist auch von großem Einfluß auf die beiden Ländern gleichmäßig angehörige königliche Familie. Die Mitglieder derselben haben nämlich eigene Rechte und Verbindlichkeiten als Britische Prinzen, eigene als Hannoversche, selbst wenn es sich um bloß persönliche Rechtsverhältnisse handelt. Klüber hat die aufgeworfene Frage so wohl in Beziehung auf Großbritannien und Irland, als auch in Beziehung auf das Königreich Hannover beantwortet, Zacharia und Eichhorn nur in Beziehung auf das letztere. Auch wir beschränken uns auf dieses, weil nur so weit die Beantwortung der Frage Sache der deutschen Rechtswissenschaft ist. Für die deutschen Länder hängt aber die Beurtheilung jener Frage von der Beantwortung der beiden anderen ab: 1. war die Verbindung, aus welcher Sir August d'Este hervorgegangen ist, eine gültige? und 2. war sie eine standesmäßige? Beide Fragen werden bejaht von Klüber und Zacharia, eben so entschieden verneint von Eichhorn. Wir nehmen keinen Anstand, uns für die Ansicht des letzten zu erklären, und hoffen, daß auch unsere Leser, wenn wir die Gründe, welche für dieselbe sprechen, vorlegen, uns beitreten werden. Bey der Beantwortung der ersten Frage kommt es besonders darauf an, ob das Ehehinderniß der fehlenden väterlichen Einwilligung nach dem deutschen Fürstenrechte als ein aufschiebendes oder als ein trennendes zu be-

trachten ist; d. h. mit anderen Worten, ob es ein solches Hinderniß ist, welches der Abschließung der Ehe zwar entgegensteht, aber, wenn diese dessen ungeachtet eingegangen ist, sie nicht vernichtet, oder ein solches, welches auch die bereits eingegangene Ehe nichtig macht.

Da es sich hier um die Heirath eines Prinzen aus einem deutschen Fürstenhause evangelischer Confession handelt, die vor Auflösung der deutschen Reichsverfassung Statt gefunden hat, so kann es keinen Zweifel leiden, daß jene Frage aus dem Eherecht der Reichsstände evangelischer Confession entschieden werden muß. Für die evangelischen Reichsstände gab es aber, wie Eichhorn in Uebereinstimmung mit den beiden größten Publicisten des deutschen Reichs, J. J. Moser und Pütter, ausführt, keine andere Rechtsnorm, nach welcher ihre Rechte in solchen Verhältnissen, die mit der Religionslehre in Verbindung stehen, beurtheilt werden konnten, als diese Lehre selbst. Nach der evangelischen Lehre muß aber das Ehehinderniß der fehlenden elterlichen Einwilligung in gewissen Fällen für ein trennendes gehalten werden. Denn es heißt in den bekannten Schmalkaldischen Artikeln: 'Item (ist unrecht), daß ingemein alle Heirath, so heimlich und mit Betrug, ohne der Eltern Vorwissen und Bewilligung geschehen, gelten und kräftig seyn sollen'. Hierin wird also der Grundsatz des canonischen Rechts, daß die fehlende Einwilligung der Eltern nur ein aufschiebendes Ehehinderniß sey, ausdrücklich verworfen. Dabey setzt diese Stelle, wie der übrige Inhalt derselben zeigt, und es auch der damaligen Ansicht von der Bedeutung des Römischen Rechts für Deutschland vollkommen gemäß ist, stillschweigend voraus,

daß statt des verworfenen canonischen Rechts das Römische werde unmittelbar angewandt werden. Nach dem Römischen Rechte ist aber ohne allen Zweifel eine von Kindern, welche unter väterlicher Gewalt stehen, ohne Einwilligung des Vaters eingegangene Verbindung an sich unwirksam, oder, wie man es gewöhnlich ausdrückt, *ipso iure* nichtig. Die Fälle, in welchen auch bey den Evangelischen jenes Ehehinderniß als ein trennendes betrachtet werden soll, sind in jener Stelle der Schmalkaldischen Artikel angedeutet durch die Worte: 'alle Heirath, so heimlich und mit Betrug geschehen'. Eine heimliche Heirath (*desponsatio clandestina*) ist aber nach dem hier ohne Zweifel zum Grunde liegenden Sprachgebrauch des canonischen Rechts eine jede, welcher keine Proclamation vorausgegangen ist. Nach den Schmalkaldischen Artikeln muß jedoch auch eine solche für eine heimliche gehalten werden, der zwar eine Proclamation vorausgegangen ist, bey welcher diese aber entweder unter solchen Umständen geschah, daß schwerlich zu erwarten war, daß sie zur Kunde der Eltern gelangen werde, oder die gar absichtlich so eingerichtet wurde, daß sie durchaus nicht zu ihrer Kunde gelangen sollte und konnte. Denn in dem ersteren Falle kann die Proclamation die nach jenen Artikeln erforderliche Bewilligung der Eltern unmöglich ersetzen, und in dem letzteren würde man schwerlich von ihr sagen können, daß sie nicht 'mit Betrug' geschehen sey. Wendet man nun diese Grundsätze auf den vorliegenden Fall an, so ist erstens nicht zu bezweifeln, daß der Prinz im Jahre 1793, wo die Trauung in Rom erfolgt seyn soll, in der Eigenschaft eines Prinzen des Braunschweig-Lüneburgischen Hauses ohne väterliche Einwilligung keine Ehe schließen

konnte. Denn er stand unzweifelhaft damals noch unter väterlicher Gewalt. Da in dieser durch die Volljährigkeit des Hauskinds an und für sich nichts geändert wird, so ist die von Zacharia weitläufig untersuchte Frage, wann ein Prinz des Braunschweig-Lüneburgischen Hauses volljährig werde, in der That ganz müßig. Zweitens ist gar nicht einmal behauptet, daß der Prinz vor Schließung der fraglichen Verbindung die Einwilligung seiner königlichen Eltern nachgesucht habe. Drittens war die Heirath zu Rom ganz unzweifelhaft eine heimliche, weil sie ohne vorausgegangene Proclamation geschah, und nicht weniger auch die zu London, da, wenn ihr gleich eine Proclamation vorausging, diese doch absichtlich so eingerichtet wurde, daß die königlichen Eltern keine Kunde davon erhalten sollten. Es läßt sich mithin dem Obigen nach gar nicht bezweifeln, daß die Verbindung nach den Grundsätzen des deutschen Fürstenrechts von Anfang an keine Ehe war.

So wie wir bisher die Gründe, auf welche Eichhorn seine Ansicht, daß die fragliche Verbindung nichtig sey, stützt, kurz wiederholt haben, so wollen wir ihm auch jetzt in der Widerlegung der Gründe, welche Klüber und Zacharia für ihre entgegengesetzte Behauptung angeführt haben, folgen. Beide sind der Meinung, daß die mangelnde väterliche Einwilligung nach dem deutschen Fürstenrechte kein vernichtendes Ehehinderniß sey; aber die Gründe, welche sie hierfür anführen, sind nicht ganz dieselben. Zacharia beruft sich darauf, daß bey dem deutschen Fürstenstande das *ius canonicum* für die Ehesachen Gesetzeskraft behalten habe. Zwar behaupteten, wie er sich ausdrückt, einige 'Schrift-

steller', daß nach dem gemeinen protestantischen Eherechte zur Gültigkeit einer Ehe die Zustimmung der Eltern erfordert werde; sie stützten diese Behauptung theils auf die Lehre der protestantischen Kirche, theils auf die Vorschriften der Landrechte. Aber aus der ersteren Quelle könne kein rechtlich verpflichtendes Gesetz abgeleitet werden, und die Landesgesetze könnten keine Regel des gemeinen deutschen Rechts und noch weniger eine für die deutschen Fürstenhäuser gültige Regel begründen. Dieß Letztere ist allerdings richtig. Daß aber die Lehre keinen genügenden Grund enthalte, das Römische statt des canonischen Rechts anzuwenden, kann man ihm nicht zugeben, da es ein allgemein bekannter und befolgter Grundsatz ist, daß bey den Evangelischen die Lehre über die Anwendbarkeit des canonischen Rechts entscheide, und sie daher doch wohl mittelbar rechtlich verbindende Regeln muß begründen können. Die Praxis des deutschen Fürstenrechts wird dabey von Zacharia gänzlich ignoriert. — Die von Klüber für die Behauptung, daß die mangelnde väterliche Einwilligung nach dem deutschen Fürstenrechte kein trennendes Ehehinderniß sey, vorgebrachten Gründe sind folgende: Das 'deutsche Reichsrecht' habe bey Beurtheilung der Rechte der väterlichen Gewalt auch nach Einführung des Römischen Rechts das Vernunftrecht als Grundlage beybehalten, und damit falle die Anwendbarkeit des Römischen Grundsatzes, daß die Ehe ohne Einwilligung des Vaters nichtig sey, weg. Dieß gelte um so mehr für die reichsunmittelbaren Erlauchten, deren 'höheres und äußerlich gebildeteres Standesverhältniß', als Mitglieder reichsständischer Regentenhäuser, eine liberalere Behandlung geboten habe. Auch verordne hiermit übereinstimmend 'ein Reichs-

gesetz': man solle die nicht hören, welche wollen, 'daß die Ehe oder versprochene Heirath wiederum getrennt werden, und nicht gelten sollen, wo der Eltern Bewilligung nicht darbey ist'. Was Klüber 'das deutsche Reichsrecht' nennt, kann nichts anders seyn, als die gemeine deutsche Gewohnheit. In dieser findet sich nun aber nicht der entfernteste Grund, weshalb nicht die Römische Lehre von der väterlichen Gewalt, sofern sie sich auf die Nothwendigkeit des väterlichen Consenses zur Eingehung der Ehe bezieht, vollständig zur Anwendung kommen müßte. Auch müssen wir mit Eichhorn sagen, daß wir uns nicht erinnern, diese Ansicht sonst irgendwo gefunden zu haben, und daß sie den dafür angeführten Schriftstellern keinesweges angehört. Eben so unrichtig ist die Behauptung, daß jene Römische Lehre auf die reichsunmittelbaren Erlauchten noch weniger Anwendung finden könne; denn gerade bey ihnen hat die väterliche Gewalt, weil sie mit Regierungsrechten verknüpft ist, einen weit strengeren Character, als sie nach unserer Verfassung bey Privatpersonen haben kann; weshalb auch schon Pütter sagt, daß, je mehr das Römische Recht die Befugnisse der väterlichen Gewalt ausgedehnt habe, um so mehr es zu der heutigen Stellung der Erlauchten passe. Auch verdiente es gewiß eine Rüge, daß Klüber Moser's Ansicht und die wichtigen Actenstücke, womit dieser seine Meinung, um die Uebereinstimmung der Praxis des deutschen Fürstenrechts mit ihr nachzuweisen, belegt, gänzlich ignoriert hat. Es bleibt demnach von den Argumenten, welche er für seine Meinung anführt, nichts übrig, als das Reichsgesetz. Daß er selbst auf dieses großes Gewicht legt, ergibt sich daraus, daß er ihm einen besondern Paragraphen gewidmet hat. Den

Namen desselben nennt er aber nicht; denn sonst würde schon jeder Leser von vorne herein gesehen haben, wie wenig es hier in Betracht kommen könne. Es ist nämlich kein anderes, als das bekannte Augsburger Interim von 1548, welches niemals in Deutschland Gesetzeskraft gehabt hat, und wenn es jemals Gesetzeskraft gehabt hätte, sie jedenfalls durch den Religionsfrieden von 1555 wieder verloren haben würde. Wahrlich, es wirft kein gutes Licht auf die Gerechtigkeit der verfochtenen Sache, wenn es solcher Gründe bedarf, um sie zu vertheidigen! Daß in den Schmalkaldischen Artikeln von wirklicher Ungültigkeit der Verbindung, also von einem trennenden Ehehinderniß die Rede sey, gibt Klüber selbst zu. Er legt aber dabey alles Gewicht auf die Worte 'mit Betrug', und setzt, da er sich nicht genauer hierüber ausspricht, offenbar dabey stillschweigend voraus, daß die fragliche Verbindung unter diese Kategorie nicht gehöre. Aus anderen Stellen seiner Schrift sehen wir, daß er hierfür keine anderen Gründe haben kann, als daß die Verbindung in Rom bona fide ohne väterliche Einwilligung geschlossen, und die Trauung in London eine öffentliche gewesen sey. Daß dieser letztere Grund auf einer mangelhaften Kenntniß von der wahren Bewandniß der Sache beruht, ergibt sich aus dem Obigen. Die bona fides der Verlobten bey der zu Rom eingegangenen Verbindung wird darauf gestützt, daß beide der Englischen Gesetze unkundig, und, in weiter Ferne von ihrer Heimath, von Gesetzkundigen nicht berathen gewesen seyen. Allein nach dem canonischen Rechte kann eine heimliche Heirath, welcher Ehehindernisse im Wege stehen, nie als eine in gutem Glauben geschlossene Ehe betrachtet werden; daß aber die Heirath zu Rom

eine heimliche war, ist schon oben gezeigt worden. Auf eine Unkunde des Rechts würde hier bey schon an sich nichts ankommen. Obnehin ergibt sich aber auch aus den von Klüber selbst bekannt gemachten Actenstücken hinreichend, daß eine solche keineswegs vorhanden war.

Wenn nun gleich dem Obigen nach wohl nicht mehr zu bezweifeln ist, daß hier das Römische Recht, und nicht das canonische zur Anwendung komme, und daß daher die fragliche Verbindung von Anfang an keine Ehe war, so ist es doch bekannt, daß nach der Auslegung, welche die heutige Praxis dem Römischen Rechte gibt, die anfangs vorhandene Nichtigkeit der Ehe durch später erfolgte Einwilligung des Vaters rückwärts geheilt werden kann, und es fragt sich daher noch, ob eine solche hier erfolgt sey. Dieser Ansicht ist namentlich Klüber. Daß aber König Georg III. späterhin ausdrücklich seine Einwilligung ertheilt habe, hat er nicht einmal behauptet, und daß eine stillschweigende Einwilligung erfolgt sey, läßt sich nicht nur nicht beweisen, sondern geradezu das Gegentheil darthun. Denn wie aus der oben stehenden Geschichtserzählung hervorgeht, widersprach der König, nachdem er Kunde von der Verheirathung erhalten hatte, derselben ausdrücklich. Auch legte er ihr später niemals die Wirkungen einer Ehe bey, weder in Beziehung auf die Rechte Sr Königl. Hoheit des Herzogs von Suffer als Prinzen von England, Schottland und Irland, noch in Beziehung auf dessen Rechte als Prinzen des Braunschweig-Lüneburgischen Hauses. Vielmehr gab er deutlich das Gegentheil zu erkennen. Dieß ergibt sich besonders daraus, daß als im Jahre 1804 das oben erwähnte Abkommen mit Lady A. getroffen wurde, der König

verlangte, daß sie die darüber aufgenommene Urkunde unter dem Namen Lady Augusta Murray unterzeichne, und ihr, als sie dieß verweigerte, nur gestattete sich des Namens Lady d'Ameland zu bedienen, während, wenn er sie in Beziehung auf die deutschen Lande als Gemahlin des Prinzen hätte anerkennen wollen, nicht einzusehen wäre, warum er ihr, wenn gleich nicht das Prädicat einer Herzogin von Suffer, doch das einer Prinzessin von Braunschweig-Lüneburg nicht hätte zugestehen sollen. Klüber sucht zwar diese Thatsache mit seiner Ansicht dadurch in Einklang zu bringen, daß er behauptet, der Titel Lady d'Ameland sei ein Incognito. Allein zu einem solchen war hier gar keine Veranlassung. Vielmehr ist jener Titel nach dem Gebrauch des deutschen Fürstenstandes ein solcher, wie er bey ungleichen Ehen der angetrauten Ehefrau, oder auch bey Verbindungen, die ohne Trauung geschlossen sind, der Mutter und den mit ihr erzeugten natürlichen Kindern verwilligt wird. Das selbe gilt von dem Namen d'Este. Denn wenn er gleich von dem Stammvater des Gesamthauses Braunschweig, dem Markgrafen Azo II. von Este hergenommen ist, so pflegen doch gleichfalls nach dem Gebrauch des Fürstenstandes und insbesondere dem des Braunschweig-Lüneburgischen Hauses natürliche oder in ungleicher Ehe erzeugte Kinder den Namen des Geschlechts, ohne dessen Titel, wie dieß gerade hier der Fall ist, zu bekommen. Außerdem geht die Absicht des Königs, Lady Augusta Murray eben so wenig für seine deutschen Lande, wie für England, als rechtmäßige Gemahlin seines Sohns anzuerkennen, auch daraus klar hervor, daß Se Königl. Hoheit der Herzog von Suffer in dem unter Aufsicht der Regierung erscheinenden Staats- und Adress-

Kalender für die deutschen Lande niemals als vermählt angegeben worden ist.

Unter allen, von Klüber und Zacharia für ihre Ansicht angeführten Gründen hat in unsern Augen der den meisten Schein für sich, daß, wenn man auch zugebe, die fehlende väterliche Einwilligung sey nach dem Deutschen Fürstenrechte ein trennendes Ehehinderniß, doch dieses nicht ipso iure wirke, in dem vorliegenden Fall aber von dem Königl. Vater keine Maßregel ergriffen oder irgend eine Erklärung erlassen sey, welche den Erfolg oder auch nur den Zweck gehabt habe, diese Ehe in Hannover oder in Beziehung auf das in Hannover regierende Haus zu vernichten. Jene beiden Schriftsteller, indem sie diese Behauptung aufstellen, gehen dabey von dem Gesichtspunkt aus, daß eine Person in verschiedenen Ländern zugleich Rechtsverhältnisse haben könne, in Hinsicht welcher sie unter verschiedenen Gesetzen stehe. Sie vereinige daher mehrere Rechtssubjecte in sich, und, sey eine Thatsache in Beziehung auf das Rechtsverhältniß in einem Lande nach dessen Gesetzen unwirksam, so sey sie dieß um deswillen noch nicht in dem anderen. Angewandt auf den vorliegenden Fall könnte man dieß so ausdrücken: Prinz August Friedrich, als er die fragliche Verbindung schloß, war zugleich Prinz von England, von Schottland, von Irland, und von Braunschweig-Lüneburg. Daher ist es eben so gut, als wenn er in Beziehung auf jedes dieser Länder die Verbindung besonders geschlossen hätte. In Beziehung auf England ist sie nach den Englischen Gesetzen zwar für nichtig erklärt; es folgt aber hieraus nicht, daß sie auch in den übrigen dafür zu halten sey. Diesem setzt Eichhorn entgegen, daß allerdings bey einem Fremden die Fähigkeit, eine Ehe zu

schließen, nach den Gesetzen seines Vaterlands zu beurtheilen sey, daß dieser Satz aber, wenn man auf den Grund desselben sehe, auf den vorliegenden Fall eine ganz andere Anwendung leiden müsse, als ihm von Klüber und Zacharia gegeben werde. Dieser Grund liege nämlich darin, daß die Ehe ein persönliches Rechtsverhältniß sey, dessen Daseyn die Gesetze eines jeden Landes überall, wo es sich nicht um die bloße Form handele, wie alle übrigen die Rechtsfähigkeit einer Person betreffenden Verhältnisse, nur unter den von ihnen selbst festgesetzten Bedingungen anerkannt. Der Fall müsse sich daher wesentlich verändern, wenn die Handlung einer solchen Person in Rede stehe, die den Gesetzen des Orts, wo sie die Ehe schloß, nicht als temporärer, sondern als beständiger Unterthan unterworfen gewesen sey. Hier sey es außer Zweifel, daß wenn die Ehe, sey es wegen Mangels der Form oder wegen Mangels der Fähigkeit zu contrahieren, nichtig sey, sie nirgends für gültig gehalten werden könne. Denn in diesem Fall sey der Handelnde unbedingt an die hier geltenden Gesetze gebunden. Daher entstehe, wenn er diese nicht beobachtet habe, überhaupt keine Ehe. Daß sie nach den Gesetzen eines anderen Orts, wo der Handelnde auch Rechtsverhältnisse habe, hätte entstehen können, komme hier nicht in Betracht. Hieraus folge aber offenbar, daß, wenn das Daseyn einer Ehe zwischen dem Prinzen August Friedrich und Lady A. Murray auf die Trauung in London gestützt werde, die Gültigkeit derselben nur nach den Englischen Gesetzen beurtheilt werden könne. Nach diesen sey sie aber nichtig gewesen, und selbst durch ein Urtheil des competenten Englischen Gerichtshofs bereits dafür erklärt worden. — Bey den vielen Contro-

versen in der Lehre von der s. g. Collision der Gesetze, wohin dieser Punct gehört, läßt sich schwerlich erwarten, daß dieses der Klüberschen und Zachariä'schen Behauptung entgegengesetzte Argument allgemeine Anerkennung finden werde. Ohnehin kann es auf die angeblich zu Rom eingegangene Verbindung nicht angewandt werden. Aber man bedarf desselben auch gar nicht, da es ein anderes weit schlagenderes Argument gibt, um jene Behauptung zu widerlegen. Denn es läßt sich zeigen, daß in dem deutschen Fürstenrechte der Grundsatz: eine ohne Einwilligung des Vaters eingegangene Ehe sey nicht ipso iure nichtig, sondern könne nur dafür erklärt werden, wenn der Vater auf Annullation Klage, überhaupt gar nicht gilt. Dieser Grundsatz wird nämlich erstens auf die gewöhnlich aufgestellte Regel gestützt, daß wegen Mangels der väterlichen Einwilligung eine Ehe nur dann aufgelöst werden könne, wenn der Vater hinreichende Gründe gehabt habe, sie zu verweigern, woraus allerdings zu folgen scheint, daß der Mangel der väterlichen Einwilligung diese nie ohne Weiteres ungültig machen könne, da ja noch immer erst die Gründe, aus welchen sie verweigert sey, durch den Richter geprüft werden müßten. Allein wir brauchen hier weiter gar nicht zu untersuchen, ob diese Folgerung richtig sey, da sich zeigen läßt, daß jene angebliche Regel selbst eine völlig falsche ist. Als ein gemeinrechtlicher kann nämlich nur der Grundsatz gerechtfertigt werden: daß der Richter bey einer erst zu schließenden Ehe die väterliche Einwilligung, wenn sie ohne genügende Gründe verweigert wird, ergänzen kann. Dieß läßt sich aber auf eine bereits heimlich geschlossene Ehe durchaus nicht anwenden, da hierin eine widerrechtliche Handlung der Kinder liegt, durch welche sie

in der Regel beabsichtigen, die muthmaßlich aus guten Gründen verweigerte Einwilligung zu erzwingen. Ein annullierendes Erkenntniß, auf welches der Vater antragen müßte, um die Wirksamkeit des Ehehindernisses zu begründen, kann folglich aus diesem Gesichtspunkte auf keine Weise für nothwendig gehalten werden. Könnte man aber auch wegen der in Deutschland gemilderten väterlichen Gewalt an der Richtigkeit dieses Satzes in seiner Anwendung auf Privatpersonen zweifeln, so kann sich dieser Zweifel doch nicht auf Personen des Fürstenstandes erstrecken, da bey diesen, wie bereits oben gezeigt ist, die väterliche Gewalt weit mehr den strengen Römischen Character hat, als bey Privatpersonen. Aber auch ohnehin kann bey ihnen die Beurtheilung der Gründe, aus welchen der Vater seine Einwilligung versagt, nie dem Richter überlassen werden, da bey denselben meistens politische Rücksichten in Betracht kommen, welche unmöglich ein Gegenstand der richterlichen Beurtheilung seyn können. — Eher ließe sich die Nothwendigkeit einer Annullationsklage des Vaters noch auf den bekannnten, im Allgemeinen auch von den Evangelischen beybehaltenen Grundsatz des canonischen Rechts stützen: daß, wenn auch ein trennendes Ehehinderniß einer Verbindung entgegen steht, die Verbundenen doch nur nach dem Urtheil der Kirche befugt sind, sie factisch aufzuheben. Man könnte nämlich hierauf folgende Argumentation bauen: wenn auch der väterliche Widerspruch eine Ehe nichtig macht, so gehört doch zu seiner Wirksamkeit auch, daß sie factisch aufgelöst werden muß, und da dieß nur durch einen richterlichen Ausspruch geschehen kann, so muß der Vater auf einen solchen antragen. Allein auch nach dem canonischen Rechte ist es für die Frage, ob eine Ehe nichtig sey, ganz un-

erheblich, ob die Verbindung durch richterlichen Spruch aufgelöst ist, oder nicht. Daher ist auch, wenn dieß bisher noch nicht geschehen ist, eine Untersuchung über die Nichtigkeit zu jeder Zeit zuzulassen, und ganz gleichgültig, durch wen sie veranlaßt wird. Dieß wird besonders klar, wenn man bedenkt, daß sonst eine heimliche Ehe, von welcher der Vater Zeit seines Lebens keine Kunde erhalten hat, überhaupt nicht würde angefochten werden können. Daß hiermit auch die Praxis des deutschen Fürstenrechts übereinstimmt, zeigt Eichhorn an dem schon von Moser zum Beleg dafür angeführten Fall des Herzogs Leopold Eberhard von Württemberg-Mömpelgard. Es kann demnach, — wenn eine ohne väterliche Einwilligung eingegangene Ehe von Anfang an für nichtig gehalten werden muß, und nur dadurch, daß jene späterhin noch erfolgt, hinterherher gültig werden kann, — jene Regel des canonischen Rechts dem Umstand, daß die factische Verbindung fortbestanden hat, nur insofern eine Erheblichkeit verleihen, als sich aus dem Verhalten des Vaters bey der factischen Fortdauer der Verbindung auf dessen Einwilligung schließen läßt. Von diesem Schluß kann aber natürlich dann gar nicht die Rede seyn, wenn die factische Verbindung auf irgend eine Weise rechtmäßig aufgehört hat, einerley aus welchem Grunde. Dieß gilt nun aber offenbar von dem vorliegenden Falle, in welchem von dem Vater ein annullatorisches Erkenntniß ausgewirkt ist, welches die factische Auflösung der Verbindung zur Folge gehabt hat; und es kann daher auf den Grund, worauf er seinen Antrag stützte, so wie auch darauf, ob der Gerichtshof, welchem die Verbundenen in England unterworfen waren, auch für andere Länder, welchen sie gleichfalls angehörten, competent war oder nicht, gar nichts ankommen.

Aus den obigen Gründen kann die fragliche Verbindung also wegen mangelnder väterlicher Einwilligung für keine Ehe gehalten werden. Ob sie, wenn dieses Ehehinderniß nicht entgegen stände, in der zu einer Ehe erforderlichen Form eingegangen wäre, ist demnach eine müßige Frage. Da sie aber von Zachariä und Klüber weitläufig erörtert ist, so hat auch Eichhorn geglaubt, ihr einige Bemerkungen widmen zu müssen. Diese laufen im Ganzen darauf hinaus, daß Alles, was in dieser Beziehung würde bewiesen werden können, nicht genüge, um eine Ehe zu begründen.

Endlich ist Klüber noch der Meinung, daß, wenn auch die Ehe wegen mangelnder väterlicher Einwilligung oder wegen Mangelhaftigkeit ihrer Errichtungsart an sich nichtig gewesen sey, sie doch jedenfalls bis zu dem Zeitpunkte, wo die Nichtigkeit außer Zweifel gesetzt wurde, als eine vermeintliche Ehe (*matrimonium putativum*) habe gelten müssen, und ihr daher bis dahin die Wirkungen einer solchen beyzulegen seyen. Diese bestehen aber bekanntlich im Wesentlichen darin, daß, wenn ein Ehehinderniß späterhin entdeckt wird, die Verbindung zwar von dieser Zeit an die rechtlichen Wirkungen einer Ehe verliert, hingegen für die Vergangenheit sie behält. Namentlich hat dieß für die in der Zwischenzeit erzeugten Kinder die Folge, daß sie als eheliche Kinder ihrer Eltern betrachtet werden müssen. Allein nach dem Begriff des canonischen Rechts von einer vermeintlichen Ehe muß dieselbe nothwendig eine in gutem Glauben eingegangene seyn, daß aber die vorliegende Verbindung in dieser Kategorie nicht gehört, ist schon oben gezeigt worden.

(Der Beschluß im nächsten Stück).

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

116. Stück.

Den 25. Julius 1835.

B e r l i n.

Beschluß der Anzeige: Prüfung der Gründe mit welchen von den Herren Klüber und Zacharia die Rechtsgültigkeit und Standesmäßigkeit der von Sr. Königl. Hoheit dem Herzog von Suffer mit Lady Augusta Murray im Jahre 1793 geschlossenen ehelichen Verbindung behauptet worden ist &c. &c.

Was die zweyte Frage betrifft, ob die Verbindung, aus welcher Sir August d'Este hervorgegangen ist, eine standesmäßige war, so ist es bekanntlich bestritten, ob bey dem deutschen Fürstenstande zur Gleichheit der Ehe erforderlich sey, daß die Gemahlin ihrem Geburtsstande nach zum hohen Adel gehören, d. h. aus einem Geschlechte entsprossen seyn müsse, welches Reichsunmittelbarkeit, Reichsstandschaft und Landeshoheit besaß, oder ob es genüge, wenn sie überhaupt dem Adel angehöre. Klüber und Zacharia bekennen sich zu der letzteren Meinung, und halten daher, da niemand der Lady A. Mur-

ray einen Geburtsstand streitig machen kann, der unserm deutschen niedern Adel gleich steht, schon aus diesem Grunde die fragliche Verbindung für eine gleiche. Aber auch, wenn jene Meinung nicht für die richtige gehalten werden sollte, ist, nach ihrer Ansicht, diese Verbindung dennoch als eine gleiche zu betrachten. Die Gründe, welche sie hierfür haben, sind folgende. Erstens das Familienherkommen des Braunschweig - Lüneburgischen Hauses sey für die Gleichheit der Ehe mit dem niedern, oder wenigstens dem auswärtigen in seinen Titeln dem deutschen gleich stehenden Adel. Zweytens die Englische und Schottische Pairie stehe den deutschen reichsständischen Geschlechtern als hoher Adel gleich. Drittens Lady A. Murray stamme aus einem Geschlechte ab, welches vormals Souveränitätsrechte über die Insel Man besaß, und endlich viertens zähle sie unter ihren Vorfahren Könige und souveräne Fürsten. Die Frage, ob bey dem Fürstenstande es zur Gleichheit der Ehe schon genüge, wenn die Gemahlin nur überhaupt vom Adel sey, oder nicht, kann nur aus dem Herkommen beurtheilt werden, und erfordert ein zu tiefes Eingehen in dieses, als daß sie hier im Geringsten entschieden werden könnte. Auch sind weder von der einen, noch von der anderen Seite neue Argumente für die Beantwortung derselben vorgebracht. Wir begnügen uns daher damit, mit Eichhorn, Pütter und vielen anderen angesehenen Publicisten unsere Ueberzeugung dahin auszusprechen, daß nach dem geschichtlichen Hergange der Sache und der Mehrheit der Fälle angenommen werden muß, das gemeine Herkommen sey bey den altfürstlichen Familien gegen die Gleichheit der Ehe mit dem niederen Adel, und daß dieß auch in der deutschen Bundesacte anerkannt ist.

Freylich scheint es in dem Braunschweig-Lüneburgischen Hause eine Ausnahme zu erleiden, indem dem Alübar und Zacharia vier Fälle aufzählen, aus welchen sich ergeben soll, daß nach dem Herkommen jenes Hauses die Ehe mit dem niederen, wenigstens mit dem auswärtigen titulierten Adel eine gleiche sey. Allein Eichhorn zeigt auf eine völlig überzeugende Weise, daß seine Gegner meistens auch hier wieder von den Thatsachen nicht unterrichtet sind, und daß diese Fälle vielmehr zum Beleg für das Gegentheil dienen können, indem aus ihnen hervor geht, daß im Hause Braunschweig-Lüneburg solche Ehen niemals die geringste Wirkung gehabt haben, außer vermöge ausdrücklicher Zustimmung der Agnaten. Durch diese kann aber bekanntlich jede Ehe, selbst die mit einer Gemahlin aus dem Bürgerstande die Wirkungen einer gleichen erhalten. Eben so ungegründet ist das Vorgeben, daß die Englische und Schottische Pairie den deutschen reichsständischen Geschlechtern als hoher Adel gleich stehe. Das unterscheidende Merkmal des deutschen hohen Adels liegt darin, daß er ein herrschender ist, welches auch bey auswärtigen Familien über die Gleichheit der Ehe des deutschen Fürstenstandes mit ihnen entscheiden muß, wenn nicht das Herkommen eine Ausnahme hiervon macht. Daß nun aber die Englischen und Schottischen Pairs, wenn gleich ihre politische Stellung als Mitglieder des Oberhauses eine sehr bedeutende ist, und die Titel, welche sie führen, prachtvoll genug sind, nicht in dem Sinne ein herrschender Adel genannt werden können, wie die deutschen Landesherren, muß jedem, welcher mit ihren Verhältnissen einigermaßen bekannt ist, einleuchten. Eben so wenig läßt sich ein Herkommen für die Gleichheit der

Ehe des deutschen Fürstenstandes mit ihnen nachweisen. Vielmehr spricht der einzig bekannte Fall einer Vermählung dieser Art (die Ehe des letzten Markgrafen von Ansbach und Baireuth mit Lady Craven, Tochter eines Grafen von Berkeley) gerade für das Gegentheil. Auch haben die Rechte, welche die Familie Stanley über die Insel Man durch königl. Belehnung erlangt und die Familie Murray durch Heirath erworben hat, diese in keine von der übrigen Englischen Pairie verschiedene Stellung versetzt, oder dem Verhältniß eines herrschenden Adels mehr genähert. Denn jene Souveränität hat in weiter nichts bestanden, als in dem Besiz eines Ritterlehns, mit welchem die Ausübung einiger Regalien verbunden war, die nur in demselben Sinn sovereign rights genannt werden können, in welchem man den deutschen Ausdruck Hoheitsrechte auch häufig für die nicht wesentlich zum Begriff der Staatsgewalt gehörigen Befugnisse gebraucht. Was endlich das Argument, daß Lady Murray unter ihren Vorfahren Könige und souveräne Fürsten zähle, hier beweisen soll, ist schwer einzusehen, da sie nur durch die Weiberseite von diesen abstammt, und es eine bekannte Sache ist, daß die Kinder, auch bey einem höheren Geburtsstande der Mutter, immer dem Stande des Vaters folgen.

Man mag also die Sache betrachten, von welcher Seite man will, so kömmt man doch immer zu dem Resultat, daß die Verbindung, aus welcher Sir August d'Este hervorgegangen ist, nicht für eine rechtmäßige und standesmäßige gehalten werden kann.

Manchen unserer Leser mag diese Anzeige wohl schon zu ausführlich erscheinen, und doch müssen wir gestehen, daß es uns schwer geworden ist,

nicht mehr von dem Inhalte der Eichhorn'schen Schrift mitzutheilen, so lehrreich und interessant finden wir sie. Hoffentlich wird aber jeder, welcher sich entweder für den vorliegenden Rechtsfall, oder für die darin beantworteten rechtswissenschaftlichen Fragen interessiert, hierin einen Grund mehr finden, sich mit ihr selbst bekannt zu machen. Jedenfalls müssen wir dabei bleiben, daß wir niemanden ein competentes Urtheil in der Sache zugestehen können, der nicht auch sie gelesen hat.

Kraut.

L o n d o n.

On the late discoveries in Etruria. By James Millingen, Esq. From the Supplement to Vol. II. of the Transactions of Literature. — Read June 25, 1834. 32 Seiten in 4.

Die große Bedeutung des Volcentischen Basensfundes — nach Millingen selbst größer für unsre Kunde des Alterthums als die Ergebnisse der Entdeckung von Herculaneum und Pompeji — und die Wichtigkeit der sich daran knüpfenden Fragen rechtfertigt das Interesse, welches diese Blätter an der Entscheidung derselben nehmen, und die besondere Anzeige vorliegender kleiner Abhandlung, die uns vor der Sammlung, zu der sie gehört, durch die Güte des Verf. gekommen ist, und deren Hauptzweck ist, das Resultat der frühern Untersuchungen von Hrn Millingen, in der Abhandlung: On the late discoveries of ancient monuments in various parts of Etruria, Transactions of the Roy. Soc. Vol. II. P. I., gegen manche seit der Zeit

hervorgetretene, abweichende Ansichten zu vertheidigen und die dagegen erhobenen Einwendungen zu beseitigen.

Der Verf. gibt zuerst eine kurze Uebersicht der über die Volcentischen Vasen bekannt gemachten Arbeiten und Forschungen. Einige kleine Ungenauigkeiten, die dabei mit unterlaufen, in Beziehung auf das chronologische Verhältniß der Arbeit des Unterz. zu Gerhard's Rapport, verlohnt sich nicht der Mühe zu berichtigen; in der Sache selbst ist die Darstellung der verschiedenen Meinungen, so weit es in dieser Kürze möglich war, genau und vollkommen unparteyisch. Die letzte Behandlung des Gegenstandes und, wie es scheint, die nächste Veranlassung zur Abfassung dieser Schrift war dem Verf. durch den vom Hrn Geh. Legationsrath Bunsen am 21. April 1833 gehaltenen Discours gegeben, der im sechsten Bde der *Annali dell' Instituto di corr. arch.* erscheinen wird, und worin im Wesentlichen dieselben Ansichten durchgeführt werden, zu denen sich der Unterz. bekannt hat.

Ehe wir den eigentlichen Streitpunkt beleuchten, ist es nützlich, das Ergebnis hinzustellen, in dem die neuern mit einiger Kritik angestellten Untersuchungen zusammentreffen, namentlich auch die des Verf. und des Rec. Dieß ist der Satz, daß die Vasen von Volci, mit verhältnißmäßig geringen Ausnahmen, Werke der Griechischen Kunst seyen, und die große Masse derselben bey einem Volksstamm gearbeitet worden sey, der Ionische, und specieller, Attische Mundart, Lebensweise, Götterdienste und Mythologie hatte.

Von hier an trennen sich nun die Meinungen, die wir in systematischer Anordnung so classificiren können. A) Verfertigung an Ort und Stelle: 1) durch die von Haus aus Griechischen

Tyrrhener (Millingen). 2) Durch eine Griechische und zwar Attische Colonie in Volci (die Meinung, zu welcher Gerhard sich zuerst neigte). 3) Durch Athenische Flüchtlinge von Thurioi, Olymp. 91. (Hirtz's Hypothese). 4) durch eine Griechische, Attische, Bevölkerung, die von den Volcentischen Etruskern etwa als Isopoliten aufgenommen war (Gerhard's neuere Meinung). 5) durch eine Gilde Attischer Töpfer, welche ohne Antheil am Gemeinwesen — also als Metöken — in Volci Aufnahme gefunden (Welcker). B) Importation: 1) aus dem Griechischen Mutterlande, hauptsächlich aus Athen (die erste, auf die von dem Prinzen Lucian mitgetheilten Inschriften sich gründende Meinung des Rec.; für dieselbe haben auch Brøndsted und Kreuzer sich erklärt). 2) aus Groß-Griechenland und Sicilien (Raoul-Rochette). 3) aus einer Vasenfabrik, die bey den Chalkidischen Griechen Unteritaliens, etwa in Scyme, nach Attischen Mustern, arbeitete (die spätere Meinung des Rec., die sich zum Theil auf Böckh's Nachweisungen über den fabrikmäßigen Ursprung der Panathenaischen Vasen gründet). 4) hauptsächlich aus einer Attischen, aber nicht in Athen selbst vorhandenen, zum Theil auch aus Dorischen und Großgriechischen Fabriken (Bunsen).

Die endliche Entscheidung zwischen diesen Meinungen wird die Zeit herbeiführen, d. h. die fortgesetzte Aufmerksamkeit auf alle neu ans Licht tretenden Facta. Immer ist es aber auch für deren Benützung ein Vortheil, daß die verschiedenen Möglichkeiten sich in bestimmten Meinungen ausgesprochen haben, und die nothwendigen Consequenzen einer jeden zum Bewußtseyn gebracht worden sind. Und wenn allerdings die Wissenschaft hauptsächlich durch Gewinnung und

Benutzung neuer Facta fortschreitet: so begleitet doch diesen Fortschritt beständig das auf jeder Stufe sich von neuem regende Bedürfniß, eine vorläufige Erklärung der schon gewonnenen Facta zu suchen. Mit andern Worten: der Rec. will an dieser Stelle, auch ohne neue Facta benutzen zu können, einige Argumente gegen Millingen's Ansicht und zum Schuß der seinigen geltend machen.

Millingen sucht seine, oben im Allgemeinen angegebene Ansicht, mit der Geschichte Etru-riens und den übrigen in den Gräbern gefundnen Denkmälern auf solche Weise in Einklang zu bringen. Die Gräber von Volci, Caere, Tarquinii und andern Städten des südlichen Etru-riens, deren Gräber alle auf gleiche Weise mit gemahlten Vasen versehen waren — nur daß die Volcentischen sich allein unverwüestet und unberührt bis auf unsre Zeit erhalten haben — gehörten hinter einander zwey ganz verschiedenen Stämmen von Einwohnern an. Zuerst nämlich den Pelasgischen Tyrrhenern, welche die Ureinwohner Etru-riens unterjochten und mehrere Jahrhunderte das Land beherrschten, während deren sie ihre Griechische Sprache, Religion und Nationalität in aller Reinheit bewahrten. Diese legten die Gräber in Volci und überhaupt im südlichen Etrurien an und füllten sie mit Vasen. Dann gewannen die bisher unterdrückten Ureinwohner vom Umbrischen Stamme allmählich die Herrschaft, und setzten, obgleich sie sich ebenfalls den Namen Tyrrhener aneigneten, ihre eigenthümliche Sprache, Religion und Nationalität an die Stelle jener Griechischen: wobey sie auch die Begräbnisorte ihrer Vorgänger als geheiligte Orte bestehen ließen, aber durch Inschriften in ihrer Umbro-Tyrrhenischen Sprache

sich aneigneten, um sie für denselben Zweck zu benutzen. So gehören also die auf den Vasen genannten Charmides, Megakles, Olympiodoros dem ersten Stamme, dagegen die an den Gräbern namhaft gemachten Familien Minucha, Kanuta, Arusani, Nepi, der zweiten Klasse der Einwohner Etruriens an.

Einige Einwendungen, die der Verf. bey andern Schriftstellern gefunden hat, sucht er gleich selbst zu entfernen. Den Mangel aller Griechischen Inschriften zu Volci, außer denen auf den Vasen, erklärt er dadurch, daß bey der Unkenntniß der Griechischen Sprache in späterer Zeit alle Denkmäler der Art zerstört worden seyen; auf dieselbe Art sey die, wirklich auffallende Seltenheit Griechischer Inschriften in Unteritalien zu begreifen. Auf das Schweigen der Alten über die Vasenmalerey in Etrurien sey nicht mehr Gewicht zu legen, als auf denselben Umstand bei den Nolanischen Fabriken. Die Panathenaischen Vasen in Volci bewiesen nicht eine bloße leere Imitation, sondern vielmehr das wirkliche Vorhandenseyn Panathenaischer Spiele daselbst. Die wenigen Vasen mit Etruskischen Inschriften und mit Malereyen im Etruskischen Geist und Styl, welche man neben den Griechischen in Volci gefunden, seyen kein Beweis für einen fremden Ursprung der letztern, sondern Arbeiten aus der Zeit, wo die Umbro-Tyrrhener ihre Sprache und Sitten an die Stelle der Griechischen gesetzt hatten. — — Rec. würde gerade auf diese Punkte, die Millingen so zu beseitigen sucht, weniger Gewicht legen, als auf einige andre, die die Ansicht des Verfassers weit mehr in ihren Fundamenten angreifen und umstürzen.

Erstens: I conclude these observations, schließt der Verf., with expressing the hope

of having shewn, in a satisfactory manner, that the Tyrrhenians (called Etruscans by the Romans) were a Greek people, and that their religion, language, arts, and manners, were Greek. Die alten Schriftsteller dagegen, welche Traditionen oder Hypothesen sie immer über den Ursprung des Tyrrhener-Volks in Italien haben mögen, sprechen von den gleichzeitig bestehenden Tyrrhenern in den Zeiten um den Peloponnesischen Krieg, aus denen sicher unsre Vasen stammen, niemals als von einem Theil der Griechischen Nation. Für alle andere mag Thukydides zeugen, welcher bey der Aufzählung der Bundesgenossen Athens im Sicilischen Kriege, nach den Griechen die barbarischen aufzählt, und als solche in Sicilien die Eggestäer und die meisten Siculer, außer Sicilien aber einige Tyrrhener, die aus Feindschaft gegen Syrakus herbeykamen, und Söldner aus Japygien (VII, 57) bezeichnet. Wie wäre das möglich gewesen, wenn die Tyrrhener damals den reinen Atticismus gesprochen hätten, den die meisten Vasen von Volci an den Tag legen?

Zweytens. Wenn das Griechische auf den Vasen von Volci einer Griechischen Bevölkerung Etruriens zugeschrieben werden soll: so muß diese, nach der Art der Schrift, wenigstens bis um 400 v. Chr. dort geherrscht haben. Nun haben aber eine Menge Etruskischer Kunstgegenstände einen viel alterthümlichern Styl, als ein großer Theil der Vasen von Volci, und tragen doch Inschriften in Etruskischer Sprache und Schrift (welche der Verf. nicht mit Recht Umbro-Tyrrhenische nennt, da die Umbrische Sprache von der Etruskischen ganz verschieden, und weniger mit dieser als der Lateinischen und Griechischen verwandt war). Sollen namentlich jene alterthümliche Ur-

beiten in geschnittenen Steinen, welche Etruskische Schrift haben, alle erst nach 400 verfertigt seyn? Grade aus den Gräbern in Volci und deren Nachbarschaft sind viele Gemmen zum Vorschein gekommen, die den altgriechischen Styl in Etruskischer Modification und dabey eine Vollkommenheit der Arbeit zeigen, wie man sie nur der Blüthezeit der Etruskischen Kunst (etwa zwischen 550 und 400 v. Chr.) zuschreiben kann. Nur um anderer Leser willen — denn Hr Millingen ist mit diesen Gemmen zum Theil durch eignen Besitz am besten bekannt — erinnern wir an den herrlichen Stein mit dem Kampf des Herakles und Kyknos und der Etruskischen Beschrift Herkle und Kukne aus einem Clusinischen Grab, und den auch sehr sorgfältig, aber nicht so vorzüglich gearbeiteten, sterbenden Tydeus (Tute), im Besitz des Prinzen von Canino, von welchen Steinen das Institut der archäologischen Correspondenz in der ersten Centurie der Imprime gemmarie nr. 22 u. 27. Abdrücke publiciert hat. Die dritte Centurie dieser höchst schätzbaren Gemmenabdrücke, die wir bis jetzt nur aus dem Bulletino dell' Instituto 1834. № VI. a kennen, enthält mehrere Volcentische Scarabäen di sublime lavoro, di maravigliosa bellezza, lavoro etrusco sorprendente u. d. gl.; zum Theil mit Etruskischen Inschriften (Capne, Talmethi, nr. 27. 32.), einen mit dem Neptun und seinem Namen Nethunus (nr. 3.). Sollen diese, sollen so viele alterthümliche Bronzen und auch manche Steinarbeiten in alterthümlichem Styl und mit Etruskischer Schrift sämtlich Arbeiten der revoltirten Umbro = Tyrrhener aus den Zeiten des Philipp und der spätern Macedonischen Könige seyn?

Drittens. So eng sich auch unser Verf die Verwandtschaft jener Pelasgischen Tyrhener mit den Athenern vorstellen mag: so genügt sie doch immer noch nicht, um den reinen Atticismus der meisten der mit Inschriften versehenen Vasen unter den Volcentischen zu erklären. Das Volk, dem diese Vasen angehören, muß nicht bloß seiner Abstammung nach ein Attisches seyn; es muß auch die ganze Geschichte Athens bis zur Blüthezeit seiner Bildung mitgelebt haben. Rec. will ein Beispiel zum Belege anführen, welches in vieler Beziehung merkwürdig ist; wobey er sich erlaubt, zuerst seine eigenen Worte zu wiederholen, die er in der Anzeige seiner Societäts-Vorlesung, in diesen Anzeigen 1831. S. 1331., gebraucht hat. 'Auf einer der Volcentischen Vasen sieht man ein Brautpaar, welches auf dem hochzeitlichen Wagen einherfährt, durch die Beyschriften *Αυσιππίδης καλός* und *Ῥόδον καλή* ausgezeichnet. Mit dieser ist aber eine andere zusammengefunden worden, welche vier Frauen oder Jungfrauen aus einer architectonisch verzierten Fontäne Wasser schöpfend zeigt, mit beygeschriebenen Namen, von denen drey deutlich Mnesilla, Anthyle und Rhodon gelesen werden; der letzte bezeichnet offenbar die Braut des Eysippides selbst. Wer gedenkt hier nicht des Athenischen Gebrauchs, aus der Fontäne Kallirrhoe oder Enneakrunos, welche in der Zeit der Pisistratiden architectonisch ausgeschmückt worden war, das Wasser für das bräutliche Bad zu holen, wie noch in Thukydides Zeit geschah.' (S. *Muséum Etrusque* nr. 1547. 1548.; ausführlicher davon *Commentat. Soc. Gott. rec. Vol. VII. p. 96.*). Wer hätte erwarten können, daß diese Erklärung, welche eine in Volci gefundene Vase kühnlich aus einem Athenischen Hochzeitsgebrauch

erklärt, sobald durch das directe Zeugniß einer Inschrift über allen Zweifel erhoben werden würde. So ist es indeß, indem unter den Vasen aus Volci, welche Campanari zum Verkauf nach London gesandt, und von denen Hr Brøndsted eine sehr nützliche Beschreibung verfaßt hat (A brief description of thirty two ancient Greek vases. London 1832. 8), eine große Vase von derselben Gestalt und mit demselben Gegenstande bemahlt sich befindet, wo sechs ebenfalls weibliche, mit ihren Namen bezeichnete, Figuren aus einer auf gleiche Weise verzierten Fontäne Wasser in ihre Amphoren schöpfen, und über dieser Fontäne die deutliche Inschrift steht: ΚΑΛΙΠΕ ΚΡΕΝΕ. Da die Liquidá in diesen Vasen-Inschriften, nach einem ächt griechischen Gebrauch, einfach geschrieben werden, auch wenn sie doppelt zu lesen sind: so verbietet nichts, diese Buchstaben für Καλλιρρόη κρήνη zu nehmen; dieß Καλλιρρόη aber ist freylich keine bisher bekannte Form der Attischen Schriftsprache, aber konnte bey der Neigung der Attiker zu contrahieren im Munde des Volks eben so leicht aus Καλλιρρόη zusammenschmelzen, wie ἀπλή und διπλή aus ἀπλόη und διπλόη. Der in Welcker's Rheinischem Museum für Philol. Jahrg. I. H. 2. S. 338. geäußerte Zweifel an dieser Erklärung beruht wohl nur darauf, daß die Evidenz dieses Zusammentreffens dem Referenten von Gerhards Rapport nicht gleich so gegenwärtig war; die dort vorgeschlagene Ableitung aber des Namens Καλίρη von ἱρός für ἱερός gewährt keine passende Benennung für eine Fontäne, indem eine solche Zusammensetzung, wenn sie überhaupt richtig wäre, nicht schön und heilig, sondern schöne Heiligthümer habend, schöne Opfer darbringend oder etwas der Art bedeuten müßte.

Herr Brøndsted hat dagegen jenen Namen gleich auf die Kallirhoe bezogen, nur daß er die Form auf eine andre, nicht statthafte Weise (von *καλλιγένη*) ableitet, auch hat er damit die obige Hochzeitvase der schönen Rhodon, welche sich in derselben Campanarischen Sammlung befand (n. 32.), bereits in Verbindung gebracht. Wäre auch das Gegenstück dieser letztern Vase, der Hochzeitzug oder die Heimholung der Rhodon, mit nach London gekommen, so würde Brøndsted die richtige und einfache Erklärung, mit Beseitigung aller nicht dazu gehörigen Hydrophorien und Thalophorien, noch entschiedener ausgesprochen haben. Nur in einem Punct müssen wir dem Dänischen Archäologen stärker widersprechen, in welchem er auch Andre auf eine falsche Bahn geführt hat, darin nämlich, daß er behauptet (p. 91.): die dreißig Tyrannen hätten die Kallirhoe architectonisch geschmückt, und die Vase müsse also jünger seyn, als das J. 404. v. Chr. Aber die *τύραννοι*, welchen Thukydides II, 15. diese Unternehmung zuschreibt, sind nicht die Dreißig, welche in genauer Redeweise gar nicht so heißen konnten, sondern die Pisistratiden (vgl. Pausan. I, 14, 1.); und es erhellt aus diesem Umstande nur, daß die Vase jünger als etwa 520 v. Chr. seyn muß.

Viertens. Millingens Râsonnement geht davon aus und kehrt immer darauf zurück, daß die Vasen für das Volk, welches sie in seine Gräber aufnahm, eine wirkliche Bedeutung, und auch die Inschriften derselben eine Geltung gehabt haben müssen. Dieser Satz war aber auf jeden Falle zu beweisen, da er keineswegs als Princip aller Erklärungen von Bildwerken an Geräthen und Gefäßen aufgestellt werden kann, wie unsre täglichen Umgebungen und Erfahrung

gen satzsam erweisen. Und für viele Fälle ist er bereits völlig widerlegt, wie namentlich für die Panathenaischen Vasen, deren Inschrift τῶν Ἀθηνῶν ἀθλων εἰμι, doch in der That nichts anders heißen kann als: einer der Kampfspreise, die von Athen gewonnen worden, und also in den Volcentischen Gräbern nur dann eine Wahrheit haben könnte, wenn — was unglaublich ist — wirklich so viele Volcenter in Athen gesiegt hätten als Panathenaische Preisvasen gefunden werden, oder wenn es außer dem Attischen Athen ein andres, besonderes Athen der Tyrhener gegeben hätte. Aber auch die Nolanische Vase, durch deren Erklärung Böckh über dieß ganze System der Imitation Licht verbreitet hat, möchte es unserm gelehrten Gegner schwerlich gelingen, ihrer Beweisraft zu berauben, indem er annimmt, sie sey entweder in Athen von einem Nolaner als Preis gewonnen, oder auch eine Akamantischen Phyle, die in Nola existirt hätte, gegeben worden. Aber das Eigene an diesem Gefäß ist, daß die eine Seite mit dem Dreyfuß einer Inschrift hat, wie aus Athen vor dem Peloponnesischen Kriege: AKAMANTIS ENIKA ΦΥΛΕ; die andere aber eine Inschrift in ganz anderer Schrift: ΓΛΑΤΚΩΝ ΚΑΛΟΣ, trägt, und doch, so viel bemerkt wird, keine von beiden Inschriften als eine spätere Zuthat erscheint.

Das sind die Gründe, aus denen wir Millinzens Lösung des Volcentischen Räthsels nicht für richtig halten können, wobey wir alle factischen Umstände, welche der Verf. anführt, und namentlich die Auctoritäten für die Eigenthümlichkeiten der Technik, die an den Volcentischen Vasen wahrgenommen werden, in ihrer Kraft und ihrem Ansehn ungekränkt lassen: nur daß aus

dem letztern Umstande noch nicht unmittelbar eine einheimische Fabrik geschlossen werden kann.

Die Abhandlung ziert eine Lithographie, welche das berühmte Vasengemälde — eins der beiden historischen Sujets von Volci, — welches auch das Institut der archäol. Corresp. bereits herausgegeben hat, darstellt: Krösos (mit beygeschriebenen Namen) in prachtvoller Tracht, ruhig thronend und den Göttern eine Libation ausgießend, während ein Diener Euthymos (Wohlgemuth) den Scheiterhaufen, auf den sein Thron gestellt ist, eben in Flammen setzt. Das Bild ist besonders merkwürdig, als Beweis der sagenhaften Form, welche die Geschichte des Krösos bey den Griechen angenommen hatte, und die Herodots Erzählung auch in andern Puncten durchschimmern läßt: daß aber etwa ein aus Indien stammender Tyrhener die Vase gemahlt habe, ist nichts mehr als eine sehr kühne Vermuthung.

Anmerk. Seit der Abfassung dieser Rec. ist Hrn. Bunsens Discours in den Annali dell' Inst. T. VI. p. 40 und die dritte und vierte Centurie den Gemmenabdrücke publiciert worden.

R. D. M.

D u b l i n.

Von dort erhalten wir die Anzeige, daß die fünfte Versammlung des Britischen Vereins für Beförderung der Wissenschaft daselbst am 10. August beginnen und bis zum 17. dauern wird; mit der Einladung, daß die Gelehrten des Continents, die sich mit den physischen und mathematischen Wissenschaften beschäftigen, daran Theil nehmen mögen; und der Bitte, dieses bekannt zu machen. Für das bequeme Unterkommen der Theilnehmer wird gesorgt werden.

G ö t t i n g e
 gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
 der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

117. Stück.

Den 28. Julius 1835.

G ö t t i n g e n.

In der Dieterichschen Buchhandlung: Beitrag zur Geschichte der Manie ohne Delirium von Dr. Johann Wilhelm Heinrich Conradi, Königl. Grossbritannisch-Hannoverschem Hofrathe, Ritter des Königl. Guelphen-Ordens, Prof. der Medicin zu Göttingen, der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften daselbst und mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitgliede. 1835. VIII. u. 76 Seiten in Octav.

Wie der Verf. dieser Abhandlung durch einige Worte, welche er in den Heidelberger Jahrbüchern der Literatur von 1820. Jul. S. 627. 268. bey Gelegenheit der Recension der zweyten Ausgabe des Lehrbuches der gerichtlichen Medicin von Henke zur Bertheidigung der Aeußerungen Pinel's über die Manie ohne Delirium vorgebracht hatte, in einen gelehrten Streit gebracht worden (den sein übrigens von ihm nach Verdienst geschätzter und auch persönlich verehrter Gegner schon

in einer Reihe von Abhandlungen verfolgt hat), ist nebst dem Inhalte seiner in der Sitzung der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften am 31. Jul. 1824 vorgelesenen *Commentatio de Mania sine delirio* schon in diesen Blättern (1824. St. 188.) angezeigt worden. Auch hat er über spätere Aeußerungen von Henke in diesen gel. Anzeigen von 1829. S. 1305 flg. eine kurze Erklärung als Nachtrag zu jener Abhandlung abgegeben. Es ist aber neuerlich von Henke im fünften Bande seiner Abhandlungen aus dem Gebiete der gerichtlichen Medicin wieder eine sehr ausführliche Abhandlung über diese Manie in Bezug auf Psychologie, gerichtliche Medicin und Rechtspflege mitgetheilt worden, welche so manche Aeußerungen enthält, über die der Unterzeichnete, wiewohl er Henke's Hauptgründe früher schon hinlänglich gewürdigt zu haben glaubte, eine nähere Erklärung abzugeben für gut fand, was denn in der vorliegenden Abhandlung geschehen ist.

Schon bey seinen früheren Aeußerungen über diesen Gegenstand war von dem Verf. hervorgehoben worden, daß es überhaupt, um den Character der einzelnen Arten von Seelenkrankheiten gehörig zu bestimmen, nicht genug sey, von Aufhebung des Selbstbewußtseyns und der Freyheit (welche nach Henke der Manie wie jeder psychischen Krankheit wesentlich seyn soll) im Allgemeinen zu sprechen, und daß bey dem vorliegenden streitigen Gegenstande die Frage eigentlich die sey, ob in den zu dieser Manie gerechneten Fällen wahres Delirium (Wahnsinn im engeren Sinne, wobey die durch die franke Einbildungskraft erzeugten falschen Vorstellungen oder Einbildungen für wahr gehalten werden oder die Vorstellungen und Urtheile verkehrt sind) Statt fin-

de? Daß aber das Stattfinden von wahrem Delirium bey dieser Manie durch das von Henke Gesagte keinesweges dargethan worden sey, so wie daß Pinel diese Manie mit Grund als eine besondere Art betrachtet habe, daß die früher gewöhnliche Meinung, wonach die Manie durch den höheren Grad und das allgemeine Delirium sich von der Melancholie unterscheiden soll, für falsch zu halten sey, und daß die pathologische Geschichte der Manie unvollständig seyn würde, wenn man nicht auf diese Art derselben Rücksicht nähme, suchte der Verf. besonders in seiner ersten Abhandlung über diesen Gegenstand nachzuweisen. Es hat nun zwar Henke später selbst eingeräumt, daß nicht ausgebildeter allgemeiner Wahnsinn bey dieser Manie seyn müsse, daß man, in pathogenischer und nosographischer Beziehung, die von Pinel beschriebene Manie als eine eigene, von der häufiger vorkommenden aus Melancholie hervorgehenden oder nach und mit allgemeinem Wahnsinne eintretenden zu trennende, Art aufstellen könne. Dagegen soll es nach seiner weiteren Erklärung bey Entscheidung der hier obwaltenden Frage nicht darauf ankommen, zu erweisen: daß es Fälle von Ausbrüchen der Manie gebe, in denen kein wahres Irreden oder kein Wahnsinn im engeren Sinne wahrgenommen wird; es soll vielmehr die Hauptfrage lediglich die seyn: ob es eine Manie gebe und geben könne, in welcher, bey vollkommenem Selbstbewußtseyn und ungestörtem Vernunftgebrauche, der von dieser Manie Ergriffene zu gewaltthätigen Handlungen nur durch einen Fehler des Willens bestimmt wird? Es soll demnach der Streit nicht den krankhaften Zustand nach seiner äußeren Erscheinung betreffen, sondern die Erklärung die man von seinem Wesen gebe, in:

dem man ihn für eine reine Affection des Begehrungsvermögens (oder nach dem Ausdrucke Anderer für eine reine Krankheit des Willens) bey vollkommener Integrität des Vorstellungsvermögens ausgabe. Auf jene Richtung der Frage hat nun der Verf. in dieser Abhandlung besondere Rücksicht genommen und glaubt mit Grund behauptet zu haben, daß, da theils das Bewußtseyn bey der Manie überhaupt nicht immer aufgehoben ist und auch Mangel desselben für sich eben so wenig den wahren Character der Manie als den anderer Seelenkrankheiten ausmacht, theils gehöriger Gebrauch der Vernunft (im weiteren Sinne) hier wie bey den Seelenkrankheiten überhaupt von Niemand behauptet, die Aufhebung der von Henke gemeinten Freyheit bey der Manie von Niemand geläugnet worden ist, und dieß also gar nicht als der streitige Punct angesehen werden kann, auch die Frage zur Entscheidung des eigentlich streitigen Gegenstandes von Henke nicht richtig gestellt worden sey. Eben so hat er gezeigt, daß nicht reine und ursprüngliche Affection des (höheren menschlichen) Willens bey der Manie angenommen zu werden braucht, und nicht allgemein, insbesondere auch nicht von ihm, dabey angenommen wird. Und so hat er hier unter anderen noch weiter darzuthun gesucht, daß die von Henke erhobenen Zweifel an der Genauigkeit von Pinel's Aussage, so wie an der Möglichkeit einer Unterredung mit einem von Manie Befallenen, und überhaupt seine gegen Pinel's einzelne Beobachtungen vorgebrachten Einwendungen theils ganz ungegründet sind, theils auch nicht durch die Geschichte der Manie überhaupt und die der hier wegen mancher Analogie in Betracht kommenden Wasserscheu gerechtfertigt werden.

J. W. G. Conradi.

L e i p z i g.

Beiträge zur Geographie von Hellas, mit besonderer Beziehung auf antiquarische Verhältnisse; von Dr. G. C. Kriegk. Erstes Heft: das Thessalische Tempe; mit einer lithographierten Karte. 1835. 8. 73 S.

Der Titel zeigt schon an, daß dieses der Anfang einer Reihe Monographien über einzelne Gegenden von Hellas seyn soll; die, wie der Verf. sagt, einer allgemeinen Geographie desselben vorangehen müssen. Die Beschreibung von Tempe ist mit Fleiß gemacht, indem mit den Nachrichten der Alten die der Neuern verglichen sind. Unter diesen sind die von Gell die genauesten, die daher auch von dem Verf. mit Vergleichung der andern, besonders Bartholdy's, zum Grunde gelegt sind. Er gibt zuerst nach diesem eine allgemeine Ansicht des Thales, und geht dann zu der stückweisen Beschreibung über. Das Thal Tempe ist eigentlich eine Schlucht zwischen dem Ossa und Olympus, in welcher der Peneus fließt. Den Namen eines Thales verdient es nur bey seinem Eingang und Ausgang, und rechtfertigt hier nur die reizende Beschreibung, welche mehrere Dichter davon machen. Denn die lange aber schmale Schlucht selbst hat keinesweges einen freundlichen, sondern vielmehr sehr rauhen und wilden Character. Die Felsen des Olympus fallen fast durchgehends bis an den Peneus ab, und lassen für keinen Fußpfad Raum; an dem linken Ufer läuft eine schmale Straße her; für welche der Ossa Platz läßt; aber auch nur, indem an einzelnen Stellen schon im Alterthume seine Felsen behauen sind. Der specielle Theil zerfällt in folgende Paragraphen. Zuerst 1. 2. die Beschrei-

bung der einzelnen Theile nach Bell, mit Angabe der Schritte nach Minutenzahl. Unter den Merkwürdigkeiten die bekannte Inschrift Cassius Longinus Pro Cos. Tempe munivit. 3. Die Felsen der Schlucht, ihre Beschaffenheit, ihr Anblick. 4. Die Straße. Die Breite beträgt, wo sie am schmalsten ist 13, wo sie am breitesten 20 Fuß. Sie war der einzige Paß der von Macedonien nach Thessalien führte; und dadurch so wichtig. 5. Die an derselben befindliche sehr reiche Vegetation. 6. Der Peneus und seine Nebengewässer. Die gewöhnliche Breite des Flusses ist 150 Fuß; die Ufer sind hoch und steil. 7. Bestimmungen der Länge und Breite des Thales. Die Länge beträgt gegen 5400 Paris. Fuß. Die Breite ist sich ungleich, sie kann im Durchschnitt zu 140 Fuß angenommen werden. 8. Ueber die Entstehung von Tempe; ob durch ein Erdbeben? Höchst wahrscheinlich. 9. Namen von Tempe. Etymologische Untersuchungen. 10. Ueber die aus dem Alterthume überlieferten Beschreibungen. 11. Identität des Baba = Passes mit dem Tempe der Alten. Und endlich 12. Erklärung der obigen Inschrift, und einiger dortigen Alterthümer. Die Karte gibt zugleich die jetzigen Namen.

Hn.

B e r l i n.

Verlag von Enslin. Aufsätze und Abhandlungen aus dem Gebiete der Medicin, Chirurgie und Staatsarzneykunde von Dr. Joh. Nep. Rust, Leibarzt Sr Königl. Hoheit des Kronprinzen von Preußen u. Erster Band. Mit 3 lithographirten Tafeln. XVI. und 475 Seiten. 1834. 8.

Der Verf. bemerkt, daß er aus einem doppelten Grunde diese Sammlung in seinem 60sten Jahre und im Drange vielfacher Dienst- und Berufsgeschäfte unternommen, einmal weil er eine Abneigung fühle gegen opera posthuma von fremder Hand veranstaltet, und dann weil er glaube, es der ärztlichen Welt schuldig zu seyn, ihr noch während seines Lebens sein ärztliches Vermächtniß zu überliefern. Gewiß wird Jeder, der die großen Erfahrungen und Verdienste des geehrten Verfassers kennt, ihm für diesen Entschluß von Herzen dankbar seyn.

Den bey weitem größten Theil dieses Bandes (S. 1 — 425) nimmt der Aufsatz ein überschrieben: 'Mein Verfahren am Krankenbette im Wiener allgemeinen Krankenhause', der eigentlich früher gedruckt worden, aber mit den Resultaten seines nachherigen ärztlichen Verfahrens vermehrt ist. Von dieser Abhandlung befindet sich jedoch hier von der ersten Abtheilung, betitelt 'Primärdynamische Abweichungen von der normalen Organisation' nur die erste Unterabtheilung: 'Krankheiten mit vorwaltender Anomalie der vegetativen Thätigkeit', in folgender Ordnung: Entzündungen; Eiterungen; Mißbildungen; Afterbildungen; Producte normaler Absonderungen; Desorganisationen oder Entartungen des Parenchyms; chronische Hautausschläge; Cachexieen; brandige Zustände. Die vielen hier dargelegten neuen Ansichten über die Behandlung der einzelnen Krankheiten werden der Beherzigung der Practiker nicht entgehen. Eine weitere Ausführung oder Beurtheilung müssen wir den medicinischen Zeitschriften überlassen. Die andern kleineren, meist schon gedruckten Aufsätze sind: Ueber Magnetismus und das magnetische Treiben in Wien (S. 427 — 435); über den Einfluß der Diät

und des diätetischen Regimens auf Kranke (S. 439 — 452); über den clinischen Unterricht (S. 455 — 475).

F r e i b u r g.

Geschichte der Deutschen von Dr. Söttl, Professor in München. Drittes Buch: die Herrschaft und der Zwist der Häuptlinge 40 S. Viertes Buch: die Franken und die christliche Religion 68 S. Fünftes Buch 84 S. Wir zeigen hier die Fortsetzung dieser Arbeit an, deren Anfang wir G. g. Anz. 1835. St. 47. bemerkt haben. Sie umfaßt den Zeitraum unter den Merovingern und Carolingern; der zu oft behandelt ist, als daß man hier leicht neue Aufschlüsse erwarten könnte. Schon die Seitenzahl der einzelnen Bücher oder Abschnitte wird zeigen, daß es allerdings nur eine Uebersicht ist. Indes ist es eine mit großem Fleiß aus den Quellen, welche stets angeführt werden, geschöpfte Uebersicht; und darnach wird man also ihren Werth bestimmen. Die fünf Bücher bilden den ersten Band des Werks, der bis auf den Untergang der Carolinger in Deutschland 888 heruntergeführt ist. Wir betrachten das Werk als ein sehr brauchbares Hülfsmittel für junge Freunde der vaterländischen Geschichte, welche den Vorsatz gefaßt haben, sie aus der Quelle zu studieren; und wünschen besonders in dieser Rücksicht ihnen den besten Fortgang.

Sn.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

118. 119. Stück.

Den 30. Julius 1835.

G ö t t i n g e n.

Die diesjährigen Programme für Ostern und Pfingsten haben den G.:N. Abt Pott zum Verfasser. Sie enthalten in zwey Abtheilungen eine commentationem de s. coena ad loc. 1. Cor. 11, 23 — 34. Unter Vergleichung der evangelischen und paulinischen Erzählungen mit den älteren jüdischen Passahgebräuchen, gelangt Verf. dahin, daß das Abendmahl nicht, wie man gewöhnlich annimmt, nach, sondern während der Passahmalzeit eingesetzt worden sey. Schon das εσθιοντων αυτων, welches doch grammatisch richtiger von fortwährendem, als von beendigtem Essen verstanden wird, führt darauf. Lucas läßt Jesum sagen: wie er sich gesehnt habe, das Passah mit seinen Jüngern zu essen, und fügt dann gleich die, während des Passahmahls übliche Austheilung von Brodt und Wein hinzu, worauf Matth. und Marc. sofort den Hallel folgen lassen, womit die Passahmalzeit endigte. Den Zusatz (ελαβε) το ποτηριον μετα το δει-

πνησαι, worauf man vorzüglich die gewöhnliche Ansicht des h. Abendmahls, als einer Nachfeier des Passahmahls gründet, der auch Henke treu bleibt, findet Verf. seiner Meinung nicht hinderlich sondern förderlich. Denn wenn damit der Zeitpunkt des endigenden Passahmahls und des beginnenden Abendmahls bezeichnet werden sollte, warum fügten denn Lucas und Paulus nicht schon bey der unmittelbar vorhergehenden, doch auch mit zur Abendmahlsfeier gehörenden, Austheilung des Brotes hinzu: ελαβεν αροτον μετα το δειπνησαι? Verf. verbindet daher το ποτηρ. μετα τ. δειπν. genau mit einander, und findet darin eine besondere Bezeichnung des, nach dem δειπνησαι, d. h. nach dem Essen des Lammes und des Brotes, umhergehenden dritten, auch bey dem jüdischen Passahmahle wichtigsten Bechers, כוס הברכה genannt. — Die Worte τουτ' εστι το σωμα μου, sind, nach Verfs. Meinung, von Christo aus der jüdischen Formel זה גרתי של הפכה, womit der Hausvater das Lamm auf das ehemals von den Vorfahren vor der Flucht aus Aegypten geschlachtete Passahlamm deutete, entlehnt, und mit זה גרתי auf das Brot übertragen. — Die Deutung des Brotes und Weins selbst aber nimmt er, aus größtentheils bekannten Gründen, symbolisch. Allein neben dem symbolischen Sinne läßt er noch einen zweiten, weit erhabenern, zu. Schon die Abgemessenheit, mit welcher Jesus, unter Verschmähung der so nahe liegenden Anwendung der bitteren Kräuter, und des geschlachteten Lammes auf die ihm bevorstehenden Leiden, einzig der Vergleichung des zu essenden Brotes mit seinem Körper, und des zu trinkenden Weins mit seinem Blute inhärrt, läßt mehr als eine bloß zufäl.

lige und willkürliche Redundanz in der symbolischen Andeutung seiner Leiden vermuthen. Nimmt man hinzu, was Paulus über die Gemeinschaft des Brotes und Weines mit Leib und Blut Christi 10, 16. und über die Versündigung an diesen durch unwürdigen Genuß des Abendmahls sagt 11, 27.; so wird es dem Vf. unzweifelhaft, daß neben der symbolischen Beziehung jener Worte auf die Körperleiden Christi, ein noch erhabenerer Gedanke aufzufassen sey. Diesen schöpft er mit Henke aus Joh. 6., wo Christus, ohne jedoch dabey ans Abendmahl zu denken, unter der Formel $\sigma\alpha\rho\varsigma$ και $\alpha\iota\mu\alpha$ $\alpha\upsilon\tau\omicron\upsilon$, nach dem hebräischen בשר ודם , seine $\rho\eta\mu\alpha\tau\alpha$, sein $\pi\nu\epsilon\rho\mu\alpha$, kurz seine ganze moralische Natur verstand, welche seine Schüler gleichsam essen und trinken, d. h. nach einem bekann- ten Sprachgebrauche, ganz in sich aufnehmen oder zu der ihrigen machen sollten. Hierzu, meint Verf., habe Jesus dann auch seine Jünger durch Darreichung von Brot und Wein, als Symbolen seiner $\sigma\alpha\rho\varsigma$ und seines $\alpha\iota\mu\alpha$, oder seines ganzen sittlichen Wesens, auffordern wol- len. Der etwaigen Schwierigkeit, daß Jesus vermöge eben jener Formel בשר ודם , welche durch $\sigma\alpha\rho\varsigma$ και $\alpha\iota\mu\alpha$ wiedergegeben wird, nicht זה גופי , $\tau\omicron\upsilon\tau'$ $\epsilon\sigma\tau\iota$ $\tau\omicron$ $\sigma\omega\mu\alpha$ $\mu\omicron\upsilon$, sondern זה בשרי , $\tau\omicron\upsilon\tau'$ $\epsilon\sigma\tau\iota\upsilon$ η $\sigma\alpha\rho\varsigma$ $\mu\omicron\upsilon$ gesagt ha- ben würde, begegnet Verf. durch die Bemerkung, daß Jesus, welcher zugleich das Schicksal seines Körpers andeuten wollte, in Gemäßheit der oben erwähnten Passahformel בשר gebrauchte, was genauer durch $\sigma\omega\mu\alpha$ als durch $\sigma\alpha\rho\varsigma$ gegeben wurde, oder daß Jesus das hier erwartete Wort בשר selbst anwendete, was aber die Jünger, die in jenen Augenblicken gespannter Erwartung des

Ausgangs der ihren Herren erwartenden Leiden, zunächst mehr an Symbolisirung des Schicksals seines Körpers, als an jene erhabene Aufforderung denken mochten, lieber durch *σωμα* übersetzen. — In Folge der obigen Fassung der Einsetzungsworte, findet Vf. in der B. 27. erwähnten Versündigung am Leibe und Blute des Herrn, das Vergehen der verschmäheten Gemeinschaft mit der moralischen Natur Christi. — Durch die Auslassung des *αναξίως* nach den Worten *ὁ εσθίων κ. πινών* B. 29., die die Lachmannsche Recension verlangt, wird, nach Vfs. Ansicht, der Sinn nicht geändert, wenn man nur jene Worte für Beschreibung eines *hominis edacis et vinosi* nimmt, dem es bey den Liebesmahlen bloß ums Essen und Trinken zu thun war. — Uebrigens hält Vf. die von ihm noch mehr unterstützte Henkesche Ansicht des Abendmahls, aus welcher der symbolische und mystische Sinn der Handlung gleich deutlich hervortritt, für besonders geeignet, um ein, Lutheraner und Reformirte einigendes kirchliches Symbolum herzugeben, dessen es zur Bewirkung einer wahren und dauerhaften Union, nothwendig bedürfen möchte.

P a r i s.

Chez J. B. Baillère. *Système de chimie organique, fondé sur des méthodes nouvelles d'observation, par F. V. Raspail. accompagné de douze planches, dont six coloriées. 1833. 576 p. 8.*

Wenn die auffallenden Modificationen, welche die chemischen Kräfte unter dem Einflusse der organischen Thätigkeit erleiden, auf den innigsten Zusammenhang der chemischen und physiologi-

schen Erscheinungen hinweist; so muß es in der That befremdend erscheinen, daß die reißenden Fortschritte der neueren organischen Chemie nicht mehr von entscheidendem Einflusse auf die Entwicklung der Physiologie gewesen sind. Fragen wir nach dem Grunde dieser Erscheinung, so können wir uns nicht verhehlen, daß er zugleich mit in der einseitigen Richtung zu suchen ist, welche die organische Chemie in der letzten Zeit genommen hat. Man ist fast ausschließlich darauf bedacht gewesen, Stoffe, die sich durch interessante chemische Charactere auszeichnen, zu isoliren, ihre Zusammensetzung, so wie die Gesetze ihrer Verbindungen zu erforschen, ohne die unmittelbaren Producte der Lebenskraft an dem Orte ihrer Entstehung aufzusuchen, zu prüfen, und mit denen zu vergleichen, die man durch langwierige chemische Operationen aus ihren innigen Gemengen mit anderen Substanzen getrennt hat. Erwägen wir aber, daß oft die geringfügigsten Umstände, eine unbedeutende Temperaturerhöhung, ja das Erlöschen der Lebenskraft selbst schon hinreicht, das Band zu lösen, welches viele der organischen Verbindungen zusammenhält; so dürfen wir kaum daran zweifeln, daß viele derselben mehr für Producte als für Educte der Analyse zu halten sind. Jede Beobachtungsmethode, die daher ein Mittel zur Unterscheidung der chemischen Verbindung vom Gemenge, des Educts vom Producte an die Hand gibt, muß gewiß als eine wesentliche Bereicherung der Zoochemie und Phytochemie angesehen werden.

Dem Verf. gebührt das Verdienst, eine solche Methode in die organische Chemie eingeführt, und durch sie eine Reihe von Thatsachen aufgedeckt zu haben, die besonders für Physiologie

von Interesse sind. Daß mehrere der Beobachtungen des Verf. neuerdings bestritten, andere durch spätere Untersuchungen widerlegt sind, und daß der Verf. überhaupt in seinen Folgerungen sehr häufig zu weit gegangen ist; darin wird ein unbefangener Beurtheiler um so weniger einen Einwurf gegen diese neue Art der Beobachtung selbst erblicken, als sich die Schwierigkeiten nicht verkennen lassen, die dem Verf. auf einem Felde, das vor ihm so gut als gar nicht betreten worden, nothwendiger Weise entgegenstehen mußten. Seine eigenen Worte werden am besten den Gang bezeichnen, den er bey seinen Untersuchungen befolgt hat. 'La nature, heißt es p. 31*, ayant déposée certaines substances dans le sein de certains organes, je demanderai à l'anatomie les moyens de reconnaître ces organes; et une fois, que mon oeil aura appris à les distinguer, je demanderai à la chimie ses réactions et ses procédés. Si ses organes sont trop petits pour être saisis à la vue simple, j'invoquerai le secours des verres grossissans combinés en microscope . . ; et je transporterai le laboratoire de la chimie sur le porte - objet.' Es unterliegt keinem Zweifel — und die Ergebnisse des vorliegenden Werkes beweisen es hinlänglich — daß dieser vom Verf. zuerst betretene Weg zu einer tieferen Einsicht in die Natur und Bildungsweise der organischen Stoffe führen wird. Nichts desto weniger aber dünkt es dem Ref. viel zu gewagt, auf die Ergebnisse dieser Beobachtungen ein neues System der organischen Chemie begründen zu wollen, wie es der Verf. versucht hat. Er geht nemlich von dem Umstande aus, daß die Stoffe, welche unter dem Einflusse der Lebenskraft entstehen, verschiedene Stadien der Entwi-

ckelung durchlaufen, in denen sie durch eine successive Verschiedenheit ihrer Zusammensetzung characterisirt sind. Als das höchste Stadium dieser Entwicklung, gleichsam die Grundlage der Organisation, betrachtet er die organischen Gewebe. Sie schließen in ihren Zellen die Elemente ein, deren sie zu ihrer Fortbildung bedürfen, und die aus organischen und unorganischen, d. h. nicht aus der Vereinigung von Kohlenstoff, Sauerstoff, Wasserstoff und Stickstoff gebildeten Substanzen bestehen. Auf diese Ansicht gestützt, theilt er die in der organischen Natur vorkommenden Stoffe in zwey Classen: 1) in organische Elemente der Gewebe, und 2) in erdige Basen (?) derselben. Die erste Classe zerfällt wieder in die Unterabtheilungen der Substances organisées, S. organisatrices, S. organisantes, und S. organiques. Unter dem Ausdrucke S. organisées faßt er die vegetabilischen und animalischen Gewebe zusammen, die früher als eigenthümliche Verbindungen angesehen wurden, nach den Untersuchungen des Berfs. aber zum Theil aus chemisch verschiedenen Körpern bestehen. Er betrachtet zunächst die vegetabilischen Gewebe: das Amidon, die amidonartige Faser, das Inulin &c., die vegetabilische Holzfaser, Medulin, Suberin, Humus, Kleber, Lupulin, Hordein &c., und läßt darauf die verschiedenen thierischen Membranen folgen. Zu den interessantesten Ergebnissen dieses Abschnitts gehören die Untersuchungen des Berfs. über den Sitz und die physische Beschaffenheit dieser Organe. Er zieht daraus den Schluß, daß mehrere der erwähnten Körper nur als Gemenge zu betrachten sind, und rechnet zu diesen das Jodamidon, Saussure's Verbindung des Amidons mit Schwefelsäure, die amidonartige Faser, das Amidin, Medulin, Suberin, den Humus u.

a. m. So lobenswerth auch dieß Bestreben erscheint, die täglich mehr überhand nehmende Zahl der wenig characterisirten, nicht crystallisierbaren Stoffe, die größtentheils nur Gemenge oder Producte der Analyse sind, zu vereinfachen; so sehr ist es zu bedauern, daß der Vf. in seiner scharfen Polemik gegen die Ansichten Anderer nicht selten zu weit gegangen ist. Namentlich beweisen die Betrachtungen, aus denen er den Schluß zieht, daß das Suberin, der Humus, die pectische Säure u. v. a. als gemengte Substanzen aus der Reihe der eigenthümlichen Stoffe gestrichen werden müßten, höchstens nur die Möglichkeit einer gemengten Zusammensetzung derselben, ohne aber im geringsten diesen Umstand zur Gewisheit zu erheben. Derselbe Vorwurf läßt sich auch gegen einen großen Theil der Angaben des Verf. in den übrigen Abschnitten des Werkes erheben. Denn sehr oft gleichen die Gründe, welche er für die gemengte Beschaffenheit einzelner Stoffe anführt, mehr einer auf seine microscopischen Untersuchungen gegründeten Hypothese, als einer auf Versuche basirten Widerlegung der bisher bestehenden Ansicht. Eben so erscheint die Meinung des Verf., daß die stickstoffhaltigen animalischen und vegetabilischen Substanzen, Eizweißstoff, Kleber, und namentlich die vegetabilischen Alcaloide, Ammoniaksalze, und die vegetabilische Holzfaser, für eine Verbindung von Kohlenstoff mit Wasser zu halten seyen, als eine Hypothese, die durch keinen entscheidenden Grund unterstützt wird. Abgesehen von dem Umstande, daß man mit gleichem Rechte eben so viele und noch mehrere Hypothesen über die Zusammensetzung dieser Körper aufstellen könnte, als Combinationen zwischen den Zahlen ihrer Zusammensetzung möglich sind, ist es um so auffallender, diese Ansicht abermals aufgestellt zu finden, da

dieser Gegenstand neuerdings öfters angeregt, und mehrere Thatsachen gegen solche und ähnliche Ansichten zur Sprache gebracht worden sind.

Nach ähnlichen Betrachtungen über die thierischen Membranen schließt der Verf. diesen Abschnitt, der von allen am ausführlichsten behandelt ist, und wendet sich zu der zweyten Abtheilung dieser Classe, nämlich den subst. organisatrices, unter denen er die in den Zellen der organischen Gewebe enthaltenen Stoffe begreift, welche als die unmittelbaren Elemente zur Fortbildung der Gewebe und Membranen anzusehen sind. Er betrachtet als solche von den Pflanzstoffen — die verschiedenen Arten des Gummi und Zuckers, so wie die in den Pflanzen circulierenden Säfte; von den animalischen Substanzen — die Milch, die unmittelbaren Producte der Verdauung, das Blut und die Saamenflüssigkeit. Auch hier sucht er die specifischen Verschiedenheiten, welche die große Menge der in diese Classe gehörenden Körper darbietet, aus den Abänderungen zu erklären, welche ihre chemischen Charactere durch die Beymischung fremdartiger Substanzen erleiden. Die verschiedenen Gummata sind nach ihm nur Modificationen ein und derselben Substanz, die sich im Amidongummi am reinsten darstellen soll. Es ist zwar nicht unwahrscheinlich, daß das Bassorin, Cerasin, Prunin u. a. m. als solche Modificationen angenommen werden können. Wenn aber der Verf. dasselbe für das arabische Gummi und das Stärkemehl Gummi geltend zu machen sucht — für zwey Substanzen, die kaum mehr als ihre äußeren Charactere mit einander gemein haben — ferner für verschiedene Zuckerarten, die überdieß in zwey ganz verschiedenen Systemen crystallisiren; so dürfte ihm wohl schwerlich ein Chemiker darin beystimmen. Die unmittelbaren Ergebnisse

der Beobachtungen des Verfs. sind an und für sich schon interessant genug, als daß er nöthig gehabt hätte, ihren Werth durch dergleichen zu weit ausgedehnte Folgerungen noch erhöhen zu wollen. Seine Arbeit würde gewiß eine größere Anerkennung gefunden haben, wenn er weniger den Weg der Erfahrung verlassen, und den Leser nicht in die Nothwendigkeit versetzt hätte, manche werthvolle Beobachtung aus einer Masse von Angaben herauszulesen, die sich bey einer näheren Prüfung als irrig oder zweifelhaft darstellen.

In der dritten Abtheilung handelt der Verf. die fetten und harzigen Substanzen ab, die er mit dem Namen subst. organisantes belegt, weil sie nach seiner Ansicht nicht wie die subst. organisatrices unmittelbar zur Ernährung der Gewebe verwandt werden, sondern sich in den Zellen absetzen, theils um diese selbst vor äußeren Einflüssen zu schützen, theils aber auch um wiederum als Material zur Ernährung der subst. organisatrices zu dienen. Er betrachtet zuerst die bey den Thieren und Pflanzen gemeinschaftlich vorkommenden Stoffe, dann die den Pflanzen allein eigenthümlichen, und endlich die thierischen Substanzen, zu denen er auch die Flüssigkeiten der Galle, den pancreatischen Saft, und Speichel (den er als mit fremdartigen Substanzen gemengten Cyweißstoff ansieht!) Auch in diesem Abschnitte sind die unmittelbaren Beobachtungen des Verfs. von größerem Werthe als die Folgerungen, die er daraus ableitet.

Die übrigen organischen Substanzen, welche in den drey angenommenen Gruppen ihren Platz nicht finden, und die der Verf. mit dem Namen subst. organiques belegt, nehmen die letzte Abtheilung dieser Classe ein. Er betrachtet sie als Zersetzungsproducte der organischen Gewebe, die

entweder der Einwirkung künstlicher Mittel, oder der organischen Thätigkeit ihre Entstehung verdanken, und deren Zweck in manchen Fällen darin bestehen soll, sich mit den Basen zu verbinden, und diese durch doppelte Verwandtschaft auf die übrigen organischen Stoffe zu übertragen. Er rechnet hierher riechende Ausflüsse und Miasmen — nach seiner Ansicht Verbindungen flüchtiger Säuren mit Ammoniak (!), Alkohol, Aetherarten, vegetabilische Alkaloide, thierischen Schleim, Harn u. s. w. Dieser Abschnitt ist wahrscheinlich aus dem Grunde am oberflächlichsten behandelt, weil der Verf. bey diesen für die organische Deconomie minder wichtigen Substanzen weniger Stoff zu seinen microscopischen Untersuchungen gefunden hat. Die Betrachtung dieser Stoffe nimmt nur einen Raum von 60 Seiten ein. Das Mangelhafte einer solchen summarischen Behandlung dieses Gegenstandes muß aber um so fühlbarer werden, weil gerade die hierher gehörigen Stoffe sich durch die interessantesten chemischen Eigenschaften auszeichnen, und größtentheils bey ihnen die Verbindungsgesetze der organischen Natur am reinsten hervortreten.

Die zweyte Klasse umfaßt die Stoffe der unorganischen Natur, welche in die Verbindungen der organischen mit eingehen. Sie finden sich in den flüssigen Theilen der Thiere und Pflanzen aufgelöst, und gehen entweder in die festen Gewebe mit über, oder werden als Incrustationen auf denselben abgesetzt, wenn die auflösende Flüssigkeit allein zur Bildung der Gewebe verwandt wird. Dieser Abschnitt enthält mehrere interessante Beyspiele über die Art dieses Vorkommens jener Substanzen.

Nach einer übersichtlichen Zusammenstellung der in dem Werke aufgestellten physiologischen Principien schließt der Verf. das Buch mit eini-

gen polemischen Bemerkungen über ein, gegen die Priorität seiner Beobachtungen über das Amidon gerichtetes Citat aus Lceuwenhoecks physiologischen Briefen — über das Dextrin von Biot — und die Diastase von Payen und Persoz.

Fassen wir die Ergebnisse der in diesem Buche niedergelegten Beobachtungen zusammen, so müssen wir dem Verf. das Verdienst zuerkennen, die Physiologie sowohl, als die organische Chemie mit mehreren interessanten Beobachtungen bereichert zu haben, so wenig auch der größte Theil der Folgerungen, die er aus diesen Beobachtungen herleitet vor dem Richterstuhle einer unbefangenen Critik Bestand haben können. Eben so wenig ist der krankhafte Ehrgeiz zu billigen, mit dem der Verf. die Nichtanerkennung seiner Verdienste hervorhebt, und die Bitterkeit, mit der er sich, als eifrigen Republicaner, über die bestehenden bürgerlichen Verhältnisse seines Vaterlandes ausspricht. Mehrere hierauf bezügliche Aeußerungen (p. 7*, 10*, 549 u. a. m.) sind Veranlassung geworden, daß das Buch in den Päpstlichen Staaten verboten worden ist.

R. Bunsen.

B o s t o n.

Bey Hilliard, Gray, Little und Wilkins, 1831: Greek Grammar for the use of schools, from the German of Philip Buttmann. Third edition of the translation, by George Bancroft and George H. Bode. VIII u. 336 Seiten in gr. 8.

Ein früherer Jahrgang dieser Blätter hat bereits bey Gelegenheit einer Anzeige der Neugriechischen Grammatik von Theocharapulos über die beiden ersten Auflagen des Englischen Buttmann die nöthige Auskunft gegeben (S. g. Anz. 1830.

S. 1607). Dieser wiederholten Anzeige hätte Ref. sich also um so eher überheben können, da vorliegende dritte Auflage keine Veränderungen erfahren hat, sondern nur ein wörtlicher Abdruck der zweyten ist. Aber zwey Gründe bestimmten ihn, noch einmal auf dieses anspruchlose Unternehmen zurückzukommen. Erstens liefert die schnelle Folge der Americanischen Auflagen einen klaren Beweis von der großen Theilnahme, der sich dieses Deutsche Werk auch jenseits des großen Weltmeeres erfreut. Zweitens zeigt ein Nachdruck, der von diesem Englischen Buttmann neulich in England selbst erschienen ist, wie eifrig man sich jetzt auch hier um die Kenntniß der Fortschritte der Griechischen Sprachforschung in Deutschland zu bemühen anfängt. Indessen darf Ref. hier den Wunsch nicht unterdrücken, daß die Einführung dieses Buchs in England auf eine für den Londoner Nachdrucker ehrenvollere Art geschehen seyn möchte; — nicht etwa, weil es ungewöhnlich oder gesetzwidrig ist, ein Americanisches Buch in England nachzudrucken (denn Hunderte von Bänden, welche die Englischen Pressen liefern, werden auf der anderen Seite auch in America jährlich wiederholt, ohne daß die rechtmäßigen Verleger bey dem Gesetze Schutz suchten oder fänden, weshalb denn vorsichtige Verfasser sich in den neuesten Zeiten Verleger in beiden Welttheilen zu verschaffen suchen; — sondern weil dieser Nachdruck anonym erschienen ist, und sich durch die Unterschrift der Vorrede 'Cambridge' das Ansehen gegeben hat, als sey die Uebersetzung in England gemacht worden, und Richard Priestley der rechtmäßige Verleger. Nun stammt aber nicht einmal die Vorrede aus England, sondern vielmehr aus Cambridge in Massachusetts, und ist bis auf die Auslassung einiger Stellen, die sich im Gri-

ginal speciell auf America beziehen, eben auch nichts anders als ein Nachdruck. Dief. hatte früher von dieser sonderbaren Erscheinung nur durch mündliche und schriftliche Mittheilungen einige Kenntniß erlangt. Jetzt liegt ein Exemplar des Nachdrucks vor ihm, und setzt ihn in den Stand, nach angestellter Vergleichung daraus zu berichten, daß der Titel desselben mit dem des Originals übereinstimmt und zu Buttman's Namen nur noch das Prädicat 'Professor of the University of Berlin' hinzugesügt hat. Dann folgt 'London: Richard Pristley, high Holborn', und auf der Kehrseite des Titels so wie am Ende des Ganzen, das eben so viele Seiten (292 in gr. 8.) füllt wie das Original, und sogar dieselben Druckfehler aus diesem wiederholt, steht 'London: printed by A. J. Valpy, Red Lion Court, Fleet Street'. Die Worte der Vorrede sind in beiden Drucken bis S. VI dieselben; dann fehlt aber in der Londoner Ausgabe nach den Worten to hold the first rank eine ganze Seite des Originals, wo eine kurze Charakteristik der dreysfachen Buttman'schen Grammatik gegeben und von deren zweckmäßiger Einführung in Americanische Lehranstalten gesprochen wird, — eine Stelle deren Auslassung freylich ganz im Interesse der Londoner Ausgabe lag, besonders da sie so schließt: The translation of the valuable tables of Professor Thiersch by Professor Patton, of Middlebury College, (im Staate von Vermont; jetzt zu Princeton in Neu-Jersey) has already served to awaken the public to the value of the German works in this department of learning, and it is hoped that the Grammar of Buttman will raise them still higher in the existimation of scholars. Außerdem sind auf S. IX u. X einige Verweisungen

auf Buttman's größere Grammatik (von der Ref. hört, daß Boileau sie kürzlich ins Englische übersetzt hat), und auf die Homerische Grammatik von Thiersch (die im vorigen Jahre durch Sandford, Professor zu Glasgow, in Englischer Form jenseits des Canals eingeführt worden ist), so wie auch auf Patton's Tabellen ausgefallen. Endlich stehen die Schlußworte der Vorrede nicht im Nachdrucke: The translation of Mr. Thiersch's tables by Professor Patton, will be found a valuable contribution to the means of cultivating this study; and the English Greek lexicon, which is in preparation by Mr. Pickering, will remove one of the obstacles to the pursuit of the Greek in our schools. It is the design of the translator to adapt for use in this country the text-book of Mr. Jacobs, a work of singular merit and of extensive use abroad, and which, as it refers throughout to the Grammar of Buttman, will be particularly useful to those who are well grounded therein. Uebrigens sind beide hier ange deuteten Unternehmungen seitdem in Boston zu Stande gekommen, und erfreuen sich eines weit verbreiteten Beyfalls. Ein dritter Plan, der die neuesten Leistungen Deutschlands im Gebiete der Griechischen Lexicographie in einer Englischen Uebersetzung vereinigen wollte, ist jedoch durch das Erscheinen von Pickering's Arbeit, die nichts als eine Uebersetzung des Schrevelius liefert, gescheitert, obgleich er reiflich genug vorbereitet und schon sorgfältig eingeleitet war. Mit mehr Glück haben indeß Englische Gelehrte diese wichtigen Hülfsmittel ihren Bildungsanstalten durch zweckmäßige Uebertragungen seitdem zu sichern gewußt. Es ist übrigens sehr auffallend, wie man sich in England bis auf die neuesten Zeiten mit

den höchst mangelhaften und in Deutschland schon seit dem Anfange des jetzigen Jahrhunderts völlig in den Hintergrund zurückgedrängten Arbeiten eines Schrevel und Hederich hat begnügen können, während doch unter uns der unermüdete Anbau dieses Feldes schon längst die herrlichsten Früchte getragen hat. England hat freylich auch die gelehrte Welt mit einem neuen Stephanus beschenkt; aber wenn man bedenkt, daß das Neue in dieser Prachtausgabe aus Beyträgen von Deutschen besteht, so wird man doch bekennen müssen, daß eben nichts weiter als der Glanz der äußern Ausstattung der Englischen Prachtliebe dabey zu Gute gerechnet werden kann. Ein günstiges Zeichen für die Förderung Griechischer Sprachstudien liefert indessen die bereitwillige Aufnahme von anerkannt guten Deutschen Werken dieses Faches. Denn zu den schon oben genannten Uebersetzungen ist durch Carl S. Blomfield, Lord Bischof von London, bekannt als einer der größten Hellenisten Englands, bereits vor längerer Zeit noch Matthiä's Grammatik gefügt worden, von welcher Hr. J. Edwards die vierte im vorigen Jahre bey Murray in London erschienene Auflage seinem Unterrichte in King's College zum Grunde gelegt hat. Dieß ist aber nur ein Auszug, und nicht zu verwechseln mit der Uebersetzung der vollständigen Grammatik Matthiä's von dem jetzt verstorbenen E. B. Blomfield. Nicht ohne Einfluß war das Studium dieser Werke sowohl als auch des Buttmannschen Lexilogus, wovon Murray in London ebenfalls eine Uebersetzung angekündigt hat, auf die 1834 erschienenen Elements of the Greek language von Georg Dunbar, Professor zu Edinburg.

G. H. B.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

120. Stück.

Den 1. August 1835.

G r e i f s w a l d.

Bei C. Mauritius 1834: Caroli Magni Agrellii theol. doct. ac praepositi qui ex ordine stellae boreae equestri est Supplementa syntaxeos syriacae. Praefatus est Joan. Godofr. Ludov. Kosegarten theol. ac litt. orr. in acad. Gryphiswald. prof. — XVI u. 312 S. in 8.

Der Verf. dieser Schrift, schon seit vielen Jahren durch die Otiola syriaca und andere kleine Schriften grammatischen Inhalts als Kenner des Syrischen bekannt, fährt noch im höhern Alter fort die jetzt von wenigen getriebene syrische Philologie eifrig zu fördern; die syrischen Schriften werden von ihm, soviel er in Schweden davon bekommen kann, unermüdet durchforscht und was in den bisherigen, allerdings sehr dürftigen, Wörterbüchern und Sprachlehren fehlt, aufs fleißigste angemerkt und unter gewisse Abschnitte und Uebersichten gebracht. Mit der neueren Richtung im semitischen Sprachstudium noch ganz unbekannt, gibt er zwar seine For-

schungen in einem jetzt in Deutschland schon so gut als abgethanen, veralteten Kleide, und die Schärfe der Auffassung und Ordnung wird, wie auch bey uns regelmäßig in dergleichen Schriften vor zehn bis zwanzig Jahren geschah, oft zum Nachtheil der Sache selbst vermischt: allein nirgends ist man wohl mehr schuldig von den äußern Mängeln abzusehen als bey den übrigens sehr verdienstvollen und nützlichen Schriften eines in Schweden abgesondert lebenden Sprachgelehrten. Wer mit Urtheil die von dem Verf. außreichste dargebotenen Sammlungen zu benutzen vermag, wird darin vieles Brauchbare und Lehrreiche finden, zumal der Vf. überall bemüht ist, nur was frühere Gelehrte übersehen haben, durch eigene Sorgfalt zusammenzustellen. Wir wünschen daher auch die übrigen Früchte der emsigen Thätigkeit dieses Vfs. nicht untergehen zu sehen; und würden es gern sehen, wenn Hr. Prof. Kossegarten, dessen Vermittlung man die Herausgabe dieser Ergänzungen zur syrischen Syntax verdankt, den Vf. zu weitem Mittheilungen bewegen könnte. Die Gunst vieler Käufer aber darf zu dem Zweck diesem Bande nicht fehlen. — Mehr ins Einzelne die Critik zu verfolgen, scheint hier unnöthig; desto mehr aber bedarf der Beleuchtung ein Werk verwandten Inhalts, welches Ref. hier zugleich nennt:

L e i p z i g.

Bei R. Tauchnitz, 1835: Lehrgebäude der aramäischen Idiome mit Bezug auf die Indo-Germanischen Sprachen von Julius Fürst. (Erstes Heft). Chaldäische Formenlehre. — 244 S. in 8.

Das Aramäische ist unter den semitischen Sprachen in neuern Zeiten noch nicht wissenschaftlich

bearbeitet. Ein bis jetzt unbekannter Name bietet in eben genannter Schrift eine neue selbstständige Bearbeitung an, und das erste Heft enthält genug, um ihre Art einzusehen. Der neue Name reizte den Ref. zur baldigen Prüfung, da man gern von neuen Namen in irgend einer Sache eine neue Durchforschung oder gar Entdeckung erwartet; das Buch gab sich auf den ersten Blick wenigstens nicht als wörtliche Wiederholung der frühern aramäischen Grammatiken zu erkennen: aber nach vollendeter Prüfung sieht sich Ref. wider seinen Willen gezwungen, das Buch als ein unreifes und übelangelegtes zu bezeichnen, den Verf. aber wo möglich zu tiefern und gründlichern Studien anzuregen. Je williger man eine neue Bereicherung der semitischen Sprachforschung anerkennt, desto strenger warnt man vor der Entartung dieser jetzt sich entwickelnden Wissenschaft durch irrige Richtungen und willkürliche Eingriffe.

Im Gebiete der semitischen Sprachen selbst hat der Verf. unsere Einsicht auf keine irgend bedeutende Art gefördert; hier ist gar kein neues Leben und Treiben hervorgegangen, und genauere Untersuchungen des Semitischen selbst hat den Vf. nicht zum Schreiben geführt. Das einzige vielmehr, was ihn treibt, ist die Vergleichung der indo-germanischen Sprachen mit den semitischen, und darin glaubt er etwas Neues und Besseres geleistet zu haben. Allein zunächst ist es ein Irrthum, daß solche Vergleichung erst jetzt angestellt werde: nichts liegt näher, als uns bekannte Sprachen mit den unbekannteren zu vergleichen, und was semitisches Wörterbuch und Grammatik betrifft, so haben Castellus, Simonis und andere ältere Gelehrten längst vor unsrer Zeit schon solche Vergleichen in großer Menge, oft auch mit sprechender Wahrheit, gegeben; neuerlich ist

daßselbe von Andern vor dem Vf. wieder empfohlen und geübt. Nicht darauf kommt es an, ob überhaupt, sondern wie verglichen werde; denn jenes kann auch aufs oberflächlichste und gefährlichste getrieben werden. Daß ein Volk dem andern, eine Sprache der andern nicht völlig unähnlich sey, ist leicht zu sehen; aber die wahre Aufgabe ist das richtige Verhältniß von Ähnlichkeit und Unähnlichkeit genau zu beachten, um nicht alles zu verwirren und zu vermischen im einseitigen Sagen nach Ähnlichkeit. Erst also, wenn von den einzelnen Sprachen jede für sich vollkommner begriffen und in ihrem Wesen festgehalten ist, kann man es wagen, allgemeinere Uebersichten und Vergleichen mit Sicherheit zu eröffnen und zu begründen. So lockend es seyn mag, das Allgemeine sehen, oder das uns fremdere Semitische durch das bekanntere Indo-Germanische heimischer machen zu wollen, so wird doch nur wer sich im scharfen Sehen des Einzelnen recht geübt hat, die Vergleichung größerer Massen mit Frucht und Nutzen zu beginnen tüchtig seyn. Unsere Zeit strebt, je weiter sich der Kreis der Philologie über alle Sprachen verbreitet, schon von selbst diesem Ueberblick mehrerer Sprachen und Sprachgeschlechter zu: aber das vorschnelle, blinde Vergleichen, wo man sich begnügt, Lexica und Grammatiken nachzuschlagen, Zipfel und Kragen einer Sprache zu sehen und darnach ihre Person zu richten, — wird desto mehr hemmen und verwirren. Zum Unglück hat sich unser Verf. bloß von diesem Winde der Zeit anwehen und treiben lassen: von ihm selbst geht kein Gegenwind aus, und er kann jenen nicht leiten. Da das Semitische bey ihm noch nicht in seinem Wesen aufgefaßt ist, so wird die Vergleichung, wo sie am neuesten und eigenthümlichsten erscheint, desto äußerlicher und zufälliger,

desto weniger treffend. Man fühlt, hier herrscht die Sucht zum an sich leeren Vergleichen über den Vergleich, nicht er über sie. Sanskrit, selbst Bend vergleicht der Vf. oft: man hat aber jetzt leichtere Mittel dazu, und, daß der Vf. nur von den abgeleiteten Quellen ganz abhängt, zeigt schon S. 232 die nach solchen gegebene Erklärung des sanskr. idam durch i - dam wie lat. qui - dam, während genauere Kenntniß der Sanskrit leicht lehrt, daß es durch id - am zu erklären und mit dem lat. id zu vergleichen ist.

Nach S. 202 soll die Abstractendung -et, wie in מִשְׁמֶרֶת, den höchst bekannten indo - germ. Neutris auf -as (os, us) entsprechen, welche große Vermuthung der Vf. noch hätte vergrößern können, wenn er bedacht hätte, daß, wie caput und einige andere seltene Wörter lehren, jenes -as aus -at hervorgegangen ist: aber gesetzt, es wäre dieß richtig, ist so durch bloß äußere Vergleichung, ohne irgend eine Fortbewegung zum Versuch innerer Gewißheit, irgend etwas gesagt oder erreicht? allein man braucht nur das Arabische zu verstehen, um die völlige Grundlosigkeit auch nur einer äußern Vergleichung dieser Endungen zu begreifen; denn das semitische -et ist nichts als allgemeine Femininendung, womit das indo - germ. Neutrum auf -as also nichts gemeinsam hat. Das Fehlen des Duals im Aramäischen spreche für das höhere Alter dieses Dialects (S. 19): zum Unglück kommt er bekanntlich in einigen wenigen Wörtern noch vor, wie im lat. duo, ambo, zeigt also das Gegentheil. Die semitischen Wurzeln, wie sie jetzt erscheinen, will der Vf. wieder in der Einsylbigkeit alle den indo - germanischen gleich machen, aber er weist keine einzige indo - germ. Wurzel nach die sich so wenig in eine einfache Sylbe bringen ließe

wie die semit. katb, npal, Iqach. So ist im unklaren Streben das beiderseitig nicht genug Verstandene zusammen zu bringen das uns fremdere Semitische fast durchaus mißhandelt, ohne zu seinem Rechte und Lichte zu kommen. Die Einführung einer neuen Zahl von Conjugationen und einiger im Semitischen zufällig noch nicht allgemein angewandter Namen ist aber unwichtig und nichts bedeutend, so lange im Innern Mißverständnis und Verkehrtheit herrscht.

Wie der Inhalt dieses Buchs sammt der Vorrede dem Sachkenner nur wie ein aus mehreren neuern Büchern, Aufsätzen und Abhandlungen verworren zurückschallendes Echo erscheint; so läßt auch seine Form, nicht nach kleinern Mängeln, sondern im Großen nach Anlage und Ausarbeitung zu schließen, ohne alle Befriedigung. Schon ist nicht abzusehen, warum der Vf. das Syrische, welches in Aussprache und Form nur äußerst wenig und ganz unbedeutend abweicht, vom Chaldäischen getrennt hat. Aber auch das Einzelne ist meist roher, oft sich widersprechender Entwurf geblieben. Der Vf., hier wie es scheint zum erstenmal auftretend, ist schon in vollem Zuge ein nutzloser Vielschreiber zu werden. Im Rabbinischen scheint übrigens der Vf. bewandert zu seyn. H. C.

P a r i s.

J. B. Baillièrè. Mémoires de l'académie royale de Médecine. Tome quatrième. Avec planches. 1. Fascicule. Historique. S. 1 — 51. Mémoires. 2. Fasc. S. 95 — 241. 1835. 4.

Dieser Band beginnt mit einer Erinnerungrede von Pariset auf den Baron A. Portal (S. 1 — 28). Antoine Portal den 5. Jan. 1742 zu Gaillac im Departement du Tarn ge-

boren, bezog 1760 die Universität Montpellier, wo er sich besonders an Lamure anschloß. Der erste Anblick einer Leiche wirkte ergreifend auf ihn, und erst allmählich konnte er sich überwinden, solche zu zergliedern. Um Doctor zu werden, übergab er als Thesiß den Vorschlag zu einer Maschine für die Einrichtung der Luxationen. Darauf ging er nach Paris, an Senac und Vieutaud empfohlen. Auf des Erstern Verwendung wurde er durch Ludwig XV. zum professeur d'anatomie du dauphin ernannt. 1767 erschien seine Ausgabe der *Historia anatomico - medica* von Vieutaud, wo die so lehrreichen Uebersichten der Symptome während des Lebens und der Ergebnisse der Section von ihm herrühren. 1769 wurde er in die Académie des Sciences aufgenommen, und sowohl in deren Schriften als in vielen andern periodischen Werken finden sich viele herrliche Abhandlungen, die später gesammelt 5 Bände füllen. Um dieselbe Zeit verfaßte er für seine Schüler ein *Précis de Chirurgie pratique*. 1770 wurde seine *Histoire de l'anatomie et de la chirurgie* gedruckt. Als er nach dem Tode von Ferrein dessen Stelle der Medicin erhalten hatte, lehrte er, unter großen Gegenkämpfen, pathologische Anatomie. 1774 besorgte er eine neue, bereicherte Ausgabe des Werks von Senac über die Structur des Herzens, welche ihm sein dahingeshiedener Gönner aufgetragen hatte. Somit ehrte er das Andenken seiner Freunde Vieutaud und Senac in ihren eigenen Werken. Durch die Wahl von Buffon, dessen Arzt er war, erhielt er 1776 die Lehrstelle der Anatomie. In der Schreckenszeit, wo seine theuersten Collegen, wie Lavoisier, Bailly &c. unter der Guillotine fielen, oder auswanderten, suchte er Ruhe und Erholung in wissenschaftlichen Arbeiten. Auf diese Weise entstand sein Werk über

Lungenschwindsucht (welches unser Mühr y mit trefflichen Zusätzen übersetzte, die später vom Verfasser selbst in der neuen Ausgabe dankbarst benutzt wurden), über Rhachitis und seine unvergleichliche Anatomie médicale in 5 Bänden. Immerfort als Schriftsteller und als practischer Arzt thätig, mußte er die Gränze der Kunsthülfe, deren Vervollkommnung er treu sein Leben gewidmet, an sich selbst erfahren. Er litt an Steinschmerzen und erlag ihnen den 23. July 1832. 90 Jahr alt. 2) Uebersicht der Arbeiten der Academie während des Jahrs 1833 von Paris. Als beständige Comissionen sind niedergesetzt die für die Mineralwasser, für die Epidemien, für die Geheimmittel und für die Vaccine. Eine ist damit beschäftigt, die Materialien für eine medicinische Topographie von ganz Frankreich zu sammeln. Mémoires: 3) Ueber die plastische, bössartige oder brandige Bräune von Bourgeois (S. 1 — 34). Eigentlicher Brand fände nicht Statt; die unter der Ausschwißung liegende Schleimhaut bleibe gesund. Er empfiehlt Brechmittel und das Aetzen vermittelst einer Säure. 4) Ueber die Ligatur der Zunge und der Zungenarterie insbesondere; von Mirault (S. 35 — 68). Sie leiste ausgezeichnete Dienste bey krebshafter Entartung; schlimme Nervenzufälle seyen nicht zu befürchten. 5) Ueber eine wässrige Cachexie bey dem Menschen und bey dem Schaaf von Hamont, Vorsteher der Thierarzneyschule zu Abou-Zabel in Aegypten und Fischer, Professor der Anatomie und Physiologie an der ärztlichen Schule daselbst; mitgetheilt von Girard (S. 69 — 94). Die in Aegypten wie das Vieh behandelte untere Classe der Bewohner bekommt häufig, nach der Zeit der Ueberschwemmung, wenn Mattigkeit und Schmerzen in den Gelenken vorhergegangen, Odeme an

den Gliedmaßen; die Kranken sehen äußerst blaß aus; ihr Blut verliert Farbe und Zusammenhang; sie liegen unbeweglich und sterben. Die Ursache sey in der schlechten Kost und in der über alle Beschreibung ärmlichen und unreinlichen Lebensart zu suchen; an Gastro-entérite sey nicht zu denken. Wie die Menschen, so würden auch die Schaafe afficirt; die Section zeige Wasseransammlung, Abmagerung, weiche, blutreiche Nieren, flüssiges, mehr wässriges Blut. Das Mittel, die Schaafe zu sichern oder die erkrankten wieder herzustellen, bestehe darin, sie auf trockne, nahrungsreiche Weiden zu bringen.

6) Bemerkungen über die Structur des Larynx und der Luftröhre von G. A. Lauth (S. 95 — 116). Eine sorgfältige, durch Abbildungen erläuterte Beschreibung. In der Luftröhre fanden sich keine musculöse Längensfasern.

7) Ueber Obliteration der Bronchien von Reynaud (S. 117 — 167). Er habe dreyerley Arten beobachtet: erstens solche, wo die Ursache sich äußerlich fand, in benachbarten Geschwülsten verschiedener Natur; zweytens, wo die Ursache in der Röhre selbst lag, und zwar entweder Obliteration in Folge einer zufällig gebildeten Masse oder einer vollständigen Verengerung der Wände. Das Gesagte wird durch Abbildungen erläutert. Beym Zusammenfallen der Brust darf auf das Vorhandenseyn solcher Obliterationen geschlossen werden.

8) Bemerkungen über Rhachitism, und über die Umänderungen, welche dabey die Leichenuntersuchung ergibt von Salmade (S. 168 — 182). Der Verf. äußerte bereits in seiner Schrift über die Krankheiten der Lympe, welche im J. 1803 erschien, daß das Scrofelleiden sich mit Rhachitism verbinde, daß es damit die größte Aehnlichkeit und Verwandtschaft habe. Man könne beide Uebel, da sie eigentlich eins und dasselbe auß-

machen, füglich unter einem Namen zusammenfassen. Er halte es für überflüssig, die Meinung, daß die Formen des Knochensystems durch unregelmäßige Thätigkeit der Muskeln und schlechte Haltung des Körpers bedingt würden, zu bestreiten. Der Grund liege hauptsächlich in Schwäche und Erweichung des Gewebes der Wirbel und der Bänder. Bey Personen, die an Rhachitis gestorben, finde man Veränderungen der Lymphgefäße und Lymphdrüsen; die letzteren aufgetrieben; in den Lungen, in der Milz und Leber Tuberkeln; im Gehirn und Rückenmarke wässrige Ergießung; in den Knochen viele Abweichungen der Bildung; die Configuration der Brust erinnere an die der Vögel. Die von der Regel so sehr abweichende Wirbelsäule sey stellenweise erweicht, schwammicht, cariös; die Muskeln blaß; das Blut schwach gefärbt und von geringem Zusammenhange. Die Behandlung müsse eine therapeutische und diätetische seyn: zweckmäßige innere Mittel, ein stärkendes Regimen und Gymnastik; der mechanischen Hülfe komme, etwa mit Ausnahme der Deformitäten der Füße, ein sehr untergeordneter Werth zu. 9) Beobachtung einer Imperforation des Anus und der Urethra von J. N. Roux zu Brignoles (S. 183 — 190). Das Kind war zwey Tage lang in dem hülflosen Zustande, als der Verf. zugerufen wurde und sogleich die glücklich abgelaufene Operation unternahm. Eine Abbildung versinnlicht sie. 10) Ueber eine Luxation des Humerus von Lepelletier (S. 191 — 200). Die Reduction wurde noch nach 45 Tagen vollständig zu Stande gebracht. 11) Ueber neue Mittel die Regelmäßigkeit des Thorax im Falle einer Seitenabweichung der Rückenmarkssäule wieder herzustellen; von Pravaz (S. 201 — 214). Sie bestehen hauptsächlich in Vorschlägen zu einem Lager mit

gekrümmter Fläche, wie solches die beygefügte Abbildung erläutert. 12) Operationen der Lithotritie vollführt mittelst eines Steinbrechers mit Druck und Stoß (brise - pierre à pression et à percussion) von Segalas (S. 215 — 241). Das Instrument vereinigt die Wirkung des von Jacobson und Heurteloup empfohlenen. Die Kranken, bey denen er es angewandt habe, seyen ohne Ausnahme hergestellt oder auf dem Wege der Heilung. Die Größe des Steines, der paralytische oder catarrhalische Zustand der Blase, das Lebensalter, die Anschwellung der Prostata und die Verengerung der Harnröhre böden keine Hindernisse dar. Zur Bestätigung werden 10 Beobachtungen mitgetheilt. M.

H a m b u r g.

Einige Abhandlungen über Gegenstände der Hamburgischen Verfassung, von dem Verfasser der, dem Abdruck der Hamburgischen Grundgesetze hinzugefügten, erläuternden Uebersicht, 1835. 8. XXVIII u. 461 Seiten (bey Campe). Als wir in diesen Blättern die Herausgabe der Hamburgischen Grundgesetze anzeigten, (S. gel. Anz. 1827. St. 113) äußerten wir am Schlusse den Wunsch, daß aus den jetzt vorliegenden Materialien ein Abriß dieser Verfassung für das größere Publicum möchte geliefert werden. Dieser Wunsch geht zwar nicht in seinem ganzen Umfange durch das hier anzuzeigende Werk in Erfüllung; welches zufolge des Titels nur einzelne Gegenstände der Verfassung aufklären soll. Es ist aber schon ein bedeutender Schritt dazu durch die Wahl der behandelten Gegenstände, welche mehrere der schwierigsten Punkte betreffen, geschehen; außerdem tritt hier

aber noch der Fall ein, daß durch die Person des Verfassers und seine Stellung der Credit des Werks nicht wenig erhöht wird; denn als Verfasser nennt sich nach der Vorrede der jetzige erste Bürgermeister der Stadt, Dr. Bartels, dem alle hier erforderlichen practischen und theoretischen Kenntnisse und Hülfsmittel zu Gebote standen; und der dem Publicum auch schon durch frühere Werke, besonders durch die in dem Titel bemerklich gemachte erläuternde Uebersicht der Grundgesetze, seine vertraute Bekanntschaft mit dem Gegenstande gezeigt hat.

Der Abhandlungen sind zehn, in folgender Ordnung: I. Ueber die Grundsätze, denen man im Hauptrecess gefolgt ist, und Nicht-Publication. Eine historische Erörterung der Verhandlungen 1708 — 1712 mit der Kaiserlichen Commission mit Darlegung der Gründe, warum der durch einmüthigen Beschluß von Rath und Bürgerschaft angenommene Hauptrecess nicht durch den Druck publiciert worden; mit drey Anlagen. II. Ueber Repräsentation in der Hamburgischen Verfassung. Für die genauere Kunde der Stadtverfassung Hamburgs der wichtigste Aufsatz, indem die Verhältnisse der Hauptbehörden in demselben auseinandergesetzt werden. Der Vf., dessen großes Verdienst es ist, Alles auf klare Begriffe zurückzuführen, sucht zuerst den der Repräsentation genauer zu bestimmen; woraus sich ergibt, daß dieser Ausdruck in der gewöhnlichen Bedeutung hier gar nicht genommen werden kann; wie ja überhaupt in allen freyen Städten wo es eine Bürgerversammlung als höchste Behörde gibt, von Repräsentation gar nicht die Rede seyn kann, da sie Niemand anders als nur sich selbst repräsentiert; weßwegen auch unser repräsentatives System in den alten Freystaaten

gar nicht ausgebildet werden konnte. In Hamburg sind es neben dem Senat alle Bürger, die ein Grundeigenthum besitzen, worin sie ein unbeschwertes Eigenthum von 1000 Thalern haben, (die erbgefessene Bürgerschaft) und außerdem die fähigsten durch eine Wahl auserkorenen Männer (Personalisten), welche an den Bürgerversammlungen Theil haben und also die active Bürgerschaft bilden. Diese, nebst dem Senat, der allein die ausübende Macht, aber auch einen Antheil an der Gesetzgebung hat, ist im Besiz der höchsten Gewalt oder der Souveränität, wie man sich jetzt auszudrücken pflegt. Keinesweges aber repräsentiert sie die übrige nicht active Bürgerschaft, da sie aus eigener Machtvollkommenheit handelt. Wenn es also daraus klar ist, daß es in diesem Sinne keine Repräsentation in Hamburg gibt, so könnte der Ausdruck vielleicht in dem Sinne genommen werden, daß man darunter die stehenden Behörden oder Collegien aus der Bürgerschaft verstände; namentlich das so wichtige Collegium der funfzehn Oberalten, der Sechziger, und der Hundert Achtziger. Aber der Vf. zeigt, daß auch diese gar nicht als Repräsentanten der Bürgerschaft betrachtet werden können; da sie zwar die Entscheidung vermitteln und vorbereiten, aber hernach in der Bürgerversammlung mit entscheiden, und also mitregieren. Dieß Alles wird zugleich historisch erläutert, wodurch die ganze Untersuchung ein noch höheres Interesse erhält. Es gibt also, wenn man den Namen beybehalten will, in Hamburg nur eine sogenannte Repräsentation; und über den Namen weiter zu streiten, wäre wohl das überflüssigste, insofern man nur aus dem Namen nicht falsche Schlüsse ziehen will. In Hamburg wo, wie wir bereits bey anderer Gelegenheit gezeigt haben, die bürgerliche Verfassung seit der

Reformation an die fünf Kirchspiele geknüpft ist (G. g. N. 1828. St. 202) besteht bisher die Form derselben unverändert. Man hat dieselbe wohl als veraltet, und einer Verbesserung bedürftig darstellen wollen; und dieß führt den Vf. daher auf die Frage: in wie fern dieß wünschenswerth sey? Er beantwortet sie verneinend; indem er zeigt, daß diese Formen völlig zweckmäßig seyen, und durchaus keiner Veränderung bedürfen; vielmehr daß solche Veränderungen als man wohl hat vorschlagen wollen, keine Verbesserung seyn würden. Wohl aber sey es höchst wichtig, daß jene Collegien, besonders das der Oberalten, mit tüchtigen Männern besetzt seyen; welches man dadurch erhalten werde, wenn man bey der Wahl der Sechziger, aus denen bey entstehenden Vacanzen die Oberalten gewählt werden, sorgfältig sey. Wir können dem Vf. hier nicht ins Einzelne weiter folgen, aber wir dürfen versichern, daß jeder denkende Leser hier Belehrung finden werde. Der Vf., überzeugt von der Vortrefflichkeit der Verfassung, welche bereits die Erfahrung erprobt hat, ist gegen jede unnöthige Veränderung, ohne deshalb blinder Anhänger des Stabilitätssystems zu seyn. Er theilt nicht den jetzt leider so sehr verbreiteten Wahn, daß die Formen Alles leisten können; zeigt aber, daß es desto wichtiger sey, daß die rechten Männer an die rechten Plätze kommen. III. Ueber die zum Behuf der Entscheidung von Differenzen angeordnete Rath- und Bürger-Deputation. Nach der Hamburgischen Verfassung soll in solchen Fällen eine durch Wahl aus dem Rath und der Bürgerschaft zusammengesetzte Deputation in letzter Instanz entscheiden. Der Vf. erklärt sich gegen eine solche dictatorische Entscheidung; wegen der Schwierigkeit unparteyische Mitglieder zu finden; und weil ein bloßer Machtspruch keine Ueber-

zeugung gibt. Gewiß mit Recht; aber es wird schwer seyn, einen anderen Ausweg zu finden, wenn man sich nicht an die deutsche Bundesversammlung wenden will. Glücklicherweise ist es nicht leicht zu besorgen, daß in Hamburg ein solcher Fall eintreten werde. IV. Ueber die nähere Bestimmung der Verhältnisse der Geistlichen in Hamburg. Wo die bürgerliche Verfassung auf die kirchliche gegründet ist, wird schon deßhalb der Einfluß der Geistlichkeit größer seyn, wenn auch nicht andere, in der höheren Religiosität liegende Ursachen ihn vermehren; auch bietet die Geschichte Hamburgs davon viele Beweise dar. Eines Auszugs ist der Aufsatz nicht wohl fähig. V. Ueber die Erweiterung der politischen Rechte der Nichtlutheraner. — Nach der früheren Verfassung konnten nur Lutheraner Activ-Bürger seyn. Jetzt, durch das Reglement vom 20. Oct. 1814 (freyer Privatgottesdienst war ihnen schon 1785 bewilligt), auch Reformirte und Catholiken; nur können sie nicht in die Collegien der 60 und der Oberalten kommen, weil dieß ursprünglich kirchliche Collegien sind. Einige genauere Bestimmungen werden noch von dem Vf. gewünscht. VI. Ueber das Recursverfahren in der Hamburgischen Verfassung. Bürger, welche sich wider Statute und Rechte gravirt glauben, sollen das Recht haben, nach vergeblicher Einrede bey dem Senat, sich an die Bürgerschaft zu wenden. Wie dieß geschehen soll, wird ausführlich auseinandergesetzt. VII. Postulate der 20ger vom 29. Aug. 1814. Bey der Wiederherstellung der Verfassung ward 1814 eine Commission von 20 Bürgern niedergesetzt, um wegen nothwendiger Veränderungen Vorschläge zu machen. Diese werden angeführt. Sie löste sich nach drey Monaten, da ihre Vollmacht zu Ende lief, von selber auf,

ungeachtet der Senat ihre Verlängerung wünschte, da die Bürgerschaft dieselbe nicht bewilligen wollte. VIII. Erläuterungen über den 12. 13. und 14. Artikel des Hauptrecesses. IX. Ueber die Zusammenschmelzung der Kirchspielschlüsse zu einem allgemeinen Bürgerchlusse. In Hamburg stimmen in den Bürgerconventen die fünf Kirchspiele; so daß drey die Majorität geben. Die Frage ist, ob es nicht besser sey, nach den Stimmen der Einzelnen die Majorität bey der Abfassung des Beschlusses zu bestimmen? Der Vf. will darüber nicht entscheiden, zeigt jedoch, wie es geschehen könne. X. Wer hat das Recht in den bürgerlichen Conventen zu erscheinen? Bezieht sich hauptsächlich auf die Frage, ob den Bürgern der Vorstadt St. Georg dasselbe zustehe?

Wir erwähnten oben der dem ersten Abschnitt beygefügtten Anhänge. Sie geben einen actenmäßigen Bericht der Bedrückungen denen Hamburg unter der französischen Herrschaft ausgesetzt war. Zuerst über das grausame Verfahren bey der Räumung und Abbrennung des Krankenhauses. Und dann: Angabe über die ungeheueren Kosten, welche die französische Besetzung der Stadt in dem Zeitraume v. 19. Nov. 1806 bis 31. Oct. 1809 verursachte. Nach einem, dem Minister Bourienne auf sein Verlangen überreichten, auf Pergament nach den einzelnen Artikeln geschriebenen, und hier abgedruckten Tableau betragen die von der Stadt getragenen Lasten 44,381,311 Franken. Späterhin nach der Einverleibung in Frankreich kostete das einzige Jahr 1813 der Stadt 88 Millionen. Und diesem Allen ungeachtet ist Hamburg wieder erstanden! Hn.

G ö t t i n g e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

121. Stück.

Den 3. August 1835.

A m s t e r d a m.

Typis A. Zweesaardt: Disputatio juridica de vi legis novae in criminum antea commissorum poenas, condemnationes et persecutiones, quam — Praeside Cornelio Anne den Tex — — ad publicam disceptationem proponit J. van de Poll, Jur. utr. cand. 1834. X u. 80 S. in 8.

Ziemlich gleichzeitig mit der hier in Göttingen erschienenen kleinen Schrift über die rückwirkende Kraft neuer Strafgesetze ist diese denselben Gegenstand behandelnde Disputation entstanden, woraus sich erklärt, warum die Verfasser der beiden Abhandlungen auf einander keine Rücksicht haben nehmen können. Herr van de Poll ist, wie er selbst in der Vorrede bemerkt, ein Schüler der rühmlichst bekannten Herren den Tex und van Hall am Athenäum zu Amsterdam. Möchte doch jeder akademische Lehrer sich ein gleiches Verdienst erwerben, wie

dasjenige ist, welches der dankbare Schüler an seinen verehrten Lehrern rühmt, wenn er in der Vorrede sagt: Est autem horum virorum gratus quidam discipulis mos, quo nempe non tantum universam, quam profitentur, doctrinam, accurate atque eleganter doceant, sed praeterea, vel in ipsis lectionibus, vel in privatâ magis etiam institutione, quando praeceptor amici personam induere non dedignatur, varia doctrinae argumenta graviora et peculiari investigatione digna proponant, ut ipsam hanc investigationem discipulis commendent instituendam, *praestito tamen necessario in eum finem auxilio*; ita ut iis quidem laborem imponant reperiendae veritatis, *monstrent tamen viam et locum, quibus quaerenda sit.* Hieraus läßt sich auch erkennen, welchen Antheil der Lehrer an dieser in jeder Hinsicht lobenswerthen Arbeit des zugleich wegen seiner Bescheidenheit zu rühmenden jungen Mannes gehabt hat.

Die Abhandlung zerfällt in drey Kapitel, deren Inhalt auch schon in dem Titel der Schrift angedeutet ist, nämlich Cap. I. De effectu legis criminalis ratione *poenae statuendae a iudice in crimina antea commissa* §. 1 — 30. Cap. II. De effectu legis novae criminalis in *condemnationes, ante eam conditam, latas.* (§. 31 — 54). Cap. III. De effectu legis novae de ordine procedendi in criminum, ante eam conditam commissorum, persecutionem (§. 55 — 80).

Ausgehend von einer kurzen Begründung des Strafrechts welches er für ein durch den Staats-

zweck erweitertes jus defensionis hält, und den Grundsatz anerkennend, daß die Ausübung des bürgerlichen Strafrechts durch ein die Handlung mit Strafe bedrohendes positives Gesetz bedingt werde (S. 10), erklärt er die Beziehung eines neuen Strafgesetzes auf eine bisher gar nicht oder weniger strafbare Handlung für widerrechtlich, weil sich der Staat nicht rückwärts ein Recht beylegen könne, welches er nach den Gesetzen zur Zeit der begangenen That nicht hatte. (S. 16) Dagegen könne das Verbot der rückwirkenden Kraft nicht auf neue mildere oder die Strafbarkeit aufhebende Gesetze zur Anwendung gebracht werden, weil in solchen neuen Gesetzen ein Verzicht des Staats und die Erklärung liege, *juris sui ad poenam sumendam in causa proposita deesse amplius idoneum fundamentum*. Der Richter habe demnach auch ohne ausdrückliche Ermächtigung das neue Gesetz auf frühere Handlungen zur Anwendung zu bringen. (S. 19) Wie aber, wenn das frühere härtere Recht, noch ehe es zum Urtheil kommt, wieder geschlich hergestellt wird, eine Frage, die da, wo die Legislationen wie in den Niederlanden, schnell gewechselt haben, leicht entstehen konnte? Die durch einen Spruch des Cassationshofes vom 9. Sept. 1813 bestätigte Meinung von Paillet, daß hier *la loi intermediaire* angewendet werden müsse, wird vom Verf. (S. 24) gemißbilligt. — Die Meinung, daß das mildere neue Gesetz nur aus Rücksichten der Billigkeit zur Anwendung kommen müsse, wird mit Recht verworfen (S. 25) und die Frage, ob der Gesetzgeber von diesen allgemeinen Rechtsprincipien abweichen dürfe, hinsichtlich neuer milderer Gesetze bejaht. Der Gesetzgeber soll also verordnen

können, daß die früher vorgenommenen Handlungen noch nach dem ältern härtern Gesetze bestraft werden sollen (S. 28). Dieß der Inhalt des ersten Kapitels.

Der Verf. wendet sich hierauf zur Betrachtung des Einflusses neuer Strafgesetze auf schon gesprochene rechtskräftige Urtheile und vertheidigt die Ansicht, daß, so wenig von einer Einwirkung des Richters auf das Schicksal der nach den ältern Gesetzen Bestraften die Rede seyn könne, eben so wenig andere Beamte ohne Ermächtigung durch das Gesetz eine Aenderung zu treffen berechtigt seyen. Er tadelt Blondeau, welcher sagt: Je ne conçois pas, comment le magistrat, à qui la loi donne le pouvoir d'ouvrir la prison du coupable, qui a subi sa peine, ne serait pas suffisamment autorisé par la loi, qui déclarerait que telle action ne doit plus être considérée comme un crime, à mettre en liberté tous ceux, qui ont été condamnés pour cette même action. Nur die Art und Weise der Vollstreckung des nämlichen Strafübels soll sich nach dem neuen Gesetze richten, in sofern sie keine härtere ist (S. 31 — 37). Hinsichtlich des bürgerlichen Todes, den er nicht als selbständiges Strafübel, sondern nur als Folge einer andern Strafe betrachtet, unterscheidet er (S. 37 — 41) folgendermaßen: Wird der bürgerliche Tod durch ein neues Gesetz überhaupt aufgehoben, so fällt er auch für alle schon Verurtheilten weg, kann dagegen umgekehrt, wenn er in einem Gesetz neu verordnet wird, nur die Uebertreter dieses Gesetzes treffen. Wird dagegen nur an die Stelle desjenigen Strafübels, welches den bürgerlichen

Tod im Gefolge hatte, ein anderes ohne diese Wirkung gesetzt, so bleiben die nach dem früheren Gesetze Verurtheilten doch bürgerlich todt. — Ist das Urtheil noch nicht rechtskräftig, so hat der in zweyter Instanz erkennende Richter das mildere neue Gesetz zu berücksichtigen. Bey der Frage über den Rückfall soll bloß die erfolgte Condemnation entscheiden und daher derselbe anzunehmen seyn, wenn auch ein neues Gesetz inzwischen die Strafbarkeit des früher verübten Verbrechens aufgehoben oder gemindert haben sollte (S. 42. 43). Die Befugniß des Gesetzgebers den in Abbüßung der Strafe Begriffenen durch ausdrückliche Erklärung die Milde des neuen Gesetzes angedeihen zu lassen wird S. 44 anerkannt und mit Beyspielen aus der französischen und holländischen Gesetzgebung belegt; doch fordert der Verf. mit Recht, daß von den Gerichten durch ein neues Urtheil das mildere Gesetz zur Anwendung gebracht werde (S. 53). So weit das zweyte Kapitel.

Was endlich die Anwendung neuer das Strafverfahren betreffenden Gesetze betrifft, wovon das dritte Kapitel handelt, so glaubt der Verf., daß, da durch sie die Natur der Handlung selbst nicht geändert werde, das Verfahren sich stets nach der gerade geltenden Gesetzgebung richten müsse, ohne Unterschied ob die neue Form dem Angeschuldigten mehr oder weniger günstig sey (S. 60 ff.), ausgenommen wenn durch eine Bestimmung der Criminal-Proceßordnung die öffentliche Strafbarkeit der That selbst bedingt wird. Dagegen sollen neue Gesetze, welche den Angeklagten durch Veränderung der Beweisregeln in eine schlimmere Lage versetzen, allerdings

zur Anwendung kommen. Hinsichtlich der Verjährung der Verbrechen vertheidigt er die Ansicht, daß der Verbrecher sich nicht auf die kürzere Verjährungszeit des ältern Rechts berufen könne, wenn zur Zeit der Promulgation des neuen Gesetzes die Verjährung nach den frühern Normen noch nicht vollendet war. Angeführt wird dabey eine merkwürdige (später aufgebene) Ansicht des Cassationshofes, daß in solchem Falle beide Gesetze pro rata zur Anwendung zu bringen seyen (S. 69). Erfolgt durch ein Gesetz eine neue Organisation der Gerichte, so sollen die allgemeinen Grundsätze über die Anwendung neuer Proceßgesetze entscheiden. Doch soll eine Sache einem Gerichte, bey dem sie einmal verhandelt wird, nicht entzogen werden und auch eine, durch ein neues Gesetz für gewisse Verbrechen hinsichtlich der darüber erkennenden Gerichte oder hinsichtlich der Zulässigkeit von Rechtsmitteln getroffene Veränderung nicht zum Nachtheil des Angeschuldigten zur Anwendung kommen. Zum Schluß kömmt der Verf. noch auf die Ordonanz vom 6. Junius 1832, wodurch Paris in Belagerungszustand erklärt wurde, zu sprechen und vertheidigt die Meinung, daß die außerordentlichen Militär-Gerichte befugt gewesen wären, über die schon begangenen Verbrechen zu richten (S. 75 — 80).

Der Leser wird finden, daß der Verf. mit Geist und Gelehrsamkeit in der Ausführung zu Werke gegangen ist; auch wird man in der Hauptsache, namentlich was den Inhalt der beiden ersten Kapitel betrifft, mit demselben meistens übereinstimmen können. Dagegen kann Ref. auch jetzt der Durchführung des Principis

im dritten Kapitel in mehreren Puncten nicht beitreten. Die Anwendung neuer Criminal-Proceßgesetze wird gar oft nicht ohne wesentlich nachtheiligen Einfluß auf das materielle Recht des Angeschuldigten erfolgen können, und er wird dadurch Uebeln unterworfen, gegen welche die bisherige Gesetzgebung rechtlichen Schutz gewährte, was Ref. in seiner Schrift über denselben Gegenstand weiter ausgeführt hat. Vor Allen würde aber die Ansicht, daß außerordentliche Gerichte auch über die vor ihrer Verkündung verübten Verbrechen richten könnten, die Strafge-
walt zu einer furchtbaren Geißel in der Hand der Willkühr und Despotie machen und die Bürger der Garantien, welche sie in der bestehenden Criminalverfassung haben, völlig berauben. Auch erkennen, was z. B. das sogenannte Standrecht betrifft, die dasselbe näher bestimmenden Legislationen Deutschlands ausdrücklich an, daß sich die Wirkungen desselben nur auf die nach seiner Verkündung verübten Verbrechen erstrecken; so das Bayerische Strafgesetzbuch Th. II. Art. 442. 448, und das Oesterreich. Gesetzb. üb. Verbrechen Th. I. §. 504. Etwas anderes ist es, wenn die Gerichtsorganisation gänzlich abgeändert wird; denn das *perpetuae iurisdictionis causa propositum* trägt schon in sich selbst die Vertheidigung gegen den Vorwurf der Willkühr und Ungerechtigkeit. Auch hätte man in Paris damals nicht vergessen sollen, was das Oesterreich. Gesetzb. a. a. O. §. 501 sagt: 'Nach gestillter Unruhe kann ein Standrecht nicht mehr angefangen, noch, wenn es wirklich im Zuge wäre, fortgesetzt werden.'

Dr. Zacharia.

E l b e r f e l d.

Kurzgefaßte Kunstgeographie von Europa für Künstler und Kunstfreunde, den Reisenden ein Leitfaden zur Kenntniß berühmter Werke der bildenden Künste nach ihrer Vertikalität, entworfen von Theodor Kruse. 1834. 296 S. in 8.

Der Titel zeigt schon hinreichend die Bestimmung dieses Buches an als Leitfaden besonders Reisenden zu dienen, und diese erfüllt es. Der Verfasser macht keine Ansprüche auf gelehrte Behandlung; er gibt nur Verzeichnisse der Kunstsammlungen und der in ihnen befindlichen wichtigern Werke. Das Ganze ist geographisch geordnet, nämlich nach den Ländern, und in jedem Lande nach den einzelnen Städten und Orten. Der Verfasser hat gesucht hierin eine gewisse Vollständigkeit zu erreichen, so daß nicht bloß die Städte vom ersten und zweiten Range, sondern auch geringere Dörfer, so bald sie Kunstmerkwürdigkeiten enthalten, angeführt sind. Ein vorgezetztes alphabetisches Register derselben erleichtert das Auffinden. Der Verfasser beginnt mit Stalien und Griechenland, und endigt mit Rußland und Polen. Wir können daher das Buch als einen sehr brauchbaren Begleiter auf Reisen, und auch zum Nachschlagen bey historischen Kunststudien, empfehlen.

Hn.

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

122. 123. Stück.

Den 6. August 1835.

L e i p z i g.

Leben und Denkwürdigkeiten Johann Mat-
thias Reichsgrafen von der Schulenburg, Erb-
herrschaft auf Emden und Delitz, Feldmarschalls in
Diensten der Republik Venedig. Aus Original-
quellen bearbeitet. In zwey Theilen. Zweyter
Theil. 1834. 336 S. gr. 8.

Wir freuen uns die Vollendung des trefflichen
Werkes, dessen ersten Theil wir schon St. 192
d. vorig. Jahrganges beurtheilt haben, so bald
anzeigen zu können. Ist der erste Theil nun be-
sonders dadurch interessant, daß wir Schulen-
burg in den mannigfaltigsten und wichtigsten
Verhältnissen seiner Zeit thätig erblicken, daß wir
sehen wie er sich in Italien, Bayern, Polen,
Sachsen und den Niederlanden zu einer Stufe
des Feldherrnrühms erhob, die ihn dem Eugen
und Marlborough fast gleich stellte, so können
wir freylich solchen Reiz der Abwechslung von
dem vorliegenden Theil nicht erwarten, worin
uns Sch. als allein in dem Dienste Venedigs

wirksam vorgeführt wird. Sein militärisches Talent konnte der Feldmarschall nur in den ersten Jahren seines neuen Dienstes durch glänzende Thaten gegen die Türken beweisen, dann mußte er es wenigstens äußerlich brach liegen lassen, und sich auf eine mehr innere, im Ganzen erfolglose Thätigkeit im Militärwesen der Republik beschränken.

Schulenburg trat in der zweyten Hälfte des Jahres 1715 in die Dienste Venedigs, also gerade zu einer Zeit, wo der Republik alle Besitzungen in Morea schmählich verloren gegangen waren, und wo sie nicht einmal den Trost hatte, daß, wie bey früheren Verlusten, der Heldenmuth ihrer Vertheidiger dem Feinde den alten Sinn Venedigs bewiesen und ihn von fernern Vordringen abgehalten hätte. Von allen Festungen des Peloponnes hatte nur Modon im Anfange Miene gemacht sich zu vertheidigen, die übrigen wohl befestigten Plätze wurden meist, ohne daß man einen Schuß gethan hätte, den Türken übergeben. Schon oft war das Heil der Christenheit den Ungläubigen gegenüber an eine Stadt geknüpft gewesen; denn die Wirkung ungerichteter Heeresmassen, wie es die türkischen waren, besteht in dem ersten Angriff, ist dieser glücklich abgeschlagen, so erscheint die innere Kraft für eine Zeitlang gebrochen, indem sie das Selbstvertrauen verloren hat. So waren Rhodus und Malta, Sigeth und Wien in der Geschichte denkwürdig geworden. Damals nun, nach dem Falle von Morea, war die Gefahr Italien noch näher gerückt, denn es unterlag keinem Zweifel, daß die Türken im folgenden Jahre Corfu angreifen würden, und daß nach dessen Eroberung ihnen ganz Italien offen stand. Mit Recht konnte Sch. in einem spätern Be-

richte sehr wichtig von dieser Insel sagen: 'Wenn Italien einst durch den Anblick frischer Feigen, die aus Africa kamen zur Zeit, als die Römer mit den Karthagern Krieg führten, in Schrecken gerieth, um wie viel frischer würde Rom diese Frucht nicht von diesem Orte aus erhalten können, wenn die Ungläubigen dessen Meister wären.' Wir heben diesen Punct hier um so mehr hervor, da nur zu oft dessen Wichtigkeit übersehen ist. Als Schulenburg ankam, war Corfu durch Werke nicht hinreichend geschützt, die Besatzung nicht zahlreich, die Geschütze nicht in Ordnung. Nichts desto weniger gewährte ihm die Republik kaum die nothwendigste Unterstützung. Dennoch wurden neue Werke angelegt, wenn auch nicht zahlreich und fest genug, um den Feinden dauerhaften Widerstand zu leisten; die Kraft der Besatzung wurde durch passende Vertheilung gedoppelt, und der Muth des Feldmarschalls und der ihn begleitenden Officiere, die er zum Theil aus fremden Heeren herbeygerufen hatte, erhöhte das Vertrauen der Soldaten. Mitten während dieser Vorbereitungen erschien die türkische Macht. Die Schwierigkeit der Lage Schulenburgs wurde noch dadurch vermehrt, daß er nicht alle Venetianischen Streitkräfte in jener Gegend zu seiner Disposition hatte; er selbst stand unter dem capitano generale, welcher die Flotte befehligte, und der proveditore generale der drey Inseln bildete mit beiden zusammen den höchsten Kriegsrath. So sehr sich nun auch einzelne Unterbefehlshaber der Venetianer zur See auszeichneten, so muß man doch gestehen, daß die Oberanführer weder durch Entschlossenheit noch durch Klugheit hervorragten, und daß die Flotte in diesem ganzen Kriege nichts Großes verrichtete. Schon das erste Seetreffen

im Canal von Corfu fiel nicht ganz zum Vortheil der Venetianer aus. Die Türken landeten auf der Insel und begannen am 25. Jul. 1716 die Laufgräben zu eröffnen. Die Außenwerke waren bald eingenommen und die Operationen wurden gegen die eigentliche Festung mit außerordentlicher Thätigkeit begonnen. Durch das Feuer und die Ausfälle hatten zwar beide Theile bedeutenden Verlust erlitten, aber Corfu schien sich nicht halten zu können. Da unternahmen die Feinde am 19. August einen Hauptsturm, schon hatten sie die wichtigsten Verschanzungen erobert und sich mehrere Stunden darin behauptet, als Schulenburg die flüchtigen Truppen sammelte und sie persönlich gegen die verlorenen Werke führte, die er jetzt selbst auf Reitern wieder ersteigen mußte. Dieß entschied. Die Türken wurden wieder herausgetrieben, und so tapfer sie sich auch bis jetzt geschlagen hatten, so entsank ihnen doch der Muth. Die Janitscharen weigerten sich, von Neuem Sturm zu laufen, und da zugleich die Nachricht von dem Siege Eugens bey Peterwardein angekommen war, so zog sich der Sersaskier am 22. August mit Hinterlassung seines Geschützes auf die Flotte zurück. Der Ruf von der Rettung Corfu's durch Sch. ertönte durch ganz Europa, er erhielt die größten Belohnungen von der dankbaren Republik, viele Europäische Könige und der Prinz Eugen brachten ihm ihre Glückwünsche. Was während der beiden übrigen Jahre des Krieges bis zum Passarowitzer Frieden geschah, war nicht bedeutend, und, wo Sch. nicht als unmittelbarer Führer wirkte, da errangen die Venetianer wenig Vortheile. Er eroberte noch Bonizza und Prevesa, und bey der wider seinen Willen unternommenen Expedition gegen Dulingno, welche

durch die Friedensunterhandlungen unterbrochen wurde, schützte er auf dem Rückzuge das Heer nur mit Mühe vor großem Verlust. Von jetzt an bis zu seinem Tode 1747 hatte Sch. keinen Krieg mehr zu führen. Bis 1732 beschränkt sich seine Thätigkeit auf Einrichtung des Venetianischen Militärwesens und auf Befestigung der Albanischen und Dalmatischen Plätze und besonders des geretteten Corfu. Indem die Republik jetzt kein Geld sparte um die Insel gegen jeden Angriff zu sichern, machte Sch. hier ein Meisterstück der Befestigungskunst, und bey der Freude über sein Werk blickt nur die Trauer durch, die Trefflichkeit desselben nicht an einem Feinde erproben zu können. Seine Thätigkeit wurde nur wenig mehr in Anspruch genommen, als er bey den Kriegen der Oestreicher in Italien (1733 — 35 und 1742 — 47) die Neutralität Venedigs mit einem Heere aufrecht erhalten mußte.

Aber es ist nicht diese äußere Thätigkeit des Feldmarschalls das Interessanteste, welches die letzte Zeit seines Lebens darbietet, sondern sein Aufenthalt in Venedig gewinnt noch ein höheres Interesse, wenn wir die Stellung betrachten, die er der Republik gegenüber einnahm, um von der Seite sowohl ihn selbst als auch die inneren Verhältnisse jenes auch in seinem Verfall noch so merkwürdigen Staates kennen zu lernen. Eine Aeußerung von ihm scheint uns gleich in den Mittelpunkt des Ganzen zu versetzen. Schulenburg hatte selbst den Herren in Venedig gesagt (S. 247): 'Mylord, Herzog von Marlborough, sein großer Patron und Freund, habe sich von ihm versprechen lassen weder den Moskowitern noch den Venetianern dienen zu wollen; und man müsse ein desperater und unsinniger Mensch

sey, da man sich resolvire, der Republik in Kriegszeiten zu dienen.' Venedig hatte nämlich immer das Landheer nur als ein nothwendiges Uebel angesehen, ein seefahrendes Volk hat kein Herz zu einem solchen Dienst, und deshalb bestanden die Landtruppen in buntem Gemisch aus geworbenen Deutschen, Italiänern, Griechen &c., welche auch meist von fremden Officieren befehligt wurden. Die Venetianischen Nobili verstanden wenig vom Heerwesen und die schreyendsten Mißbräuche waren überall eingerissen. Schon Schulenburg hat in seinen an den Senat übergebenen Denkschriften die Keime des Verderbens, welches siebenzig Jahre nachher Venedigs Selbstständigkeit vernichtete, mit bewunderungswürdiger Freymüthigkeit und Umsicht entwickelt, die besten Mittel dagegen vorgeschlagen und öffentlich erklärt, die Uebel hätten in den militärischen Verhältnissen der Republik so tiefe Wurzeln geschlagen, daß keineswegs palliative sondern nur heroische Mittel zu ihrer Heilung erfordert würden (S. 194). Auch in Venedig dachte man, was der Oesterreichische General Mercy über sein Heer an Sch. schreibt: *ce désordre nous a soutenu si long temps qu'il faut le conserver par reconnaissance.* So blieben alle Bemühungen Schulenburgs der Macht der Republik durch Umgestaltung ihres Heerwesens einen neuen Aufschwung zu verleihen, ohne Erfolg, und es ist der edelste Zug seines Characters, daß er in Unmuth darüber seine Entlassung fordert, Venedig nicht mehr die Kosten seiner Besoldung verursachen will und wiederholt erklärt, man solle ihn selbst mit weniger Wohlwollen behandeln und dafür die Andeutungen besser befolgen, die er mit so regem Eifer für das Beste des Staates ertheile. Dieß sey

sein einziges Leid in Venedig, sagt er in seinen vertrauten Briefen. Nur durch die neue Gefahr, welche der Republik 1733 zu drohen schien, ließ er sich zum Bleiben bewegen.

Auffallend könnte es ferner scheinen, wie Venedig, welches sonst die fremden Anführer nur auf kürzere Zeit in condotta behielt, Schulenburg während ein und dreyßig Jahren nicht verabschiedete, und ihm immer gleiches Vertrauen schenkte. Hierauf ist in dem vorliegenden Buche nicht ausdrücklich genug Rücksicht genommen. Wir möchten den Grund darin finden, daß die früheren Condottieren meist aus vornehmen italienischen Geschlechtern waren, also von Haus aus die inneren Angelegenheiten Venedigs betührten, oder doch sich darin zu mischen leicht versucht seyn konnten. Auf nichts ist aber eine aristocratische Republik eifersüchtiger. Schulenburg war dagegen von der früheren Zeit her den innern Angelegenheiten Venedigs fremd, und kümmerte sich auch in der Folge nicht mehr darum als es zu seiner Stellung nothwendig gehörte. Von ihm war keine Gefahr für die Freyheit des Staates zu fürchten, sein ganzes Betragen mußte die Republik bald überzeugen, daß es ihm nur um ihr Wohl zu thun sey. So kam es denn daß man ihm bis 1733 von drey zu drey Jahren die condotta erneuerte, und seit der Zeit für immer in Dienste nahm, und wenn ihm auch eine Parthey in Venedig feind war, konnte diese doch nie durchdringen. Die ihm ertheilten Belohnungen waren sehr glänzend. Nach der Belagerung von Corfu erkannte man ihm außer andern Geschenken einen lebenslänglichen Gehalt von 5000 Rthl. zu, und seine Einnahme belief sich in Friedenszeiten auf 40,000 Rthl., welche im Kriege zu 72,000 Rthl. stieg. —

Eben so sehr wie die Republik mit Sch. zufrieden war, gefiel er sich auch selbst in Venedig. Die glänzendsten Anerbietungen von Seiten Oesterreichs und Preußens schlug er aus, und so sehr er sich auch früher im glänzenden Hofleben ausgezeichnet hatte, erfreuet er sich jetzt besonders der freyen Bewegung, die er seinem offenen militärischen Wesen gestatten konnte. So heißt es in einem vertrauten Briefe (S. 248): 'Mit den Herren von der Regierung lebe ich, wie mit meinen besten Freunden, man weiß allhier weder von einem Souverän, so man die Cour zu machen, viel weniger von einer Antichambre, noch von Mätressen, auch noch weniger von ministres und Favoriten, ja die Herren von der Regierung kommen mehrentheils wöchentlich selbst zu mir, um mit mir zu sprechen; ich habe nicht die geringste Verantwortlichkeit. Was ich an den Senat schreibe, so Hand und Fuß haben muß, da man überall Feinde, Mißgünstige und Tadler antrifft, ist so hoch gehalten, daß man mir sagt und schreibt, dergleichen noch niemals und so lange die Republik stehet, erhalten zu haben', und S. 246 'Ich bin selbst manchmal verwundert, daß es mir geglückt ist, in einem so schwierigen Lande, wie dieses, so viel Freunde zu erwerben; ich bin weit entfernt, mich dessen zu überheben und bleibe höflich und bescheiden.' Auch mit seinen sonstigen Gönnern und Freunden unterhielt der Feldmarschall fortwährend ein gutes Vernehmen: der Papst, die Italiänischen Fürsten, der König und der Kronprinz von Preußen, die Mitglieder des Oesterreichischen Kaiserhauses, schreiben ihm wiederholt, Eugen und alle übrigen Oesterreichischen, Französischen und Preußischen Generale beweisen ihm die höchste Achtung. — Schulenburg lebte sehr mäßig, war nie verhei-

rathet, und verwandte sein großes Vermögen auf die uneigennützigste Weise zum Besten seiner Familie, deren zahlreiche Glieder er wie seine Kinder betrachtete. Rührend ist seine Religiosität. Er hatte stets einen protestantischen Prediger bey sich und verrichtete alle Andachtsübungen mit der größten Sorgfalt. So erreichte er von Allen geliebt und geehrt sein fünf und achtzigstes Jahr und starb den 14. Merz 1747. Die Republik ehrte ihn durch ein Grabmal, wie ihm auch schon früher nach der Belagerung von Corfu daselbst ein Standbild errichtet war.

Betrachten wir jetzt zum Schlusse noch näher das, was der Hr Verf. in diesem Theile geleistet hat, so sind seine Quellen dieselben authentischen Schriften, welche wir bey dem ersten Bande aufgezählt haben; auch hier sind sie theils wörtlich in den Text eingeschoben, theils in Beylagen hinzugefügt. Wir können uns freylich hier bey der innern Abgeschlossenheit des Gegenstandes noch weniger, wie bey dem ersten Bande, den Wunsch versagen, die reichen Materialien mehr verarbeitet zu sehen; und auch die gegenwärtige Anordnung wäre wohl einer Verbesserung fähig, da Wiederholungen nicht vermieden sind. Dagegen Alles, was den Stoff betrifft, ist von dem Verf. mit unglaublicher Sorgfalt beygebracht worden: die Gegenden, in welchen der Feldmarschall thätig war, besonders Corfu und die Küsten, sind auf das genaueste beschrieben, von jeder Person, die, wenn auch weniger bedeutend, mithandelnd auftritt, ist in den Noten die Lebensgeschichte kurz aber völlig genügend aufgeführt, auch die Denkmünzen, Porträte, Wapen und Stammtafeln sind nicht vergessen. Eine chronologische Uebersicht des ganzen Lebens und Inhaltsverzeichnisse erhöhen die Brauchbarkeit des

Buches; ein gutes Porträt Schulenburgs würde noch ein willkommener Begleiter gewesen seyn. Als Druckfehler merken wir noch an, daß S. 160 die Carthager unter den Besitzern von Corfu aufgeführt werden, wo die Athener gemeint sind; eben so ist in der Inschrift auf dem Standbilde Schulenburgs in Corfu, welches bey einer durch den Blitz verursachten Pulverexplosion unversehrt blieb, statt *intacto fulmine laurus* ohne Zweifel *intacta f. l.* zu lesen.

P.

Leben und Denkwürdigkeiten Johann Matthias Reichsgrafen von der Schulenburg &c. &c. Erster Theil 552, Zweyter Theil 33 Seiten. *)

Das thatenreiche Leben des als Krieger und Staatsmann berühmten muthvollen Bertheidigers von Corfu war längst zu einer ausführlichen Geschichte berechtigt; eine solche liefert in dem angezeigten Werke der vormalige Kön. Sächsische Conferenz-Minister und Gesandte zu Wien, Graf von der Schulenburg = Klosteroda, der von einer Schwester des Helden abstammt. In dem Vorberichte gibt der Vf. umständliche Nachrichten über die Quellen, die nicht leicht einem Geschichtschreiber authentischer und reichhaltiger zu Gebote standen; sie verdanken größtentheils der Feder des Helden selbst ihren Ursprung, oder sind aus seinem Briefwechsel entnommen. Der Verf. hat sich bey der Bearbeitung seines Stoffs Coxe's Memoirs of John Duke of Marlborough zum Muster vorgesezt, und, unsers Erachtens nach, sein Vorbild übertroffen. Nicht leicht mischt er Lob oder Tadel aus eigener Fas-

*) Wir theilen auch eine zweyte uns zugekommene Anzeige des Werks mit, weil sie in politischer Rücksicht wichtig ist.

brif ein, sondern begnügt sich mehr mit der untergeordneten Rolle eines Referenten, aber er gibt mit mehrerer Sachkenntniß, Unparteilichkeit und Kürze wieder, was ihm seine reichhaltigen Quellen lieferten, als Core. Mehr noch als bey diesem glaubt der Leser die merkwürdige Periode Ludwigs XIV. und Carls XII. vor seinen Augen vorübergeführt zu sehen. Der Feldmarschall v. d. Schulenburg ward im J. 1661 zu Emden, einem Gute im Magdeburgischen, geboren, und vollendete seine Erziehung auf der Universität zu Saumur in Frankreich und zuletzt in Paris. Im Winter von 1684 zu 1685 ward er am Hofe zu Wolfenbüttel als Kammerjunker angestellt und 1687 Hauptmann. Er wohnte einigen Feldzügen als Freywilliger in Ungarn und als Major und Obristlieutenant in Braunschweig-Wolfenbüttelschen Diensten im Französischen Kriege von 1688 — 1697 bey; auch ward er in der Zwischenzeit zu diplomatischen Sendungen an mehrere kleine deutsche Höfe, zu dem Zwecke gegen die Errichtung der Hannoverschen Churwürde, der sich der Herzog von Wolfenbüttel widersetzte, gebraucht. In den Jahren 1695 — 1698 sehen wir ihn als Br.-Wolfenb. Gesandten in England, Brüssel und bey dem Nyswicker Friedensschlusse, dann aber in Paris auftreten. Bekanntschaften, die er in Paris machte, führten zu einem Antrage des Herzogs von Savoyen, als General-Major in Savoyische Dienste zu treten, den er annahm, und in welchen Diensten er von 1698 — 1702 blieb. Wir finden hier ausführliche Nachrichten über den Krieg gegen die Waldenser und den gegen die Kaiserlichen, in welchem die Savoyischen Truppen mit den Franzosen und Spaniern alliirt waren. Allein ein weit höheres Interesse nehmen diese

Denkwürdigkeiten in der Periode von 1702 — 1711 in Anspruch, da der Feldm. Sch. in Chursächsischen Diensten stand. Von 1702 bis 1704 befehligte er das Chursächsische Truppen-Corps das im Solde des Kaisers stand, und zuerst in Böhmen diente, dann zur Reichs-Armee stieß und das er gegen den Willen des Oberfeldherrn desselben, des Markgrafen Ludewig von Baden, auf Befehl seines Herrn glücklich nach Sachsen zurückführte. Sehr umständliche Nachrichten liefern diese Denkwürdigkeiten über den Krieg des Königs August von Polen und Peter des Gr. gegen Carl XII., die Persönlichkeit dieser Fürsten, ihrer Feldherren und Staatsmänner; wir machen in Bezug auf den Feldm. Sch. vorzüglich auf zwey Ereignisse aufmerksam: das eine sein berühmter Rückzug von Warschau durch Groß-Polen nach Sachsen, dann Patkuls nur zu bekannte Geschichte. Wenn bis dahin die Reiteren noch eine so entscheidende Ueberlegenheit über das Fußvolk hatte, daß eine Infanterie, die in der Ebene ohne Unterstützung von Cavallerie und Artillerie von überlegener Reiteren angegriffen ward, sich für verloren hielt, so lösete der Feldmarschall Sch. zuerst diese schwierige Aufgabe: er zog sich mit einer geschlagenen und sich ganz selbst überlassenen Infanterie, die Carl XII. in Person mit seiner vortrefflichen Reiteren verfolgte, und wiederholt vergeblich angriff, über die Oder nach Schlesien. Da das Ereigniß, nach den eigenen Mittheilungen die er an Voltaire machte, in dessen Leben Carls XII. ziemlich richtig erzählt ist, so glauben wir uns eines Auszugs entübrigen zu können; nur folgende Anekdote heben wir aus. In der Nacht, welche dem Uebergange der Sachsen über die Oder folgte, wurde dem Feldm. Sch. durch zwey

Bauern hinterbracht, daß Carl XII. in einem Bauernhose nur mit einer Bedeckung von sechs Mann ruhig schlafe. Der Feldmarschall Sch. faßte den Entschluß, in eigener Person den Versuch zu wagen sich des Königs zu bemächtigen, und forderte dazu 30 Freywillige auf. Die Ermüdung der Soldaten war jedoch so groß, daß sich diese weder durch Drohungen, noch durch Versprechungen zu dieser gewagten Unternehmung bewegen lassen wollten. Beym Anbruche des darauf folgenden Tages schickte der Feldm. Sch. einen Tambour über die Oder und ließ Carl XII. um die Auslieferung des Leichnams eines Obersten und einiger gebliebenen Officiere bitten, damit solche in Sachsen bey ihren Verwandten beerdigt werden könnten; der König schlug dieß Gesuch ab und fügte hinzu: 'er habe angeordnet, daß, wenn er selbst vor dem Feinde bleiben sollte, er an der Stelle beerdigt werde, wo er gefallen wäre.' — An Patkul's traurigem Schicksal hatte der Feldm. Sch. selbst unglücklicher Weise einigen Antheil. Patkul war Russischer Gesandte Peter des Gr. beym Könige August und befehligte das Russische Armee-Corps welches sich in Sachsen befand. Das Sächsische Ministerium entschloß sich, ohne dazu vom Könige August, der sich in Polen befand, ermächtigt worden zu seyn, auf Rath des Feldm. S., der die in Sachsen befindlichen Chursächsischen Truppen befehligte, Patkul arretieren zu lassen. Nach der Ansicht die der Feldm. Sch. von Patkul's Absichten hatte, haßte derselbe den König August und den größten Theil seiner Staatsbeamten; er glaubte ihm die Hülfe entziehen zu müssen, welche ihm der Czar tractatenmäßig leistete; er hatte mit dem Kaiserlichen Gesandten in Dresden einen geheimen Tractat abgeschlossen,

nach welchem er mit dem von ihm befehligten Russischen Hülfz-Corps Sachsen verlassen und in Kaiserliche Subsidien treten wollte; überdieß unterhandelte er ins geheim zu Berlin, um einen Frieden zwischen Brandenburg und Schweden zu Stande zu bringen, und sich selbst seinen Frieden mit Carl XII. vorzubereiten. Die Meinung die der Feldm. Sch. in dem Conseil, welches die Arretierung Patkul's beschloß, vortrug, gibt derselbe selbst wörtlich folgendermaßen an: 'je voyais les ministres interdits et irrésolus; c'est pourquoi je ne tardais pas de leur faire entendre qu'en pareille circonstance, où il s'agissait du tout et de l'intérêt particulier du Roi et du Czar même, il fallait bien prendre quelque chose sur soi et songer de prevenir tout ce qui paraissait dangereux aux véritables intérêts du maître; mon sentiment fut donc de faire arrêter Patkul sans façon, de se saisir de tous ses papiers; — — la dessus j'eus ordre de le faire arrêter — — On trouva dans ses papiers tout ce qui pouvait légitimer ce procédé. — — Indessen geben Untersuchungen, die der Verf. in den Acten des geheimen Cabinets-Archivs anzustellen Gelegenheit hatte, Daten an die Hand, aus welchen hervorgeht, daß die angeblichen Anklagepuncte gegen Patkul nicht ganz gegründet waren. Es findet sich ein Rescript des Russischen Groß-Canzlers Golovin aus Lykazin $\frac{1}{4}$ Oct. 1705, in welchem Patkul verstattet war, 'im Fall die Russischen Auxiliar-Truppen aus Sachsen nach Polen nicht durchzubringen wären, so möchte er in solcher äußersten Noth die vorgeschlagenen Mittel ergreifen, und die Truppen auf die favorabelsten Conditionen auf eine Campagne an

den Kaiser überlassen. In dem mit dem Kaiser abgeschlossenen Tractat und dessen geheimen Artikeln, ist keine Absicht von Patkul's gehässiger Gesinnung gegen den König von Polen zu entdecken, und eben so wenig eine Andeutung sich mittelst des Preussischen Hofes mit Carl XII. zu versöhnen; daß er im Geheimen aber diesen Wunsch hegte, zeigen mehrere Auszüge aus seiner Privat-Correspondenz. Das Benehmen Peters des Gr. bey der Arretierung seines Gesandten war sehr zweydeutig; er äußerte anfangs darüber kein Mißfallen. In zwey Briefen unterm 13. Januar und 21. Februar 1706 erklärt er: 'Patkul habe den Tractat mit dem Kaiser gänzlich wider seinen Befehl geschlossen; der König von Polen möge ihn nebst den bey ihm gefundenen Schriften nach Rußland senden, damit Gericht über ihn ergehe.' Im Widerspruche mit diesem schrieb der Groß-Canzler Golovin am 17. Februar 1705 an Patkul: 'der Czar habe Satisfaction über seine (Patkul's) Arretierung verlangt, und würde ihn kräftig maintainieren'. Aus einem Schreiben des Czars an den Kaiser Joseph I. vom 27. April 1707 erhellet, was derselbe gegen den König von Polen, als Churfürst von Sachsen begehrt. — Was Patkul's Negotiationen mit Preußen anbetrifft, scheint es nach den bey ihm gefundenen Schriften, daß der Czar zwar am liebsten den König von Preußen zum Alliirten gehabt hätte; da dieser aber neutral bleiben wollte, so wünschte er die Preussische Vermittelung zu seinem Frieden mit Schweden zu benutzen. Der Verf. sagt: 'wenn es auch außer Zweifel gesetzt ist, daß Patkul unverantwortlich gegen seinen Herrn handelte (uns scheint dieß noch sehr unerwiesen zu seyn) und

daß seine Absichten gegen den König von Polen so gehässig als möglich waren, so läßt sich weder hinreichend rechtfertigen noch erklären, daß von dem Sächsischen Ministerium die gewaltsame Maßregel seiner Festsetzung genommen wurde, und eben so wenig warum man nicht unmittelbar hernach versuchte, ihn in die Hände des Czars auszuliefern? — Patkul ward der Politik aufgeopfert, an seinem fernern traurigen Schicksal hatte der Feldmarschall Schulenburg jedoch keine Schuld. Dieser verlor im J. 1706 die Schlacht bey Fraustadt, in welcher sich die Sächsischen Truppen mit einer beispiellosen Feigheit benahmen. Wir folgen dem Feldm. Sch. nunmehr in seinen Feldzügen in den Niederlanden von 1707 bis 1711, in welchen sich derselbe unter Marlborough und Prinz Eugen, die ihn oft zu Rathe zogen, neue Lorbeeren erwarb. Der Feldmarschall v. d. Schulenburg hatte mehrmals wegen Streitigkeiten, die er mit den Sächsischen Generalen Steinau und Fleming, und im Gefolge der vielen Cabalen, die er am Sächsischen Hofe zu bekämpfen hatte, seine Entlassung aus Sächsischen Diensten, aber immer vergeblich, gefordert. Der König August kannte zu sehr seinen Werth, um nicht alles aufzubieten ihn zu behalten; doch opferte er ihn zuletzt seinem Günstlinge Flemming, der dem Feldm. Sch. sehr an militärischen Talenten nachstand, auf. Als dieser im J. 1711 das Commando der Sächsischen Armee erhielt, forderte und erhielt der Feldm. Sch. seine Entlassung.

(Der Beschluß im nächsten Stück).

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

124. Stück.

Den 8. August 1835.

L e i p z i g.

Beschluß der Anzeige: Leben und Denkwürdigkeiten Johann Matthias Reichsgrafen von der Schulenburg &c. &c.

In dem nun folgenden Zeitraume von 1711 bis 1715 stand der Feldmarschall Sch. zwar nicht in Diensten, spielte aber nichts desto weniger in der Politik eine bedeutende Rolle. Es ist bemerkt worden, daß er in den früheren Zeiten für das Interesse der Herzöge von Braunschweig-Wolfenbüttel gegen das Haus Hannover mehrere diplomatische Missionen unternommen hatte. Die Verbindung in welcher der Churfürst von Hannover, nachmaliger Georg I. König von England, mit seiner zweyten Schwester — nachmaliger Herzogin von Kendale und Fürstin von Eberstein — stand, war Veranlassung, daß er 1713 sich nach dem Haag und nach England begab, um die Ansprüche des Hauses Hannover auf den Englischen Thron, denen das damalige Torysche Mi-

nisterium entgegen war, zu vertheidigen. — Seine Bemühungen in Kaiserliche Dienste zu treten, waren von keinem glücklichen Erfolge begleitet, dagegen trat er 1715 als Feldmarschall in die Dienste der Republik Venedig, und starb, indem er fortbauend diese Stelle beynahm, im Jahre 1747 zu Verona. — Der Verf. erhielt von dem verstorbenen Kaiser Franz II. die Erlaubniß 27 Bände, die sich in dem Archivio diplomatico zu Mailand befinden, und größtentheils Originalberichte des Feldm. Sch. an die ersten Behörden der Republik Venedig, und das von ihm selbst geführte Tagebuch enthalten, abschreiben lassen zu dürfen. Wirklich läßt der Theil des angezeigten Werks, der die Feldzüge von 1716, 17 u. 18 gegen die Türken beschreibt, in welchen Sch. die Streitkräfte der Republik Venedig sowohl bey der Vertheidigung von Corfu, als in offensiven Versuchen gegen die Türkischen Besitzungen auf den Küsten von Albanien und Dalmatien befehligte, an Vollständigkeit und Gründlichkeit nichts zu wünschen übrig. — Dieser kurze Auszug aus dem Leben des Feldm. Sch. wird hinreichend seyn unsern Lesern die Ueberzeugung zu gewähren, daß es eine wahre Fundgrube für die merkwürdige Geschichte seiner Zeit liefert. Der Feldm. Sch. stand nicht nur mit allen Fürsten, Feldherren, Staatsmännern und Gelehrten — unter letztern Leibniß, Follard, Voltaire u. a. m. — die in dieser Epoche die Aufmerksamkeit der Nachwelt in Anspruch nehmen, in häufigen Beziehungen und Correspondenzen, und war daher im Stande über ihre Charactere und Handlungsweisen richtige Beobachtungen anzustellen, und der Nachkommenschaft zu überliefern; sondern er war selbst unter den vielen merk-

würdigen Acteurs auf der großen Bühne, einer der ausgezeichnetsten. Wenn Marlborough's und Prinz Eugen's Name eine bedeutendere Stelle in der Kriegsgeschichte einnehmen, so verdanken sie dieses dem Umstande, daß sie als Englische und Kaiserliche Feldherren an der Spitze der Heere standen, während der Feldm. Sch. sich in den Diensten der Mächte vom zweyten und dritten Range befindend, mit einer untergeordneten Rolle begnügen mußte. Die Original-Aufsätze und die Correspondenz des Feldm. Sch., die durch die große Sorgfalt des Verf. gegenwärtig der Bergessenheit entrissen, und der Welt vorgelegt werden, zeigen uns ihn als einen gelehrten Krieger und oft eben so strengen, aber gründlichern Kritiker, als Folard, der seinem Zeitalter weit vorgeschritten war, und dessen militärische Ansichten, vorzüglich was die Befestigungskunst und den Angriff und die Vertheidigung der festen Plätze anbetrifft, noch gegenwärtig, ungeachtet der Veränderungen welche die Kriegskunst in einem Zeitraume von einem Jahrhundert erfahren hat, studiert und theilweise berücksichtigt zu werden verdienen.

E b e n d a s e l b s t.

Bei Fr. Chr. W. Vogel: Die Grundlage des evangelischen Pietismus oder die Lehren von Adams Fall, der Erbsünde und dem Opfer Christi. Nach Gründen der heiligen Schrift geprüft, mit den Ansichten der christlichen Kirche der ersten drey Jahrhunderte verglichen und nach ihrem Gebrauche für die christliche Theologie beurtheilt von Dr. Karl Gottlieb Bretschneider,

Oberconsistorialrath und Generalsuperintendenten zu Gotha. 1833. XII u. 426 S. in 8.

Vorstehende Schrift darf mit Recht wohl zu den wichtigsten gerechnet werden, die in neuerer Zeit auf dem Gebiete der Theologie erschienen sind. Sie behandelt Fragen, die, schon an und durch sich zu allen Zeiten die bedeutsamsten für die christliche Theologie, doch gerade in unseren Tagen ganz eigentlich Lebensfragen für das wissenschaftliche, wie religiöse Leben der Kirche geworden sind. Es sind die Lehren, die, so bald man in der Kirche einen mehr zusammenhängenden Lehrbegriff zu bilden anfing, die Stützen des Systems wurden, das man als Inbegriff des wahren Christenthums aufbauete, und unter verschiedenen Abänderungen des Einzelnen doch als Hauptnorm auch später in allen Kirchen beybehalten hat. Am schärfsten wurden jedoch jene Grundlagen gerade in dem öffentlichen Lehrbegriffe der protestantischen Kirchen gefaßt, und denn freylich auch die schärfste Consequenz durch sie erwirkt, aber damit auch zugleich der Kampf gegen sie als früher oder später unvermeidlich gesetzt. Denn warum sollte man es bey aller unseren Symbolen gebührenden Achtung und freudiger Anerkennung des echt evangelischen Geistes, aus dem sie hervorgingen und der in ihnen lebt, nicht aussprechen dürfen, daß das auf jenen Grundlagen aufbauete System in mancher Lehre das menschliche Gefühl verletzt, und es doch wahrhaft traurig um die Bekenner Christi stände, wenn der Inhalt seiner Offenbarung und seiner Erlösung in jenen grellen Sätzen verzeichnet wäre? Die Reformatoren wurden im Kampfe gegen entschiedene Mißbräuche der catholischen Kirche zu jener Schärfe gedrängt, und das

damalige Verstandniß der heiligen Schrift erlaubte ihnen, ihre Lehren in der redlichsten Ueberzeugung auf die Schrift zu gründen. Je mehr aber jene unmittelbare Beziehung des Lehrbegriffes auf die Mißbräuche des Catholicismus zurücktrat, und je mehr nach dem Princip des Protestantismus die Schrift durchforscht und als Maßstab an jene Dogmen gelegt wurde, um so nothwendiger mußte die Verschiedenheit derselben, in der grellen Weise, wie sie ausgesprochen waren, von der Bibellehre und somit vom Christenthume selbst zum Bewußtseyn kommen. Gleichwohl sind nun jene grellen Dogmen wieder aufs neue mehrfach geltend gemacht, und der herrliche Aufschwung, den das religiöse Leben in unserer Zeit begonnen hat, droht leider, in ihnen und durch sie in einer krankhaften Richtung entweicht und getrübt zu werden. Es ist dieß die neuerdings so häufig aufgetretene pietistische, die auf der ganzen Härte jener Dogmen basiert, und in ihnen und durch sie das wahre lebendige Christenthum in Lehre und Leben wieder herzustellen meint. Auf welchen traurigen Grundlagen aber das ganze System beruhe, das man wieder zur allgemeinen Ueberzeugung erheben will, ja wie sehr das ganze System selbst alles menschliche Gefühl verletze, erhellt vortrefflich aus folgender Darstellung, die der Hr. Verf. in der Vorrede S. VI. so ergreifend als wahr davon gibt. 'Die pietistische Ansicht vom Leben ist düster, traurig, niederschlagend, alle Kräfte lähmend. Bey ihr erscheint die Zeugung eines Menschen und seine Geburt als ein Unglück, das Leben selbst als eine Sünde; denn alle werden von Natur zur Sünde und zur Verdammniß geboren. Die ganze Menschheit wird erblickt als ei-

ne Schaar bis auf den Grund verdorbener, als dem Guten ganz abgestorbener, dem Zorne des Schöpfers und der ewigen Verdammniß verfallener, keiner Lebensfreude würdiger Geschöpfe, die nie rein werden, nie zu sündigen aufhören, nie durch sich selbst, sondern nur durch fremdes, ihnen aus Gnade zugerechnetes, Verdienst Gott gefallen können. Aus eigener Kraft vermögen sie nur Böses, aber nicht das geringste Gute. Sie können Gott und sein Gesetz nicht erkennen, ihr Sündenelend weder begreifen, noch bereuen, noch sich bessern, noch an Christum glauben. Alles muß die Gnade Gottes in ihnen wirken, und auch, wenn sie wiedergeboren sind, können sie nicht aus eigener Kraft sich erhalten, sondern nur durch göttlich geschenkte Kräfte. Sie haben daher immer zu beten und zu flehen um Stärke und Kraft, um so mehr, da die ihnen stets bleibende Erbsünde sie immerfort und täglich zum Bösen reizt und lockt. Da nur der Glaube an das Sühnblut sie rettet, so haben sie unverwandt ihre Augen auf das Opfer Christi zu richten, und jedes Wanken in diesem Glauben an das Sühnblut setzt sie der Gefahr aus, in den Abgrund der Verdammniß, über dem sie der Glaube hält, zurückzusinken. Sie müssen daher die Welt mit ihren lockenden Freuden fliehen, durch stete Traurigkeit ihr Sündenelend beklagen und bis an das Ende des Lebens in Buße und Reue verharren.' Mit Recht weist darum der würdige Hr Verf. darauf hin, daß, wenn diese pietistische Ansicht vom Menschen und vom Leben nicht in der Schrift gegründet seyn sollte, sie doch in Wahrheit der traurigste Wahn wäre, den der Mensch auffassen könnte; 'ein Wahn, der des Lebens Freuden, die Gott uns bereitet hat,

verbittert, den Muth und die Kraft des eigenen Gemüths, die sittliche Selbständigkeit vernichtet, und die Menschen und das ganze irdische Leben in ein durchaus trauriges und widernatürliches Licht stellt.' — so wie, daß es kein geringes Verdienst sey, 'die Menschen von diesem Wahne, dieser Angst, dieser niederbeugenden Selbstverschachtung zu befreien, und sie zu einem freudigen Gefühl des Lebens und zum sittlichen Muth zu erwecken —'. Eben so wird auch jeder, dem sein Glaube und die Stütze desselben als eines christlichen, die Schrift, nicht ganz gleichgültig ist, dem Verf. gern beypflichten, daß es gar sehr an der Zeit gewesen sey, gerade jetzt die Untersuchung vorzunehmen, ob jene abschreckende Ansicht wirklich in der heiligen Schrift gegründet sey, 'bey dem bedeutenden Hervortreten des Pietismus in unseren Tagen'. Man darf oder muß doch wohl annehmen, daß, wo der auf jenen harten Dogmen ruhende Pietismus aufs neue festgehalten wird — 'Er wird von vielen Seiten gehegt und gepflegt; seine Verbreitung unter dem Volke wird betrieben und begünstigt; er hat seine Länder und Provinzen, seine Schulen und Seminarien, wo er sich einheimisch zu machen strebt; manche der neuesten philosophischen Speculationen leisten ihm mächtigen Vorschub; unter den jüngern Theologen greift er um sich; Manche sind selbst durch ihn fanatisirt; u. s. w.' — immer der Gedanke zum Grunde liegt, daß jene Dogmen wirklich Lehre der Schrift seyen, und so behauptet der Verf. ganz richtig, daß Alles darauf hinauskomme, zu zeigen, daß jene schreckliche Lehre gar nicht in der Bibel enthalten sey. Und dieß zu zeigen ist denn der Zweck der vorliegenden Schrift.

Sie zerfällt in 3 Theile: einen exegetischen, der Natur der Sache nach den wichtigsten und ausführlichsten, in welchem der Verf. ein neues sorgfältiges und unparteyisches Verhör aller biblischen hierher gehörigen Stellen vornimmt, und besonders den Zusammenhang der biblischen Vorstellungen und ihre Entwicklung im Laufe der Zeit zu ermitteln und darzustellen sucht, — einen historischen, in welchem die Zeugnisse der Kirche der ersten drey Jahrhunderte, 'der man doch gewiß evangelischen Geist und christliche Rechtgläubigkeit nicht absprechen wird', vorgelesen und erwogen werden, und einen kritischen, 'um das Verhältniß zu bestimmen, das dem exegetischen Befund zur christlichen Religionswissenschaft anzuweisen sey'. In dem ersten Theile handelt der Verf. nun zuerst Kap. 1. Von dem Ebenbilde Gottes, dessen Verlust durch den Sündenfall, und von der Erbsünde. Es wird gezeigt, daß das Dogma von dem sogenannten Ebenbilde Gottes, als vollkommener Weisheit, Heiligkeit und Unsterblichkeit, und dem Verluste von allem diesen durch den Sündenfall, weder in dem ersten Buche Moses (S. 1.), noch in den übrigen Schriften des A. T. (S. 2) enthalten sey. Im ganzen A. T. sind es nur zwey Stellen, wo man glaubt, daß von Adams Vergehen im Paradiese die Rede sey, aber die eine Jos. 6, 7. ist wenigstens sehr zweifelhaft, und die andere Hiob 31, 33 handelt bestimmt nicht von Adam. Besonders gründlich werden dann noch die Stellen des A. T. geprüft (S. 3), in denen das Dogma der Erbsünde enthalten seyn soll. Wenn man nun auch nicht der jedesmaligen Fassung der einzelnen Stellen beystimmen kann, so ist doch das Resultat gegen die Härte des

Dogmas außer Zweifel. S. 61 soll in Ps. 130, 3. 'Wenn Jehova Sünden strafen wollte, wer möchte da bestehen?' nicht das moralische Urtheil Gottes über den Werth menschlicher Handlungen überhaupt liegen, aber das dürfte es doch. Eine ebenfalls zu weit gehende Exegese finden wir S. 62 über Ps. 143, 2. Gleichwohl folgt nichts für die Erbsünde, da, wie der Vf. S. 74 so richtig als genügend bemerkt, solche Ausdrücke, die ganz allgemein lauten, nach dem allgemeinen Sprachgebrauche erklärt werden müssen, nach welchem man in allen Sprachen das Gewöhnliche als etwas Allgemeines ausspricht, ohne deshalb die Behauptung streng auf alle Individuen ausdehnen zu wollen. §§. 4. 5. 6. S. 76 — 105 zeigt sodann der Verf. und zwar gründlich und, wie wir nicht anders urtheilen können, überzeugend, daß nicht einmal die Apokryphen des A. T., nicht das Buch der Weisheit, nicht Philo, nicht Josephus das Dogma von der Erbsünde lehren, und das ganze 4. Buch der Maccabäer eigentlich eine Gegenschrift gegen die Erbsünde sey. Mit §. 7. S. 105 wendet sich nun der Verf. zur Betrachtung des N. T. Auch hier läßt sich nicht erweisen, daß das Ebenbild Gottes bey Adam in vollkommener Weisheit und Heiligkeit bestanden habe und durch den Sündenfall verloren worden sey. Man muß für die Lehre des N. T. vom Ebenbilde Gottes eine zwiefache Bedeutsamkeit jenes Ausdruckes unterscheiden, einmal eine Beschaffenheit der menschlichen Natur, wie sie durch die Schöpfung und die Geburt ist, — in dieser erklären Paulus (1 Cor. 11, 7 ff.) und Jacob. (3, 9.) das nach Moses dem Menschen anerschaffene Ebenbild für unverloren, — und dann als Ideal und Vorbild des sittl.

lichen Strebens (wohin auch Ephes. 4, 24 gehört), und als solches soll es der Mensch erst erringen. Außer Paulus (§. 8. S. 113—118) und dem Verfasser der Offenbarung (12, 9. 20, 2) erwähnt kein neutestamentlicher Schriftsteller den Sündenfall, und auch, wo er erwähnt wird, gedenken nur zwey Stellen (Röm. 5, 12. 1 Cor. 15, 21. 22) kurz des dadurch entstandenen Todes, im ganzen N. T. aber wird ein ausführlicher dogmatischer Gebrauch von jener Erzählung nur von dem einzigen Paulus, und auch von ihm nur ein Mal (Röm. 5, 12) gemacht. 'Es wäre aber doch wahrhaftig wunderbar, wenn, wie einige Eiferer für das kirchliche Dogma behaupten, die Lehre vom Sündenfall und dessen Folgen das Grunddogma des Christenthums wäre, daß Jesus und die Apostel darüber so gänzlich schweigen, und auch Paulus an anderen Orten, wie da, wo er von dem alten Menschen spricht, dieser Folgen sich gar nicht erinnert. Ja, wenn man die Sache ganz von der supernaturalistischen Theorie der Inspiration der Bibel aus betrachtet, so würde es ganz unerklärlich seyn, warum der heilige Geist seit Moses Zeit bis zu der, wo Paulus an die Römer schrieb, des Sündenfalls und aller seiner schrecklichen Folgen, zu deren Entfernung es der Menschwerdung der zweyten Person der Gottheit bedurfte, so gar nicht hat gedenken, sondern ihn von Moses bis Paulus gleichsam ganz in Vergessenheit hat kommen lassen'. So lehren auch (§. 9. S. 118 ff.) die drey ersten Evangelien, die Apostelgeschichte, die Briefe Jacobi, Petri und Judä, und die Apocalypse nicht nur nichts von der Erbsünde, sondern unwidersprechlich das Gegentheil, wofür der Verf. mit großem Rechte die Aussprüche des

Erlösers selbst anführt, und was ganz besonders im Zusammenhange gelesen zu werden verdient. Eben so ist es mit dem Briefe an die Hebräer (S. 10), und im Ganzen auch mit dem Evangelio und den Briefen Johannis (S. 11). Ref. gesteht, daß ihn hier die Exegese über 1 Joh. 1, 8 — 10 nicht befriedigt habe (S. 144 — 148). Er meint man müsse zugeben, daß Joh. allerdings von Sünden aller Menschen spreche und auch generell, nicht von einer besonderen Art, wenn auch der Apostel Mangel an Bruderliebe und Abgötterey besonders ins Auge faßt, aber es folgt immer nichts daraus, als menschliches Sündigen nach der Erfahrung, als Folge der menschlichen Unvollkommenheit, nicht aus Zwang der Erbsünde. §. 12 — 14 (S. 152 — 188) handelt der Verf. nun von den wichtigsten Stellen, die man für das Dogma anführen zu können glaubt, denen des Apostels Paulus. Am ausführlichsten wird natürlich Röm. 5, 12 ff. behandelt. Man könnte hier über Vieles im Einzelnen mit dem Verf. rechten, und auch Ref. stimmt nicht in allem bey. Desto richtiger aber wird der Sinn des wichtigsten 12. V. dahin bestimmt, 'daß Adam den Anfang zum Uebertreten machte, und darum der Macht des Todes übergeben wurde, und eben so seine Nachkommen alle, die auch alle das Uebertreten fortsetzten', und die Summe von allem darein gesetzt: 1. der Tod kommt an die Menschen als Folge einer Uebertretung Adams, 2. alle Menschen selbst aber haben sich Uebertretungen schuldig gemacht, die des Todes würdig sind. Schlagend aber sind die Bemerkungen über das Resultat, so wie dieß selbst außer Zweifel, daß auch Paulus keine Erbsünde, wie sie das Dogma enthält, lehre. Kap. 2

handelt sodann der Verf. von dem Tode, als Strafe der Sünde, von welcher Christus die Menschen erlösete. Es wird zuerst die Lehre des N. T. und der Juden vor Christo vom Zustande der Verstorbenen erörtert, und dabey besonders die Ansichten von Josephus berücksichtigt, dann der Volksglaube der Juden über den Zustand nach dem Tode nach dem N. T.; sodann die Vorstellung des N. T. selbst über den Zustand und die Schicksale der Seelen nach dem Tode, und dann, nach einer Erörterung des besonderen neutestamentlichen Sprachgebrauches über den künftigen Zustand der Seelen nach dem Tode, in §. 23 'Christus als Erlöser vom Tode durch seinen Tod und seine Auferstehung' die Lehre der Schrift S. 264 dahin bestimmt: 'daß es der *Δάνατος* ist, auf den das Opfer Christi bezogen und der durch die Auferweckung von den Todten beendigt wird, daher auch die eigene Auferstehung Jesu zugleich als Bedingung der Erlangung des ewigen Lebens aufgestellt wird, und daß endlich das Opfer Jesu auf die Christen angewendet wird vermittelt der Taufe und zurückbezogen allein auf die vor dem Zutritte zum Christenthum begangenen Sünden, von Paulus namentlich auf die im mosaischen Gesetz allen Uebertretern desselben angedrohte Strafe des Todes'. Ref. glaubt, daß sich gegen diesen Theil des Werkes die am meisten gegründeten Einwürfe machen lassen dürften, und muß auch von sich bekennen, daß, so sehr er auch hier die gründlichen Studien des Verf. für das Historische der zur Betrachtung gezogenen Vorstellungen schätzt, er doch in der dogmatischen Anwendung zur Gewinnung der Glaubenslehre des N. T. über die berührten Punkte nicht beyzustimmen vermag. Es

sind aber insbesondere folgende Ansichten des Vf., mit denen auch Ref. sich nicht befreunden kann:

1. daß der *θάνατος* (S. 261) nicht der Leibes-
tod, und nicht als Unglückseligkeit zu fassen,
sondern der Zustand des Todes in der Unterwelt,
im Hades, sey. Ref. darf nicht genauer darauf
eingehen, und begnügt sich, zu bemerken, ob
nicht vielleicht der Verf. hier mit seinem eigenen
Resultate der Paulinischen Ansicht (S. 183), so
wie mit seinen eigenen Aeußerungen über Ori-
gines (S. 339. 'Was den Zustand der Seelen
nach dem Tode betrifft, so bemerkt er (Orig.)
sehr richtig, daß das Wort Tod (*θάνατος*) in
der Schrift nicht nur den leiblichen Tod, die
Trennung der Seele vom Leibe bezeichne, son-
dern auch den geistlichen Tod, die Trennung der
Seele von Gott durch die Sünde u.) in Wider-
spruch komme.
2. Daß die ganze Erlösung
Christi nur auf die Befreyung aus jenem Zu-
stande im Hades bezogen werde (S. 264), wo
auch nach der eigenen Erklärung des Verf. (S.
382. 28 'Christi Tod ist ein Sühnopfer für die
Sünden aller Menschen') Schwierigkeiten erho-
ben werden dürften, der eigentlichen Gründe hier
nicht zu gedenken.
3. Daß der Glaube von
Paulus nur als Glaube an Christum überhaupt
und die dadurch bedingte Annahme des Christen-
thums, nicht aber als Glaube an den versöh-
nenden Tod Christi verstanden werde (283 ff.).
4. Daß der Glaube an Christi Opfertod (S. 383.
33) nur die Sünden vor der Taufe sühne, ehe
man Christ wurde. Ref. meint, daß die Glau-
benslehre des Apostels von dem Versöhnungstode
nicht zu trennen, und auch gewiß eine hohe und
heilige Lehre sey, wenn man nur das rechte
Moment herausfindet. Er hat sich sonst darüber

ausgesprochen, und kann nur so urtheilen, daß aus dem Glauben, den Paulus fordert, allerdings die stete Tilgung der Sünden folge — wer wirklich glaubt, ist der Vergebung werth und begeht keine Sünde mehr —, und daß auch die Symbole die richtigen Momente meinen.

In dem zweyten historischen Theile zeigt der Verf., daß auch die Vorstellungen der ältesten Kirchenväter bis gegen das 4. Jahrhundert nichts von einer Erbsünde gewußt haben. Nur Tertullian hat eine Hypothese, die man als Keim jenes Dogmas ansehen kann. Die Genauigkeit und Gründlichkeit des würdigen Verfs. wird hier jeden überzeugen.

In dem dritten kritischen Theile, 'nach welchen Regeln die Aeußerungen der Schrift für das System der christlichen Religionslehren zu brauchen seyn dürften,' führt der Verf. die Sätze aus: 1) daß die göttliche Offenbarung eine Entwicklung der religiösen Ideen, und 2) diese Entwicklung von der wachsenden Weltanschauung abhängig sey. Auch hier wird jeder Unbefangene für die Mittheilung der Ansichten des Verfs. demselben sehr dankbar seyn, selbst wenn er sie nicht ganz theilt. Viel des Trefflichen enthalten sie gewiß.

Der Verf. hat das Buch mit für gebildete Laien geschrieben, und die Wichtigkeit des Gegenstandes läßt hoffen, daß es von recht vielen zur genaueren Belehrung gelesen werde. Die ruhige Würde, mit der alles behandelt ist, muß auch den Gegner ohne Bitterkeit lassen; die klare, besonnene und, so viel es der Ernst der Sache erlaubt, anziehende und dabey gründliche Darstellung wird viele überzeugen, und wenn auch manches Einzelne dem Kundigen zweifelhaft

scheinen mag, das Hauptresultat ist doch außer allem Zweifel, daß die Härte jener Dogmen gar nicht in der Bibel gegründet ist. Das Ganze ist ein schätzenswerther Beytrag zur Erreichung des Zieles, Vernunft und Schrift auszuföhnen, und gibt das erfreuliche Resultat, daß, wenn man auch mit den Sätzen der Symbole sich nicht mehr ganz befreunden könne, die göttliche Offenbarung in der heiligen Schrift nichts enthalte, was den Aussprüchen der Vernunft und des Herzens entgegen sey, und der Christ darum an ihr, als dem allein festen Grunde für Glauben und Leben, so festhalten müsse als könne.

Kölnner.

R o s t o c k.

Elementorum artis historicae
Particula I. Scripsit J. F. A. Mahn.
1832. 34 S. in 4.

Herr Mahn, Lehrer an dem Gymnasium daselbst, benutz die Gelegenheit, da ihm das Lehrfach der Geschichte an dem Institut, seinen Wünschen gemäß übertragen ward, seine Ansichten der Wissenschaft darzulegen. Er handelt daher zuerst von dem Nutzen der Geschichte, der zuerst darin gesetzt wird, daß sie uns die Weisheit Gottes in der Leitung der menschlichen Angelegenheiten zeigt, daß sie uns ferner diejenigen Kenntnisse verschafft, welche für die Verwaltung der Staaten im Frieden und Kriege unentbehrlich sind, und zugleich die Anwendung derselben lehrt. Doch sey ihr Nutzen nicht bloß darin zu suchen, daß sie den Staatsmännern unentbehrlich sey, sondern daß sie auch

überhaupt die Bildung des Geistes befördere, und die beste Lehrerin für das Leben, und die zweckmäßige Einrichtung desselben sey. — Nachdem dieses, zugleich durch die Zeugnisse alter und neuer Schriftsteller in den Vorerinnerungen dargethan ist, wird in dem ersten Abschnitt der Begriff der Geschichte genauer bestimmt, was unter Universal-Geschichte zu verstehen sey. Nicht Alles könne die Geschichte erzählen, und nicht alle Völker können auf einen Platz in derselben Anspruch machen, sondern nur diejenigen, die als Theile des gebildeten Menschengeschlechts hervortreten, und durch ihre Bildung einen Einfluß auf das Ganze erhalten haben. Die Geschichte zerfalle daher in die beiden Zweige, die politische oder Staaten-Geschichte, und die Geschichte der Cultur. Die Universalgeschichte sey aber nicht sowohl die Geschichte einzelner Staaten, welche der Specialgeschichte überlassen werden müssen, sondern die Erzählung derjenigen Begebenheiten und Ereignisse, welche allgemeine Folgen gehabt, und den Zustand der Menschheit verändert hätten; wornach die Begebenheiten in solche vom ersten und zweyten Range zerfallen.

Wir zweifeln nicht daß bey der Liebe für die Geschichte dem Verfasser sich noch das, was zu unbestimmt scheinen möchte, weiter aufklären wird, zumal da er die so wichtige Bestimmung des Pragmatismus sich noch vorbehalten hat.

Hn.

G ö t t i n g e
 gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
 der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

125. Stück.

Den 10. August 1835.

G ö t t i n g e n .

Die von der Königlichen Societät der Wissenschaften für den Julius d. J. bestimmte öconomische Preisfrage betraf

eine auf möglichst vollständige Sammlung der bisherigen, in verschiedenen Ländern und Gegenden gemachten Erfahrungen, und auf genaue Versuche gegründete Beantwortung der Frage:

‘Unter welchen Umständen, zumal bey welchen Boden- und Fruchtarten, ist die Knochendüngung mit Vortheil anzuwenden, und welches Verfahren hat sich dabey als das vorzüglichste bewährt?’

Die Lösung ist in drey Schriften versucht worden. Die erste derselben führt das Motto:

‘In Kunst und Wissenschaft, so wie im Thun und Handeln kommt Alles darauf an, daß die Objecte rein aufgefaßt und ihrer Natur gemäß behandelt werden.’

Götthe.

Die zweyte Concurränzschrift ist mit den Worten des Plinius bezeichnet:

‘Itaque etiam non assecutis, voluisse, abunde pulchrum atque magnificum est.’

Die dritte, erst vier Wochen nach dem gesetzlichen Termin eingegangene Schrift ist mit dem Denkspruch versehen:

‘Der Landbau gleicht einem Hebel, dessen einer Arm der menschlichen Arbeit und Berechnung unterworfen ist, die Bewegungen des andern Arms aber sich in die Geheimnisse der Natur verlieren.’

Die erste dieser Abhandlungen, welche offenbar einen erfahrenen Landwirth zum Verfasser hat, liefert in zweckmäßiger Ordnung und bündigem Vortrage eine kurze Uebersicht von Allem, was den Nutzen der Knochendüngung und das dabey zu beobachtende Verfahren betrifft. Der Verfasser bekennt sich, und ohne Zweifel mit Recht, zur d’Arcet’schen Ansicht über die Wirkungsart der Knochen als Düngemittel. Hiernach beurtheilt er die verschiedenen Arten ihres Gebrauchs; führt an, für welche Bodenarten sich die Knochendüngung besonders eigne; zeigt, wie man bey dem Ausstreuen, dem Unterpflügen und Eineggen des Knochenmehls verfahren müsse, und in welcher Maße man dasselbe auszustreuen habe. Der Verf. wendet sich darauf zur Wirkung der Knochendüngung auf die gebaueten Früchte, wobey er sowohl die Resultate eigener Versuche, als auch mehrere, von anderen Landwirthen in verschiedenen Gegenden gemachte Erfahrungen mittheilt. Zuletzt ist die Rede von dem Einfluß der Knochendüngung auf die anhaltende Fruchtbarkeit des Bodens, und von seiner Wirkung gegen Unkraut und Unge-

zierer. In einem Anhange theilt der Verf. den Bericht eines Landwirths seiner Gegend über dessen erste Versuche mit der Knochendüngung mit, wobey übrigens erinnert werden muß, daß die beschriebene Einwirkung auf die Knochen nicht, wie angegeben worden, durch Beymischung von kohlensaurem Kalk, sondern nur durch äßenden erfolgt seyn kann.

Diese Arbeit würde im Ganzen genügend erscheinen, wenn die Kön. Societät nur einen kurzen, populären Unterricht über den Nutzen und die Art der Anwendung der Knochendüngung verlangt hätte. Die Aufgabe hatte aber zum Hauptzweck: eine gründliche Erörterung der Wirkung der Knochendüngung bey verschiedenen Boden- und Fruchtarten, um dadurch wo möglich eine Aufklärung der Widersprüche zu veranlassen, welche in den Resultaten der von verschiedenen Landwirthen angestellten Versuchen liegen, wodurch ohne Zweifel mit veranlaßt worden, daß die Knochendüngung bey uns im Ganzen noch so wenig verbreitet ist. Dazu war aber erforderlich, nicht allein Alles zu sammeln und zu prüfen, was bisher über die Wirkung der Knochendüngung bekannt geworden, sondern auch wo möglich durch eigene, gehörig abgeänderte und genau beschriebene Versuche, die noch obwaltenden Zweifel zu heben. In diesen Beziehungen läßt obige Abhandlung viel zu wünschen übrig.

Die zweyte Concurränzschrift hat in einem noch weit höheren Grade den Zweck der Aufgabe verfehlt. Der Verfasser derselben ist nach eigenem Geständniß kein practischer Landwirth. Er behandelt die Sache ganz theoretisch; leitet aus der Analyse der Knochen ihre Einwirkung

auf die Vegetabilien und das Verhalten derselben bey verschiedenen Boden- und Fruchtarten ab. Wenn gleich die von ihm aufgestellte Theorie der Knochendüngung nicht ganz unbegründet erscheint, so stehen doch einige daraus abgeleitete Folgerungen, namentlich dasjenige, was über den besonders vortheilhaften Einfluß des Knochendüngers bey einem an Thon reichen Boden gesagt wird, mit der Erfahrung im Widerspruch. Der Verfasser behauptet zwar alles Wichtigere gelesen zu haben, was sich auf Knochendüngung bezieht, läßt aber die geforderte, möglichst vollständige Sammlung der darüber bisher gemachten Erfahrungen vermissen. Dasselbe gilt von den verlangten Versuchen, die der Verf. auf einem deshalb gepachteten Stück Gartenland angestellt zu haben vorgibt, worüber man aber nichts Näheres erfährt. Ein bedeutender Theil dieser Arbeit ist buchstäblich aus einer Abhandlung desselben Verfassers im 28sten Stück des Braunschweigischen Magazins vom J. 1829 entlehnt, bey welcher derselbe sich genannt hat; daher der obigen Schrift selbst dann der Preis nicht würde zuerkannt werden können, wenn sie übrigens den Forderungen der Königl. Societät entspräche.

Die dritte Schrift handelt den Gegenstand der Preisfrage in einem klaren, gedrängten und wohl geordneten Vortrage ab, und hat den Vorzug vor den beiden anderen Abhandlungen, daß sie eine ziemlich vollständige Zusammenstellung der bisherigen Erfahrungen über die Knochendüngung enthält. Doch sind, zumal hinsichtlich der Wirkung des Knochendüngers bey verschiedenen Bodenarten mehrere wichtige Mittheilun-

gen unbeachtet geblieben; so wie denn auch eigene Versuche gänzlich vermist werden. Daher kann auch diese, übrigens lobenswerthe Arbeit, abgesehen von der sehr verspäteten Einsendung, keinen Anspruch auf den Preis machen, auf welchen der bescheidene Verfasser in einem der Schrift beyliegenden Schreiben selbst verzichtet hat.

Da nun durch die eingegangenen Arbeiten die Erwartungen leider nicht befriedigt worden, der Gegenstand obiger Preisfrage aber sowohl für die Landwirthschaft überhaupt, als auch besonders für die des Königreichs Hannover von großer Wichtigkeit ist, so hat die Königl. Societät sich bewogen gefunden, die Aufgabe für einen späteren Termin zu erneuern.

Die bey obigen Concurränzschriften befindlichen, versiegelten Zettel wurden in der Sitzung der Kön. Societät am 25sten Julius ordnungsmäßig verbrannt.

* * *

Die für die nächsten Termine aufgegebenen öconomischen Preisfragen sind folgende:

Für den November 1835:

‘Eine gründliche Erörterung der Ursachen, wodurch das früher an mehreren Orten im Königreiche Hannover blühende Gewerbe der Wollenweberey in neuerer Zeit gesunken ist, nebst Angabe der Mittel, die zur Hebung desselben dienen könnten’.

Da nicht zu verkennen ist, daß der Zustand, in welchem sich gegenwärtig die Wollenweberey als städtisches, zunftmäßiges Gewerbe befindet, theils mit den allgemeinen Veränderungen zusammenhängt, welche mit diesem Industriezweige in neueren Zeiten, besonders durch die Erweiterung und Vervollkommnung des Maschinenwesens vorgegangen sind, theils von örtlichen Verhältnissen herrührt und daher in verschiedenen Städten nicht ganz auf dieselbe Weise erscheint; die befriedigende Lösung jener Aufgabe aber eine sehr genaue Kenntniß der örtlichen Verhältnisse erfordert; so werden die Wünsche der Königlichen Societät schon dann in Erfüllung gehen, wenn bey übrigens genügender Beantwortung obiger Frage, zunächst nur eine Stadt des Königreichs, in welcher vormals die Wollenweberey blühte, berücksichtigt wird.

Für den Julius 1836:

‘Welchen Einfluß hat der gebrannte Thon bey seiner Anwendung zur Verbesserung der Flecker; wie ist seine Wirksamkeit zu erklären; und auf welche Weise und unter welchen Verhältnissen macht man davon den vortheilhaftesten Gebrauch?’

Für den November 1836:

Der günstige Einfluß des durch Verwitterung des Basaltes und einiger an-

derer ihm nahe verwandter Gesteine gebildeten Bodens auf viele Gewächse ist zwar im Allgemeinen bekannt; aber noch nicht genügend sind seine physicalischen und chemischen Beschaffenheiten untersucht, und seine Einwirkungen auf die Vegetation nachgewiesen und erklärt. Die Königl. Societät verlangt daher:

‘Eine gründliche Prüfung der physicalischen und chemischen Eigenschaften des Basaltischen Bodens, nebst einer Erörterung seines Einflusses auf die Vegetation überhaupt, und die Culturgewächse insbesondere.’

Für den Julius 1837 wurde in obiger Sitzung der Königl. Societät d. W. folgende Preisaufgabe aufs Neue bekannt gemacht:

In einigen Gegenden Frankreichs und zumal in England wird bekanntlich die Knochendüngung schon seit langer Zeit mit großem Vortheil angewandt. In mehreren deutschen Ländern, und auch in den hiesigen Gegenden hat man neuerlich die Benutzung der Knochen zur Düngung versucht, wobey sich abweichende, zum Theil sehr ungünstige Resultate ergeben haben. Die in Großbritannien gemachten Erfahrungen lehren ebenfalls, daß die Knochendüngung nicht auf jedem Boden und bey jeder Culturpflanze gleiche Wirkung äußert; auch ist dabey ohne Zweifel die verschiedene Art der Anwendung von Einfluß. Da es nun sehr wünschenswerth erschei-

nen muß, sichere Aufschlüsse über diesen, für die Landwirthschaft wichtigen Gegenstand zu erlangen und zu verbreiten, um dadurch wo möglich dahin zu wirken, daß obiges Düngemittel, welches von Norddeutschland in großer Menge nach England ausgeführt wird, dem vaterländischen Boden mehr als bisher zu Gute komme, so verlangt die Königl. Societät eine, auf möglichst vollständige Sammlung der bisherigen, in verschiedenen Ländern und Gegenden gemachten Erfahrungen, und auf genaue Versuche gegründete Beantwortung der Frage:

‘Unter welchen Umständen, zumal bey welchen Boden- und Fruchtarten, ist die Knochendüngung mit Vortheil anzuwenden, und welches Verfahren hat sich dabey als das vorzüglichste bewährt?’

* * *

Der gewöhnliche Preis für die beste Lösung jeder von obigen öconomischen Aufgaben, beträgt zwölf Ducaten, und der äußerste Termin, innerhalb dessen die zur Concurrenz zulässigen Schriften bey der Societät postfrey eingesandt seyn müssen, ist für die Julius-Preisfragen der Ausgang des Mayes, und für die auf den November ausgesetzten, das Ende des Septembers.

G e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

126. 127. Stück.

D e n 13. A u g u s t 1835.

C a l c u t t a.

Von der dortigen Asiatischen Gesellschaft erhält Ref. das neueste Stück ihrer Zeitschrift zugesendet: Journal of the Asiatic Society of Bengal, edited by the Secretary, and circulated gratis to the members of the Society; December 1834. Octav. Wir glauben daraus einiges mittheilen zu müssen, das nicht ohne Interesse für deutsche Leser seyn wird.

1. Tibetan Grammar and Dictionary of Mr. Csoma de Körös. 'Wir können, heißt es, dem gelehrten Publicum Glück wünschen zu der Vollendung der Arbeiten des Hn Csoma, wodurch eine sichere Bahn zu der Erlernung und Kenntniß der Tibetanischen Sprache und Literatur eröffnet ist. Die zwey Bände (600 S. in 4.) sind auf Kosten des Gouvernements, unter der Direction der Asiatischen Gesellschaft, und beständiger Aufsicht des Verfassers, gedruckt. Hr Csoma hat in diesem Werke sich flüglich aller Untersuchungen über die Verwandtschaft des Ti-

betanischen mit andern Sprachen und ihrer Literatur enthalten, außer zu zeigen daß die letztere aus Indischen Quellen abgeleitet ist. Bey der weiten Verbreitung der Buddha-Religion über das östliche Asien, welche nach den Untersuchungen der berühmtesten Orientalisten in Central-Indien, oder den Gangesländern, entsprungen ist, aber jetzt ihren Hauptsitz in Tibet hat, wird eine Grammatik und Wörterbuch dieser Sprache desto erwünschter seyn, da sie als Schlüssel dienen können zu den zahllosen Büchern dieses Landes, treue Uebersetzungen aus dem Sanskrit, um die Sitten und den Glauben dieser Völker kennen zu lernen. Und wenn jetzt drey Hauptreligionen auf der Erde verbreitet sind, das Christenthum, der Islam und der Buddha-Cultus, so ist es auffallend daß fast zugleich im 8ten und 9ten Jahrhundert die mächtigsten Herrscher, die Carolinger in Deutschland, die Chalifen in Bagdad, und Kalpachen in Tibet dieselben zu verbreiten strebten.' Für Ref. waren diese Nachrichten um so erfreulicher, da sie zeigten daß die Sage von dem Tode des Hn Esoma, an dem derselbe vor 17 Jahren einen seiner fleißigsten Zuhörer hatte, ohne Grund sind. Bekanntlich hat dieser merkwürdige Mann, gebürtig aus Siebenbürgen, mit den beschränktesten eigenen Mitteln, und ohne Begleitung, die Reise durch die unbekanntesten Länder von Constantinopel bis Calcutta gemacht, deren Beschreibung wohl eine der lehrreichsten seyn möchte. Durch einen glücklichen Zufall traf er mitten im Himalaja mit dem Capitän Moorcroft zusammen, der ihn dem Britischen Gouvernement empfahl.

2. Notice of some fossil impressions occurring in the transition Limestone of Kemaon by Dr. Clelland. Die Provinz Ke-

maon ist die nördlichste Provinz von Nepaul, jetzt den Briten abgetreten, im Innern des Himalaja-Gebirges. Auch hier hat man, so wie neuerlich in Deutschland, in den Felsen Abdrücke von Spuren gefunden, die hier unter der Aufschrift: Fossil impressions in Transition State, und Fossil impressions in Transition Limestone abgebildet und beschrieben sind.

3. Berichtigung der Erklärung einer Römischen in Indien gefundenen Münze, die man Constantin zugeschrieben hatte, da sie vielmehr eine Consular-Münze aus den Zeiten der Republik sey, durch Lieut. Cunningham. Wir können darüber nicht urtheilen, da keine Abbildung beygefügt ist.

Sn.

L e i p z i g.

Quaestionum Demosthenicarum particula tertia scr. Ant. Westermann.

Auch unter dem Titel:

De litibus, quas Demosthenes oravit ipse. Scrips. Antonius Westermann in acad. Lips. Prof. Ord. Accedit epimetrum de repetitis locis in orationibus Demosthenis. Lips. 1834. sumpt. Jo. Ambr. Barth. 166 Seiten in Octav.

Ausgehend von dem Gedanken, daß das Leben des Demosthenes durch eine Schilderung der öffentlichen und Privat-Processe, in welche er theils von Andern verwickelt wurde, oder wodurch er selbst Andere gerichtlich belangte, vielfache Aufklärung erhalte, verspricht der Hr Verf. die vorzüglichsten der dabey gehaltenen Reden des Demosthenes näher zu prüfen und seine Ansichten darüber mitzutheilen. Er bemerkt dabey,

daß, während Demosthenes viele schlechte Bürger angeklagt habe, er selbst erst nach der Schlacht bey Chäroneä und gegen das Ende seines Lebens bey dem Harpalischen Proceß von Andern gerichtlich verfolgt sey. Der Grund davon sey seine Rechtschaffenheit und Beredtsamkeit, beide gleich sehr von seinen Gegnern gefürchtet. Nur da erst, als sie mit Hülfe der Macedonier ihn zu vernichten hofften, trafen sie Vorkehrungen, dies auf gerichtlichem Wege zu bewirken. Nach der Zeitfolge geht nun der Hr Verf. diese Reden durch, indem er Cap. I. de lite tutoria von den Reden handelt, in welchen der noch junge Demosthenes seine treulosen Vormünder vor Gericht zog. Nach vorausgeschickter Veranlassung zu diesem Proceß und der Erörterung der dabey obwaltenden Umstände und Erfolge der Reden spricht der Verf. S. 11—16 seine Zweifel an der Echtheit der dritten Rede gegen Aphobus aus, indem mehrere Stellen darin es wahrscheinlich machen, daß die Rede nicht von D., sondern von einem Rhetor, welcher Urkenntniß des Attischen Rechts verrathe, zur Uebung geschrieben sey. — Was war auch leichter und anlockender, als zu diesen tutorischen, wie zu den Philippischen Reden, Nachträge zu verfertigen? — Daß übrigens die Reden D. selbst, nicht Isäus geschrieben habe, nimmt der Verf. (ungeachtet der von Ranke, Encyklop. S. 66, mit großer Genauigkeit nachgewiesenen Aehnlichkeit zwischen diesen Reden und denen des Isäus) mit Libanius an. Jene Aehnlichkeit bestätige bloß die Bemühung des Schülers, den Lehrer nachzuahmen. Cap. II. De litibus Midianis. Midias, schon mit D. verfeindet bey dem Proceß gegen seine Vormünder, läßt sich zum Werkzeug der Partey machen, welche in Demos-

ihenes schon bey seinem ersten öffentlichen Auftreten vor dem Volke den eifrigen, Vaterlandsvertheidiger ahnte und ihn als Rächer jedes Unrechts fürchtete, weshalb sie auch um jeden Preis einen solchen Mann zu stürzen bemüht war. Hierzu schenkte Midias, reich und zu allen schlechten Handlungen fähig, auch ohnehin schon mit Demosthenes verfeindet, ihr besonders tauglich zu seyn; doch hätte seine Hefigkeit bald Alles verborren. Er ist nicht zufrieden damit, den Demosth. als Choregen öffentlich zu beschimpfen, brachte er außerdem mehrere Klagen gegen ihn ein, und suchte besonders den Verdacht der Ermordung eines Anhängers des Cebulus, d. des Nikodemus, auf Aristarchus, des Demosthenes Freund, zu bringen, um letztern bey dem Volke verhaßt zu machen und ihm die Wahl in den Senat zu erschweren. — Ueber die Ol. 106. 4. geschriebene, aber nicht gehaltene Rede gegen Midias nach Böckh's Untersuchungen, jedoch mit der Ansicht, daß D. von Midias 30 Minen angenommen, nicht aus Gewinnsucht, sondern ne ipse temere litum omisissis videretur, sed humanitate potius et prudentia; nemo enim pro condonanda lite pecuniam adversario numerat, nisi quinsuae rei ipse diffidit. Cap. III. De litibus Aeschineis. Wie stand Dem. mit Aeschines in freundschaftlichen Verhältnissen. Letzterer früher mit Cebulus, dem Beschützer des Midias, als dessen Schreiber in Verbindung; später dessen Nachfolger in den Ansichten über den Staat und seine Leitung. Doch brach die Feindschaft zuerst aus bey der Gesandtschaft an Philipp wegen des Friedens und nach dem vorzüglich durch Aeschines veranlaßten Abschluß des Friedens; woben S. 33—50 möglichst klar diese dunkle und verworrene Geschichte des Friedens-

schlusses mitgetheilt und mit der Bemerkung geschlossen wird, daß nach diesem Allen Aeschines nothwendig dem Demosthenes als ein von Philipp bestochener Verräther erscheinen mußte. Deshalb wollte dieser mit Timarchus den Aeschines anklagen; doch wurde dieser unsittliche Mensch glücklich von Letzterm durch eine Gegenanklage vernichtet, und Demosthenes stand allein. Hat er nun wirklich die Klage angestellt? Schon im Alterthume finden wir bey Plutarch einen Zweifel an eine gerichtliche Verhandlung in dieser Sache, welche vom Idomeneus, einem höchst unzuverlässigen Compiler, angedeutet werde, ausgesprochen. Der Verf. erklärt sich mit Anführung einiger bisher nicht beachteter Gründe für Plutarch's Ansicht und glaubt, daß die Reden des D. und A. bloß niedergeschrieben, nie vor Gericht gehalten sind, wohl aber als Parteyschriften von Beiden bekannt gemacht, und so ihren Werken hinzugefügt wurden. Was ältere und neuere Beurtheiler veranlaßt habe, Plutarch's Ansicht zurückzuweisen, sey der Umstand, daß sich beide Redner der ihnen allein bequemen Form des Angriffes und der Vertheidigung in Reden zu etwaigem künftigen gerichtlichen Gebrauch bedienten, während doch für einen solchen Gebrauch gerade des Demosthenes Rede am wenigsten genüge, was dem Redner selbst einleuchtend gewesen seyn müsse. Ein neuer Versuch, mit Beziehung auf diese Untersuchung, Plutarch's Ansicht zu vertheidigen und den ihm gemachten Vorwurf der Uebereilung und Befangenheit in seinem Urtheile in dieser Sache zu beseitigen, ist in der kleinen Schrift: Die Reden des Demosthenes und Aeschines von der Truggesandtschaft, ein literar. Versuch von Dr. A. G. Becker, Quedlinb. 1835. 50 S. 8., gemacht. — Von

S. 61—94 handelt der Vf. ausführlich über Aeschines und Demosthenes' Reden über die Krone. Nach der gewöhnlichen Meinung sind beide im Monat Staphelion Ol. 112. 3. gehalten. Beym Demosthenes finden sich sehr wenige und nur dunkle Andeutungen dieses Zeitpunktes; häufige und deutliche dagegen bey Aeschines. Der Proceß wurde Ol. 110. 3. anhängig gemacht, entschieden aber erst Ol. 112. 3. Die Länge dieses Zwischenraumes, wovon Winiewski und Jacobs die Gründe aufgesucht haben, ist nicht gut zu erklären; man könne daher wohl annehmen, daß der Proceß auch früher, etwa Ol. 111. 3., geführt sey. Bey obiger, fast allgemeiner Annahme habe man sich vorzüglich auf Aeschines' Rede gestützt und durch sie sich täuschen lassen, aber nur zu viele Stellen in dieser Rede bewiesen es, daß Aeschines später und nachdem er des Demosthenes' Rede gehört, seine Anklagerede überarbeitet, und mehreres eingeschoben, was er einst mündlich nicht eben so vorgefragt, weil Manches damals ihm selbst noch nicht bekannt gewesen seyn könne. Diese Bemerkungen verdienen gewiß die Beachtung künftiger Interpreten des Aeschines. Cap. IV. De lite Aristogitonia. Die beiden Reden gegen Aristogiton, einen Erbssewicht, welchen Demosthenes und Lysurgus gemeinschaftlich durch eine Endeis'is gerichtlich verfolgt hatten, gehören zu den seltsamsten literarischen Producten des Alterthums. Kein Wunder daher, daß die verschiedensten Urtheile über sie bereits von alten Kritikern, noch mehr aber von den neuern gefällt sind. Während Einige, wenigstens die erste Rede, für höchst vortrefflich und des Demosthenes vollkommen würdig erklärten, zeigten begründeter Andere das Gegentheil. Nachdem der Verf. alle diese An-

sichten angeführt und beurtheilt hat, entscheidet er sich dahin, daß beide Reden durchaus nicht von Demosthenes herrühren können, was er hauptsächlich aus der Sprache, sodann auch durch innere Gründe erweist. Eigenthümlich ist ihm die Hinweisung auf die Rede des Dinarch gegen Demosthenes und die angestellte Vergleichung mit obigen Reden, wie die Vermuthung, daß Jemand bald nach Demosthenes Lebzeiten mit Benutzung obiger Rede und der Geschichtschreiber das bekannte Factum der Anklage des Aristogiton durch Demosthenes benutzt habe, jene gerichtlichen Declamationen zu verfertigen. Demosthenes habe übrigens nicht Ol. 110. 3, sondern erst ungefähr Ol. 112 den Aristogiton angeklagt; seine Rede aber sey entweder verloren gegangen, oder gar nicht von ihm bekannt gemacht. Die Untersuchungen über diese Reden scheinen zu den gelungensten Partien in dieser Schrift zu gehören. Cap. V. De lite Harpalica. Nachdem schon früher Demosthenes oft, vorzüglich vom Aeschines, der Bestechlichkeit beschuldigt war, ohne deshalb eigentlich angeklagt zu seyn, wobei dieser es ihm besonders zur Last legte, daß er, das vom Persischen Könige nach Athen gesandte Gold theilweise für sich behalten habe; wo man wohl, was das Letztere betrifft, nach den verschiedenen Zeugnissen der Alten wird annehmen müssen, daß selbst Demosthenes den Geldsendungen des Persischen Königs an die Griechen kein Hinderniß in den Weg gelegt, sie vielmehr befördert habe; denn es wäre ja unpolitisch gewesen, für das Macedonische Geld nicht ein dargebotenes Gegengewicht annehmen zu wollen. Ja, man könne selbst zugeben, daß D. persönlich von jener Behörde Geld erhalten habe, ohne doch deshalb an

Bestechung desselben zu glauben, weil sich in seinem Leben keine Spur finde, daß er, wie die von Philipp bestochenen Verräther, das überkommene Geld jemals zum Nachtheil des Staats verwendet habe. Vielmehr hoffte er, daß bey der Erschöpfung der Griechischen Staaten nur durch Persisches Geld das Macedonische überwunden werden könne, was er daher nicht als Bestochener, sondern als Freund des Vaterlandes annahm, wenn dieß ja geschehen ist. Hierauf erläutert der Verf. die Geschichte des Harpalischen Processes aufs sorgfältigste, verhört darüber alle Zeugen des Alterthums; besonders den für Demosthenes nachtheiligsten, den unbekanntesten Ankläger, für welchen Dinarch die Rede gegen Demosthenes geschrieben hat, und das Resultat dieser parteylosen und umsichtigen Untersuchung ist kein anderes als dieß, daß der Redner als Gegner der Macedonier von diesen verfolgt, angeklagt und verurtheilt wurde. Wie hätten sie die günstige Gelegenheit vorüber lassen sollen, den verhaßten Mann durch seine Mitbürger selbst und, sogar nach einem Urtheile des Areopagus über Demosthenes Schuld, zu vernichten? Hierauf führt auch, wie der Verf. zeigt, der Umstand, daß Aristogiton, Demades und andere dieser Parthey bloß zum Schein mit angeklagt wurden, aber ohne bestraft zu werden. Nur Demosthenes erlag einer Geldstrafe, würde aber, wäre er des Verbrechens überführt gewesen, zum Tode verurtheilt seyn. Statt dessen eine Geldstrafe von 50 Talenten, welche er, unbestochen, nicht bezahlen konnte. Wir sehen also auch durch vorliegende erneuete Untersuchung dieser Sache das Urtheil bestätigt, welches neuerlich zuerst Heeren also aussprach: 'Seine Feinde, die Führer der Macedonischen Parthey, fanden bald Gelegenheit ihn zu stürzen. Wie Har-

palus, geflüchtet von Alexanders Heer, nach Athen kam, ward Demosthenes beschuldigt, durch sein Geld gewonnen zu seyn, wenigstens still zu schweigen.' Um so befremdender ist es, daß der neueste Biograph des Demosthenes in Frankreich: *Vie de Démosthène par M. A. Boullé. Paris 1834. 176 S.* sich über die Sache so ausspricht: 'Toute conjecture serait délicate, toute decision semblerait téméraire'; ungeachtet er in der beygefügtten Anmerkung die richtigen Ansichten Anderer mitgetheilt hat. Diese Unentschiedenheit in einer für das Leben und den Character des Redners so wichtigen Sache scheint ein ungünstiges Licht auch auf anderweitige Forschungen des Verf. zu werfen.

In dem von S. 127 — 166 folgenden Epigramm handelt der Hr Verf. über die verschiedentlich besprochenen Wiederholungen einzelner Stellen in den Reden des Demosthenes, von welchen Chr. G. Gersdorf (Altenb. 1833. 4.) eine vollständige Sammlung gemacht hatte. Er zeigt, wie es allgemeine Meinung der Zeitgenossen gewesen sey, daß D. nur nach sorgfältiger Vorbereitung öffentlich gesprochen und mithin auch seine Reden genau ausgearbeitet habe. Selbst in Fällen, wo er angeblich aus dem Stegereif geredet haben soll, läßt sich nachweisen, daß er wohl noch Zeit zur Vorbereitung gefunden hatte, wie bey der Rede, welche von ihm, nachdem Philipp Glatea besetzt hatte, gehalten wurde, wo die Nacht vorher ihm noch Zeit zum Nachdenken gewährte. Was aber überhaupt von dem Fleiß der Redner, nach Beendigung des Streits ihre Reden auszufeilen, berichtet werde, daß gelte vorzüglich vom Demosthenes, welcher auch durch seine Schriften sich der Nachwelt als beachtenswerther Redner darstellen wollte. Und daher die Sage, daß er fast sein ganzes Leben

hindurch an seinen Reden gefeilt habe, woher auch die von den Alten, namentlich vom Cicero, anerkannte höchste Vollendung derselben herrühre. Deshalb würden auch die in seine Werke aufgenommenen Reden, welche Spuren von nachlässiger und minder correcter Schreibart an sich trügen, mit Recht von gelehrten Beurtheilern dem Demosthenes abgesprochen. Der Vf. wendet sich nun zur Beurtheilung der Ansicht, welche der große Englische Staatsmann und Redner Lord H. Brougham in der im Jahre 1825 bey Uebernahme des Rectorats zu Glasgow gehaltenen Rede über die Wiederholungen in Demosthenes Reden und besonders in der vierten Philippischen Rede mitgetheilt hat. Ausführlicher noch ist von L. Brougham in dem Edinburgh Review Oct. 1821. Vol. XXXVI. p. 82 — 110 diese Ansicht vertheidigt, welche Stelle wegen der Seltenheit dieses Journals in Deutschland Hr Prof. W. S. 135 ff. vollständig mitgetheilt hat, was den Freunden des Redners nur erwünscht seyn konnte. Indem nun Lord Br. gleichfalls die Ansicht theilte, daß D. nur durch die strengste Feile in seinen schriftlichen Aufsätzen zu der Vollendung als Redner gelangt sey, welche man an ihm bewundere, wendet er dieß auf die IV. Philipp. Rede an, von welcher er annimmt, daß der Redner die in ihr aus den übrigen Reden häufig wiederholten Stellen zur höchsten Vollendung in stylistischer und oratorischer Hinsicht erhoben und den Umständen angepasst habe. Um dieß Urtheil prüfen zu können stellt Hr W. S. 137 — 141 die Stellen zusammen, in welchen dieß geschehen seyn soll, und setzt hierauf den Bemerkungen des L. Br. einige, wie uns bedünkt, schlagende Gegenbemerkungen entgegen, aus welchen erhellt, daß im Gegentheil der Verf. dieser Rede Manches

minder glücklich verbessert habe, daß in ihr manches Andemosthenische sich finde, und daß das Ganze nur einen Abschreiber anderer Stellen Demosthenischer Reden verrathe, welcher, um sein Plagiat zu verbergen, willkürlich Abänderungen in einzelnen Worten gemacht habe. Doch dem sey wie ihm wolle, wären dem genannten berühmten Manne die critischen Untersuchungen bekannt gewesen, welche holländische und deutsche Gelehrte über die schon von Lucchesini und Jacobs ein Cento einer Demosth. Rede genannte IV. Philippische angestellt haben, er würde vielleicht bey seinem Scharfsinn und seiner genauen Kenntniß des Demosthenes diesen beygepflichtet haben, was wohl noch jetzt geschehen dürfte, wenn anders jemals Hn. Westermann's Schrift dem berühmten Gelehrten vor Augen kommen sollte. — Wollte man daher über die Wiederholungen in Demosthenischen Reden richtig urtheilen, so müßte den Gründen derselben bloß in den anerkannt echten Reden nachgeforscht werden, und da fänden sich denn z. B. bey der Androtionea und Timocratea genügende Gründe der Wiederholung darin, daß beide Reden für einen Ankläger geschrieben, und die letztere gleichfalls gegen den Genossen des Androtion gerichtet sey. Hier fänden sich nun zwar auch Abänderungen, aber keineswegs um die frühere Rede dadurch zu verbessern, auch wären wahrscheinlich diese Wiederholungen auf besondern Antrag des Klägers Diodor in die Rede aufgenommen. Ueberhaupt gebe es in Demosthenes Reden, wenn man davon die anerkannt unechten absondere, sehr wenige Wiederholungen und diese beständen mehr in einzelnen Gedanken, als in Wiederholung derselben Worte, am wenigsten aber habe Demosthenes sich selbst abgeschrieben, um irgend etwas richtiger und voll-

126. 127. St., den 13. August 1835. 1261

kommener darzustellen, als dieß früher von ihm
geschehen sey.

A. B.

E b e n d a s e l b s t.

Hey Barth: Zeitschrift für die historische Theo-
logie, in Verbindung mit der historisch-theolo-
gischen Gesellschaft zu Leipzig herausgegeben von
Dr. Chr. Fr. Illgen. Vierten Bandes zwey-
tes Stück. 1834. 303 S. Fünften Bandes er-
stes Stück. 1835. 287 S. in Octav.

Von den 13 Abhandlungen in beiden vorlie-
genden Hefen dieser so schätzbaren Zeitschrift ge-
hören diesmal nur zwey dem außerchristlichen
Kreise an, die übrigen elf behandeln einzelne
Puncte, oder gewähren umfassende Uebersichten
aus der christlichen Kirchen- und Dogmenge-
schichte.

IV. No. 1. Ueber die höchsten acht Gotz-
heiten oder Kabiren der Germanischen
Völker, in Bezug auf die acht Quas-
der Chinesen, nach einer chinesischen
Münze im Cabinet der deutschen Ges-
ellschaft zu Leipzig. Ein Beytrag zur
Religionsphilosophie und Religions-
geschichte der alten Völker von Dr. Gu-
stav Seyffarth, Professor zu Leipzig.
Der Satz, um dessen Erhärtung sich diese Ab-
handlung dreht, kommt darauf hinaus, der My-
thologie aller alten Völker, wie schon oft ver-
sucht ist, eine astronomische Bedeutung abzuge-
winnen, in deren Grundzügen dann die auffal-
lendste Harmonie zwischen Aegyptiern, Griechen
und Römern, Germanen und Chinesen nachge-
wiesen werden soll; überall sollen die acht größ-
ten Götter oder Kabiren die sieben Planeten mit der
Erde, dagegen die zwölf großen Götter die zwölf Zei-

chen des Thierkreises seyn, welche mit Sonne und Mond in Conjunction während des Jahrescyclus cooperieren, und erzeugend oder zerstörend auf alle sichtbare Dinge einwirken. Nachdem die Uebereinstimmung hierin zwischen den classischen Völkern des Alterthums und den Aegyptiern behandelt ist, wird der Beweis auch rücksichtlich der Germanischen Völker unternommen, daß sie acht höchste Gottheiten oder Kabiren verehrt haben, und diese den Planetengöttern entsprechen. Wir müssen eingestehen, durch dieses unsern alten Vorfahren nachgesagte astronomische System ein Wenig überrascht zu seyn, da uns von deren Beschäftigung mit dem gestirnten Himmel in solchem Maße bisher nichts bekannt war, dergleichen auch von dem für Astronomie sehr ungünstigen Himmelsstrich Germaniens schwerlich erwartet werden konnte. Gemildert wird jedoch das Auffallende hiervon durch die aus jener Harmonie gezogene Folgerung, daß jene astronomische Mythologie auch nicht Product unsers nördlichen Himmelsstrichs, sondern ein Erbstück jener gemeinschaftlichen Cultur Hochasiens seyn soll, von wo die Völker nach den verschiedenen Weltgegenden hinabstiegen, und hieran, wie an den Grundzügen der Sprache Denkmähler einer gemeinschaftlichen Abstammung mit davon trugen. Dennoch müssen wir gestehen, gegen des Verf. Satz schon wegen des großen Aufwandes von Scharfsinn und Gelehrsamkeit, dessen seine Erhärtung bedurfte, einigen Bedenken nicht ganz zu entgehen. Der Beweise für die aufgestellte Harmonie sind nicht weniger als 14 gegeben, worunter z. B. No. 1: die Alten bezeugen, daß das Germanische Pantheon von dem der übrigen Völker, namentlich dem Römischen, im Allgemeinen nicht verschieden gewesen sey. Diesen Völkern aber, und namentlich den Römern, wa-

ren die Kabiren, die Dii selecti, Dii potes, nichts Anderes als die 7 Planeten und die Erde. — Allerdings vergleichen Römische Schriftsteller die Germanischen Gottheiten mit analogen Gestaltungen des Römischen Pantheons; aber gewiß nicht im astronomischen Sinne, sondern nach den ihren einheimischen Göttern beygelegten Eigenschaften und Wirkungen. Aus der berühmten Stelle (Caes. de bello gall. IV. 17) wird auch nicht durch ein Wort erwiesen werden können, daß Cäsar als aufgerufener Zeuge im geringsten nur den Germanischen Göttern jene astronomische Bedeutung beygelegt habe. Dessen also, was durch das Zeugniß erhärtet werden soll, war sich Cäsar schwerlich bewußt, und würde er vielleicht die Uebereinstimmung der Germanen mit den Ideen der übrigen Völker minder allgemein ausgedrückt haben, wenn er jenen Barbaren dadurch ein Zeugniß ihres astronomischen Tiefsinns hätte ausstellen sollen. Noch schwankender ist der zweyte mehr aprioristische Beweis: der natürliche Mensch wird von selbst darauf geführt, die höchsten Naturerscheinungen als die höchsten Gottheiten zu verehren, und diese sind Sonne, Mond und die ihnen ähnlichen Lichtsterne als Symbole anderer allgemeinen Naturpotenzen &c. Der historische Beweis muß doch jedesmahl viel einfacher seyn, als er hier geliefert wird: gerade das Complicirte erregt Verdacht. Bedeutsam freylich erscheint die in einem lithographierten Abdrucke beygegebene Abbildung eines 1639 in Dänemark gefundenen goldenen Hornes, aus dessen Figuren der Hr Vf. die sieben Planetengötter zusammenstellt. Ein wenig lebhaftere Phantasie gehört allerdings dazu, theils Alles herauszufinden, theils sich darüber hinauszusehen, daß zwey Planeten, Mercur und Venus, durch einen wirklichen Stern, deren aber mehrere Aehnliche als Zierrath vorhanden, Jupiter durch einen Hirsch, Mond und Sonne

durch zwey durchaus gleich bewaffnete Figuren mit Schwert und Schild dargestellt worden sind, während für Mars und Saturn die Bezeichnungen noch am erträglichsten zutreffen, woben aber wieder nicht abzusehen ist, wie ihr Kopfschmuck durchaus Elefantenzähne vorstellen, und so auf den südlichen Ursprung der ganzen Idee hinweisen soll, während sich auch recht gut gewöhnliche Hörner, höchstens Eberzähne darin erblicken lassen. Ohne große Willkühr und gewagte Voraussetzungen wird sich die Hypothese des Hn Vf. nie durchführen, und ähnliche Bedenken sich auch gegen dieselbe Ansicht von den 8 Obergöttern oder Kuas der Chinesen erheben lassen, ungeachtet die Zahl der dafür beigebrachten Beweise sich gleichfalls auf nicht weniger als 9 beläuft. Nachdem die astrologische Grundlage für den Norden wie für den Osten erhärtet ist, wird dann noch ein gleichfalls überraschender Schluß weiter geführt, der Anfang der nordischen Mythologie und Geschichte falle in die Zeit, wo der Thierkreis der germanischen Völker, so wie aller übrigen Nationen entstand, ins Jahr 3446 v. Christo. Der Beweis wird aus dem Vorrücken der Nachtgleichen geführt, womit natürlich unsere astronomischen Altvordern sehr vertraut gewesen sind; das aufgefundene Jahr wird zugleich als der Zeitpunkt der großen Fluth angenommen, für deren Allgemeinheit beyläufig wieder 14 Argumente geliefert werden, und so erscheint denn jener Noah, Menu, Fo, Hi, Sesostris, Sisustro, Odin, Taaut, Deucalion, Osiris oder wie sonst der Mann, der die große Fluth überstand, genannt seyn mag, nicht allein als Erfinder der übrigen Wissenschaften, sondern auch als Astronom, der den Thierkreis bestimmte, die astronomischen Principien seinen Nachkommen übermachte!

(Der Beschluß im nächsten Stücke.)

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

128. Stück.

Den 15. August 1835.

L e i p z i g.

Beschluß der Anzeige: Zeitschrift für die historische Theologie, 2c. 2c.

Gewiß halten wir die Germanische Mythologie für noch sehr verworren, und sorgfältiger Forschung bedürftig; allein der hier eingeschlagene Weg scheint uns deshalb vorläufig noch sehr gewagt, weil es zunächst gewiß weniger des Verallgemeinerens und Parallelisierens mit andern Erscheinungen, als vielmehr des Individualisierens, Vereinzelnens und namentlich des kritischen Lostrennens des rein Germanischen vom Nordischen und Slavischen zu bedürfen scheint. Die Forschung gehe ja erst ins Einzelne und historisch Gewisse; nur dann werden umfassende Vergleichen glücken können. Verwandten Inhalts ist

V. No. 1. Merkwürdige Stelle aus den Religionschriften der alten Parfen, erklärt von demselben Verfasser. Eine Constellation, in der Zendavesta berichtet nach der Uebersetzung des Anquetil du Perron,

wird auf das Jahr 1578 vor Christo nach Tag und Stunde berechnet, und in der Voraussetzung, daß dieselbe beobachtet und sofort niedergeschrieben, nicht aber von dem alten Verfasser rückwärts berechnet sey, daraus geschlossen, daß das Weichen der Nachtgleichen schon seit den ältesten Zeiten bekannt, daß gleichfalls in Persien schon vor jenem Jahre die Schrift vorhanden war, um die gemachte Beobachtung sofort verzeichnen zu können, daß Thierkreis und Astronomie so alt wie unsere Geschichte sey u. s. w. Die Annahme des Verfassers, daß der Schlüssel zu aller Mythologie ein astronomischer sey, erhält dadurch freylich eine bedeutende Stütze, doch halten wir es gleichfalls schon für gewagt, auf die zu Grunde gelegte Uebersetzung so kühne Schlüsse zu bauen.

IV. No. 2. Der Arianismus in seiner ursprünglichen Bedeutung und Richtung, und V. No. 2. der Arianismus in seiner weitem Entwicklung, dargestellt vom Professor L. Lange zu Sena.

Diese doppelte Abhandlung schließt sich den mehrfachen theils in derselben Zeitschrift, theils selbstständig mitgetheilten Untersuchungen des Hn Verf. über die alte Ketzergeschichte an. Eine Revision der den Ketzern zur Last gelegten Irrlehren und der über sie ausgesprochenen Verdammung ist um so erwünschter, da unsere Zeit durch unparteyische Critik dabey wohl Manches wieder gut zu machen hat, und, worauf der Hr Verf. wiederholt aufmerksam macht, der Sieg der Orthodorie auf den öcumenischen Synoden häufig nichts anders als Durchführung der äußerlichen Episcopalgewalt war, von der nach evangelischen Principien doch am wenigsten Bestimmung des Glaubens und der Lehre abhängen kann. Der Satz, den beide vorliegenden Ab-

handlungen durchführen, kommt darauf hinaus, 'daß das Wesen des Arianischen Streits in der dialectischen Bestimmung des herkömmlichen Lehrbegriffs, um möglicher Ketzerey vorzubeugen, zu suchen sey.' Die Nachweisung, daß von beiden Seiten viel dialectische Kunst aufgeboten sey, muß als gelungen dem Verf. zugestanden werden: schwerlich darf man aber darin etwas wesentlich Neues erörtert finden, sobald nur der Aufwand von dialectischer Kunst beachtet wird, den auch schon die vorangegangenen Streitigkeiten mit Sabellius, Paul von Samosata, unter Origenes, darbieten. Die eigenthümliche Ansicht des Verfs. kann deshalb nur so aufgefaßt werden, daß die Dialectik der Arianer consequenter als die ihrer Gegner, und getreuer dem Lehrbegriffe der Schrift geblieben sey, eine Idee, die sich seinen frühern meist apologetisch für die Ketzerey gehaltenen Untersuchungen anschließt. Fruchtbarer als durch diese Nachweisung des Dialectischen im Arianismus, das ja leicht zugegeben werden muß, hätte nach unserer Ansicht die Untersuchung werden können, wenn die wesentlichen Lehren jenes Systems nicht allein im Gegensatze gegen den Bischof Alexander und die spätere Nicänische Orthodorie, sondern nach in ihrem Verhältniß zu den vorangegangenen Systemen, namentlich dem platonisierenden und dem Origenistischen, behandelt wären. Bey der Mehrzahl der Bischöfe zu Nicäa, jener mittleren Parthey, wie sie von den beiden Eusebius vertreten wurde, darf wenigstens die anfängliche Zuneigung für Arius wohl nicht anders erklärt werden, als daß sich seine Schöpfungs Idee des λόγος und das dadurch begründete Verhältniß zum Vater trefflich mit jener προβολή zusammenstellen ließ,

wodurch die früheren platonisierenden Väter das Hervortreten des λόγος erklärt hatten.

IV. No. 3. Synodalrede des Nerses von Lampron, Armenischen Erzbischofs von Tarsus im zwölften Jahrhunderte. Aus dem Armenischen übersetzt, mit Anmerkungen und einer Einleitung versehen vom Professor Naumann zu München. Vorliegende Rede wurde von Nerses dem Lampronenser, Erzbischof von Tarsus, auf einer Synode zu Rom=Cla (Römerfestung) im Jahre 1179 bey Gelegenheit der Vereinigungsversuche der Griechischen und Armenischen Kirche gehalten, die gleichzeitig von dem Armenischen Catholikus Gregorius IV. und dem Kaiser Manuel dem Comnenen betrieben wurden. Die vorausgeschickte historische Einleitung theilt die nähern persönlichen Verhältnisse mit. Der Streit zwischen beiden Kirchen betrifft außer ceremoniellen Differenzen besonders die beiden Naturen in Christo, oder, was damit gleichbedeutend ist, die Anerkennung der Chalcedonensischen Synode, wozu sich die Monophysitischen Armenier nicht verstanden hatten. In 9 Canones waren die Forderungen der Griechen der Synode zu Rom=Cla vorgelegt, und unser Redner bietet Alles auf, um seine Glaubensgenossen zur Annahme derselben zu bestimmen. Die Kunst der Rede ist um so ergreifender, je weniger sie Demonstration merken läßt, sondern vornehmlich das Gefühl der Zuhörer anspricht. Es konnte ihm leicht werden, die Differenz wegen der 2 Naturen als unbedeutend, und die Griechen als im Grunde mit den Monophysiten einverstanden darzustellen, indem er das Zerreißen der Naturen Christi, wogegen sich die Armenier so sehr erklärten, glücklich genug nicht als Griechisches

Dogma, sondern als Nestorianische Ketzerey darstellen durfte, die von den Griechen ja gleichfalls verabscheut werde. Gleich gewandt weiß er den Griechischen Sätzen über Feiertage, gesäuertes Brot im Abendmahl, Wein mit Wasser vermischt &c. eine so empfehlungswerthe Seite abzugewinnen, daß die Differenzen ihm wie unter den Händen verschwinden, und weiß zugleich über das Ganze einen so ergreifenden Geist der Milde und des Friedens zu verbreiten, daß wir unbedenklich die Rede zu den schönsten Erzeugnissen der irenischen Homiletik zu zählen befugt sind. Namentlich der Schluß, wo der Redner Empfindungen der Milde und Verträglichkeit, die er bisher anempfohlen hat, als schon bey den versammelten Bischöfen erwacht und auf ihren Antlitz abgeprägt darstellt, ist von einer durchaus unwiderstehlichen Wirkung. In der That gelang ihm seine Absicht auch vollkommen, der Synodalschluß fiel ganz allgemein versöhnlich aus, allein die Verhandlungen mit den Griechen wurden durch neue Kriege in Kleinasien gestört, und die Spaltung dauerte fort.

No. 4. Die Schule zu Schlettstadt, eine Vorläuferin der Kirchenverbesserung, von Timotheus Wilhelm Röhrich, Pfarrer in Fürdenheim und Handschuhheim im Elsaß. Der Verfasser, rühmlichst bekannt durch seine Geschichte der Reformation im Elsaß (Straßburg 1830. 3 Thele.), einst gleichfalls gelehrter Mitbürger unserer Universität, verzeichnet hier in kurzen Umrissen die Geschichte eines Instituts, das, hervorgerufen von den erwachenden humanistischen Studien während des 15. Jahrhunderts, durch Bildung freymüthiger Männer bedeutsam in den geistigen Umschwung mit eingegriffen hat, der jenen Zeitpunkt auszeichnete.

Für Schlettstadt, eine nicht unbeträchtliche mittelbare Reichsstadt des untern Elsaß, war nach einer sehr wahrscheinlichen Vermuthung des Verfassers die Nähe des Basiler Concils vielleicht der Anstoß zur Errichtung einer Schulanstalt, aus der, um nur die vorzüglichsten zu nennen, Männer wie Jacob Wimpfeling, ausgezeichnet im Kampfe gegen die Dunkelmänner, Ritter Eitelwolf von Stein, der Beschützer Hutten's, ferner Beatus Rhemanus, der Vertraute des Erasmus, und Leo Juda, der Freund Zwingli's, hervorgingen. Später kam durch die Bewegungen der Reformation die Anstalt in Verfall, da der Magistrat an der alten Lehre festhielt, und die lernbegierige Jugend sich deshalb lieber nach dem freyeren Basel oder Straßburg wandte; die Schule gerieth zulezt in die Hände der Jesuiten.

No. 5. Daniel Müller, ein merkwürdiger religiöser Schwärmer des achtzehnten Jahrhunderts, von Ernst Friedrich Keller, Herzogl. Nassauischem Schulinspector und Evangelischem Pfarrer zu Diez. In der Nähe von Dillenburg hatte der Verf. Gelegenheit, seit dem Jahre 1825 die Bekanntschaft einer separatistischen Secte zu machen, die durch seltsame Gestaltung ihrer dogmatischen Eigenheiten sich nicht auf die gewöhnlichen Erscheinungen des Separatismus zurückführen, sondern auf irgend eine verborgene Ursache ihrer Abneigung gegen den kirchlichen Lehrbegriff schließen ließ. Es gelang dem Verf., diese Ursache durch sorgsames Forschen in der Thätigkeit eines Mannes zu finden, der für die Kunde des sectiererischen Treibens im vorigen Jahrhundert um so interessanter ist, je mehr er sich sowohl damals der Wachsamkeit der kirchlichen Behörden, als seitdem auch den historischen

Notizen entzogen hat. Daniel Müller, 1716 zu Wissenbach bey Dillenburg von armen Landleuten geboren, anfangs zum Viehhüten, dann zu niedrigen Diensten am Fürstlich Nassauisch-Dillenburgischen Hofe gebraucht, wußte sich durch Geschicklichkeit in der Musik aus seiner dürftigen Lage zu ziehen, und sich durch mühsames Studium eine, zwar mangelhafte, gelehrte Bildung zu erwerben. Eine religiöse Erregbarkeit, wie er sie mit unleugbar großem Talent und einer sehr lebhaften Phantasie verband, ließ ihn bald an den streng calvinischen Lehrbegriff, worin er erzogen war, anstoßen, und wohl durch Hülfe jener Theosophie des 17. Jahrhunderts die Grundzüge eines seltsam universellen, und doch ziemlich ängstlich biblischen Systems zusammenfassen. Vorherrschend ist darin die chiliastische Erwartung des Weltendes, das er anfangs auf das Jahr 1775, und als es damals nicht eintreffen wollte, durch rectificierte Berechnung auf 1781 festgesetzt hatte: Friedrich II., den er für seine Prophetien zu gewinnen gedachte, ließ ihn statt dessen 9 Wochen, wahrscheinlich in Magdeburg, einsperren, und galt ihm nun wegen dieses Widerstrebens gegen seine Offenbarungen als Antichrist; sich selbst nahm er wegen des erhaltenen Prophetenauftrags für den Elias, redete, schrieb in diesem Namen, weshalb seine ziemlich zahlreichen Bücher, obgleich von critischen Instituten wohl beachtet, nicht leicht zur Entdeckung seiner Person führen konnten. Characteristisch für sein seltsames System ist außerdem ein Universalismus, der im Islam, im Judentum und Heidenthume gleichfalls göttliche Offenbarungen im Sinne des Christenthums erblickt; Müller beschäftigte und befreundete sich mit rabbinischen Schriften und mit dem Koran, erwartete von den hereinbre-

henden Türken mit dem Ende der Welt die Zerstümmung der bestehenden Kirche, und selbst der letzte Türkenkrieg 1827 erregte jene Separatistensecte ungemein zu kühnerem Hervortreten mit ihren Erwartungen. Das System seiner speciellen Theologie ist ein auffallendes Gemisch von Gnosticismus und Pantheismus, der allegorisch in die biblische Geschichte eingeführt ward. Das Wesen Gottes durch den ganzen Raum ausgebreitet formiert sich in menschliche Gestalt und wird Adam, und zugleich Jesus Christus, dessen Geschichte auf Erden nun ziemlich doctisch allegorisiert wird. Urheber der Schrift ist Gott selbst, und zwar wie des Alten und Neuen Testaments, so auch des Korans und der Religionserkenntnisse unter den Heiden. Dagegen die eigentlich kirchlichen Lehren, besonders die Sätze von der Trinität, Ewigkeit der Höllestrafen werden bitter angegriffen, und gegen die Geistlichkeit, wegen ihres Hangens am Buchstaben, eben so geeifert, als gegen den damals beginnenden Naturalismus. Durch die Kühnheit, womit dieser Schwärmer seine Sätze als volle Ueberzeugung vortrug, gelang es ihm leicht, sich einen Anhang zu erwerben, der noch jetzt gegen manche positiven Lehren des Christenthums großen Widerwillen hegt. Selbst aus höheren Ständen, wozu auch sein musicalisches Talent beitrug, zählte er viele Anhänger, die ihn mit Geldmitteln zum Druck seiner Bücher, und auf seinen Irrfahrten, die besonders zwischen seiner Heimath und den Holsteinischen und Mecklenburgischen Gegenden wechselten, mit Schutz gegen Nachfragen der Polizey versahen. Seit 1782, wo er sich zuletzt aus der Heimath weg nach dem Norden begab, ist seine Spur verschwunden, nur Gerüchte lassen ihn in der Nähe von

Hamburg enden. Gewiß sehr richtig erklärt der Herr Verf. das ganze System als hervorgegangen aus einem Anstoß an der Calvinischen Anthropologie, deren Engherzigkeit ihn dann sofort zum allerweitesten Universalismus hinübertrieb, wozu sich aus Verehrung gegen das Wort der Schrift dann allegorische Erklärung und Chiliasmus gesellte. Ist es um eine historische Parallele zu thun, so möchten wir sie am natürlichsten in einzelnen Zügen der Waldenser des 12. und 13. Jahrhunderts finden, wenigstens der allegorischen Exegese, dem Widerspruche gegen die kirchliche Obrigkeit, den chiliaistischen Erwartungen nach, nur daß statt der Waldensisch praktischen Tendenz auf Armuth und Ascetik gerichtet, hier ein theosophischer Universalismus sich eingedrängt hat. Auf jeden Fall hat sich der Herr Verfasser durch seine höchst interessante Mittheilung nicht allein den Dank der Prediger, die mit den Ueberresten der Müllerschen Secte in Berührung kommen, sondern in höherm Grade auch den Dank eines Jeden erworben, der für Erscheinungen so eigener Art auf dem kirchlichen Gebiete, besonders in ihrer Wiederkehr unter leicht zu erklärenden Modificationen, Sinn hat.

Aus dem ersten Hefte des fünften Bandes sind außer den bisher bemerkten noch folgende Abhandlungen aufzuführen: No. 3. Ueber die Gründung und Entwicklung der Neueuropäischen Staaten im Mittelalter besonders durch das Christenthum. Ein Beytrag zur Empfehlung der Kirchengeschichte des Mittelalters vom Professor Royards zu Utrecht, aus dem Holländischen übersetzt von G. Kinkel zu Bonn. Eine umfassende, in großartigen Zügen verzeichnete Uebersicht der Europäischen

Geschichte vom Beginn der Völkerwanderung bis zur Reformation, mit steter Beachtung des Einflusses, den das Christenthum auf Bildung und Gesittung der Neuropäischen Völker, besonders des Germanischen Stammes ausübte. Die Tendenz des Verfassers ist eine apologetische für die Entwicklung des Mittelalters; es ist Unrecht in demselben nur einen Rückschritt der Menschheit selbst dann zu finden, wenn man die Culturstufe dieses Zeitraums für ungleich niedriger, als der vorangegangenen classischen Zeit erklären muß. Rückschritte sind nur bey ein und demselben Volke denkbar; hier aber waren es stets andere Völker, die auf den Schauplatz der Geschichte geführt, ihre Bildung ziemlich von vorn beginnen mußten: also nur neuer Stoff für die Schule der Cultur, nicht Rückschritte! Die Argumentation ist gewiß edel gemeint; aber das leise Sophisma darin doch nicht zu verkennen. Wenn derselbe geschichtliche Boden, für den eine frühere höhere Culturstufe zugegeben ist, später der Barbarey verfällt, so wird diese Erscheinung, selbst wenn sie durch ein neu herzu gekommenes Volk herbeigeführt wird, ohne alles Bedenken ein Rückschritt genannt werden müssen; es geht ja das Bessere verloren, und die Bildung beginnt wieder bey dem Unvollkommneren. Indes scheint uns in diesem Zugeständniß gar keine Gefahr zu liegen. Warum nicht auch einmahl einen Schritt zurück, um dadurch desto weiter vorwärts zu kommen? warum nicht einen neuen Anlauf nehmen, um eine so großartige Erscheinung zu verwirklichen, wie die Durchdringung der Germanischen Völker mit dem Geiste des Evangeliums? Der Lauf, den die Geschichte der Menschheit nimmt, ist nicht immer ein gerader nach Richtschnur und Bouffole; er krümmt sich wohl, schlängelt sich

auch wohl einmahl im Bogen rückwärts, und erst nach weit durchlaufenem Stadium liegt der desto sicherer geschehene Schritt vorwärts zu Tage.

Die Behandlung des Verf. geht dann besonders darauf hinaus, den Geist des Christenthums als jene Gewalt zu bezeichnen, welche die nomadisierenden Stämme der Völkerwanderung zu festen Nationen umzubilden, sie zu einer großen Völkerfamilie zu vereinigen, und so den Zustand des neuern Europa herbeizuführen wußte. Trefflich tritt für diesen Zweck auch die Bedeutung der mittelalterlichen Hierarchie, selbst in ihrer gänzlichen Verweltlichung hervor. Rom als Mittelpunkt des christlichen Occident's hat die große Aufgabe gelöst, durch seine Einheit des Cultus und des Ceremoniells, der Kirchensprache und des kirchlichen Regiments das Bewußtseyn der Einheit bey den abendländischen Völkern rege zu erhalten. Das christliche Princip, in welcher Gestalt es auch austrat, in der arg sinnlichen Predigt der Missionäre, oder, vereint mit geistiger Bildung durch die unermüdete Thätigkeit Karls des Großen, oder als die Hierarchie sich des evangelischen Geistes ziemlich entschlagen hatte, durch die sittlichen Bestrebungen der zahlreichen Mönchsorden, der aufstehenden Secten und Reformationsversuche: jedesmahl überwältigte es die Barbaren, und führte die Völker Europas der gewaltigen Entwicklung des 16ten Jahrhunderts entgegen. Die Darstellung des Verfassers ist umsichtig und großartig, die Uebersetzung sehr gelungen.

No. IV. Hexaëmeri Andreae Sunonis distinctio decima. Curante Petro Christiano Kierkegaard, Ph. Dr. Havniensi. Von Andreas Sunesen, dem Nachfolger Absalons auf

dem Erzbischöflichen Stuhle von Lund (seit 1202, † 1228), bekannt durch seine Kreuzzüge gegen das heidnische Esthland unter Waldemar II., besitzt die Universitätsbibliothek zu Copenhagen im Manuscript ein Hexaëmeron, das im Geschmacke der Zeit ein System scholastischer Dogmatik in nicht ganz schlechten Hexametern darstellt. Die hier mitgetheilte zehnte Distinction umfaßt die Soterologie, und zwar ganz in der Form, wie sie Anselm von Canterbury ausgebildet hatte. Die Nothwendigkeit der Erlösung durch den Θεάνθρωπος findet sich ganz nach dessen Argumenten dargestellt: v. 200 sqq.

Se deus ad formam servi contraxit, ut idem et deus ens et homo, jacturam redderet in se subtracti, et, parti neutri suspectus, utrumque

placaret, parti gratus mediator utrique. — Die mitgetheilte Probe macht den Wunsch nach dem Ganzen sehr rege, und würde der Herausgeber sich dadurch ein großes Verdienst um das allseitige Verständniß der scholastischen Systeme erwerben. Der Vers ist ohne die Leoninischen und anderen Entstellungen der Zeit; nur die Quantität der Vocale, besonders des a wird sehr willkürlich behandelt, z. B.: quae jussā, servarē u. dgl.

No. 5. theilt Hr M. Pescheck, Diaconus in Bittau, einige alte Lateinische Gedichte auf Johann Hus, Hieronymus von Prag und Johann Biska mit, wie sie jüngst in einem Cantionale von Königinhof in Böhmen entdeckt wurden; wir heben nur das von ein doppeltes Numerale auf Hus und Hieronymus aus, deren erstes eteostichisch das Jahr 1414, das andere 1416 ergibt:

128. St., den 15. August 1835. 1277

VitaM ConstantIs Constantia sVstVLIt
hVffI

reLLIqVIas VIVaX gVrglterhene VehIs.

IVngItVr In CoeLIs pIVs Iste hIeronyMVs
hVssO,

eXVVlae rhenI ConsoCIantVr aqVIs.

VI. Eine Predigt von Johannes Bugenhagen im Kloster Belbuck gehalten. Aus dem Originale mitgetheilt von Dr. Förstmann zu Halle. Die Predigt am Tage Petri und Pauli (29. Junius) lateinisch gehalten liegt nach dem Jahre 1519, da einer Schrift des Erasmus von diesem Jahre darin gedacht wird, aber auch nicht lange hernach, weil Bugenhagen dabey noch als Catholik erscheint. Nach seiner eigenhändigen Ueberschrift bemerkt er: videre hic licet, quam libenter tunc voluerim esse Christianus, sed tempus adhuc erat errorum; — und in der That begreift es sich leicht, wie ein solcher Character sich von der Wittenbergischen Predigt angezogen fühlen mußte, da er schon damals bestimmte Züge der evangelischen Rechtfertigungslehre aufgefaßt hat, bey deren Vortrage er freylich die Gefahr ahnt, der er sich aussetzt: non meam doctrinam locutus sum: Christus dixit; cum ipso contendant, ipse sese defendet, non meo indiget patrocinio. Interessant für die Geschichte der Homiletik ist die eigenhändig beygefügte Disposition, in welcher Wort für Wort der Text Sir. 44. 10, 11 nach der Vulgata zergliedert ist: vorauf geht das Thema: hi (die Apostel Peter und Paulus sunt viri misericordiae; dann folgt eine Würdigung, excellentia, ein bescheidener Zweifel an hinreichendem

der Kraft zur Ausführung, infirmitas, und darauf homilienartige Behandlung der Textesworte selbst. Die Anlage hat etwas für jene Zeit Stereotypisches.

VII. Die erste Quelle zur Geschichte Adolph Clarenbachs, vom Consistorialrath Mohnike zu Stralsund. Critische Untersuchungen über die Berichte von dem genannten Märtyrer für das Evangelium, der am 28. September 1529 von den Ketzerrichtern zu Cölln verbrannt wurde. Das Ganze, nur Ergänzung der frühern Forschungen über diesen Märtyrer, leidet hier keinen Auszug. Endlich

VIII. Ueber die Perioden einer Specialgeschichte der Hannoverschen Landeskirche, eine academische Vorlesung vom Unterzeichneten. Der Gesichtspunct, von dem das Studium der vaterländischen Kirchengeschichte Interesse gewinnt, und der Referenten seit einiger Zeit zu Vorträgen über die kirchliche Entwicklung im Königreich Hannover und Herzogthum Braunschweig bestimmte, ist ein dreyfacher, ein allgemein wissenschaftlicher, sowohl objectiv, um mehr historisches Material zu fördern, als subjectiv, um das Verständniß der allgemeinen kirchlichen Entwicklung an einem concreten Falle zu erleichtern, ein patriotischer und ein practischer, oder besser theologischer, um die begonnenen Bewegungen auf dem Gebiete der vaterländischen Kirche, wie sie die letzten Jahre gezeigt haben, historisch zu würdigen. Darauf werden die Perioden, wie sie der kirchlich-politische Zustand der Welfischen Staaten fordert, in kurzen Umrissen verzeichnet: erste Periode, von der Stiftung christlicher Kirchen zwischen Ems und Elbe bis zum Ende der Carolingischen Zeit und Heinrich dem Finkler 918;

die zweite bis zum Ende des Herzogthums Sachsen und dem Beginn des Herzogthums Braunschweig = Lüneburg 1235; die dritte bis zur Reformation, die aber für unser nordwestliches Deutschland nicht wohl eher als Ostern 1529 beginnend gesetzt werden kann, wo der Lüneburgische Landtag zu Scharnebeck auf Antrag Herzog Ernsts des Bekenners sich für das Evangelium erklärte; die vierte oder Reformationsperiode schließt sich mit der Vereinigung Calenberg's und Wolfenbüttel's nach dem Tode Erich's II. 1584, da dieser Zeitpunkt ziemlich mit der Abfassung der Concordienformel zusammenfällt; die fünfte endet mit dem Anfang des 18. Jahrh., wo die Belangung des Hauses Hannover auf den Englischen Thron den besten Ruhepunkt darbietet 1714; die sechste endlich bis auf unsere Zeit.

Kettberg.

P o t s d a m.

Verlag von Ferd. Kiegel, 1835: Der Nibelungen Lied, frei übersetzt von H. v. Nebenstocck, Königl. Preuß. Hauptmann im Cadetten-Corps. 372 Spalten in kl. Folio, oder dem größten Octave.

Herr von Nebenstocck zählt, laut der Vorrede, das Nibelungen Lied 'zu den bedeutendsten Denkmählern unseres Alterthums, wofür so wohl die Einheit und der Umfang des Plans, der Reichthum des Inhalts, als auch die Schönheit der Gespräche, die muntere Laune, und der tief ergreifende tragische Ton sprechen.' — 'Unsere Sprache' sagt er ferner 'steht von der jener Zeit zu entfernt, um mit Leichtigkeit in den tiefen Sinn des alten Dichters zu dringen,

und nicht jeder hat Muße genug, sich mit ihr völlig vertraut zu machen. Deshalb sind Uebersetzungen nöthig, die aber, da sie verschiedenen Ansichten unterliegen, auch sehr verschieden ausfallen.' — Der Ansicht des Herrn von Nebenstocck unterlag das alte Gedicht, wie es scheint, als eine Reihe von Balladen; und man muß gestehen, daß es ihm vortrefflich gelungen ist, seine Leyer so zu spielen, daß man durchaus eine gewisse Art von Volkston zu hören glaubt. Um unsern Lesern einen Vorschmack dieser neuen Uebersetzung zu geben, schließen wir unsere Anzeige mit einer kleinen Probe. Geifrit hat seinen letzten Wettlauf geendet, 'Und an der Linde hemmt er Fast athemlos den Flug, An einen Ast da stemmt er Den Speer, den treu er trug, Er löst von Gurt und Binde Den Köcher und das Schwert, Und lehnt sie an die Linde, Die Waffen ihm so werth. Und an den Brunnen geht er, Dort legt er ab den Schild, Und an dem Brunnen steht er, Des Durstes traurig Bild, Da harrend auf den König Er nicht zu trinken wagt; Das rührt den Fürsten wenig, Der schlechten Dank ihm sagt. Gewitterwolken schweben, Die Lüfte sind so schwül; Nur hier ist's wohl zu leben, Am Brunnen ist es kühl.' Die letzten Zeilen zeigen, daß der Uebersetzer es auch nicht verschmähte, dem alten starren Liede hin und wieder nachzuhelfen. Des Durstes traurig Bild erhält allerdings durch die Gewitterwolken erst seinen gehörigen Hintergrund.

G ö t t i n g e
 gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

129. Stück.

Den 17. August 1835.

G ö t t i n g e n.

Bürger's sämtliche Werke, herausgegeben von August Wilhelm Bohß. Einzig rechtmäßige Gesamt-Ausgabe in Einem Bande. 1835. VI. u. 521 S. (Bei Dieterich.)

Mit inniger Theilnahme zeigen wir diese Ausgabe der Werke eines Dichters an, der als lyrischer, als Romanzen- und Volksdichter, einen der ersten Plätze in unserer Litteratur einnimmt, und dessen Gedächtniß eben deshalb durch wandelbare Moden nicht verdrängt werden wird. Er erscheint hier durch den sorgfältigen Fleiß des Herausgebers in einer seiner würdigen Gestalt; denn kaum ist einem unserer andern, selbst der berühmtesten, Dichter eine solche reiche Ausstattung zu Theil geworden, als hier unserm Bürger. Wir haben hier nur von dieser, nicht von seinen Werken selbst zu sprechen. Sie ist die vollständige Ausgabe, da sie nicht nur seine sämtli-

chen poetischen, sondern auch profaischen Schriften, unter diesen auch mehreres Ungedrucktes, umfaßt. 'Es war, sagt der Herausgeber, mein Streben B's. Schriften vollständig, systematischgeordnet und wo möglich in derjenigen Gestalt, wie sie einst aus des Dichters Hand hervorgingen, dem Publicum zu übergeben.' Bey den Gedichten, sie sind sehr zweckmäßig chronologisch, von 1769 bis 1794, geordnet, indem das Entstehungsjahr von jedem in dem vorgesezten Verzeichniß bemerkt wird, ist die von B. selbst 1789 besorgte Ausgabe zum Grunde gelegt, mit den eigenhändigen Umänderungen des Dichters in der Edition des Hn. Reinhard von 1796. Auch diejenigen Stücke, welche B. bey der letzten Revision verworfen hatte, und die in den Ausgaben seit 1796 fehlen, sind wieder aufgenommen. Wir glauben mit Recht, da diese Gedichte schon bekannt waren, und es sonst keine vollständige Sammlung gewesen wäre. Auch war B. durch äußere Einflüsse, zumal in seinen letzten Jahren, verstimmt, oft zu streng gegen sich. — Hierauf die Varianten-Sammlung. Es sind in derselben alle die Abweichungen, wodurch die Ausgabe der Gedichte von 1789 sich von den spätern Ausgaben unterscheidet, zum ersten Male genau angegeben. Wohl kein anderer Dichter hat so wie B. an seinen Werken gefeilt; nicht immer zum Bessern; die Vergleichung wird dadurch desto lehrreicher, besonders durch die aus der Handschrift beygefügtten Anmerkungen. — Auf die eignen Dichtungen, zu denen auch die Epistel von Heloise an Abelard nach Pöle gezählt ist, — an Pomp der Sprache und Versification wie an Tiefe des Gefühls eins der ersten seiner Werke, — folgen die Uebersetzungen

1 u. 2. aus der Ilias, sowohl die Versuche in Jamben, als die in Hexametern. 3. Dido, ein Episches Gedicht aus Virgils Aeneis gezogen. 4. Anthia und Abrocomes, aus dem Griechischen des Xenophon von Ephesus, mit einer Vorrede. 5. Proben von Uebersetzungen Ossians. 6. Macbeth. 7. Anfang der Bearbeitung des Froschmäuslers. 8. Bellin, nach Ariosto. — Nun folgen prosaische Aufsätze. 1. Fragmente und Herzensergießungen über Poesie und Kunst, in zehn Abschnitten; in dem letzten über die Veränderungen in der Nachtfeyer der Venus, woran B., da sie ganz untadelhaft seyn sollte, am meisten gefeilt hat. 2. Fragmente über Deutsche Sprache und Schreibart. 3. Zwen Freymaurerreden, bisher ungedruckt. 4. Die Republik England, aus Girtanners Annalen. — Hierauf unter der Aufschrift: Biographie und Charakteristik Bürgers, 1. Das Leben Bs. von Althoff. 2. Mittheilungen aus Bs. Briefwechsel. Hauptsächlich Briefe von und an Stein, Boje, Stollberg, Kästner, Lichtenberg und Andere. Es sind wohl die interessantesten Beiträge zu Bs. Charakteristik; der Mann spricht sich darin aus, ganz wie er war. Die Briefe über die Leonore, die erste aller deutschen Romanzen, die wir hier gleichsam entstehen sehen, an Boje, haben wir zweymal gelesen; es waren — im Vollgefühl seines Werthes — die seligsten Tage in seinem Dichterleben. 3. Bürger von A. W. v. Schlegel. Diese mit so großer Sorgfalt ausgearbeitete, streng critische, auch wohl überstrenge, Charakteristik des Dichters nach seinen einzelnen Hauptwerken, hauptsächlich veranlaßt durch die den

ohnehin genug gebeugten Dichter so tief verwundende Recension von Schiller, erscheint hier mit einigen neueren Zusätzen.

Wir halten es für überflüssig, zu der Empfehlung dieser, nicht bloß den Dichter, sondern auch den Herausgeber so sehr ehrenden Ausgabe etwas hinzuzusetzen, als nur, daß auch die Verlagshandlung das Ihrige gethan hat, durch eine würdige äußere Ausstattung dieselbe auszuzeichnen. Das in Kupfer gestochene Bildniß von B. ist vorgesezt, auch ein Facsimile seiner Handschrift beygefügt.

Hn.

Heidelberg.

Typis G. Reichard: *Mogostocia e conglutinatione orificii uteri externi. Commentatio, quam consensu grat. med. ord. in univ. Heidelb. pro licentia legendi etc. capessenda scripsit Herm. Fr. J. Naegele, med. chir. et art. obst. Doctor. 1835. IV. u. 43 S. 8.*

Eine recht gut geschriebene Habilitationsschrift über einen Gegenstand der praktischen Geburtshülfe, welcher bis jetzt noch nicht so ganz aufgeklärt war, daß er nicht zu unrichtiger Beurtheilung und zu schädlichen Mißgriffen in der Wahl der Mittel Veranlassung gegeben hätte. Hat gleich der treffliche W. J. Schmitt in den Heidelb. Annalen B. 1. H. 4. S. 537. darauf hingewiesen und es durch zwey beobachtete Fälle dargethan, daß bei Gebärenden eine eigene Art von Verschließung vorkomme, die in einer leich-

ten, oberflächlichen Verwachsung des äußeren Randes der Muttermundlezen besteht, wofür Schmitt den Namen 'organische Verklebung' vorschlägt, und wobey die Gebilde des Muttermundes und Halses keine Spur einer krankhaften Härte u. an sich tragen; so hat vorliegende Schrift das Verdienst, diesen Zustand näher auseinanderzusetzen, die bis jetzt zerstreuten Beobachtungen gesammelt und mit einigen neuen vermehrt zu haben. — Die Abhandlung zerfällt in 2 Sectionen, von welchen die erste die Natur und Heilart des Leidens, die zweyte die Beobachtungen enthält. In der ersten Section zeigt der Vf., daß die Verklebung des äußeren Muttermundes mittelst einer Pseudomembran von bald dickerer bald dünnerer Textur gebildet werde, sich bald über den ganzen äußern Muttermund, bald nur über einen Theil desselben erstrecke, und gewöhnlich dem Wehendränge widerstehe; dabey kann der untersuchende Finger keinen Muttermund fühlen; oder nur sehr unbedeutende Spuren desselben, etwa sich als eine Falte, als ein sehr kleines Grübchen darstellend; das untere Gebärmuttersegment ist sehr herabgetrieben und äußerst dünn, der Abfluß des Fruchtwassers dabey nicht immer gehindert. Ein kurzer Ueberblick auf die Literatur lehrt, daß alle neuere Lehrbücher unsers Vaterlandes über diese Art von Geburtshinderniß schweigen, eben so ist in den betreffenden Monographien nichts enthalten (warum ist aber hier Schmitt, der a. a. D. so klar über diese Verklebung spricht, gar nicht erwähnt?); unter den Franzosen haben nur Portal und die Lachapelle auf eine solche Verschließung des Muttermundes 'par des mucosités gélatineuses et épaisses' aufmerksam gemacht. Die Ur-

sache dieser Conglutination wird in einer Entzündung gesucht, und die Bildung der Membran mit ähnlichen Zuständen, z. B. mit der Groupmembran, sehr glücklich verglichen, so wie auch der Vf. die Frage aufwirft, ob nicht die Bildung dieser Membran mit der Bildung der zufälligen Haut in der Gebärmutter in Zusammenhang gebracht werden könnte? Den Unterschied dieser Art von Verschließung von andern, welche von Verwachsung der Scheidenportion mit der hintern vaginalen Wand, von scirrhöser Verwachsung herrühren, ergibt eine genau angestellte Untersuchung; daß nicht so tief herabgetriebene untere Gebärmuttersegment, Spuren von vorhergegangener Entzündung, Exulceration, Narben, Verhärtungen, Vorhandenseyn des Fruchtwassers, welches bey mit der Scheide verwachsenem Muttermunde nicht abfließen kann, dienen zur Feststellung der Diagnose. Zur Hebung dieses Geburtshindernisses genügt der Finger oder ein stumpfes Instrument, z. B. ein weiblicher Katheter, der auf dem Finger eingeführt und gegen die Stelle des Muttermundes angedrückt die Verklebung trennt; doch ist der Finger allein hierzu als hinreichend und weniger gewaltsam wirkend vorzuziehen. Der Abgang von einigen Blutstropfen zeigt zunächst an, daß die Operation gelungen ist. Der Anwendung schneidender Instrumente enthalte sich aber der Geburtshelfer hier gänzlich. — Von den in der zweyten Abtheilung enthaltenen 16 Beobachtungen sind 12 aus ältern Schriften und neuern Journalen entlehnt, dagegen sind die andern noch nicht bekannt gemacht gewesen, und von Stolz, Bogelmann, d'Outrepoint und Groesser dem Vf. mitgetheilt worden. Unter

den erstern hätte wohl der in der gem. deutsch. Zeitschr. f. Geburtsh. B. VI, S. 216. (1831) mitgetheilte Fall von Willert, welcher nach dieses Geburtshelfers eigenem Ausspruche gleichfalls in einer 'Verklebung des Muttermundes' bestanden hat, mit aufgenommen werden können. Von den mitgetheilten Fällen wurden 6 mit dem Finger und 3 mit dem Katheter mit Erfolg behandelt; bey zwey Gebärenden war gar keine Hülfe nothwendig; dagegen wurde bey 4 Gebärenden der Schnitt unternommen, von welchen eine Frau starb; in einem Falle, in welchem gar nichts geschah, erlag die Gebärende ebenfalls.

Eduard Kasp. Jac. von Siebold.

M a r b u r g.

Bey N. G. Elwert. Ueber das Licht, vorzugsweise über die chemischen und physiologischen Wirkungen desselben. Ein Versuch von Dr. Georg Landgrebe in Marburg. 1834. 10 und 602 Seiten in 8.

Eine besondere Vorliebe für denjenigen Theil der physikalischen und chemischen Wissenschaften, welcher sich mit der Einwirkung des Lichts auf die organischen und chemischen Kräfte beschäftigt, veranlaßte den Verf. dieses Feld vorzugsweise für seine Untersuchungen zu wählen. Ein umfassendes Studium der Quellen über diesen Gegenstand bewog ihn zu dem Entschlusse, die zahlreichen bisher in diesem Fache bekannt gewordenen Arbeiten zusammenzustellen und in dem vorliegenden Werke der wissenschaftlichen Welt zu übergeben. Es lag nicht in seinem

Plane, diese Arbeiten einer Kritik zu unterwerfen, die auch nur durch eine Reihe ausgedehnter Experimentaluntersuchungen möglich gewesen seyn würde.

Das Werk zerfällt in zwei Abtheilungen: 1) von der Einwirkung des Lichts auf die unorganische Natur, und 2) in die Einwirkung desselben auf die organische. In diesem ersten Abschnitt handelt der Verfasser zuerst von der leuchtenden und wärmenden Kraft des Lichts, besonders in chemischer Beziehung, und dann von der electrischen und magnetischen Kraft desselben. Die zweyte Abtheilung zerfällt 1) in die Einwirkung des Lichts auf Pflanzen, und 2) in die Einwirkung desselben auf das Thierreich. Dem Verfasser, der mit einer anziehenden Darstellung eine besondere Klarheit im Ausdruck verbindet, gebührt das Lob, die über diesen Gegenstand bekannt gewordenen Arbeiten treu und mit Umsicht benutzt und in einer sehr zweckmäßigen Anordnung behandelt zu haben. Diese interessante Zusammenstellung kann als ein schätzenswerther Beitrag zu der classischen Monographie des Lichts von Herschel angesehen werden, die das Licht mehr von einer mathematischen, als von einer chemischen und physiologischen Seite betrachtet. Im Anfang gebraucht der Verfasser den falschen Ausdruck salzsaures Silber statt Chlorsilber.

R. Bunsen.

S t t t n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

130. 131. Stück.

D e n 20. August 1835.

N ü r n b e r g.

Druck und Verlag von Fr. Campe: Der Vaticanische Apollo. Eine Reihe archäologisch-ästhetischer Betrachtungen von Anselm Feuerbach, Professor am Königl. Bayer. Gymnasium zu Speyer. 1833. IV u. 432 S. in 8. (nebst einem Umriss der Statue, der die ursprünglich fehlenden, hernach ergänzten Theile nach Agostino Beneto anzeigt).

Der Verfasser, ein jüngerer Archäologe von viel versprechendem Geiste, theilt in diesem Buche eine Reihe von Betrachtungen mit, welche sich um ein Hauptwerk der antiken Plastik bewegen, aber sich von diesem Mittelpunkte aus nach verschiedenen Seiten über die ganze Kunst des Alterthums verbreiten. Das Hauptbestreben ist, einige Grundsätze der Griechischen Kunst aus den Denkmählern selbst zu entwickeln und von Mißdeutungen zu reinigen, um die Uebereinstimmung des Apollon von Belvedere mit den echten Principien der classischen Kunst darzuthun.

Wir fürchten beynah, daß der Verf. sich zu diesem Zwecke zu tief in das Labyrinth ästhetischer Begriffe und Reflexionen eingelassen, die, wenn man nicht immer die Beziehung auf die zum Grunde liegenden Kunstwerke erneuert und dem Begriff dadurch seine ursprüngliche Schärfe zu erhalten sucht, sich leicht in so unbestimmte Umrisse auflösen, daß damit nichts Reelles bezeichnet wird. Es liegt in der Natur künstlerischer Darstellung, daß das Wort ihr Wesen nicht erschöpfen kann; allerdings mag ein aus tief eingehender Betrachtung gewonnenes Bewußtseyn des Wesentlichen einer Kunstproduction zu glücklicher Stunde einen sprachlichen Ausdruck gewinnen, der auch in Andern dasselbe Bewußtseyn weckt; solche wahrhaften Aufschlüsse gelingen jedoch selten, und immer eher auf Winkelmann's Wege, aus vieler Anschauung die Begriffe allmählich zu verallgemeinern, als auf dem Lessing'schen, den allgemeinen Begriff wie einen Maßstab an die Kunstwerke zu legen und nachzumessen, wie weit sie hineinpassen. Doch sind diese Ansichten vielleicht nur ein Eigensinn des Ref., der gegen die Anmaßungen des Begriffs ganz denselben Widerwillen hegt, als gegen die der Phantasie oder irgend einer andern Geistes-thätigkeit. Auch hat er sich bey der Lectüre dieses geschmackvoll und anziehend geschriebenen Buches ziemlich frey von dieser Abneigung halten können, und will zuerst versuchen, in dem folgenden Auszug, den Gang der Hauptgedanken, wie er ihn aufgefaßt hat, durch alle 17 Kapitel, in welche das Buch zerfällt, möglichst kurz wiederzugeben.

I. Der Apoll von Belvedere, sonst für das höchste Ideal der Griechischen Kunst geachtet, sey im Urtheil der Kenner jetzt weit herabgesunken. Bes

sonders vermisse man an ihm die plastische Ruhe. II. Aber schon in der ältern Zeit der Griechischen Kunst, als sie sich von der Starrheit der aus der Fremde eingebrachten Aegyptischen Gebilde befreyt, sey den Tempelbildern mehr oder weniger Bewegung mitgetheilt worden; selbst der religiöse Glaube habe dieß verlangt, dem die Bildsäule von der lebendig wirklichen Gottheit belebt erschienen: daher die Sagen von den alten mythischen Bildnern sie zugleich als Befeeleer ihrer Werke darstellen. III. Zwar sey der Ausdruck des Gesichts lange Zeit durch die Starrheit der Züge, wie sie an den Aeginetischen Statuen wahrgenommen worden, unterdrückt worden, wiewohl auch das eigenthümliche Lächeln dieses alterthümlichen Profils nicht ohne eine gewisse Bedeutung sey: aber die Kunst habe bald nachher den Geist auch in die Mienen treten lassen, wie selbst von Myron, gegen Plinius Angabe, bey vielen seiner Werke angenommen werden müsse. IV. Weit entfernt, Affect und Leidenschaft zu vermeiden, habe der Griechische Künstler nur vermieden, eine durch nichts gemäßigte, durch keinen Gegensatz der Kräfte gezügelte Leidenschaft und Gemüthsbewegung darzustellen. Aber Schmerz, Wuth, Raserey, wie sie viele aus der Heroen = Mythologie genommenen Sujets erheischten, habe die Griechische Kunst eben so wenig zu bilden sich gescheut, wie eine bis an die Grenze des Möglichen gesteigerte Lebhaftigkeit der Bewegung. V. Diese Bewegtheit finde auch bey Göttern Statt, wie bey Pallas und Poseidon im Westgiebel des Parthenon, und bey der Versailler Diana, der Zwillingsschwester des Vaticanischen Apollo. Und beyhm Apollo sey doch nicht einmal eine rasche, laufende Bewegung anzunehmen,

wogegen die Faltenlage der Chlamys entschieden zeuge. VI. Auch der Affect der in seinen Zügen ausgedrückt werde, sey kein heftiger Zorn, sondern eine ernste, tief leidenschaftliche Erregung des Gemüthes, wie sie dem Character der Götter in ihrer individuellen Ausbildung keineswegs widerstreite. VII. Die Restaurationen der rechten Hand und des linken Vorderarms, welche durch den Kupferstich des Agostino Beneto am deutlichsten erkannt werden, und die Retouchierungen an andern Theilen seyen dem Werke sehr schädlich geworden. Aber so wenig bey dem Apollo ein solches Vordringen der Muskulatur wie bey dem Laokoon und Torso zu erwarten sey, schimmere doch durch die scheinbar glatte Oberfläche überall ein vollkommener Muskelbau hindurch, in welchem die Unschuld einer kindlichen Natur mit der Kraft eines ausgewachsenen Manneskörpers auf eine kühne Weise gemischt sey. Die Entfernung der Adern, die sehr hohen Schenkel und schlanken Proportionen überhaupt seyen durch die Auffassung des Apollo-Ideals gefordert; und was von andern Seiten gesehen fehlerhaft erscheine, verschwinde vom rechten Standpuncte aus, welcher durchaus auf der rechten Seite, wohin der linke Arm gerichtet ist, aber etwas mehr nach vorn zu nehmen sey. VIII. Alles was an der Statue mangelhaft erscheinen könne, würde freylich durch die beliebte Annahme, daß sie einem andern Original von Bronze nachgebildet sey, sich erklären lassen: aber weder die Freyheit und Leichtigkeit der Stellung, noch der darum nöthig gewordene Baumtrunk, noch die aus einer Lage des Stoffs bestehende weit ausgebreitete Chlamys, dergleichen doch auch in Reliefs nach Statuen (?), so wie auch an den schon ursprünglich in Marmor gearbeiteten Niobiden

vorkomme, und bey dem Apollo den vortheilhaftesten Eindruck mache, genügeten zum Beweise eines Bronze-Originals; vielmehr wäre von einer bronzenen Statue eine schärfere Bezeichnung der Muskulatur zu verlangen gewesen, und die schönen Lichtmassen und Schatten (deren Eindruck den Verf. bey diesem Apollo auf die Idee eines Sonnengottes führte) hätten dort nicht diese Wirkung thun können. IX. Daß die Abnormitäten an dem Apollo von Belvedere sich — wie viele an andern Statuen — durch die Berechnung auf einen gewissen Standpunct rechtfertigten, darin liege kein Herausstreten aus dem Kreise der Plastik in das Mahlerische; auch die Plastik gehe vielfach um des Lichteffectes willen von der realen Wirklichkeit ab; namentlich werde alle Draperie auch an plastischen Werken nach mahlerischen Motiven geordnet; eben so seyen unzählige statuarische Werke schon durch ihren Zusammenhang mit der Architectur auf bestimmte Standpuncte berechnet. Wie viel bey mannigfaltigen Gattungen der Sculptur auf Farbenspiel gerechnet worden sey, hätten die neuern Untersuchungen hinlänglich gelehrt. X. Bey der Frage nach der Bedeutung der Statue erklärt sich der Verf. zuerst gegen die seit Winckelmann herrschende Ansicht, daß der Gott von der Erlegung des Pythischen Drachen komme. Diese Erlegung gehöre nicht dem vollendeten Gotte an, sie sey nur sein Probeschuß; auch sey der Gott im Schreiten und halte nur einen Augenblick an, gleichsam als hätte ein Zufall ihm das Bild in den Weg geworfen; keine Bewegung weise darauf hin, daß er eben geschossen, wofür auch die Chlamys zu ruhig hänge. Auch das Bewerk, der Olivenstamm und die sich herumwindende Schlange, lasse sich kaum mit dieser Hand-

lung in Verbindung bringen. Noch entschiedener spricht der Verf. gegen Visconti's Beziehung unserer Statue auf den Pestentfernenden Apollon-Alexikakos des Kalamis, und den Homerischen Pestsender, an den Andere dabey gedacht haben. XI. Mit der aus dem Alterthum erhaltenen Gruppe der Niobe aber lasse sich theils überhaupt kein Apollo in Verbindung denken, theils würde insbesondere der Vaticanische Apoll mit den Niobiden sich zu keiner Gruppe vereinigen lassen (gegen die Meinung von Azara und Sirt). XII. Nach Missirini's Idee sey der Vaticanische Apoll ein vergöttlichter August, der seine Gegner mit unentfliehbaren Pfeilen zu Boden strecke; aber August habe sich, wenn als Apollo, doch nur als der beruhigende Gott mit der Kithara, und gewiß nicht mit diesen Zügen des Sieges und Triumphes darstellen lassen, in denen auch nicht das Geringste von Porträtähnlichkeit mit August wahrzunehmen sey. XIII. Die Plastik der Griechen stehe im nächsten Zusammenhange mit Poesie, sey selbst Poesie, von ihr belebt, und sie wieder mit neuem Leben erfüllend. XIV. Am nächsten stehe aber der Plastik die Tragödie, die, nach der Behandlung der Alten, in ihren dramatischen Gestalten zugleich dem Auge plastische Bilder darbietend in der Flucht der Zeit ein ruhiges Beharren für eine vollständige Ausführung aller Züge zu gewinnen suche, und die Gestalten selbst durch das Wort überall zeichne und erkläre. Auch der Bau des Griechischen Theaters, die geringe Tiefe der Bühne, habe eine Gruppierung wie von Statuen bedingt. Die Maske der Alten beruhe auf einer statuarischen Festigkeit des Ausdrucks, einem überall gleichmäßig durchgeführten Character. XV. Das Costüm der Bühne und Plastik stimme in den zier-

lich gefalteten Gewändern, so wie in den künstlich geordneten Haarflechten genau überein; wobei von den Masken der alten Kunst und den Bühnen-Vorstellungen in erhaltenen Kunstwerken sehr ausführlich gehandelt wird, insbesondere von den Reliefs und Vasengemälden, die sich auf Aeschylos Drestee beziehen und durch Raoul Rochette bekanntlich eine Vermehrung erhalten habe, die dem Verf. (dessen Werk wohl einige Jahre früher ausgearbeitet als erschienen ist) noch nicht bekannt seyn konnte. XVI. In diese Classe durch die Tragödie hervorgerufener Bildwerke gehöre, mit dem Laokoon und der Niobe, auch der Vaticanische Apoll. Und zwar sey es der Moment aus den Eumeniden des Aeschylos, den der bildende Künstler gefaßt habe, wo der Gott die erwachten Erinnyen, denen er den Drestes entzogen, mit den Worten "Ἐξω, κελύω, u. s. w. aus seinem Heiligthum vertreibt, und — mit dem Entschluß dann nach Athen zu eilen — nur so lange auf der Bühne verweilt, bis er die Erinnyen hinweggescheucht. Mit dem tanzartigen Schritt der Bühne, in prächtigem Costüm, und dabei doch zugleich in der vollen Schönheit des Nackten, trete der makellose Gott in heiterster Lebensfrische den Gottheiten der Nacht und des Todes entgegen. So habe ihn die Seele des Künstlers, durch Aeschylos Worte entzündet, empfangen, und in einer noch höhern und allgemeineren Bedeutung geistig wiedergeboren. Der Delbaum sey als Erinnerung an den Delzweig des schukstehenden Drestes ben gegeben. XVII. Aber wenn auch der alte Tragiker Aeschylos dem Künstler diesen Apollo eingegeben, sey die Statue selbst doch ein Erzeugniß der späteren vervollkommneten Kunst, wie besonders die Behandlung des Haars und der

Draperie zeige, und zwar erst der Römischen Periode, wie durch den Carrarischen Marmor der Statue erwiesen sey, wahrscheinlich aus Nero's Zeit, dessen Lustsiß Antium unter andern Meisterwerken auch mit diesem geschmückt war, vielleicht selbst mit der geheimen Absicht geschaffen, in diesem Pallast als ein Beschützer und Entfühner des neuen Drest zu stehen, wie er den alten, mythischen, von dem Fluche der gemordeten Mutter befreyt hatte.

Dahin also sollen am Ende so viele schöne Erörterungen geführt haben, daß der Belvederische Apollon ein von Nero bestellter Furienbanner, und alle die in ihm verkündete Herrlichkeit der Griechischen Götterwelt aufgeboten sey, um die Gewissensbisse eines gekrönten Verbrechers zu beschwichtigen. Doch wir wollen uns nicht an diese Idee heften, die der Verf. wohl nicht zu vertheidigen gesonnen ist, sondern die Frage gleich auf den Cardinalpunct richten, ob die Idee dieses Bildwerks aus der bezeichneten Stelle von Aeschylus Cumeniden genommen seyn könne. Ist überhaupt glaublich, daß diese Statue entworfen sey nach einer Tragödien-Scene, die nur in dieser Tragödie, nicht aber im Mythus, ihre Stelle hatte? Wir wünschten, der Verf. wäre bey der interessanten Abhandlung über das verschwisterte Verhältniß der beiden Künste (Kap. XIII) auf diesen Punct des Unterschieds eingegangen. Wir müssen nämlich hier vor allem — so scheint dem Ref. — genau unterscheiden zwischen einem poetischen und dramatischen Kunstwerke als einer lebendigen Vergewärtigung des Mythus, und als einer nach Gesetzen der poetischen Kunst, welche nur dieser angehören, entworfenen Composition. Nur in der ersten Bedeutung konnte die Poesie pla-

stische Werke von höherem Werth hervorrufen, nicht aber in der zweyten. Nun steht aber die Scene aus den Eumeniden offenbar nur in der zweyten Beziehung; sie ist für die Technik des Dramas ein wesentliches Stück; dem Mythus ist sie fremd. Daß Apollon den Orestes gegen die Erinyen geschützt, war ohne Zweifel Mythus; wir finden dieß Verhältniß von andern Dichtern, wie von Vasenmalern, bezeugt: aber daß Apollon, nachdem Orest verschwunden, den Erinyen allein gegenübertritt und sie aus seinem Tempel treibt, diese Scene ist nur durch die dramatische Ausführung des Mythus nöthig geworden; sie gewährt dem alten Tragiker die Zeit, die er bedarf, um Orestes, indes nach Athen gelangen zu lassen, und bildet eine Vorbereitung und Einleitung zu dem fortgesetzten Kampfe des Gottes mit den Töchtern der Nacht. Wo eine solche Nebenscene in einem plastischen Werke dargestellt sey, bliebe nachzuweisen; das Kapitel des Verf. über den Gegenstand (XV) enthält kein Beyspiel der Art. Niemals haben die Alten, wie unsere Künstler zu thun gewohnt sind, poetische Werke durch alle Scenen mit bildlichen Darstellungen verfolgt, außer in Unterrichtstafelchen, wie die *tabula Iliaca*, und Miniaturen der Handschriften. Die bekannten Reliefs und Vasengemälde aus der Orestee stellen durchaus nur die Hauptpunkte des Mythus dar, Orest als Muttermörder, von den Erinyen verfolgt, Schutz suchend bey dem Amphalos und Dreyfuß, und unter der Obhut der Athena, aber durchaus in keinem Momente, der der Tragödie eigenthümlich wäre. Noch viel entfernter aber muß die Verwandtschaft der Niobe und des Laokoon mit den gleichnamigen Tragödien des Aeschylos und Sophokles gedacht werden, was die Situa-

tion anlangt. Denn freylich, wenn vom Geist der Behandlung die Rede ist, wird Niemand leicht im Laokoon das tragische Pathos (wie im Apollon von Belvedere einen gewissen theatralischen Schwung) verkennen: aber etwas ganz anders ist die Frage, ob eine Gruppe von der Art, wie die Niobe unter ihren sterbenden Kindern, oder Laokoon von den Schlangen gewürgt, auf der Bühne vorkommen konnte. Natürlich nur, wird Jeder eingestehen, in der Beschreibung eines Angelos, und hernach etwa die plastisch gruppierten Leichname auf einem Ekkyklima. Es gibt allerdings zwey Classen von Kunstwerken, die in einem nähern Verhältnisse zur Tragödie stehen als die übrige bildende Kunst, erstens die Etruskischen, besonders die Volterratischen Aschenkisten, deren Reliefs durch ihre nahe Beziehung zur Tragödie, besonders zum Euripides, zu manchen der schönsten archäologischen Combinationen den Stoff gegeben haben, und vielleicht, neben Hygins fabulis, die ergiebigste Quelle zur Reconstruction der Hauptscenen aus verlorenen Tragödien werden können, und dann die Basengemälde aus Apulien, auch manche Campanische, welche selbst den theatralischen Pomp des Costüms, der sonst der Plastik so geradezu entgegengesetzt ist, wiedergeben. Aber beide Gattungen von Kunstwerken gehören nicht der echten Schule Griechischer Kunst, sondern einem spätern Zeitalter und Völkerschaften an, die, nur oberflächlich hellenisiert, diese mythischen Gegenstände nicht aus lebendiger Ueberlieferung, sondern eben nur durch die Schauspiele und die Lectüre kennen gelernt hatten. Und doch dürfte es selbst in diesen Gattungen von Bildwerken höchlich befremden, wenn ein Sujet aus einer bloß vermittelnden Scene genommen wäre,

wie es der Apollon von Belvedere nach der Deutung des Verf. seyn würde.

Aber gesetzt auch, wir könnten diesen Anstoß beseitigen, und uns über die Unwahrscheinlichkeit hinwegsetzen, daß ein Künstler der Römischen Zeit aus der Lectüre — denn an die scenische Darstellung möchten wir aus vielen Gründen nicht erinnern haben — des alterthümlich schroffen, dem damaligen Geschmacke wenig zusagenden Aeschylos eine plastische Idee geschöpft habe, würden wir den Vaticanischen Apoll immer noch nicht mit jener Scene in den Cumeniden zusammenbringen können. Wenn nämlich etwas aus dem Anblick der Vaticanischen Statue selbst schon mit Sicherheit geschlossen werden kann: so ist es gewiß dieß, daß der Gott von dem Gegenstande, den er seine Macht hat fühlen lassen und auf den er triumphierend hinschaut, hinwegschreitet. Dieß Hinwegschreiten kann freylich auch als ein Vorbeyschreiten gedeutet werden, da die Plastik die Entfernung von einem Gegenstande, verbunden mit dem Rückblicke darauf, nur durch eine halbe Wendung des Körpers gegen die Richtung des Kopfes ausdrücken kann. Ist nun die Restauration des linken Arms richtig, wie sie unser Verf. als richtig anerkennt, so daß Apollon den Bogen mit diesem Arme ausstreckt: so ist auch sicher, daß er geschossen hat, nicht schießen will; denn den Bogen, von dem die tödlichen Pfeile geflogen, noch in der vorigen Richtung zu halten, ist nicht gegen den Geist der Griechischen Kunst, welche durch das gleichsam mechanische Fortsetzen einer Handlung neben einer andern neu eintretenden manche ihrer prägnantesten Darstellungen gewinnt (Beyspiele lassen sich schon aus den alten Athletenstatuen geben): aber den Bogen wie zum Schusse

hinzuhalten, ohne doch die rechte Hand zu bewegen um einen Pfeil aufzulegen, und dabey von dem feindlichen Gegenstande hinweg oder doch vorbey zu schreiten, wäre eine Composition, in der wir allen natürlichen Zusammenhang vermissen. In Aeschylos Eumeniden aber ist die Sache so, daß Apollon mit seinen Geschossen die Erinyen bedroht, wenn sie nicht sein Heiligthum verlassen wollten, und nicht eher weicht, als bis sie wirklich davon gecilt sind, um Orestes Verfolgung fortzusetzen; und es kommt also hier kein Moment vor, in dem Apollon, sich von den Erinyen hinwegwendend, noch einen triumphierenden Blick auf sie zurückwürfe, wie es der des Belvederischen Apollon ist.

Die Bedingungen der Handlung, die wir hiernach vergebens in Aeschylos Eumeniden suchen, finden sich dagegen alle zusammen in dem Mythos vereinigt, in welchem bereits Winkelmann den Stoff dieser Kunstschöpfung erkannt hat. Der Drache liegt von zahlreichen Pfeilen durchbohrt am Boden; Apollon wendet sich von dem Ungeheuer, einer Ausgeburt der Mächte der Finsterniß, hinweg, und aus seinem Munde tönen, indem er den letzten Blick dahin zurückwirft, die stolzen Siegerworte des Hymnus: *ἔνταυδοῖ νῶν πύδεν*. Der Verf. scheint uns, aufrichtig gesagt, ein ungerechtes Vorurtheil gegen diese einfachste aller Erklärungen zu haben, die dieses Kunstwerk an eine durch die größten Feste gefeyerte Hauptthat des Apollon anknüpft. Dann in der That ist die Erlegung des Python nicht ein Probeschuß, sondern die Hauptthat des Gottes im Zusammenhange seines Cultus, die er zwar nach verschiedenen Sagen in verschiedenem Alter vollbringt, nach der

vorherrschenden indeß, wie sie in dem Homerischen Hymnus vorliegt, in der vollen Entwicklung jugendlicher Kraft. Sehr zweckmäßig nimmt der Künstler dieser Statue das Alter des Gottes männlicher an als beym Apollon Saurotonos, aber zugleich viel jugendlicher als beym sogenannten Apollon-Lycien, der doch auch ein von der Erlegung des Python ausruhender Gott ist; und behandelt es als eine durchaus ideale Mischung der Körperbeschaffenheit eines zum Jüngling reisenden Knaben (*μελλέφηβος*) mit der gediegensten Kraft männlicher Jahre. Daß der Gott, nach seiner Stellung in der Statue, den Lindwurm nicht gleichsam im Vorbeigehen geschossen habe, ist schon bemerkt worden; die ruhig hängende Chlamys aber motiviert sich hinlänglich durch die Ruhe, die bereits nach dem Kampfe eingetreten ist. Und sollte es denn nun so besondere Schwierigkeit machen, die sich um den Vorbeestamm (denn wir sehen nicht recht, warum es ein Olivenstamm seyn soll) ringelnde Schlange als ein constantes Attribut des Pythios zu fassen, da die Prolepsis der Kunst, die darin wahrgenommen wird, so sehr im Geiste der Antike ist?

Dieß möchten etwa die Punkte seyn, die bey einer Discussion über die Bedeutung des Vaticanischen Apollon dem letzten Kapitel der Feuerbachschen Schrift entgegenzustellen wären. Und auf ähnliche Weise würde Ref. auch gegen das achte Kapitel und einige andere manches Argument einzuwerfen haben. Wir brechen indeß hier ab, mit dem Wunsche und der Ueberzeugung, die wir aus dem überaus angenehmen, heitern, ja liebenswürdigen Eindrücke, den die Haltung der Schrift auf den Leser macht, geschöpft haben, daß auch diese von dem Rec. neu angeregte Dis-

cussion von dem Verf. in eben dem Sinne aufgenommen, und zur Förderung dieser Studien fortgeführt werden möge.

R. D. M.

U t r e c h t.

Diatribes in Gulielmi Ludovici Nassavii vitam ingenium merita; scripsit J. A. C. van Heusde, Litt. hum. Candidat. 1835. XVI und 287 S. in gr. 8. Mit einem Bildniß des Grafen.

Die vorliegende Schrift ward veranlaßt durch die aufgebene Preisfrage für das Jahr 1834 von der Universität Leyden, und ward auch von derselben mit der ihr gebührenden Auszeichnung aufgenommen. Ihr Verfasser ist der Sohn des berühmten Hochlehrers zu Utrecht, der auch den deutschen Lesern aus seinen Schriften, vorzüglich seinen *Initia philosophiae Platonicae* (G. g. U. 1832. St. 182) bekannt ist. Die Schrift gehört zu den Probeschriften, welche wir von Zeit zu Zeit von den Holländischen Universitäten zugesandt erhalten, die sich eben so sehr durch die Gründlichkeit der Behandlung als die Eleganz der Lateinischen Sprache auszeichnen. Graf Wilhelm Ludwig, geb. 1560, war der erste Statthalter von Gröningen und Friesland aus dem Nassauischen Hause, der Zeitgenosse also des Kampfes den die Niederländer für ihre Freyheit gegen Spanien bestanden. Er steht in demselben zwar nicht auf gleicher Stufe mit seinen Zeitgenossen Wilhelm und Moriz von Oranien, aber er nimmt einen der ersten Plätze in der zweyten Reihe ein. Schon dadurch wird diese

Schrift ein Supplement der damaligen Geschichte; es kommt aber dazu noch ein zweyter Umstand. Die Provinzen, deren Statthalter Wilhelm Ludwig war, wurden zwar auch öfter der Schauplatz des Krieges, blieben aber doch mehr Nebenschauplatz, so daß also dadurch auch die Kriegsgeschichte vervollständigt wird.

Der Verf. hat seine Schrift in folgende Abschnitte getheilt: zuerst *vita Gulielmi Ludovici*, welche in die drey Perioden zerfällt: Kindheit und Jugend bis zu der Erlangung der Statthalterschaft in Friesland 1560 — 1585; die zweyte von da bis zu der Erlangung der Statthalterschaft in Gröningen und Drenthe 1585 — 1594; die dritte von da bis an seinen Tod 1620. — Der zweyte Abschnitt: *Gulielmi Ludovici ingenium et mores*. Der dritte und letzte: *Gulielmi Ludovici in rempublicam merita*. — Seine Jugendbildung erhielt er in dem elterlichen Hause; im 16ten Jahre ward er auf ein Jahr nach Heidelberg geschickt; seine militärische Bildung bekam er in der Schule von Wilhelm von Dranien; der erste Schauplatz seiner kriegerischen Thaten waren Friesland und Gröningen; besonders seit dem Abfall von Renneberg, der auf die Spanische Seite übertrat. Im J. 1583 wurde er, auf Empfehlung von Merode, der sein Commando niederlegte, 23 Jahr alt dessen Nachfolger in Friesland, und dieß bahnte ihm nach der Ermordung des Draniers 1584 den Weg zu der Statthalterwürde in dieser Provinz. In dieser zweyten Periode war es theils der Abfall seiner Bettern und Jugendfreunde der Grafen von Bergen, theils die Verhältnisse mit dem Bevollmächtigten der Elisabeth, dem Grafen Peice-

ster, und besonders die Versuche zu der Einnahme der Stadt Gröningen, welche noch Spanisch war, die ihn beschäftigten. Nach der Einnahme dieser Stadt 1594 ward er auch zum Statthalter der Provinz Gröningen ernannt. Die damit beginnende dritte Periode wird durch eine Reihe theils politischer Verhandlungen, in denen er in Holland, Belgien, England und Deutschland, gebraucht ward, theils militärischer Unternehmungen zu der Einnahme einzelner Plätze angefüllt. Er endete am 31. May 1620, im 61sten Jahre. — Der zweyte Abschnitt, überschrieben Ingenium et Mores, enthält eine Charakteristik des Grafen. Sein Muth ist hinreichend im Kriege erprobt; seine Klugheit in Verhandlungen wird durch Beispiele aus seinen Reden dargelegt. Seine Frömmigkeit war musterhaft, nicht weniger seine Enthaltensart und Mäßigkeit. — Der letzte Abschnitt: in rempublicam merita schildert die Verdienste, die er sich in mehrfacher Rücksicht um den Staat erwarb, zu denen auch die Gründung der Universitäten von Franeker und Gröningen gehört. — Daß die Schrift auch durch die Correctheit der Sprache sich empfiehlt, haben wir schon bemerkt. Vorgesetzt ist eine Epistola des Vaters an den Verfasser, in welcher sich die väterlichen Gefühle auf eine eben so rührende, als edle Weise aussprechen. Das fein gestochene Bildniß des Grafen drückt sprechend seinen Character aus.

Sn.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

132. Stück.

Den 22. August 1835.

L e i p z i g.

Bey J. Ambros. Barth: J. Aug. Henr. Tittmanni theologi Lipsiensis opuscula varii argumenti maximam partem dogmatici, apologetici et historici. Praefatus est Augustus Hahn theol. Dr. et Prof. p. o. in acad. Lips. 1833. 378 S. in 8.

Dieser Band enthält 22 Programme, welche der sel. Tittmann bey verschiedenen Veranlassungen in den Jahren 1793 bis 1830 geschrieben hat, und wenn schon durch dieselben, wie es bey Schriften der Art kaum anders zu erwarten steht, die Wissenschaft durch gründliche Forschung nichts gewonnen hat, so verdient der Herausgeber, Herr Dr. Hahn, doch unsern aufrichtigen Dank, in sofern es von besonderem Interesse ist, das Urtheil des durch eine vielseitige theologische Gelehrsamkeit ausgezeichneten Verfassers über mehrere, in der neuern Zeit sowohl in dogmatischer, als historischer Hinsicht besonders wichtigen, Punkte zu vernehmen. Die einzelnen Programme sind

der Zeitfolge nach geordnet, es würde uns aber zu weit führen, wenn wir nach dieser Ordnung eine Anzeige derselben liefern wollten, und es scheint uns daher zweckmäßiger, mehrere derselben, dem Inhalte nach, zusammen zu nehmen.

Von Offenbarung handeln folgende fünf: Num religio revelata omnibus omnium temporum hominibus accommodata esse possit. — De natura revelationis divinae ex vita Domini J. Chr. recte cognoscenda. — De Jesu Christo rerum e consilio patris peragendarum vere sibi conscio. — De argumentis revelationis divinae in vita Domini quaerendis. — De argumentis revelationis divinae in exitu vitae Domini quaerendis. Verf. kann sich sehr wohl denken, daß durch eine göttliche Offenbarung eine vollkommenste Religion gegeben sey, ohne die Entwicklung der menschlichen Erkenntniß zu beeinträchtigen. Im Gegentheil setzt es einen Mangel an Kenntniß der Schwäche und Unvollkommenheit der menschlichen Natur voraus, wenn man zur Besserung des Menschen eine besondere göttliche Auctorität für unnöthig hält, und es für das letzte Ziel menschlicher Bildung ausgibt, dahin zu streben, daß er durch seine eigene Vernunft geleitet werde. Daben ist aber auch die göttliche Offenbarung bestimmt, den Menschen von einer niedern Stufe zu einer höhern fortzubilden. Nur die Grundlage der Offenbarung ist an sich unveränderlich, ihre Erkenntniß aber verändert sich nach dem verschiedenen Standpunkte der menschlichen Cultur. Eine Offenbarung, deren Einkleidung und Form ebenfalls unveränderlich und auf immer festgestellt wäre, würde der Natur des menschlichen Geistes widersprechen, und seine Bildung eher hindern, als befördern. Diese göttliche Offen-

barung hat sich zunächst in dem Leben Jesu durch die in demselben sich kund thuende, über die Kräfte der Natur erhabene, göttliche Wirksamkeit beurfundet. Sie hat sich ferner dadurch beurfundet, daß Christus nicht als menschlicher Lehrer auftrat, sondern mit dem Auftrage der Gottheit zur Erlösung des menschlichen Geschlechts, welcher Auftrag allein die weltgeschichtliche Bedeutung seiner Lehre bewirkt hat, so wie diese auch allein aus einem solchen hergeleitet werden kann. Und endlich ist sie durch die wunderbaren Ereignisse von Jesu Tod und Himmelfahrt beglaubigt worden, wodurch die Ideen von der menschlichen Fortdauer nach dem Tode und einer überirdischen Weltordnung, die bisher nur von der menschlichen Vernunft geahnet waren, in Realität traten.

Von der christlichen Lehre. De fide historiae domini ex fide librorum N. T. recte aestimanda. — De discrimine disciplinae Christi et Apostolorum. — De notione salutis humanae. — De miseria peccati. Ueber die ἀξιολογία der Evangelisten wird zuerst bemerkt, daß man zuerst die Wahrscheinlichkeit eines Factums, abgesehen von seiner Einkleidung, untersuchen müsse; und dann, daß man aus der Verschiedenheit der Erzählung in den verschiedenen Evangelisten nicht auf Unrichtigkeit derselben schließen könne, indem, nach einem verschiedenen Plane und Gesichtskreise, der eine etwas aufnehmen konnte, was der andere ausließ, und auch bey andern glaubwürdigen Schriftstellern, wenn sie dieselbe Sache beschreiben, in Nebendingen Abweichungen vorkommen. — Interessant ist der Gegenstand von dem Unterschiede zwischen der Lehre Christi und der Apostel, welcher in drey Commentationen abgehandelt

wird. Die Ursachen dieser Verschiedenheit liegen in der Verschiedenheit des Planes, mit welchem, der Menschen, unter welchen, und der Zeit, in welcher Jesus und seine Apostel ihre Lehren vortrugen. Unter den Verschiedenheiten in der Lehre selbst sind folgende als die vorzüglichsten bemerkt. Die Art und Weise, wie die Apostel die Lehre von dem Messias vortrugen, war in sofern von der Lehre Christi verschieden, als sie die Wirkungen des bösen Principis gegen das Reich Gottes besonders stark hervorhoben. Das Verhältniß des Christenthums zum Judenthume und die Aufhebung der temporären Formen des letztern durch das erstere mußte von den Aposteln bestimmter, als es Jesus gethan hatte, entwickelt und festgestellt werden, weil sie gegen das Aufnöthigen lästiger jüdischer Gebräuche unter den Heidenchristen zu kämpfen hatten. Endlich brachten es die Zeitumstände mit sich, daß die Apostel die Lehre vom Ende der Welt häufig vortrugen. Außer diesen Lehrpunkten wird auf die allmähliche weitere Entwicklung des christlichen Sprachgebrauchs durch die Apostel nach Christus, vorzüglich in den Begriffen πίστις, πιστεύειν, δίκαιος, δικαιοῦς, δαι, δικαιοσύνη, πνεῦμα, χάρις, σὰρξ aufmerksam gemacht. Was der Verf. in den beiden Aufsätzen de notione salutis humanae und de miseria peccati sagt, ist zu bekannt, als daß wir eine Angabe des Inhaltes davon nöthig erachten könnten.

Geschichtlichen Inhalts sind die Programme: De summis principiis Augustanae Confessionis — De hodierna theologiae disciplina ad rationem Lutheri examinanda — De mutationibus literarum per proximos quinqua-

ginta annos factis — De unitate ecclesiae evangelicae — De rebus afflictis ecclesiae evangelicae in Germania — De spe conservandi salutem ecclesiae evangelicae. Ueber das Princip der Augsburgerischen Confession wird sehr richtig bemerkt, daß durch dieselbe nicht, wie späterhin durch die Concordienformel geschah, die evangelische Kirche auf den Dogmatismus gebauet werden sollte, sondern daß das Bewußtseyn derselben von der reinen evangelischen Wahrheit gegen die schriftwidrigen Lehren und Sagen der römischen Kirche vindiciert und befestigt werden sollte. Von den Verhältnissen der gegenwärtigen Theologie zur Lutherischen wird gesagt: Erat theologia Luthero nihil aliud, quam vera scientia Christi i. e. salutis humanae beneficiis Christi ex divina gratia consequendae. Saepius ille dixit, vanam esse in theologia sapientiam et artem humanam, veram theologiam cognitione Christi constare; ideoque scholasticorum subtilitatem spernebat, quod ea a Christo abducere videretur, et Melanctonis locos communes toto animo admirabatur, quod in isto libro, primo post Apostolorum memoriam doctrinae christianae exemplo, omnia ad Christum referri intelligeret. Neque per totam vitam desiit monere, nullam esse theologiae laudem, nisi quod super humanae sapientiae incertas tenebras perduceret ad plenam lucem gratiae dei patris domini et servatoris nostri Jesu Christi, efficeretque πληροφῶριαν τῆς πίστεως, sine qua nemo beatus esse potest. Pleni sunt libri ejus plurimi talibus locis, ex quibus planissime haec de theologia Lutheri sententia cognoscitur, eamque ipse totius vitae suae ratione constanter pro-

bavit. Sed sciunt omnes, quantum haec imago theologiae distet ab ea theologiae notione, quae post Lutherum animos theologorum plurimorum occupavit, et quae nostris temporibus ubique fere imperat. Nam primum quidem totius theologiae scientia denuo ad formulas quasdam rediit, quibus verba Lutheri exprimebantur, quanquam mens ejus dudum subducta esset. Postea vero quum intellegisse sibi videbantur, multis illam theologiam vitiis laborare, primum singulos locos mutarunt, deinde totum systema ad novas causas revocatum emendare studuerunt. Hinc factum est, ut tota theologia, veluti in palaestram traducta, omnibus fere membris cruciata, faciem variam et adpectu mirabilem acciperet. Erat autem duplex quasi instrumentum, quo ad nostri seculi rationes theologiam formare studuerunt; unum in philosophia, in historia alterum; utroque nuno vicissim, nunc promiscue usi sunt. Et philosophia quidem ut dogmata, graviter a multis rationis nomine impugnata, defenderent *ἀνθρωπίνης σοφίας λόγοις*, historia autem, sicut formularum, quibus plurimi offenderentur, origine monstrata, ipsorum dogmatum auctoritatem invidiamque minuerent. Mox ad philosophiam redierunt, ut hujus decretis ipsam theologiam superstruerent, mox historiam consuluerunt, ut ostenderent, quantum ab obscuri temporis opinionibus nostrae aetatis lux detraheret, denique philosophiae placita cum ipsa ratione humana permutantes hanc theologiae legem scripserunt, ut non evangelii Christi scientia, sed scientia decretorum rationis de evangelio, cujusmodi

τὸ πνεῦμα τοῦ κόσμου τούτου vel ferat, vel postulet, constare theologia videretur. Itaque tota theologia, ne dicamus ad fabulas ablegata, certe in historiam mutata est. Wir theilen mit dem Herrn Verf. die unzweydeutige Hochachtung gegen die Theologie unserer Reformatoren, und beklagen mit ihm die Auflösung der neuern Theologie bey vielen unserer Gottesgelehrten in einen abstracten und leeren Deismus, aber wir bleiben dabey mit ihm nicht stehen. Auf keinen Fall können wir diese irrige Richtung unserer neueren Theologie als ihre Grundrichtung betrachten. Luthers Theologie war biblisch, und trug den wahren christlichen Character an sich, aber sie bewegte sich noch lediglich in dem biblischen Religionsglauben, und war weit entfernt zur selbständigen und wahren Religionswissenschaft sich zu erheben. Die Lösung dieser Aufgabe war der Zukunft vorbehalten, nur war zu derselben weder das sechzehnte, noch das siebenzehnte Jahrhundert geeignet, sondern die eigentliche Epoche dazu ist erst mit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts eingetreten. Daß die frühere Buchstaben-Orthodoxie in den entgegengesetzten Irrthum, zu einer gewaltsamen Auslegung der heiligen Schrift nach fremden Principien geführt hat, liegt in dem Entwicklungsgange des Menschen, und kann nur als eine temporäre Abirrung von dem rechten Wege angesehen werden, während die eigentliche und letzte Tendenz der neuern Theologie feststeht, die Realisierung des höchsten Endzweckes des Protestantismus, die Bildung einer, in der Offenbarung ruhenden, aber frey und selbständig sich entwickelnden christlichen Religionswissenschaft. — Die Einheit der evangelischen Kirche wird, ganz im Geiste der Reformatoren, auf die Einheit

des Evangeliums Jesu Christi, welches, bey aller Verschiedenheit der Meinungen, ewig dasselbe bleibt, gebauet. Unter die ungünstigen Verhältnisse der evangelischen Kirche in Deutschland gehört zuerst die durch Aufhebung der deutschen Reichsverfassung und des Corpus Evangelicorum gefährdete rechtliche Existenz derselben, ihre zu weit ausgedehnte Abhängigkeit vom Staate, und endlich der kirchliche Indifferentismus ihrer Glieder. Dagegen bringt der Verf. verschiedene Mittel zur Erhaltung der evangelischen Kirche in Deutschland zur Sprache, wovon er ohne Zweifel aus gutem Grunde am meisten auf die Kraft der Wissenschaft rechnet.

Kirchenrechtlichen Inhalts sind: *Observationes de potestate ecclesiastica ad art. abus. August. Conf. VII. — De jure episcopali in ecclesia evangelica. — Quaestiones de articulo XVI. foederis Germanici. — Quibus legibus paria ecclesiarum jura describenda sint, mixtorum matrimoniorum exemplo demonstratur.* Was über die kirchliche Gewalt in der evangelischen Kirche gesagt wird setzen wir als bekannt voraus, und halten uns um desto weniger dabey auf, als der Verf. über denjenigen Punct, der gegenwärtig die meiste Schwierigkeit hat, über die kirchliche Disciplin, zu reden sich enthalten hat. Eben so wenig halten wir für nöthig was der Verf. in dem Programm *de jure episcopali in eccl. evangelica* auseinandergesetzt hat, darzulegen. Von Wichtigkeit sind aber die Anmerkungen zu dem sechzehnten Artikel der Bundesacte, daß die Verschiedenheit der christlichen Religionsparteyen in den Ländern des deutschen Bundes keinen Unterschied in dem Genusse der bürgerlichen und politischen Rechte begründen könne. Zuerst wird

darauf aufmerksam gemacht, daß der Artikel zu allgemein und unbestimmt sey, daß darin namentlich von einer rechtlichen Sicherstellung der protestantischen Kirche in Deutschland keine Rede sey, daß man wohl die Absicht auf dem Wiener Congresse gehabt habe, diese in einem eigenen Artikel festzustellen, was aber die Legaten des Römischen Stuhls hintertrieben hätten. Ferner wird die unrechtmäßige Erweiterung der Rechte der catholischen Kirche in protestantischen Ländern gerügt; als ob jener Artikel von einer kirchlichen Gleichstellung der Religionsparteyen in Deutschland rede, während in catholischen Ländern die protestantische Kirche häufig nicht einmal als solche factisch anerkannt werde. Schließ- lich erwähnen wir noch einiger Programme moralischen Inhalts: De metu mortis inter Christianos. — De animis juvenum in gymnasiis ad pietatem christianam formandis. — De consensu philosophorum veterum in summo bono definiendo, von welchen die zuletzt genannte einen besonders wichtigen Gegenstand behandelt, woben wir jedoch nur die Bemerkung machen, daß sie eine Jugendarbeit ist, zwar mit Fleiß ausgeführt, aber, wie sich erwarten läßt, ohne eigenthümliche Ergebnisse.

Lic. Holzhausen.

R i n t e l n.

Bei Albrecht Osterwald: Ueber die Verwerflichkeit des Reinigungseides in Strafsachen, nebst erläuternden Criminalfällen von J. C. Althof. VI u. 131 Seiten in 8. 1835.

Eine Zusammenstellung des Bekanntesten, was gegen dieses höchst bedenkliche Wahrheitserfor-

schungsmittel seit einigen Jahrhunderten gesagt worden ist. Der Verf. gesteht selbst in der Vorrede, er sey weit entfernt von der Meinung irgend etwas Neues oder noch nicht genugsam Bekanntes gesagt zu haben; seine Absicht sey nur, von neuem auf einen Gegenstand aufmerksam zu machen, der mit so manchen andern Wahrheiten das gemein habe, daß sie, je näher sie uns liegen, um desto öfter in Erinnerung gebracht werden müssen, wenn sie endlich ihre verdiente Anerkennung finden sollen. Nach einer, den vierten Theil der eigentlichen Abhandlung einnehmenden Einleitung, in welcher von Orda-
 lien und von der Tortur als Vorläufern dieses, durch den Gerichtsgebrauch finstrier Jahrhunderte eingeführten, Instituts gehandelt wird, und über dieses letztere weitläufige Auszüge aus den Schriften älterer und neuerer Rechtsgelehrten mitgetheilt werden, beschreibt der Verf. in 21 §§. die Natur, den Zweck und die Gefährlichkeit dieses Mittels. In Betreff des wirklich un schuldigen Inculpaten, bemerkt er, habe der fragliche Eid ganz und gar keine Bedeutung. Fast ohne Ausnahme treffe er mehr den Schuldigen. Man könne jedoch annehmen, daß selbst dieser ihn bey-
 nahe immer ausschwört, weil man schon überhaupt von ihm als Verbrecher ein aufrichtiges Zeugniß wider sich selbst schwerlich erwarten dürfe, weil er insbesondere seinem Richter gegenüber die Verpflichtung ihm die Wahrheit zu sagen gar nicht einmal anerkenne, und weil er sehr oft aus mancherley andern Rücksichten (auf äußerliche Ehre, auf Brotlosigkeit, auf bürgerliche und Familien-Verhältnisse) den Eid nicht wohl verhindern könne, noch dürfe, ihn daher abzuleisten gewissermaßen — gezwungen sey. Daher setze man auch bey der Auserlegung dieses Eides

dessen wirkliche Ausschöpfung als Etwas voraus, was sich ganz von selbst verstehe; seine eigentliche Bestimmung sey längst verschwunden. Daß der Schuldige den Eid ablehne, sey ein höchst seltener Fall, und seine meineidige Ableistung stelle sich dabey als dasjenige, allein privilegierte, Verbrechen dar, welches unter gerichtlicher Autorität begangen werden dürfe und sogar belohnt werde. Ließe sich auch mit einiger Wahrscheinlichkeit annehmen, daß unter 100 dergleichen auferlegten Eiden fünf wahr geschworen würden, und eben so viel Weigerungsfälle sich fänden, so wäre dennoch das Resultat nichts weniger als erfreulich, weil es dahin ausfallen würde, daß, um fünf Schuldige gebührend zur Strafe ziehen zu können, man erst fünf völlig unnütze und neunzig Meineide schwören lassen müsse. Das Gericht müsse sich mit diesem Eide offenbar anführen lassen, der Meineid dürfe unter seinen Augen und unter seinem Schutze frech abgeleistet werden, und dem Verbrecher werde Straflosigkeit zugesichert, wenn er ihn schwören wolle, aber Strafe angedroht, wenn er ihn verweigere. Nach dem Nutzen eines solchen Verfahrens sehe man sowohl in der Theorie als Praxis sich vergebens um. Wollte man anführen, daß doch zuweilen dieser Eid seinen Zweck nicht verfehle, so dürfte dieses um nichts mehr für ihn sprechen, als der ehemaligen Folter der Umstand das Wort zu reden vermöchte, daß sie doch zu Zeiten auch dem wirklich Schuldigen ein Geständniß ausgepreßt habe. Wollte man einen Gewinn darin sehen, daß der Verbrecher durch den Eid sich in die Lage gebracht habe, daß nun doch auch in der Folge und bey sich darbietender Gelegenheit wider ihn auf den Meineid inquiriert werden könne, so möchten dagegen viele

Anderes es als einen großen Mißstand ansehen, daß zuvörderst öffentlich Verbrechen nicht nur zugelassen, sondern sogar erzwungen werden sollen, um hiernächst eine Criminal-Untersuchung deshalb anstellen zu können. Nur irrthümlicher Weise sey diesem Eide in der Criminalrechtspflege ein Werth beygelegt; der Richter könne ihn immer vermeiden, und sein Gebrauch sey aus der Analogie des Civilrechts nicht zu rechtfertigen. Auch den Grundsätzen der christlichen Religion sey er zuwider, verlege bestimmte Pflichten des richterlichen Amtes und sey auch bezüglich auf den Angeklagten nicht zu entschuldigen. Eine Reihe von Criminalfällen, welche 1½ mal größern Raum einnehmen als die Abhandlung selbst, und welche um so mehr von 8 auf zwey oder drey hätten beschränkt werden können, als sie größtentheils einer frühern Zeit angehören, sind bestimmt, diese Ansichten theilweise zu bestätigen und durch beygefügte Bemerkungen möglichst anschaulich zu machen: wie durch eine planmäßig angelegte, mit Fleiß und Vorsicht durchgeführte Untersuchung der Gebrauch dieses schlüpfrigen Wahrheitserforschungsmittels (das vielleicht angemessener ein lügenzeugendes genannt werden könnte) entbehrlich zu machen.

Wir zweifeln nicht, daß diese kleine Schrift zur Verbreitung der bisher mitgetheilten Ansichten wesentlich beitragen könne. Als wissenschaftliches Product dürfte sie sowol hinsichtlich des Plans als der Ausführung nicht allen Forderungen entsprechen. Eine vollständige historisch-philosophische Würdigung dieses Instituts gehört unseres Erachtens noch immer zu den frommen litterarischen Wünschen, zu deren Erfüllung die bereits oben erwähnten Auszüge zum Theil treffliche Beyträge oder Vorarbeiten ent-

halten. Wie schwer es sey, bey einer solchen Arbeit sich ganz auf die Höhe zu stellen, welche Wahrheit und Wissenschaft fordern, zeigt u. a. das eigne Beyspiel des Verf., der trotz der bisher mitgetheilten Ansichten, trotz der (S. 44.) ausdrücklich wiederholten Erklärung, daß dieser Eid 'durchaus verwerflich' sey, wenige Seiten später durch eine nichtsagende Distinction wieder einlenken zu wollen scheint, indem er seinen Bemerkungen über die allgemeine Schädlichkeit dieses Eides die Clausel anhängt: 'in so weit nämlich davon als einem Zwangsmittel gegen Angeschuldigte Gebrauch gemacht werden soll,' und sodann fortfährt: 'Seine Anwendung als freywilliger Eid ist dagegen vielleicht selbst empfehlenswerth, nämlich in dem Falle, wo derjenige, welcher in Untersuchung gerathen ist, ausdrücklich wünscht, dazu gelassen zu werden, um den ihn gravierenden scheinbaren Verdacht vollends zu entkräften, und auch zu gleicher Zeit wirkliche Gründe vorhanden sind, die seine Unschuld vermuthen lassen. Der Eid müßte so nur als eine Wohlthat für den wahrscheinlich Unschuldigen behandelt und sparsam davon Gebrauch gemacht werden. Auf diese Weise würde der Reinigungseid in Strafsachen mit demjenigen in Civilsachen in eine richtige Analogie gebracht werden, erhielte eine vernünftige Tendenz, entspräche seiner Benennung und käme wieder zu Ehren (Sic!).' Man sieht, der Verf. ist mit seinem eigenen System noch nicht völlig im Reinen, auch seine Ansichten über Entbindung von der Instanz, außerordentliche Strafe und Indicienbeweis scheinen hinter den Fortschritten des Zeitalters zurückgeblieben zu seyn. Unter den von ihm benutzten

Schriften vermiffen wir ungern: Justus von Schmidt genannt Phifeldck, über den Eid (Helmft. 1798. 8.), deren noch lebender Verfaffer in diefem Augenblick eins der wichtigften Staatsämter in diefem Königreiche verwaltet, und defsen Unterfuchungen über den hierher gehörigen Eid auf drey Seiten (v. S. 25 — 29.) ein reineres Resultat liefern als die des Verf. auf 131. 'Ueberall, heißt es dafelbft u. a., ift der R. E. in Criminalfällen auf keine Weife zu billigen. . . . Mehrere Staaten (Dänemark, Holstein, Württemberg, neuerdings auch Preußen und Baden) haben ihn gänzlich abgefchafft, und dringendes Bedürfniß fcheint mir's, diefem Beyfpieler da zu folgen, wo es noch nicht gefchehen ift.' — Von einer einlenkenden Claufel wie die des Verf. findet fich hier nicht die entferntefte Spur, wohl aber eine dem Verf. der vorliegenden Schrift entgangene, zwar nicht neue, aber oft verkannte höchft wichtige Bemerkung, mit welcher wir die gegenwärtige Anzeige fchließen wollen: 'Die Haupttrichfchnur eines gutdenkenden Richters ift die, einen jeden fo lange für unſchuldig zu halten, bis das Gegentheil erwiefen ift. . . . Durch den Reinigungseid wird der Angeklagte für unſchuldig wegen eines Verbrechens erkannt, welches begangen zu haben ihm Niemand beweifen konnte, von dem er also ohnehin ſchon hätte losgefprochen werden müffen (S. 27).'

Böhmer.

N f c h a f f e n b u r g.

Ueber die Entftehung der Romaniſchen Sprache unter dem Einfluffe fremder

der Zungen; ein Beytrag zum vergleichenden Sprachstudium von J. M. Heilmayer, Professor am K. Gymnasium daselbst. 1834. 42 Seiten in Octav.

Unter Romaischer Sprache versteht der Vf. das gewöhnlich sogenannte Neu-Griechische. Wir brauchen also nicht zu sagen, wie zeitgemäß diese Untersuchung ist. Doch können wir dem Vf. nur im Ganzen folgen, ohne in die einzelnen grammatischen Erörterungen hineinzugehen, welches ohne die Kenntniß mehrerer, besonders Slavischer, Sprachen nicht möglich ist. Er geht aus von einer historischen Uebersicht der Begebenheiten, welche auf die Bildung des Romaischen aus dem Alt-Griechischen eingewirkt haben. Hierauf: die Hellenische Sprache unter den Byzantinischen Kaisern, oder das Byzantinische Griechisch. Der Einfluß des Christenthums darauf, und das Streben durch künstliche Nachahmung der altclassischen Sprache den hereinbrechenden Verfall zu hemmen, was auch einigermaßen gelang. Hierauf: die Romaische Sprache unter dem fremden Einflusse. Der Verf. unterscheidet drey Idiome der Romaischen Sprache: das Slavische oder nördliche, das Romaische oder südliche, und das Albanesische oder mittlere. Daran schließt sich der Einfluß des Türkischen, der nur ein äußerlich nothwendiger war. Von jedem von diesen wird nun einzeln gehandelt, am ausführlichsten von den Slaven, von denen unzweifelhaft Colonien, sowohl in Hellas als im Pelopones, sich niederließen. Es müssen hier das Alt-Slavische, ferner das Illyrische und das Russische, das jedoch von geringem Einfluß blieb,

zu Rathe gezogen werden, welches nun so wohl in Rücksicht auf die Veränderungen der Vocale als der Casus und der Zeiten in den Zeitworten gezeigt wird. — Unter den Romanischen Sprachen war besonders das Italische einflußreich, durch den Verkehr und selbst die Herrschaft von Genuesern und Venetianern durch die Kreuzzüge. — Den Einfluß des Albanesischen genau nachzuweisen ist aber fast unmöglich, da es nicht zur Schriftsprache gebildet ward. — Aus allem zieht der Verfasser das Resultat: 'daß die Römische Sprache kein Dialect des Altgriechischen sey, sondern eine eigene und neue Sprache, welche die im Lande gesprochenen Volkssidione und das Byzantinische zur Grundlage hat, und sich im Verlaufe der Zeit durch die Sprachen der angefiedelten Völkerstämme zu dem ihm eigenthümlichen Typus ausgebildet hat.' — Wir haben gewiß nicht nöthig die Leser auf die Wichtigkeit des Gegenstandes und der Schrift aufmerksam zu machen. Die so interessante Frage: ob das Römische zur höhern Schriftsprache ausgebildet werden, oder das Altgriechische diesen Platz behaupten soll, scheint uns noch unentschieden; und wahrscheinlich wird es der Zukunft überlassen werden müssen, da Mächtsprüche hier nicht würden entscheiden können.

Sn.

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

133. Stück.

Den 24. August 1835.

P i s a.

Von dem neuen großen Werke über Aegypten I Monumenti dell' Egitto e della Nubia del Dottore Ippolito Rosellini ist uns Parte seconda, Monumenti Civili Tomo II. 1834. 470 S. in 8. mit dem Kupfer-Atlas in gr. Folio zugekommen. Wir haben über den Plan und die Einrichtung des Werks, bey den Anzeigen der frühern Theile G. g. A. 1833 St. 200, und 1835 St. 1. 2. bereits so ausführlich uns ausgesprochen, daß es hier nur einer Anzeige des Inhalts bedürfen wird, um so mehr da ohne Ansicht der Kupfer die Beschreibungen immer mangelhaft bleiben würden. Der vorliegende Band zerfällt in zwey Kapitel: Capitolo Primo, Arti e Mestieri. Capitolo secondo, della vita domestica degli antichi Egiziani. In dem ersten Kapitel werden folgende Künste und Handwerke abgehandelt: Bereitung der Gespinnste und Weberey; Kunst des Tischlers, des Färbers und Firnißbereiters; die zeichnenden Künste, ihre verschiedenen Epochen bey den Aegyptern (wovon unten); von der Sculp-

tur; von der Malerey; von den Farben und ihrem Gebrauch; von der Entwerfung der Zeichnungen auf den Wänden für Sculptur und Malerey; Aehnlichkeit des Verfahrens bey der Malerey in den Hypogeen des alten Aegyptens und Etruriens; die Aegypter kannten die encaustische Malerey; über die Schreibkunst, in Rücksicht des Materiel- len; über den Papyrus und die Schreibwerkzeuge; die Kunst zu lesen und zu schreiben war allgemein wie bey uns; über die Kunst große Lasten fortzuschaffen; über die Bereitung der Backsteine; Erläuterung einer Grabmalerey in Theben, die Juden vorstellend wie sie in der Knechtschaft die Ziegel bereiten; Töpferkunst; Schmelzung und Bearbeitung der Metalle; Kunst Glas und Schmelz zu verfertigen; Aegyptische Vasen und Beschreibung der in dem Florentinischen Museum befindlichen Gefäße von Gold, Silber und anderm Material, wie sie auf den Monumenten vorgestellt werden; Gerberey und Schuhmacherskunst; Bereitung von Seilen, und einige andere Handwerker. — Zu diesen gehören von dem Atlas Tab. XLVIII—LX, wovon mehrere illuminiert. Zu welcher Vollkommenheit es in diesen Künsten und Handwerken die Aegypter gebracht hatten ist schon aus unsern früheren Anzeigen klar geworden.

Kapitel II. Bau, Gestalt und Eintheilung der Häuser; Verzierungen der Häuser durch Malerey; Haar und Bart, die Aegypter schoren den Kopf und rausten den Bart aus; bürgerliche Kleidung der alten Aegypter; Schmuck und Puz der Aegypter; Dienst bey der Tafel und Gastereyen der Aegypter; Meubeln in den Häusern; endlich mancherley Hausarbeiten, Bäckerey, Küche, Bereitung des Fleisches. Zu diesen gehören von dem Atlas Tab. LXI—LXXXVIII, gleichfalls zum Theil illuminiert.

Wo der Vf. anfängt von den zeichnenden Kün-

sten bey den Aegyptern zu reden, hat er eine historische Uebersicht derselben eingeschaltet, aus der wir das Wesentliche mittheilen wollen. Er theilt die Geschichte derselben in drey Perioden: unter den Pharaonen, unter den Lagiden, und unter den Römern. Er geht hier von der allgemeinen Behauptung aus, daß die Kunst bey den Aegyptern ganz national gewesen und geblieben sey, so daß, wenn auch eine Blüthe und Sinken derselben Statt fand, doch durchaus kein fremder Einfluß weder von Persern, noch Griechen, noch Römern auf sie Statt gefunden, oder auch nur im mindesten den ihr eigenthümlichen Stil verändert habe. Dieser dauerte vielmehr fort bis auf die letzten Zeiten, indem er erst mit der alten Religion unterging. Wohl nahmen allerdings Griechische und Römische Künstler von den Aegyptern etwas an (und daraus ging der Glaube hervor von dem Einflusse der fremden Kunst auf die Aegyptische), aber nie Aegyptische Künstler etwas von den fremden. Nach dieser vorausgeschickten allgemeinen Behauptung spricht nun der Vf. von den einzelnen Perioden. Den Ursprung und die einzelnen Fortschritte der Kunst unter den Pharaonen können wir nicht darlegen, weil keine Monumente aus diesen Zeiten übrig sind. Schon auf den ältesten aus der sechzehnten Dynastie des Manetho hat die Kunst eine gewisse Reife erhalten. Indes sieht man auf diesen Monumenten noch nicht die großen Compositionen und den kühnen Aufschwung aus der achtzehnten und neunzehnten Dynastie. Die ganze Dauer der Kunst unter den Pharaonen reicht nach dem Vf. von 2272 v. Chr., als dem Anfang der sechzehnten Dynastie, bis gegen 350 v. Chr., von denen der erste Zeitraum vom Anfang der sechzehnten bis auf den Anfang der achtzehnten 450 Jahre umfaßt. Das Eigenthümliche dieser Zeit ist die Schlankheit (*Sveltezza*) der

Figuren, wobey jedoch die Umriffe oft hart und schneidend, wiewohl nicht ohne eine gewisse Grazie sind. Als Belege führt der Vf. die Darstellungen aus den Gräbern von Beni Hassan, zum Theil auch von Gizeh und einigen von Saccara an. Das Eigenthümliche dieses Stils besteht also in einer größern Naubheit und Einfachheit der Umriffe. Mit der achtzehnten Dynastie hob in dem Zeitraum von 350 Jahren, die sie umfaßt (von 1820 bis 1470 v. Chr.), mit der Größe und dem Glanz des Reiches auch der der Kunst in Aegypten an. Die Zahl der Monumente aus dieser Dynastie ist größer als die der übrigen Pharaonen-Dynastien zusammen. (Es ist dabey zu bemerken daß nach Rosellini auch Sesostris [Ramesseß III.] dieser Dynastie angehört, den Champollion mit Ramesseß IV. erst an die Spitze der neunzehnten setzt.) Jetzt fing man an durch die Sculptur in den Reliefs die größten Gegenstände darzustellen, die so wohl durch ihren Umfang als durch die Menge der Figuren Erstaunen erregen, wie die großen Schlachstücke, Belagerungen und andere. Doch übertraf dieser Zeitraum den vorigen nicht durch die Eleganz der Figuren in der Zeichnung, und im Fleiß der Ausführung stand er vielleicht selbst zurück, was die große Menge der Arbeiten wahrscheinlich verursachen mochte. Unter den drey letzten Königen scheint nach den Denkmählern zu urtheilen die Kunst weniger begünstigt zu seyn. Desto mehr ward sie es unter der langen Regierung von Ramesseß IV. (Sesostris nach Champollion) mit dem die neunzehnte Dynastie beginnt. Seit dieser Regierung nahm sie, sowohl in der Zeichnung der Figuren, als der Nettigkeit der Ausführung ab, bis zu der 25sten Dynastie der Aethiopischen Könige (Tarhako zc.). Aber einen eigenen Character nahm sie unter der 26sten Dynastie, der Saitischen, an.

Er besteht in dem ausdauerndsten Fleiß und der größten Sorgfalt auch die kleinsten Theile jedes Gegenstandes auszuführen. Aus ihr sind in Rom die schönen Löwen bey der Fontana felice. — Nun beginnt die zweyte Epoche unter den Caesaren oder Ptolemäern. Sie folgten dem Beispiele Alexanders, der die Religionen der Völker ungekränkt ließ. Daher findet sich gar kein Einfluß der Griechischen Kunst auf die Aegyptische, wie man häufig es angenommen hat. Die Könige die so oft in Statuen und Reliefs abgebildet wurden, erscheinen in der Tracht der Pharaonen, nur zwey oder drey haben über der Alt-Aegyptischen Tracht die Chlamys. Man fing an den Gestalten mehr Ründung zu geben; die Adern und Muskeln traten sichtbarer hervor, so auch die Knochen. Die Hieroglyphen in den Inschriften sind öfter vertieft als erhaben. Besonders zeigen auch die Mumien die Spuren des Sinkens der Kunst. Man sieht dieses an den Aegyptisch-Griechischen Mumien in dem Florentinischen Museum. Nun folgt die dritte oder Römische Periode. Der Verfall nahm nun immer zu. Man sieht dieses an den Tempeln zu Edfu, Philae und andern, aber darum doch nicht das mindeste Streben der Aegyptischen Künstler durch Nachahmung fremder Werke den Kunststil zu ändern. Der Vf. spricht hier durchaus aus eigener Ansicht in dem Lande selbst. Aber, sagt er, auch schon die in Rom befindlichen Obelisken geben die Beweise davon. Die vor dem Lateran, auf der Piazza del popolo und Monte Citorio aus der Pharaonen-Periode gehören der 18ten Dynastie an; der letzte aber, Psammetich; der in der Villa Albani (jetzt in München) der Römischen Periode; die in Benevent und Piazza Navona Domitian; der auf Monte Pincio Hadrian. Diese Obelisken waren weder in Rom noch in Aegypten von Römischen

Künstlern, sondern von Aegyptischen verfertigt. Die Römer kümmerten sich um die Hieroglyphen und ihre Lesung wenig oder gar nicht.

Nach dieser allgemeinen historischen Uebersicht spricht der Vf. zuerst von der Sculptur, und demnächst von der Malerey. Alle Statuen der Aegypter, wie groß oder klein sie seyn mögen, sind aus Einem Stück. Auch die größten Colosse wurden in den Felsen selber ausgehauen, wie die zu Ipsambul und andere. Die Art des Verfahrens dabey sieht man abgebildet. Außer den Colossen aus Stein wurden auch andere aus Holz und andern Material verfertigt. Hierauf von der Malerey. Sie stand in der engsten Verbindung mit der Sculptur. Denn alle Werke von dieser wurden bemalt; nicht bloß die Reliefs, sondern auch die ihnen beygefügtten Hieroglyphen, und zwar mit verschiedenen Farben nach ihrem Inhalt. Jeder Gegenstand erhielt in der Malerey möglichst die Farbe die er in der Natur hatte, wiewohl die Abstufung der Farben mangelhaft blieb. Die Farbe der Männer ist rothbraun, der Frauen gelb. Der Vf. erklärt sich auf das bestimmteste dafür, daß die alten Aegypter ein Zweig des Nubischen Völkerstammes seyen. Nicht nur die Farbe, die Statur, und die Physionomie beweisen dieses, man sieht selbst in ihren Stellungen und Bewegungen das treueste Abbild der auf den Aegyptischen Monumenten vorkommenden Figuren. Wenn diese, von dem Ref. schon lange aufgestellte, Behauptung hier wie so manches andere eine solche Bestätigung erhält, so wird man nicht vergessen, daß dieselbe die Frucht eigener Ansicht, nicht aber gelehrter Forschung ist. Die Farbe hat allerdings verschiedene Abstufungen. Es wird nicht behauptet daß die Farbe auf den Monumenten eine ganz treue Copie der Natur gewesen sey, man suchte sich ihr nur möglichst zu nähern. Sowohl die Bildhauer als die Maler sind hin und wieder in ihren Ge-

schäften abgebildet. Die Farben sind weiß, schwarz, blau, roth, gelb und grün. Ueber ihre Bestandtheile sind chemische Untersuchungen angestellt, wovon die Resultate gegeben werden. Die Farben wurden stets einzeln und einförmig aufgetragen; man kannte nicht die Schattierung, so wie auch nicht die Gesetze der Perspective. Aus dem Ganzen geht hervor, daß die Malerey, wenn sie auch in einem gewissen Grade selbständige Kunst bey den Aegyptern ward, doch zunächst der Sculptur untergeordnet blieb.

Die Schreibkunst ging bey den Aegyptern zuerst aus der Malerey hervor, und mußte auch immer mit ihr in Verbindung bleiben, da die phonetischen Zeichen mit andern, welche natürliche Gegenstände darstellten, vermischt waren. Das Schreibmaterial war bekanntlich der Papyrus, über dessen Bereitung daher ausführlich gehandelt wird. Man schrieb nicht mit Federn, sondern mit Stiften, wie noch jetzt Araber und Chinesen. Die Dinte war schwarz oder roth. In dem Grabmahl eines Schreibers in Theben fand man ein Täfelchen auf dem seine Geräthschaften abgebildet sind. Der Vf. ist der Meinung daß die Kunde der Hieroglyphen nicht bloß den Priestern eigen, sondern allgemein gewesen sey, indem er sich auf ihre große Verbreitung bezieht.

Sehr interessant ist die Beschreibung eines Reliefs bey Gelegenheit der Bereitung der Backsteine, welches die Verfertiigung derselben durch die Israeliten darstellen soll. Es erfordert, so wie die Verwandtschaft der Aegyptischen Basen mit den Etruskischen, eine eigene Untersuchung.

Die in dem zweyten Kapitel angestellten Untersuchungen und gegebenen Erläuterungen über die Privatwohnungen und häuslichen Einrichtungen der Aegypter sind oben schon bemerklich gemacht, können aber ohne die Abbildungen nicht wohl erörtert werden. Die Privathäuser sind wahrscheinlich aus Backsteinen gebaut gewesen; es ist schwer etwas weiter

darüber zu sagen, da fast gar keine Spuren mehr davon übrig sind. Einige finden sich in der Ostseite von Theben bey Carnak, wo ein großes Quartier der Stadt gestanden zu haben scheint. Da der Boden sich so sehr erhöht hat, so möchten bey Nachgrabung sich noch mehr Spuren davon finden.

Wir können aber diese Anzeige nicht schließen ohne den Wunsch zu äußern, daß ein gelehrter Orientalist den Abschnitt S. 254 — 270 und das dazu gehörige Blatt des Atlas Monumenti civili N^o. XLIX, die Bereitung der Ziegelsteine darstellend, einer critischen und unparteyischen Prüfung unterwerfen möge. Stellt dieses Grabgemälde die Knechtschaft der Kinder Israhel bey diesen Arbeiten dar, so ist es für die Exegese und die Chronologie gleich wichtig. Für die Exegese weil es ein schlagender Beweis für das hohe Alter der Mosaischen Schriften, und namentlich des Exodus, seyn würde, dessen Beschreibung Kap. I. u. Kap. V. es auf das treueste, selbst bis auf Nebensachen, darstellt. Für die Chronologie, da es aus der 18. Dynastie unter der Regierung Thutmes = Moeris um 1740 v. Chr. ist, und sowohl für die Profan- als die heilige Geschichte feste Punkte geben würde. Nach den Inschriften, die hier wie sonst über den Figuren stehen, ist es das Grab eines Aufsehers der königlichen Gebäude in Aegypten, Nohséré mit Namen.

Von der Fortsetzung des Werks liegt bereits eine neue Reihenfolge der Blätter des Kupferatlases uns vor, jedoch noch ohne den Text, welche uns auf das lebhafteste jene entfernten Zeiträume vorführen, als das hundertthorige Theben der Mittelpunkt der civilisierten Welt war. Wohl war manches anders, und doch manches auch wie bey uns. Die beste Welt aber nirgends!

Sn.

G ö t t i n g e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

134. 135. Stück.

Den 27. August 1835.

G ö t t i n g e n .

Zu dem im 34. Stück dieser Anzeigen enthaltenen Bericht über die Concurränzschriften zur Beantwortung der von der mathematischen Classe der Königl. Societät aufgegebenen Hauptpreisfrage über Messung der Lichtstärke der Fixsterne fügen wir jetzt noch die nachträgliche Bemerkung bey, daß von der Abhandlung mit dem Motto: *Opinionum Commenta delet dies, naturae iudicia confirmat*, welcher von Königl. Societät das *Accessit* zuerkannt wurde, Hr. Prof. Christian Ludwig Gerling in Marburg, Correspondent der Societät, als Verfasser sich genannt hat.

D x f o r d .

Bey D. A. Talboys, 1831: *Scriptores Graeci minores, quorum reliquias fere om-*

nium melioris notae ex editionibus variis excerpſit J. A. Giles, A. B. Oxon. Vol. I. X und 182. Vol. II. XXIII und 163 Seiten in Octav.

Keine Wiederholung der Ausgaben der ſogenannten Poëtae Graeci minores oder einer ähnlichen ſchon bekannten Sammlung der kleinen Helleniſchen Schriftſteller beabſichtigte Herr Giles, als er ſich zu vorliegender Arbeit entſchloß. Er wollte vielmehr nach eigener Wahl die Ueberbleibſel der wichtigſten Helleniſchen Dichter und Philoſophen, die uns nur in einem kleinen Umfange erhalten ſind, in einer neuen Reihenfolge und ſo vollſtändig als möglich, aber ohne begleitende Anmerkungen zuſammenſtellen. In wiefern ihm nun dieſes Unternehmen gelungen ſey, wollen wir durch folgenden kurzen Bericht näher zu bezeichnen ſuchen.

Den Anfang machen die Bruchſtücke von elf Dichterinnen, welche größtentheils die Anthologie lieferte, oder ſchon von J. Ch. Wolf (novem illuſtrium foeminarum fragmenta) und andern geſammelt waren. Hedyle, Theoſebia und die Leſbiſche Melinno fehlen bey Wolf, der dagegen Myrtis aufgenommen hat, ohne jedoch ein einziges Fragment von ihr anzuführen; und bloße Erwähnungen des Namens hat Hr Giles mit Recht ausgeſchloſſen. Von jenen drey in der Wolffſchen Sammlung nicht enthaltenen Dichterinnen hat Hr. G. nur zwey Bruchſtücke auffinden können (Anthol. Gr. VII, 559. ed. Jacobs. Athen. 7, 297 B.), indem das dritte von Melinno bey Stobäos gewöhnlich der Erinna beygelegt wird. Aber Sappho iſt hier weniger vollſtändig erſchienen, als die

Benutzung der vorhandenen Hülfsmittel erwarten ließ. Ref. vermist nämlich etwa zwanzig Bruchstücke, ohne die an mehr als dreißig Stellen verschiedener Schriftsteller erwähnten einzelnen Worte oder Redensarten der Sappho in Anschlag zu bringen. Ueber die kritische und metrische Herstellung der vom Herausg. aufgeführten Fragmente konnte die treffliche Bearbeitung von Neue, welche dem Herausg. entgangen ist, in den meisten Einzelheiten die sichersten Aufschlüsse geben. Doch muß Ref. hier auf die Ausführung des Einzelnen verzichten, und sich nur auf einen kleinen Nachtrag der ausgelassenen Bruchstücke beschränken. 1. Korondrios bey Boissonade Anecd. Gr. T. 3. p. 295: συνίημι τῶν ἀνέμων τὴν στάσιν, als Anfang zu No. 5. bey Herrn Giles, oder No. 2. bey Neue. — 2. Plutarch de cohib. ira p. 432. ed. Wyttenb. σκιδναμένης ἐν στήθεσιν ὀργῆς πεφυλάχθαι γλώσσαν μαψυλάκταν. — 3. Moschorulos Opusc. p. 86. ed. Titz: μήτ' ἐμοὶ μέλι μήτε μέλισσα. — 4. Herodianos περὶ μονήρ. λέξ. p. 39: ἐγὼ δ' ἐπὶ μαλθακὰν τύλαν πολέω μέλεα. — 5. Apollonios de synt. 3. p. 288: ἐγὼ δὲ καὶ ἡ νεττώτις ἐράται. — 6. Apollonios de pron. p. 64: ἐγὼ δ' ἀμ' αὐτὰ τοῦτο σύνοιδα. — 7. Apollon. de conjunct. p. 490. vergl. mit schol. in Dionys. Thr. gramm. p. 968. ed. Bekker: ἤρ' ἐτι παρθενικὰς ἐπιβάλλομαι. — 8. Etym. M. p. 662, 32. e cod. Paris. 346: ὡς δὲ πάϊς παῖδα ματέρα πεπτερόγωμαι. — 9. Etym. M. p. 250, 10: δαύοις ἀπαλαῖς ἐτάρας ἐν στήθεσιν. — 10. Apollonios de pron. p. 104: σοὶ δ' ἐγὼ λευκᾶς ἐπιδώσομ' αἰγὸς, κάπιλείψω τοι. — 11. Herodian: περὶ μονήρ. λέξ. p. 7: ψάυειν δὲ

οὐ δοκεῖ μοι ὦρανῶ δυσπαχέα. — 12. Dersf. de pron. p. 127: ὀπτᾶς ἄμμε. — 13. Dersf. p. 119: ἀς δέλετ' ὕμμες. — 14. Herhást. p. 41:

κέλομαί τινα τὸν χαρίεντα Μένωνα
καλέσσαι,
εἰ χρὴ συμποσίαις ἐπ' ὄνασιν ἐμοὶ γε-
γενῆσθαι.

15. Dersf. p. 63: τριβωλέτερ' οὐ γὰρ Ἀρκά-
δεσσι λῶβα. — 16. Apollon. de pron. p. 136:
τὸν ἐὸν παῖδα καλεῖ. — 17. Dersf. p. 144:
ἐμὲ τιμίαν ἐποίησαν, ἔργα τὰ σφά' δοῖσαι. —
18. Choïroboσkός in Aldi cornucopiae p. 268:
μάλα δὴ κεκορημένη στοργᾶς. — 19. ἄνεμον
κατάρη bey Eustath. ad Il. ε. p. 459. ed. Bas.
— 20. φιάλαι χρυσαστράγαλοι bey Pollux 6,
16, 98. — 21. πότνια αὐῶς im Etym. M.
p. 174, 43. — 22. Eustath. Opusc. p. 345,
50. — Das 14. Fr. bey Giles ist nur
halb aufgeführt; es lautet vollständiger so:
τὸν δ' ἐπιπλάζοντ' ἄνεμοι φέροιεν καὶ με-
λεδῶναις. Die von G. ausgelassenen Bruch-
stücke, welche nur aus einzelnen Wörtern bestehen,
siehe bey Neue No. 18. und von 101 bis 134.
Aus Versehen, wie es scheint, sind 5 Hexameter
aus der Sappho des Komikers Antiphaneš
in No. 11. bey G. zu Sappho's Fragmenten
gezählt worden. Auch No. 68. 87. 88. 89. ge-
hören nicht der Sappho.

Auf diese elf lyrischen Dichterinnen folgen neun
lyrische Dichter, an deren Spitze Alkaios steht.
Auch hier ist nicht mit der Sorgfalt gesammelt
worden, welche die Wichtigkeit des Gegenstandes
und das Vorhandenseyn so vieler Hülfsmittel er-
fordert. Um nur Einiges anzuführen, so fehlt
die gewiß nicht unbekannt Stelle bey Diog. La.

1, 81, wo *Alkaios* den *Pittakos* *σαράποδα*, *σάραπον*, *χειροπόδην*, *γαύρικα*, *φύσκωνα*, *γάστρωνα*, *ζοφοδορίδα* und *ἀγάσυρτον* nennt. Auch sind die Worte *Ἀρκάδες ἔσσαν βαλανηφάγοι* bey *Artemidoros* (2, 25) von *Alkaios* (*Meineke Cur. crit. p. 30*). Ferner vermißt *Ref. Herodian* *περὶ μονηρ. λεξ. p. 10, 25*: *οὐδέπω Ποσειδᾶν ἄλμυρὸν ἐστνυφέλιξε πόντον*, und *p. 27, 7*: *αἱ γὰρ κ' ἄλλοθεν ἔλθῃ δὲ φοινήκοθεν ἔμμεναι*, und *p. 35, 11*: *ἐπὶ γὰρ τὸ πάρος ὄνειαρὸν ἰκνεῖται*, und *p. 35, 15*: *ἀππατέρων μάδος*. In Bezug auf andre Auslassungen verweist *Ref.* hier auf *Matthias's* Sammlung No. 11. 13. 37. 38. 39. 41. 52. 63. 64. 93. 94. 96. 97. 100—104. 106. Das Bruchstück No. 82. bey *Hr. G.* *κινήσας τὸν πήρας πυκινὸν λίθον* lautet bey *Eustath. ad Od. a. p. 1397, 30* so: *νῦν δ' οὗτος ἐπικρέκει κινήσας τὸν πείρας πυκινὸν λίθον* (bey *Matth. No. 47*). — Zu No. 59. ist aus *Apollon. de pron. p. 363*. noch hinzuzufügen: *ἐμ' αὐτὰ τοῦτ' ἐγὼν σύνοιδα* (*Matth. No. 73*). — Noch weit unvollständiger als *Alkaios* ist *Stesichoros*, dessen Bruchstücke doch schon seit 1828 von *Kleine* mit der größten Sorgfalt gesammelt und mit vielem Scharfsinne hergestellt sind. Ueberhaupt scheinen *Hn. Giles* die in Deutschland veranstalteten Fragment = Sammlungen der Hellenischen Lyriker unbekannt geblieben zu seyn. Er hat sich an nichts gehalten, als an das, was im *Museum Criticum Cantabrigiense* und bey *Gaisford* (*Poetae minores Gr.*) schon zusammengestellt war. Denn hier sowohl wie bey *Hn. Giles* fehlt z. B. das *Fr.* des *Stesichoros* bey *Eustath. p. 316*: *πάτρω' ἐμὸν ἀντίθεον Μελάμποδα*, und *p. 1441*: *ὑπερδυμέστατον*

ἀνδρῶν, ferner τελαχῖνες p. 772, und μεσόνυξ bey Choiroboſk. in Bekker's Anecd. Gr. p. 1397. — Dann χάριμην in den Breſlauer Schol. zu Pindar Ol. 9, 128, und λεύκιππος bey Euſtath. ad Hom. p. 524. Undreß, was ebenfalls bey Kleine (No. 95.) ſteht, übergeht Ref. hier. Aber ἐρίσφηλος Ἡράκλῆς hätte aus Etym. M. v. ἀνασφῆλαι angeführt werden ſollen. — Die wenigen poetiſchen Ueberbleiſel Solon's liefert Hr. G. nach Brunck und Gaißford. Ein Paar Nachträge dazu findet der Leſer bey Phrynichos S. 396: κόκκωνας ἄλλος, ἄτερος δὲ σήσαμα, und Pollux S. 645: σπένδουσι δ' οἱ μὲν ἰγδιν, οἱ δὲ σίλφιον, οἱ δ' ὄξος, und Diogenianoſ 4, 53: ἀρχῶν ἀκουε καὶ δικαίῳ καὶ δίκῳ, endlich bey Prokloſ zu Plat. Tim. S. 25: εἰπέμεναι Κριτίῃ πυρρότριχι πατρὸς ἀκούειν. οὐ γὰρ ἀμαρτινῶ πείσεται ἡγεμόνι. S. Bach S. 98. 108 u. 110. — Zu Mimnermoſ hat Ref. nur einen Verſ nachzutragen: Παίονας ἀνδρας ἀγων, ἵνα τε κλειτὸν γένος ἵππων in den Schol. zur Il. π, 287. S. 452. ed. Bekker. Bach S. 48. — Waß nun Archilochoſ anlangt, ſo iſt auch dieſer weniger vollſtändig, als man nach einer Bekanntschaft deſ Herausg. mit der Liebelſchen Sammlung, welche einmal citirt wird, erwarten ſollte. So vermißt Ref. hier z. B. die beiden Verſe in Bachmann's Anecd. Gr. T. 2. p. 379 fin. Dann den jambiſchen Trimeter bey Zenobioſ 5, 68: πόλλ' οἶδ' ἀλώπηξ, ἀλλ' ἐχῖνος ἐν μέγα. Ferner: δύστηνος ἐγκειμαι πῶσῳ, ἀψυχος, χαλεπῆσι θεῶν ὀδύνησι ἐκῆτι. ἤεπαρμένος δι' ὀστέων bey Stob. Serm. 62. p. 397. Zunächſt ἀποκέκοπται τοῦ χρυσοέθειρος bey Steph. Byz. v. βέχειρ. — Dann: τιμῶμαι αὐτὸν

ἐν μισθοφόρον καὶ τοῦ τυχόντος στρατιώτου μοίρα. Besonders aber: Πανελλήνων οἰζὺς ἐς Θάσον συνέδραμεν bey Strabo S. 370 B. Ferner: Δήμητρί τε χεῖρες ἀνέξων bey Hephäst. S. 27. — ὀρέων ἀποστύπαζον im Etym. M. v. στύπος. — Dann μετέρχομαι σύμβουλον in den Schol. zu Il. ψ, 199. p. 500. ed. Villois. — ἅ δέκα ταύρους bey Suidas v. ἄ. und Καρπάδιος τὸν μάρτυρα bey Hesych. v. Κάρπαδος. Noch Mehreres findet man bey Liebel No. 120. 123. 124 ff. und die einzelnen Worte von No. 153 bis 175. Dahingegen führt Hr. Giles nach Gaisford, dem er sich stets anschließt, Einiges auf, was bey Liebel fehlt, No. 55. aus den Schol. zu Arist. Acharn. 120. — No. 80. aus Heraklid. Pont. cap. 3. ed. Koeler. — No. 85. Orion. Theb. 55, 23: (cf. p. 37, 4). — No. 89. Etym. M. 167, 24 (No. 96. ed. Gaisf.) — No. 91. Etym. M. 731, 46. — No. 92. Phot. Lex. v. κύψαι u. λεωκόρητος. — No. 101. Hesych. v. Θαργήλια. — Ueber Sophron und Tyrtaos, welche auch noch zu dieser Abtheilung der 9 Lyriker gehören, hat Ref. hier nichts zu bemerken, und eilt zu der zweyten Abtheilung von ebenfalls 9 Lyrikern, womit der erste Band schließt.

Simmiās von Rhodos und Simmiās von Theben erscheinen hier in einer Wiederholung nach der Anthologie. Dann folgen die goldenen Sprüche und andere vorgebliche Bruchstücke (in Poesie und Prosa) des Pythagoras. Ferner Simonides nach Gaisford, Moschos, Hero und Leandros, Phokylides von Milet und Phokylides der Alexandriner, ebenfalls nach Gaisford, und endlich Alkman und Rhianos. Ref.

kann hier nicht umhin, auf das Willkührliche oder Zufällige der äußern Anordnung der vorliegenden Ausgabe aufmerksam zu machen. Lyriker und Epiker stehen hier neben einander, bloß weil sie von geringem Umfange sind. Ein andres Princip der Zusammenstellung ist weder in der Wahl der Dichter, noch in der Gattung der Poesie, noch in der Zeitfolge, noch in der Reihenfolge der einzelnen Dichter bemerkbar. Und wenn wir nun gar im zweyten Bande *Τζετσεσ'* τὰ πρὸ Ὀμήρου, τὰ Ὀμήρου und τὰ μετ' Ὀμήρου an Verse des Tragikers Agathon, an Sbykos, Bakchylides und Ion aus Chios, und dann wieder die prosaischen Bruchstücke des Archytas, Pittakos, Xenophanes, Heliodoros aus Larissa, Hippodamos, Thurios und Euryphamos nebst mehreren Pythagoreischen Frauen (Theano, Melissa, Myia) gereiht sehen, so werden wir auch an dem Principe einer Anordnung nach dem geringen Umfange irre. Denn *Τζετσεσ'* gehört in keiner Beziehung hierher; und wenn *Σιμμιασ* gewählt werden kann, so darf man gewiß mit demselben Rechte die meisten Dichter der Anthologie wählen. Statt dieser planlosen Auswahl, in welcher auch *Κολυθος*, *Τρυφιδωρος* und *Ναυμαχιος* einen Platz erhalten haben, hätte der Herausg. die köstlichen Ueberbleibsel der ältern Hellenischen Lyrik mit Beziehung der vielen Deutschen Vorarbeiten so vollständig als möglich sammeln sollen. Aber von eignem Sammlerfleiß kann da nicht die Rede seyn, wo man nur Wiederholungen aus ältern unvollständigen Sammlungen sieht. Dieses Urtheil trifft nun besonders den herrlichen *Alkman*, bey dem Ref. mit Bedauern gestehen muß, daß *Hr. Giles* mehr als

die Hälfte der Bruchstücke, und noch dazu die köstlichsten und längsten übersehen hat. Man vergleiche nur die treffliche Welcker'sche Sammlung nebst den Supplementen, und man wird diese Bemerkung sicherlich nicht ungerecht finden. Es versteht sich von selbst, daß Alles, was Welcker in den Supplementen nachgeliefert hat, bey Hn. Giles nicht vorhanden ist. Aus der ersten Sammlung aber sind nachzutragen No. 1. 2. 5. 8. 10. 12. 14. 15. 16. 31. 36. 40. 42. 44. 51. 52. 56. 59. 60. 65. 66. 67. 68—76. 78. 79. 80—84. 86—117. 119—121. Andere Fragmente bey Giles sind mangelhaft; so fehlt z. B. in No. 14. der letzte Vers: ἀλλὰ Σαρδίων ἀπ' ἄκραν, welchen Welcker aus Stephan. Byz. v. ἐρυσίχη richtig aufführt; und zu No. 24. ist aus Welcker No. 17. παιδεσσι χρυσοκόλλα zu supplieren. — Auf der andern Seite ist in No. 40. ein Vers als Alkmanisch angegeben, welchen Alf. nicht dafür anerkennt. Was nun ferner Rhianos anlangt, so kann eine Vergleichung der Giles'schen mit der Saalschen Sammlung sich nur zu Gunsten der letztern entscheiden, indem diese einen Nachtrag von 11 Fragmenten zu jener, welche im Ganzen nur aus 17 besteht, liefert. Diese übersehenen Fragmente stehen bey Stephan. Byz. vv. Παράταιοι, Χαῦνοι, Συλίονες, Ἀρτέμιτα, Φυλλοῦς, Ἀπία (cf. Eustath. ad Dionys. 415), Μέλαιναί, Ἀράκωνδος, bey Choiseub. p. 1182. ed. Bekker, Pollux 2, 180 und in den Schol. zu Apoll. Rh. 3, 1, ohne das zweifelhafte Epigramm bey Jacobs Anth. Pal. VII, 315. zu erwähnen. Auch Baskynides ist gar sehr der Ergänzung fähig (s. Neue), z. B. aus Apollonios de pronom. p.

368 A: προσφώνειτέ νιν ἐπὶ νίκαις, aus Plutarch vit. Num. cap. 4: εἰ δὲ λέγει τις ἄλλως, πλατεῖα κέλευθος, aus d. Etym. M. p. 676, 25: πλημύριν πόντου φυχών, aus Apollon. de adverb. p. 596, 14. ed. Bekker: πυργοκέρατα. Endlich mußten auch die längern Fragmente bey Ursinus p. 206. und aus Clem. Alex. Strom. 5. p. 261. Sylb. (No. 8 und 30 bey Neue) erwähnt werden.

Es bleiben uns jetzt noch einige Worte über Ibykos zu sagen übrig. Wie sehr die ältern Fragment-Sammlungen auch dieses Dichters einer ergänzenden und bessernden Hand bedurften, hat neulich Schneidewin durch seine sorgfältige und gediegene Arbeit bewiesen; aus welcher zu Hr. Giles Sammlung, welche nur 9 Nummern liefert, eine Nachlese von wenigstens noch 27 (also des Dreyfachen) gewonnen werden kann. Diese Nummern sind in der genannten neuesten Sammlung 2. 8. 9. 13. 15. 19. 22. 23. 29. 32. 37. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 45. 47. 48. 49. 51. 52. 54. 55. 56. 57. Bemerkenswerth, aber kaum zu entschuldigen ist es außerdem, daß bey Hr. Giles ein Bruchstück, was nach Athenæos 4. p. 172. D. den Stesichoros zum Verfasser hat, und auch als Stesichorisch von Hr. Giles an die Spitze gestellt worden ist, noch einmal unter dem Namen des Ibykos (No. 5.), welcher freylich auch als Verfasser, aber gewiß mit Unrecht, genannt wird, wiederkehrt mit dem einzigen Unterschiede des Dorischen τᾶ für τῆ.

L e i p z i g.

Beiträge zur ältern Literatur, oder Merkwürdigkeiten der Herzogl. öffentlichen Bibliothek zu Gotha; herausgegeben von Fr. Jacobs und F. A. Ukert. Ersten Bandes erstes Heft. 1835. XVIII u. 196 Seiten in 8. (bey Dyk).

Zu der vor kurzem in diesen Blättern von anderer Hand angezeigten Geschichte der Wiener Bibliothek erhalten wir hier ein Gegenstück, das wir, so wie jenes, den Vorstehern der Bibliothek verdanken. Das vorliegende erste Heft ist ganz aus der Feder des Hn G. H. R. Jacobs. Die Gothaer Bibliothek gehört, wenn auch nicht der Zahl der Bände, doch der Wichtigkeit ihres Inhalts wegen, zu den bedeutendsten von Deutschland. Je weniger bisher für die Bekanntmachung dieser Schätze geschehen war, um desto fühlbarer war das Bedürfniß. Der Verfasser will es aber zugleich als einen Tribut der Dankbarkeit an die Gründer und Erweiterer des Instituts, besonders der drey letzten Herzöge des erloschenen Hauses, mit denen er in persönlichen Verhältnissen stand, betrachtet wissen; und je mühsamer die Arbeit war, um desto mehr macht sie nicht nur seinem Fleiß, sondern auch seinem Herzen Ehre. Es ist aber, wie er in der Vorrede ausdrücklich bemerkt, keinesweges die Absicht vollständige Verzeichnisse von den vorhandenen Handschriften, oder gedruckten Werken zu geben, sondern nur das Merkwürdige hervorzuheben. Diesem Plane gemäß umfaßt das erste Heft folgende vier Abschnitte: I. Zur Geschichte der Bibliothek. II. Kylographische Werke. III. Auszüge aus Hand-

schriften. IV. Vermischtes. Wir glauben besonders aus dem ersten Abschnitt eine Uebersicht des Inhalts geben zu müssen.

Der erste Gründer der Bibliothek war bereits Herzog Ernst der Fromme. Die theils durch die wechselnden Schicksale des dreyßigjährigen Krieges, theils durch Ankäufe zusammengebrachten Handschriften und alte Drucke wurden in dem von ihm erbauten, und noch stehenden Residenzschlosse, dem Friedensstein, 1647 aufgestellt. Mehrere Sammlungen wurden auch im Ganzen angekauft. Die Aufsicht führte bis 1665 Andreas Rudolph, ein geschickter Mathematiker, der den Dr. Samuel Reyher zum Nachfolger hatte. Da er jedoch binnen kurzem Gotha verließ, folgte ihm der Lehrer der Herzoglichen Kinder Joachim Bartholomäus Meyer, der die Sammlung nach einem wissenschaftlichen Schema ordnete. Unter dem Nachfolger Ernst des Frommen, 1675 — 1691, Friedrich I. erhielt die Bibliothek in dem Schlosse ein besseres Local. Ankäufe wurden unter dieser Regierung nicht gemacht. Ein günstigeres Gelingen der Bibliothek unter Friedrich II., 1691 — 1732, auf. Sie erhielt einen thätigen Vorsteher an Ernst Salomo Cyprian, während der Herzog durch Ankäufe, besonders aus dem Nachlaß des Superintendenten Fergler um mehr als 3000 Bände sie vermehrte. Cyprian widmete sich seinem Amte mit Liebe und Eifer, und entwarf schon in dem ersten Jahre einen Catalog der Handschriften, der 1714 in Leipzig gedruckt ward. Auch der Catalog der gedruckten Bücher ward mit Ernst betrieben. Am Ende der Regierung Friedrich II. betrug die Zahl der gedruckten Bücher 24820. Die vierzigjährige

Regierung von Friedrich III., 1732—1772, war für die Bibliothek nicht günstig. Cyprian ward von seiner Stelle entfernt, und einem Hofmarschall von Demnitz das Directorium übertragen. Außerordentliche Vermehrungen der Bibliothek fanden indeß einige durch Ankäufe statt. Zu diesen gehörte eine Handschrift des Quintilians auf Pergament, die aber seitdem auf eine nicht zu erklärende Weise verschwunden ist. Zwar ward 1740 ein junger Mann Namens Freyesleben als Secretär und zweyter Bibliothecar angestellt, glänzend war aber auch diese Anstellung nicht. Nach dem Tode von Cyprian 1745, der noch in seinem Testamente die Bibliothek bedachte, erhielt 1746 der Rath und Antiquarius Schläger, Aufseher des Münzcabinetts, die Bibliothecar-Stelle. Er ließ es nicht an Anträgen für die Vermehrung der Bibliothek, der Verfertigung eines Nominal-Catalogs, und anderer Arbeiten fehlen, die aber auf eine unbillige Weise den Untergeordneten aufgebürdet wurden. Der Aufwand für die Bibliothek ward herabgesetzt, zumal da auch die Zeiten des siebenjährigen Krieges hinzukamen. Im J. 1772 starb Friedrich III., und die Regierung ging auf seinen Sohn Ernst II. über, gest. 1804. Diese Regierung war für die Erweiterung der Bibliothek, wie für die Belebung des wissenschaftlichen Geistes in Gotha von besonderer Wichtigkeit. Im Jahre 1775 ward auf die Empfehlung von Heyne der hiesige Accessist Hamburger als erster Bibliothecar angestellt. Durch seinen ausdauernden Fleiß ward 1783 der Nominalcatalog zu Ende gebracht, und in 33 Folianten, von seiner Hand geschrieben, aufgestellt. Die von dem Herzog gefaßte Liebhaberey für

bibliographische Seltenheiten nahm zu, und ein jährlicher Beytrag für die Anschaffung alter Drucke, was für die Bibliothek so wichtig wurde, ward festgestellt. Nach dem Tode von Schläger, der 1786 unbeklagt und wenig vermist starb (seine Verdienste um das Münzcabinet sind bekannt), ward dem bisherigen Director der Schulpforte, Geißler, die Verwaltung der Bibliothek anvertraut. Sie bekam durch ihn einen freundlichen Character, und erhielt bedeutende Vermehrungen besonders für neuere und classische Literatur. Im Jahre 1788 ward der verdienstvolle Schlichtegroll, zuerst als freywilliger Accessist, und 1802 als Bibliothecar anangestellt, der nachmals als General-Secretär der Münchener Academie endete, und zwey Jahre nachher 1804 der Verfasser, der zwar auch 1807 nach München als Mitglied der Academie ging, aber bereits 1810 nach Gotha als Bibliothecar und Aufseher des Münzcabinetes zurückkehrte. Sein jetziger Colleague, Herr Prof. Ukert, wurde der Nachfolger von Schlichtegroll. Unterdeß dauerte der Zuwachs der Bibliothek immer fort; unter andern auch durch die Sendungen orientalischer Manuscripte, durch den bekannten Reisenden Dr Seezen, wovon wir den Catalog dem Herrn Secretär Möller verdanken. Der wichtigste Schritt aber geschah dadurch, daß die auf den verschiedenen Lustschlössern, und die reiche Privatbibliothek des Herz. Ernst nach seinem Tode mit der öffentlichen Bibliothek vereinigt, und dieser ein neues und größeres Local eingeräumt wurde; welches durch die Vermehrung von mehr als 40,000 Bänden Bedürfnis ward. Durch dieß Alles wurde aber auch eine Umarbeitung der Cataloge nothwendig. Diesem

mühsamen Geschäft unterzog sich der würdige Jacobs, unterstützt von den Herren Lkert und Müller. Die Bescheidenheit mit der er selber davon spricht, verbietet uns mehr darüber hinzuzusehen. Wer aber auch einigermaßen die Schwierigkeit einer solchen Arbeit kennt, bedarf darüber keiner weitem Erläuterungen. Im J. 1823 war die neue Catalogierung und Aufstellung beendigt; die Zahl der Bände wird auf etwa 110,000 angegeben.

Der zweyte Abschnitt, *Xylographische Werke* überschrieben, gibt die Beschreibungen von Seltenheiten dieser Art in sechs Nummern. Es sind folgende: 1. *Ars memorandi notabilis per figuras Evangelistarum.* 2. *Ars moriendi.* 3. Das geistliche und weltliche Rom. 4. *Biblia Pauperum.* 5. *Defensorium inviolatae virginitatis b. Mariae virginis.* 6. Der Entkrift, wovon das weitere in dem Buche selbst nachzulesen.

Der dritte Abschnitt gibt Auszüge aus drey Handschriften: 1. Herzog Beland oder Herr Wittig von dem Jordan, einem altdeutschen, wenig bekannten Gedichte. Als Verfasser wird Meister Rüdiger von Hindihofen genannt. 2. *Le Juvencel*, ein französisches Rittergedicht aus dem 15ten Jahrhundert, auf Pergament geschrieben, vollständiger als das Gedruckte. 3. *Speculum humanae salvationis.* Von allen werden Proben gegeben.

Der vierte Abschnitt endlich: *Bermischtes*, gibt Bericht über einige Incunabeln und Handschriften, 14 an der Zahl, wobey wir gleichfalls auf das Buch verweisen müssen.

Königsberg.

Von 'Hn. Struve, Director des dortigen Gymnasiums, erhalten wir bey Gelegenheit der Schulfeyerlichkeit ein Programm: *de exitu versuum in Nonni Panopolitani carminibus*. 1834. 11 Seiten in 4., dessen Zweck ist zu zeigen, in wie fern die Verse des genannten Dichters mit einem Trochäus schließen, und welche Schranken sich derselbe dabey gesetzt habe. Es wird dieß gezeigt in Bezug auf die Partikeln, die Nomina und Verba. Von den einsylbigen Partikeln geschieht es nur durch μέν, δέ und γάρ, nicht durch τε und andere. Bey der Declination der Nomina und Participia ist Gesetz, daß die trochäische Endungen, nur, wenn sie mobiles sind, statt finden. *Mobiles voco eas terminationes quae stirpi grammaticae, multum illi a naturali stirpe diversae, adhaerent.* Was aber die trochäische Endungen der Verba betrifft, so dürfen diese bey Nonnus gar nicht statt finden. Diese Behauptungen in dem Text werden durch viele Beyspiele in den Noten, — die auch an andern grammatischen Bemerkungen reich sind, — erläutert und dargethan, und die Anwendung davon auf einzelne Verse des Nonnus gemacht. Wir zweifeln nicht, daß sie für die Critik des Textes bey diesem Dichter von weiterem Nutzen seyn können. Der Verf. ward durch seine Forschungen über den Dialect Herodots auf den der Epiker geführt, und läßt uns noch weitere Resultate, die er für neu und gewiß hält, erwarten.

Hn.

S t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

136. Stück.

D e n 29. August 1835.

S t t i n g e n.

Auf Kosten des Vfs., in Commiss. bey Dietes-
rich: Conradi Joannis Martini Lan-
genbeck Icones anatomicae. Angiologiae
Fasciculus II. Tabulae aeneae XXIX. Myolo-
giae tabulae XXVIII et iconum ad illustran-
dam arteriarum ligandarum investigationem
tabulae III. Imp. Fol.

Ueber die 74 Kupfertafeln der 3 Fascikel der
Neurologie, so wie über die 11 des ersten Fasci-
kels der Angiologie und deren Inhalt ist bereits
von einem andern Recensenten in Stück 5. vom
J. 1831 unserer Anzeigen Bericht erstattet wor-
den. Der zweyte Fascikel der Angiologie
enthält auf der ersten Tafel die Darstellung der
oberflächlichen, auf der zweyten aber die der tiefer
liegenden Arterien des Gesichts. Tab. III. Die
Arteria maxillaris interna und die Anastomose
der Art. stylomastoidea mit dem Ramus acu-
sticus der Arteria meningea media. Tab. IV.
Die Arterien der Nasenscheidewand und des Gau-

mens. Tab. V. Die Arterien der Basis des Gehirns (die bis jetzt genannten Tafeln sind von Eberlein gezeichnet und von Riepenhausen gestochen). Tab. VI. Die Arterien in der Bauchhöhle (Eberl. del. Vogel sc.). Tab. VII. Die Arterien des schwangern Uterus (Eberl. del., Riep. sc.). Tab. VIII. Die Art. mammaria interna von vorn (Eberl. del. et sc.). Tab. IX. Die Art. mammaria interna auf dem Musculus triangularis sterni, und dieselbe von hinten (Eberl. del., Riep. sc.). Tab. X. Die Art. intercostales posteriores von hinten und die Art. spinales anteriores (Eberl. del., Grape sc.). Tab. XI. Die Art. epigastrica (Eberl. del., Riep. sc.). Tab. XII. Die Arterien des nicht schwangern Uterus (Eberl. del., Grape sc.). Tab. XIII. Die bey den Brüchen auf verschiedene Weise verlaufende Art. epigastricae (Riep. del. et sc.). Tab. XIV. Die Art. obturatoria, zugleich mit der Art. epigastrica aus der Art. femoralis entspringend, an der äußern Seite der Hernia cruralis gelegen (Eberl. del., Schröter sc.). Tab. XV. Die Art. obturatoria neben dem Gimbernatschen Bande (Eberl. del., Schr. sc.). Tab. XVI. Die Samengefäße im geöffneten canalis inguinalis von vorn gesehen. Tab. XVII. Die Arteria epigastrica unter dem Saß des äußern Leistenbruchs durchgehend und dann an dessen innerer Seite emporsteigend. Tab. XVIII. Die Lage der Arteria epigastrica an der äußern Seite des innern Schenkelbruchs, von vorn gesehen (die letzten drey Tafeln sind von Riepenh. gez. und gest.). Tab. XIX. Die Arterien der untern Extremität von vorn und von hinten. Tab. XX. Die Arterien des Unterschenkels von vorn und von hinten. Tab. XXI. a. u. b. Die Arterien der obern

Extremität, die Anastomosen derselben, die A. circumflexae humeri und das Arteriennetz im Ellenbogengelenk (diese 3 Tafeln sind von Eberl. gezeichnet und von Kiep. gestochen). Tab. XXII. Die Art. dorsalis scapulae, circumflexa scap., circumflexa humeri anterior et posterior (Eberl. del., Grape sc.). Tab. XXIII. Die Arterien der obern Extremität, sofern sie ungewöhnlich entspringen und verlaufen. Tab. XXIV. Die tiefern Arterien in der Planta pedis; die Vereinigung der Art. tib. antica mit der Art. tib. postica, von der Seite gesehen; die Vertheilung des Ramus dorsalis der Radialarterie; der Arcus vularis profundus (diese 2 Tafeln sind gezeichnet von Eberl. u. gest. von Heß). Tab. XXV. Der Verlauf der Art. pudenda communis; die A. glutea, ischiadica und pudenda comm. (diese so wie die folgenden vier Tafeln sind von Eberl. gezeichnet und größtentheils von Rittmüller lithographiert). Tab. XXVI. Das Herz mit seinen Gefäßen von vorn, dasselbe von hinten; die Art. pudenda communis beim Weibe; die Arterien der harten und weichen Hirnhaut. Tab. XXVII. Die Vena azyga; die Vena portarum mit den Gefäßen beim Fötus; die Blutleiter der harten Hirnhaut. Tab. XXVIII. Die Pfortader; die Vena hemiazyga mit der azyga. Tab. XXIX. Die Venen des Gesichts, des Halses, der obern Extremitäten und der Bauchhöhle. Auf dieser Tafel zeigt die zweite Figur das Ret. venarum dorsale, wobey mittelst rother Farbe angedeutet ist, wie die in die Arterien gespritzte rothe Injectionsmasse in die Venen übergegangen und in denselben bis auf eine bedeutende Strecke, bis etwa eine Handbreit über dem Handgelenk, emporgestiegen ist.

Die erste Tafel der Myologie liefert die

Uebersicht der Körpermuskeln von vorn. Tab. II. Dieselbe Ansicht von hinten. Tab. III. Die Muskeln des Halses. Tab. IV. Die Kopf- und Gesichtsmuskeln. Tab. V. Kopf- Hals- und Gesichtsmuskeln. Tab. VI. Die M. des Schlund- und Kehlkopfs, des Ohrs und Auges. Tab. VII. Der äußere schräge Bauchmuskel. Tab. VIII. Der innere schräge Bauchmuskel. Tab. IX. Die die Scheide des longissimus dorsi und sacrolumbalis bildenden Muskeln. Tab. X. und XI. Die Bauchmuskeln. Tab. XII. Das Zwerchfell. Tab. XIII. Die Muskeln der Brust, die oberflächlichen Rücken- und Bauchmuskeln. Tab. XIV. XV. und XVI. Nacken- und Rückenmuskeln. Tab. XVII. XVIII. XIX. und XX. Die Muskeln der obern Extremitäten. Tab. XXI. Die Muskeln der untern Extremitäten von vorn. Tab. XXII. Dieselben von hinten. Tab. XXIII. Die Schenkelmuskeln. Tab. XXIV. XXV. und XXVI. Die Unterschenkel- und Fußmuskeln. Tab. XXVII. Die Hand-, Wirbel- und Leistenmuskeln. Tab. XXVIII. Die Muskeln des Perineums, die Intercostalmuskeln, der Psoas minor und der Subclavius. — Die Tafeln zur Myologie, so wie die drey folgenden sind von Eberlein und Grape gezeichnet.

Was die drey, auf die Unterbindung der Arterien sich beziehende Tafeln anbetrifft, so finden wir auf der Tab. I. die Carotis comm. in dem Dreneck oberhalb des M. omohyoideus; die Art. subclavia am äußern und innern Rande des M. scalenus anterior; die Art. subclavia unterhalb des Schlüsselbeines; die Art. thyreoidea superior und die Carotis externa unterhalb des großen Horns des Zungenbeines; die Carotis communis unterhalb des M. omohyoideus; die Art. und Vena thyreoidea superior, und die

Art. subclavia am Trachealrande des M. Sclenus anterior; die Art. thyreoidea inferior, wie sie bey dem Kropf, noch bedeckt von der Vena jugularis, zu unterbinden ist; die Art. thyreoidea inferior, wie sie bey dem Kropf zu unterbinden ist, und wie sie zum Vorschein kommt, nachdem man die Vena jugularis interna, die Carotis communis, und die Glandula thyreoidea nach innen geschoben hat; die Art. anonyma. Tab. II. Die Art. maxillaris interna und temporalis superficialis bey der Exstirpation des Unterkiefers; die Art. Carotis externa, maxillaris interna, meningea media und temporalis superficialis, nachdem der M. pterygoideus externus durchschnitten, das Kapselband geöffnet und die Kinnlade im Verlauf der Operation aus dem Gelenke gerückt ist; die Art. vertebralis zwischen den Querfortsätzen des Epistropheus und Atlas, so wie zwischen dem letztern und dem Hinterhauptsbeyn; die Art. axillaris; die Art. brachialis; die Art. brachialis oberhalb des Ellenbogengelenks; dieselben Arterien im Ellenbogengelenk; die Art. ulnaris unterhalb dieses Gelenks; die Art. ulnaris oberhalb des Handgelenks; die Arterien, Venen und der Plexus brachialis in der Achselhöhle; die Art. epigastrica, und die spermatica interna. Tab. III. Die Aorta und die Art. iliaca communes; die Art. iliaca comm. interna und externa; die Art. femoralis oberhalb des Poupartischen Bandes; dieselbe unterhalb dieses Bandes; dieselbe mitten am Schenkel; dieselbe da wo sie in den Canalis aponeuroticus dringt; die Art. poplitea; die Art. tibialis antica; die Art. tarsea interna; die Art. poplitea, zwischen der Sehne des großen Kopfs des triceps und dem sartorius, von der innern Seite; die

Art. tibialis posterior zwischen dem Flexor quatuor digitorum und dem Soleus; die Art. tibialis posterior neben dem innern Knöchel.

Die sämtlichen bis jetzt erschienenen Tafeln belaufen sich auf 141, mit 378 Ansichten oder Figuren, von denen 127 der Neurologie, 65 der Angiologie, 170 der Myologie und 16 der Darstellung der Unterbindungsstellen, 35 an der Zahl, angehören. Man würde aber sehr irren wenn man glaubte, daß bloß Dasjenige vorkäme, was wir in unserer Anzeige namhaft gemacht haben, vielmehr sind die Gegenstände fortwährend im Zusammenhange mit den übrigen Theilen der Nachbarschaft dargestellt, so z. B. in der Neurologie auch Arterien, Venen, Muskeln u. s. w. in der Angiologie auch Muskeln und Nerven, in der Myologie auch Nerven, Venen, Arterien und dergl., — so weit solches unbeschadet des jedesmal hauptsächlich Darzustellenden möglich war. — So ist dieses, nicht allein Deutschland, sondern Europa und unserm Jahrhundert Ehre machende classische Werk seit 4 Jahren um 60 Platten vorgerückt. Bedenkt man, daß keine einzige der Darstellungen eine Copie ist; erkennt man sogar beim nur flüchtigen Hinblick auf die Tafeln das Originelle und Practische in der Darstellungsweise, darauf berechnet — nicht etwa eine ungefähre Vorstellung von der Lage der Theile des menschlichen Körpers — sondern ein treues Bild desselben, gleich als wenn das Cadaver selbst vorläge, zu gewähren; vermißt man alles Verdrehte und Gezerrete; nimmt man die Schärfe der Zeichnung, entsprechend der Reinheit der Präparate, wahr; weiß man aus Erfahrung welche Zeit dazu erfordert wird gute Präparate anzufertigen, und welche practische Kenntniß dazu gehört die Darstellungen so zu

wählen, daß sie eine gehörige Einsicht in die Proportionen der Theile gestatten; berücksichtigt man wie wichtig es ist bey der Darstellung der verschiedenen Organe ein Maaß im Auge zu behalten, wodurch fortwährend die Harmonie des Einzelnen mit dem Ganzen und dieses mit jenem bezweckt wird, und findet man alle diese Rücksichten bey der Bearbeitung dieses Werkes gewürdigt, — so muß man erstaunen, wie der Verf. binnen so kurzer Zeit solches leisten konnte. Und wenn wir bedenken, welcher Kostenaufwand zur Herausgabe eines solchen Werkes nothwendig wird, so dürfen wir zur Ehre der Wissenschaft bekennen, daß für wahrhaft gute Werke dieser Art (welche, wenn sie auch wie das vorliegende verhältnißmäßig billig sind, doch immer eine größere Summe zum Ankauf erfordern) trotz der vielen andern fast nur Copien liefernden Groschen- oder Pfennings-Encyclopädien, dennoch bey dem gebildeten Theil des ärztlichen Publicums ein reges Interesse noch nicht erloschen ist. — Das Langenbeck'sche Werk ist aber nicht allein für den Anatom und Physiologen von Fach, sondern besonders auch für den practischen Arzt und wissenschaftlich gebildeten Chirurgen berechnet, indem es jenem Aufschluß über die Sympathien gewährt, dieser aber, wie von einem Meister in der Anatomie, so auch von einem Meister in der Chirurgie, einen steten Wegweiser bey den Operationen, unter andern auch eine naturgetreue Ansicht von der Lage der Theile bey den Brüchen (Tab. Angiol. 14 — 18), von den Stellen wo Unterbindungen gemacht werden müssen u. s. w., erhält; — sogar auch in artistischer Hinsicht ist das Werk von Bedeutung, und Rec. kennt für den Historienmaler keine bessern Mus-

Kelkörper, als die auf Tab. I. und II. der Myologie dargestellt. Würden wir für diejenigen, welchen die früheren Abbildungen der Nerven, der Gefäße und der Muskeln, darunter besonders auch die von Albin, nicht unbekannt sind, hier eine Parallele zwischen denselben und den Abbildungen des Langenbeck'schen Werks ziehen wollen, so möchte unsere Bemühung wohl eben so unnütz seyn, als wenn wir einen solchen Vergleich für denjenigen anstellten, welcher weder die früheren noch die vorliegenden Abbildungen kennt, weshalb wir uns damit begnügen den raschen Fortgang dieser letztern nebst deren Inhalt kurz angedeutet zu haben.

W. F. R.

L o n d o n.

Bey Longman: Transactions of the zoological Society of London. Vol. I. Part 1. 1833. Part. 2. 1834. 194 Seiten in 4. Nebst vielen Abbildungen.

Diese neue Gesellschaftschrift ist abermals ein Beweis davon welches rege Interesse man an der Zoologie, diesem wichtigen Zweige der Naturgeschichte, besonders in England nimmt. Die seltensten Thiere, im Allgemeinen gut und gründlich beschrieben und mit besonderm Fleiße abgebildet, werden hier entweder nach Lebensart, anatomischem Bau u. s. w. bekannter gemacht, oder zum ersten Male in das System der Zoologie eingeführt. Die in diesen beiden Theilen enthaltenen Abhandlungen sind folgende: I. On the M'horr Antelope. By E. T. Bennett. S. 1. tab. I. Diese schöne Antilope, A. Mhorr, mit rückwärts gebogenen geringelten Hörnern be-

wohnt den Westen Africa's; sie steht der A. Nager und A. Addra sehr nahe, wenn sie nicht vielleicht gar mit diesen identisch ist. II. On the Nervous System of Beroë Pileus, Lam. and on the Structure of its Cilia. By Robert E. Grant. S. 9. tab. II. Hr Grant hält kleine Fäden und Ganglien, entsprechend den 8 Strahlen, welche man äußerlich auf dem Körper bemerkt, für das Nervensystem dieser Melonenquallen. III. Observations on the Laws which appear to influence the Assumption and Changes of Plumage in Birds. By W. Yarrel. S. 13. Einige allgemeine Bemerkungen über Bau und Wachsthum der Federn, worauf die Geschichte der Mauser und die Veränderung der Farben des Gefieders auseinandergesetzt werden. Hauptsächlich auf dreierley Weise soll das Gefieder dem Ansehen nach Veränderungen erleiden, nämlich indem die Feder selbst die Farbe ändert, indem neue Federn hervorbrechen ohne daß die alten verloren gehen, und endlich indem die alten verloren gehen und an deren Stelle ganz neue zum Vorschein kommen. Auch während des Brütens sollen die Fasern der Federn einige Modificationen hinsichtlich ihrer Farbe erleiden. IV. On the Structure and Characters of Loligopsis, and Account of a New Species (Lol. guttata Grant) from the Indian Seas. By Robert E. Grant. S. 21. tab. II. Diese Molluskengattung, welche von Vielen in Zweifel gezogen worden, ist mit einer neuen Art bereichert, welche nicht allein zoologisch beschrieben, sondern auch sorgfältig zergliedert ist. Der Character dieser Gattung ist Mangel oder unvollkommene Entwicklung der Tentakeln. V. On the Characters and Description of a new Genus of Car-

nivora, called Cynictis. By W. Ogilby. S. 29. tab. III. Dieses Thier bildet eine Mittelgattung zwischen der Familie der Civetten und der der Hunde; jenen ist es der Beschaffenheit der Organe der Locomotion, diesen der der Mastication verwandt. Es hat also auch manche Verwandtschaft mit dem Proteles, welcher indeß der Hyäne nahe steht, während Cynictis zwischen Hund und Schneumon das Mittel hält. Das Vaterland ist das Cap der guten Hoffnung. Sparman und Barrow haben in ihren Werken von diesen Thieren schon mehr oder weniger bestimmte Kunde gegeben. Diese Art heißt C. Heedmanni; das Thier ist 1 Fuß 6 Zoll lang, 7 3. hoch und hat einen Schwanz von 1 Fuß.

VI. On the Chinchillidae, a Family of Herbivorous Rodentia, and of a new Genus referrible to it. By E. T. Bennett. S. 35. tab. IV — VII. Chinchillidae ist eine vom Verf. gebildete kleine Thierfamilie, bestehend aus den beiden bis dahin bekannten Gattungen Lagostomus und Chinchilla. Zu dieser Familie kommt nun auch eine neue Gattung hinzu, welche der Verf. Lagotis (mit der Art Lagotis Cuvieri) nennt. Das Thier hat dem äußern Anscheine nach große Aehnlichkeit mit einem Hasen, aber einen sehr langen buschigen Schwanz; das Vaterland ist Peru. Character: ‘Dentes incisores $\frac{2}{2}$, acutati, molares $\frac{4-4}{4-4}$, singuli e lamellis tribus completis obliquis constantes. Cranium postice superneque arcuatum, tympani cellulis superioribus inconspicuis. Pedes omnes 4 — dactyli, pollice omnino deficiente, unguibus parvis subfalcularibus. Auriculae longissimae. Cauda longa. Rupicolae, vellere molli caduco in-

duti.' Es ist auch der Magen, Blinddarm und das Skelet von *Chinchilla lanigera* vergleichungsweise abgebildet. VII. On the sacculated Form of Stomach as it exists in the Genus *Semnopithecus*, F. Cuv. By Richard Owen. S. 65. tab. IX—X. Ditto hat zuerst einen complicierten Magen bey einem Quadrumanen (*Semnopithecus leucoprymnus*) entdeckt (s. unsere Anz. 1826. St. 167. S. 1661). Herr Owen fand denselben bey *Semnop. Entellus*; der Magen besteht hier aus 3 Abtheilungen; die eine ist am Oesophagus, und mit zwey Enden versehen; die zweyte oder mittlere ist ziemlich weit; die dritte, im Anfange sackförmig, gegen das Ende hin aber mehr gerade, ist vorzugsweise reich an Blutgefäßen und Nerven, weshalb sie vom Verf. für den eigentlichen verdauenden Magen gehalten wird. Denselben Bau zeigt der *Semnopithecus fascicularis*, und wahrscheinlich findet er sich bey dieser gesammten Gattung. Man hat nicht beobachtet, daß diese Thiere wiederkäuen; der Verf. meint vielmehr, daß die Vormägen die Backentaschen der *Cercopithec*i u. s. w. ersetzen. Man muß sich wundern in trefflichen Abhandlungen Englischer Naturforscher ganz veraltete Meinungen über den Zweck gewisser Organe zu finden, daß z. B. das Wiederkäuen für die furchtsamen Thiere den Zweck habe, schnell etwas auf gefährlichen Wiesen und Tristen abzubeißen und zu verschlucken, damit es später an hinlänglich sichern Orten gehörig zerkleinert (wiedergekauet) werden könne. VIII. Description, with some additional Particulars, of the *Apteryx Australis* of Shaw. By W. Yarrell. S. 71. tab. X. Dieser Vogel, welchen Cap. Barclay im J. 1812 aus Neu-Seeland mitbrachte, und von dem

Shaw eine Beschreibung und Abbildung gegeben hatte, wird hier nach demselben Exemplare, dem einzigen, welches man bis jetzt mit Bestimmtheit kennt, von Meum, aber ausführlicher, beschrieben, und in größerem Maßstabe und sorgfältiger abgebildet. Der Vogel mißt von der Schnabelspitze bis zum Körperende (ein Schwanz ist nicht vorhanden) 32 Zoll, und hat viel Ähnlichkeit mit einem Ibis. Dem Namen gemäß wäre dieser Vogel flügellos, aber man findet doch bey genauerer Untersuchung Rudimente von Flügeln. Diese bestehen aus einem 1 Zoll langen Oberarmrudiment, und aus einem, wie es scheint von zwey verschiedenen Knochen gebildeten, $1\frac{3}{8}$ Zoll langen Unterarm, welcher von einer runzeligen Haut bedeckt ist und am Handwurzelende mit einer dünnen, kurzen, von einem bedeutenden Nagelknochen getragenen Hornklaue endet. Diese Klaue mißt mit dem Nagelgliede $\frac{3}{8}$ Zoll.

IX. On the Anatomy of the *Sepiola vulgaris*, Leach, and Account of a New Species (*Sep. stenodactyla*, Grant), from the Coast of Mauritius. By Robert Grant. S. 77. tab. XI. Die *Sepiola vulgaris*, die kleinste der nackten Cephalopoden zeigt einen eben so complicierten und ausgebildeten Bau als die größten Octopusarten. Ganz besonders ausgebildet sind die Dintenbeutel, Augen und Generationsorgane. Die *Sepiola stenodactyla* ist viel größer als die *S. vulgaris* und unterscheidet sich von ihr auch durch die verhältnißmäßig dickern aber kürzern Arme, so wie durch die unregelmäßige Gruppierung der Saugwarzen.

X. On a New Genus in the Family of *Corvidae*. By John Gould. S. 87. tab. XII. Einige Elsterarten vereinigt der Vf. wegen ihrer Lebensart zu einer besondern Gattung, wels

che zwischen *Pica* und *Crypsirhina* in der Mitte stehen. Die 3 Arten sind *Dendrocitta leucogastra* (neu und abgebildet), *D. Sinensis* (*Pica Sinensis* Gray) und *D. vagabunda* (*Pica vagabunda* Wagl.).

XI. Characters and Species of Coleopterous Insects. By the Rev. F. W. Hope. S. 91. tab. XIII—XVI. Diese Genera und Species sind: *Aploa* (auß der Familie *Brachinidae* MacLeay) *A. picta*. *Calosoma orientale*. *Chlaenius Sykesii*. *Oiceoptoma tetraspilotum*. *Languria cyanea*. *Opilus auripennis*. *Coptorhina* (auß der Familie *Scarabaeidae* MacLeay) *C. Africana*, *C. Klugii*. *Phaenomeris* (auß der Familie *Melolonthidae* MacLeay) *Ph. magna*. *Macronota*, *M. tetraspilota*. *Cetonia cretosa*. *Lucaeus Downesii*, *L. aeratus*. *Pholidotus irroratus*. *Anthicus cyaneus*. *Lyprops* (auß der Fam. *Helopidae*), *L. chrysophthalmus*. *Isacantha* (auß der Fam. *Attelabidae*) *I. rhinotoides*. *Lamia Roylii*, *L. crux nigra*. *Prionus Hayesii*, *P. Cumingii*, *P. Pertyi*. Auß der Fam. *Stenocoridae* sind folgende Genera: *Unacanthus*, *U. triangularis*. *Scoleobrotus Westwoodii*.

XII. Observations on the Neck of the three-toed Sloth, *Bradypus tridactylus*, Linn. By Thomas Bell. S. 113. tab. XVII. Bekanntlich werden dem dreyzehigen Faulthier 9 Halswirbel zugeschrieben. Daß an den zwey letzten Halswirbeln dieses Thieres kleine mit einem Gelenke versehene Rippenrudimente vorkommen ist auch bekannt; indem Hr Bell diese Rudimente bey ältern und jüngern Thiere untersucht hat, meint er es seyen dieselben Rudimente der zwey ersten Rippen, also

die Wirbel an welchen sie sich befinden die zwey ersten Brustwirbel, so daß demnach fernerhin das Faulthier keine Ausnahme von dem Gesetz mache, daß bey Säugethieren nur 7 Halswirbel vorkommen. Daß das Faulthier auf Kosten der Rückenwirbel zwey Halswirbel mehr haben könne, ist gar nicht zu bezweifeln. XIII. On the Anatomy of the concave Hornbill, *Buceros cavatus*, Lath. By Richard Owen. S. 117. tab. XVIII. Wenn man die Cloaca von vorn öffnet, so bemerkt man eine besondere Abtheilung, in welcher sich die Uretheren öffnen. Diese Abtheilung, welche von zwey, etwa eine Linie breiten, und allmählich in den vordern Theil des Rectums sich verlierenden Klappen gebildet wird, nennt der Vf. die rudimentäre Harnblase. XIV. Description of a new Genus of Acanthopterygian Fishes. By the Rev. R. T. Lowe. S. 123. tab. XIX. Dieser merkwürdige, sehr seltene Fisch, *Alepisaurus ferox*, gehört zur Ordnung Acanthopterygii Cuv. Fam. Taenioides Cuv., und bewohnt den Atlantischen Ocean, in der Nähe von Madeira. Er macht einen merkwürdigen Uebergang von den Acanthopterygiern zu den Malacopterygiern, welche beiden Gruppen doch übrigens so sehr weit auseinander stehen. Wegen der Lebensart, Körperform, Hautglätte, wegen des Zusammengedrängtefeyns des Kopfes und der Schnauze, wegen des weiten Mauls und der ungeheuer langen scharfen Zähne steht er dem *Lepidotus* so nahe, daß seine Einrangierung in dieselbe Gruppe keinem Zweifel unterworfen zu seyn scheint; merkwürdig ist aber eine Analogie mit den Salmonidae, wegen einer kleinen Fettflosse. XV. On the Anatomy of the Cheetah, *Felis jubata*, Schreb. By

Richard Owen. S. 129. tab. XX. In dieser Abhandlung ist besonders das Gehirn Gegenstand einer genauern Untersuchung, welches hauptsächlich mit dem Gehirn der Hauskatze verglichen wird.

XVI. Notice of a Mammiferous Animal from Madagascar, constituting a New Form among the Viverridous Carnivora. By E. T. Bennett. S. 137. tab. XXI. Herr Telfair hat jüngst ein Thier von Madagascar erhalten, welches wegen mehrerer bisher unbekannter Charaktere merkwürdig ist. Es gehört dasselbe zu der Familie Viverridae und heißt *Cryptoprocta ferox*; da das vorliegende Individuum aber noch ein junges Thier ist, so muß die Folge den wahren Character dieses Thiers noch kennen lehren.

XVII. Descriptions of some new Species of Cuvier's Family of Brachiopoda. By W. J. Broderip. S. 141. tab. XXII—XXIII. Aus der Familie der Brachiopoden, welche sowohl in den ältern als in den neuern Gebirgsformationen versteinert, als auch noch jetzt lebend vorkommen, macht der Vf. die *Terebratula Chilensis*, *T. Uva*, die *Orbicula lamellosa*, *O. Cumingii*, *O. strigata*; *Lingula Audebardi* und *L. Semen*, lauter noch jetzt lebende Arten, bekannt.

XVIII. On the Anatomy of the Brachiopoda of Cuvier, and more especially of the Genera *Terebratula* and *Orbicula*. By Richard Owen. S. 145. Dieselben Tafeln. Obwohl der Muskelstructur der Arme und dem Verhältniß der von den Eingeweiden eingenommenen Schalentheile nach die Gattung *Orbicula* zwischen *Lingula* und *Terebratula* in der Mitte steht, so hat dieselbe doch in Hinsicht des Baues des Respirationsorgans, des einfachen Nahrungscanals, und der Art ihrer

Verbindung mit fremden Körpern mehr Verwandtschaft mit *Terebratula*. XIX. Some Account of the maneless Lion of Guzerat. By Capt. Walter Smee. S. 165. tab. XXIV. Man wußte wohl daß es in Asien einen mähnenlosen Löwen gab; jedoch kannte man dieses Thier noch nicht mit der gehörigen Bestimmtheit. Capt. Smee hat nun 8 Felle dieser Species mit nach London gebracht. Dieser Löwe von Guzerate ist aber nicht absolut mähnenlos, sondern seine Mähne ist nur im Vergleich mit dem gewöhnlichen Löwen äußerst schwach; es leidet aber keinen Zweifel, daß dieses Thier eine besondere Art sey. XX. Description of a New Species of the Genus *Eurylaimus* of Dr. Horsfield. By John Gould. S. 175. tab. XXV. Die hier beschriebene Art der kleinen Vogelgattung ist *Eurylaimus lunatus* von Ranguhn in Hinterindien. Der Vogel, im Allgemeinen dem Seidenschwanz sehr ähnlich, steht zwischen den *Dentirostres* und den *Fissirostres* in der Mitte. Männchen und Weibchen sind abgebildet. XXI. A few Remarks tending to illustrate the Natural History of two Annulose Genera, viz. *Urania* of Fabricius, and *Mygale* of Walckenaer. By W. S. MacLeay. S. 179. tab. XXVI. Diese Bemerkungen über einen Schmetterling und eine Spinne bilden den Schluß dieses Bandes, dessen Inhalt durch seine Wichtigkeit den lebhaften Wunsch eines baldigen Erscheinens fernerer neuen Bände dieser Gesellschaftschrift in uns rege gemacht hat.

Berthold.

G ö t t i n g e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

137. Stück.

Den 31. August 1835.

G ö t t i n g e n.

Am 18. d. M. erlitt unsere Universität einen eben so unerwarteten als schmerzlichen Verlust. Nach einem kurzen Krankenlager entschlief bald nach dem Eintritt in das 60ste Jahr und dem 30sten seines öffentlichen Lehramts Herr Hofrath Friedrich Stromeyer, Ritter des G. D., Professor der Chemie und Pharmacie, Director des chemischen Laboratoriums, General-Inspector der Apotheken des Königreichs. Sein Eifer für seine Wissenschaft, seine Thätigkeit in seinem Lehramte, nicht nur in seinen Vorlesungen, sondern auch besonders in den practischen Uebungen, die er in dem, von ihm zuerst dazu gegründeten, Collegium unter seiner Aufsicht durch seine Zuhörer anstellen ließ, war musterhaft. Seine zahlreichen, weit verbreiteten Schüler verlieren an ihm einen geliebten Lehrer; seine Collegen und Bekannten einen Freund, dessen biederer Character sein Andenken unvergeßlich macht.

H a n n o v e r.

In der Hof-Buchhandlung bey Hahn, 1834: C. Cornelii Taciti opera, ad optimorum librorum fidem recognovit et annotatione perpetua triplicique indice instruxit Georgius Alexander Ruperti. Vol. I., sex priores Annalium libros complectens. CXLVI u. 550. Vol. II., sex posteriores Annalium libros complectens. 570 Seiten in gr. Octav.

Das Versprechen, welches der ehrwürdige Herausg. vor etwa drey Jahren der gelehrten Welt gegeben hat (G. g. U. 1832. S. 1008), wird in vorliegenden beiden Bänden auf eine Weise erfüllt, die gewiß die Erwartungen und Ansprüche aller derjenigen befriedigen wird, welche lange vorbereitete, wissenschaftliche Arbeiten von diesem Umfange zu schätzen und zu würdigen wissen. Um nämlich dieser neuen Ausgabe der Tacitischen Werke eine allgemeinere Brauchbarkeit zu verschaffen, kam es dem Verf. bey der Anfertigung seines vortrefflichen Commentars ganz besonders auf Vollständigkeit der Angaben in critischer, exegetischer und sachlicher Hinsicht an. Er wollte dem Gelehrten und dem fleißigen Schüler eine reiche Fundgrube alles dessen eröffnen, was beide zum gründlichen Verständniß des Tacitus bedürfen. Daher finden wir hier die Ergebnisse der eigenen funfzehnjährigen Forschungen mit einer Auswahl von triftigen Beobachtungen älterer und neuerer Ausleger so vereinigt, daß diese meistens in einer klaren chronologischen Uebersicht vor uns treten, und überall ein vollgültiges Zeugniß von den tiefen und erschöpfenden Vorstudien des Herausg. liefern. Was die Kritik des Textes anlangt, so sehen wir hier im Ganzen eine aus geprüfter Ueberzeugung hervorge-

gangene Anhänglichkeit an die Walthersche Recension, über deren Vortrefflichkeit Ref. schon früher (S. g. N. 1834. S. 386) berichtet hat. Wo es der Herausg. für gut hielt seinen eigenen Ansichten zu folgen, da bemüht er sich immer die Gründe dafür genau anzugeben. Sonst ist durch eigene Einsicht der Quellen keine neue Ausbeute für eine bessere Textes-Constitution gewonnen worden. Die angefangene Vergleichung der ältesten Drucke gab der Herausg. wieder auf, so bald er sich überzeugt hatte, daß die Waltherschen Verdienste ihm in dieser Rücksicht keine weitere Nachlese gestatteten. Daher wurde der Walthersche Apparat vollständig aufgenommen, und noch mit andern kritischen Excerpten aus ältern Commentatoren vermehrt.

Was aber dieser neuen Ausgabe noch einen besondern Werth-zusichert, ist eine ausführliche Abhandlung über das Leben und die Schriften des Tacitus. Die Biographie ist mit Agricola's Lebensumständen vereinigt und in einer genauen chronologischen Uebersicht nach den Jahren von Rom und nach der christlichen Zeitrechnung dargestellt worden: *Vita et Agricolae et Taciti probabilibus conjecturis per annos digesta*. Es lag nicht im Plane dieses Aufsatzes, die einzelnen Schwierigkeiten der doppelten biographischen Untersuchung durch entferntere Quellenforschung oder überraschende historische Combinationen befriedigender zu entwickeln. Der Vf. wollte nur das unter eine leichte und bequeme Uebersicht bringen, was bisher über diesen Gegenstand ermittelt worden ist. Daher wird weder die ungewisse Abstammung des Tacitus, noch dessen Geburtsjahr näher bestimmt; sondern diese Punkte sowohl als auch alle übrigen bekannten Lebensverhältnisse beider Männer werden meistens nur

nach muthmaßlichen Wahrnehmungen äußerlich an einander gereiht. Nach bestimmteren Angaben der Quellen wird indeß Tacitus Theilnahme an öffentlichen Aemtern seit Vespasians Regierung geschildert. Hier sowohl als auch bey der Andeutung seines Antheils am Senate und seiner Würden in der Schreckensperiode Domitian's, wo nur Schweigen und zerknirschte Mäßigung sichere Rettung bringen konnten, dürfen nur Tacitus' eigene Aeußerungen als vollgültige Zeugnisse gelten. Höchst wichtig sind in dieser Reihe der Begebenheiten des Verfassers offene und versteckte politische Bekenntnisse und charakteristische Aussprüche, die in seinen Werken hin und wieder zerstreut vorliegen, und die dem Biographen bessere Aufschlüsse geben, als was sonst im Alterthume über Tacitus vorkommt.

Die Schriften des Tacitus werden vom Herausg. unter zwey Abtheilungen gebracht, und in chronologischer Folge aufgeführt. Die erste Abtheilung umfaßt die authentischen Werke, welche der Zeit nach so auf einander folgen: Vita Agricolae, Germania, Historiae, Annales. Die bezweifelten Schriften sind: dialogus de oratoribus, worüber nachher noch ein besonderer Abschnitt folgt; dann die Augusti vita et instituta, welche Tacitus selbst in seinen Annalen ankündigt. Doch bleibt es mehr als zweifelhaft, ob diese Verheißung je in Erfüllung gegangen ist. Der zu frühe Tod des Tacitus hat auch sonst noch die Ausführung manches andern Planes unterbrochen, der für das höhere Alter bestimmt war, z. B. die vitae Nervae et Trajani, die sicherlich auch nie zu Stande gekommen sind. Wären Werke dieser Art je von Tacitus vorhanden gewesen, so hätten uns wenigstens die scriptores historiae Augustae davon

Kunde gegeben. Daher sollte man dieselben nicht unter der Zahl der zweifelhaften Schriften des Tacitus aufführen, sondern vielmehr als solche namhaft machen, die nie existiert haben. Zweifelhaft ist aber allerdings das Buch der *facetiae*, das wir lieber dem Catus, wie ihn die Gudianische Handschrift des Fulgentius nennt, beylegen möchten.

Zunächst folgen Abhandlungen über Zweck und Inhalt der einzelnen Tacitischen Schriften nach ihrer chronologischen Folge. Agricola's Biographie betrachtet der Verf. nach Balch's Vorgange im Lichte eines dramatischen Kunstwerks (mit Prolog und Epilog) in drey Acten, wovon der erste die Erziehung des Helden, der zweyte sein thatenreiches öffentliches Leben, und der dritte sein Ende darstellen soll. Doch eröffnet diese Vergleichung keine neue und eigenthümliche Ansicht über dieses Tacitische Werk. Denn jede Biographie irgend eines berühmten Mannes muß, wie sich wohl von selbst versteht, jene drey Acte ihres Helden aufführen, vorausgesetzt daß darin die Schilderung des öffentlichen Lebens vorherrschend ist. Außerdem liegt gerade darin am wenigsten die Idee des Dramatischen, daß man den Helden durch jene drey Stufen gehen läßt; und von Agricola kann man sogar sagen, daß er gar keinen dramatischen Gehalt hat.

Bei der Zusammenstellung der Meinungen über die Germania sucht der Verf. zuerst die Zeit zu ermitteln, in welcher dieses Werkchen geschrieben ist. Historische Anspielungen in der Schrift selbst machen es wahrscheinlich, daß sie unter Hadrian zwischen 98 — 117 unserer Zeitrechnung entstand. Hauptzweck derselben soll eine aus wahrer Vaterlandsliebe hervorgegangene Warnung seyn, durch die Tacitus die Römer auf die Gefahren auf-

merksam machen wollte, womit die Germanen das Römische Reich einst bedrohen könnten. Indirect ist vielleicht die Andeutung einer solchen Warnung darin enthalten. Doch kann Ref. unmöglich eine indirecte Andeutung zum Hauptzwecke einer Schrift machen, in welcher der Verfasser seine übrigen politischen Ansichten und Gesinnungen unverholen und gerade heraus vorträgt. Außerdem war zu Hadrians Zeiten der Glaube an die Unvergänglichkeit der ewigen Stadt Rom selbst im tiefen und abnungsvollen Scepticismus der Tacitischen Weltanschauung noch keineswegs erschüttert worden. Furcht mochte die Feldherren bey dem hartnäckigen Widerstande einiger Germanischer Stämme zu Zeiten anwandeln; und da man ihre völlige Unterjochung beabsichtigte, so lag der Wunsch sehr nahe, es möchte Zwietracht unter den Germanen selbst ihre Kräfte schwächen, und die Erreichung jener Absicht erleichtern oder beschleunigen. Aber weiter ging auch diese Furcht nicht.

Ungemein wichtig ist die Untersuchung über die Quellen der Germania, besonders da wir wissen, daß Tacitus sein Gemälde nicht nach eigenen Beobachtungen, sondern nach fremden Schilderungen entworfen hat. Der einzige Gewährsmann, den er selbst anführt, ist Julius Cäsar. Sonst wird keine Auctorität genannt; und die zum Theil sehr ausführlichen und gewiß auch sehr glaubwürdigen Schriften des ältern Plinius, des Cato, des Aufidius Bassus, des C. Sulla u. s. w., welche Tacitus benutzen konnte, sind sämmtlich verloren gegangen; so daß die neuern Geschichtsforscher in ihren Ansichten über den Grad der Glaubwürdigkeit, den sie dem Tacitischen Werke beylegen sollen, sehr getheilt sind. Vollständigkeit

in der Angabe dieser oft sehr merkwürdigen Meinungen gehört zu den größten Vorzügen der vorliegenden Abhandlung.

Der Abschnitt über die Annalen und Historien faßt besonders den Unterschied beider Werke ihrer innern Anlage und Benennung nach scharf auf. Von den Definitionen älterer Römischer Grammatiker ausgehend schreitet der Verf. allmählich zu den Begriffsbestimmungen der Neuern fort, und billigt die zuletzt von Niebuhr vortragene Ansicht, welche auch in der That so sehr aus dem innern Wesen dieser beiden Geschichtsformen entwickelt ist, daß es schwer seyn möchte, ihr eine sinnreichere und richtigere zur Seite zu stellen. Nicht überall ist jedoch dieser Unterschied beobachtet worden; und merkwürdig ist besonders die Erscheinung, daß sich die letzten sechs Bücher der Annalen in Ton und Farbe dem Historiencharacter bedeutend nähern, und daher die Vereinigung beider Werke in Handschriften und alten Drucken leicht veranlassen konnte, wiewohl! hierzu gewiß auch Nachlässigkeit und Unwissenheit geführt hat.

Besonders ausführlich ist das Kapitel 'Interior et eximia indoles librorum a Tacito vulgatorum' worin zuerst das Princip der historischen Kunst nach den Ansichten der Alten entwickelt, und dann auf die einzelnen Werke des Tacitus angewandt wird. Historische Glaubwürdigkeit sucht der Verf. den Tacitischen Schriften im weitesten Sinne des Wortes zuzusichern, indem er sich hauptsächlich auf Tacitus eigene Aussage beruft. Die Quellen, welche den Historien und Annalen zu Grunde liegen, sind theils solche, welche Tacitus selbst nennt, theils aber auch anonyme, denen man nur einen sehr bedingten Werth beylegen kann, und die auch mit Vor-

sicht benutzt worden zu seyn scheinen. Jede Andeutung dieser Art ist aus den beiden größern Werken vom Verf. sorgfältig gesammelt und erläutert worden. Dazu kommt dann noch eine geschichtliche Entwicklung der Meinungen über Tacitus Glaubwürdigkeit von Drosius und Tertullian an bis auf die neuesten Zeiten. Ungerechte Tadelsucht und einseitige Beschuldigungen wechseln hier, wie überall bey der Beurtheilung großer Schriftsteller, mit schiefen und zum Theil auch sehr wohlwollenden und verdienten Lobsprüchen ab. Doch ist mit beiden im Ganzen wenig geschehen, wenn sie nicht aus der genauesten Kenntniß aller Einzelheiten der Tacitischen Darstellung hervorgehen. Allgemeinheit der Beobachtung und des Ausdrucks gilt gerade hier am wenigsten. Die sogenannten ästhetischen Beurtheilungen des Tacitus, an denen unsere Zeit keineswegs Mangel leidet, haben diese Oberflächlichkeit der Ansichten noch immer nicht in ihre Grenzen zurückgewiesen.— Weit befriedigender sind aber seit Kurzem Tacitus' Aeußerungen über die göttliche Weltregierung, und dessen philosophische Ansichten des Lebens entwickelt worden. Die Resultate dieser neuern Forschungen theilt der Vf. seinen Lesern in kurzen und passenden Auszügen mit.

Die zweyte Hälfte der vorliegenden Abhandlung beschäftigt sich mit einer kritischen Beurtheilung des Tacitischen Stils, mit einer Untersuchung über den dialogus de arte oratoria (worin die Zeit der Abfassung dieser Schrift, die Streitfrage über ihren Verfasser, und ihr innerer Gehalt genügend erörtert wird) und mit einem sehr vollständigen und genauen Verzeichnisse der Handschriften und Literatur des Tacitus.

G. H. B.

Göttingische
gelehrte Anzeigen.

Unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Der dritte Band
auf das Jahr 1835.



Göttingen,
gedruckt bey Friedrich Ernst Guth.

Göttingische Gelehrte Anzeigen

volume: 1835

by unknown author

Göttingen; 1835

Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright.

Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept there Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact:

Niedersaechsische Staats- und Universitaetsbibliothek

Digitalisierungszentrum

37070 Goettingen

Germany

Email: gdz@sub.uni-goettingen.de

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

138. 139. Stück.

Den 3. September 1835.

H a l l e.

Bey C. A. Schwetschke und Sohn: Archiv des Criminalrechts. Neue Folge. Herausgegeben von den Professoren J. F. H. Abegg in Breslau, J. M. F. Birnbaum in Freyburg, A. W. Heffter in Berlin, C. F. U. Mittermaier in Heidelberg, C. G. Wächter in Leipzig. Jahrgang 1834. Stück 1 — 4. 1834. 616 Seiten in Octav.

Der erste Jahrgang dieser, in etwas veränderter Form erscheinenden, Zeitschrift liegt nunmehr vollendet vor uns und schließt sich würdig an die zahlreiche Reihe seiner Vorgänger an. Unser bey der Anzeige des vorhergehenden Bandes in diesen Blättern (1834. St. 146. 147. S. 1461) gemachter Vorschlag eines minder schlep- penden Titels hat nicht befolgt werden können, weil sich, wie wir vernehmen, das 1. Stück schon damals unter der Presse befand. Die Zahl der im vorliegenden Jahrgange enthaltenen Artikel beläuft sich auf 23, von denen No. 1 — 7 dem

ersten Stück, No. 8 — 12 dem zweyten, No. 13 — 18 dem dritten und No. 19 — 23 dem vierten Stück angehören. Der nähere Inhalt wird sich aus folgender, nach den drey Haupttheilen dieser Wissenschaft geordneten Anzeige unter jedesmaliger Hinweisung auf die Zahl der einzelnen Artikel ergeben, wobey wir jedoch einer Bezeichnung der einzelnen Stücke, in welchen sie enthalten sind, überhoben seyn werden.

I. Allgemeiner Theil. 1. Wächter, zu den Quellen der Carolina (No. 4. Gegen einen Theil des Aufsatzes von Birnbaum [im Neu. Arch. B. XII. No. 14] über einige noch unbenutzte Hülfsmittel zur Auslegung der Carolina. Der Verf. bemerkt, es scheine ihm, daß, wie bey manchen andern historischen Forschungen, so auch hier, zu rasch verfahren werde und Manches als neuer Fund sich Eingang zu verschaffen im Begriff stehe, was bey genauerer Prüfung die Probe nicht aushalten möchte. Diese Bemerkung wird hier auf den, beiden Verfassern nur aus einer holländischen Uebersetzung von 1648 bekannten *Tractatus criminalis* von Jacob Salwechter angewandt, den der zwentgedachte Schriftsteller als Hülfsmittel der Interpretation der Carolina, ja gewissermaßen vielleicht selbst als Quelle derselben bezeichnet hatte. Hier wird gezeigt, daß dieser *Tractatus* eine geistlose Compilation enthalte, die weder zu dem Einen noch zu dem Andern geeignet sey. Unserer Ansicht nach dürften die gedruckten Quellen und Hülfsmittel der Auslegung dieses, in so vielfacher Hinsicht höchst merkwürdigen, ehemaligen Reichsgesetzes im wesentlichen ziemlich vollständig bekannt seyn. Jetzt dürfte die Reihe an den ungedruckten seyn, deren so ganz unschädliche Mittheilung der vaterländisch

gesinnte Deutsche so gern seinen aufgeklärten Regierungen verdanken möchte). 2. E b e n d e r s. Ueber den Entwurf eines Strafgesetzbuches für das Königr. Württemberg. 1832. (No. 13. Die Vorzüge dieses, an die Stelle eines bereits 1824 gedruckten Entwurfs getretenen, Gesetzes-Vorschlags werden mit Achtung anerkannt und die Fehler desselben freymüthig gewürdigt. Zu den letztern zählt der Ref. 1) daß der Entwurf zum Theil Principien huldige, die sich gar nicht rechtfertigen lassen und daß er manche Abwege, Einseitigkeiten und Unrichtigkeiten seiner Vorgänger, die er wohl hätte vermeiden können, nicht vermied; eine öfters vorkommende Flüchtigkeit, mit welcher theils die Quellen aus denen man schöpfte nur mit halbem Auge benutzt zu seyn scheinen, theils manche Ungleichförmigkeiten und Ungenauigkeiten nicht vermieden wurden; Manches, wohl in dem öfters zu weit getriebenen Streben nach Kürze so unklar und vag gesagt ist, daß dadurch große Zweifel, zum Theil völlige Unauflöslichkeiten entstehen. Alles dieses wird mit Beyspielen belegt und zugleich die Hoffnung ausgesprochen, daß dieser Gesetzes-Vorschlag von der Regierung noch vielfach geändert werden und somit einem dritten Entwurfe Platz machen werde). 3. M i t t e r m a i e r, über den neuesten Stand der Ansichten in England, Nordamerika Frankreich, Italien und Deutschland, betreffend die Aufhebung der Todesstrafe. (No. 1 u. 9. Daß der Gebrauch dieser Strafe in den meisten christlichen Ländern unserer Tage auf eine kleine Anzahl von Fällen beschränkt sey, wird von Niemand bezweifelt. Ueber diese Ausnahmefälle selbst wird es wohl noch lange Zeit zwey Parteyen geben, von denen die Eine sie gänzlich verwirft, die andere hingegen ihre Beybehaltung

als ein unentbehrliches Mittel der öffentlichen Sicherheit fordert. Beide werden in dem, wie wohl verschieden aufgefaßten, Interesse der Menschheit diese, den sorgsamsten Fleiß bezeugende, Darstellung mit ungetheiltem Beyfall entgegennehmen). 4. Birnbaum, über das Erforderniß einer Rechtsverletzung zum Begriffe des Verbrechens, mit besonderer Rücksicht auf den Begriff der Ehrenkränkung. (No. 8. Eine literarisch-kritische Nachlese zu dem vielen, zum Theil vortrefflichen, was bereits über diese Gegenstände geschrieben wurde, von denen vielleicht passender ein jeder, nach einer kurzen Andeutung vom Inhalte des Andern, besonders abgehandelt wäre. Feuerbach's hierher gehörige Definitionen werden mit Scharfsinn geprüft. Eine ausführlichere Darlegung der Ansichten des Verf. von dem Wesen des Strafrechts wird einer andern Gelegenheit vorbehalten (S. 177). 5. Friedreich, über die Competenz in zweifelhaft psychischen Zuständen eines Angeklagten über die Frage der Zurechnung zu entscheiden. (No. 2. Das Für und das Wider der viel bestrittenen Frage: ob bey anscheinender oder vorgegebener Seelenstörung eines Angeklagten der Gerichtsarzt oder der Richter entscheiden solle? Der Verf. will zwar nicht läugnen, daß einzelne Aerzte den an sie gemachten Anforderungen oft nicht entsprechen, erklärt sich jedoch mit beachtungswerthen, wenn gleich von Härten gegen Andersdenkende nicht ganz frey zu sprechenden, Gründen für den Gebrauch welcher für die Aerzte entscheidet. Daß aber von ihnen allein die zu diesem Geschäft erforderlichen Kenntnisse und Erfahrungen zu erwarten sind, wie S. 51 behauptet wird, und daß nach S. 50 selbst der philosophisch und wissenschaftlich gebildete und mit dem größten Schatze von Men-

schenkenntniß ausgerüstete Richter nicht über das franke Seelenleben und die Ausmittelung seiner verschiedenen Gestaltungen urtheilen könne, wenn er nicht zugleich ein tüchtiger Anatom, Physiolog und Patholog ist und sich hierüber schon in einem Cyclus von Erfahrungen bewegt hat — scheint übertrieben zu seyn. Eben dieses dürfte um so mehr von der Behauptung gelten, daß jeder psychischen Krankheit eine somatische zum Grunde liege und alle Seelenkrankheiten stets mit mehr oder weniger in die Erscheinung tretenden somatischen Abnormitäten verbunden seyen (S. 48 u. 50), da es nach seiner eigenen Bemerkung sich nicht in Abrede stellen läßt, daß die Aerzte das nächste Wesen der Krankheiten überhaupt und der psychischen insbesondere noch nicht genau kennen. Was S. 50 u. 51 über den Mangel eines hierher gehörigen Vorberbeitungs-Collegiums für Juristen und einer auch diesen Inhalt umfassenden Prüfung gesagt wird, ist mancher wesentlichen Berichtigung, Erweiterung und Vervollständigung empfänglich. Auch bey dem künftigen Gerichts-Arzte bedarf es einer umfassenderen, namentlich philosophisch-psychologischen Elementarbildung, um sich nicht in Gefahr zu setzen, in vorkommenden Fällen wo Gesetz oder Gerichtsgebrauch sein Gutachten zur Begründung eines umfassenden Gerichts-Urtheils fordern, wie ein Blinder von der Sache zu sprechen, die er aufklären soll). 6. J. Kitka, über die Zurechnungsfähigkeit jugendlicher Personen auf dem Gebiete des Criminal-Rechts, mit Rücksicht auf deren Alter. (No. 6. Zur Aus- bildung und leichtern Anwendung der in dem bekanntesten Gesetzen über diesen Gegenstand enthaltenen Bestimmungen).

II. Einzelne Verbrechen und Vergehen. 1. Mittermaier, Beiträge zur Lehre vom Duell, nach dem gemeinen deutschen Strafrecht und nach den neuern Gesetzgebungen. (No. 14. Ein interessanter Nachtrag zu mehreren früherhin in dieser Zeitschrift über diesen Gegenstand von eben diesem Verfasser gelieferten Abhandlungen, oder vielmehr eine neue, sehr lehrreiche Prüfung desselben. a) Zuerst vom Duelle nach gemeinem Rechte, dann b) die Ansichten neuerer — zum Theil nicht ganz folgerichtigen — Gesetzgebungen, und zuletzt c) legislative Betrachtungen. Bey a) hätte unserm Bedünken nach eine historisch-kritische Untersuchung über den Reichsschluß von 1668 vorausgehen müssen. Daß wenige was darüber S. 339 u. 340 gesagt wird, ist bey weitem nicht genügend. Da der Verf. sowohl hier als S. 343 die Schwierigkeit anerkennt, ob dieser Reichsschluß ein verbindliches Reichsgesetz sey, und noch die Bemerkung hinzusetzt, daß der Streit noch nicht als entschieden angesehen werden könne, so scheint es einen Widerspruch mit sich selbst zu enthalten, wenn S. 349 in den bestimmtesten Ausdrücken gesagt wird, daß der Reichsschluß nicht als Gesetz verbindlich sey. Bey c) haben wir ungern eine Anzeige der gesetzlichen Bestimmungen in Schweden vermißt, nach welchem namentlich auf den dortigen Universitäten der Zweykampf gewissermaßen moralisch unmöglich gemacht worden ist. Sie würde ein schönes Beispiel der S. 350 empfohlenen Regel aufgestellt haben: die Kraft des Vorurtheils dadurch zu brechen, daß dem Beleidigten durch eine weise Gesetzgebung über Injurien hinreichender Schutz gegeben und dadurch der Vorwand geraubt wird, daß er sich selbst habe Recht schaffen müssen.

Mit Recht wird unter c) die in Nordamericanischen Gesetzen vorkommende Strafhäufung getadelt (hohe Geldstrafe, Einsperrung mit harter Arbeit, Unfähigkeit zu allen bürgerlichen Rechten, Schandpfahl). Auch die Bestimmung nach welcher jeder öffentliche Beamte vor Antritt des Amtes eidlich versichern solle, daß er sich noch nicht geschlagen, noch nicht zu einem Duelle geholfen und sich nicht duellieren wolle, wird gebührend gewürdigt. Doch scheint der Tadel des Verf. zu weit zu gehen, wenn er sich auch über Unfähigkeits-Erklärung zu öffentlichen Aemtern oder zu landständischen Rechten erstreckt. Namentlich scheint der S. 380 angeführte Grund unhaltbar zu seyn, 'weil der Staat manchen trefflichen Mann, den das allgemeine Vertrauen vor Allen gewählt hätte, von solchen Stellen ausschließen würde'. Mit Weisheit, nur nicht in racheähnlicher Anhäufung angewendet und mit Festigkeit gehandhabt, dürfte dieses Strafmittel in seiner Art eben so wirksam seyn, als unter andern Umständen und Verhältnissen eine angemessene Geldbuße. Vielleicht dürfte es sogar nicht unangemessen scheinen, in vorkommenden einzelnen Fällen dem Uebertreter der Duellgesetze die Wahl zwischen diesen beiden und einer nicht entehrenden Gefängnißstrafe zu überlassen). 2. K ä m m e r e r, über das zur Vollendung der Nothzucht erforderliche Hauptrequisit. (No. 21. Ueber die Frage, ob die Vereinerung der Geschlechtsheile zum Thatbestande dieses Verbrechens genüge? Glücklicherweise — eine Antiquität. 3. C u c u m u s, über das Verbrechen der Erpressung. Beitrag zur Beurtheilung des Entwurfs des Strafgesetzbuchs. München 1831. (No. 3. Vorschläge zu einigen Berichtigungen die bey der künftigen Discussion dieses mit Sehns-

sucht erwarteten Gesetzbuchs nützlich gebraucht werden können. Daß sich der Entwurf zu diesem letztern zuweilen so weit von der bestehenden Strafgesetzgebung entfernt, wie am Schlusse bemerkt wird, kann wohl an sich nichts weniger als tadelhaft seyn und muß vielmehr bey den drey neuesten, mit achtungswerther Berücksichtigung der Forderungen des Zeitalters bearbeiteten Gesetzbuch-Entwürfen die dankbarste Anerkennung in Auspruch nehmen). 4. Schenk, über den Begriff und das Wesen des Funddiebstahls. (No. 10. Eine weitere Bestätigung der schon von Tittman, Klun und Martin aufgestellten Ansicht, daß dieser Diebstahl — ein Un Ding sey). 5. Abegg, practische Bemerkungen insbesondere zur Lehre von dem wiederholten Diebstahle. (No. 17. Sie wurden durch Vorträge in dem Spruchcollegium veranlaßt und verbreiteten sich vorzüglich über folgende Fragen, deren richtige Beantwortung jedem Leser einleuchten wird. a) Ist ein Rückfall, ein zweyter, dritter Diebstahl anzunehmen, wenn der oder die frühern nur mit einer außerordentlichen Strafe geahndet worden sind? b) Wenn die frühern Verbrechen und deren Bestrafungen im Auslande Statt gefunden haben? c) Wenn die Strafe der frühern Uebertretung zwar durch Erkenntniß ausgesprochen, aber nicht vollstreckt worden ist?). 6. Derselbe, practische Erörterungen betreffend einige Streitfragen in der Lehre vom Meineide. (No. 22. Ein lehrreicher Aufsatz, der gewissermaßen eine Beylage zu Mittermaier's bis jetzt unübertroffener Abhandlung über diese Lehre (im II. Bande des N. Archivs S. 85 ff.) abgibt). 7. Birnbaum, Beytrag zur Lehre von Fälschung und Betrug, insbesondere über die sogenannte Verletzung des Rechts auf Wahrheit, als

Hauptmerkmal der Fälschung. (No. 20. Eine mit vieler Gelehrsamkeit ausgestattete Nachlese zu dem vielen Trefflichen, was die Literatur bereits über diesen Gegenstand besitzt, durch Erörterungen aus dem Römischen, Englischen, Schottischen und Nordamericanischen Rechte, nebst einer Kritik der dahin gehörigen Bestimmungen einiger neuern deutschen Lehrbücher des Criminalrechts. Was der Verf. gegen diejenigen bemerkt, welche Fälschung für ein vages Verbrechen erklären, dürfte gegründeter seyn, als seine Kritik derjenigen, welche ein Verbrechen gegen das Recht auf Wahrheit darin zu finden glauben. Seiner Ansicht nach ist in keinem Falle von Verletzung eines selbständigen Rechts auf diese letztere in solchen Handlungen die Rede, sondern — von Verletzung anderweitiger Rechte, die als Recht des Staats erst mit dem Staate entstanden sind — — Verletzungen oder Gefährdungen von Gütern (S. 546). Als ob Wahrheit nicht das erste aller Güter enthielte! Als ob das Recht auf Wahrheit nicht einen wesentlichen Bestandtheil des Rechts auf Leben ausmache!)

III. Criminalproceß. 1. Scholz, über die Entbindung von der Instanz bey Untersuchungsachen. (No. 16. Mit ruhiger Besonnenheit zeigt der Verf. den gesetzlichen Ungrund dieser, durch bloßen Gerichtsgebrauch eingeführten, Entbindungs = Theorie und die Nachtheile derselben für den Proceßgang überhaupt. Seine Bemerkungen bilden ein lehrreiches Kleeblatt mit demjenigen, was gleichzeitig von zwey andern achtungswerthen Rechtsgelehrten über diesen Gegenstand gesagt worden ist, von Mittermaier an dem in St. 28 unserer dießjährigen Blätter (S. 268) nachgewiesenen Orte, und von

Siegen in den ebendasselbst S. 272 mit Auszeichnung angeführten: Juristischen Abhandlungen, No. 4: Ueber die Absolution von der Instanz in Criminalsachen. Den als Auskunftsmittel unter gewissen Voraussetzungen empfohlenen Reinigungseid und eine Abkürzung des Zeitraums innerhalb dessen die Untersuchung offen gehalten werden soll, findet der Verf. nicht ganz geeignet. Er verlangt Verurtheilung bey strengem Beweise, aber — unbedingte Freysprechung, wenn der letztere fehlt). 2. Mittermaier, Ergebnis der Criminalstatistik über die Dauer der Untersuchungen nach Verschiedenheit des französischen und des deutschen Strafverfahrens. (No. 23. Der Verf. klagt über die Dürftigkeit der Nachrichten von dem letztern. Nur aus Baden und Mecklenburg standen Tabellen darüber ihm zu Gebote. 'Man würde ungerecht seyn, heißt es am Schlusse dieses Aufsatzes, wenn man verkennen wollte, daß das achtungswürdige Streben nach Gründlichkeit — die längere Dauer deutscher Untersuchungen erklärt; aber eben so gewiß ist es auch, daß nach den (hier mitgetheilten) Berechnungen schon in der Einrichtung des französischen Verfahrens und im Princip der Mündlichkeit, das die Relationen beschwerlich macht, ein Grund der Beschleunigung der Urtheilsfällung liegt'). 3. Ders. Kurze practische Bemerkungen aus dem Gebiete des Strafprocesses. (No. 11. a) In wiefern ist das forum der Connerität im Strafproceffe zulässig? b) In wiefern ist die Verhaftung wegen Gefahr der Collusion zu rechtfertigen?). 4. Abegg, Practische Bemerkungen durch Rechtsfälle erläutert. (No. 5. Zur Lehre vom Bekenntnisse). 5. Heffter, Kurze Bemerkungen aus der Criminalpraxis. (No. 15. a) In wiefern begründet

die Verletzung der L. 9 C. de accusat. eine Nichtigkeit? b) Ueber das forum connexitatis causarum in Strassachen bey mehreren Complicen. c) Ueber den Werth von Strafandrohungen in Disciplinarfällen.)

IV. Neueste Literatur. (No. 7. 12. u. 18. Mehr oder minder ausführliche, zum Theil sehr lehrreiche Anzeigen; 3 über Strafrechtsprincip, Strafrechtstheorien und rückwirkende Kraft der Gesetze, 2 über Brandstiftung und ärztliche Verantwortlichkeit, 2 über Richter, Geschworne und Rechtskraft der Urtheile, 12 über Gefängnisse nebst einer Prüfung der wichtigsten Fortschritte des Gefängnißwesens, von Mittermaier. Geist und Herz des Berichtstellers erscheinen auch hier im lieblichsten Bunde. Das Pönitentiar-System, jedoch ohne Schläge, findet derselbe für Deutschland sehr angemessen und verweist deshalb weniger nach America als nach Genf, wo 'keine körperliche Züchtigung erlaubt ist und dennoch das Besserungs-System trefflich gedeiht' (S. 148).

Wir hoffen, durch diese Anzeige den Beweis gegeben zu haben, daß auch die vorliegende Neue Folge einen achtungswerthen Platz neben der langen Reihe ihrer Vorgängerinnen behauptet. In Ansehung der Form sind nicht alle hier genannten Aufsätze von gleichem Werth. Manchen derselben fehlt es hin und wieder an Deutlichkeit und Bestimmtheit, manche dürften von dem Vorwurfe einer durch Mikrologie, durch Einmischung fremdartiger Gegenstände und einer durch unnöthige Wiederholung allgemein bekannter Lehrsätze entstehenden Weitschweifigkeit nicht ganz frey zu sprechen seyn. Auch von Latiniſmen, über die wir uns schon in der Anzeige früherer Bände erklärten, ist der vorliegende nicht ganz rein gehalten.

Böhmer.

R o s t o c k.

Literis Adlerianis: de nonnullis Pauli ad Galatas epistolae locis commentatio prima, interprete Dr. C. Fr. A. Fritzsche, — sacra natalitia Jesu Christi A. MDCCXXXIII indic. pie celebranda. 44 S. in 4.

Wir glauben nur im Dienste der Wissenschaft zu handeln, wenn wir nicht unterlassen, auf einige exegetische Abhandlungen aufmerksam zu machen, mit denen der verdienstvolle Verf. schon vor längerer Zeit die exegetische Literatur des N. T. bereichert hat, und zwar um so mehr, als diese Arbeiten noch weniger benutzt, ja selbst gekannt scheinen, als sie es im Interesse der Wissenschaft, welcher sie dienen, wohl seyn sollten. Der Verf. gehört nicht nur zu den Exegeten, welche streng festhalten an dem sichersten Grunde aller Erklärung, der Erforschung der Gesetze des Neutestamentlichen Sprachidioms, sondern er ist nun auch, ausgerüstet mit der seltensten Kenntniß der classischen Literatur und der Gesetze des classisch-griechischen Idioms, des Baues im Ganzen, wie in den kleinsten Einzelheiten, mit dem ausgezeichnetsten Scharfsinne und auf wahrhaft rationale Weise in die Gesetze der Neutestamentlichen Sprache tief eingedrungen, und hat sich schon unbestreitbar um deren Feststellung ein großes Verdienst erworben. Er wetteifert darin rühmlich mit dem eigentlichen Gründer der rationalen neutestamentlichen Grammatik, und liefert stets treffliche Beyträge zu deren größerer Vollkommenheit. Bisher ist es nur bey Erklärung der einzelnen jedesmal behandelten Stellen selbst geschehen. Es macht sich freylich auch da schon sein großes Verdienst, und allerdings gleich am geeignetsten Orte, geltend; noch

mehr würde jedoch dasselbe hervortreten, wenn es dem Verf. gefallen würde, was er bereits an so vielen einzelnen Stellen aufs gründlichste gezeigt und erwiesen hat, in einer eigenen Grammatik des Neuen Testaments, gleichsam zu einem übersichtlichen Resultate und mit Beyfügung der leitenden logisch = philosophischen Gesetze, wie sie die rationelle philologische Forschung für das classische Alterthum bereits besitzt, zu einem Ganzen zu verarbeiten, eine Arbeit, die vom Verf. ausgeführt, auch neben der in jeder Weise so trefflichen Winerschen, immer noch sehr verdienstlich seyn würde. Wir wollen gern anerkennen, daß auch in manchen anderen Gestaltungen, in denen sich ja gerade in unserer Zeit das Leben der Exegese bewegt, ein hohes und großes Verdienst liege, in denen man mit minderer Sorge um den Ausdruck und die Form und das Einzelne überhaupt, mehr den Geist im Ganzen zu fassen sucht, und gleichsam nur den Gedanken verhandelt. Aber bey aller Anerkennung dessen, was hier von einzelnen trefflichen Schrifterklärern geleistet ist, liegt doch auch klar genug vor Augen, zu welchen Willkührlichkeiten jene Exegese führt, und wie groß die Gefahr sey, daß der nur seine Ideen und seinen mehr oder weniger philosophischen Glauben in die Bibel hineinträgt, der, sich von dem festen Boden der Sprache losreißend und das eigentlich grammatisch = historische Element zurückdrängend, doch vermeint, den wahren Sinn und Geist der Bibel unter seine Gewalt zu bannen. Wir wollen nicht weiter darauf eingehen, in wie vielen Proben die Gefahr bereits als Thatsache vorliege, und welches große Verdienst eine so gründliche grammatisch = historische Exegese, wie sie der Verf. befolgt, schon als Damm gegen

solche subjective Willkühr hat, wir wollen nur fragen, ob und wie man hoffen könne, das vermeinte Ziel der Erfassung des wahren Geistes und Sinnes der heiligen Schrift zu erreichen, wenn nicht schon vorweg die Seite der Exegese, welche der Verf. allerdings vorzugsweise zu der seinigen macht, ihre größte Vollkommenheit erlangt hat? Wie weit wir aber noch davon entfernt sind, zeigen eben die Arbeiten des Verfassers aufs genügendste, und dann auch die drey Programme, deren erstes voransteht. Der Verf. behandelt in ihm die schwierige Stelle Galat. 2, 1 — 5. Nach den Erklärungen, die, wie dem ganzen Briefe, so auch dieser Stelle eben vorher zu Theil geworden waren, von Winer, Rückert, Usteri und Matthies, schien es freylich kaum möglich, daß noch eine reiche Nachlese einem neuen Erklärer übrig gelassen sey. Das Talent des Verf. in der oben berührten Seite der Exegese hat sie gefunden. Obwohl auch die Realseite der Exegese, die Erörterung des Gedankens, wie der vorkommenden historischen Fragen ihre volle Befriedigung erhält (vergl. p. 3 über *διὰ δεκατεσσάρων ἔτων*. p. 9 über *πάλιν*), so wie auch die Erörterung des Fortschrittes des Gedankens, oder des Zusammenhanges dem Kundigen genügen muß (p. 2. 3 und dann im Einzelnen), und endlich auch die Rücksichtnahme auf die richtige Würdigung des Characters des Apostels, als der subjectiven Bedingung seiner Aussprüche (vergl. p. 20 Note gegen Usteri), so ist es doch vorzugsweise auch hier das Sprachliche, worin die Ueberlegenheit des Verf. sich offenbaret. Wir verweisen nur auf S. 18. 24, wo auch dem sonst genauen Rückert philologische Schwächen nachgewiesen werden, so wie auf S. 28 gegen Usteri und Wahl. Von der Fülle philologi-

scher gründlicher Gelehrsamkeit dürfen wir nichts ausheben, da sie überall erscheint. Aber was ausdrückliche Erwähnung verdient, ist die große Gründlichkeit und Genauigkeit, die trotz jener Fülle auch im Kleinsten Statt findet. Der Vf. hat bekanntlich gezeigt, daß nicht überall, wo Anführungen gehäuft sind, das eigene Zurückgehen auf die letzte Quelle Statt findet. Ihm selbst wird dagegen nicht leicht jemand dieß streitig machen, während er hier wiederum Rückert zeigt, daß er (p. 37. 38) nicht nur falsch referirt, sondern auch die gemeinten Stellen schwerlich selbst gelesen haben kann. Vgl. auch p. 42 gegen Rückert. So werden auch Winer und Herrmann die vielen Gegenbemerkungen des Vf. wohl gern als Berichtigungen anerkennen, besonders Herrmann p. 11 über seine Erklärung von κατὰ ἀποκάλυψιν, die freylich von andern Seiten Beyfall erhalten hatte. Besonders zu rühmen ist auch das Talent des Verf., syntactische Feinheiten klar auszudrücken, wie p. 18. Nur billigen können wir auch die dogmatische Zurückhaltung des Verf. über die dem Apostel gewordene ἀποκάλυψις, p. 10; mit Recht wird die einfache Thatsache festgehalten. Nur in der Stelle — οὐδὲ Τίτος — ἠναγκάσθη können wir dem Verf. nicht beystimmen, daß der Sinn sey: Nam ne Titus quidem, comes meus et homo praeputiatus, ut circumcideretur, quum Apostoli flagitarent, cogi se passus est mea et Barnabae auctoritate monitus. Auch nach dem Verf. legte Paulus in Jerusalem seine Lehre vor, um die Uebereinstimmung darzuthun. Dem scheint doch das Moment am meisten zu entsprechen, daß man den Titus nicht zwang, sich beschneiden zu lassen. So finden wir auch S. 36 die Meinung zwar ingenioß, daß die ψευ-

δάδελφοι Galater wären, aber nicht wahrscheinlich, weil das Ganze, besonders εἴξαμεν, auf eine bestimmte Thatsache in Jerusalem selbst zu deuten scheint.

Köllner.

H a n n o v e r.

Hannoversches militärisches Journal, Redactoren: W. Glünder, Capitän a. D., C. Jacobi, Major und Aide-Gen. Quartiermeister, F. v. Storren, Pr. Lieut. im Gardes-Jäger-Bataillon. 1835.

Dies Journal, dessen Plan und Inhalt wir bey seinem Anfange angaben (S. g. A. 1832. St. 133), ist bereits bis zu dem ersten und zweyten Hest des fünften Jahrs 1835 vorgerückt. Daß es seinem Plane treu bleibt, wird der Inhalt beider Heste zeigen. 1. Mittheilungen über eine Reihesfolge von Versuchen, welche zur Bestimmung verschiedener Einrichtungen des kleinen Gewehrs im Jahre 1834 in Hannover angestellt sind. 2. Aphorismen über einige Gegenstände der Cavallerie-Tactik. 3. Miscellen. Neu erfundene Gewehr-Einrichtungen — Zweckmäßig vereinfachtes Gewehrschloß ohne Stangensfeder — Neu erfundener Helm, als militärische Kopfbedeckung — Beschreibung einer neuen Zielmaschine. Mit drey Figuren-Tafeln. Der angezeigte Inhalt wird hinreichen die Aufmerksamkeit der Männer vom Fach zu erregen, da die weitere Beurtheilung nicht für diese Blätter gehört.

G e t t i n g s e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften:

140. Stück.

Den 5. September 1835.

L o n d o n.

The journal of the Royal Asiatic Society of great Britain and Ireland. No. I. 170 u. XLIV S. 1834. No. II. 171—364 S. 1834. No. III. 204 S. 1835. Octav.

Mit diesem Journal beginnt eine neue Zeitschrift der London Asiatic Society, welches an die Stelle ihrer bisherigen Transactions treten soll. Statt daß diese zu unbestimmten Zeiten in Quartformat erschienen, soll dieses vierteljährig in Octav geliefert werden, wovon wir jetzt die drey ersten Nummern vor uns haben. Die innere Einrichtung bleibt dieselbe, indem es die der Gesellschaft mitgetheilten und des Drucks würdig befundenen Aufsätze enthält, von denen wir hier Nachricht geben.

Erstes Stück. 1. Description of the various Classes of vessels employed by the natives of the coasts of Coromandel, Malabar and the Isle of Ceylon for their coasting navigation by J. Edye. Mit Abbildungen.

Der Verf. war Schiffbaumeister auf Ceylon, und also Mann vom Fach. Der Aufsatz beschreibt alle Arten dieser Schiffe, und ist nicht bloß für die jetzige Zeit, sondern auch für das Alterthum lehrreich. 2. Remarks on the School System of the Hindus, by Capt. H. Harkness. Einrichtung des Volksunterrichts in den Indischen Schulen, sowohl nach den Gegenständen als nach der Form, und Stellung der Lehrer. 3. Dissertation on the River Indus, by the late Capt. Murdo. Nachrichten über die Beschiffung des Indus in ältern Zeiten, mit Angabe der an demselben gelegenen Städte. 4. On the Law and legal practice of Nepal as regards familiar intercourse between a Hindu and an outcast by Bryan Hodgson. In Nepal bestehen noch die in den Sastras vorgeschriebenen harten Strafen. 5. Description of ancient Chinese Vases with Inscriptions, translated from the Work Po-ku-tu, by Thoms Esq. Mit Abbildungen. Die Gefäße sollen aus der Shang-Dynastie seyn; die 1756 — 1112 vor Chr. regierte. 6. Beschreibung des h. Wagens auf Ceylon, auf dem bey Processionen das Götterbild herumgeführt wird. 7. Ein Chinesisches Manifest mit Uebersetzung von Morrison. Aufruf zum Kriege. 8. Thier-Hospital zu Surate von L. Burnes. 9. Nachrichten über die Circassier von Carl Tausch, einem Deutschen. 10. 11. Analysen Indischer Schriftwerke. 12 — 15. Biographische Nachrichten von Capt. Murdo, von dem Tibetischen Reisenden Esoma Kbrös, dessen wir schon neulich erwähnten. Literarische Nachrichten.

Zweytes Stück. 16. A memoir of the Primitive Church of Mayala by Capt. Swan-

ston. Schicksale der Thomas-Christen auf Malabar, vor und nach der Ankunft der Portugiesen, mit der ihre Verfolgung, hauptsächlich durch die Jesuiten, begann, bis zu der Vertreibung der letztern 1665 durch die Holländer. 17. On female Infanticide in Cutch by L. Burnes. Die Sitte herrscht dort bey mehreren Stämmen der Rajavuts, die einzeln aufgezählt werden, mit Angabe der Volksmenge. 18. On the present state of the River Indus, and the route of Alexander the Great by L. Pottinger. Die Untersuchung betrifft die jetzigen Mündungen des Indus, in Vergleich mit denen zu Alexanders Zeiten. Alexander soll nicht, wie man jetzt behaupten will, den westlichen, sondern nach Vincent's Angabe den östlichen Hauptarm des Indus hinuntergeschiffet seyn. 19. Fortsetzung der Beschreibung der alten Chinesischen Waffen mit den Abbildungen. 20. Nachrichten über die Landschaft Sindt von Capitän Murdo. Genaue Angabe seiner Eintheilung, Producte u. s. w. 21. Nachrichten über die Geseze von Nepal von Hodgson. In Fragen und Antworten. 22. Nachrichten über den Räuberstamm der Phansigars, von Stevenson. 23. On female Infanticide in Cutch by L. Al. Burnes. Auszug aus einem Briefe des Verf. an L. Pottinger mit Angabe der Gründe welche die Häuptlinge des Stamms für die Sitte anführten. Altes Herkommen und Erhaltung der Reinheit ihres Stamms. 24. Ueber den Hafen Redut-Kali am schwarzen Meer, und Russische Ausfuhr von da nach Asien im Jahr 1827. Ueber das System der Einkünfte von Madras. Erst der Anfang. 26 — 29. Literarische und biographische Nachrichten.

Drittes Stück. 1. On the present state and future Prospects of Oriental literature, viewed in connexion with the R. Asiatic Society by W. Taylor. 'In England gedeihe kein Institut das nicht Geldgewinn verspreche. Auch die Studien des Orients gedeihen nur in Beziehung auf den Handel, und auch die Arbeiten der Asiatischen Gesellschaft hätten Beförderung des Handels zum Zwecke.' In Deutschland kennt man doch höhere und edlere Interessen! 2. Bemerkungen über den Einfluß der Atmosphäre auf die Gesundheit in den östlichen Ländern, von Dr. Winslie. 3. Ueber die Battus von Capt. Low. Das bekannte Cannibalen-Volk auf Sumatra. Wir finden nichts Neues darüber. 4. Fortsetzung der Abhandlung über die Thomas-Christen auf Malabar bis in die jetzige Zeit. Sie ist an die Folge ihrer Metropolitane gereiht. 5. Ceylonsche Klaglieder bey Leichen, v. W. Colebrooke. Klage der Wittwe über den Gatten, des Sohns über den Vater, der Tochter über den Vater, des Vaters über den Sohn. 6. Das Land von Puna bis Kitor, südlich vom Krishna-Fluß, von J. Bird, statistisch und geognostisch beschrieben. Eine verdienstliche Abhandlung, da das Land zu den unbekanntern Theilen von Indien gehört. 7. Abstract of Muhamedan law by L. Colonel Kennedy. Der stärkste Aufsatz dieses Stücks. Der Hauptgegenstand ist das Muhamedanische Stadtrecht, das noch nirgend hinreichend erläutert sey. Das dabey zum Grunde gelegte Werk Hidajah hat zum Verf. Buchan Ali, geb. 1135, starb 1195. 8. Fortsetzung der Beschreibungen der alten Chinesischen Basen. 9. An account

of the sect of Kaprias, by R. Money, Esq. Die Kaprias sind Anbeter der Parvati, und haben einen berühmten Tempel in Gutch. Der Ursprung der Secte ist unbekannt. 10. 11. Literarische Nachrichten.

B e r l i n.

Bey E. Schmiege, 1834: Paläographie als Mittel für die Sprachforschung zunächst am Sanskrit nachgewiesen von Dr. Richard Lepsius, corresp. Mitgliede des Archäologischen Instituts zu Rom. 101 S. in 8.

Der Verf. hat schon in der im J. 1833 von anderer Hand in diesen Blättern angezeigten Dissertation de tabulis Eugubinis. Part. I. gezeigt, wie er auch schwierigere Gegenstände der Philologie mit eindringendem Scharfsinne und allgemeinem Sprachkenntnissen zu behandeln versteht. Auch obige Schrift, bloß Vorläuferin einer größern, dreht sich um einen eben so wichtigen und umfassenden als bis jetzt noch ganz neuen und unbearbeiteten Gegenstand; und der Verf. wagt nicht bloß ihn zu begreifen, sondern kommt auch wirklich schon durch umsichtige Forschung auf so viele sichere Merkmale und Kennzeichen, und führt an andern Orten den Leser dem Wahren schon so nahe, daß man nur wünschen kann, die Ausführung des Ganzen zu sehen. Indische Paläographie ist zwar ein bis jetzt eben so unbekanntes als unermessliches Feld, welches zu durchschreiten die Aufgabe vieler Jahre und vieler Gelehrten seyn muß: aber der Verf. will auch weniger in den historischen Theil indischer Paläographie eindringen, und gibt am Schlusse seines Werks nur einige Bemerkungen

dieser Art, mitgetheilt von Hn Burnouf, der gerade hier die umfassendsten und gründlichsten Untersuchungen angestellt hat; sondern er betrachtet nur die gewöhnliche indische Schrift und zieht aus dieser wichtige Schlüsse für die Sprachforschung, oder will wenigstens den Grammatiker zwingen, auch auf die Sanskrit-Schrift zu achten und die darin verborgen liegenden sprachlichen Beweise zu bemerken. Der Inhalt brachte es mit sich, über das Verhältniß von Sprache und Schrift einige höhere Grundsätze aufzustellen; und wenn diese bey dem Verf. nicht neu sind, so ist wenigstens ihre Anwendung auf Sanskrit völlig neu.

So ist ein höchster Grundsatz des Verf., alle Schrift trage eben so gut wie alle Sprache organisches Leben in sich, und man könne nicht von Erfindung oder glücklicher Entdeckung der Schrift reden. Ein Leben, eine Fortbildung der Schrift kann man nun zwar beobachten nachdem sie einmal entstanden ist: alle Geschichte zeigt, wie die Schrift aus den ersten sinnlichen Anfängen sich zuerst zu höherer Vollkommenheit und Schönheit, dann auch wohl umgekehrt zu mehr Flüchtigkeit und Kürze ausbilde, und dieser Fortschritt ist allerdings im Wesen der Schrift selbst begründet: aber die Entstehung der Schrift der Sprache gleich zu setzen ist doch ein verzweifeltes Unternehmen. Denn daraus würde folgen, daß jedes Volk, wie von Anfang an eine Sprache, so eine Schrift habe, ein Satz, der aller Geschichte widerstreitet. Denn wenn auch kein Volk lange ohne die ersten Anfänge einer Zeichenschrift bleiben kann: so ist doch von dieser bis zur Sylbenschrift, und von dieser wieder bis zur Buchstabenschrift ein so gewaltiger Sprung, daß sich gar wohl begreift, wie, dem

Beugniß der Geschichte nach, Völker, die schon auf einer höhern Stufe geistigen Lebens stehen, dennoch noch der Schrift entbehren können. Mag man die Buchstabenschrift eine Erfindung nennen oder nicht (ein des Wesens der Schrift kundiger wird das Wort Erfindung in dem hieher gehörigen Sinne verstehen, nicht von rein zufälliger oder willkürlicher Erfindung): immer bleibt gewiß, daß sie aus Ueberlegung, aus Reflexion hervorging; denn etwas rein natürliches, wie die Sprache, ist die Buchstabenschrift keineswegs. Die Sprache ist unmittelbar, nicht aus Ueberlegung erst hervorgehend und so eine Zeitlang vielleicht gar nicht seyend, dann allmählich erst entstehend und sprungweise sich vollendend, die Weiterbildung einer Zeichenschrift zum Buchstaben setzt aber reine Betrachtung und Ueberlegung voraus, und ist etwas mittelbares, historisches. Solche tiefere Betrachtung aber pflegt nicht die Sache jeder Zeit und jedes Menschen zu seyn: gewiß, wer zuerst in einem Volke, wenn auch noch unvollkommner, die Idee einer Buchstabenschrift gefaßt und ausgeführt hat, hat seiner Zeit einen großen Schritt gethan; und daher redet ja auch die ganze Geschichte der alten und neuen Welt, von Schapan bis Africa, daß die Schrift friedlich und still von einem Volke zum andern wandert, ja daß Völker eine Schrift gern annehmen und sich bequemen, welche ursprünglich nur für Völker ganz verschiedener Sprachen paßte. Eine Sprache wird historisch nicht ins Leben gerufen, sie ist immer da und bildet sich immer fort: wohl aber eine Schrift, die erst dann einen Bildungskreis durchlaufen kann wenn sie da ist.

Indem nun der Verf. diesen Grundsatz auf das Devanagari überträgt, kommt er nicht bloß

auf ein vorhistorisches Alter desselben, welches wohl zugegeben werden kann, obgleich die Frage über den Zusammenhang der Sanskrit-Schrift mit vorderasiatischen damit nur verschoben wird: sondern auch auf die Vermuthung, daß sich in der jetzigen Schrift noch Spuren der ältesten fänden. Sehr scharfsinnig ist hier die Meinung, daß das Sanskrit, auch noch nach jetzigen Spuren zu urtheilen, ursprünglich wie die semitischen Schriften von der Rechten zur Linken geschrieben sey. Wir eilen aber zu dem, was bald die Hauptsache wird in dieser Schrift und in der That eine der schwierigsten und dennoch unvermeidlichen Fragen über die Sanskrit-Schrift bildet — die Art die Vocale zu schreiben. Leicht ist zu erkennen, daß die Sanskrit-Schrift noch wesentlich Sylbenschrift ist: denn die Sylben werden gruppenweise getrennt und die Vocale meist nur in kurzen Strichen und Haken bemerkt. Die neue Ansicht des Verf. ist aber diese, ursprünglich sey in Sprache und Schrift die Vocalisation noch gar nicht so mannigfach und bunt gewesen als später; sondern aus einem ganz farblosen *e*, welches zuerst allein gelautet und geschrieben wäre, sey *a* — *i* — *u* und dann die übrige Schaar gemischter Vocale entstanden; die Schrift dem entsprechend bezeichne ursprünglich nur das allgemeine *e*, welches jetzt aber *a* gelesen werde, und habe dann die übrigen Vocale durch kleine Striche und Haken hinzugefügt; auch *r*, *r* und *l* seyen ursprünglich Vocale, und daher sey noch jetzt in der Schrift das *r* mit kurzen Strichen bezeichnet und *r* durch einen bloßen Punct (Anusvara). Alles dieß sehr eindringend und mit lehrreichen Beyspielen aus vielen Sprachen und Schriften dargestellt. Dennoch findet Verf. Schwierigkeiten

und fühlt sich gedrungen diese kurz zu berühren. Denn zunächst wünschte man doch den Grundsatz, daß die Sprache ursprünglich keinen andern Vocal als ein farbeloses *e* gehabt habe, aus einer andern Sache bewiesen zu sehen als aus der Schrift, welche alle Vocale vollkommen unterscheidet; denn daß das was jetzt *a* gelesen wird, anfangs *e* gewesen, sagt diese Schrift nicht aus. Sehen wir aber auf die Sprachen so weit wir sie kennen, so finden wir nirgends ein solches zuerst allgemein herrschendes *e*, welches eine reine Voraussetzung bleibt. Ueberhaupt kann sich Ref. nicht denken, daß die Grundlaute *a* — *i* — *u* erst aus *e* hervorgehen; denn nimmt man dieß an, so würde auch folgen daß die drey entsprechenden Grundlaute der Consonanten *k* — *t* — *p* erst aus einem unbestimmten Etwas sich allmählich hervorgebildet hätten, da doch die Geschichte der Sprachen, so weit sie sich nur dem Blicke des Ref. eröffnet, nirgends auf ein solches ursprüngliches Dunkel hinführt. Noch weniger können die zwischen Vocal und Consonant schwebenden Laute *r* — *l* — *n* aus jenem allmächtigen *e* erst entsprungen seyn. Menschliche Sprache besteht in Untercheidung der Laute: die Grundlaute *a* — *i* — *u*; *k* — *t* — *p*; *r* — *s* — *n* liegen der Kraft nach in jeder Sprache, und es kommt von da ab weiter nur auf die Geschichte jeder besondern Sprache an, ob sie sich im Einzelnen so oder so gestalten.

Es ist aber wohl deutlicher, wenn Ref. nun sogleich positiv fortfährt und seine eigene Meinung von der Sanskrit-Schrift in Kürze hinzufügt.

Wie die Sprache, so ist die Schrift des Sanskrit einzig in ihrer Art, und wenn keine alte Sprache so sehr wie das Sanskrit den tie-

fen Grund und das wahre Wesen menschlicher Sprache enthüllt, so ist auch das Devanagari das Muster jeder Buchstabenschrift, nach innerer Betrachtung aufs vollkommenste eine Sprache wiedergebend, die den übrigen ein Muster seyn kann. Vergleichen wir die drey herrschendsten Buchstabenschriften, die semitische, die daraus entstandene griechisch-europäische, die indische: so steht jene am einfachsten und alterthümlichsten, aber auch am steifsten und unbehüllichsten da, indem sie bloß die festesten und nothwendigsten Laute der Sprache zu zeichnen gelernt hat, auf das Feinere und Genauere sich noch nicht einlassend, die Vocale also besonders noch sehr dürftig schreibend; eine dürftige Schrift, die bloß für ihre Sprache ausreicht und nur für diese sich auf natürlichem Wege erhielt. Sofern das Semitische ohne starke Anhäufung von Consonanten ein höchst einfaches Verhältniß zwischen Consonanten und Vocalen hat, die Vocale auch durchgängig nach den Formen wechseln, war eine solche Schrift ihm entsprechend und genügend. Das Griechische dagegen hat sich mit dieser Schrift nicht begnügen können: die Vocale sind überall ausgedrückt, aber in gleichem Verhältniß als die Consonanten, wodurch die Schrift auseinander fällt und den natürlichen Zusammenhang zwischen Consonant und Vocal völlig verliert; und dennoch, da sich diese Schrift nur allmählich aus der fürs Griechische wenig passenden semitischen gebildet hat, ist sie nicht bis zur höchsten Vollständigkeit und Genauigkeit fortgeschritten, da sie nie die Vocale α und ι nach Kürze und Länge unterschieden hat. Die Sanskritschrift aber steht in der Mitte zwischen diesen beiden, alterthümliche Kürze mit moderner äußerer Deutlichkeit vereinigend: denn es ist in ihr eigentlich ei-

ne höhere Betrachtung, ein Gedanke ausgeführt, daher auch alles in ihr zusammenhängt zu einem geordneten Ganzen und sie der kürzeste und doch deutlichste Ausdruck der Laute der Sanskritsprache ist. Sie geht aus von einem klaren Bewußtseyn des Unterschieds der Consonanten und Vocale. Die Consonanten sind im Indischen (wie im Griechischen und Lateinischen) vom Anfang der Sylbe sehr gehäuft, nicht selten bis zu 2 — 3 Lauten, während mehrere Vocale nach einander nie vorkommen in demselben Worte, und auch sehr selten nur und in bestimmten Fällen zwischen zwey Wörtern. Das Sanskrit ist also keine aufgelöste, weiche, vocalflüssige Sprache, wie das Zend und einige griechische Dialecte; sondern der Consonant herrscht durchaus mit seiner Schwere vor. Wie aber der Consonant den dichten und schweren Stoff, den Körper gibt, so der Vocal das Leben, die Seele; auf dem Vocal kann auch allein die Stimme ruhen, und mit dem Vocal kommt der Stillstand, der Halt der Sylbe. Die Sanskritschrift, noch festhaltend den natürlichen Zusammenhang von Consonant und Vocal, bezeichnet daher

1) am stärksten und hervorstechendsten nur die Consonanten, und was die Vocale betrifft, zunächst nur überhaupt die Vocalstelle oder den Vocalhalt nach einem oder mehreren Consonanten; das Zeichen dafür ist (abgesehen von einigen wenigen Fällen) ein Strich (|) rechts, als Stütze des oder der vorhergehenden Consonanten, und zugleich als Ende der einfachen Sylbe. Die ganze Rede wird als ein fließendes Ganzes betrachtet, wo nur die Vocale Halt und Ruhe geben; und nicht die einzelnen Worte werden getrennt, sondern die Sylben nach den Vocalen. In einem solchen vollen Gliede der Schrift ist

nun zwar der Vocal bezeichnet; aber die genauere Art desselben fehlt noch, und es ist unglaublich, daß eine Schrift, wenn sie einmal so beständig auf den Vocal sich einläßt und seinen Ort äußerlich bezeichnet, nicht auch zugleich sollte die bestimmtere Art desselben angedeutet haben. Die Vocale also ferner zu unterscheiden, gilt jene an sich allgemeine Vocalbezeichnung doch besonders für den nächsten Vocal \tilde{a} , und die übrigen, lang entweder oder kurz, \hat{a} , \check{i} u. s. w., werden durch hinzukommende feinere Striche und Haken bemerkt, die aber mit der Schrift selbst auf engste zusammenhängen, und sich mit den semitischen Strichen und Puncten, die immer außerhalb der alten Schrift geblieben sind, gar nicht so vergleichen lassen, daß man glauben könnte, daß Sanskrit wäre irgend einmal wie das Semitische ohne bestimmte Vocale geschrieben. Der flüssige Laut r ist, wo er dem Vocal folgt oder zwischen Consonanten und Vocal steht, eben so kurz bezeichnet, wie auch der nach dem Vocal verhallende Nasal; aber wir haben darin nur einen Beweis, daß der Laut von r und n im Sanskrit weicher und schwächer, den Vocalen näher geworden ist, denn das Sanskrit steht zu den verwandten alten Sprachen oft schon in demselben Lautverhältniß, wie die romanischen Sprachen zur lateinischen. — Zwey Fälle aber müssen eine Ausnahme machen von diesem höchsten Grundsatz der Schrift:

* 2) wenn der ganze Satz oder Vers mit einem Vocal anfängt, so ist diese schwache sich an Consonanten stützende Vocalbezeichnung unmöglich. Die semitische Schrift ist sich in diesem Falle dadurch consequent geblieben, daß sie dann stellvertretend \aleph als spiritus lenis, und so als Zeichen schrieb, daß das Wort mit einem Vocal

anfange. Im Sanskrit aber wird der sonst sehr gedrängt untergeordnet geschriebene Vocal in diesem Falle erweitert und selbständig geschrieben. Ob sich die Meinung des Verf. behaupten lasse, daß auch im Sanskrit ein solcher spiritus lenis sich finde, bezweifelt Ref. sehr, dafür gar keine Beweise findend.

3) der ganze Satz oder Vers kann doch auch mit einem Consonanten schließen: in welchem Falle die Folgerichtigkeit der Schrift fordert, solchen Consonanten mit einem besondern Pausa- (virâma) oder Ruhe- Zeichen zu versehen, um die Ausnahme zu bemerken.

So entsteht die kürzeste und deutlichste Schrift zugleich, welche sich außerdem an die Lautverhältnisse aufs vollkommenste anschmiegt und äußerlich darstellt, wie sich Vocal und Consonant gegenseitig bedingen und voraussetzen. Auch erhellt, daß hier weder große Dunkelheit und Verwirrung oder auffallende Schwierigkeit, noch ein Abirren vom Ursprunge zu finden ist: die jetzige Devanagari enthält noch klar den einzigen großen Gedanken, der diese Schrift ins Leben gerufen, und gibt so den Beweis, daß das, was einmal vollkommen gegründet und klar in sich abgeschlossen ist, am wenigsten sich ändern und verwirren kann. — Uebrigens ist dieser ursprüngliche Character indischer Schrift durch die später auch schriftlich gewordenen Abweichungen anderer Dialecte, wie des viele Vocalauflösungen liebenden Prakrit, so verändert, daß man sieht, wie die Schrift anfangs nur für das Sanskrit bestimmt war.

A u g s b u r g.

Sammlung auferlesener, theils ursprünglich deutscher, theils aus dem Lateinischen übersetzter Dissertationen aus dem Gebiete des gemeinen Civilrechts und Civilprocesses. Herausgegeben von Marquard Adolph Barth, der Rechte Doctor. Ersten Bandes erste Lieferung. Jenisch und Stage'sche Buchhandlung. 1835. 8. (12 Ggr.).

Eine Sammlung besonders für Practiker. Keine Dissertation wird aufgenommen, welcher das Glück versagt ist, in einem unserer gangbarsten Compendien citiert zu werden. Auf Civil-Recht und Proceß ist sie beschränkt, weil, nach Ansicht des Verfassers, das Criminalfach wegen der neuen Gesetzgebungen das Rückgehen auf das gemeine Recht ausschließe, das deutsche Staatsrecht aber nach Auflösung des deutschen Reichs untergegangen sey oder vielmehr aufgehört habe practisch zu seyn; die practischen Materien des Kirchenrechts endlich an seiner Stelle im Civilrecht untergebracht werden könnten. Um der Sammlung aber die practische Krone aufzusetzen, müssen die Doctoren des achtzehnten Jahrhunderts im neunzehnten die Freude oder den Kummer erleben sich ins Deutsche übersetzt zu sehen.

Welche Leser mag sich wohl der Herausgeber, und welche Käufer der Buchhändler gedacht haben? Die Theoretiker bleiben von selbst fern aus dem Kreise; denn: *dulcius ex ipso fonte bibuntur aquae*. Welche Practiker aber? Etwa jene erhabene Klasse von Männern, deren durchdringender Geist, durch die Wissenschaft gebildet, die Brücke von dieser zum Leben bildet? Sie stehen den reinen Theoretikern gleich; ja

über vielen unter diesen; und brauchen so wenig übersezte Dissertationen wie ein überseztes Corpus juris. Groß ist auch die Zahl derer, bey welchen viel geübter Scharfsinn oft glücklich ersetzt, was Zeit oder Neigung zu erwerben versagten. Ihre Basis sind die Gesetzesstellen, deren Selbstinterpretation und richtige Anwendung das stolze Product ihrer Reflexion. Sie lächeln wohl freundlich oder mitleidig über das Verlangen, aus breitschweifigen Dissertationen des vorigen Jahrhunderts sich zum Zeitvertreib mit vielen Kreuz- und Querzügen das vordeducieren zu lassen, was der eigene Vorstand in jedem Augenblick bey ihnen reproducirt. So bliebe denn übrig die nicht sehr ehrenwerthe Classe von Personen, welche sich reine Practiker zu nennen belieben, und von denen der Staat nur den Nutzen hat, sie als Muster der Nichtpraxis dienen zu lassen. Wenn aber Compendiensätze Drafel, und Controversen eine terra incognita sind, wenn Relationen eine Qual, und Proceßinstruction ein Frohdienst ist, ob der von dieser Sammlung Gebrauch machen werde, das wollen wir des Herausgebers eignem Urtheil überlassen.

Für etwaige Liebhaber im Uebrigen folgende Bemerkungen. No. 1. enthält: Ueber Gegenstand, Inhalt und Erfordernisse der Cession von Forderungen. Von J. G. C. Lüders (Praeside W. B. Wiese). Rostock 1780. No. 2. Ueber die Einrede des nichterfüllten Contractes. Von H. C. F. Wehren (Praes. J. J. Weißmantel). Erfurt 1790. No. 3. Ueber die Verjährung der Rehibitionsklage. Von J. H. von Aichen. Göttingen 1785. No. 4. Ueber die Evictionsleistung bey Schenkungen. Von W. L. Rodowé. Göttingen 1778. No. 5. Die Lehre von den Pertinenzen. Von W. J. Besselin. Göttingen

1782. Als Receptionscitate sind zu Anfang jeder Dissertation Stellen aus Thibaut's Compendium angeführt: aber nicht nach der achten, auch nicht nach sechsten und frühern Ausgaben, sondern, wenn man alle Citate finden will, nur nach der siebenten. Die Uebersetzungen selbst sind gelungen: da sie aber zur bequemen Verbreitung der in den Dissertationen entwickelten Ansichten dienen sollen, so wäre es wohl zweckmäßig gewesen, die in dem Lateinischen bey jedem Paragraphen sich findenden Inhaltsanzeigen nicht auszulassen.

L e i p z i g.

Scholia in Homeri Iliadem quae in cod. Bibl. Pauli Academiae Lips. leguntur post Villacesonum et Imm. Beckerum nunc primum ex ipso codice integra edidit ac recensuit Lud. Bachmannus in Acad. Rostoch. Prof. publ. Ord. Fasciculus I. 1835. 287 S. in 8.

Wir können für jetzt nur die Erscheinung dieser vollständigen Scholien aus dem Leipziger Codex mit dem ersten Fascikel angeben, da der bloße Text ohne alle Noten oder Vorerinnerungen gegeben ist, und die Vorrede, welche wahrscheinlich die nöthigen Nachweisungen enthalten wird, erst mit dem dritten Fascikel, womit der erste Band geschlossen seyn wird, ausgegeben werden soll. Bis dahin ist es nicht möglich zu bestimmen, wie zahlreich und wie bedeutend die Zusätze aus der Leipziger Handschrift sind, was sie allerdings zu seyn scheinen, wofern die einzelnen vorgesezten Sternchen den Zuwachs bezeichnen sollen. Dieser erste Fascikel enthält die Scholien zu den fünf ersten Gesängen der Ilias vollständig.

G e t t i n g e n g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

141. Stück.

Den 7. September 1835.

G e t t i n g e n.

In der Dieterichschen Buchhandlung: Neue Versuche über die Temperatur der kaltblütigen Thiere. Von A. A. Berthold. 1835. VI und 57 Seiten in 8.

Wie über die Temperatur der Pflanzen, so hat sich auch, besonders in neuerer Zeit, ein nicht unbedeutender Streit über die Temperatur der sogenannten kaltblütigen Thiere erhoben, welchen der Verf. durch eine größere Anzahl oft wiederholter Versuche zu schlichten sich bemühte. Außer einer kurzen Einleitung, worin die Gründe der großen Widersprüche der Experimentatoren über diesen Gegenstand erörtert werden, enthält die Schrift drey Abschnitte, von denen der erste über die bisher an den kaltblütigen Thieren angestellten Wärmemessungen handelt. Vier und zwanzig Beobachter sind namhaft gemacht, welche eine selbständige Temperatur, oft sogar eine ziemlich bedeutende, wollen gefunden haben, hingegen nur vier,

welche eine derartige Temperatur nicht wahrnahmen. Der zweyte Abschnitt enthält die vom Verf. selbst angestellten Versuche über die Temperatur der kaltblütigen Thiere; diese Versuche unterscheiden sich von den bisher angestellten hauptsächlich dadurch, daß nur das Innere des Körpers, nicht etwa bloß eine äußere Hautstelle eines Thieres gemessen, daß den Thieren hinlängliche Zeit zur etwaigen Ausgleichung der eigenen Temperatur mit der des umgebenden Mediums gestattet, und daß von Stunde zu Stunde, oder auch in kürzern oder längern regelmäßigen Zeiträumen $\frac{1}{2}$ bis 1 Tag hindurch die Beobachtung angestellt wurde. Zu den Versuchen dienten Amphibien, Fische, Molusken, Annulaten, Crustaceen und Insecten, und zwar wurden die Messungen sowohl bey mittlerer, als bey höherer, als auch bey niederer äußerer Temperatur, und zwar nicht allein bey lebenden, sondern auch bey todten Thieren vorgenommen. Der dritte Abschnitt enthält die Ergebnisse dieser Untersuchungen. Die kaltblütigen Thiere sind zwar nicht ohne Wärmezeugungsvermögen, so daß, wie durch mechanische, chemische, electriche, galvanische, magnetische Prozesse, so auch, durch den Vegetations- und Animalisationsproceß Wärme erzeugt wird; jedoch ist diese bey den kaltblütigen Thieren entwickelte Wärme nicht der Art, daß sie auf den Namen einer selbständigen Wärme innerhalb äußerer verschiedener Wärme auch nur im Entferntesten Anspruch machen könnte. Der Vf. nahm bald eine niedere, bald eine höhere Temperatur, bald aber auch eine gleiche als die des äußern Mediums wahr, und zwar hauptsächlich darnach sich richtend, je nachdem ein Thier eine feuchte oder eine trockene, oder beschuppte Hautober-

fläche hatte, oder je nachdem dasselbe in der Luft oder im Wasser sich befand. Ein solches Mehr oder Weniger, was man mitunter bey Kaltblütigen Thieren beobachtet, und welches etwa $\frac{1}{2}$ — 1° beträgt, kommt aber nicht in Betracht, wenn man bedenkt, daß diese Thiere unbeschadet ihrer Gesundheit und ihres Lebens und dessen Aeußerungen bey einem äußern Temperaturwechsel von 1 — 30° , und bey damit im Zusammenhange stehender innerer Wärme von 1 — 30° fortbestehen können, weshalb diese Thiere ihren Namen 'Kaltblütige' mit vollem Rechte führen.

Berthold.

L e i p z i g.

Commentar über den Brief Pauli an die Galater von L. J. Rückert. Verlag von K. F. Köhler. 1833. 350 S. in 8.

Die exegetischen Principien des Herrn Verfassers sind schon aus dem Commentare desselben zum Römerbriefe bekannt, und auch in diesen Blättern, eben bey der Anzeige jenes Werkes, bereits nach ihrer Licht- und Schattenseite gewürdigt. Wir brauchen darum über sie nichts zu sagen, als daß ihnen der Verf. auch in dieser neuen Frucht seiner exegetischen Studien treu geblieben ist, aber vielleicht auch in mancher Hinsicht zu treu, so daß wir noch die gleichen Wünsche, wie bey der Erklärung des Römerbriefes, an den Verf. aussprechen müssen. Erwägt man, auf welchen äußerst befangenen Standpunct, gleichviel ob einer Philosophie oder der Symbole, so manche Ausleger der heiligen Schrift gerade in unserer Zeit sich wieder stellen, und wie damit nicht nur die Wahrheit an sich verletzt, sondern auch die wahre Würde unserer

heiligen Bücher herabgesetzt wird, so ist man gewiß geneigt, den Standpunct des Verfassers seinem wahren Werthe nach gern anzuerkennen, der, wirklich unbefangen, dem Apostel, seiner Zeit, wie allen historischen Verhältnissen Gerechtigkeit widerfahren läßt. Es genügt, zur Bewahrheitung unseres Urtheils, nur auf das zu verweisen, was der Verf. S. 148 über II, 16. S. 215 über IV, 21 — 25. S. 219, über IV, 27 sagt, während der Verf. mit großem Rechte die gewiß allein richtige Ansicht festhält und vertheidigt, daß, wo der Apostel irre, dieß eben auch nur eine nothwendige Folge seiner Bildung, kurz von unabweisharen durch die ganze Zeit gegebenen Bedingungen sey, daß der Apostel aber jedes Mal nach redlichster Ueberzeugung verfare, und so die Schuld nur das Wissen, nicht den inneren sittlichen Character treffe. Vergl. insbesondere die Erörterungen über das Ganze des Briefes S. 309. Eben so müssen wir auch hier anerkennen, daß der Verf. gewiß vor vielen in den wahren Geist und Sinn des Apostels eingedrungen ist, und, vielleicht nur einige Lehren ausgenommen, in denen der Verf. sich zu sehr von vorgefaßten Meinungen beherrschen lassen dürfte, gewiß eben so sehr die Subjectivität des Apostels richtig würdigt, als er die einzelnen Hauptlehren, und dann auch deren Verknüpfung zum Ganzen richtig gefaßt hat. Als vorgefaßte Meinung können wir nicht umhin seine christologischen Ansichten zu bezeichnen, in welchen der historischen Entwicklung des Lehrbegriffes des Apostels gar keine Rechnung getragen wird, obwohl ganz im Widerspruche mit der sonstigen Unbefangenheit des Verf., als eine Lieblingstheorie aber die von der Sündhaftigkeit der Menschen, über welche der Verf. sich selbst kaum klar seyn dürfte, — doch ist darüber schon an einem

anderen Orte Einiges bemerkt worden. Wie sonst der Vf. mit Recht das Hauptmoment des Paulinischen Lehrbegriffes in der Erlösungslehre findet, so ist denn auch das Einzelne meistens sehr glücklich von jenem Standpuncte aus erörtert. Wir verweisen besonders auf S. 95 über II, 16 und S. 97. Nur muß hier bemerkt werden, daß, so richtig auch das Wesentlichste der Paulinischen πίστις gefaßt ist, doch deren philologische Erörterung, so wie die wahre Ausmessung des Gehaltes nach dem wirklichen Umfange der Begriffe, endlich auch der eigentliche Anknüpfungspunct ans Leben im Sinne des Apostels, wie in dem Commentare zum Römerbrieft, so auch hier fehlt. Ueber den Unterschied der ἔργα und πίστις ist nicht nur S. 96 gewiß Dankenswerthes gesagt, und der Verf. dürfte das eigentliche Moment der Erlösungsbedürftigkeit im Sinne des Apostels weit richtiger erfassen, als Usteri, indem er (s. insbesondere S. 137) den Satz geltend macht, daß der Mensch nach Paulus das Gesetz nun einmal nicht erfüllte, und auch gar nicht erfüllen konnte, während Usteri jenes hauptsächlich in der Natur des νόμος und πνεῦμα fand. Darüber aber, wie glücklich sonst der Vf. die Subjectivität des Apostels erfasse und darlege, verweisen wir besonders auf das, was er zu II, 14 und III, 2 sagt. Von Stellen, in denen die richtige Erklärung gegeben scheint, deuten wir nur einige an. Zu II, 16 wird εἰδότες δὲ als causal mit Recht gegen eine andere Auslegung in Schutz genommen, nach welcher ohne irgend eine Andeutung oder denkbaren Grund das Subject wechseln würde, und ebenso daselbst die Anknüpfung mit εἰ μὴ gewiß treffend erläutert. S. 139 wird zu III, 11 bey der Frage, ob in der aus Habak. II, 4 citierten Stelle im Sinne des Apostels ἐκ πίστεως mit ζήσεται oder ὁ δίκαιος zu verbind-

den sey, mit Recht bemerkt, daß es sich darum handele, nicht wodurch der δίκαιος lebe, sondern wodurch jemand erst δίκαιος werde. Das gleiche ist von uns bey Röm. 1, 17 geschehen, und dürfte auch dort entscheiden. — Als eine Schattenseite müssen wir aber auch hier wieder bezeichnen, daß der Standpunct des Erklärers und des Apologeten oft, wenn auch weniger merklich, und nicht alle wissenschaftliche Auslegung so schlechthin aufhebend, wie bey Dr. Tholuck, in einander übergehen. Gleichwohl können wir andererseits auch hier uns mit der Unbefangenheit des Hn Verf. nicht ganz befreunden. So löblich und gewiß allein richtig sie in materieller Hinsicht austritt, so wenig gefällt uns die anscheinend so gemüthliche, aber in Wahrheit doch wohl etwas zu leichte Weise, mit der der Vf. den Apostel, wenigstens zuweilen, behandelt. Schon in dem Commentare zum Briefe an die Römer heißt es wie oft! daß der Apostel ohne Begriffsklarheit und verworren rede, und gleichwohl wie oft mit Unrecht! wie wir in unserer Erklärung zu zeigen versucht haben. Aeußerungen, die uns des Apostels nicht würdig scheinen, finden sich auch hier. So heißt es, um nur ein Beyspiel anzuführen, S. 163 'eine Folgerung — keine, die Paulus anerkennen möchte, denn er wehrt sich dagegen'. So einverstanden wir auch wissenschaftlich über die Principien der Auslegung mit dem Vf. sind, — der Ausleger soll nie vergessen, daß der Apostel in heiliger Gesinnung die höchsten Interessen des Lebens behandelte, und auch wir nur in gleicher Stimmung den Geist der Schrift erfassen können. Unerfreulich ist uns denn auch die Art gewesen, wie der Vf. nur zu oft seine eigene Subjectivität hervortreten läßt, wie es geschieht S. 77. 96. 127. 287; insbesondere S. 196 die Declamation über die große Schwierigkeit 'zu den schwersten Disputa-

tionen wird Verstand erfordert, — jeder setzt daran, so viel er hat, — ich gebe, was ich kann' — zweifelt daran wohl jemand? Gleich unnöthige Aeußerungen, die freylich mehr dem obigen Vorwurfe der zu wenig behaupteten Würde eines Erklärers der Bibel zugehören, sehe man S. 217, — f. S. 244, wo der Verf. seine Selbständigkeit verwahrt, — in gleichem Sinne S. 293, die Bemerkung, daß auch er die Stelle III, 20 für unecht gehalten, ehe er von der Ansicht des Hn Dr Lücke gewußt ic., ferner die Erklärung S. 323 ic. Wir glauben den Vf. mehr zu ehren, wenn wir versichern, ihm alles das gern glauben zu wollen, auch ohne daß er, noch in der Auslegung, so viel von sich selbst gesprochen hätte. Schließlich erlauben wir uns noch eine Bemerkung über die ganze Art und Weise, die der Vf. meistens anwendet, um zu seinen Resultaten zu gelangen, d. h. gewissermaßen die Form seiner Exegese. Wir können nicht umhin zu gestehen, daß sie uns auch hier über die Gebühr weitläufig und ausgedehnt erscheint. Wir wollen keinesweges die Hinsicht auf andere Erklärungen verwerfen; aber der Vf. hat nur zu oft eine Häufung von Erklärungen, die wohl kaum eine Berücksichtigung verdienen, und kömmt meistens auf einem so weiten Umwege zu seinen Resultaten, daß wir ihm und den Lesern Glück wünschen, wenn diese nicht ermüden. Wir verweisen insbesondere auf die Erklärung von III, 20. 21. 22, — ingleichen auf S. 196, 198, 240. Meistens rührt die große Weitläufigkeit, außer dem Streben, gründlich und ausführlich zu seyn, gewiß mit daher, daß der Vf. die Methode gewählt hat, vom Einzelnen auszugehen und zum Sinne des Ganzen als dem Resultate fortzusteigen. An sich läßt sich nichts dagegen sagen, als daß sie eben zu weitläufig wird und sich doch nicht immer durchführen läßt, eben weil es zum

Verständniß des Einzelnen auch schon des Hinblickes auf das Ganze bedarf, und die Methode, gleichsam den Leser Alles selbst auffinden zu lassen, nur ein halbes Umherirren ist, während der Leser einen Führer sucht, der bereits den rechten Weg gefunden. Wir fürchten sehr, daß sich viele von dem Gebrauche der Commentars dadurch abschrecken lassen werden, und können es ihnen auch gerade nicht verdenken. Der innere nothwendige Fortschritt des Gedankenzusammenhanges tritt nicht klar hervor, und auch das Endresultat ist oft so sehr durch die anscheinende Ausführlichkeit, die aber nur eine, wenn auch nach der gewählten Methode unvermeidliche, Weitläufigkeit seyn dürfte, so sehr zurückgedrängt, daß man es kaum findet. Der Vf. schadet damit seinen immer noch sehr verdienstlichen Arbeiten selbst, und wir schreiben es nur seiner Methode zu, daß so viele der vorliegenden Arbeit weit weniger Werth zugestehen wollen als dem Commentar zum Br. a. d. Römer, da in Wahrheit das, was den Leser ermüdet, sich dort, wie hier, schon findet. Ohne unbedingt in jenes Urtheil einstimmen zu wollen, daß uns schon vor der genaueren Ansicht von achtungswerthen Exegeten entgegen trat, müssen wir doch gestehen, daß es allerdings eine Kunst der Exegese gibt, die eben so gründlich, doch weit kürzer, den nothwendigen Zusammenhang aufs schärfste vor die Augen stellt, und eben so gewiß die wirklich beachtungswerthen Erklärungen gründlich berücksichtigen kann, ohne sich mit dem Vf. in eine fast unübersehbare Häufung einzelner Fälle zu verlieren, als sie das Resultat scharf begründet und doch aufs klarste hervorretten läßt, und daß wir diese Kunst dem Vf., so hoch wir ihn auch vor vielen Exegeten unserer Zeit stellen zu müssen glauben, doch nicht zusprechen können.

Köllner.

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

142. 143. Stück.

Den 10. September 1835.

P a r i s.

Histoire de la restauration et des causes qui ont amené la chute de la branche aînée des Bourbons. Par un homme d'état. T. V — X.

Wir sind früher (St. 18. 19 u.) in diesen Blättern dem Verf. (als welcher nun ganz unbezweifelt Capesigue zu nennen ist) bis zur Mitte des 7ten Bandes gefolgt, wo er jene merkwürdige Krise in der Entwicklung des constitutionellen Staatslebens in Frankreich darstellt, welche er mit Recht die factische, moralische Abdication Ludwig XVIII. nennt. Wir sahen, daß diese entscheidende Niederlage der königlichen Gewalt zunächst das Werk derjenigen Parthei war, welche schon durch den Namen der Royalisten ihre Ansprüche als ausschließliche Stütze und Vertheidigerin der königlichen Gewalt kund gibt. Wir sahen aber auch, daß die Möglichkeit einer solchen Krise lediglich aus den unerläßlichen Bedingungen des constitutionellen Lebens in Frank-

reich hervorgegangen war *). Eben deshalb mußte eine solche Krise, von der einen oder andern Parthey herbeygeführt, früher oder später unvermeidlich eintreten. Denn obgleich kein Zweifel ist, daß Ludwig XVIII. bis an seinen Tod auf eine solche liberale Majorität rechnen konnte, welche seinen persönlichen Ansichten, seinem Regierungssystem ungefähr entsprach, daß also unter seiner Regierung der königlichen Gewalt, eben wegen dieser Uebereinstimmung zwischen ihr und den parlamentarischen Majoritäten, die Erfahrung ihrer factischen und verfassungsmäßigen Schwäche diesen gegenüber erspart worden wäre; so stand seinem Nachfolger diese Erfahrung um so unvermeidlicher bevor, und die Unmöglichkeit eine seinen Ansichten entsprechende Majorität zu finden, wäre gewiß um so früher eingetreten, je länger unter seinem Vorgänger die entgegengesetzten Ansichten Zeit hatten sich zu verbreiten und festzusetzen. Der Verlauf der Geschichte der Restauration lehrt nun wie Karl X., trotz dem daß er für die Herrschaft seiner Ansichten, seiner Parthey durch jene moralische Abdankung seines Bruders einige Jahre zu anticipieren wußte, dennoch nach wenig Jahren sich den parlamentarischen Majoritäten gegenüber auf eben dem Punkte befand, wohin seinen Bruder zu treiben er so wesentlich beygetragen hatte. Und wenn auch nicht in Beziehung auf Karl X. — dessen

*) Bey der so weit verbreiteten leidigen Sucht Alles zu generalisiren, dürfte es nicht überflüssig seyn, noch einmal zu bemerken, daß wir mit nichten generalisiren und in dem ganzen Verlauf dieser Betrachtungen lediglich von dem constitutionellen Leben in Frankreich reden. Ob und in wiefern unsere Bemerkungen auch anderwärts ihre Anwendung finden, geht uns hier nichts an; wir machen die Anwendung nicht.

königliche Gewalt allerdings einen reinern und höhern Ursprung hatte, als der frühere Einfluß des Parteyhauptes Artois — so doch um so mehr in Beziehung auf eben diese Partey zeigte sich (was bisher noch viel zu wenig anerkannt wurde) wie gefährlich es für jede Gewalt ist, dem Princip, welchem sie ihren Ursprung verdankt, treulos zu werden. Wie konnten die Royalisten, welche die langjährige Begründung ihrer Macht eben dem constitutionellen Grundsatz der Herrschaft parlamentarischer Majoritäten, durch deren Einfluß auf die Wahl der verantwortlichen Minister verdankten, jemals wähen ohne eine solche Majorität die Gewalt behaupten zu können? Der in diesen Geschichten noch viel näher liegenden und bedeutungsvollern Lehre von dem Stachel unfehlbarer Vergeltung, welchen jede politische Sünde, vor allen Dingen aber jede politische Heuchelei in sich trägt — mag sie nun eine bewußte oder eine unbewußte seyn — sollten wir vielleicht nicht einmal gedenken. Die fortwährende Nichtbeachtung derselben wiederholt sich in der Geschichte so oft, daß sie alle Nachtheile der Trivialität gegen sich hat.

Indem wir nun die Entwicklung dieser Verhältnisse weiter verfolgen, in der Art wie wir sie begonnen — die Hauptresultate der Darstellung des Verf. zusammenstellend und unsere, meist unerheblichen, Zweifel und Bedenken nur beyläufig aussprechend — werden wir uns, mit Berufung auf die früher gegebene ausführlichere Exposition der Haupt-Elemente und Verhältnisse, welche hier in Betracht kommen, möglichst kurz zu fassen suchen, wie es der uns vergönnte Raum erfordert. Doch möge der Leser seinerseits die große Fülle, Wichtigkeit und Mannigfaltigkeit des Stoffes erwägen der uns vorliegt, und des

sen genauere und unbefangene Bekanntschaft und Beurtheilung gerade in diesem Augenblick von um so größerer Wichtigkeit ist, je allgemeiner auf allen Seiten eine Tendenz vorherrscht jene Epoche zu vergessen, oder sich mit einer einmal gefaßten, wenn auch noch so oberflächlichen und einseitigen Ansicht zu behelfen. Die sehr verschiedenartigen Ursachen dieses Ueberdrußes, der bey manchem Kundigern wohl absichtliche Scheu vor der unangenehmen Wahrheit ist, brauchen wir hier nicht weiter zu untersuchen; auch hoffen wir von der großen Mehrzahl auf beiden Seiten nicht, daß sie irgend eine Lehre aus der Geschichte dieser Vergangenheit, welche doch sehr wesentlich die Gegenwart bedingt, zu ziehen geneigt oder fähig seyn werde. Für unsere Liberalen ist Alles gesagt, wenn es heißt, daß ihr Ideal von Staatsleben, das modern constitutionelle, damals über Despotismus, Pfaffenenthum und Aristocratismus siegte. Unsere Antiliberalen haben genug, wenn man zugibt, daß damals Thron und Altar den Angriffen der Pressfreyheit und anderer Freyheiten, Ausgeburten der Revolution, erlagen. Die Schlaunen wollen, die Beschränkungen können nicht mehr sehen oder anerkennen. Immer aber möchten auf jeder Seite einige unbefangene Köpfe und billige, aufrichtige Gemüther zu finden seyn, welche begreifen und zugeben, daß auf beiden Seiten noch etwas mehr und anderes über diese Begebenheiten zu sagen und aus ihnen für die Gegenwart und Zukunft zu lernen ist. An diese wenden wir uns, und von diesen glauben wir am ehesten verstanden und gebilligt zu werden, wenn wir die Begebenheiten und Thatsachen nicht den bequemen Phrasen irgend einer allgemeinen Theorie anpassen und unterordnen, sondern sie nach den Haupt-

momenten ihrer natürlichen Entwicklung und Beziehungen geordnet und in ihren Ursachen und Folgen characterisirt für sich selbst sprechen lassen, woben wir hinsichtlich der Individuen und der Parteyen nur immer wohl zu unterscheiden suchen was sie vorgeben, was sie können, und was sie wirklich ausführen und erlangen. Von Recht im höhern Sinne werden wir möglichst wenig sprechen, da hier von wesentlich rein factischen Zuständen einer Uebergangsepöche die Rede ist.

Durch den 1821 über den Liberalismus erfochtenen Sieg wurden, wie in allen ähnlichen Fällen, die in der siegenden Partey bisher vereinigten, mehr oder weniger tiefen Gegensätze aller Art schnell entwickelt, und durch innere Auflösung und Schwächung der einst compacten Majorität ihr Sturz bey dem ersten kräftigen Stoß von Außen vorbereitet. Durch die persönlichen Ansichten und Gefühle des Königs begünstigt erhielt aber gerade dasjenige Element dieser Majorität das Uebergewicht, welches gegen alle übrigen, und noch mehr gegen die öffentliche Meinung im allgemeinsten Sinne, den allerunverträglichsten Gegensatz bildete — das Element, welches auch wir der Kürze wegen immerhin die Congregation, den Jesuitismus nennen können. Jener Stoß von Außen war das Resultat der unvermeidlichen Einwirkung der, weniger noch für die bürgerliche, als für die religiöse Freyheit (d. h. hier freylich so viel wie Indifferentismus) fürchtenden öffentlichen Meinung auf die Wahlkammer, als deren constitutionelles Organ. Er wurde verstärkt und erhielt den Character einer heftigen Reaction, durch die Anschließung mehrerer der anfangs mit der Congregation verbündeten Elemente und durch mehrere andere Um-

stände, welche, wie wir weiter sehen werden, eine Folge der von Seiten der herrschenden royalistischen Majorität begangenen Fehler waren. Der Vereinigungspunct dieser Reaction mußte aber der Natur der Sache nach, der constitutionelle Liberalismus, die Minorität der Linken werden. Das parlamentarische Resultat dieser Reaction brachte Karl X. auf denselben Punct, wo wir Ludwig XVIII. gesehen haben, und wo dieser durch Nachgiebigkeit von dem Königthum so viel rettete als unter solchen Umständen noch zu retten war. Karl X. dagegen übersprang durch einen Staatsstreich die beengenden Schranken und Grundlagen des constitutionellen Lebens, und warf die Entscheidung der zwischen dem Königthum und der Meinung streitigen Fragen einem Barricadenkampf zu, auf den keiner von beiden Theilen irgend vorbereitet war, und worin eben deshalb die Barricaden siegen mußten. Schnell entscheidend aber mußte der Ausgang des Kampfes in der Hauptstadt auch für das Ganze seyn, weil die royalistische Partey während der zehn Jahre ihrer Herrschaft aus Mangel an Erkenntniß, Fähigkeit und Einigkeit durchaus nichts wesentliches gethan hatte, was eine irgend tiefer gehende und weit verbreitete religiös-monarchische Regeneration des revolutionären Frankreichs in ihrem, oder gar in irgend einem verständigen und möglichen Sinne bewirken konnte.

Sollen nun in diesem allgemeinen Verlauf einige Hauptpuncte und Epochen hervorgehoben werden, so tritt uns vor allen Dingen die vieljährige Verwaltung hervor, welche mit Recht ihren Namen von ihrem Haupt- und Schlußstein, Billele, erhalten hat. Die Hauptbedeutung des Ministerium Billele möchten wir bezeichnen, als einen Versuch die heterogenen Ele-

mente der royalistischen Parthey möglichst lange zusammenzuhalten. Daß es nur einer in vieler Hinsicht bedeutenden Persönlichkeit gelingen konnte während einer Reihe von Jahren diese schwierige Aufgabe auch nur einigermaßen zu lösen, werden hoffentlich nun auch die Gegner Billele's nicht mehr in Abrede stellen, und der Verf. geht in dieser Hinsicht mit gutem Beyspiel offen voran. Dessen ungeachtet aber behält die Geschichte auch für diesen Mann immer noch einen ganz andern, viel weniger schmeichelhaften Maßstab, als es zu seiner Zeit seinen Bewunderern anzulegen beliebte. Der Kitz, wenn wir uns so ausdrücken dürfen, welchen Billele anwandte um jene Elemente zusammenzuhalten, enthielt so üble Ingredienzen, daß über kurz oder lang die ganze Masse in Fäulniß gerathen mußte, wodurch sie an moralischer Bedeutung und Haltung und allmählich auch an politischer Kraft endlich weit mehr verlor, als sie je durch eine solche Einheit gewinnen konnte. Und wenn auch nicht geläugnet werden kann, daß Billele in der Wahl seiner Mittel von den Verhältnissen und Elementen selbst, mit denen er es zu thun hatte, nicht ganz unabhängig, daß vielleicht sogar seine Aufgabe auf keine andere Weise zu lösen war, so dürfte dennoch, oder eben deshalb eine Individualität, welche für eine zwar sehr schwierige, aber auch eben so schmutzige Arbeit einen so entschiedenen Beruf zeigte, doch nimmermehr in den höheren Kreisen, unter dem hohen Adel der historischen Menschheit einen Platz finden.

In der Billeleschen Administration müssen wir aber wiederum zwey Epochen unterscheiden, deren Scheidepunct, die Auflösung der royalistischen Kammer von 1821, um einer auf sieben Jahre berechneten Billeleschen Platz zu machen, unge-

fähr mit dem Tode Ludwig XVIII. und dem Regierungsantritt Karls X. zusammenfällt, ohne daß diesem letzteren Ereigniß irgend ein wesentlicher und nachhaltiger Einfluß auf die Entwicklung der Verhältnisse beyzulegen wäre, aus Gründen die wir schon wiederholt angegeben haben. Betrachten wir nun zuerst jene erste Epoche der Billeleschen Administration näher, so lassen sich schon damals diejenigen Hauptzüge derselben entdecken, welche ihren eigenthümlichen Character in der Geschichte unserer Zeit bedingen, doch sind sie noch nicht bestimmt ausgesprochen und werden noch häufig durch Einwirkungen anderer Art unterbrochen und modificiert, und eben der Wunsch diese Einwirkungen zu entfernen oder zu neutralisieren verleitete Billele zu den Schritten, welche das Ende dieser ersten Epoche herbeiführten. Es kommt daher hier besonders darauf an jene Einwirkungen deutlich zu machen. Billele und seine Collegen (Peyronnet, Corbiere, Montmorency, Belluno, Clermont-Tonnerre), von einer sehr gemischten Majorität der Kammer und einer Faction des Hofes ins Ministerium getragen, mußten sich nothwendig von mancherley stillschweigend oder ausdrücklich eingegangenen Verbindlichkeiten belästigt fühlen, und das um so mehr da die Anforderungen, welche an sie gemacht wurden, zum Theil unter einander selbst im Widerspruch waren.

Zwar blieb nach wie vor der Kampf gegen den Liberalismus ein gemeinsamer Zweck, der jedoch von selbst in den Hintergrund trat, da es sich nicht mehr um Angriff und Sieg, sondern nur noch um Verfolgung und Vernichtung des besiegten Feindes handelte. Ueberdies waren in den ersten 3 — 4 Jahren die Versuche, welche von dieser Seite gemacht wurden um das ver-

lorene Terrain wieder zu gewinnen, der Art, daß über die unbedingte Nothwendigkeit, über die unfehlbaren, leichten Mittel sie zu vereiteln und zu bestrafen kein Zweifel obwalten konnte. So lange der Liberalismus, oder vielmehr die thätigere, energischere, aber sehr kleine Minorität des Liberalismus sich mit Verschwörungen und geheimen Gesellschaften befaßte, deren Entstehung der Policing unfehlbar wenigstens eben so früh bekannt wurde als den Theilnehmern selbst, deren Unterdrückung und Bestrafung die Regierung auf jeder Stufe ihrer Entwicklung in ihrer Gewalt hatte *) — so lange eben dieses Treiben die öffentliche Meinung entschieden vom Liberalismus entfernt hielt, hatte die Gegenpartey so leichtes Spiel, die gemeinsame Gefahr war so gering, daß wir darin sogar eine Hauptursache der schnellen Entwicklung der Keime der Auflösung in derselben sehen müssen. Ueber jene bekannten liberalistischen Verschwörungen (von Carochette, Saumur, Kolmar u. s. w.), deren Zweck in ganz vager Mischung republicanische, Bonapartistische und Orleanistische Möglichkeiten verbanden, haben wir nur noch wenig Worte beizufügen. Bey der Art wie dergleichen Dinge in Frankreich betrieben, oder jedenfalls damals betrieben wurden (seitdem hat man auch darin Fortschritte gemacht), dürfte es kaum möglich seyn sehr scharf die Grenze zu finden zwischen eigentlicher Verschwörung und allgemeiner Billigung, Wunsch, Rathschlägen, Winken, in mehr oder

*) Der Verf., dem wie gesagt die Archive der geheimen Policing zugänglich waren und dessen Zeugniß auch sonst unverfänglich ist, steht nicht an zu behaupten, daß in Frankreich zehn Verschwörer immer darauf rechnen können, daß ein Agent der Policing unter ihnen ist.

weniger vertrauten Mittheilungen, ja wohl gar in Salongeschwätz; und da der Verf. selbst zu verstehen gibt, daß der berüchtigte comité directeur sich bey aller Thätigkeit doch im Ganzen diesseits dieser Grenzen hielt, so können wir einige Zweifel nicht unterdrücken, wenn er anderseits wieder behauptet, die Regierung habe fortwährend hinreichende Indicien in Händen gehabt um mehrere dieser Herren, z. B. Lafayette, de Schonen, d'Argenson u. s. w. mit der sichern Aussicht auf ihre Beurtheilung vor Gericht zu ziehen; und wir möchten doch immerhin glauben, daß einige Zweifel an dem Gewicht dieser Indicien und die Furcht vor den Folgen einer Freysprechung einigen Antheil an der Langmuth der Regierung hatten. War dem aber nicht so, so können wir wiederum bloß fragen: wie darf eine Regierung die sich scheute gegen die Häupter verschwörender Factionen das Schwert der Gerechtigkeit zu führen — eine Regierung, welche ihre Experimente über das alte triviale und in der Natur der Sache völlig gegründete und gerechtfertigte Axiom von der sogenannten Undankbarkeit der Parteyen immer wiederholte — wie darf sie die Ursache ihres Sturzes anderswo suchen als in sich selbst? Nicht als wenn wir auf diese einzelnen Fälle selbst an und für sich große Wichtigkeit legten, oder glaubten, daß eine Beurtheilung Lafayette's oder irgend eines, wenn auch verhältnißmäßig vielleicht noch so bedeutenden Individuum an und für sich einen sehr wesentlichen Einfluß auf die weitere Entwicklung oder spätere Lösung dieser Verhältnisse gehabt haben würde; denn alle wesentlichen Momente lagen in der Macht der Dinge, wohin zwar auch die Individuen gehören, aber nicht einzeln, sondern nur in gewissen mehr oder we-

niger zahlreichen Combinationen, die nie durch einen Richterspruch, oder irgend eine materielle Macht zu zerstören sind. Aber als Symptom und Beweis jener Mischung von Weichlichkeit, Schwäche und leichtsinniger, blinder Zuversicht, welche, wie ein Fluch die letzten Sprossen der Dynastie und ihre Anhänger ins Verderben trieb, ist diese Schonung allerdings wichtig. Das Verdienst der Großmuth und Menschlichkeit dürfte aber dabey um so niedriger anzuschlagen seyn, da das triviale Sprichwort von großen und kleinen Dieben dabey vollkommene Anwendung findet. Eher könnte man auch hier die gepriesene Urbanität des ancien régime und der Restauration entdecken, welche Verschwörer de qualité nicht antasten mochte, aber mit dem plebejischen Blut einiger jungen Leute, einiger untergeordneten Werkzeuge es nicht so genau nehmen zu müssen glaubte, da man auf der andern Seite doch auch wieder Energie zeigen (oder spielen) wollte. Aber dieses Blut, das eben durch diese laxen Willkühr in der Wahl der Opfer aufhörte eine heilige Sühne auf dem Altar der Gerechtigkeit zu seyn — dieses Blut des Volks war es, welches aufbrausend in dreytägigem Freyheitsrausch den tausendjährigen Thron und alles was sich an ihn festgeklammert hatte niederwarf. Nicht Lafayette, nicht die Salonsverschwörer, nicht die Oppositionsredner führten den Streich, sondern das Volk im eigentlichsten, ja im verachteten Sinne, und das plebejische Blut was 1811 auf dem Greveplaze floß fand ein treueres Andenken und erzeugte zahlreichere Rächer als je das Blut einiger der schlaue verborgenen Häupter der Verschwörung gefunden hätte. Und doch — wie leicht gerade das Volk für die Dynastie hätte gewonnen werden können, beweist die Popularität

der Herzogin von Berry, des einzigen Mitgliedes der königl. Familie, welche die Gabe hatte Popularität zu erwerben; denn, was man auch sagen mag, Carl X. war nie populär, und was man so nannte, konnte nur Geltung in den engen Kreisen seiner näheren Umgebung, und den Salons der großen Welt haben, die freylich nur zu geneigt waren sich als das Volk anzusehen und darzustellen, und den unseligen Fürsten in demselben Wahn zu bestärken, ihn zu verleiten sich auf ein so schwaches Rohr zu stützen. Oder sollte man nach den immer wiederholten Beweisen der gänzlichen politischen Unzuverlässigkeit *) der höchsten Kreise der Gesellschaft sich immer wieder mit den ebenso trivialen als genau besehen ungegründeten Klagen über die Unzuverlässigkeit des sogenannten Volks, der Volksgunst täuschen wollen? Man denke doch nur an die Treue, womit gerade das Volk (so weit es überall sich für ihn erklärt hatte) zu allen Zeiten, auch in denen der härtesten Prüfung Napoleon ergeben blieb, an die religiöse Verehrung mit der es immer noch sein Andenken bewahrt. Oder war es etwa das Volk, das seinen Kaiser 1814 und 15 verließ und verricht? Aber auch die öffentliche Meinung im engern Sinne des constitutionellen Lebens, d. h. die Meinung und Gesinnung der Mehrzahl der Mittelstände verdient keinesweges den Vorwurf der leichtsinnigen Wandelbarkeit; weit eher den der geist- und gemüthlosen Starrheit. Aber auch diesen mit Einschränkung, denn eine allmähliche, stufenweise Entwicklung in einer gewissen Richtung und bis zu einem gewissen Punct ist hier nicht zu verkennen. In wiefern diese an und für sich lobens- und wünsch-

*) Ob diese aus der Gesinnung oder aus dem Mangel an Kraft hervorgeht, gilt hier gleich viel.

schenswerth zu nennen sind, ist eine andere Frage; die Schuld des häufigen Wechsels in dem Verhältniß der Machthaber aller Art zu der öffentlichen Meinung liegt aber offenbar weit mehr in jenen als in diesen.

Doch wir kehren von den Massen, die nur vorübergehend auf dem Schauplatz erscheinen, zu den thätigern, politischen Elementen zurück. Diejenigen, welche wir in der royalistischen Majorität von 1821 unterscheiden müssen, waren hauptsächlich folgende *): Erstlich eine nicht unbedeutende Masse, welche man die *vis inertiae* des Royalismus nennen könnte, ohne doch dabey an einen völlig passiven Character denken zu dürfen; obgleich sie doch immer den zuverlässigsten Anhang der meisten möglichen Ministerien, zumal aber des Villeleschen, bildete. Sie zerfällt wieder in zwey Bestandtheile, einen beschränkten, practischen, materiellen Bureaucratismus und einen ähnlichen Industrialismus, als dessen Hauptorgan die cosmopolitische Geldmacht erscheint, welche indessen gelegentlich auch in Conflict mit andern Zweigen der Industrie gerathen mag. Die Feindschaft dieses Centrum gegen den Liberalismus war eigentlich nur allgemeine Abneigung gegen Alles, was den geordneten ruhigen Gang der Verwaltungsmaschine, und gewisser materiellen Thätigkeiten und Interessen gewisser Classen des Volks stören konnte. Es sah die meisten Artikel der Charte selbst nur als ein unvermeidliches Uebel an, womit man sich möglichst wohlfeilen Kaufes abfinden müsse; von weiterer Entwicklung der Principien und Elemente ders

*) Der völlig neutralen oder rein persönlichen Elemente, welche sich in jeder Masse finden, brauchen wir begreiflich nicht weiter zu gedenken.

selben wollten sie dagegen natürlich nichts hören, und vor allen Dingen war ihnen die Presse mit ihrer freylich mehr scharfen und beharrlichen als gewissenhaften Beaufsichtigung der Verwaltung, ihrem theoretischen und practischen Aufregungsbedürfniß ein Gräuel; und da alles dieß bisher im Ganzen hauptsächlich dem Liberalismus vorgeworfen wurde — da wenigstens ähnliche Bestrebungen von der entgegengesetzten Seite nicht so viel Anklang bey der öffentlichen Meinung fanden, und auch sonst wegen mancherley, leicht begreiflichen Umständen (der Gunst des Hofes, den beliebten Losungs- und Stichworten von Thron, Altar, Ordnung, Recht) in einem verzeihlichern Lichte erschienen, so wandte sich der Zorn dieser Centralphalanx hauptsächlich gegen den Liberalismus, ohne daß indessen auch andere unruhige Tendenzen ihm ganz entgehen konnten, so daß sogar das Ministerium sich hüten mußte sich solchen, welcher Art sie auch seyn mochten, zu sehr hinzugeben. Ganz anders stand es um das zweyte royalistische Element, welches seiner Stellung nach als die eigentliche Rechte und in seinen bestimmtesten Organen als äußerste Rechte — seinen politischen Ansichten nach als ein aristocratisch-constitutionell-monarchisches erscheint. Diese Fraction zumal mußte unter Umständen jener ersten eben so unerträglich seyn als der Liberalismus. Ihr war ein hoher Grad freyer von der centralisirten Verwaltung unabhängiger Thätigkeit nicht nur Mittel zu weiteren Zwecken, sondern an und für sich Bedürfniß. Ihr kam es nur darauf an die Bedingungen und Grundlagen dieser politischen Freyheit so zu gestalten und zu legen, daß der vorrevolutionären Aristocratie das entschiedenste Uebergewicht vor allen

ändern, besonders aber vor den durch die Revolution hervorgerufenen Elementen des Staatslebens nicht entgehen könnte. Bedenkt man, daß demnach Decentralisation der Verwaltung eine Hauptbedingung des Erfolges dieser Bestrebungen seyn mußte, so kann man schon daraus abnehmen wie unvermeidlich hier Reibungen mit allen Ministerien waren, die überhaupt zu den Möglichkeiten gerechnet werden konnten. Ja es läßt sich nicht läugnen, daß in einigen der Coryphäen dieser Parthey (z. B. Labourennays, Delalot &c.) mehr demagogischer, republicanischer, revolutionärer Geist und Kraft steckte als in fast allen Häuptern des Liberalismus zusammen genommen — bey Lafayette anzufangen. Daß und wie alles dieß mit den Phrasen und sogar mit den Gesinnungen und Gefühlen der Verehrung und Treue für das Königthum, die Dynastie und den König sich vertrug, bedarf keiner weiteren Erläuterung. Man kennt die Lehre, welche in der Aristocratie die einzig sichere Stütze des Throns sieht. Man darf indessen nicht vergessen, daß diese Parthey nur äußerst wenig solche Männer zählte, bey denen ihre politischen Ansichten, Wünsche und Bedürfnisse sich zu auch nur einiger systematischen und practischen Klarheit gestaltet hatten. Bey den meisten, besonders der Mehrzahl des Landadels, war es bloß Instinct, der leicht, wenigstens auf eine Zeitlang auf falsche Fährten geleitet werden konnte. Und auch bey vielen der fähigern Köpfe und einflußreichern Rednern herrschte eine solche Verwirrung der Ideen, eine solche Leidenschaftlichkeit, eine solche Gewohnheit sich den eigenen oder fremden Declamationen, dem Eindruck gewisser stehender Phrasen hinzugeben, daß es kaum möglich war

auf irgend eine Weise auf die Länge mit diesen Herren auszukommen. Unter denjenigen welche damals und auch früher als Häupter dieser Parthey auftraten, waren auch immer mehrere, deren Einklang mit diesem Character und Treiben der Mehrzahl nur ein vorübergehender, zufälliger, scheinbarer, oder gar nur ein fingierter war. Zu diesen gehörte namentlich bis 1821 Willele selbst und einige seiner Collegen. Indessen darf nicht vergessen werden, daß, abgesehen von allen weniger löblichen Motiven, nothwendiger Weise der Minister von heute die Dinge etwas anders ansehen mußte als der Oppositionsredner, das Partheyhaupt von gestern — daß er in allen Ehren Anstand nehmen konnte eine in ihrer Art wohl eingerichtete, bequeme und wirksame Verwaltungsmaschine, in deren Mittelpunct er sich plötzlich versetzt sieht, wenn auch nur theilweise zu zerstören, um Etwas an deren Stelle zu setzen, dessen Zweckmäßigkeit für das Ganze noch nicht practisch bewährt ist, und was jedenfalls, indem es unabhängig von der modificierten, geschwächten Maschine sich bewegt, deren Leitung dem Minister bleibt, gar leicht zu einem Hinderniß, einem gefährlichen Feinde werden kann. Viel aufrichtiger Aristocraten; als Willele, und die aufrichtigsten Liberalen und Democraten haben ähnliche Erfahrungen gemacht, ohne daß die Vorwürfe von Berath an ihrer Parthey u. s. w., welche ihnen freylich nicht erspart werden, so unbedingt als verdient erscheinen könnten.

(Die Fortsetzung im nächsten Stücke.)

S t t i n g t s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften

144. Stück.

Den 12. September 1835.

P a r i s.

Fortsetzung der Anzeige: Histoire de la restauration et des causes qui ont amené la chute de la branche aînée des Bourbons. Par un homme d'état. T. V — X.

Das dritte Hauptelement der royalistischen Majorität war dasjenige, welches sich im Allgemeinen als das catholisch-kirchliche bezeichnen läßt, welches aber in seinen extremen Ansichten, in seinen thätigern, bewußtern Organen den Namen eines jesuitischen allerdings verdiente, und außerhalb der Kammer seine Kraft in der sogenannten Congregation fand, deren Kern eben der Orden selbst war. Es lag aber in der Natur der Sachen und dieses Elements selbst, daß es zwar in der parlamentarischen Majorität von 1821 einigermaßen mit repräsentiert wurde, aber doch nicht so, daß ihm hier ein bestimmter Platz angewiesen werden, oder daß es hier seine Hauptbedeutung und Stütze haben konnte. Was ihm hier diene waren theils einige Individuen (z. B.

Marcellus, de Bonald, Rougé u. s. w.), theils der catholische Impuls, der, ganz abgesehen von den individuellen Ueberzeugungen nun einmal, aus begreiflichen Ursachen, eine der Bedingungen und Eigenschaften der Restauration geworden war, und den bis zu einem gewissen Punct auch das aristocratische, ja sogar das bürocratische und industrielle Element theilen mußte. Aber allerdings — nur bis zu einem gewissen Punct; denn sogar der Bürocratismus konnte unter Umständen der Sache überdrüssig werden, wenn man mehr, als äußerliche formelle Adhäsion von ihm verlangte, oder den Gang der Geschäfte zu sehr durch Alotria irgend einer Art störte. Wie wenig aber das aristocratische Element unbedingt und bis zu Ende Hand in Hand mit dem jesuitischen gehen kann, hat die frühere Geschichte Frankreichs, zumal die Epoche der Reformation und der Ligue zur Genüge bewiesen, wenn man bedenkt, daß sogar die Sache der Reformation in Frankreich in sehr hohem Grade Sache des unabhängigen Provinzialadels war *). Also, durch royalistische Majorität der Wahlkammer konnte der Jesuitismus zwar gelegentlich nicht unwichtige Schritte zu seinem Ziel thun, aber nie konnte er auf diese Hülfe einen consequenten Gang bis zum Ziele berechnen und stützen. Er mußte sogar über kurz oder lang von hier aus entschiedenes Widerstreben erwarten. In der Pairskammer konnte sie zwar — zumal durch einen Theil der hohen Geistlichkeit und durch mehrere Individuen, welche mehr oder weniger aufrichtig mit der persönlichen Gunst des Königs auch dessen religiöse Ueberzeugungen theilten —

*) Man denke nur an ähnliche Verhältnisse, welche die Reformation auch in Deutschland für die Reichsritterschaft herbeiführte.

auf eine compactere Minorität rechnen, aber doch nur auf eine Minorität, deren Benehmen die größte Behutsamkeit erforderte. Denn nicht nur mußte die größte Mehrzahl der Individuen, aus denen die Pairskammer zusammengesetzt war, vermöge des ganzen Ganges ihrer sittlichen, religiösen und politischen Entwicklung jedem warmen religiösen Gefühl, geschweige denn einem catholisch = jesuitischen Fanatismus widerstreben, sondern auch der Corporationsgeist der Kammer als solcher mußte nothwendiger Weise gegen solche Bestrebungen auf seiner Hut seyn, deren Gelingen nur auf Kosten der Pairskammer, wie jeder andern Macht im Staate möglich war. Bey dem viel höhern Grad von ruhigem, politischem Scharfblick, den die Pairskammer vor der Deputiertenkammer voraus hatte, lag aber hier die Gefahr eines Widerstandes viel näher, der um so wirksamer seyn mußte je weniger er eigensinnig und stürmisch war *). Auch darf man nicht vergessen, daß der größte Theil der Mitglieder der hohen Geistlichkeit sich unfehlbar über kurz oder lang berufen finden mußte, das Gebiet des Gallicanismus gegen den ultramontanischen Jesuitismus zu vertheidigen. Die Hauptstütze des Jesuitismus konnte also nicht in der Pairskammer seyn. Sie war vielmehr in der persönlichen

*) Wir müssen hier ein für alle Mal bemerken, daß es uns als eins der größten Verdienste des Verf. erscheint, daß er der Pairskammer die Bedeutung und in gewisser Hinsicht die Ehre vindiciert, die ihr zu lange auf Kosten der Wahrheit und heilsamer Erfahrung vorenthalten worden sind. Freylich was Niemand voraussehen, oder hindern konnte, konnte auch die Pairskammer nicht voraussehen und noch weniger hindern; aber von da bis zu der Nullität, die man ihr so unbedenklich vorzuwerfen pflegt, ist noch unendlich weit hin.

Ueberzeugung des Grafen Artois und später in noch höherem Grade Karls X. und seiner nächsten Umgebungen, also in dem, was man in politischem Sinne den Hof, die Hofpartey nennen kann. Doch that begreiflich auch hier große Vorsicht, sehr leises Auftreten, sehr allmähliches Fortschreiten Noth. Denn obgleich Karl dem X. die Herstellung des Catholicismus in Frankreich Gewissenssache, vielleicht durch ausdrückliches Gelübde und Verpflichtungen gegen Rom übernommene und als höherer Beruf erscheinende Aufgabe war, und obgleich er die Jesuiten im weitesten Sinn als die einzigen tauglichen Werkzeuge zu diesem großen Werke ansah, so war doch auch bey ihm das Bewußtseyn anderweitiger Rechte, Pflichten, Interessen und Rücksichten eines Bourbons, Königs von Frankreich keinesweges ganz verschwunden, und er war auch in kirchlichen Dingen sogar sehr empfindlich, und z. B. sehr geneigt sich auf dem gallicanischen Gebiet festzusetzen, und das nicht bloß aus Scheu vor den einmal gegebenen äußern Bedingungen seiner Stellung, sondern aus wirklich persönlichem Gefühl und Ueberzeugung, welche — wenn überhaupt — jedenfalls nur sehr allmählich beseitigt werden konnten.

Was nun die Pläne und die Thätigkeit der Congregation in Frankreich betrifft, so sind sie eines Theils so bekannt und waren so sehr in der ganzen Natur und Lage der Dinge begründet, andern Theils sind sie so einseitig und leidenschaftlich aufgefaßt und dargestellt worden, besonders indem man Mittel und Zweck, Zufälliges und Wesentliches, Personen und Sache, Altes und Neues, Allgemeines und Besonderes verwechselte und vermischte, daß man vielleicht besser thäte sich ohne weitere Erklärung des ge-

bräuchlichen Ausdrucks zu bedienen und ihn sich selbst, oder jeden Leser ihn nach seiner Weise erklären zu lassen. Doch müssen wir es uns um so eher erlauben anzudeuten, was wir hier unter Jesuitismus verstehen, als dieß nur weniger Worte bedarf. Die jesuitische Parthei in Frankreich wollte nicht bloß Frankreich zum Catholicismus zurückführen, sie wollte nicht nur der Kirche ihre Unabhängigkeit von der weltlichen Macht und die erste Stelle im Staatsleben vindicieren, sondern sie wollte auch — gleichviel ob als Zweck an und für sich, oder als unentbehrliches einziges Mittel zur Erreichung jener Zwecke, zumal des ersten — die Kirche in gewissem Sinne über die weltliche Macht stellen, in der Kirche selbst aber die unbedingteste Einheit im Römischen Sinne herstellen. Daraus geht denn schon hervor, daß der Jesuitismus mit allen Gegnern des Liberalismus bis zu einem gewissen Punkte Hand in Hand gehen konnte — mit den einen weiter als mit den andern — daß er aber auch unfehlbar die einen früher, die andern später hinter sich lassen und dann bald als Gegner fürchten mußte. Obgleich nun aber zu dieser eventuell vereinten Masse von Feindschaft der heterogensten Elemente des Liberalismus und seiner Gegner auch die Mißbilligung sich gesellt, welche von dem höheren und reineren Standpunkte des evangelischen Christenthums ausgehen muß, auf den die Reformation uns gestellt hat, so dürfen doch so viele und ganz verschiedene Motive der Feindschaft gegen den Jesuitismus nicht verwechselt und vermischt werden. Es darf nicht vergessen werden, daß das evangelische Christenthum, welches wir als höchstes Ziel individueller wie nationeller und menschlicher Entwicklung festhalten, unter den Gegnern des Jesuitismus

gar viele seiner eigenen heftigsten Gegner erkennen muß. Es darf endlich nicht vergessen werden, daß der Jesuitismus bey gar vielen aufrichtig christlichen, patriotischen und monarchischen Männern eine verzweifelte Reaction gegen die verzweifelten Symptome der Irreligiösität, des Materialismus des neuern Frankreichs war. Was aber das Eifern gegen die Mittel des Jesuitismus betrifft, so haben wir hier wieder die alte bis zur naiven Unbewußtheit gediehene Heuchelei aller Parteyen, welche immer vergißt oder nimmer zugibt, was doch die Erfahrung alle Tage lehrt, daß sie alle unter ähnlichen Umständen sich ähnlicher Mittel bedient haben, noch bedienen oder bedienen werden. Doch läßt sich anderseits nicht verkennen, daß erstlich eben diese Partey sich ungewöhnlich lange in einer solchen Lage befand, wo sie gehässige Mittel, ja größtentheils nur solche anwenden konnte, und merkwürdig genug zeigt sich auch hier, wie gerade die scheinbar günstigsten Umstände den Fall der Parteyen vorbereiten und herbeiführen, weil sie der Versuchung zum Mißbrauch nie widerstehen. Zweytens aber fällt gleich in die Augen, daß hier die Gehässigkeit der Mittel noch greller hervortreten mußte durch ihren Gegensatz mit der Heiligkeit des angeblichen Zweckes, der Sache zu deren Sieg sie angeblich führen sollten. Eben dieser Gegensatz aber berechtigt uns bey dieser Partey entweder eine ungewöhnliche Bosheit oder eine ungewöhnliche Verblendung vorauszusetzen. Alles das, was also mit so vielem Recht für die Nothwendigkeit einer christlichen Reaction gegen den Materialismus und die Götzendieneren des 18. und 19. Jahrhunderts gesagt werden muß, kann in keiner Weise jener jesuitischen Reaction zu gute kommen. Vielmehr hat gerade diese

dem Christenthum in Frankreich mehr geschadet, als die abgenutzten Waffen der Philosophie jemals zu schaden vermochten; und vergeblich würde man die Flecken welche diese Reaction brandmarken, als etwas vorübergehendes Zufälliges entschuldigen wollen, da sie vielmehr eine unvermeidliche Folge des dem römisch-jesuitischen Catholicismus wesentlich inwohnenden Materialismus war. Nur von einer durchaus freyen, durch das Wort und den Geist von Innen heraus wirkenden Reaction kann eine christliche Regeneration erwartet werden, und die ersten Symptome einer solchen zeigen sich schon hier und da, eben in Folge des entschieden ausgesprochenen Indifferentismus und Materialismus der aus der Juliusrevolution hervorgegangenen Staatsgewalt, während die gepriesene Religiosität der Restauration keine andere Folge hatte, als das religiöse Element mit den schmutzigsten Elementen eines wesentlich völlig materialistischen Staatslebens, und der heftigsten Parteykindschaften und Kämpfe zu verkuppeln. Bey alle dem darf man, wir wiederholen es, nicht vergessen, daß gar viele der edelsten Individualitäten, die an dieser jesuitischen Reaction Theil nahmen, von ihr angeregt wurden, um so mehr da der Jesuitismus nur die Spitze derselben war, und erst später und allmählich mit jener ekelhaften Verkuppelung hervortrat, und in demselben Maße traten dann freylich auch die besseren Individualitäten von der Sache zurück, wenn es noch Zeit für sie war.

Untersuchen wir nun das Verhältniß in welchem das Ministerium Billele zu diesen Elementen der Partey stand, der es die Macht verdankte, so finden wir in Billele selbst einen durchaus bürocratischen, materialistischen Geist, dem jede aufrichtige innere Uebereinstimmung sowohl mit

dem aristocratischen als mit dem catholischen Element des Royalismus völlig fremd war, der sich also auf die Länge und aufrichtig nur mit dem bürocratischen und dem industriellen Element desselben verständigen, gegen die andern aber in ein Verhältniß gegenseitiger Concessionen treten mußte, dessen Dauer natürlich von gar vielen, zum Theil zufälligen, Umständen abhing — besonders davon, wie lange man gegenseitig einander bedurfte oder zu bedürfen glaubte. Was die übrigen Mitglieder des Ministerium betrifft, so können wir uns nicht weiter dabey aufhalten und bemerken nur, daß die bedeutendern unter ihnen, Corbière, Peyronnet*), Belluno, mehr oder weniger in demselben Fall waren wie Billele, und daß der verschiedenartige Einfluß, den sie auf die Entwicklung der Verhältnisse übten, weit mehr von Verschiedenheiten des persönlichen Characters und der Fähigkeiten, als der politischen Ansichten herrührten. Nur Clermont-Tonnerre, Montmorency gehörten andern politischen Nüancen an; jener näherte sich dem aristocratischen Element, dieser gehörte mit Leib und Seele der Congregation an, beide aber waren politisch zu unbedeutend, als daß sie großen Einfluß auf die Haltung des Ministerium haben konnten. Aus alle dem geht zur Genüge hervor, daß die aus der ganzen Rechten und dem rechten und linken Centrum bestehende Majorität, welche Billele beym Anfang seiner Verwaltung für sich hatte, keinesweges auf die Länge so beruhigend war, als sie es im ersten Augenblick schien. Was aber die Minorität der äußersten Linken betraf, wohin sich auch einige Doctrinäre gedrängt sahen, so war sie zwar numerisch so schwach, daß

*) Doch im Ministerium sehr viel weniger brauchbar als auf der Tribüne.

sie in sofern kaum in Betracht kommen konnte, und hatte, wie gesagt, damals und so lange sie noch irgend mit Verschwörungen u. dergl. sich befaßte, oder zu befaßen beschuldigt werden konnte, nicht einmal die öffentliche Meinung für sich; aber es zeigte sich bald wie gefährlich sie werden konnte, nachdem jene Fehler oder jener Verdacht aufhörten und sie die Fehler ihrer Gegner zu benutzen begann.

Wir übergehen alle untergeordneten Symptome des Mangels an innerer Uebereinstimmung des Ministers mit einem großen Theil der royalistischen Majorität, und kommen sogleich zu der Crisis, welche in und durch die Spanische Interventionfrage herbeigeführt wurde. Ob und welche haltbare politische Gründe überhaupt für eine legitimistische Intervention in Spanien vorhanden waren, welche Gründe namentlich die nordöstlichen Mächte dafür haben, welche Wichtigkeit sie auf die ganze Sache legen mochten, wie weit sie auf eigene Gefahr und Kosten in der Sache gegangen seyn würden, brauchen wir hier nicht zu untersuchen, da die ganze Sache einen ganz andern Character, eine ganz andere Wendung erhielt, indem die Royalisten in Frankreich sie zum Gegenstand eines Enthusiasmus machten, worin die meisten Elemente der Parthey, namentlich das aristocratische und religiöse aufrichtig übereinstimmen mußten, andere weniger aufrichtig doch sich nicht ausschließen konnten, da man die Sache einmal zum Symbol des Royalismus, Aristocratismus und Catholicismus zu machen beliebte. Von nüchterner Discussion politischer Gründe war hier nicht mehr die Rede — es war, wie der Vf. sich ausdrückt, un hourra von mehr oder weniger aufrichtigem Enthusiasmus um so unwiderstehlicher, je mehr Stoff er

zu schönen Phrasen bot, und je reicher die Parthey an Talenten war, welche sich zur Ausbeutung desselben eigneten. Daß Billele, daß das bürocratische, daß industrielle Element, die Geldmacht an alle dem wenig Freude finden konnte, daß er der Intervention nicht nur aus verständigen Gründen äußerer und innerer Politik, sondern auch aus Gründen, die in seiner ganzen Individualität und Stellung lagen, entschieden abgeneigt war, ist eine leicht begreifliche Thatsache, und diese Abneigung konnte nur noch zunehmen, als jene Bewegung in ihrem bedeutendsten und edelsten Repräsentanten, Chateaubriand, einen Mann ins Ministerium und an die Spitze der auswärtigen Angelegenheiten geführt hatte (an Montmorency's Stelle), von dem ihn nicht nur die Furcht vor einem Nebenbuhler, sondern die entschiedenste individuelle Heterogenität, ja Antipathie entfernte. Seine gleichzeitige formelle Erhebung zum Präsidenten des Conseils, was er in der That schon war, konnte ihm dafür nur geringe Entschädigung geben. Die ganze Lage der Dinge, der Character und die Ansprüche jenes Enthusiasmus, der Anklang den er zumal bey Hof und in der königlichen Familie fand, machte es aber Billele unmöglich sich ihm offen zu widersetzen, zwang ihn sogar ihn zu begünstigen; aber wie groß und peinlich seine Verlegenheit war, geht schon aus der mit Recht berüchtigten Erklärung hervor, welche er vor der Kammer ablegte: daß Frankreich nur die Alternative zwischen einem Interventionskrieg in Spanien und einem Vertheidigungskrieg am Rhein bleibe. Eine Erklärung, welche, auch wenn diese Alternative wirklich vorhanden gewesen, doch als das Uebermaß politischer Unvorsichtigkeit, ja Tölpelrey bey einem Manne wie Billele völlig unbe-

greiflich erscheinen könnte. Noch seltsamer aber müssen wir sie finden wenn wir bedenken, daß eine solche Alternative höchst wahrscheinlich ganz und gar nicht vorhanden war, ja daß Billele selbst keinesweges an eine solche glauben konnte. Dieser Ansicht ist jedenfalls auch der Verf., und alles was auch er über die Verhandlungen von Verona sagt, spricht dafür, daß bey den nordöstlichen Mächten der Gedanke, oder doch der bestimmte Plan einer Intervention, zumal durch französische Waffen erst durch einige Mitglieder der französischen Gesandtschaft hervorgerufen wurde, welche mehr die royalistische Parthey, als die französische Regierung repräsentierten, so daß diese, besonders aber Billele selbst sich auch hier, wie in der Deputiertenkammer und überall sehr gegen seinen Willen verstrickt, überflügelt und fortgerissen sah. Auf alles dieß näher einzugehen kann hier nicht der Ort seyn — genug die Intervention fand Statt, und da ihr auf den ersten Blick glücklicher Ausgang deren öffentliche oder heimliche Gegner beschämte, deren Begünstiger aber mit allen Anmaßungen des Siegesrausches erfüllte, so konnte auch Billele's Stellung dadurch nur schwieriger gemacht werden; und dieß um so mehr, da seinem ruhigern Blick nicht entgehen konnte, wie wenig sogar für die royalistische Parthey, geschweige denn für das Ganze oder für irgend Jemanden — den fournisseur général etwa ausgenommen — durch diesen leichten Sieg, und die Art wie er benutzt wurde, gewonnen war. In der That auch, so bald man aus dem sinnverwirrenden Dunstkreis royalistischer und diplomatischer Salons in den der öffentlichen Meinung trat, konnte man sich schon damals leicht überzeugen, daß von allen gepriesenen Zwecken und Resultaten der Inter-

vention kein einziges erreicht war; und daß der Verf. diese traurige Wahrheit zwar ahnt, aber nicht recht erkennen oder eingestehen mag, ist eine der schwachen Seiten seines Werkes, denn gerade dieses negative Resultat der Intervention ist von großer Wichtigkeit für den weiteren Verlauf der Sachen. Des Characters und der Resultate der Restauration in Spanien selbst gar nicht zu gedenken, da dieß unselige Land, allen diplomatischen Phrasen zum Troß ohnehin von vorne herein zur anima vilis für dieses legitimistische Experiment außersehen war — der französischen Interessen, des französischen Einflusses in Spanien gar nicht zu gedenken, der kaum jemals tiefer sank als in Folge jener Intervention, halten wir uns an die Resultate derselben für die innere Politik. Hier war nun der große Gedanke dieser: durch royalistische Lorbeeren die öffentliche Meinung und das Heer für die Restauration (im Sinne der Partey) zu gewinnen. Kann aber heut zu Tage noch Jemand im Ernst behaupten, daß diese Zwecke erreicht wurden? Aber schon damals konnte, wie gesagt, ein unbefangener Beobachter nicht ohne Mitleid die in gewissen Kreisen herrschende Verblendung über diesen Punct ansehen. Allerdings ohne die Schuld des französischen Heeres und seiner Anführer war die Lorbeer-Ernte dieses Feldzuges so kümmerlich ausgefallen, daß die Bemühungen sie zu Kränzen zu flechten und neben den Lorbeerwald der Republik und des Kaiserreichs aufzuhängen unwiderstehlich lächerlich erscheinen mußten. Und wer möchte einen Augenblick zweifeln, daß diese Lächerlichkeit vom Volk und vom Heer tief gefühlt wurde? Wahrlich es bedarf nicht unserer Bestätigung als Augen- und Ohrenzeugen, um die peinliche Verlegenheit glaublich und begreiflich

zu machen, in welche, bey den Declamationen der royalistischen Blätter, Redner und Salons die Militärs vom Interventionsheer jeder Erinnerung aus dem Kaiserreich gegenüber geriethen. Und wo traten ihnen solche Erinnerungen in ihnen selbst oder bey andern nicht entgegen? Es ist nun einmal nicht anders, diese leidigen Erinnerungen an große Thaten eines großen Mannes, oder was man bisher dafür hielt, sind vorhanden, sind Thatsachen; und wenn man auch anderwärts nun bald vollends bewiesen haben wird, daß wenig oder nichts daran war, so wird es noch eine gute Weile dauern, ehe solche Wahrheiten populär werden, sogar in Deutschland, geschweige denn in Frankreich. Genug — wollte etwa einmal ein unglücklicher militärischer Neuling sich auf seine neu verdienten blanken spanischen Interventions-Sporen etwas zu gute thun, mit welchem unsäglichen, ingrimmigen oder mitleidigen Hohn wurde er von dem ersten besten Mann aus dem Volke heimgeleuchtet, der unter der schmutzigen Jacke die Narben, wo nicht gar das Ehrenkreuz der großen Armee verbarg! Und alles das noch obendrein um der spanischen Capuziner und Brigands willen! Mag man uns immerhin vorwerfen, solche Trivialitäten seyen der Geschichte, der Politik nicht würdig. So lange man sich nicht zu vornehm dünkt auf eben diese Trivialitäten zu speculieren, fragen wir mit Recht, ob solche Auftritte tausendmal, an tausend Orten widerkehrend sich mit der angeblichen Royalisierung des Heers vertragen, von der man freylich in den Salons gut träumen hatte? Alles dieß war wenigstens eben so thöricht als die Rechnung, welche sich die liberalistischen Verschwörer im Anfang des Feldzuges auf einen Abfall des Heeres zu ihren Gunsten machten. Diese Frucht war noch nicht reif, jene aber konnte

und sollte nie reif werden. Aber die öffentliche Meinung? Wurde sie nicht durch den glücklichen Krieg in eine der royalistischen Restauration günstige Aufregung versetzt? Auch in diesem Wahrerkennen wir nur das Resultat eines Gewirres von Phrasen, von Vorurtheilen, die freylich zum Theil nicht bloß in den royalistischen Salons in Paris galten, sondern noch jetzt und unter uns immer wieder mit einer seltenen Zuversicht als unzweifelhafte Axiome auftreten. Mit der öffentlichen Meinung, von der hier die Rede ist, konnte nur die der mittlern Stände, besonders der sogenannten bourgeoisie gemeint seyn, welche vermöge des ganzen constitutionellen Mechanismus numerisch bey den Wahlen den Ausschlag gibt. Gerade diese aber war am allerwenigsten durch solche Mittel zu gewinnen. Denn vorausgesetzt auch, daß es gelungen wäre, diesem Publicum mit dem royalistischen Kriegsrühm, dem Trocadero und all diesen Thorheiten zu imponieren, wobey man denn doch gar zu sehr auf die badauderie der Pariser rechnete, so war und ist die ganze Voraussetzung, daß diese öffentliche Meinung durch kriegerischen Glanz und Ruhm gewonnen werden könne und müsse, durchaus falsch. Es ist nicht wahr, daß der herrschende Geist des stimmfähigen Mittelstandes in Frankreich, zumal in Paris, ein kriegerischer, ruhm- und eroberungsfüchtiger ist oder damals war. Dieser Geist ist vielmehr, was man auch sagen mag, ein wesentlich profaischer, nüchterner, spießbürgerlicher, industrieller, und es wäre nicht schwer dieß aus der ganzen Geschichte der Revolution, ja aus scheinbar ganz widersprechenden Erscheinungen nachzuweisen. Der Interventionskrieg war bey dieser Classe von vorne herein unpopulär und wäre es gewesen, auch wenn man viel haltbarere Gründe des allgemeinen Wohls,

der Nothwendigkeit, der Ehre dafür vorzubringen gehabt, als wirklich der Fall war. Er war es um so mehr, da schon damals der religiöse Indifferentismus dieser Classe durch die ersten Symptome der jesuitischen Reaction beunruhigt wurde, und da die Intervention von den entgegengesetztesten Seiten als eine Art von Kreuzzug nicht nur zu Gunsten des Throns, worüber man sich allenfalls zufrieden geben mochte, sondern zu Gunsten des Altars dargestellt wurde — und zwar eines Altars, als dessen Diener Mönche und Inquisition, Bettler und Brigands erschienen. Und damit sollte die bourgeoisie gefördert werden! Um aber das Maß der Thorheit voll zu machen, hatte man schon damals bey Gelegenheit des durch die Discussion der Interventionsfrage herbeigeführten abgeschmackten Scandals, der Ausstoßung Manuel's aus der Deputiertenkammer, die Eitelkeit der Pariser Nationalgarde für die liberale Opposition ins Spiel zu ziehen begonnen, und bey Hofe und in den angrenzenden Salons feyerte man diesen Auftritt als einen glänzenden Sieg! Erwägen wir nun noch, daß der glückliche Ausgang der Intervention einerseits höchstens die sehr allgemeinen Besorgnisse wegen eines entgegengesetzten Ausgangs und dessen unabsehbaren Folgen beschwichtigen, keineswegs aber mit der Sache selbst versöhnen konnte — daß vielmehr nun erst durch die Prosa der finanziellen Nachwehen die empfindlichste Seite der öffentlichen Meinung berührt wurde — daß zugleich die in Folge des Sieges steigenden Anmaßungen der aristocratischen und jesuitischen Parthey die entsprechenden Gegensätze in der öffentlichen Meinung um so mehr hervorrief — daß der Liberalismus eben durch den unerwarteten und unerwünschten Ausgang des Feldzuges, durch das Mißlingen seiner thörichten Speculationen

auf den Abfall des Heeres, nach dem unglücklichen Ausgang aller früheren Verschwörungen, sich nun endlich von diesem gefährlichen und unfruchtbaren Gebiet ganz und gar zurückzog und sich fortan innerhalb der Schranken der zwar langsam aber sicher zum Ziele bringenden constitutionellen Kriegsführung hielt, wo es ihm denn gar bald gelang das eigentliche entscheidende Terrain desselben, eben jene, auf solche Weise durch die Thorheiten der Royalisten ihm fast in die Arme getriebene öffentliche Meinung zu behaupten — erwägen wir endlich, daß sogar in das Gebiet des Hoflebens sich eine gewisse liberalisierende Opposition eindrängte, indem der unschuldige Krieges- und Ruhmestaukel des Dauphin durch einige seiner militärischen Vertrauten eine solche Richtung und Farbe angenommen hatte; erwägen wir alles dieses, so können wir ungefähr die Summe der Vortheile ziehen, welche jene Epoche des royalistischen und legitimistischen Siegesjubels den verschiedenen Parteyen und dem Ganzen brachte.

Viellele selbst gerieth, wie schon gesagt, durch die spanische Interventionsache in die dringendste Gefahr von der Rechten überflügelt zu werden, deren aristocratische Majorität nun in Chateaubriand ihren ministeriellen Repräsentanten hatte, während zugleich die vom Hof unterstützten Ansprüche und Anmaßungen der jesuitischen Partey ihn mehr und mehr mit allen andern Elementen, auf die er sich sonst hätte stützen können, compromittierten. Denn wenn gleich damals noch keine großen Maßregeln zu deren Gunsten erlangt wurden, so mußte man eben deshalb um so nachgiebiger gegen sie seyn in allen doch am Ende und zusammen genommen so wichtigen persönlichen und Detailsfragen.

(Die Fortsetzung in einem der nächsten Stücke.)

G e t t i n g e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

145. Stück.

Den 14. September 1835.

G e t t i n g e n.

S. M. der König haben gnädigst geruht, den Herrn Dr Liebner, Pastor zu Kreisfeld bey Eisleben, zum außerordentlichen Professor der Theologie und zweyten Universitäts-Prediger allhier zu ernennen.

J e n a.

Bey Friedrich Mauke: Beyträge zur Naturgeschichte der Urwelt. Organische Reste (Petrefacten) aus der Altenburger Braunkohlen-Formation, dem Blankenburger Quadersandstein, Jenaischen bunten Sandstein und Böhmischem Uebergangsgebirge. Von Jonathan Carl Zenger, Doctor d. Phil., Med. u. Chir., außerordentlichem Professor der Medicin zu Jena u. s. w. VIII und 67 Seiten in groß Quart. Mit VI illuminirten Kupfertafeln. 1833.

‘Die Natur schreibt selbst ihre Geschichte. Ihre Urkunden, unter dem Namen von Petrefacten

bekannt, verwahrt sie in den Erdschichten, gleich einem Archive, und meist bleibt es bloß dem Zufall überlassen, ob dieses oder jenes hierher gehörige wichtige Document zur Kunde des Menschen kommt. Und dennoch sind sie für letzteren von höchster Wichtigkeit, da sie als Erzeugnisse anderer in der Urwelt waltender Kräfte, ja als Abdrücke und Verkörperungen derselben, wenn man so sagen darf, deutlicher als sonst irgend etwas, über die früheste Vergangenheit und Umwandlung unseres heimathlichen Planeten Auskunft geben, ja die wichtigsten Gesetze enthüllen, die nicht allein für die Gegenwart, sondern auch für die Zukunft von der höchsten Bedeutung sind. Denn ruht nicht der Keim der Gegenwart und Zukunft im Schooße der Vergangenheit, und ist es nicht vergönnt, nachdem überall die Gesetzmäßigkeit der Entwicklung erkannt worden, aus der Vergangenheit auf den künftigen Zustand der Dinge zu schließen? Diese und ähnliche Gedanken waren es, welche den Verfasser vorliegender Blätter veranlaßten, auch sein Schärfelein zu jenem Schatze zu spenden, den ein emsiger, unverdrossener Fleiß seit Jahrhunderten aus der Tiefe der Erde ans Tageslicht gefördert hatte. Freylich sind es nur Fragmente, die hier geboten werden, und darum treten sie anspruchlos in die Welt; allein wenn überhaupt in der Natur nichts zu gering, nichts zu klein erscheint, sondern Alles an seinem Platze werthvoll und bedeutsam, so hofft der Verf., daß seinen Bemühungen, einige neue, oder wenig bekannte organische Reste aus der Urwelt zu erläutern, wenigstens aus diesem Gesichtspuncte betrachtet, kein Tadel von Kundigen erwachsen werde.' Diese Worte der Vorerinnerung bezeichnen den lobenswerthen Zweck, den der be-

scheidene Verf. bey Herausgabe obiger Schrift vor Augen hatte; und mit Vergnügen bezeugen wir, daß die ganze Art ihrer Bearbeitung unsern vollkommenen Beyfall hat. Niemand sollte es unternehmen über Petrefacten zu schreiben, der nicht gründliche und umfassende botanische und zoologische Kenntnisse besitzt; denn die Betrachtung der Reste einer untergegangenen organisierten Schöpfung kann nur dadurch daß sie eine vergleichende ist, wahren naturwissenschaftlichen Werth erlangen. Daß der Verf. mit den Organisationen der jetzigen Schöpfung vertraut ist, hat derselbe schon auf andere Weise gezeigt, und bewährt solches auf jeder Seite dieser Schrift. Will man im Studium der Petrefacten mit Sicherheit fortschreiten, so muß man nothwendig dem durch Linné für Zoologie und Botanik gebahnten, streng systematischen Wege folgen; daher wir es für einen besonderen Vorzug dieser Arbeit halten, den nicht alle in neuerer Zeit erschienenen Petrefacten = Werke theilen, daß ihr Urheber dabey jenen Weg eingeschlagen hat. In dessen hat sich derselbe nicht darauf beschränkt, genaue lateinische und deutsche Diagnosen der Genera und Species und ausführliche Beschreibungen der letzteren zu liefern, sondern er hat durch Bemerkungen über die Organisation der von ihm untersuchten urweltlichen Thiere und Pflanzen, ihren ursprünglichen Wohn- oder Standort, die Art ihres Unterganges und der erlittenen Umwandlung, seinem Werke einen höheren Werth zu geben sich bemüht. Wenn das Studium der Thiere und Pflanzen der jetzigen Schöpfung neben genauen Beschreibungen, naturgetreue Abbildungen nicht wohl entbehren kann, so ist dieß in einem noch höheren Grade der Fall bey dem Petrefacten = Studium, weil der

Umfang der Merkmale, die an den oft nur sehr unvollkommen erhaltenen Resten der urweltlichen Thiere und Pflanzen wahrgenommen werden können, weit beschränkter ist, daher es auf möglichst genaue Auffassung dessen was erkannt werden kann, und zumal der extensiven Merkmale, ankommt. Auch in dieser Hinsicht entspricht die vorliegende Schrift billigen Forderungen vollkommen. Die theils von dem Verf. selbst, theils von Hn Doctor Schenk mit sorgsamem Fleiß entworfenen Zeichnungen, sind durch Hn Wilh. Müller in Weimar vortrefflich in Kupfer gestochen, und wo es erforderlich schien, illuminiert. Außer den genauen Darstellungen der Gegenstände in dem Zustande, in welchem sie sich der Untersuchung darboten, sind von Mehreren ideale Zeichnungen geliefert, in denen das Fehlende ergänzt worden. Daß solche Restaurationen das gründlichste Studium und große Vorsicht erfordern, indem der Versteinerungskundige dabey nicht geringere Schwierigkeiten als der Archäologe bey seinen Ergänzungen zu überwinden hat, versteht sich von selbst.

An diese allgemeinen Bemerkungen über das obige schätzbare Werk, können wir hier nur noch eine kurze Uebersicht seines mannigfaltigen Inhaltes knüpfen. Der Verf. hat die abgehandelten Gegenstände aus den verschiedensten Regionen des großen Petrefacten-Reiches gewählt, und im ersten Abschnitte urweltliche Reste aus dem Pflanzenreiche beschrieben, und zwar A. Holz und Früchte. 1. *Retinodendron pityodes* Zenk., eine Holzart aus den Altenburger Braunkohlenlagern. Da, wie der Verf. selbst bemerkt, die zusammengedrückte Form der Stämme und Reste keine ursprüngliche, sondern eine durch Druck bewirkte ist, so dürfte es angemessener

seyen, die Angabe dieser Form nicht in die Diagnose aufzunehmen. 2. *Baccites cacaoides* Zenk. und *Baccites rugosus* Zenk.; beide Arten von Beerenfrüchten, die nach dem Verf. offenbar von palmenartigen Gewächsen abstammen, ebenfalls aus den Altenburger Braunkohlenlagern. Sollten vielleicht diese Früchte zu jenen Stämmen gehören, was man für nicht ganz unwahrscheinlich halten kann, zumal wenn man nicht der Annahme beypflichtet, daß Holz und Früchte aus sehr fernen Gegenden herangeschwemmt worden seyen, so würde, wie der Verf. bemerkt, dadurch bestätigt, was man bisher bloß ahnete, daß nämlich zwischen den Palmen und zapfentragenden Bäumen große Verwandtschaft Statt finde.

B. Blätter. Es ist sehr erfreulich hier endlich eine gründliche Untersuchung der längst bekannten, aber noch nicht genau und richtig bestimmten Blätterabdrücke aus dem Quadersandstein von Blankenburg am Harzrande zu erhalten. Der Verf. fand darunter vier verschiedene Arten einer unbekannten, vielleicht zu den Amnietaceen gehörenden Gattung, welcher er den Namen *Credneria* gegeben hat, nach seinem Freunde, Hn Professor Credner zu Gießen, unserem ehemaligen, sehr geschätzten gelehrten Mitbürger, der mit ausgebreiteter Gelehrsamkeit in Fächern, die von den Naturwissenschaften sehr entfernt liegen, treffliche Kenntnisse in diesen verbindet; dessen scharfem Blick zumal die Petrefactenkunde manchen schönen Fund verdankt, und der auch die von Hn Zenker beschriebenen Blätterabdrücke bey Blankenburg sammelte. Unter diesen zeichnet sich besonders die Form der *Credneria biloba* Zenk. aus, welche unserer jetzigen Vegetation völlig fremd ist. Außerdem

wurde ein Abdruck eines Weidenblattes gefunden von einer Art, welche der Verf. *Salix fragiliformis* nennt.

Zweyter Abschnitt. Urweltliche Nester aus dem Thierreiche. A. Wirbellose Thiere a. Strahlenthiere. Es werden die Nester eines zu den Crinoiden gehörigen Geschöpfes aus dem Böhmischem Uebergangskalkstein beschrieben, welches der Verf. *Scyphocrinites elegans* nennt, indem er sich berechtigt glaubt, die Unterscheidung einer neuen Gattung darauf zu gründen. b. Trilobiten. Der Verf. stellt zuerst allgemeine Untersuchungen über die Organisation dieser räthselhaften Geschöpfe an, und sucht die Meinung zu begründen, daß das walzenförmige, sogenannte Rückgrat oder Mittelstück der wahre Thierkörper, die Seitentheile nichts Anders als die Flossen seyen. Die specielle Bearbeitung verbreitet sich über einige in der Böhmischem Uebergangs-Formation sich findende Trilobiten, denen bekanntlich schon Herr Graf von Sternberg eine Untersuchung gewidmet hat. Der Verf. beschreibt drey von ihm unterschiedene Arten von *Olenus*, und stellt drey neue Gattungen, *Otarion*, *Conocephalus* und *Elleipsocephalus* auf, die erstern mit zwey Arten, die beiden letzteren jede mit einer Species. c. Mollusken. *Donax costata* Zenk. und *Mytilus arenarius* Zenk., beide jedoch nur nach Steinernen bestimmt, aus den obersten Schichten des bunten Sandsteins bey Jena. B. Wirbelthiere. Amphibien. Beschreibung von vier verschiedenen, nicht bedeutenden Knochenfragmenten, die wegen ihres Vorkommens im bunten Sandstein der Umgegend von Jena allerdings merkwürdig sind. Drey derselben sieht der Verf. als

Theile von drey verschiedenen Arten einer Gattung an, welcher er einstweilen den Namen Psammosaurus beylegt, wogegen er ein viertes Knochenfragment als einem Plesiosaurus angehörig betrachtet. Wie gewagt die genauere Bestimmung solcher einzelner Knochenreste ist, wird von dem Verf. nicht verkannt.

Möge Herr Prof. Benker fortfahren, die Petrefactenkunde durch ähnliche, gründliche Arbeiten zu bereichern. Da es nicht schwer ist Gegenstände zu finden, die entweder noch gar nicht, oder nicht genau genug untersucht worden, so wird bey der Auswahl solchen der Vorzug gebühren, von denen möglichst vollständige Exemplare zu Gebote stehen. Schließlich erlauben wir uns noch den Wunsch zu äußern, daß Herr Benker die Klippe der zu subtilen Distinction der Species und unnöthigen Vermehrung der Genera, welche gerade für den scharfen Beobachter und strengen Systematiker eine besonders gefährliche zu seyn pflegt, vermeiden möge.

H a l l e.

Neue Mittheilungen aus dem Gebiet historisch-antiquarischer Forschungen, herausgegeben von dem Thüringisch-Sächsischen Verein, durch ihren Secretär Dr. R. Ed. Förstemann. Zweyter Band, erstes Heft. 1835. XXIV u. 152 S. in 8.

Den ersten Theil dieser verdienstlichen Zeitschrift haben wir 1834 St. 137. angezeigt. Das vorliegende Heft enthält folgende Aufsätze: Aug. Stumpf historia flagellantium praecipue in Thuringia, von Hn Archivar Dr. Erhard.

Mit beygefügtten Documenten. — Güter = Verzeichniß der ehemaligen Collegiat = Stifter zu Waldeck von Hn Pastor Berends. — Pet. Beckers Bericht von der Fehde der Stadt Magdeburg u. mit Graf Bernhard von Bernburg im J. 1426, mitgetheilt von Hn Dr Sintenis, Oberlehrer zu Zerbst. — Bericht eines Augenzeugen über die Zusammenkunft K. Friedrich III. mit Karl Herzog von Burgund, zu Trier im Jahre 1473, mitgetheilt von Dr Förstmann. Leicht der interessanteste Artikel dieses Hefts. Der hier gelieferte Original = Bericht in deutscher Sprache findet sich in der Ponickauschen Bibliothek zu Halle. Bisher hatte man nur eine lateinische Uebersetzung von Agricola. Das hier gelieferte Original ist gleich interessant für die Sprache und für die Sitten und den Luxus der damaligen Höfe, unter denen bekanntlich der des Herzogs Carl des Kühnen zu den glänzendsten gehörte. — Zehn Briefe Joh. Forster's, und ein Brief seines Sohnes an Schondi, mitgetheilt von demselben; aus den Jahren 1541 bis 1543, in lateinischer Sprache. — Zwey Berichte über die Ausgrabungen bey Güssefeld in der Altmark, von Hn Prof. Danneil zu Salzwedel. Es sind Urnen, 23 an der Zahl, die zum Theil mancherley Schmuck und Geräthschaften enthielten. Auf zwey Blättern sind die Abbildungen derselben beygefügt. — Correspondenz = Nachrichten und Miscellen.

Hn.

S. 1282 Z. 4 v. u. statt Pole l. Pope.

S t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

146. Stück.

Den 17. September 1835.

H a n n o v e r.

Im Verlage der Hahnschen Hof-Buchhandlung: Ueber die Homöopathie von Dr. Johann Stieglitz, Königl. Hannoverschem Obermedicinalrath und Leibarzt. 1835. 223 Seiten in 8.

Bei jeder bedeutenden Epoche der Arzneykunst, wo es galt den Schatz erworbener Wahrheiten zu vertheidigen, vor Irrthümern und Abwegen zu warnen oder den Gewinn geprüfter neuer Erfahrungen und Entdeckungen zum Heile des Ganzen zu verwenden, säumte der Verf. nie als müthiger Streiter unter den ersten Vorkämpfern zu erscheinen; ja man kann sagen, daß sein bestimmtes wenn gleich seltenes Auftreten immer ein sicheres Zeichen war, daß irgend woher der guten Sache Gefahr drohe. Wenn nun auch jetzt wieder sein warnender Ruf erschallt und wir ihn mit den Waffen der Wissenschaft und einer hohen Ueberzeugung in die Schranken treten sehen gegen ein Getreibe, das so wie es im Dunkeln

wuchernd fortschleicht, auch dreist sein Haupt öffentlich erhebt, so könnte man fragen: ist es denn wirklich an dem, daß solche Männer dagegen in den Kampfplatz hinab steigen müssen? ist die Stunde gekommen, wo es heißt: *videant consules ne quid Respublica detrimenti capiat?* Wir glauben ja, und wollen versuchen unsere Meinung durch ein Gleichniß deutlicher zu machen. Wenn in einem wohlgeordneten Staate an irgend einem Puncte eine Empörung ausbricht, so läßt sich voraus sehen, daß die localen Behörden durch die ihnen zu Gebote stehenden Mittel sie beschwichtigen und ihre Verbreitung hindern werden. Wenn aber, sey es durch Kühnheit der Häuptlinge oder durch verführerisches Beispiel in Nachbarländern, die Unruhe Wurzel faßt und um sich greift, wenn die blinde Masse durch glänzende Worte und Versprechungen mit in den Tumult gezogen, ihn weiter und weiter wälzt, wenn einzelne Beamte selbst unschlüssig und wankend werden, ja zu den Empörern übergehen, dann ist der Bestand und die Wohlfahrt der Gesammtheit auf das Spiel gesetzt, dann wäre es thöricht und gewissenlos sich und Andern die Gefahr verhehlen zu wollen; es ist dann dringende Pflicht aller Gutgesinnten zusammen zu halten und zu gemeinsamer Abwehr gegen den bedrohenden Andrang sich zu vereinigen. So und nicht anders steht es jetzt in dem Gebiete der Medicin, wenigstens in Deutschland.

Es ist Hahnemann und seinen Anhängern, den sogenannten Homöopathen, bey dem Treiben dieser wirren Zeit, gelungen, die Wogen der öffentlichen Meinung so aufzuwühlen, daß kein Arzt mehr unbehindert seiner Thätigkeit sich widmen kann, und auch der friedliebendste in den Streit gezogen wird, wo er weniger gegen ebenbürtige

Kunstgenossen, als gegen unamündige und unberufene Eindringlinge sich zu wehren hat. Nicht genug daß der gewissenhafte Arzt die Lücken seiner Wissenschaft, die Schwächen seiner Kunst, die Mängel, welche jedem menschlichen, auch noch so redlichen Bemühen stets anhängen, am tiefsten selbst empfindet, er muß sie sich jetzt in schnöden Reden von der lärmenden Menge als absichtliche Vergehen vorhalten lassen, muß es geschehen lassen, daß man ewige Naturwahrheiten höhnt, daß man leere Hirngespinnste als hohe Offenbarungen preist, und von ihm fordert seinen wohl erworbenen geistigen Besitz wegzuworfen und sich dafür mit einer neuen, in keiner Hinsicht begründeten Lehre für seinen eben so schwierigen als heiligen Beruf zu begnügen.

Um so dankenswerther ist es, daß ein Veterane der Medicin, welcher sein Leben ihrer umsichtigen Ausbildung widmete, das gewiß nicht erfreuliche Geschäft über sich nahm, diese neue Lehre einer gründlichen Prüfung zu unterwerfen und das Ergebnis davon öffentlich mitzutheilen. Dieses ist hier mit großer Ruhe und Würde, aber zugleich mit einer Entschiedenheit geschehen, welche auch nicht den leisesten Zweifel an des Verfassers innerer Ueberzeugung und Gesinnung übrig läßt.

Als die Grundlage der Homöopathie werden vier Sätze bezeichnet und jeder derselben einzeln für sich umsichtig erwogen. Diese 4 Sätze sind:

I. Der Arzt hat sich darauf zu beschränken vollständig und genau aufzufassen, was bey jedem einzelnen Kranken in die Sinne fällt; weshalb letzterer Alles, was er an sich, oder auch seine Umgebung an ihm, bemerkt, schriftlich aufzuzeichnen hat. Alles Nachdenken und Urtheilen über jede Reihe von Symptome, welche das

Ganze oder einzelne Abschnitte einer Krankheit bilden, ist verboten. Auch ist untersagt zu erforschen, wie die aufgefundenen Erscheinungen unter sich zusammenhängen, was sie bezeichnen, von welchen inneren Verhältnissen sie entspringen und abhängen, so wie zu unterscheiden, welche als wesentliche oder nur zufällige anzusehen sind. Bloß daß die Symptome da sind oder waren, hat für den homöopathischen Arzt Werth. Völlig unbeachtet bleibt die Untersuchung der Excretionen; von der Anwendung der Percussion und des Stethoskops ist keine Rede; Leichendöffnungen werden für überflüssig gehalten, darum auch stets unterlassen.

II. Wer eine Krankheit zu heilen unternimmt, der hat einerseits sich ihre Symptome zu vergegenwärtigen, andererseits aber zu ermitteln, welcher Arzneystoff, Gesunden gereicht, ähnliche Erscheinungen bewirkt, als jener Krankheit eigen sind. Die Arznei, deren Wirkungen auf Gesunde in ihrer Totalität die meiste Aehnlichkeit mit der Gesamtheit der Krankheits-Symptome hat, ist das sicherste, selbst untriegliche Heilmittel. Sie leistet ihre Wunderwirkungen, mit welchen Nerven sie auch flüchtig in Berührung gesetzt werden mag; es sey nun mit denen des Magens, der Haut, oder eines Nasloches.

Was die Gesunden innerhalb mehrerer Wochen nach dem Gebrauche eines Medicaments an sich wahrnahmen, wird in der reinen Arzneimittellehre meist ohne Bestimmung des Zeitraums und ohne anderartige Unterscheidung, ebenso in die Reihe gestellt, als das, was Stunden darauf wahr genommen wurde. Es wird nie angeführt, wie die Erscheinungen sich folgten; ob sie unwandelbar oder doch vielfach, einzeln oder in Gruppen und Reihen eintraten; oder ob sie sich

vielleicht nie oder seltener vereinigt darstellten. Nie wird erwähnt, ob der Versuch nur einmal oder mehrmals angestellt und wie oft er wiederholt wurde. Es wird als erwiesen angenommen, daß jede zusagende Arznei stärker eingreife und überwiegenderen Einfluß habe, als das ihm entgegenstehende, oft von so vielen Seiten her eingeleitete und so tief eingewurzelte Uebel jeden Grades. Aus allen Erfahrungen gehe unläugbar hervor, daß die arzneilichen Potenzen eine absolute, die krankhaften Affectionen aber nur eine sehr bedingte, von erstern überwiegbare Kraft besitzen, das menschliche Befinden umzustimmen.

III. Alle Arzneystoffe erhalten ihre Wirkung erst durch Theilung, und je mehr sie getheilt, durch Reiben, Schütteln, Verdünnen zerkleinert sind, um so höher werden ihre Wirkungen gesteigert oder potenziert. Deshalb werde jeder in den möglichst kleinen Gaben gereicht; in sehr vielen, selbst den mislichsten Fällen nur einmal, wenn es wiederholt geschieht, in weit auseinander fallenden Zwischenräumen.

Die Gabe des homöopathisch gewählten Heilmittels könne nie so klein bereitet werden, daß sie nicht noch stärker als die natürliche Krankheit wäre. Durch Reiben und Schütteln löse sich der materielle Stoff nach und nach in lauter arzneilichen Geist auf. Personen, die ohne Geruchssinn geboren worden, hätten vom Anbringen eines Streukügelchen an die Nase die gleiche Hülfe zu erwarten, wie die mit dem feinsten Geruchssinne begabten.

IV. Die chronischen Krankheiten entspringen fast alle aus dem Kräfte-Siechthume.

Wenigstens sieben Achtel aller vorkommenden chronischen Krankheiten gingen von der Kräfte als ihrer einzigen Quelle aus; das übrige Achtel hätte

in Syphilis und Feigwarzenkrankheit seinen Grund. Kränk- Siechthum sey das Urübel des Menschengeschlechts.

Diese vier Behauptungen werden von dem Verf. auf das Ernstlichste und Vielseitigste erwogen, ihr Verhalten zu den Annahmen der bisherigen Medicin dargestellt und ihre möglichen Beweismittel aufgesucht. Aber aus Allem ergibt sich das unumstößliche Resultat, daß sie in vollständigem Widerspruche gegen die gesunde Vernunft, gegen alle wissenschaftliche Analogie, so wie gegen alle reine Erfahrung sind, und daß ein enormer Grad von Dreistigkeit und Geistesverdrehtheit dazu gehöre, aus solchen Sätzen ein System aufzustellen, das die bisherige Medicin umstürzen solle.

Der Raum verbietet in das Einzelne einzugehen; aber wir können nicht umhin jeden Unbefangenen einzuladen, ja ihn angelegentlich zu bitten, diese eben so klare als gehaltreiche Entwicklung durchzulesen, in der überall der Hauch des reinsten, ernstesten Wahrheitsfinnes weht.

Scharfsinnig, doch mehr ironisch gehalten ist die Art der Vertheidigung, welche (S. 106. 2c.) für den dritten Satz Statt findet; als sey er von seinem Urheber selbst zum Theil mißverstanden oder verkannt worden.

Ueberzeugend ist die Nachweisung offener Unrechlichkeiten, die sich Hahnemann hat zu Schulden kommen lassen; so namentlich seine Behauptungen hinsichtlich der Heilung der Wasserscheu (S. 79.).

Die Widerlegung der angeblichen Entdeckungen Hahnemann's über die chemischen Veränderungen der Stoffe vermittelt homöopathischer Verkleinerung durch die genauen Versuche des Herrn Oberbergcommissärs Brande in Hannover (S. 128.) verdient allgemeine Beachtung.

Die Schlußbemerkungen (S. 161. 2c.) beschäftigen sich vorzüglich mit den sogenannten Erfahrungen der Homöopathie und mit ihrem Ansinnen, daß man erst nach ihrer Weise experimentieren müsse, um über ihr System ein Urtheil zu haben. Hier wird nun treffend nachgewiesen, wie mißlich, und nach den vorliegenden theoretischen wie practischen Gründen wie unnöthig alle Experimente dieser Art an sich sind, wie unzuverlässig die Aussagen der so behandelten Patienten sich verhalten, und wie mächtig der Einfluß der Gemüthsbewegungen, der Vorstellungen und der Einbildungskraft hier in Rechnung kömmt. Wo jedoch Versuche im Großen, namentlich in Hospitälern, mit Berücksichtigung aller mitwirkenden Umstände angestellt wurden, da sind sie, wie die hier aufgeführten Beispiele erweisen, alle zum Nachtheil der Homöopathie ausgefallen. Auch über die Wirkung der sogenannten homöopathischen Diät werden gewichtige Worte gesagt.

Wir schließen mit einigen Stellen (S. 91. 93. 161. 162. 199. 216) des Verf., deren Inhalt auch vollkommen mit unserer Ueberzeugung übereinstimmt:

Es ist etwas durchaus Neues und bis jetzt Un-erhörtes in der Geschichte der Medicin, daß sich Massen des großen Publicums für oder gegen ein medicinisches System erklären, daß eine zu erheben und zu verbreiten, daß andere zu stürzen und mit Schmach zu belegen eifrig streben. Hieraus hat sich eine neue Quelle von Spaltung und Entzweyung gebildet, die nicht selten große Störungen in innigen Freundschafts- und Familienverhältnissen herbey führt.

Wie sehr das Studium der Medicin, die tüchtige Vorbereitung zu ihrer Ausübung, besonders aber diese selbst, den Character veredelt und stärkt, zeigt am deutlichsten die Stellung

der ältern wie der jüngern Aerzte zur Homöopathie, die nicht einmal in dieser Zeit der materiellen Interessen Viele an sich zu locken vermochte. Wenn irgend etwas den wissenschaftlichen wie moralischen Makel dieser Secte beweisen kann, so ist es diese Thatsache. Viele junge Aerzte, welche trotz des eifrigsten Bemühens mit Sorgen kämpfen und das nothwendige Auskommen nicht finden, könnten die Aufmerksamkeit auf sich ziehen und sich von drückender Noth und aus fränkender Stellung befreien, wenn sie reiche und vornehme Personen, die für jetzt zur Homöopathie neigen, veranlassen wollten, sich an sie zu wenden, mit der Erklärung, daß sie von der neuen Lehre überzeugt seyen und nach ihren Grundsätzen verfahren. Aber sie halten fest an Wahrheit und Wissenschaft, und darben und bleiben verkannt.

Den Streit wird nur die Zeit schlichten und endigen. Im Laufe derselben, früher oder später, siegten in der Medicin noch immer Vernunft und Wahrheit und behielten die Oberhand gegen Schwärmerey, Aberglaube, Irrthum und Sophistery.

Ein Frieden ist hier nicht zu stiften, keine Vermittlung hier einzuleiten.

Es ist von der Homöopathie durchaus nichts auf die Allopathie überzutragen und für diese zu benutzen. So wie das Ganze, so stellt sich jede Einzelheit derselben dieser als falsch und verwerflich dar.

Jede Gemeinschaft mit der Homöopathie, auch die kleinste Annäherung an dieselbe, erscheint als eine Versündigung gegen den gesunden Verstand und als ein Verbrechen an der Wahrheit und Würde der Arzneywissenschaft.

M.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

147. Stück.

Den 19. September 1835.

H a l b e r s t a d t.

Sumtibus Caroli Brüggemann: *Historia Ecclesiae Evangelicae Augustanae Confessionis addictorum in Hungaria universa, praecipue vero in tredecim oppidis Scepusii.* 1830. XVI u. 304 S. in 8.

Seitdem besonders zuerst der Angstruf des trefflichen Gregor von Berzewiczy in seinen Nachrichten über den jetzigen Zustand der Evangelischen in Ungern 1823, dann Friedrich in seinen vertrauten Briefen über die äußere Lage der Evangelischen Kirche in Ungarn 1825 das Interesse an der immer noch vielfach bedrückten Evangelischen Kirche Ungarns von neuem unter uns geweckt haben, ist jede Schrift, die mit der Geschichte und dem jetzigen Zustande derselben näher bekannt macht, doppelt willkommen. Es ist dieß einer von den Fällen, wo das Interesse der Wissenschaft durch Mitleid und Born verdoppelt wird. Unsere Theilnahme ist

um so natürlicher und inniger, da ein großer Theil der Evangelischen in Ungarn deutscher Abstammung und Art ist. Ja es ist recht eigentlich das deutsche Element in der Natur und Bildung des Volkes, woran der Protestantismus unvertilgbar haftet. Diese Unvertilgbarkeit der Protestantischen Kirche in Ungarn — in einem dreihundertjährigen Kampfe mit blutiger Gewalt und böshafter List — hat etwas ungemein Erhebendes und Ehrendes für diesen Theil der Nation. Anderswo, wie in Italien und Spanien, bedurfte es kaum einiger Jahrzehende, um jeden Keim des Protestantismus auf Jahrhunderte lang zu vertilgen. In Ungarn zählt man noch jetzt mehr als zwey Millionen Protestanten, die ein geordnetes Kirchenwesen haben und bey aller Ungunst und Bedrückung sich in der Kraft des Protestantischen Geistes zu erhalten bemühet sind. Liegt darin nun ein unwiderstehliches Zeugniß, ich möchte sagen, ein kräftiges Gebot Gottes gegen die Mächthaber und Feinde, endlich abzustehen von der Verfolgung, so hat es auf der andern Seite für das christliche Herz etwas Niederschlagendes und Zerreißendes, daß der Kampf der Evangelischen Kirche in Ungarn um ihre Existenz immer noch nicht aufhört und ihr kaum Waffenstillstände, geschweige denn wahrer Friede und segnende Ruhe gewährt werden. Im Allgemeinen läßt sich der historische Grund und Zusammenhang dieses Zustandes deutlich genug erkennen, und es fehlt nicht an älteren genauen Werken, woraus der Kirchenhistoriker sich darüber belehren kann. Der unbekannte Verfasser der vorliegenden Schrift — unstreitig ein Ungarischer Theologe, — der aber leider noch Ursache findet, seinen Namen zu verschweigen, — hat daher die

allgemeine Geschichte der Evangelischen Kirche in Ungarn nur summarisch und als Einleitung zu dem speciellen Theile behandelt. Dieser specielle Theil, die Geschichte der Lutherischen Kirche in den 13 Kronstädten des Zipfer Comitats an der nördlichen Grenze von Ungarn, ist das eigentliche Neue, und weil meist aus bisher unbekanntem Quellen, einheimischen handschriftlichen Chroniken und Actenstücken, ein wirklicher Gewinn. Die Geschichte dieses Bezirks, der meist von Deutschen bewohnt wird, hat das Eigene, daß sie bis zum J. 1772, mit der Pohlischen Reformationsgeschichte verwachsen ist, und erst von dieser Zeit an mit der Ungarischen in Verbindung tritt. Dieß erklärt sich daraus, daß ein Theil der Herrschaft Zips, eben jene 13 Städte, von 1412 bis 1772 an Pohlen verpfändet war und erst bey der ersten Theilung Pohlens 1772, versteht sich ohne Erstattung des Pfandschillings, von Oesterreich weggenommen und wieder mit Ungarn vereinigt wurde. So lange die Städte unter Pohlischer Herrschaft sind, hängt das Schicksal ihrer Evangelischen Kirchen theils von den Pohlischen Königen und den allgemeinen Reichsverhältnissen Pohlens, theils von ihren besondern Starosten ab, unter denen gute und böse und unter den ersteren, aber schwachen, auch zur Zeit der Kursächsischen Könige, ein Deutscher ist, der berühmte Graf Brühl. Das Verhältniß wird noch verwickelter dadurch, daß die Ungarischen Könige fortwährend auf den kirchlichen und bürgerlichen Zustand jenes Bezirks Einfluß ausüben; wie, ist dem Referenten nicht klar geworden. Der Verf. erzählt nur das Factum, ohne alle nähere Erklärung für den mit den speciellen Ungarischen Verhältnissen unbekanntem Leser. Ref.

erräth nur, daß, da die Zipser Herrschaft ursprünglich ein bürgerlich und kirchlich genau zusammenhängendes Ganzes bildete, dieser Zusammenhang sich fortsetzte, auch nachdem 13 Städte davon an Pohlen verpfändet waren.

Die Hauptmomente der Geschichte, nach denen der Verf. die Perioden bestimmt, sind diese: die Lehre Luthers findet besonders bey den deutschen Bewohnern sehr früh Eingang, anfangs ungehindert, und in dem Grade, daß schon 1545 fast überall Lutherische Prediger an die Stelle der Katholischen getreten sind. Im Jahre 1558 bekennen sich die Städte zu der mit der Augsburgerischen übereinstimmenden Confession des Leonhard Stöckel von Bartfeld, welche Ferdinand I. für die freyen Städte des oberen Ungarns anerkannt hatte. Nur leiden sie fortwährend besonders von der Habsucht der Starosten von Lublo, so wie des Katholischen Zipser Capitels und den kriegerischen Verhältnissen der Zeit, wodurch das Kirchengut der neuen Gemeinden auf alle Weise geschmälert und verwüstet wird. Aber ihre eigentlichen Leiden fangen erst im 17ten Jahrhundert an. Die Feindschaft und Verfolgung, die besonders von dem Erzbischof von Calotsch und Bratsch, Martin Patheß ausging, geht am Ende so weit, daß 1674 den Evangelischen ihre Kirchen genommen und ihre Geistlichen als Majestätsverbrecher verjagt werden. Hiermit schließt der Verf. die erste Periode. Im Anfange der zweyten Periode, die bis 1707, entwickelt sich der graufige Zustand der Verfolgung erst in seinem ganzen Umfange. Erst 1682 tritt eine freylich nur vorübergehende Milderung ein; der Fürst Lubomieski erlaubt den Privatgottesdienst wieder; aber im Februar 1686 setzt der catho-

lische Clerus es mit List und Gewalt durch, daß der Evangelische Gottesdienst gänzlich und bey den schwersten Strafen verboten wird. Nur allmählich läßt die Strenge nach, bis den Evangelischen 1707 wieder erlaubt wird, öffentlichen Gottesdienst zu haben, aber nur unter großen Beschränkungen. Auch in der dritten Periode bis 1772 ist der Zustand nicht erfreulicher. Bergezens nimmt sich Graf Brühl der armen Evangelischen an, am Ende müssen diese nur froh seyn, daß ihnen nach allerley Verhandlungen mit der Kaiserin Maria Theresia, und nachdem Casimir Poniatowsky, der Bruder des Polen-Königes, zur Herrschaft von Sipß gelangt war, zugesichert wird, nach den Gesetzen und Rechten der Evangelischen in Ungarn leben zu dürfen, und man weiß, daß es mit diesen Gesetzen und Rechten, so gut und sicher sie auch auf dem Papier standen, in der Ausübung nicht weit her war. Da war aber die Polnische Herrschaft in Sipß zu Ende und mit dem Jahre 1772 beginnt die Oestereich-Ungarische und damit die vierte und letzte Periode. Der Tractat von Warschau 1773 sollte auch den kirchlichen Zustand der abgetretenen Reiche sichern, schützte aber unter der Maria Theresia nicht gegen die Chikanen des catholischen Clerus und der catholischen Staatsbehörden. Erst unter Joseph dem Zweyten und dessen Nachfolgern verbesserte sich die Lage der bedrängten Gemeinden nach und nach. Aber so groß war und ist noch heute die Macht und der Eigensinn des catholischen Clerus, daß, als man im J. 1775 die scripta Vinariensia, eine Sammlung wichtiger Actenstücke, Documente und Privilegien der Gemeinden, welche ein im J. 1674 vertriebener Geistlicher der 13 Städte in der Her-

zoglichen Bibliothek von Weimar deponiert hatte, zurück erhielt, diese ihnen von dem catholischen Capitel durch den Administrator des Comitats entrissen wurden, und noch im Jahre 1806 selbst der Erzherzog Joseph, Palatinus, sich vergebens um die Restitution derselben bemühte.

Der Kirchengeschichte im engeren Sinne fügt der Verf. noch eine kurze Geschichte der Schulen in dem Zipser Bezirk hinzu. Erst seit dem Religionsgesetz unter Leopold dem Zweyten haben die Zipser Evangelischen das ungestörte Recht zu eigenen Schulen.

Den Schluß des Ganzen bildet eine kurze Uebersicht der Hauptmomente in der Entwicklung und dem gegenwärtigen Zustande der eigenthümlichen kirchlichen Verfassung der dreizehn Städte, nebst kurzen biographischen Notizen von den Seniores vom Jahre 1674 an. Im Anhang theilt der Verf. die Zipser Confessio fidei Christianae vom J. 1587 mit, die in 13 Artikeln, ohne systematische Ordnung (die Lehre de libero arbitrio steht z. B. fast ganz am Ende hinter dem Artikel de resurrectione mortuorum) die unterscheidenden Lehren darstellt, — und die Excommunicationsformel gegen die Evangelischen vom J. 1632, die andern Formeln der Art an Unchristlichkeit und wüthendem Hasse nichts nachgibt.

Wer das Buch lesen will, muß sich mehr an den Inhalt, als an die Form halten, und auch zu jenem den pragmatischen Geist mitbringen. Diese ist in jeder Hinsicht mangelhaft. Einfache, aber sehr trockene Erzählung der einzelnen Thatfachen, ohne alle pragmatische Verknüpfung; geläufiges, aber schlechtes Latein. Der Vf. sagt selbst, *lubens agnosco, me vix primis labris Roma-*

nam degustasse elegantiam. Aber man verzeiht ihm dieß gern, und selbst in diesem schlechtesten Latein liest man nicht ohne Rührung, was der Verf. im Gefühle der immer noch hart bedrängten Kirche am Schlusse des allgemeinen Theiles sagt: Tu autem, Pater omnium rerum praepotens, flecte — supplices quaesumus, flecte benignissimi Imperatoris animum, ut nos patriae cives, quorum fides intemerata, quorum reverentia profunda, quorum obedientia prompta est, quique praecipuum throni fulcrum numquam esse cessabimus, protegere, beneficiisque mactare semper in lucro ponat! Möge dieß Botum zur Ehre unserer Zeit bey dem Nachfolger des edelmüthigen Kaisers Franz immer mehr in Erfüllung gehen, und zwar zunächst darin, daß unsern evangelischen Brüdern in Ungarn das uralte Rechte, auf deutschen Universitäten zu studieren und sich so im lebendigen Zusammenhange mit der deutschen Theologie zu erhalten, nicht länger vorenthalten werde!

L.

K i n t e l n.

Geschichtliche Wanderungen durch das Weserthal; von Dr. F. C. Th. Piderit, Hauptpfarrer der Ref. Gemeinde zu Rinteln. Erstes Heft. 1835. 65 S. in 8.

Galerie von Weseransichten. Erste Reihe von Münden bis Minden, aufgenommen und lithographirt von Georg Osterwald. Fol. 4 Blätter. Das obere Weserthal von Münden bis zu der Porta Westphalica gehört zu den reizendsten Gegenden von Deutschland. Es zeich-

net sich auf gleiche Weise durch seine Naturschönheiten als durch historische Merkwürdigkeiten aus. Im Alterthum war es der Schauplatz der Römerkriege; im Mittelalter der mit den Sachsen. Außerdem ward eine Reihe wichtig gewordener Klöster, wir brauchen nur Corvey zu nennen, in demselben gegründet, so daß man es, nach dem Ausdruck des Verf. eine Klostercolonie hätte nennen können. Der Verf. betrachtet dasselbe hauptsächlich aus dieser Rücksicht, und fügt, indem er den Wanderer durch dasselbe führt, bey jedem Orte eine mit critischer Sorgfalt entworfene, historische Uebersicht bey. Nach einer allgemeinen Einleitung folgt 1. Die Stadt Münden. 2. Das Weserthal von Münden bis Carlshafen. 3. Die Abtey Helmarshausen und der Krückeberg. 4. Carlshafen. 5. Herstelle und Beverungen. Wenn der Verf., wie wir nicht zweifeln, die Wanderung fortsetzt, werden die Reisenden in dieser Gegend an ihm nicht bloß einen angenehmen, sondern auch lehrreichen Begleiter haben.

Von dem sich an dasselbe anschließenden lithographierten Werke des Herrn Osterwald liegen die vier ersten Blätter vor uns. Sie enthalten 1. Ansicht von Münden. 2. Carlshafen. 3. Polle. 4. Die Schaumburg. Die Treue der Darstellung können wir bey den beiden ersten Blättern aus eigener Ansicht bestätigen, und zweifeln deshalb auch nicht an der der folgenden.

Hn.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

148. Stück.

Den 19. September 1835.

G ö t t i n g e n.

Verzeichniß der Vorlesungen, die von den hiesigen öffentlichen und Privat-Lehrern auf das künftige halbe Jahr angekündigt sind, nebst vorausgeschickter Anzeige öffentlicher gelehrter Anstalten zu Göttingen. — Die Vorlesungen werden insgesammt in der mit dem 26. October beginnenden Woche ihren Anfang nehmen, und in der mit dem 14. März beginnenden Woche geschlossen werden.

Öffentliche gelehrte Anstalten.

Die Versammlungen der Königl. Societät der Wissenschaften werden, in dem öffentlichen Winter-Auditorio, Sonnabends um 3 Uhr gehalten.

Die Universitäts-Bibliothek wird alle Tage geöffnet; Montags, Dinstags, Donnerst. und Freyt. von 1 bis 2 Uhr; Mittwochs und Sonnabends von 2 bis 4 Uhr. Zur Ansicht auf der Bibliothek selbst erhält man jedes Werk, das man nach den Gesetzen verlangt; über Bücher, die man aus derselben geliehen zu bekommen wünscht, gibt man einen Schein, der von einem hiesigen Professor unterschrieben ist.

Die Sternwarte, der botanische und der öconomische Garten, das Museum, die Gemäldesammlung, die Sammlung von Maschinen und Modellen, der physicalische Apparat, und das chemische Laboratorium, können gleichfalls von Liebhabern, welche sich gehörigen Ortes melden, besucht werden.

Vorlesungen.

Theologische Wissenschaften.

Methodologie der theolog. Wissenschaften, verbunden mit dem Wichtigsten der Litterär-Geschichte derselben, trägt Hr Licent. Piper Mont. u. Donnerst. um 3 Uhr unentgeltlich vor.

Exegetische Vorlesungen über das Alte Testament. Hr Prof. Ewald erklärt den Jesaias um 10 Uhr; Hr Dr Wüstenfeld, die Propheten Joel, Micha, Nahum, Obadia, Mont. und Donnerst. um 2 Uhr, unentgeltlich.

Eine historisch-critische Einleitung in das Neue Testament, nebst einer Uebersicht der Grundsätze der Critik und Hermeneutik gibt Hr Prof. Reiche um 11 Uhr.

Exegetische Vorlesungen über das Neue Testament. Hr Consist. R. Pott erläutert öffentlich die vorzüglichsten in dem N. Testamente vorkommenden jüdischen Vorstellungen. Hr Consist. R. Lücke erklärt das Evangelium und die Briefe des Apostels Johannes 6 St. wöchentlich um 9 Uhr; Hr Prof. Reiche, die kleineren Briefe des Apostels Paulus und den Brief an die Hebräer 6 St. wöchentlich um 9 Uhr; Hr Prof. Köllner, den Brief des Apostels Paulus an die Römer, und die Briefe an die Corinthier 5 St. wöch. um 9 Uhr; Hr Licent. Matthäi, die Briefe des Apostels Paulus an die Corinthier und den Brief an die Hebräer 6 St. wöch. um 9 Uhr; Hr Licent. Holzhausen, den Brief des Apostels Paulus an die Epheser um 1 Uhr unentgeltlich.

Zu exegetischen Repetitorien erbietet sich Hr Rep. Klener.

Die biblische Religions-Lehre (so gen. bibl. Theologie) trägt Hr Prof. Ewald um 2 Uhr vor; Hr Licent. Matthäi 5 St. wöch. um 1 Uhr.

Die Geschichte der christlichen Dogmen handelt Hr Prof. Gieseler 5 St. wöch. um 5 Uhr ab; Hr Licent. Holzhausen um 11 Uhr.

Eine vergleichende Darstellung der vorzüglichsten Systeme der christlichen Theologie gibt Hr Prof. Köllner, nach Planck's 'Abriß einer historischen und vergleichenden Darstellung der dogmatischen Systeme unserer verschiedenen christlichen Haupt-Parteyen. Göttingen, 1822.' 5 St. wöch. um 3 Uhr;

Eine ausführlichere Geschichte des symbolischen Lehrbegriffes der Lutherischen Kirche, Hr Prof. Köllner, Mittw. um 1 Uhr unentgeltlich.

Die christliche Dogmatik lehrt Hr Consist. R. Lücke, nach der zweyten Ausgabe des Hutterus redivivus von Hase, 6 St. wöch. um 11 Uhr.

Zu Repetitorien über die Dogmatik ist Hr Rep. Klener erbötig.

Die christliche Moral handelt Hr Prof. Rettberg 5 St. wöch. um 3 Uhr ab. Zu einem Repetitorium über die Moral erbietet sich Hr Licent. Piper.

Vorlesungen über Kirchengeschichte: Hr Prof. Gieseler trägt den ersten Theil seiner Vorlesung 6 St. wöch. um 8 Uhr vor, und öffentlich, 5 St. wöch. um 4 Uhr, den dritten Theil derselben; Hr Prof. Rettberg, die zweyte Hälfte der Kirchengeschichte vom Ende des 11. Jahrh. bis auf unsere Zeit 6 St. wöch. um 8 Uhr; Hr Licent. Holzhausen, die allgemeine Kirchengeschichte, um 8 Uhr.

Die practische Theologie (Homiletik, Catechetik, Liturgik, Pastoral-Theologie) lehrt Hr Prof. Liebner 4 St. wöch. um 3 Uhr.

Die Pastoral-Theologie, nebst einem Abrisse des allgem. protestantischen Kirchenrechtes, trägt der Hr Prof. Honor. Gen. Superint. Dr Tresfurt, nach seinem 'Leitfaden zc. Göttingen 1825' um 5 Uhr oder in einer bequemern Stunde vor.

Die Homiletik wird Hr Consist. R. Pott um 2 Uhr abhandeln, und außerdem Sonnab. um 11 Uhr die Aufsicht über die verschiedenen Uebungen der Mitglieder des homiletischen Seminars fortsetzen. — Die Uebungen der homiletischen und liturgischen Gesellschaft unter der Aufsicht des Hn Prof. Liebner werden Mittw. in einer noch zu bestimmenden Stunde statt finden. — Ueber die evangelischen Pericopen und die homiletische Anwendung derselben hält Hr Prof. Liebner eine öffentliche Vorlesung.

Die Theorie der religiösen Catechetik trägt Hr Prof. Honor. Gen. Superint. Dr Tresfurt, nach seinem 'Leitfaden zc. Göttingen 1825' 4 St. wöch. um 1 Uhr vor, und verbindet damit die ersten practischen Uebungen.

Practische Uebungen im catechetischen Seminar stellt derselbe Mittw. u. Sonnab. um 1 Uhr öffentl. an.

Zu Repetitorien und Examinatorien über die verschiedenen Zweige der theologischen Wissensch. erbietet sich Hr Pastor Fraas.

Die exegetischen und dogmatischen Uebungen der theologischen Gesellschaft unter der Aufsicht des Hn Cons. R. Lücke werden auf die bisherige Weise fortgesetzt werden.

Die exegetische Gesellschaft unter der Aufsicht des Hn Prof. Ewald versammelt sich Freyt. Ab. um 6 Uhr;

Die theologische Gesellschaft des Hn Prof. Rettberg Mittw. Ab. von 8 bis 10 Uhr.

Die theologische Gesellschaft des Hn Prof. Köllner wird nach ihrer bisherigen Einrichtung fortgesetzt;

Die theologische Privat-Societät des Hn Pastor Fraas Mittw. Ab. von 8 bis 10;

Die Lateinische theologische Gesellschaft des Hn Rep. Klener Mittw. Ab. um 7 Uhr;

Die historisch = theologische Gesellschaft des Hn Licent. Piper Mont. Ab. um 6 Uhr.

In dem Repetenten-Collegium wird Hr Rep. Klener Mont. u. Donnerst. um 11 Uhr in lateinischer Sprache den Propheten Hoseas, Hr Licent. Piper Mittw. u. Sonnab. um 1 Uhr den ersten Brief des Apostels Paulus an die Corinthier erklären.

R e c h t s w i s s e n s c h a f t.

Die Encyclopädie des gesammten heutigen Rechtes trägt Hr Geh. Just. R. Hugo, nach der achten Ausg. seines Lehrbuches, um 9 Uhr vor; Hr Hofr. Bauer, 4 St. wöch. um 9 Uhr; Encyclopädie und Methodologie, Hr Dr Möbius 6 St. wöch. um 9 Uhr;

Naturrecht, Hr Hofr. Bauer, nach der dritten Ausg. seines Lehrbuches, 4 St. wöch. um 2 Uhr; Naturrecht, oder Philosophie des Rechtes, Hr Dr Schumacher 4 St. wöch. um 4 Uhr;

Das deutsche Staatsrecht, Hr Hofr. Albrecht 6 St. wöch. um 11 Uhr;

Das Staatsrecht des Königr. Hannover (mit dem Privat-Rechte) Hr Dr Quentin 5 St. wöch. um 9 Uhr;

Das Criminal-Recht, Hr Hofr. Bauer, nach der zweyten Ausgabe seines Lehrbuches, um 10 Uhr; Hr Dr Benfen, nach Feuerbach, um 5 Uhr; Hr Dr Zacharia, nach Feuerbach, um 2 Uhr.

Eine historisch = philosophische Darstellung des Criminal-Rechtes gibt Hr Dr Böhmer, nach Dictaten, mit Berücksichtigung des Meisterschen Lehrbucheß, um 3 Uhr.

Die Geschichte des Civil-Rechtes trägt Hr Geh. Just. R. Hugo nach der II. Ausg. seines Lehrb. um 10 Uhr vor;

Die Geschichte und die Alterthümer des Röm. Rechtes, Hr Hofr. Goeschen 6 St. wöch um 10 Uhr.

Die exegetische Vorlesung des Hn Prof. Ribbentrop wird, nach der dem Abrisse der Pandecten beygefügten Chrestomathie, 6 St. wöch. gehalten (5 St. sind auf 4 Uhr angesetzt, die sechste wird am schwarzen Brete angezeigt werden). Uebungen der Zuhörer in Beantwortung vorgelegter Fragen können hinzu treten.

Den Text der zweyten Hälfte der Institutionen erklärt Hr Dr Möbius 5 St. wöch. um 3 Uhr, in lateinischer Sprache.

Die Institutionen des Römischen Rechtes trägt Hr Hofr. Goeschen 6 St. wöch. um 11 Uhr, und Sonnab. auch um 9 Uhr vor; Hr Prof. Ribbentrop, mit kurzer Erläuterung der Geschichte und der Alterthümer des Röm. Rechtes, 6 St. wöch. um 11 Uhr, und Mont. u. Donnerst. auch um 2 Uhr; Hr Assess. Dr Balett, der die Geschichte des Röm. Rechtes damit verbindet, um 8 Uhr; Hr Dr Moebius 6 St. wöch. um 11 Uhr;

Die Pandecten, mit Einschluß des Erbrechtes, Hr Geh. Just. R. Mühlenbruch, 12 St. wöch. um 9 und 10 Uhr, u. Mittw. u. Freyt. auch um 1 Uhr; Hr Dr Rothamel, privatissime; Hr Assessor Dr Balett, mit Einschluß des Erbrechtes, nach seinem 'Lehrbuch', um 9 und 11 Uhr;

Das Erbrecht, Hr Prof. Ribbentrop 5 St. wöch. um 8 Uhr (für diejenigen, welche seine Vorlesung über die Pandecten besucht haben, als Fortsetzung jener Vorlesung); Hr Dr Bensen, nach Mühlenbruch, 5 St. wöch. um 3 Uhr.

Ein Civil-Practicum, als pract. Pandecten-Repetitorium, hält Hr Dr Thöl 3 St. wöch. um 4 Uhr.

Privatissima über das Römische Recht gibt Hr Dr Wunderlich.

Das Kirchenrecht trägt Hr Hofr. Albrecht um 8 Uhr vor; Hr Dr Rothamel um 10 Uhr; Hr Dr Moebius um 10 Uhr.

Eine historisch = philosophische Vorlesung über das Kirchenrecht wird Hr Dr Böhmer, nach 'Planck's Grundriß und Geschichte der kirchlichen Verfassung und des canon. Rechtes', 5 St. wöch. um 8 Uhr halten.

1470 Göttingische gel. Anzeigen

Die Geschichte des deutschen Rechtes trägt Hr Hofr. Albrecht um 9 Uhr vor;

Das deutsche Privat-Recht, mit Einschluß des Lehn- und Handels-Rechtes, Hr Prof. Kraut, nach seinem 'Grundriß . . . nebst beygefügtten Quellen, Gött. 1830', 12 St. wöch. um 9 und 11 Uhr; Hr Dr Thöl, nach Eichhorn, 10 St. wöch. um 9 u. 11 Uhr;

Das Lehnrecht, nach Pätz, Hr Dr Rothamel 4 St. wöch. um 2 Uhr;

Das Privatrecht des Königr. Hannover (mit dem Staatsrechte), Hr Dr Quentin 5 St. wöch. um 9 Uhr;

Das Nassauische Landesrecht, Hr Hofr. Bauer Mittw. und Sonnab. um 2 Uhr;

Das Preussische Landrecht, Hr Dr Quentin 5 St. wöchentlich;

Den Criminal-Proceß, Hr Dr Zachariä 5 St. wöch. um 3 Uhr, verbunden mit practischen Uebungen und Hinweisung auf die 1835 von ihm heraus gegebenen 'Geschichtserzählungen aus Criminal-Acten'; Hr Dr Wunderlich, nach Martin, Mont., Dinst., Donnerst. um 2 Uhr;

Die Theorie des bürgerlichen Processes, Hr Hofr. Bergmann 5 St. wöch. um 2 Uhr; Hr Assessor Dr Balett, nach Martin, um 2 Uhr, verbunden mit pract. Uebungen; Hr Dr Grese 5 St. wöch. um 5 Uhr, verbunden mit einer zum Acten-Lesen bestimmten Stunde Sonnab. um 2 Uhr; Hr Dr Wunderlich, nach Martin, um 3 Uhr privatissime.

Den Hannoverschen Proceß lehrt Hr Dr Quentin 3 St. wöch. um 1 Uhr;

Den Concurß-Proceß, Hr Dr Wunderlich, nach Martin, unentgeltlich in 2 am schwarzen Brete anzuzeigenden St. wöchentlich.

Ein practisches Collegium über den Proceß hält Hr Hofr. Bergmann 5 St. wöch. um 9 Uhr; ein Relatorium, 3 St. wöch. um 10 Uhr, mit Hinweisung auf seine 'Beiträge zur Einleit. in die Praxis', und seine 'Anleit. zum Referieren'.

Die Extrajudicial- und Gautelar-Jurisprudenz handelt Hr Dr Schumacher Mont. und Donnerst. um 1 Uhr unentgeltlich ab.

General-Examinatoria über alle Rechtstheile, so wie auch Special-Examinatoria, und Repertoria in deutscher oder lateinischer Sprache, hält Hr Dr Rothamel, Hr Dr Moebius, Hr Ob Zimmermann.

H e i l k u n d e.

Die Vorlesungen über Botanik und Chemie s. bey der Naturlehre.

Eine Schilderung der ausgezeichnetsten Aerzte gibt Hr Prof. Marx in einer öffentlichen Vorlesung Sonnab. um 8 Uhr.

Anatomische Demonstrationen gibt Hr Hofr. Langenbeck mit Hinweisung auf seine anatomischen Kupfertafeln um 1 Uhr; über Osteologie und Syndesmologie Mont., Mittw. und Freyt. um 11 Uhr. — Practischen Unterricht im Zergliedern gibt Hr Hofr. Langenbeck und Hr Professor Pauli von 10 bis 12 und von 2 bis 4 Uhr.

Die vergleichende Anatomie und Physiologie trägt Hr Ober-Medicinal-R. Blumenbach, Mont., Dinst. Donnerst. und Freyt. um 9 Uhr vor; Hr Prof. Berthold, 5 St. wöch. um 11 Uhr.

Zootomische Uebungen wird Hr Prof. Berthold privatissime leiten.

Die pathologische Anatomie handelt Hr Dr Herbst Mont., Dinst., Freyt. um 5 Uhr ab.

Die Physiologie trägt Hr Prof. Berthold, nach seinem 'Lehrbuch, Gött. 1829', 6 St. wöch. um 10 Uhr vor; Hr Dr Herbst, nach Blumenbach, 6 St. wöch. um 8 Uhr: beide mit mannigfachen Erläuterungen durch anatomische Demonstrationen und Versuche;

Allgemeine Pathologie, nach der fünften Ausg. seines Handbuche, und allgemeine Therapie, Hr Hofr. Conradi, nach seinem Handbuche, 5 St. wöch. um 3 Uhr;

Allgemeine Pathologie, nach seiner 'allgem. Krankheitslehre', Symptomatologie, und Therapie, Hr Prof. Marx 5 St. wöch. um 3 Uhr;

Allgemeine Nosologie und Therapie, Hr Dr Herbst 5 St. wöch. um 4 Uhr;

1472 Göttingische gel. Anzeigen

Allgemeine Heilmittel-Lehre, Hr Dr Kraus, nach seiner 'wissenschaftl. Uebersicht der gesammten Heilmittel-Lehre', 2 St. wöch. unentgeltlich;

Medicinische und chirurgische Heilmittel-Lehre, derselbe, nach demselben Lehrbuche, 6 St. wöch.; Hr Dr Conradi, nach seiner 'Uebersicht der pract. Arzneymittel-Lehre. Gött. 1834.', 5 St. wöch. um 4 Uhr, verbunden mit besondern Stunden zur Vorzeigung der Arzneystoffe und der Abbildungen der Pflanzen;

Den pharmacologischen Theil der Materia Medica, Hr. Hofr. Schrader, Dinst., Mittw., Donnerst. und Freyt. um 2 Uhr.

Ueber die Mineral-Wasser, vorzüglich in Deutschland und der Schweiz, hält Hr Dr Conradi Mont. u. Dinst. um 2 Uhr oder in einer bequemern St. eine unentgeltliche Vorlesung.

Die Nosologie und Therapie der Verdauungs- Werkzeuge, der Respirations- Werkzeuge, der Haut, der Harn- Werkzeuge und der Geschlechtstheile, so wie auch des Gehirns, des Herzens, der Nerven, trägt Hr Hofr. Himly 6 St. wöch. um 10 Uhr vor;

Den zweyten Theil der speciellen Nosologie und Therapie, die abnormen Ausleerungen, Cachexien, Nervenkrankheiten, Seelenkrankheiten zc. enthaltend, Hr Hofr. Conradi, nach der vierten Ausgabe seines Lehrbuches, 5 St. wöch. um 5 Uhr;

Den ersten Theil der speciellen Pathologie und Therapie, oder die Lehre von den Nervenkrankheiten, Entzündungen, und Fiebern, Hr Prof. Marx 6 St. wöch. um 2 Uhr.

Die Krankheiten der Wöchnerinnen und der Neugeborenen handelt Hr Prof. Oslander Mittw. um 9 Uhr ab.

Die zweyte Hälfte der Chirurgie trägt Hr Hofr. Langenbeck um 6 Uhr Ab. vor;

Die Manual-Chirurgie, Hr. Hofr. Langenbeck privatissime.

Uebungen in Operationen bey den Krankheiten der Augen stellt Hr Hofr. Langenbeck privatissime an.

Die Lehre von dem chirurgischen Verbände handelt Hr Dr Pauli Abends um 7 Uhr ab, und gibt zugleich eine Anleitung zu practischen Uebungen;

Die Zahnkrankheiten und die dabey vorkommenden Operationen, so wie auch die Verfertigung und Einsetzung einzelner Zähne, und ganzer Gebisse, aus Email, derselbe, privatissime.

Die Lehre der Geburtshülfe trägt Hr Prof. von Siebold 5 St. wöch. um 8 Uhr vor; Anleitung zu den geburtshülflichen Operationen am Fantome gibt er 4 St. wöch. um 2 oder um 5 Uhr; zu practischen Uebungen, wozu er außerdem jede im Entbindungshause sich darbietende Gelegenheit benützt, bestimmt er 3 St. wöchentl. um 3 Uhr; so wie er auch privatissime Anleitung zu der practischen Geburtshülfe zu geben bereit ist. Ueber die pragmatische und literarische Geschichte der Geburtshülfe, so wie über die geburtshülflichen Instrumente hält er Sonnab. um 8 Uhr eine öffentliche Vorlesung. — Hr Prof. Oslander lehrt die Entbindungskunst 4 St. wöch. um 9 Uhr, und gibt um 2 Uhr privatissime Anleitung zu den geburtshülflichen Operationen. — Hr Dr Tresfurt trägt Entbindungswissenschaft und Entbindungskunst 5 St. wöch. um 8 Uhr vor, die Lehre der geburtshülflichen Operationen, in Verbindung mit Uebungen am Fantome, 6 St. wöch. um 3 Uhr.

Die gerichtliche Medicin trägt Hr Prof. von Siebold 4 Stunden wöchentlich um 4 Uhr vor.

Zu Privatissimis, Examinatorien, und Repetitorien erbietet sich Hr Dr Conradi, Hr Dr Tresfurt.

Die medicinischen und chirurgischen klinischen Uebungen in dem academischen Hospitale und in den Privat-Wohnungen der Kranken wird Hr Hofr. Himly, nach der bisherigen Einrichtung, die er in einer kleinen Schrift 'Verfassung der medicinisch-chirurgischen Klinik zu Göttingen, 1803' entwickelt hat, fortsetzen, und bestimmt dazu die Stunde von 11 bis 12 täglich.

Für die klinischen Uebungen im chirurgischen Krankenhause bestimmt Hr Hofrath Langenbeck die Stunde von 9 bis 10 Uhr.

Anleitung zur medicinischen Klinik gibt Hr Hofr. Conradi in dem unter seiner Direction stehenden Institute um 10 Uhr.

Die Anatomie und Physiologie der landwirthschaftlichen Hausthiere trägt Hr Director Dr Lappe 5 St. wöch. um 1 Uhr vor;

Die Pathologie der Hausthiere, Hr Director Dr Lappe 4 St. wöch. um 2 Uhr.

Die practischen Uebungen in dem der Aufsicht des Hn Director Dr Lappe untergebenen Königl. Thier- Hospitale werden täglich um 10 Uhr gehalten.

Ueber das Aeußere des Pferdes hält der Universitäts-Stallmeister Hr Rittmeister Aumers Mittw. und Sonnab. von 12 bis 1 Uhr eine Vorlesung.

Philosophische Wissenschaften.

Die Geschichte der alten Philosophie, vorzüglich der Griechen und Römer, trägt Hr Hofr. Wendt, nach der von ihm besorgten fünften Ausgabe des Tennemannischen Lehrbuches (Leipz. 1829), 5 St. wöch. um 3 Uhr vor;

Logik und Metaphysik, Hr Hofr. Wendt, nach Dictaten, 6 St. wöch. um 11 Uhr;

Logik und allgemeine Einleitung in die Philosophie, Hr Hofr. Herbart, nach seinem Lehrbuche, 5 St. wöch. um 4 Uhr;

Psychologie, Hr Hofr. Herbart, nach seinem Lehrbuche, 5 St. wöch. um 11 Uhr; Hr Dr Bohß, Mont., Dinst., Donnerst., Freyt. um 5 Uhr;

Religions-Philosophie, Hr Dr Bohß, Mont., Dinst., Donnerst., Freyt. um 3 Uhr;

Pädagogik, Hr Hofr. Herbart Dinst., Mittw., Donnerst. um 5 Uhr;

Die gesammte Politik, auf historischem Wege erläutert, verbunden mit einer kurzen Erläuterung des positiven Europäischen Völkerrechtes, und einer ausführlicheren Abhandlung der Polizen, Hr Hofr. Dahlmann 5 St. wöch. um 3 Uhr;

Die Landwirthschaft, Hr Hofr. Hausmann, Mont., Dinst., Donnerst., Freyt. um 11 Uhr;

Die Forstwissenschaft, d. h. nach vorhergegangener so wohl geschichtlicher als literarischer Einleitung, erstens Forst-Bodenkunde, zweitens Forst-Climatologie, drittens Forstbau, Hr Hofr. Meyer 5 St. wöch. um 11 Uhr;

Die Lehre von dem Forstschuge, derselbe Dinst. und Freyt. um 8 Uhr;

Die Bergbaukunde, Hr Hofr. Hausmann um 8 Uhr privatissime.

Mathematische Wissenschaften.

Die reine Mathematik trägt Hr Prof. Ulrich um 3 Uhr vor; Hr Dr Köhler, nach Lorenz, um 2 Uhr;

Die Theorie der Auflösung der Zahlengleichungen, Hr Dr Stern 4 St. wöch. um 3 Uhr;

Die analytische Geometrie, Hr Prof. Ulrich 4 St. wöch. um 11 Uhr; Analysis und analytische Geometrie, Hr Dr Goldschmidt 5 St. wöch. um 2 Uhr;

Differential- und Integral-Rechnung, Hr Prof. Ulrich, um 10 Uhr;

Die ebene und sphärische Trigonometrie, und die Stereometrie, Hr. Prof. Ulrich, nach seinem Handbuche, um 4 Uhr;

Die Methode der kleinsten Quadrate, und die Anwendung derselben in der Astronomie, höhern Geodäsie, und Naturwissenschaft, Hr Hofr. Gauß um 10 Uhr;

Die Mathesis forensis, Hr. Dr Köhler, Mittw. und Sonnab. um 10 Uhr;

Die Grundlehren der theoretischen Astronomie, Hr Dr Goldschmidt 5 St. wöch. um 8 Uhr, verbunden mit practischen Uebungen;

Populäre Astronomie, Hr Dr Stern, nach seiner 'Darstellung der popul. Astronomie', Mont. und Dinst. um 1 Uhr, oder in einer bequemern Stunde.

Die practische Astronomie lehrt Hr. Hofr. Gauß privatissime.

Die Theorie der bürgerlichen Baukunst trägt Hr Dr Schrader, mit besonderer Hinsicht auf Camera-Listen, um 11 Uhr vor; die bürgerliche Baukunst, verbunden mit architectonischem Zeichnen, Hr Dr Köhler, 4 St. wöch. um 11 Uhr.

Zum Privat-Unterricht in einzelnen Theilen der theoretischen so wohl als practischen Mathematik erbiethet sich Hr Dr Schrader, Hr Dr Focke, Hr Dr Köhler.

Naturlehre.

Die Naturgeschichte trägt Hr Ober-Medicinal-R. Blumenbach, nach seinem Handbuche, 5 Stunden wöchentlich um 3 Uhr vor.

Die zweite Hälfte der Botanik, welche die weniger bekannten Pflanzen = Familien, vorzüglich die cryptogamischen Gewächse begreift, handelt Hr Hofr. Schrader Freyt. u. Sonnab. um 11 Uhr ab; Hr Prof. Bartling Mont., Dinst., Donnerst., Freyt. um 2 Uhr; auch werden von jedem dieser Herren, so wie bisher, botanische Excursionen angestellt werden.

Ueber die polypetalischen Pflanzen = Familien hält Hr Prof. Bartling Mittw. und Sonnab. um 2 Uhr eine öffentliche Vorlesung.

Zur Kenntniß der seltenen in den Gewächshäusern des botanischen Gartens befindlichen Pflanzen gibt Hr Hofr. Schrader Mittw. um 11 Uhr Anleitung.

Die Anatomie und Physiologie der Pflanzen handelt Hr Hofr. Schrader Mont. und Dinst. um 11 Uhr ab; Hr Prof. Bartling, Mont., Dinst., Donnerst., Freyt. um 11 Uhr.

Ueber die Geschichte und Theorie der Vulcane hält der Hr Hofr. Hausmann eine öffentliche Vorlesung Sonnab. um 11 Uhr.

Die Mineralogie trägt Hr Hofr. Hausmann, nach der 2. Ausg. seines Handbuchs, 6 St. wöch. um 10 Uhr vor;

Die physische Geographie, Hr Prof. Bunsen um 8 Uhr;

Die Experimental = Physik, Hr Prof. Weber um 2 Uhr.

Für Practisch = physikalische Uebungen, in dem academischen Laboratorium bestimmt Hr Prof. Weber die Stunden von 11 bis 1 Uhr Sonnabends.

Die theoretische Chemie, mit den erforderlichen Versuchen erläutert, handelt Hr Dr Bunsen 5 St. wöch. um 9 Uhr ab;

Die technische Chemie, derselbe, 5 St. wöch. um 1 Uhr;

Die Stöchiometrie, derselbe privatissime.

Historische Wissenschaften.

Mythologie und Religionsgeschichte der alten Völker trägt Hr Hofr. Müller 5 St. wöch. um 9 Uhr vor;

Die Geschichte der vorzüglichsten Europäischen Staaten von der Völkerwanderung bis auf unsere Zeiten, Hr Hofr. Heeren um 10 Uhr;

Die Geschichte von Deutschland, Hr Hofr. Dahlmann 6 St. wöch. um 8 Uhr, mit Verweisung auf die 1830 von ihm heraus gegebene Quellenkunde der deutschen Geschichte.

Tacitus Germania wird Hr Hofr. Grimm, nach seiner bey Dieterich erscheinenden Ausgabe, 4 St. wöch. um 6 Uhr erklären, und dabey so wohl altdeutsche Mythologie als Rechtsalterthümer ausführlich erörtern.

Die Geschichte des Königr. Hannover und des Herzogth. Braunschweig trägt Hr Dr Thospan Mont., Dinst., Donnerst. u. Freyt, um 2 Uhr vor;

Die Statistik, sowohl die allgemeine, als die besondere von Großbritannien, Frankreich, Rußland und den Nord-Americanischen Freystaaten, Hr Hofr. Heeren um 4 Uhr.

Die Kirchengeschichte s. bey den Theologischen Wissenschaften.

Literär = Geschichte.

Die allgemeine Literär-Geschichte trägt Hr. Ober-Bibliothecar Reuß 4 St. wöch. vor; Hr Prof. Hoef in einer am schwarzen Brete zu bestimmenden Stunde.

Die Vorlesungen über die Geschichte einzelner Wissenschaften und Künste sind bey jedem einzelnen Fache erwähnt.

Schöne Künste.

Die Aesthetik und die Theorie der schönen Künste, durch die vorzüglichsten Kunstwerke erläutert, trägt Hr Hofr. Wendt, nach Dictaten, 4 St. wöch. um 5 Uhr vor;

Einen historischen und critischen Abriss der Geschichte der Französischen Literatur, Hr

1478 Göttingische gel. Anzeigen

Prof. Artaud 4 Stunden wöchentlich, in Französischer Sprache.

Ueber den deutschen Stil hält Hr Prof. Bunsen 4 St. wöch. um 5 Uhr eine Vorlesung. Hr Dr Thospan lehrt den deutschen Stil privatissime.

Die Vorlesungen über die Baukunst s. bey den Mathematischen Wissenschaften.

Die Geschichte der Mahlerkunst, Bildhauerkunst, Baukunst u. s. w. von der Wiederherstellung der Kunst bis auf unsere Zeit trägt Hr Prof. Desterley, mit Benützung der hiesigen Gemälde- und Kupferstichsammlung 5 St. wöch. um 1 Uhr vor; auch ist er zum Unterricht im Zeichnen und Mahlen, so wie auch zur Leitung academischer Uebungen erbötig. Hr Eberlein wird gleichfalls fortfahren Unterricht im Landschafts-Zeichnen zu geben.

Unterricht im Gesange, Clavierspiele, und Generalbasse ertheilt Hr Musik-Director Dr Heinroth. Für die Sing-Academie ist der Abend jedes Montags von 8 Uhr an bestimmt.

Orientalische und alte Sprachen.

Die Hebräische Grammatik lehrt Hr Dr Wüstenfeld 5 St. wöch. um 10 Uhr; Hr Rep. Klener, nach der zweyten Ausg. der Ewaldischen Kleinern Grammatik, 4 St. wöch. um 3 Uhr.

Die Hamasa und einige andere schwerere Arabische Schriften erklärt Hr Prof. Ewald 2 St. wöch. um 1 Uhr; Ausgewählte Abschnitte des Koran, und die Hamasa, Hr Dr Wüstenfeld in einer passenden Stunde unentgeltlich.

Eine Vergleichung des Persischen mit dem Sanscrit gibt Hr Prof. Ewald 2 St. wöch. um 1 Uhr.

Die Vorlesungen über das Alte und Neue Testament s. bey den Theologischen Wissenschaften.

Die Metrik handelt Hr Assess. Dr von Leutsch 5 St. wöch. um 2 Uhr ab.

Vorlesungen über die Griechische Sprache und Griechische Schriftsteller: Hr Hofr. Mitscherlich erklärt die Phönicierinnen des Euripides, so wie auch Oedipus den König, und Oedipus auf Kolonos von Sophocles um 2 Uhr; Hr Hofr. Dissen, Platons Theätet 5 St. wöch. um 3 Uhr. Hr Hofr. Müller übt die Mitglieder des philologischen Seminars in der Erklärung der Theogonie des Hesiodos, Mont. und Dinst. um 11 Uhr, und erläutert die Geschichtsbücher des Thucydides 5 St. wöch. um 10 Uhr. Hr Assessor Dr Bode hält eine unentgeltliche Vorlesung über Sophocles Oedipus auf Kolonos, Mittw. u. Sonnab. um 1 Uhr. Hr Assessor Dr Beutler erklärt 3 St. wöch. um 3 Uhr die Odyssee. Hr Assessor Dr von Leutsch erläutert 5 St. wöch. um 3 Uhr die Ritter, und die Vögel des Aristophanes; und privatissime Platons Bücher vom Staate: für die Mitglieder der Griechischen Gesellschaft bestimmt er das vierte Buch des Thucydides. Hr Dr Lion erklärt Isocrates Panegyricus und Enstias Reden um 11 Uhr; Hr Dr Krüger, Platons Theätet 5 St. wöch. um 3 Uhr. — Zum Privat-Unterricht im Griechischen erbietet sich Hr Assess. Dr Bode, Hr Dr Lion.

Vorlesungen über die Lateinische Sprache und Lateinische Schriftsteller: Hr Hofr. Mitscherlich übt die Mitglieder des philologischen Seminars in der Erklärung der Pharsalia von Lucan, Donnerst. u. Freyt. um 11 Uhr; Hr Hofr. Dissen leitet die Disputationsübungen derselben Mittw. um 11 Uhr. Hr Prof. Grotefend erläutert, mit besonderer Hinsicht auf den Schulunterricht, die Lehren der allgemeinen Grammatik, und sodann die lateinische Syntaxis, Mont., Dinst., Donnerst., Freyt. um 4 Uhr; Hr Assessor Dr Bode, Ciceros Bücher de oratore 5 St. wöch. um 4 Uhr; Hr Dr Lion, ausgewählte Briefe von Cicero um 1 Uhr. Hr Dr Benssen hält 4 St. wöch. um 3 Uhr eine Vorlesung über den Lateinischen Stil, womit er zweymahl Übungen im Schreiben verbindet, zweymahl aber aus Ciceros Schriften die vorgetragenen Regeln erläutert. Horatius Satiren erklärt derselbe 4 St. wöch. um 4 Uhr. — Zum Privat-Unterricht im Lateinischen ist Hr Assessor Dr Bode, Hr Dr Lion erbötig.

Ausgewählte Stücke mittelhochdeutscher Dichter erläutert Hr Hofr. Benecke 4 St. wöch. um 7 Uhr Abends.

1480 Göttingische gel. Anzeigen

Die deutsche Grammatik trägt Hr Hofr. Grimm 4 St. wöch. um 4 Uhr vor.

Freydanf's Bescheidenheit, und Walther's von der Vogelweide Lieder erklärt Hr Prof. Grimm 4 St. wöch. um 5 Uhr, jene nach seiner, diese nach Bachmann's Ausgabe.

Neuere Sprachen und Literatur.

Die Französische Sprache lehrt Hr. Prof. Artaud. Auch er bietet sich Hr Dr Lion so wie Hr Dr Thospan zum Unterricht im Französischen.

Die Anfangsgründe der Englischen Sprache trägt, in Verbindung mit practischen Uebungen, Hr Hofr. Benecke Mont., Dinst., Donnerst. und Frent. um 6 Uhr Ab. vor; Hr Lector Melford lehrt theoretisch und practisch die Anfangsgründe 4 St. wöch. um 7 Uhr Abends, die Sinnverwandtschafts = Lehre der Englischen Sprache 3 St. wöch. um 1 Uhr. — Hr Dr Lion er bietet sich zum Privat = Unterricht im Englischen.

Die Italiänische Sprache lehrt Hr Dr Lion;

Die Spanische Sprache, Hr Lector Melford.

Die Reitbahn ist dem Univ. Stallmeister Hn Rittm. Kuwers untergeben; der Fechtboden, dem Univ. Fechtmeister, Hn Castropp; der Tanzboden, dem Univ. Tanzmeister, Hn Hölzke.

Ben dem Logis-Commissär, Pedell Dierking, können diejenigen, welche Wohnungen suchen, sowohl über die Preise, als andere Umstände, Nachricht erhalten, und durch ihn im voraus Bestellungen machen.

G e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

149. Stück.

Den 21. September 1835.

P a r i s.

Fortsetzung der Anzeige: Histoire de la restauration et des causes qui ont amené la chute de la branche aînée des Bourbons. Par un homme d'état. T. V — X.

Wie weit aber und auf welchen Wegen diese Partey auch im Großen zu gehen meinte konnte man schon damals daraus abnehmen, daß während jener ganzen Epoche royalistischen Siegestaumels gewisse Gelüste nach Staatsstreichen sich regten, wobey man auf einiges Napoleonicisches Handwerkszeug rechnete, z. B. auf Szary, der sich eifrig zu Processionen, Messe und Beichtstuhl drängte, und sich große Mühe gab seine Hand von dem Blute des Herzogs von Enghien rein zu waschen, welches indessen jedenfalls kein unübersteigliches Hinderniß der engsten Verbindung mit denselben Menschen war, die einen Gregoire, Manuel mit heiligem Abscheu aus der Deputiertenkammer verstoßen hatten.

Viele mußte auf irgend eine Weise sich die-

fem Strom, der ihn fortzureißen drohte, entziehen, und wie weit schon damals der Riß zwischen ihm und seinen ehemaligen Freunden gesehien, kann man daraus abnehmen, daß schon damals auf der äußersten Rechten von Budgetverweigerung die Rede war. Hierzu kam noch der Umstand, daß der Herzog von Angouleme — dessen oben bezeichnete Haltung und Stellung ihn eventuell eben so leicht zu einem natürlichen und nützlichen Bundesgenossen, als zu einem Gegner Billele's machen konnte — bey der Prüfung der spanischen Rechnungen nicht nur von der Linken, sondern auch von einem großen Theil der Rechten Unannehmlichkeiten fürchtete, wenn auch nicht für sich selbst, doch für seinen Günstling Guilleminot, gegen den in Folge seines persönlich feindseligen Verhältnisses zu dem Kriegsminister Belluno und bey seinem ziemlich ausgesprochenen Liberalismus sich eine starke Intrigue in der zweyten Kammer gebildet hatte, während dagegen die Pairskammer ihm und dem Dauphin günstig schien. Billele suchte um so mehr sich hier dem Dauphin zu nähern, da er Belluno's Entfernung wünschte, dessen Persönlichkeit ihm zu bedeutend war. So vereinigten sie sich denn leicht dahin jenen durch den Herzog von Damas zu ersetzen, der eine Creatur des Dauphin und eine solche politische Null war, wie Billele sie sich als Kollegen wünschte, obgleich er sich auch hier verrechnete, da eben diese Nullität später sich bald der Congregation mehr hingab, als Billele wünschte. Damals aber machte diese Ministerialveränderung die royalistische Majorität noch viel schwieriger und unlenksamer, und die ganze Angelegenheit ward ein Grund mehr für die Auflösung der Kammer, welche bekanntlich im Dec. 1823 erfolgte.

Bey den nun statt findenden Wahlen wurden alle Mittel des Regierungs-Einflusses nicht nur gebraucht, sondern im allerhöchsten frechsten Grade gemißbraucht. Das Resultat war die berück- tigte Phalanx, das centre, oder, wie die Boß- heit es verdrehte, der ventre der 300. Der Vf. ist aber, unseres Wissens, der erste, welcher den eigentlichen Character und die Stellung dieser Majorität richtig aufgefaßt hat und darstellt. Keinesweges nämlich war dieß, wie man fast durchgehends, damals und bis auf diesen Augen- blick, annimmt, eine dem Minister dienstbare, mit Leib und Seele um den Preis einer Stelle an der großen Krippe des Budgets verkaufte, den ministeriellen Plänen als blindes Werkzeug dienende Majorität. Es war vielmehr eine aus manchen heterogenen Elementen bestehende, größ- ten Theils eigensinnige, leidenschaftliche, anmaßens- de, und nur durch mancherley Concessionen zu- sammen zu haltende Majorität — und zwar durch solche Concessionen, welche keines jener Elemente zu sehr auf Kosten des andern begünstigen durf- te. Dieß schließt nun natürlicherweise einen gewissen Grad von Reciprocität der Concessionen zwischen dem Ministerium und der Majorität nicht aus, und der Majorität mußte immer daran gelegen seyn, sich mit einem Minister zu ver- ständigen, den man fürs erste nicht entbehren und durch keinen zugleich fähigern, einflußreichern und fügsamern ersetzen konnte. Aber die Con- cessionen der Parteyen beschränken sich doch im- mer nur darauf, daß sie sich vorläufig mit einem Theil begnügen, ohne doch ihre Ansprüche auf das Ganze aufzugeben oder zu mäßigen. Viel- mehr steigern sie ihre Ansprüche, oder doch deren Ausdruck wo möglich noch, um so viel wie ir- gend möglich auf Abschlag zu erlangen. Der

Verf. zählt in der Kammer von 1824 gegen 70 Mitglieder, welche ihren Ansichten nach am ehesten noch eigentlich ministeriell genannt werden konnten, d. h. deren Ansichten dem System am meisten entsprachen, was Billele befolgt haben würde wenn er freye Hand gehabt hätte. Es waren jene oben characterisierte aufrichtige, gemäßigte, constitutionelle Royalisten, Bureaucraten und Industrielle. Aber in demselben Maße als Billele durch seine Concessionen aus seiner natürlichen Stellung gerissen wurde, entgingen ihm auch die gewissenhaften Glieder dieses rechten Centrum, und es blieb ihm nur eine geringe Anzahl wirklich feiler, oder doch völlig unselfständiger Stimmen des eigentlichen Centrum. Die royalistische Aristocratie zählte gegen 100 Stimmen, besonders auf der äußersten Rechten, die Congregation gegen 120. Die Linke war auf etwa 17 Stimmen beschränkt, darunter Foy, Perrier, B. Constant und Royer Collard als Repräsentant der Doctrine. Betrachten wir das Resultat der Wahlen von 1824 in diesem neuen Lichte, so müssen wir gestehen, daß Billele durch die Auflösung der Kammer nichts gewonnen hatte, daß sein Hauptzweck eine fügsamere und auch mit der Pairskammer besser harmonisierende Majorität zu erhalten nicht erreicht worden war. Dann aber entsteht natürlich die Frage: wie war es möglich, daß aller Einfluß der Regierung auf die Wahlen kein günstigeres Resultat hervorbringen konnte? Der Verf. beantwortet diese Frage keinesweges auf eine genügende Weise und wir können diesen Mangel nur durch wahrscheinliche Vermuthungen und Schlüsse aus der ganzen Sachlage gezogen ersetzen. Billele hätte eine seinen eigenen Ansichten entsprechendere Majorität nur dann finden können, wenn er sich der

milderen Schattierung des industriellen und büreaucratischen Liberalismus, etwa dem linken Centrum der Kammer von 1818 und 19 genähert und die Wahlen in diesem Sinne geleitet hätte. Ein solcher Versuch hätte ihm aber leicht theuer zu stehen kommen können, da er eines Theils Gefahr lief den Doctrinärs in die Hände zu arbeiten (welche immer zunächst an das Ministerium und dann erst an die Doctrin dachten), andern Theils die heftigste royalistische Reaction anzuregen und es mit dem Hof ganz und gar zu verderben. Aber konnte er unter der damals noch bedeutenden Masse wählbarer Royalisten keine passendere Auswahl treffen? Dieß war allerdings seine Meinung und eben deshalb dachte er um so weniger an eine Annäherung nach der andern Seite. Die Mehrzahl der durch den Einfluß der Regierung erlangten Wahlen traf mehr oder weniger unbedeutende Neulinge, besonders aus der Classe des Provinzialadels, und Billele glaubte ohne Zweifel hier am ehesten einen fügsamern Stoff für eine ministerielle Majorität zu finden. Eben darin aber lag sein Irrthum, der freylich erst allmählich hervortrat. Der Parteyinstinct war bey diesen beschränkten, wenig gewandten Menschen viel schwerer innerhalb der Schranken einer natürlicherweise complicirtern, ministeriellen Politik zu halten und zum fügsamen Werkzeug abzurichten, als bey erfahrenern und persönlich bedeutendern Parteymenschen, mit denen eher zu einem wenigstens auf gegenseitige Billigkeit und Berücksichtigung der Umstände begründeten Verständniß zu kommen war. Waren sie aber unfähig auf die Politik des Ministers einzugehen, so fand der jesuitische Einfluß um so eher Raum bey ihnen, da die künftigen Gefahren, welche dem aristocratischen Element von

dieser Seite drohten, noch zu entfernt für so ungeübte Blicke waren, und da dieser Landadel theils mit Ueberzeugung von der antirevolutionären catholischen Reaction ergriffen war, theils sich leicht bedeuten ließ, daß dieß wenigstens eine äußere Anstandspflicht für jeden guten Royalisten und Edelmann sey, worin ja der König, der Hof selbst mit gutem Beyspiel voran ging, und kein Mittel sparte diese schwachen Köpfe mit jesuitischer Hoflust zu betäuben und zu verwirren. Hierzu kömmt noch, daß ohne Zweifel Billele, wenn auch nicht in so hohem Grade, doch auf ähnliche Weise von den untergeordneten Werkzeugen der Administration getäuscht wurde, wie dieß bey Richelieu in dessen zweyten Ministerium der Fall war, indem viele Beamte in den Wahlumtrieben mehr den Winken folgten, welche sie von den Häuptern der Congregation erhielten, als den ministeriellen Instructionen. Wie dem allem auch sey, Billele konnte schwer voraus sehen, mußte vielmehr erst nach und nach inne werden, daß er sich mit dieser Kammer selbst eine Ruthe gebunden hatte, daß er fortan sein ministerielles Leben nur durch Concessionen fristen könne. Ehe er aber noch zu dieser Erkenntniß kam machte er das Uebel noch ärger, indem er ihm selbst eine längere Dauer bereitete, als es verfassungsmäßiger Weise damals erwarten konnte. Einer der ersten Gesetzworschläge, den er vor die Kammer brachte, war jener zur Einführung der parlamentarischen Septennalität. Die angeblichen oder wirklichen Gründe einer höhern Stabilitäts-Politik, welche für diese Maßregel angeführt wurden, brauchen wir hier nicht zu untersuchen; die untergeordneten aber practisch entscheidenden Gründe liegen am Tage. Der Minister, welcher noch in dem Wahn stand eine

fügsame Majorität vor sich zu haben, wünschte sie so lange wie möglich zu behalten, und diese Majorität konnte, welches auch ihre eigentliche Natur war, sich eine solche Vermehrung ihres Einflusses gern gefallen lassen, zumal die vage Lösung, man müsse eine ruhige Zeit gewinnen um Thron und Altar durch einen soliden Unterbau, durch eine Reihe antirevolutionärer organischer Gesetze zu stützen, von jedem nach seiner Weise gedeutet, auch in den Ohren der Neulinge einen guten Klang haben mußte. Daß die Septennalität in der Deputiertenkammer mit einer großen Majorität durchging, kann also nicht befremden. Daß aber in der Pairskammer nur eine geringe Majorität mit vieler Mühe für diese Veränderung zu erhalten war, ist eben so begreiflich, da nicht nur der ruhigere politische Blick, sondern auch der corporative Instinct dieser Kammer darin sogleich eine Verstärkung der zweiten Kammer (der Repräsentantin des demokratischen Princips) auf Kosten der beiden andern höchsten Staatsgewalten, des Königthums und noch mehr der Pairskammer selbst, erkennen ließ. Diese Furcht war aber nicht nur hinsichtlich des Verhältnisses der drey constitutionellen Staatsgewalten vollkommen gegründet, sondern auch hinsichtlich des Verhältnisses der Wahlkammer zu der öffentlichen Meinung. Schon von vorne herein drückte jene Maßregel ein gewisses Mißtrauen dieser Kammer gegen die öffentliche Meinung, gegen die Wähler aus, und sie mußte bey diesen nothwendig einen gewissen Groll, ein ähnliches Mißtrauen erzeugen, welche bald nur zu sehr durch die Art wie die Kammer die auf solche Weise auf Kosten der politischen Bedeutung und Thätigkeit der Wähler usurpierte Frist brauchte und mißbrauchte (durch Gesetze und Declamationen) gerechtfertigt

und gesteigert wurden. Indem nun die so herausgeforderte, verletzte und verstimmte öffentliche Meinung, während einer Reihe von Jahren ihrer bisherigen verfassungsmäßigen Thätigkeit, in, wenn auch nur partiellen Wahlen, beraubt und gleichsam in einen Zustand gewaltsamer Compression versetzt wurde, mußte die Expansion in den nächsten Wahlen um so heftiger seyn und um so entschiedener den Character einer Reaction gegen die Majorität jener Kammer und alles was ihr anhing tragen, und denselben reactionären Character mußte sie der neuen Kammer mittheilen. Zu vermeiden war aber dieser gefährliche Augenblick nun einmal nicht, man hätte dann die gewonnene Frist zu einer gänzlichen Zerstörung der constitutionellen Formen, und zur Begründung einer von der öffentlichen Meinung ganz unabhängigen Macht benutzen wollen oder können, welche hinreichend gewesen wäre auch den offenen, materiellen Kampf gegen die öffentliche Meinung zu bestehen. Daran aber dachten nur sehr wenige der kühnsten oder leichtsinnigsten Beförderer jener Maßregel, und an die Mittel, an die Fähigkeit, an die Zeit, an die Möglichkeit einen solchen Plan auszuführen, war gar nicht entfernt zu denken. Dazu hätte ein doppelt und dreyfaches Maß der Zeit und der Hülfsmittel aller Art kaum hingereicht. Erwägt man alles dieß, wie denn die Erfahrung schon nach vier Jahren es nur zu sehr bewährte, so kann man dem Vf. nur beystimmen wenn er sagt: so war es denn eine royalistische Kammer, die das Gesetz votierte, welches am meisten zu dem Untergange der Monarchie beygetragen hat.

(Die Fortsetzung im nächsten Stücke.)

G e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

150. 151. Stück.

Den 24. September 1835.

P a r i s.

Fortsetzung der Anzeige: Histoire de la restauration et des causes qui ont amené la chute de la branche aînée des Bourbons. Par un homme d'état. T. V—X.

Billele fand gar bald Gelegenheit seine Majorität näher kennen zu lernen. Der Plan einer Entschädigung der Emigrierten lag der royalistischen Partei so wohl vom Standpunct der Interessen als der Principien so nahe, daß wir kein Wort zu verlieren brauchen um die, schon seit Jahren begonnene Betreibung der Sache von der Seite her zu erklären, und noch weniger bedarf es einer ausführlichen Widerlegung der Versuche, welche gemacht worden sind, Gründe der Parteyinteresse zu Gründen des gemeinen Besten, der höheren Politik heraus zu staffieren. Nur die leidige Gewohnheit an die Stelle historischer Thatsachen royalistische oder sonstige Declamationen zu setzen, und darauf dann weitere Schlüsse zu bauen, konnte verkennen lassen, daß von allen

denjenigen, welche durch die Revolution Verluste erlitten hatten, Niemand weniger Anspruch auf Entschädigung haben konnte als die Emigration, zumal die ersten Schaaren, welche zunächst dem Beispiel der Prinzen folgten. Diese Emigration war der feige, selbstsüchtige Verrath einer heillosen Hof-Faction, nicht nur an dem Vaterlande, sondern noch weit mehr an dem Könige, den man am Rande des Abgrundes verließ, wohin er hauptsächlich durch eben diese Faction verleitet und getrieben worden war. Diese Emigration hatte nicht einmal die Entschuldigung der Selbsterhaltung für sich, denn sie geschah mit drohender, übermüthiger, leichtsinniger Zuversicht baldiger sieghafter Rückkehr und des Gelingens von Reactionsplänen, deren Opfer höchst wahrscheinlicher Weise auch der König selbst geworden wäre. Was aber die späteren Emigrationen betrifft, welche wenigstens jene Entschuldigung der Selbsterhaltung für sich hatten, so ist jedenfalls nicht abzusehen, weshalb sie eher Anspruch auf Entschädigung haben sollten als so viele andere Rechte und Interessen, welche, wie jene, im Sturm der Revolution untergegangen waren, und deren Repräsentanten und Träger früher oder später die Revolution oder deren Erben, das Kaiserreich und die constitutionelle Restauration, ohne Vorbehalt anerkannt hatten. Würden nun dennoch die Ansprüche der Emigration anerkannt, so lag darin eine schreyende Rechtsverletzung gegen alle jene anderen Interessen und Rechte, welche schon allein hinreicht die ganze Sache als das erscheinen zu lassen, was sie wirklich war, eine reine Parteysache, wodurch die Hilfsmittel der Partey in denen ihrer Mitglieder zur Fortsetzung des Kampfes gegen die Revolution vermehrt werden sollten. Schon danach konnte man

schon damals den Werth und die Aufrichtigkeit der beliebten Phrase ermessen, welche in Beziehung auf die Entschädigungssache mit gewöhnlicher heuchlerischer Selbsttäuschung in Umlauf gesetzt wurde: 'der Abgrund der Revolution müsse ausgefüllt und geschlossen werden!' Und das war kaum fünf Jahre vor dem Julius 1830! Am grellsten mußte aber die Absurdität und Leerheit jener Phrase von dem Standpuncte aus erscheinen, wo man wirklich das ausschließliche Recht der Emigration auf Entschädigung nicht nur, sondern auf Restauration behauptete. Oder wie sollte man hier in einer pecuniären Entschädigung genügenden Ersatz für den Verlust der ganzen politischen und bürgerlichen Existenz der alten Aristocratie finden? Wie sollte man sich dadurch von der Verfolgung weiterer Ersatz- und Restaurationspläne abhalten lassen, da eine Verzichtleistung auf dieselben nicht einmal als Bedingung jener Entschädigung genannt, da die Gewährung derselben officiell nicht einmal im Namen des staatsrechtlichen Princip's, sondern lediglich im Sinne der Zweckmäßigkeit und Billigkeit statt fand. So sehen wir denn auch nicht ein in wiefern der Verf. die consequentern oder ungenügsamern und unvorsichtigeren Royalisten tadeln kann, welche sich mit dieser Entschädigung keinesweges zufrieden zeigten, sondern laut eine Entschädigung in Natura, oder gar eine förmliche Restitution verlangten — und auch dieß natürlich nur auf Abschlag und vorläufig. Daß aber solche und ähnliche Aeußerungen (auch in Beziehung auf die Entschädigung oder Restauration der Kirche) bey dieser wie bey vielen andern immer wiederkehrenden Gelegenheiten von der Tribüne, von der Kanzel, im Beichtstuhl, in Salons, vor allem aber in Journalen wie:

berholt, die Unruhe der Besitzer von Nationalgütern, der ehemaligen Frohn- und Zehntpflichtigen gelegentlich wieder hervor riefen, ist nicht zu verwundern; um so mehr, da die Regierung begreiflich durchaus nicht in der Lage war ihre Mißbilligung solcher Aeußerungen ernstlich an den Tag legen zu können. Für die Beurtheilung des Gebrauchs, den die Parthey von der Rede- und Pressfreyheit machte, ist es aber gut ein für alle Mal daran zu erinnern, daß solche Aeußerungen von Zeit zu Zeit während der ganzen Epoche der Restauration immer wiederholt wurden.

Daß Willele sich durch alle jene schönen Phrasen nicht blenden und hinreißen ließ, daß er die Entschädigungssache als das ansah was sie war, als eine unvermeidliche Concession zu Gunsten der Parthey, auf die er sich stützen mußte, bedarf keiner Erinnerung. Da er aber eben so wenig höhere politische oder individuelle Ueberzeugungsgründe gegen die Sache an und für sich hatte, so kam es bey ihm bloß auf die Art und Weise der Ausführung an. So bald nun hier jene Ansprüche der äußersten Rechten beseitigt waren und die ganze Sache den Character einer Finanzspeculation erhalten hatte, welche zur Ausbreitung und Befestigung seiner Beziehungen mit der Geldmacht dienen mußte, hatte B. gar keinen Grund mehr die Sache nicht mit dem aufrichtigsten Eifer zu betreiben. Und dennoch scheiterte sie anfangs gerade an dem finanziellen Character den er ihr gab, indem er sie Hand in Hand mit einer Reduction der Renten gehen ließ. Dieser Reductionsplan war nicht hinreichend überdacht vorbereitet, und fand deshalb großen Widerstand von sehr verschiedenen Seiten her, und auch von den eifrigsten Freunden des damit verbundenen Entschädigungsplanes. Die Majorität für den ministeriellen Vor-

schlag war in der zweyten Kammer nicht sehr groß; in der Pairskammer erklärte sich eine geringe Majorität dagegen, und er mußte zurückgenommen werden *). Obgleich nun damit von keiner Seite, weder die Reduction der Rente an und für sich, und noch weniger die Indemnität als solche aufgegeben, sondern die Erreichung beider Zwecke anerkanntermaßen nur verschoben war, so blieb doch dieß Botum der Pairskammer nicht ohne großen Einfluß auf die weitere Gestaltung der politischen Verhältnisse. Theils wurde dadurch der Gegensatz zwischen beiden Kammern bestimmter gezeichnet und die corporative Eitelkeit der Wahlkammer verletzt; theils begann Willele selbst in seiner natürlichen Stellung zu schwanken, welche ihn offenbar der Pairskammer mehr näherte, als der Majorität der Deputiertenkammer, und wurde mit dieser gegen jene compromittiert; endlich gab dieses Schicksal des ministeriellen Vorschlags auch die Veranlassung zu einer Ministerialveränderung durch die Entlassung Chateaubriand's, der von nun an wieder die, seinem ganzen Wesen angemessenere Stellung an der Spitze eines Theils der royalistischen Opposition (später Defection genannt) einnahm, worin er so viel wie irgend Jemand zum Sturz dieses wie der folgenden Ministerien beytrug **).

*) Der Verf. schreibt den Ausschlag in der Sache besonders den geistlichen Pairs und dem Einfluß des Erzbischofes von Paris zu, welche hier das Interesse einer sehr großen Anzahl ihrer Gemeindeglieder aus dem Mittelstande vertraten, die bey diesem Reductionsplan besonders leiden mußten.

***) Die wesentliche Unverträglichkeit zwischen Willele und Chateaubriand ist schon oben berührt worden, und beide hatten schon länger gegen einander intriguiert, jeder auf seine Weise. Willele konnte aber den gegründeten Vorwurf, daß Ch. den ministeriellen

Sein Nachfolger, der Marquis de Moustier, wurde von Villele sehr ungern aufgenommen, da er nicht nur der Congregation angehörte, sondern auch nicht unbedeutend genug war, weshalb er nach einiger Zeit den Herzog von Damas an seine Stelle schob, während Chabral (ein reizner Bureaucrat) die Marine erhielt. Aber um die Congregation schadlos zu halten, deren Haupter er mit so großer Mühe aus dem Ministerium entfert hielt, mußte wenigstens einer ihrer Handlanger, Dondeauville, als Minister des königlichen Hauses zugelassen werden, einiger andern persönlichen Concessionen nicht zu gedenken *). Bald darauf gewann die Congregation neues Terrain in der hohen Administration, indem theils der ihr zwar nicht angehörende, aber furchtsame, characterlose Bischof von Hermopolis das neu geschaffene Ministerium des öffentlichen Unterrichts und der geistlichen Angelegenheiten erhielt, theils bey der neuen Organisation des Staatsraths zwey Erzbischöfe und ein Bischof in denselben aufgenommen wurden — worunter Latil von Rheims ein entschiedener Congregationist.

Vorschlag nicht unterstützt oder wohl gar zu dessen Verwerfen beygetragen habe, um so eher zu dessen Sturze benutzen, da auch die jesuitische Parthey und der Hof Anstoß an Gh.'s freysinnigerem, poetischem Katholicismus, an seiner Begünstigung der Pressfreyheit u. s. w. nahm.

*) Costehne de Carochefoucauld, ein Ideal einfältiger, häßlich naiver Hof-Bigotterie und Prüderie erhielt die Intendenz der schönen Künste u. s. w., und die unzähligen Blößen, welche er sich in diesen Verhältnissen gab (z. B. wegen der Tricotbeinkleider der Tänzerinnen), haben mehr dazu beygetragen die Restauration lächerlich zu machen als man glaubt.

Wenn auch mehr wesentlich als formell wichtig, doch jedenfalls günstig war der Partey der bald darauf (Sept. 1824) erfolgte Tod Ludwig XVIII. *) und die Thronbesteigung Karls X. Der Anschein von Popularität der Karl X. in den ersten Wochen seiner Regierung begrüßte, theils durch mancherley mit fast jedem Herrscherwechsel verbundene Umstände, theils durch die Aufhebung der Censur und einige glückliche Aeußerungen des neuen Herrschers hervor gebracht, verschwand gar schnell, so bald es sich zeigte, daß der bisherige Character und Gang der Verwaltung nicht nur beybehalten, sondern noch schärfer ausgesprochen werden solle.

Billele wurde nun immer unwiderstehlicher auf der Bahn der Concessionen gegen die herrschende Partey fortgerissen, woben jedoch die Congregation ohne allen Vergleich mehr begünstigt wurde als das aristocratische Element, theils weil erstere am Hofe herrschte, theils weil sie sich in sofern immer noch eher mit Billele selbst vertrauen konnte, da sie, mit Ausnahme der kirchlichen Angelegenheiten, der bürocratischen Centralisation nicht abgeneigt war, vielmehr sich ihrer als wirksames Mittel zu ihren Zwecken zu bedienen suchte, wie denn namentlich die Policiey in den Händen eines Franchet und Delaveau besonders eifrig in ihrem Sinne arbeitete. Wodurch sie

*) Der Verf. deutet auf unerhörte Scheußlichkeiten, welche den Tod des Königs beschleunigten und ihn zugleich für die Entfernung von allem Einfluß, allen Geschäften schadlos hielten. Die schmutzigen Begierden des alten Mannes wurden ad majorem dei gloriam gereizt und befriedigt. Der Arzt klagte bitterlich über den Zustand, worin er den König zu finden pflegte, so oft er vorher einen Besuch von einer der Favoritinnen gehabt hatte, welche man ihm zuführte!

Billele besonders gefährlich und lästig wurde, waren weniger ihre legislativen, als ihre individuellen Anforderungen, welche in allen Zweigen der Administration solchen Menschen Einfluß, oder gar Uebergewicht gaben, welche entweder aus eigener Ueberzeugung, oder aus schlauer Berechnung der Verwaltung in tausend Details einen Character von fanatisch-heuchlerischer, brutaler Feindseligkeit gegen die öffentliche Meinung, ja gegen Alles, was nicht jesuitisch war oder that, gaben, welche mehr dazu beytrugen sie zu reizen und eine Reaction zu befördern, als anscheinend viel wichtigere legislative Schritte in diesem Sinne. Schon dieß lag nicht in Billele's Character und System, aber eben daß er es nicht hindern konnte, bewies ihm wie gefährlich ihm selbst, unter Umständen, diese persönlichen Concessionen werden konnten; zumal wenn ein Bruch zwischen ihm und der Partey erfolgen sollte, der jene Menschen angehörten, deren Häupter oft mehr Einfluß auf sie hatten, als ihre officiellen Vorgesetzten. Doch wir haben es hier zunächst mit dem Gebiet der Legislation zu thun, denn Thron und Altar sollte ja durch organische Gesetze gesichert, gestützt, der Geist und die Früchte der Revolution erstickt und ausgerottet werden. Dazu hatte man sich eine siebenjährige Frist erobert, dazu sollte die wichtigste Frucht der Revolution, die Charte, das constitutionelle Leben selbst als Mittel dienen. Der aristocratische Royalismus verlangte, nachdem vor allen Dingen die Emigration entschädigt war, fernere Stärkung des aristocratischen Princip's durch Begünstigung des Grundbesitzes überhaupt, besonders aber des großen Grundbesitzes, durch Beförderung der Stabilität desselben in der Erstgeburt, durch Erschwerung der Zersplitterung desselben,

sey es durch Erbschaft oder Verkauf. Er verlangte ferner Decentralisation der Verwaltung und eine solche Organisation der Provinzial- und Communalverwaltung, welche der Aristocratie des Grundbesitzes das Uebergewicht sichern — am liebsten eine Wiederbelebung der alten Provinzial-eintheilung und Organisation. Er wünschte ferner eine solche Umbildung des ganzen Heerwesens, welche auch hier überwiegenden Einfluß der Aristocratie durch mehr oder weniger ausschließlichen Besitz der Officierstellen sichern möge. Wie wenig alles dieß auch einem weniger büreaucratischen Minister als Billele behagen konnte, bedarf keiner Bemerkung, zumal wenn man bedenkt, daß mehrere seiner persönlichen Gegner und Nebenbuhler, z. B. Labourdonnays, zu den Wortführern dieser Parthey gehörten. So erhielten denn von Zeit zu Zeit immer einige der eifrigsten Wortführer der äußersten Rechten Beweise der königlichen oder ministeriellen Ungnade. Hierzu kam, daß (wie schon bemerkt) auch die Congregation keinesweges alle Ansichten dieser Parthey theilte, sondern sich ihrer ungestümen Kräfte nur gegen den Liberalismus bedienen wollte, um sie dann wie alle andern selbständigen Elemente durch einen jesuitischen Hofdespotismus zu unterdrücken. Endlich war auch die Pairskammer aus begreiflichen Gründen des Corporationsinteresse (abgesehen von andern höhern) einer solchen Vermehrung der Bedeutung des niedern Adels, der Provinzial-Aristocratie und durch sie der zweyten Kammer nicht günstig. Die Congregation ihrerseits verlangte für die Kirche nicht nur Entschädigung für die revolutionäre Spoliation, sondern Restitution der noch in den Händen der Regierung befindlichen Kirchengüter, namentlich der Waldungen, und dadurch Begrün-

dung der finanziellen Selbständigkeit der Kirche. Aber nicht bloß die Kirche in ihrer damaligen Ausdehnung und Einrichtung sollte so bedacht werden, sondern die Zahl der Bisthümer sollte vermehrt und durch Abschließung eines neuen Concordats so wohl gallicanische, als constitutionelle, centralistische und monarchische Grundsätze hinsichtlich der Besetzung der hohen geistlichen Würden durch ultramontanische Grundsätze verdrängt werden — die Würde des catholischen Gottesdienstes sollte ferner auch durch Aufnahme des Begriffs des Sacrilegium in das Strafgesetzbuch (!), der Einfluß der Kirche auf das Familienleben durch Abänderung in den Gesetzen über die Ehe, Abschaffung der bloß bürgerlichen Ehe u. s. w. vermehrt und gesichert werden — die Herstellung der Klöster und anderer geistlicher Communitäten sollte gesetzlich nicht bloß gestattet, sondern auch begünstigt werden, vor allen Dingen aber alle gesetzlichen Bestimmungen, welche dem öffentlichen Auftreten des Ordens der Jesuiten als ausschließlicher, oder doch vorzüglich begünstigter Leiter des öffentlichen Unterrichts und Beaufsichtiger der Presse im Wege standen, beseitigt werden. Alles dieß wurde freylich nicht auf einmal, ausdrücklich und geradezu verlangt, aber es war doch der gegenseitig wohl verstandene Zweck, die Bedingung der Fortdauer der Unterstützung, welche das Ministerium von der Congregation in der Kammer, am Hof, in der öffentlichen Meinung des Südens und Westens erwartete; und danach mag man abnehmen ob ein Minister, der weder Aristocrat noch Katholik (anders als äußerlich), sondern lediglich constitutionell-monarchischer Bureaucrat und Finanzmann war — ja ob irgend ein anderer Minister, dem, wenn auch von der öffentlichen Meinung gar nicht die Rede seyn

sollte, nur die Rechte und das Interesse der Krone am Herzen lagen, auf Rosen gebettet war? Oder sollten auch hier die beliebten, vagen Phrasen von Einheit und Unzertrennlichkeit des Throns und des Altars, von der Aristocratie als sicherster Stütze beider u. s. w., gegen alle etwanigen Besorgnisse einer Ueberflügelung nicht bloß des Ministeriums, sondern des Königthum selbst ausreichen? Und hier ist nicht die Rede von bestmöglichen abstracten Theorien, sondern von dem factischen, concreten Fall eines Königs von Frankreich im 19ten Jahrhundert. Sollen wir nun noch einmal fragen ob die Restauration keine andere Feinde hatte als den Liberalismus und die Revolution?

Wie viel und was von allen jenen Dingen unter den allergünstigsten Umständen überhaupt wünschenswerth oder erreichbar gewesen, geht uns hier nichts an. Was davon wirklich erreicht wurde ist bekannt und braucht hier bloß angedeutet zu werden, ohne daß wir uns auf Details, deren der Verf. viele und neue, zum Theil freylich mehr anecdotischer als historischer Art mittheilt*), einlassen können. Die Entschädigungsfrage wurde im Anfange der Sitzung von 1825 zu ziemlich allgemeiner Zufriedenheit der Betheiligten erledigt, aber freylich ohne daß dadurch dem Minister die Erfahrung des sogenannten Undanks der Parteyen erspart worden wäre; wie denn schon damals die äußerste Rechte jene Maßregel als unzulänglich zugleich mit der Linken an-

*) Das kann kein Vorwurf seyn, denn so wenig die Kleinlichen, persönlichen Momente, welche das Gebiet der Anekdote sind, die Hauptelemente, Richtungen und Resultate bestimmen, so groß ist doch ihr Einfluß auf die Details.

griff *). Die Reduction eines Theils der Renten, von Billele immer noch in genauen Zusammenhang mit dem finanziellen Theil der Entschädigungsfrage gebracht, ward ebenfalls durchgesetzt, da er seine Verabredungen mit der Geldmacht besser getroffen und die Sache überhaupt besser vorbereitet hatte. Auch das Gesetz über die Substitutionen ging ohne sehr wesentliche Abänderungen durch beide Kammern, allein hierauf beschränken sich auch die Erfolge des aristocratischen Theils der Rechten; der Minister konnte nicht mehr für sie thun, auch wenn er gewollt hätte. Das Gesetz über die Beschränkung des Erbrechts zu Gunsten der Erstgeburt wurde, nachdem die zweyte Kammer es angenommen, von einer nicht unbedeutenden Majorität der Pairskammer verworfen, aus Gründen die wir schon oben angedeutet haben. Was die Congregation betrifft, so war sie auf dem legislativen Gebiet **) (wenn man die Ausdehnung ihrer Forderungen bedenkt) eigentlich noch weniger glücklich als die Aristocratie, indem sich gegen sie

*) Der Verf. kommt mehrmals tadelnd und spottend darauf zurück, daß die liberale Emigration, Orleans, Lafayette u. s. w., nachdem sie sich der Indemnisation so heftig widersetzt, doch ihren bedeutenden Theil davon angenommen habe. Wir sehen, ohne irgend geneigt zu seyn für die Uneigennützigkeit dieser Herren zum Ritter zu werden, nicht ein, was sie, sobald die Sache einmal entschieden war, thun sollten. Etwa ihren Antheil den Royalisten überlassen?

**) Die Verhandlungen in Rom wegen der neuen Bischöfe waren von dem Gesandten (Blacas) nach dem Herzen der Congregation und der Curie geführt worden, aber er hatte sich so sehr viel weiter eingelassen als seine Instructionen irgend rechtfertigten, daß der König und die Minister keinen Anstand nahmen ihn, so schonend wie möglich, zu desavouieren.

gerade hier noch mehr Elemente der Opposition vereinigten. So ging zwar das Sacrilegiengezet (in derselben Sitzung von 1825) durch beide Kammern, obgleich die Majorität in der Pairskammer nur durch die Anwendung des unmittelbaren persönlichen Einflusses des Königs und dadurch zu erlangen war, daß die Bischöfe mitstimmten, obgleich mehrere Anstand nahmen das *ecclesia abhorret sanguinem* auf solche Weise aus den Augen zu sehen. So erlangte man auch ein Gesetz zu Gunsten der geistlichen Communitäten, ein anderes zu Gunsten frommer Vermächtnisse und Aehnliches; jedoch war alles dieß keinesweges so bestimmt und ausgedehnt, wie die Parthey es erwartete und verlangte. Ihre Ungeduld, ihr Mißtrauen stieg immer höher, und was auch Willele an persönlichen und administrativen Concessionen einräumen mochte diente nur dazu eines Theils seine Abhängigkeit von der Parthey zu vermehren, andern Theils den zunehmenden, allmählich über alle Nüancen der öffentlichen Meinung sich erstreckenden Abscheu vor derselben auf die Regierung auszudehnen. Wie weit die Anmaßungen des Jesuitismus gingen kann man aber daraus abnehmen, daß schon 1824 einige der heftigern Organe der Parthey, z. B. Lammenais, den Gallicanismus geradezu als Kezerey bezeichneten, und damit den Minister der geistlichen Angelegenheiten in nicht geringe Berlegenheit brachten, während zugleich die Hirtenbriefe mehrerer Bischöfe, besonders des Erzbischofs von Toulouse, Grundsätze aussprachen, die sogar bey Karl X. den Sinn für die Würde und Rechte der Krone aufregten, so daß er sich, wiewohl ungern, zu einigen Zeichen der Ungnade und einer öffentlichen, wenn auch sehr milden Bindikation der Unabhängigkeit der Krone von

der geistlichen Macht bewegen ließ. Alles dieß aber vermehrte nur den Eifer der Partey. Billele glaubte lange in der Geldmacht eine am meisten von allen Parteyextravaganzen freye, und deshalb zum Vereinigungspunct der kühln Elementen aller Parteyen qualifizierte dauerhafte Stütze seiner Macht finden zu können. Diese Berechnung war in gewissem Sinne und bis zu einem gewissen Puncte richtig; aber er vergaß, daß die Geldmacht eben wegen ihrer Indifferenz niemals ihr Interesse an die Existenz eines Ministers knüpfen kann, so bald die Gewalt der Thatsachen, der natürlichen Entwicklung der Verhältnisse seine Stellung bedroht. Billele's Bestreben auf dem Geldmarkt und durch die Geldmacht im weitesten Sinne die Parteyen zu neutralisieren war aber in sofern von einer höheren Bedeutung, als besonders dadurch seine Verwaltung eben jenen Character von Immoralität, von innerer Fäulniß, von heuchlerischer Verkuppelung der höchsten Interessen mit den schmutzigsten Leidenschaften, von Mißbrauch des Heiligsten zum Dienste des Gemeinsten erhielt, der sie in der öffentlichen Meinung unwiderruflich brandmarken mußte. Wir können uns hier begreiflich nicht auf einzelne Züge dieses widrigen Bildes einlassen, und verweisen desfalls theils auf das, was der Verf. in seiner durchaus verständigen und gemäßigten Art darüber sagt, theils auf das Zeugniß der Presse und der Tribüne jener Zeit, welche (wenn es uns gestattet ist davon zu reden) auch mit unsern eigenen Wahrnehmungen an Ort und Stelle nur zu sehr übereinstimmen. Denn es läßt sich leider nicht läugnen, daß die Organe des Liberalismus endlich kaum mehr einer gehässigen Uebertreibung bedurften, um jedes rechtliche, gesunde Gefühl gegen dieß unselige, ekelhafte Trei-

ben aufzuregen. Keine Verzerrung konnte leicht die Wirklichkeit übertreffen. Es muß dieß aber um so mehr anerkannt und ausgesprochen werden, da man nicht nur bey uns in manchen Kreisen sehr geneigt ist, alles dieß bey der Beurtheilung der französischen Schicksale und Zustände zu übersehen und zu beschönigen, sondern da es auch diesseits des Rheins in diesem Augenblick nicht an Versuchen fehlt, eine monarchisch-religiöse Regeneration auf solchem durchaus äußerlichen materiellen Wege zu beschaffen. Und wenn eines Theils allerdings bisher die gehässigen Seiten eines solchen Treibens noch weniger hervor treten, und auch überhaupt vielleicht eine solche Ausartung, wie wir sie in Frankreich finden, nicht so sehr zu fürchten ist, so dürfte dagegen die Gefahr der allseitigen Täuschung über die wirklichen Resultate um so größer seyn, da die Beschränkung der Presse jede Störung solcher Täuschungen, nicht bloß durch gehässige Verläumdung, sondern auch durch unangenehme Wahrheiten so sehr erschwert, daß vielleicht in einem Augenblick ernster Prüfung statt einer lebendigen Wirklichkeit nur ein leeres Trugbild, ein todtes, officiellcs Gerippe dem Thron, dem Altar, dem Vaterlande zur Seite stehen möchte, welche dann vergeblich von ihm thatkräftige Treue und Liebe erwarten werden. Von diesem schmutzigen Treiben wurden gar bald auch solche Elemente der religiös-monarchischen Reaction ergriffen, welche ursprünglich einen geistigeren, reineren und eben deshalb lebendige Früchte versprechenden Character gezeigt hatten. Die Gesellschaft zur Verbreitung der sogenannten honnes lettres z. B. hatte mehrere tüchtige Köpfe und warme Gemüther, zumal unter der heranwachsenden Generation, welche schmachtend an den

wasserlosen Brunnen der Philosophie herumirrte, angeregt. Uehnliche Individualitäten, aus den untern Classen hatten in den Seminarien einen ähnlichen Anstoß erhalten, der ihrem künftigen Wirkungskreis nicht weniger angemessen war, weil das Feuer der Jugend ihn gelegentlich zum Fanatismus steigerte, und Geburt und Erziehung ihm eine rauhere Außenseite gab. Aber diese aufrichtig geistigen, religiösen Elemente wurden bald durch die materielle, heuchlerische Masse verdrängt und erstickt, welche herbeyströmte, so bald die Regierung sich beeiferte materielle Belohnungen aller Art für das opus operatum anzubieten. Alles was die Gunst der Regierung, des Hofes, der Salons darzubieten vermag, Geld in jeder Gestalt, auf jedem Wege (Stellen, Pensionen, Börsenspeculationen u. s. w.), Ehre jeder Art, Länge und Farbe der Kleider, Weiber aller Art und unter allen Verhältnissen, waren die Preise für einen religiösen Artikel in den Journalen, oder für eine Schrift zu Gunsten der Jesuiten, für ein monarchisches Bonmot in den Salons, für eine andächtig gehörte oder gelesene Messe, für eine Andachtsübung in den eleganten Zellen von Montrouge, für die Theilnahme an einer Procession, für eine gehörte oder abgelegte Beichte, zumal wenn es die Beförderung eines militärischen Freygeistes galt. Wenn aber gar einer oder der andere junge Heidenbefehrer eine ganze Compagnie der Gardegrenadiere an den Tisch des Herrn geführt hatte, so war des Jubels bey Hofe kein Ende, und die Bischofsmütze schwebte über dem Haupte des Wunderthäters.

(Die Fortsetzung in der nächsten Woche.)

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften

152. Stück.

Den 26. September 1835.

H a n n o v e r.

Das Beyspiel der meisten Länder Deutschlands, die schon häufig ausgesprochenen Wünsche vieler Einzelnen, die wissenschaftlichen Forderungen und Bedürfnisse unserer Zeit, die Bemerkung, daß der neuerlich stärker erwachte Gemeinsinn der Hannoveraner bereits mehrfach auf gleiche Weise nach Erreichung nützlicher Zwecke zu streben angefangen hat, und die Ueberzeugung, daß eine vermehrte Belebung des Sinnes fürs Vaterländische im Volke sich vorzugsweise in einer Zeit empfiehlt, in welcher ein Verkennen des Vaterländischen schon öfters zu verderblichen Folgen geführt hat: — diese Rücksichten haben die Stiftung eines Vereins veranlaßt, welcher unter dem Protectorate S. K. H. des Herrn Vicekönigs, Herzogs von Cambridge — zum Zwecke einer vermehrten und erleichterten Erforschung und Bearbeitung der vaterländischen Geschichte und der Vaterlandskunde überhaupt, und zur Bekämpfung des Vorurtheils, welches

häufig gegen den Werth geschichtlicher Forschungen und geschichtlicher Denkmäler, gegen den Werth specieller Landesgeschichte für Beurtheilung der Gegenwart und Zukunft gehegt wird — unter dem Namen

Historischer Verein für Niedersachsen

in der Stadt Hannover zusammen getreten ist, und den angegebenen Zwecken, durch eine theilweise, ihrem Umfange nach durch die Kräfte des Vereins bedingte, Anwendung der nachfolgenden Mittel, sich zu nähern bestrebt seyn wird.

1) Der Verein beabsichtigt, Zusammenkünfte seiner Mitglieder, zum Zwecke wissenschaftlicher Mittheilungen und, behuf Besprechung, gemeinschaftlicher Maßregeln und der inneren Angelegenheiten des Vereins zu veranlassen, woben es zweckmäßig seyn kann, den Ort dieser Zusammenkünfte zuweilen abwechseln zu lassen.

2) Der Verein beabsichtigt, eine nähere Verbindung seiner Mitglieder unter einander zu veranlassen. Er wird z. B., wenn mehrere Freunde der vaterländischen Geschichte sich mit gleichen, oder nach Zeitalter, Gegend oder Gegenstand verwandten Forschungen beschäftigen, Verbindungen unter denselben in der Art zu vermitteln suchen, daß die Forschungen und Materialiensammlungen derselben sich gegenseitig unterstützen und gegen einander ausgetauscht werden, daß dasjenige, welches der Eine, ohne es zu nutzen, sammelte, vom Andern genutzt werden könne. Der Verein wird Anfragen Einzelner über bestimmte Gegenstände, durch Mittheilungen aus seinen Sammlungen, oder durch Erkundigung bey denjenigen seiner Mitglieder, bey denen er Auskunft erwarten zu dürfen glaubt, zu

genügen suchen, und gleichsam ein Nachweisungs-Büreau für historische Forschungen und Anfragen zu bilden bestrebt seyn.

3) Der Verein beabsichtigt, Beyträge und Materialien jeder Art zur Landesgeschichte und allen ihren Zweigen zu sammeln.

Diese Sammlung soll, so weit es thunlich ist, zunächst Nachrichten über das Vorhandenseyn schon gesammelter oder zerstreuter Materialien enthalten, und zwar

a. Verzeichnisse der Denkmäler der inländischen Kunst, — der Architectur, der Sculptur, der Glyptik, und der Malerey, — die sich im Lande befinden;

b. Verzeichnisse der in den Archiven der Städte, Klöster, Kirchen und Familien aufbewahrten Diplome und Urkunden des Mittelalters, so wie

c. der sonstigen in Registraturen, Archiven, und im Privatbesitze befindlichen handschriftlichen Nachrichten über historische Gegenstände, so wie sie in Acten, in Collectaneen, in Copialbüchern, in Ausarbeitungen, in historischen Werken älterer und neuerer Verfasser vorhanden sind — ohne Beschränkung auf irgend ein einzelnes Zeitalter der Geschichte.

Neben diesen Verzeichnissen des Vorhandenen, wird der Verein auch das Vorhandene selbst sich zu verschaffen suchen, und zwar die Denkmäler der Kunst — Gebäude, Sculpturen, Reliefs, Leichensteine, Malereyen, — in Beschreibungen und Abbildungen; die handschriftlichen Materialien aller Zeitalter — seyen es Diplome, Urkunden, Inschriften, Werke oder Collectaneen, — wo nicht die Originale, doch in Abschriften.

Hierzu kommen: die einzuziehenden Nachrichten über die noch im Volke lebendigen Ueber-

bleibsel der Vorzeit, — Sprichwörter, Volkslieder, Volksfagen, Sitten und Gebräuche u. s. w.

Endlich soll der Verein Mittheilungen zur speciellen älteren und neueren Geographie, Topographie und Statistik des Landes, im thunlichsten Umfange, veranlassen und dieselben sammeln.

Sowohl seinen Mitgliedern, als auch Anderen empfiehlt der Verein eine thätigste Bereicherung dieser Sammlungen, welche sodann durch Cataloge, die auch den auswärtigen Mitgliedern, auf deren Verlangen, mitzutheilen sind, nutzbar gemacht werden sollen.

4) Der Verein wünscht, falls sich Gelegenheit dazu darbietet, die Anlegung einer Sammlung gedruckter, auf Landeskunde bezüglicher Bücher und Schriften, weil nicht allen Geschichtsfreunden im Lande die bequeme Benutzung von Bibliotheken dargeboten ist, und es stets Pflicht des Vereins seyn wird, die literarischen Bedürfnisse und Wünsche seiner Mitglieder im thunlichsten Umfange zu befriedigen. Die Bibliothek des Vereins wird daher vorzugsweise die Bestimmung haben, die Verleihung und Versendung von Büchern an auswärtige Mitglieder möglich zu machen.

5) Der Verein beabsichtigt eine Sammlung von Gegenständen, welche im Interesse der vaterländischen Geschichte und Kunst vereinigt und aufbewahrt zu werden verdienen, — ein h i s t o r i s c h e s M u s e u m. Zahlreiche Gegenstände der Art finden sich vereinzelt und zerstreuet in den Händen von Privatpersonen, oft wenig gekannt, wenig geachtet, — Gegenstände, die erst durch ihre Zusammenstellung mit gleichartigen ihre Erklärung, ihre Deutung finden, und erst dann einen Werth irgend einer Art erhalten. Häufig werden Besitzer solcher Gegenstände ge-

neigt seyn, dieselben, wenn gleich mit vorbehaltenem Eigenthume daran, in ein Museum zu deponieren, wo sie den sich dafür Interessierenden zugänglich sind, und wo sich ein wissenschaftlicher Nutzen davon hoffen läßt. — Hin und wieder wird der Verein in die Lage kommen können, Ankäufe solcher Gegenstände machen zu müssen, falls allein durch dieses Mittel dieselben vor der Zerstörung oder dem Verlorengehen gerettet werden können, und Privatsammler dazu sich nicht finden wollen. — Ausgeschlossen von dieser Sammlung darf nichts seyn, welches entweder zu den historischen Denkmälern gezählt wird, wie z. B. Alterthümer, Münzen, Siegel, besonders des Mittelalters, wenn nicht in Originalen, doch in Abdrücken oder Abgüssen; oder für die Kunstgeschichte interessant ist, wie z. B. Schnitzwerk, Reliefs, Sculpturen, Glasgemälde; oder welches die Sitten, die Lebensweise, die Kleidungsart, die Bewaffnung, die Gewerbsthätigkeit früherer Zeitalter kennen lehrt.

6) Der Verein wünscht zur Erhaltung von Denkmälern der Geschichte und vaterländischen Kunst, die sich im Lande befinden, und zu ihrer Rettung vor der Zerstörung, durch die Zeit und durch Unverstand, beizutragen. Der Verein wird in Fällen, wo Besorgnisse der Art entstehen, Schritte thun, um, nöthigenfalls auch durch Geldmittel, den Folgen der Gleichgültigkeit oder der Barbarey vorzubeugen. Von solchen Denkmälern aber, deren Erhaltung gänzlich unmöglich ist, soll durch Veranstaltung von Beschreibungen und Abbildungen das Andenken erhalten werden.

7) Der Verein wird wissenschaftliche Unternehmungen, welche seinen Zwecken entsprechen, nicht nur thunlichst durch literarische Hülfsmittel, sondern, nach Umständen, und so weit seine Kräfte

es gestatten, auch durch Geldmittel zu unterstützen, und z. B. durch letztere die Herausgabe von Quellschriften, oder von Bearbeitungen der Landesgeschichte und ihrer Theile, von Werken über Denkmäler der inländischen Kunst, wenn deren Herausgabe Schwierigkeiten entgegen stehen sollten, so wie auch Unternehmungen, welche Aufsuchung neuer historischer Quellen bezwecken, wie z. B. etwaige vorzüglich interessante Nachgrabungen, zu befördern suchen.

8) Der Verein wünscht anzuregen zur Beschäftigung mit Gegenständen der Landesgeschichte und Landeskunde, und zwar, so weit die Verhältnisse es gestatten, durch Aussetzung von Preisen, welche in Geld oder in Preismedaillen bestehen, und sich z. B. würden beziehen können a) auf Sammlung und Mittheilung von Materialien zur Landeskunde, im Allgemeinen oder über besondere Fächer und Gegenstände, wobey deren Reichhaltigkeit, entweder an Umfange oder an Gehalte, bedingt seyn kann; b) auf Erforschung und Bearbeitung einzelner, bestimmt vorgeschriebener oder der Wahl überlassener, specieller Zweige der vaterländischen Geschichte oder verwandter Fächer; c) auf Benutzung einzelner Momente der Landesgeschichte — für poetische Darstellungen — oder d) — für Werke der Kunst.

9) Als ein wesentliches Mittel, um möglichst in allen Theilen Niedersachsens die Zwecke des Vereins zu befördern, erscheint unstreitig die Veranstellung von Abtheilungen des Vereins oder seiner Sammlungen in den bedeutenderen Städten des Landes, in deren Anregung und Förderung der Verein daher einen hauptsächlichlichen Gegenstand seiner Thätigkeit und seiner Bemühungen sehen wird.

10) Um den für die Zwecke des Vereins sich

Interessierenden sowohl eine regelmäßige Kenntniß, als auch Beweise von seiner Thätigkeit und Wirksamkeit geben zu können, bedarf der Verein eines Organs, welches er bereits in der historischen Zeitschrift 'Vaterländisches Archiv' gefunden hat.

Wenn dieses die Richtungen sind, in welchen der Verein wirken, dieses die Zwecke sind, denen er zustreben will, so geht daraus um so deutlicher hervor, welches die Forderungen sind, die er an seine Mitglieder stellt. Der Verein ist keine gelehrte Gesellschaft, in welcher Männer vom Fache sich zu gemeinsamen gelehrten Forschungen vereinigen, der Verein will hauptsächlich nur zu Forschungen anregen, und, vor Allem, er will die Materialien sammeln, deren der Forscher bedarf — Es kann daher nicht genug gewarnt werden vor der gänzlich irrigen Ansicht, als seyen gelehrte historische Kenntnisse und Neigung zu historischen Forschungen eine Forderung, die der Verein an seine Mitglieder stelle, und eine Bedingung des Eintritts in denselben. Der Verein verlangt von seinen Mitgliedern nur die Geneigtheit, nach Verhältnissen und Neigungen, vorkommenden Falls seine oben ausgesprochenen Zwecke in einer oder der andern Art zu unterstützen, — eine Forderung, der Jeder, wäre ihm auch das Studium der vaterländischen Geschichte ein noch so fremdartiges, zu entsprechen die Kräfte hat. — Anweisungen und specielle Aufforderungen hiezu wird der Verein seinen Mitgliedern nach Umständen mittheilen.

Jene Theilnahme, welche die Mitglieder des Vereins an dessen Zwecken nehmen, kann auf eine verschiedenartige Weise von denselben bethätigt werden. Für mehrere dieser Zwecke muß es dem Vereine höchst erwünscht seyn, durch Geld-

beyträge von seinen Mitgliedern sich unterstützt zu sehen; vielfache andere Zwecke werden weniger durch Geldmittel, als durch eine Geneigtheit der Mitglieder zur Mittheilung geschichtlicher Materialien und Nachrichten zu erreichen seyn. Es ist nicht die Absicht, hier nur gelehrte Geschichtsforscher mit einander zu verbinden, — vielmehr gibt es Wenige oder gar Keinen, der nicht im Stande wäre, auch noch in anderer Hinsicht als bloß durch einen Geldbeytrag, für Förderung der Zwecke des Vereins thätig und nützlich zu werden; — gar Viele sind aber, deren Unterstützung von dem wesentlichsten Erfolge für den Verein seyn kann.

Die Mitglieder adelicher Familien, welche in ihren Archiven und Registraturen oft die schätzbarsten Quellen für die Geschichte, der Familien sowohl als des Landes, bewahren; die Geistlichen in den Städten und auf dem Lande, denen die Kirchen, vorzugsweise die Aufbewahrungsorter der Kunstdenkmäler der Vorzeit, die Pfarrregistraturen und Kirchenbücher, mit ihren mannigfaltigen Beyträgen zur speciellesten Geschichte, zugänglich sind; die Mitglieder der Verwaltungsbehörden in den Städten und auf dem Lande, deren Archive angefüllt sind mit unentbehrlichen Materialien zur Landeskunde älterer und neuerer Zeit; die Mitglieder gerichtlicher Behörden, in deren Gewahrsame fast ausschließlich die Quellen der vaterländischen Rechtskunde mehrerer Jahrhunderte sind; die Forstbeamten, deren genaue Ortskunde für die specielle Topographie der verschiedenen Zeitalter höchst schätzbar ist, und die oft allein von interessanten Auffindungen vergrabenener Alterthümer Kunde erhalten; die Vorsteher der Zünfte, häufig im Besitze von Denkmälern der Gewerbsthätigkeit und Kunst ihrer Vorfahr-

ren; Alle, die Gelegenheit haben, Land, Volk, — Vorzeit, Mitwelt, kennen zu lernen, — sie sind es, auf deren Mitwirkung der historische Verein rechnen muß, wenn er seinem Ziele sich nähern zu können hoffen soll!

Die Benennung des Vereins deutet an, daß er zunächst und vorzugsweise seine Zwecke in Bezug auf die Lande zwischen Weser und Elbe, insbesondere so weit sie unter der Herrschaft des Welfischen Hauses stehen, verfolgen will, woben jedoch, wie der Kundige ohnehin weiß, die Meinung nicht ist, daß der Verein seine Wirksamkeit irgend einer Art, auf einen durch natürliche oder politische Grenzen bestimmten Kreis beschränken könne und solle. — So wenig der Hydrograph, der Geognost die einzelnen Theile seiner Untersuchungen nach der durch neuere politische Begebenheiten entstandenen Territorial = Gestalt Deutschland's bestimmen kann, eben so wenig kann es der Geschichtsforscher, dessen Gebiet sich in einer, jener neuesten Gestalt vorangehenden, Reihe von Jahrhunderten hin erstreckt. — Nicht immer umschließen die politischen Bande, welche jetzt Gegenden mit einander vereinigen, auch ein Gebiet gemeinsamer geschichtlicher Entwicklung des Volks und des Rechts, und oft sehen Theile eines jetzt bestehenden Staates ihre geschichtlichen Beziehungen von den frühesten Zeiten her mit denen eines Nachbarstaates oder Theilen desselben verbunden.

Der aus der Nomenclatur der neuesten Geographie verschwundene Name des Vereins dient zugleich als Erinnerung an die Abstammung des Volks und die ältesten Schicksale desjenigen Landes, für die und deren Geschichte der Verein zunächst wirken will.

Dem Statute des Vereins liegt die Absicht

zum Grunde, einestheils allen denen, welche an den Zwecken des Vereins ein lebhafteres und be-
thätigteres Interesse nehmen, den umfassendsten
Einfluß auf die Leitung seiner Thätigkeit und
Wirksamkeit zu verschaffen; anderntheils aber
auch die, für einen Verein, der nur durch anhal-
tendes, länger fortgesetztes Streben zu den ge-
wünschten Resultaten führen kann, unentbehrliche
und ungefährdete Consequenz in Verfolgung sei-
ner Zwecke zu sichern.

Nachen und Leipzig.

Berlag von Jacob Anton Mayer: historisch-
topographische Beschreibung der Stadt Burt-
scheid, von Christian Quir, Oberlehrer.
Mit 61 Urkunden. 1832. XII und 314 S.

Pleonasmen kommen oft vor, und sind auch
schon oft gerügt worden; am unerfreulichsten
aber ist es, wenn sie an der Spitze oder in dem
Titel eines Buchs stehen, an dem sich sonst in
dieser Rücksicht kein Tadel findet, wie bey vorlie-
gendem. Eine topographische Beschreibung
ist, zu rein deutsch, eine ortsbeschreibende
Beschreibung. Sollte das nicht auch einem min-
derfeinen Ohre unfein klingen? Historische oder
geschichtliche Ortsbeschreibung der Stadt Burt-
scheid &c. hätte dasselbe eben so kurz und zu-
gleich richtiger und sprachreiner ausgedrückt.

Burtscheid ist ein zwar kleines, (es zählt nur
313 Häuser und 5052 Einwohner) aber gewiß
vielen unserer Leser nicht unbekanntes Städtchen.
Wer Heil und Gesundheit in den Bädern Nachens
suchte, wird auch das an Mineralquellen und
warmen Bädern nicht minder reich begabte, kaum
eine Viertelstunde davon liegende, freundliche
Burtscheid kennen. Mancher Curgast zieht, der

mehreren Annehmlichkeiten und Bequemlichkeiten unerachtet, welche ein größerer Ort darbietet, den hiesigen Aufenthalt dem in Aachen vor, weil man ungezwungener leben und vom Orte aus leichter ins Freye gelangen kann. Vielen dürfte daher das Büchlein ein willkommenes Geschenk seyn, und denen, welche bereits dort waren, zur angenehmen Erinnerung dienen, Anderen aber, welche erst noch hinreisen wollen, ein treuer Wegweiser seyn. Wir können es jedem, der in einer oder der anderen dieser Rücksichten sich für das Städtchen interessiren sollte, ganz ohne Bedenken empfehlen. Was und wie es in Burtscheid ist, wird hier mit topographischer Genauigkeit und möglichster Ausführlichkeit, unter steten historischen Hinweisungen auf die Vorzeit, erzählt. Es ist nach den Urkunden und den noch vorhandenen Gerichtsbüchern angefertigt.

Das historische Interesse an dem Büchelchen wächst, wenn man in Erwägung zieht, daß die ehemalige freye Reichsabtey Burtscheid eines der ältesten Stifte in Deutschland war. Es ward schon im 7. Jahrhundert vom H. Clodulf gegründet, dann durch die Hinterlassenschaft dessen Sohnes Arnulf, und später durch Geschenke des fränkischen Major Domus Pipin (II.) und dessen Gattin Blectrud bedeutend erweitert, bestand also schon eine geraume Zeit vorher, ehe Karl der Große, dieser Hauptgründer so vieler geistlicher Stiftungen in Deutschland, austrat. Kaiser Otto I. bestätigte es im Jahre 947, und Gregor, Sohn des griechischen Kaisers Nicephorus und Bruder der Kaiserin Theophania, Otto's II. Gemahlin, erneuerte es. Später ward es noch von vielen deutschen Kaisern mit ansehnlichen Gütern und Freyheiten begabt. Der Verfasser, der uns diese kurzen historischen Notizen in der

Vorrede seines Buches mittheilt, dessen Inhalt ursprünglich nur als Eingang für ein größeres Werk über die Urgeschichte Burtscheids bestimmt war, hat daher nicht Unrecht, wenn er ebendasselbst behauptet, daß die Geschichte dieses Stifts bekannter zu werden verdiene, und ein schöner Beytrag zu der Geschichte des Mittelalters seyn werde. Uns ist nicht bekannt geworden, ob es ihm gelungen, die Subscription auf dieses, einen starken Band ausmachende, Werk, wozu er an eben diesem Orte einladet, zu Stande zu bringen. Die Mühe, welche ihm ohne Zweifel das Einsammeln der, nach seiner Versicherung, nicht nur reichhaltigen, sondern auch zahlreichen Materialien gekostet haben muß, dürfte es wohl verdienen; wenigstens wünschen wir ihm von Herzen, daß ihm dieser Lohn nicht ausgeblieben seyn möge.

Was der Leser in vorliegendem Büchelchen zu suchen hat, sagt ihm in der Kürze das Inhaltsverzeichnis. Außer dem Gewöhnlichen, was eine jede Topographie enthalten muß, als Bemerkungen und Erläuterungen über Lage, Klima, Namen, Häuser und Einwohnerzahl, Straßen und Wege, Kirchen und öffentliche Anstalten, kommt hier manches vor, was nicht jeder Ort mit dem andern gemein hat. So gibt es nicht überall Mineralquellen und Bäder. — Burtscheid hat neun Quellen, die ihrer Lage nach in die untern und die obern abgetheilt werden können, und von denen die erstern kein geschwefeltes Wasserstoffgas enthalten, wie die letztern. Sie sind schon seit Jahrhunderten bekannt und im Gebrauche, denn bereits im Jahre 1425 entstand ein Rechtsstreit, über die sogenannten warmen Pütz oder Kochbrunnen auf dem Driesche unfern des Driescherbades, zwischen der Aebtissin Katharina von Essern und Frank auf dem Driesche, in Be-

ziehung auf den Gebrauch seines Wassers. Burt-
scheid hatte ehemals weit mehr Badehäuser, als
jetzt; die gegenwärtig dort befindlichen, noch neun
an der Zahl, sind das Rosenbad bey Stephany,
das Krebsbad bey E. F. Rosenkranz, das
Drieschbad bey Jos. Klarwasser, der Prinz
von Lüttich bey Ant. Schütz, die Goldmühle
bey Ant. Brüsseler, das Kaisersbad bey Jos.
Lenze, das Schwertbad bey Kühl-Ensen, das
Schlangenbad bey Al. Roderburg und das
Johannisbad bey Joh. Bock. — Ein mehre-
res über diese Quellen und Bäder muß der Le-
ser im Buche selbst (von S. 51 bis S. 64) su-
chen. Mit der Etymologie geht es Burtscheid
wie vielen andern Städten. Man hat seinen
Namen lange Zeit von Porcetum oder auch von
Porcus abgeleitet, weil die hiesige Gegend zu
Karls des Großen Zeit mit dicken Eichwäldern
bewachsen, und deshalb von zahlreichen Heerden
wilder Schweine bewohnt gewesen sey. Der
Verfasser dagegen behauptet, daß Burtscheid zu-
erst, und zwar lange vor Karl dem Großen, näm-
lich in der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts,
unter der Benennung Breoteo vorkomme, ge-
steht aber ein, daß Porcetum schon in einer Ur-
kunde von 1040 sich finde, und in jüngern in
lateinischer Sprache verfaßten derselbe Name ab-
wechselnd mit Porchelum, Porzetum und Bort-
zetum geschrieben sey; wie aber Burtscheid
aus Breoteo entstanden, läßt er unerörtert, ob-
gleich er jene Ableitung für unrichtig erklärt.

Einen zu Burtscheid im 16. Jahrhunderte üb-
lichen und eigenthümlichen Gerichtsgebrauch er-
zählt der Verfasser S. 106 ff., bey Erörterung
des dortigen Waldrechts und der Waldfragen.
Wollte jemand einen Fürsprecher, Procurator,
oder Anwalt dingen, daß er ihm in Rechtsachen

dienen sollte, so mußte er ihm einen blechernen Pfennig in die Hand geben, was diesen denn zu den bedungenen Diensten zwang. Ein hierüber herrschendes Sprichwort sagte: Diß Gerichts Bruuch vnd Übung ist, so wilche Parthie dem Bürsprech den niesten blychen Pennynß giff, der moiß hie auch dienen (S. 117.).

Etwas Eigenthümliches zu Burtscheid war auch ein daselbst bestehendes Sendgericht. Es bestand aus dem Pfarrer der St. Michaeliskirche, als Präsidenten, vier Schöffen und drey Nachbarmännern. Bote des Gerichts war der Küster der Pfarrkirche, und die Urtheile, welche dasselbe erließ, wurden vom Bogte und Meyer, die dem Gerichte beysitzen konnten, in Vollziehung gebracht. Nur in Fällen, wo die an die Geistlichkeit zu entrichtende Behende verweigert ward, kam dieß Gericht zusammen. Ein Näheres über dasselbe siehe S. 125 ff.

Unweit des Schlusses unserß Büchleins spricht der Verfasser noch von den Rechten, welche der Aebtissin des ehemaligen Reichsstifts Burtcheid zustanden. Dasselbe war ein dem deutschen Reiche und Kaiser unmittelbar unterworfenen freyes Stift, das Sitz und Stimme auf den Reichstagen hatte. Die Aebtissin sandte ihren Bevollmächtigten dahin, und besaß, wie jeder andere Reichsstand, die volle Landeshoheit. Es werden hier mehrere Fälle erzählt, in denen sie dieselben übte, und Beyspiele angeführt, wo das Stift durch Urtheile des Reichskammergerichts in allen Rechten einer völligen Landesobrigkeit bestätigt und beschützt wurde.

Der Bogt war kein abteylicher Beamter. Er war Stellvertreter des Kaisers, und mußte als solcher das Stift, dessen Güter und die Einwoh-

ner schützen und vertheidigen, übte auch im Namen des Kaisers den Blutbann oder die Criminal-Gerichtsbarkeit aus (S. 162.). — Seit dem 5. Febr. 1649 gab es auch einen Vogten-Statthalter, welcher von Seiten der Aebtissin mit der Vogten belehnt wurde.

Der Meyer (S. 164) war wirklicher Stiftsbeamter, der von der Abtey angestellt wurde, um außer den vogtenlichen Gerichtstagen das Gericht zu halten und das Recht zu sprechen. — Die Abtey sah sich im Jahre 1352 genöthigt, dies Amt an die Stadt Aachen zu übertragen. Seitdem ist dasselbe von ihr, und nicht mehr von jener, besetzt, und der Meyer von dem Stadtrathe in Aachen erwählt. Wie es bey dieser Besetzung und Wahl zugeing, erzählt der Verfasser (S. 165.) genauer; auch stellt derselbe (S. 171 ff.) ein vollständiges Verzeichniß der, seit der Uebertragung der Meyeren an die Stadt Aachen, von ihr bestellten Meyer in Burtscheid von gedachtem Jahre an bis auf die neueste Zeit herab auf. Die Reihe beginnt mit Conrad von Robostrad und schließt mit Stephan Dominikus Dauven Dr. jur. u.

Was der Verfasser am Schlusse noch über das Gericht und den Gerichtschreiber berichtet, wie auch die kurzen Notizen über die jetzige Verwaltung der Bürgermeisterei Burtscheid, überlassen wir dem Leser, und begnügen uns hier damit, ihm noch anzuzeigen, daß ihm der Verf. den Gebrauch seines Buchs durch die kurze Mittheilung des Inhalts der Urkunden, womit dasselbe schließt, ungemein erleichtert. Mehrere, namentlich die älteren, sind, der Sitte jener Zeit gemäß, in lateinischer Sprache abgefaßt, und dürf-

ten vielleicht manchem Leser eben deshalb nicht recht zugänglich seyn. Diese hier im Druck mitgetheilten Urkunden beziehen sich übrigens sämmtlich nur auf die Abtey und die Stadt Burscheid. Die Mehrzahl derselben ist nach den Originalen geliefert und nur wenige sind der Burscheider Charte entnommen oder aus authentischen Abschriften entlehnt.

Was den Stil und Vortrag betrifft, wie er historischen Werken eigen seyn muß, kann der des Verfassers nur gerühmt werden. Man sieht, daß er in Behandlung literarischer Arbeiten dieser Art geübt ist, was denn auch mehrere andere rühmlichst bekannte Werke desselben, über die Stadt Aachen und deren Umgebungen, vollgültig und zur Genüge bekunden. — Druck und Papier vorliegenden Buches sind tadelfrey.

Dr A. Hüne.

L e i p z i g.

Von der Uebersetzung der Memoires der Herzogin von Abrantes, von E. von Alvensleben, wovon wir die ersten sechs Theile (Gött. gel. Anz. 1832. St 160) anzeigten, ist uns die Fortsetzung bis zum elften Theile zugesandt worden. Wir können sie um so mehr empfehlen, da auch das politische Interesse, besonders während des Aufenthalts der Verfasserin in Spanien und Portugal, in diesen letzten Theilen um vieles zunimmt.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

153. Stück.

Den 28. September 1835.

G ö t t i n g e n.

Von der Königlichen Immatriculations-Commission der hiesigen Universität ist unter dem 12. Sept. folgende Bekanntmachung erschienen:

Es wird hierdurch bekannt gemacht, daß im bevorstehenden Wintersemester die Vorlesungen auf hiesiger Universität in der Woche vom 25sten bis 31sten October ihren Anfang nehmen, und daß die Zeit der Immatriculation der etwa später ankommenden Studierenden durch eine allgemeine Bestimmung auf die nächsten acht Tage nach dem Anfange der Vorlesungen beschränkt ist, späterhin also nicht mehr Statt findet.

Hinsichtlich der sofort bey der Meldung zur Immatriculation vorzulegenden Beugnisse ist vorgeschrieben daß:

1. die, welche das academische Studium beginnen, ein in öffentlicher Form ausgestelltes Beugniß ihrer wissenschaftlichen Vorbereitung zu demselben und ihres sittlichen Betragens,

2. die, welche bereits auf einer andern Universität gewesen sind, von jeder früher besuchten Universität ein öffentliches Zeugniß ihres dortigen sittlichen Betragens und Fleißes,

3. die, welche zunächst vor ihrer Ankunft hieselbst eine Lehranstalt nicht besucht haben, ein von der Obrigkeit des Orts, wo sie sich im letzten Jahre längere Zeit aufgehalten, ausgestelltes Zeugniß über ihr sittliches Betragen bezubringen haben, worin zugleich bemerkt ist, daß von ihnen eine öffentliche Lehranstalt nicht besucht sey. Dasselbe gilt von denjenigen, welche nach einer Abwesenheit von einem halben Jahre oder darüber auf die hiesige Universität zurückkehren, ohne inzwischen eine andere Universität besucht zu haben.

Außerdem hat jeder, der sich zur Immatriculation meldet, eine obrigkeitlich beglaubigte Bescheinigung seiner Eltern oder Vormünder darüber bezubringen, daß er nach deren Willen die hiesige Universität besuche.

B r a u n s c h w e i g.

Ben Bieweg: Ansichten über die Bewaldung der Steppen des Europäischen Rußlands mit allgemeiner Beziehung auf die rationale Begründung des Staatswaldwesens von J. von den Brincken, Oberlandforstmeister für das Königreich Polen &c. Mit Kupfern und Karten. 1833. IV u. 230 S. in 4.

Diese reichhaltige Schrift liefert manche gründliche Ausführung auch für die Meinung, welche in der Anzeige von Tournon's études sur Rome geäußert wurde, daß ohne neue Bewaldung der

Anhöhen um die pontinischen Sümpfe die dortige Sumpfluft nicht verbessert werden könne. Ein Sachkundiger beweist hier, daß der Umbau in der Steppe nothwendig mit dem Waldbau anfangen muß, um ihr das zu geben, was ihr fehlt, gesunde Luft und Schutz gegen Stürme, Wasser und Holz. Eine Steppe ist eine Gegend, in welcher die Natur von selbst keine Bewaldung hervorzubringen vermag, aber doch den Boden nicht wüste liegen, sondern berasen und bewachsen läßt, und wo alles was auf unübersehbaren Flächen im Sommer grünt und blüht, den Winter nicht überlebt. Da Steppen sich in der alten und neuen Welt finden, und ihren Grund in der natürlichen Waldlosigkeit haben, so muß diese Waldlosigkeit allgemeine Gründe haben, wovon die hauptsächlichsten zu seyn scheinen: der Wechsel großer Hitze und Kälte, und dadurch großer Trockenheit und Feuchtigkeit, die Gewalt der Stürme und Wirbelwinde in der weiten Ebene, die Unzahl von Gewürmen, Käfern, Vögeln, Nagethieren und des Wildes, die keinen Baum aufkommen lassen, wenn und wo er nicht durch den üppigen Graswuchs unterdrückt wird. Das letztere geschieht in dem westlichen Theile der hier beschriebenen Steppe, die sich aus Bessarabien durch das ganze südliche Europa 270 Meilen lang erstreckt.

Diese Steppe bildet eine von Westen nach Osten leise geneigte, und im Süden nach der See zu abgedachte, nordöstlich aber wagerechte Fläche, welche an dem Einflusse des Pruths in die Donau einen spitzen Winkel macht, ihre Grundlinie an dem Küstenlande des schwarzen Meeres und an Kaukasien hat, mit ihrer Seitenlinie an dem

Kaspischen Meere und dem Uralflusse hinauf läuft, und ihre Hypothense an den Waldrand bey Chwalinok und Tambow und dann immer enger bey Korolojack, Woltchansk, Alexandria und Rischnew lehnt. Ihr Flächeninhalt ist auf 21,445 Quadratmeilen mit 5,980,000 Einwohnern berechnet, wovon im Poltawaschen 1520, und im Drenburgschen 37 auf die Quadratmeile kommen. Sie hat mit Frankreich ziemlich gleiche Lage unter dem 44 bis 52 Grade N. Br., aber keinesweges gleiche Bitterung. Die Beobachtungen ergeben zum Thermometerstand

		als höchsten	als niedrigsten
Saratow unter 51° 31' d. Br.		29°	30° N.
Charkow	49. 59.	26.	28.
Taganrog	47. 12.	28.	25.
Astrachan	46. 21.	36.	31.
Odessa	46. 15.	26.	21.
Simpferopol	44. 57.	28.	15.
Risliar	43. 51.	35.	25.

Der Unterschied von 60 Grad zwischen Wärme und Kälte in den genannten Städten hat sehr schädlichen Einfluß auf die Gesundheit, er steigt aber viel höher und wirkt weit verderblicher in den Binnensteppen, wo alle die Schutzmittel fehlen, welche die Städte schon an sich, künstliche Kühlung und Erwärmung, und angemessene Nahrungsmittel gewähren, und wo nicht, wie hier, die Luft mit Lebenstheilen geschwängert ist, sondern wenn sie auch weder eiskalt noch erstickend heiß ist, doch wie Todes auf Lebendiges, auf Lunge und Nerven drückt. Eine Kälte und Hitze wie wir sie haben, ist in den Steppen schon ganz etwas anderes; aber nun denken wir uns dort in die Dede, in die Sonnengluth von 56

Grad, ohne Obdach, ohne Baumeschatten, und ohne Quellwasser, und dann wieder in die Kälte von mehr als 30 Grad, ohne ein Stück Brennholz! Dort ist nicht zu bleiben, sondern nur im Frühlinge und Herbst zu weiden. Man muß die Flüsse aufsuchen, um den Sommer und Winter zu ertragen, aber ohne Krankheiten geht es doch nicht ab, wenn es nicht gar zu der Krimmischen Sucht kommt, worin sich der Körper auflöst, und womit vielleicht die Arabische Krankheit Ähnlichkeit hat, welche Dionys von Halikarnas beschreibt. Das Viehsterben ist häufig, bey den Pferden durch Entzündung (Fassup), bey den Schafen durch Leberwurmsucht; und kaum ist alle sieben Jahr auf eine reiche Ernte zu rechnen. Da ist denn selbst die Gedult der gedultigen deutschen Anbauer an der Wolga gebrochen, und sie haben ihre dortigen Anlagen, die doch so viel Fleiß und Schweiß gekostet, aufgeben und nach Kaukasien auswandern wollen. Hier hätten sie die Natur allerdings zur Freundin und treuen Mitarbeiterin, aber vielleicht an den Einwohnern desto schlimmere Feinde, und es steht noch in Frage: ob die Russen diese besser als Griechen und Römer bändigen werden. Doch davon spricht begreiflich der Herr Verf. nicht, obgleich er von weit mehr als der Titel besagt, und nicht bloß von dem ganzen Steppenwesen, sondern auch überhaupt von der Russischen Verfassung und Verwaltung spricht. Ebenso sind seine Bewaldungsvorschläge nicht allein auf die Steppe gerichtet. Ihre forstmännische Würdigung dürfte hier weniger an ihrem Orte seyn, als die Schilderung von S. 51. Wenn man die westlichen Steppen von Norden nach Südwest durchreist, so kündigen schon in den

Provinzen Tula, Kasan, Orel und Tambow große begraste Tristen, welche sich zwischen kleinen Waldhainen immer mehr ausdehnen, die Nähe der eigentlichen Steppen an. Man betritt sie unterhalb der Stadt Tambow. Hier beginnen die unabsehbaren vom Flußgebiete des Don beherrschten Wiesenflächen, auf welchen sich nur an den Flußufern sparsam Dörfer zeigen. Von Tambow bis zum Halse des Mäotis erstreckt sich eine steinlose wagerechte Ebene, aus deren hohem Grase vielfarbige Blumen ihre Kelche erheben, die Luft mit aromatischen Wohlgerüchen erfüllen und Schwärme von Schmetterlingen herbey locken. Ueberall ertönt der Gesang der Singvögel, Turzeltauben umfliegen halb zahm den Reisenden; die Wasserlachen sind mit wildem Geflügel bedeckt, und an den Flußgestaden ist der Pelikan und Kormoran heimisch. Die dichte Grasdecke dient dem Springhasen, dem Suslik, der Landschildkröte, Eidechsen und auch Schlangen, Tazranteln und Scorpionen zum Aufenthalte. Von Kasanskaja aus ist der Lauf des Don durch die Grasflur mit Gebüsch und einzelnen Baumgruppen bezeichnet; so weit seine Uberschwemmung reicht, so weit ist der Graswuchs, der sich hier vergeblich der Sichel darbietet, vorzüglich üppig. Von hieraus westwärts mehren sich die Colonien an den dünn mit Strauch und einzelnen niedrigen Bäumen bewachsenen Flußufern. Mit Ausnahme der kurzgrasigen Granitformation gleicht die ganze Steppe bis zur Donau einem wogenden Kornfelde. Im hohen Grase birgt sich der Wolf und Fuchs, welchen nicht selten die Sprenglinge der Heerden zur Beute werden. Zuweilen verfinstern Wolken von Heuschrecken die Sonne, und versinken mit gierigem Hunger im tie-

fen Grase. Von Perekop an scheint mit der Krimm ein neues Land anzufangen. Die sanft nach Süden zu ansteigende Ebene ist mit dem frischesten Grün und einer südlichen Flora geschmückt; zum Theil ist sie angebaut, zum Theil mit Heerden bedeckt, unter welchen zum ersten Male das Kameel hervorragt. Den Hintergrund dieser Landschaft schließt das bewaldete Gebirge der Krimm, aus welchem der Dschaderdagh seinen zeltförmigen Rücken erhebt.

In einer anderen Gestalt erscheinen die östlichen Steppen. Aus den Tristen der südlichen Provinz Simbirsk, die Grenzen von Saratow überschreitend, sieht man sich jenseit des noch etwas bewaldeten Irgis-Flusses plötzlich in eine unermessliche, wasserlose Ebene versetzt, welche wagerecht wie die Oberfläche des ruhigen Meeres sich ausbreitet, und auf deren Rande das Firmament zu ruhen scheint. Von keinem Gegenstande angezogen, schweift das Auge vergeblich auf dem dünn mit halb versengten Kräutern bewachsenen Boden umher, um einen Ruhepunkt zu finden. Man ist von den Schauern der Einsamkeit umfangen; der Geist ist auf sich selbst zurück geführt, und unwillkürlich suchen die Bilder der Phantasie die Leere der Wirklichkeit auszufüllen. Nur zuweilen ziehen flüchtige Antilopen über die Flächen, oder Falken und Habichte durch die Lüfte. Wie ein dünner Faden zeigt sich endlich am Horizonte der Obstschei-Syrt, und tiefer herab, als ein kleines rundes Wölkchen der Bogdo. Aber oft sind es nur Trugbilder der Luftspiegelung, die man als Berg, Wald oder See vor sich zu sehen glaubt. Im Osten, nach den Ufern zu, unterbrechen die La-

ger und Heerden der Kirgisen, und im tieferen Süden nur einzelne Nuls von Kalmücken und nomadischen Tataren die tiefe Einsamkeit. So ist die inselreiche, mit Weiden und Gebüsch bewachsene Wolga erreicht, deren Ufer Schwärme von Krähen, Seemöven, Kraniche, Kropfgänse und Fischadler beleben. Jenseit derselben beginnt von Neuem die alte Dede, sie wird hier noch durch Sandschollen verschlimmert, von welchen der leiseste Windzug salzhaltigen Sand in die Lüfte treibt. Während westwärts nach dem Don zu allmählich der Graswuchs zunimmt, breiten sich am anderen Ufer der Kuma die üppigen, mit hohem Gras und strauchartig aufgeschossenem Kraut bedeckten Fluren Kaukasiens aus. Eine fremdartige Flora, Käfer von ungewöhnlicher Größe, fußlange Eidechsen, wilde Truthühner und Fasanen, aber auch Schwärme qualender Muskitos, deuten die Nähe von Kleinasien an. Im Westen zeigen sich die, zum Theil mit Baum und Strauch, zum Theil mit hohem Rohr bewachsenen Ufergestade des Kubans (der Aufenthalt der Sumpflake, des Schakals und des Luchses), von deren Höhen man jenseits das anmuthige Land der Tscherkassen mit seinen waldigen Hügeln übersieht, dessen Hintergrund die lange Kaukasische Bergkette bildet, aus welcher die beschneyeten Gipfel des Gat, Kasbek und Elbrus in die Wolken ragen.

G. 1474 B. 2 v. u. statt Bergbaukunde I.
Metallurgie.

G e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

154. 155. Stück.

D e n 1. O c t o b e r 1 8 3 5.

P a r i s.

Fortsetzung der Anzeige: Histoire de la restauration et des causes qui ont amené la chute de la branche aînée des Bourbons. Par un homme d'état. T. V — X.

Eben so ging es bald auf dem Lande in den Provinzen unter Pfarrern, Missionärs und Seminaristen. Wer handgreifliche Proben seines Eifers ablegte — und zwar je derber, je crasser desto besser — dessen Glück war gemacht, in der Art wie seine Gelüste es eben verlangten, und auch die ärgsten Laster, ja Verbrechen solcher Diener glaubte man wenigstens bemänteln und der Strafe entziehen zu müssen. Wer sich der wilden Jagd nicht anschloß, mochte er in seinem Herzen noch so eifrig, und seit noch so langer Zeit Katholik und Royalist seyn, der wurde vernachlässigt, verachtet, zurückgesetzt — Layen oder Geistliche, gleichviel. Auch hier reizten Geld, Stellen, Profite aller Art, zu den plumpesten, frechsten, geschmacklosesten Uebertreibungen. So

konnten freylich erbauliche Früchte, als Missionen, Kreuze, Messen, Processionen, fromme Stiftungen, Tanzverbote an Sonntagen, Verweigerung der Sacramente und christlichen Begräbnisses an Unwürdige oder Verdächtige u. s. w. nicht fehlen. Vom Feldhüter, Zollbedienten, Gensdarmen, Policediener, bis zum Präfecten hinauf wußte jeder was er zu thun hatte um seine Stelle zu behalten, oder zu einer besseren befördert zu werden. Und stellte sich alles dieß in den Provinzen offener, naiver, plumper dar, so mußte es doch in Paris, in dem glänzenden Mittelpunkt einen um so betrübendern Character annehmen, je mehr Anstand, Geist und Gefühl man hier zu verwenden hatte. So wurden denn das entweihete Kreuz des Herrn, der Mercurstab, der Gürtel der Venus (nicht selten Pandemos), die rohesten und schmutzigsten Attribute der Policey nur zu oft vereinigt: *pour faire de la religion, du royalisme!*

Wie sehr aber auch Willele sich bestrebte der Congregation, dem Royalismus überhaupt die materiellen Vortheile seines Verhältnisses zu der Geldmacht angedeihen zu lassen, so trug doch anderseits gerade dieses Verhältniß dazu bey das Mißtrauen und die Unzufriedenheit jener Partey, welches durch den langsamen und beschränkten Erfolg der geforderten legislativen Concessionen schon ohnehin immer zunahm, noch höher zu steigern. Es liegt nämlich in dem wesentlichen Materialismus und Indifferentismus der Geldmacht und des damit zusammenhängenden Industrialismus eine nicht zu verkennende Verwandtschaft mit dem Liberalismus, welche sich z. B. in der Nichtachtung gewisser in den Augen des Royalismus geheiligter Principien zeigt, und eben dem Einfluß dieser Nichtachtung wußte oder wollte sich Willele nicht

ganz entziehen. Dieser Einfluß machte sich z. B. besonders geltend bey den Unterhandlungen wegen der Anerkennung der Unabhängigkeit von San Domingo (1825), und der dafür zu leistenden Entschädigung der ehemaligen Pflanzer, welche zwar dem Geldmarkt und andern materiellen Interessen sehr erwünscht war, und wobey (wie bey allen Speculationen der Art) auch für die Congregationisten reichliche Gewinnste abfielen. Dennoch aber wurde diese Verletzung des Princips der Legitimität von einem großen Theil der Royalisten aller Nuancen sehr ungnädig vermerkt, und Billele suchte seine Sünde vergeblich durch neue Versprechungen und persönliche Concessionen gegen die Congregation abzubüßen; diese zeigte sich immer mißtrauischer und anmaßender. Aber sein Verhältniß zu der Geldmacht war nicht das einzige, welches Billele in solche und ähnliche Verlegenheiten verflocht. Auch die Europäische Diplomacie war keinesweges frey von dem Einfluß des Liberalismus, und auch hier konnte oder wollte Billele sich diesem Einfluß nicht ganz entziehen. Es bedarf kaum einer Bemerkung, daß sogar die Politik der nordöstlichen Staaten weit entfernt war dem Ideal der reinen französischen Royalisten und Congregationisten zu entsprechen, daß zumal die individuellen Repräsentanten dieser Mächte in der Europäischen Diplomacie ihrer ganzen Bildung nach sehr wenig mit dem Geiste eines jesuitischen Fanatismus harmonieren konnten, da sie vielmehr an Bildung und Gesinnung weit eher dem Liberalismus angehörten — wenigstens abgesehen von der eigentlichen Politik und von jenem äußern Anstrich von Religiosität, der eine obligate Folge der politischen Stellung jener Staaten seit 1812 und des individuellen Characters einiger Fürsten

war. Wie viel größer aber mußte der Gegensatz zwischen der Congregation und der rein materialistischen Welt- und Handels-Politik Großbritanniens seyn, zumal seit Canning und die veränderten Verhältnisse sie von dem Einfluß der nordöstlichen Politik völlig frey gemacht hatte! Und doch brachte die ganze politische Stellung Frankreichs nothwendiger Weise ein gewisses Anschließen an die britische Politik mit sich, zumal in Hinsicht auf die pyrenäische Halbinsel und auf die americanischen Republiken, während in Beziehung auf Griechenland, zumal seit dem Tode Alexanders und durch den Londoner Vertrag vom 6. Junius Frankreich noch aufrichtiger und entschiedener als England die Rolle eines Befreyers übernahm und den Beyfall des Liberalismus in ganz Europa erwarb *). Gerade diesen Theil der auswärtigen Politik aber konnte die Congregation Billele um so weniger verzeihen, da auf diesem Puncte alle edlern Gefühle aller Partheyen sich unter dem Banner des Kreuzes wenigstens scheinbar vereinigten, und ein offenes Widerstreben gegen einen so allgemeinen Aufschwung, den der König selbst theilte, nothwendig der Parthey in der öffentlichen Meinung den letzten Stoß geben mußte. Und dennoch wagten es nicht wenig Organe der Congregation ziemlich offen die Sache des Halbmondes gegen das Kreuz zu verfechten!

Immer aber mußte Billele (ja der König selbst) solche Verstöße gegen den Geist der Congregation durch neue Concessionen wieder gut machen, wenn er es nicht auf einen offenen Bruch ankommen lassen wollte, den zu vermeiden er alle Ursache

*) Wir haben schon bemerkt, daß die auswärtige Politik außerhalb der Grenzen dieser Anzeige liegt, und verweisen deshalb auf das Werk selbst.

hatte. Zu jenen Concessionen kann unter andern die Ernennung eines Hauptcongregationisten, des Erzbischofs von Straßburg, Thurin, zum Erzieher des Herzogs von Bordeaux, gerechnet werden, welche natürlich die öffentliche Meinung um so entschiedener gegen sich haben mußte, da darin gleichsam eine Usurpation der Zukunft zu Gunsten des Jesuitismus lag. Gegen diesen Orden, dessen factische Wiederherstellung offenkundig war, als gegen das concentrirteste, äußerste Organ der ganzen antiliberalen, contrarevolutionären Reaction vereinigten sich nach und nach nicht nur alle die Elemente, welche durch diese Reaction ursprünglich, wesentlich und unmittelbar bedroht wurden, sondern auch alle diejenigen, welche mehr oder weniger sich dieser Reaction anschließend, doch mit Unruhe und Meid die Gefahr einer Ueberflügelung von Seiten eines Verbündeten sahen, der alle Anlagen zu einem unversöhnlichen Feinde zeigte. So fingen schon 1826 die heterogensten Elemente an sich unter dem Banner einer liberal-constitutionellen Opposition gegen den Jesuitismus zu vereinigen; und das um so leichter, da die ursprüngliche liberale Opposition klug genug war, es mit allen übrigen Punkten nicht sehr genau zu nehmen, Niemanden zurückzuweisen, ja manchen als Verbündeten zu behandeln, der es gar nicht beehrte, aber doch die Ehre in diesem Augenblick nicht geradezu ablehnen konnte und wollte. In dem Grade aber, als die Masse des Hasses und des Widerstandes zunahm, nahmen auch die Ansprüche der Congregation auf den Schutz und die Begünstigung der Staatsgewalt zu. Die oft auch in der Form brutale Unterdrückung und Beseitigung jeder Thätigkeit, jeder Individualität, welche sich dem Jesuitismus mißfällig machte, in dem ganzen Bereich der alles

umfassenden Administration, besonders aber im öffentlichen Unterricht, ohne daß dabey (des eigentlichen Liberalismus gar nicht zu gedenken) auch nur irgend eine andere Nuance des Royalismus Achtung und Schonung finden durfte — alles dieß genügte nicht. Man verlangte ausdrückliche, gesetzliche, officiële Anerkennung und Garantie der Existenz und der Stellung des Ordens; und das unfreywillige Geständniß, welches der bedrängte Minister der geistlichen Angelegenheiten der Kammer that, schien der erste Schritt auch zu dieser Concession zu seyn. Eben deshalb steigerte es aber die Aufregung der öffentlichen Meinung auf den höchsten Grad, und gab ihr entschieden den Character einer liberalistischen Reaction. Denn von dem Augenblicke an wo der Liberalismus, wenigstens äußerlich und unbeschadet gewisser eventueller, immer nur sehr vager Verpflichtungen einiger Häupter gegen das Haus Orleans, allen antidynastischen und antimonarchischen Plänen und Aeußerungen entsagt hatte und sich in den Schranken einer constitutionellen Opposition, auf der Tribüne und durch die Presse, in der Rolle eines Wächters und Verfechters der durch Verfassung und Sitte verbürgten Resultate der Revolution hielt, wurde sie wirklich zugleich Schöpfer und Organ der öffentlichen Meinung *). In dem Maße aber wo theils die wirklichen, theils die eingebildeten, von Seiten des Jesuitismus drohenden Gefahren sich zu

*) Schon die Art wie die öffentliche Meinung sich im Nov. 1825 bey Gelegenheit des Todes des General Foy aussprach, konnte der Restauration als ernste Warnung dienen; aber sie vermochte die jesuitische Hoflust nicht zu durchdringen, oder man tröstete sich damit, daß hier nur von Paris die Rede sey. Als wenn der überwiegende Einfluß von Paris kein Factum wäre, das Beachtung erzwingen konnte!

Einem allgegenwärtigen Pöpanz gestalteten, welcher in der öffentlichen Meinung jenen Zustand von instinctmäßiger, blinder, einseitiger, leidenschaftlicher, vager Furcht erzeugte, war die unbedingte Herrschaft des Liberalismus in der öffentlichen Meinung gesichert. Alle Elemente, welche nach und nach von derselben Furcht ergriffen sich dem Widerstande gegen den gemeinsamen Feind anschlossen, mußten nun fürs erste mehr oder weniger die liberale Opposition als Haupt anerkennen, ihre Macht verstärken, da sie den Kampf zuerst und lange allein geführt hatte, und so der natürliche Vereinigungspunct des Widerstandes wurde. Der Jesuitismus verkannte die wachsende Gefahr nicht ganz, und da der Einfluß der Presse hier besonders bedenklich schien, so war natürlich möglichste Unterdrückung derselben ein Hauptaugenmerk der Parthey, worin sie um so weniger zweifelte das zu erreichen, was irgend möglich war, da hier ihr Interesse bis auf einen gewissen Punct Hand in Hand mit den Wünschen des Ministerium und der eigentlich ministeriellen, d. h. bürocratischen und industriellen, so wie aller religiösen, ja eines Theils der aristocratischen Royalisten ging. Vorausgesetzt natürlich, daß der Schlag nur die liberale Presse treffen würde, welche lange genug den Fehler begangen hatte zwischen den verschiedenen Elementen der royalistischen Majorität keinen Unterschied zu machen, und deren eigentliches Verhältniß zum Ministerium und zum Hofe verkennend, alle als verächtliche, feile Creaturen des Ministers zu behandeln. Dennoch aber überwog bald der Abscheu, die Furcht vor dem Jesuitismus bey den meisten ihrer Gegner und ihrer Opfer den Abscheu vor dem Mißbrauch der liberalen Presse, und eben der Verlauf des Kampfes

gegen diesen einst gemeinsamen Feind gibt den besten Maßstab für die zunehmende Auflösung der royalistischen Parthey. Anfangs zwar wurde wirklich der Corporationsgeist der Kammer gegen die Presse ins Spiel gezogen, und man hätte erwarten können, daß auch das strengste Preßgesetz eine Majorität erlangen würde. Allerdings schien das Gesetz von 1823 gar bald nicht mehr zureichend, und alle administrativen und polizeylichen Detailsverfolgungen dienten nur dazu den Gegner zu reizen und ihm in der öffentlichen Meinung den Vortheil des Märtyrerthums zu sichern *). Die schmutzigen und tölpelhaften Versuche die Hauptorgane der Presse zu erkaufen dienten nur dazu deren Urheber allgemein lächerlich und verächtlich zu machen. Die kurze Ruhe, welche die Censur in den Zwischenräumen der Sessionen zuwege bringen konnte, vermehrte nur die Heftigkeit des Kampfes, so bald die Eröffnung der Kammersitzungen ihm neue Nahrung und Freyheit gab. Anfangs zeigten sich zwar die Gerichtshöfe willig genug, von der ihnen durch das bestehende Gesetz übertragenen Befugniß, die Strafbarkeit der Tendenz eines Blattes oder Artikels zu bestimmen, einen strengen

*) Man glaubte die Sache des Throns und Altars Wunder wie zu fördern, wenn man z. B. einen liberalen Journalisten (wie Magalon), den die Gerichte zur Detention verurtheilt hatten, mit einem kräftigen Galerien zusammen fesseln und von Gensd'armen am hellen Tage durch die Straßen von Paris schleppen ließ. Das nannten die alten Weiber bey derley Geschlechts bey Hofe und in den Salons des Faubourg St. Germain Energie! Solche und tausend ähnliche Dinge reizten aber die öffentliche Meinung mehr als ein Sacrilegiengesetz; aber die Vornehmen, Klugen, die dergleichen auch nicht geradezu billigten, meinten jedenfalls es seyen Kleinigkeiten!

Gebrauch zu machen, und auch die Kammer glaubte der liberalen Presse eine Warnung und Lehre geben zu müssen und ihre eigene Würde zu wahren, indem sie 1826 (Richterin in eigener Sache) das Journal du Commerce vor ihre Schranken zog und zu dem Maximum der Strafe verurtheilte. Aber schon damals erhoben sich viele Stimmen auch auf der Rechten gegen dieß Verfahren, zunächst aus Rücksichten des Anstandes und der Billigkeit. Bald aber gesellte sich hierzu das eigene Interesse des aristocratischen Royalismus, welcher von dem Ministerium vernachlässigt und sogar in einzelnen seiner Repräsentanten verletzt, von dem Jesuitismus überflügelt, ganz natürlich zu den Waffen der Presse griff, die seine Wortführer ohnehin nicht einen Augenblick aufgehört hatten nicht weniger kräftig, gewandt und gewissenlos als der Liberalismus zu handhaben. Aber auch die Gerichtshöfe ließen bald von ihrer Strenge gegen die Presse nach, und zwar in demselben Maße als die Staatsanwälde, dem Einfluß der Congregation nachgebend, sich beeiferten solche Fälle vor die Gerichte zu bringen, wobey nicht der politische, sondern der religiöse Royalismus, die Reaction gegen die Aufklärung des Jahrhunderts oder wohl gar geradezu und im engsten Sinne der Jesuitismus betheiligt war. Diese Stimmung der Gerichtshöfe entwickelte sich um so schneller, da einige Organe der Congregation die Unvorsichtigkeit begingen den alten Geist der Robe, der Parla- mente, welcher von jeher dem Orden feindlich war, herauszufordern, z. B. durch die Schmähungen gegen einen Lachalotais u. s. w. So geschah es, daß allmählich eine dem Jesuitismus feindselige Tendenz der Presse in den Augen der Gerichtshöfe eine stillschweigend anerkannte

Entschuldigung für manche Beygabe war, welche ohne dieß gewiß die Loyalität der Gerichte höchlich beleidigt haben würde. Bedeutsam wurden in dieser Hinsicht die Memoires des Grafen Montlosier, in denen sich die altparlamentarische und aristocratische Opposition gegen den Jesuitismus am entschiedensten aussprach, und welche von Seiten des obersten Gerichtshofes einen Incompetenz-Ausspruch zu Wege brachten, der einer Verdammung der Jesuiten moralisch gleich kam. Auch der Pairskammer gaben sie Gelegenheit durch einen sehr bedeutsamen Tagesordnungsbeschuß sich auf ähnliche Weise auszusprechen. So wurde die Macht, welche durch die Einführung der Tendenzprocesse den Gerichtshöfen zur leichteren Unterdrückung der Presse verliehen war, eine Schutzwehr derselben. Ein neues Gesetz war also unentbehrlich, und Peyronnet war bereit all seinen pedantischen, eiteln, verdrießlichen, juristischen Scharfsinn aufzubieten, um (freylich mehr seinem eigenen Groll gegen die Presse als den Jesuiten zu gefallen) die berühmte Loi d'amour et de justice zu construieren. Das Schicksal dieses Gesetzes (Januar bis April 1827) ist bekannt. Nachdem es mit sehr wesentlichen Milderungen und Modificationen, und mit einer nicht bedeutenden Majorität von der zweyten Kammer angenommen worden war, wagte die Regierung nicht die Entscheidung der Pairskammer abzuwarten, welche schon bey den allgemeinen Discussionen gezeigt hatte, wie wenig sie geneigt sey der Congregation zu dienen und die Popularität, welche ihre ganze Haltung seit einiger Zeit erworben hatte, aufzuopfern. Das Gesetz wurde also zurück genommen, und die ganze Sache hatte nur dazu gedient innerhalb und außerhalb der Kammern gleichsam eine Musterung aller antije-

suitischen Elemente zu veranstalten. In der zweiten Kammer sprach und stimmte nicht nur die Defection (Algier, Chateaubriand), sondern auch sehr viele Glieder der äußersten Rechten dagegen, und Labourdonnaye erklärte geradezu: der Grund des Uebels, welches man durch das Gesetz bekämpfen wolle, liege nicht in der Presse, sondern in den Handlungen der Regierung! Außerhalb der Kammern wurde es eine Art von Ehrensache für alles, was nicht geradezu der Congregation angehörte, seinen Unwillen über ein Gesetz auszusprechen, welches (wie man behauptete) nicht den revolutionären Mißbrauch der Presse, sondern die Presse selbst, den Buchhandel, alle damit verbundene Zweige der Bildung, der Industrie des 19ten Jahrhunderts einer fanatischen Reaction, würdig der finsternsten Jahrhunderte als Opfer darzubringen drohe. Dieß war die Veranlassung und Lösung für den Industrialismus sich entschiedener als bisher der liberalen Opposition in die Arme zu werfen. Hatte diese doch allein vorher gesehen und gesagt, daß der antilibérale Gang der Restauration über kurz oder lang auch die materiellen Interessen verletzen werde — hatte sie doch immer auf das warnende Beyspiel der pyrenäischen und appenninischen Halbinseln hingewiesen, wo ebenfalls pfäffischer Despotismus erst die Freyheit, die geistigen Interessen, dann die Industrie, die materiellen Interessen ertödtet hatte. Lag es doch nun am Tage, daß die gepriesene und allerdings nicht abzuläugnende Zunahme des materiellen Wohlstandes in den letzten Jahren, welche die Regierung, die Restauration sich als Verdienst anrechnete, lediglich Folge des Friedens und der weisen, kühnen Thätigkeit der Nation sey u. s. w. Wie viel Uebertriebenes oder

Verkehrtes an solchen und ähnlichen Reden seyn mochte, brauchen wir hier nicht zu untersuchen *), da jedenfalls so viel gewiß ist, daß diese Ansichten und Gesinnungen factisch in der großen Mehrzahl der Mittelstände bey dieser Gelegenheit befestigt wurden. Aber nicht bloß die öffentliche Meinung im Allgemeinen, sondern auch solche besondern Bestandtheile derselben, welche als Corporationen, Collegien u. s. w. einer, wenn auch noch so geringen Unabhängigkeit von dem bürocratischen Mechanismus genossen, suchten auf irgend eine Weise ähnliche Gesinnungen an den Tag zu legen, und erwarben dadurch eine Popularität, auf die sie zum Theil seit Menschengedenken verzichtet hatten. Gelang es doch sogar dem Inbegriff lächerlicher und pedantischer Impopularität, der Academie, sich bey dieser Gelegenheit durch ein kleines politisches Märtyrertum in der öffentlichen Meinung zu rehabilitieren **). Alles was damals die Ungnade der Regierung auf sich zu ziehen mußte, ward als Opfer des Jesuitismus verehrt; alles was das Unglück hatte von jener Seite begünstigt zu werden, trug das Brandmahl des Jesuitismus!

*) Doch können wir nicht umhin hier ein für alle mal zu bemerken, daß auch der Verf. sich gelegentlich in Phrasen gefällt, die den Einfluß und das Verdienst der Restauration (abgesehen davon, daß sie die Bedingung des Friedens von Europa war) hinsichtlich des materiellen Wohlstandes Frankreichs viel zu hoch anschlagen. Daß sie nur gering waren, und noch weniger anerkannt wurden, lag in dem ganzen Wesen des constitutionell = bürocratischen Staatslebens.

***) Fingen doch die Jesuiten an ihr Anathema von den Schriften des philosophischen Zeitalters auf die des classischen, goldenen Ludwigszeitalter, der Schutzgötter der Academie auszu dehnen! Wer kennt nicht die lächerliche Erneuerung der Proscription des Tartüffe!

Welches unter solchen Umständen der beste Ausweg für die Regierung gewesen wäre, um sich aus einer so falschen und bedenklichen Stellung zu ziehen, brauchen wir nicht zu untersuchen, da sie vielmehr beschloß sich in derselben gleichsam bis an die Zähne zu verschanzen, und von ihr aus allen Widerstand mit Gewalt zu unterdrücken. Alle Berührungen der Regierung mit irgend einem Element oder Repräsentanten der öffentlichen Meinung nahmen mehr wie je einen Character gehässiger Brutalität an, der dem humanen, ja weiblichen Geist der Dynastie, der Restauration, des Königes selbst und seiner Familie durchaus fremd war; aber der Jesuitismus wußte den unglücklichen Fürsten zu überreden, daß man nun Ernst und Energie zeigen müsse, und die Jesuiten und ihre Heerde von alten Weibern und fanatischen Knaben bildeten sich wirklich ein mit solchen Detailsbrutalitäten, wobey das Lächerliche immer mit dem Heuchlerisch-Gehässigen verbunden war, zeige man einer Nation von 30 Millionen gegenüber Energie! Und nicht mehr diesen oder jenen obskuren Journalisten trafen solche Kraftäußerungen; sondern die Leiche eines Pairs von Frankreich — eines der treuesten Anhänger der Dynastie, der Restauration, des Königthums, der gemäßigten Freyheit, durch seine persönlichen Tugenden, durch seine großartige, allseitige Wohlthätigkeit noch ausgezeichneteter als durch seinen uralten Adel und seine großen Reichthümer — die Leiche des Herzogs von Carochefoucauld-Liancourt mußte seinen trauernden Verehrern entrissen und im Straßenkoth herumgezerrt werden. Der Vorwand war die Aufrechterhaltung einer unbedeutenden Policenyverordnung, der Grund und Zweck nicht nur die öffentliche

Meinung, sondern auch die Pairskammer für ihre Opposition zu bestrafen! Die öffentliche Meinung indessen suchte bis zum letzten Augenblick das Königthum, die Dynastie, den König von dem Jesuitismus zu trennen; der König aber beharrte eben so fest dabey jene mit diesem zu identificieren: und man fragt noch wer und was die Restauration ins Verderben gezogen! Den Glanzpunct dieses jesuitischen Kraftsystems bildet die Auflösung der Pariser Nationalgarde im April 1827. Der Verf. gibt darüber interessante Details, wovon wir nur einige Hauptpuncte hervorheben können. Trotz dem Geschrey von: 'weg mit den Ministern! weg mit den Jesuiten!' welches sich in einigen Legionen hören ließ, war das Geschrey: 'es lebe der König!' so überwiegend, der ganze Eindruck bey schöner Haltung der Legionen, schönem Wetter u. s. w. der Art, daß der König ziemlich zufrieden mit der Nationalgarde und noch mehr mit seiner Popularität und der würdigen Antwort, die er den Vorwitzigen gegeben hatte, in den Pallast zurückkehrte; ja, die größte Gefahr lag vielleicht mehr darin, daß er die anständige Zurückhaltung der großen Mehrzahl der Nationalgarde für eine Billigung seines Regierungssystems halten mochte. Kurz, er war entschlossen, einen lobenden, gnädigen Tagesbefehl zu erlassen. Allein die Congregation, Billele selbst, fanden sich zu tief verletzt, zumal da nach der Entfernung des Königs allerdings heftigere Ausbrüche und einige Insubordinationen Statt gefunden hatten. Die Prinzessinnen, welche zum Theil Gegenstand und Zeugen derselben gewesen, lagen dem Könige mit Thränen an ihnen Genugthuung zu geben, der Ministerrath versammelte sich; Billele, Damas, Corbiere, Peyronnet, Cler-

mont = Tonnerre waren für die Auflösung, Doudeauville, Chabrol, Frayssinous dagegen. Die beiden letztern schlugen den Mittelweg eines ungnädigen Tagesbefehls vor. Die Auflösung wurde beschlossen, der König unterschrieb jedoch die Ordonnanz erst nachdem Villele und Corbiere mit ihrer Demission gedroht hatten. Doudeauville trat aus dem Ministerium. Großen Einfluß auf diese unselige Maßregel hatte der noch von der Zeit des spanischen Feldzuges herrührende vage Plan der Restauration mehr einen militärischen Character zu geben, das Heer zu gewinnen und so einen eventuellen Gewaltstreich vorzubereiten. Leicht begreifliche, so unvermeidliche als unerhebliche, Reibungen zwischen der Nationalgarde und der Garde, zumal bey der gemeinsamen Beziehung der Wache in den Tuilerien u. s. w. hatten die Meinung erweckt, die Auflösung der erstern werde ein angenehmes Opfer für diese seyn! Ein großer Theil der Nationalgarde war selbst des Dienstes überdrüssig, aber nun wurde der Esprit de Corps, die Eitelkeit, das Ehrgefühl ins Spiel gezogen und die Nationalgarde in Masse der liberalen Opposition zugeworfen. Glaubte man aber ihren Groll unschädlich gemacht zu haben indem man ihr ihre Waffen nahm, so bedachte man nicht, daß unter ihnen die große Mehrzahl der Wähler war, welche über kurz oder lang sich durch ihre Stimmen rächen könnten und würden. Wie die Auflösung der Nationalgarde aber auch von Individuen aus der nächsten Umgebung des Königs angesehen wurde, geht aus folgender Anekdote hervor. Der Herzog von Riviere (Erzieher des Herzogs von Bordeaux und einer der eifrigsten und blindesten Anhänger der Jesuiten)

äußerte gegen einen Pair, seinen vertrautesten Freund: 'Nun, du siehst, Paris ist ruhig. Der König vermag viel. Frankreich ist der Revolutionärs, der unruhigen Köpfe satt.' 'Paris hält sich ruhig, antwortete jener, weil der König nur sein verfassungsmäßiges Recht ausgeübt hat. Kein Mensch kann ihm wehren die Nationalgarde aufzulösen; aber laß ihn eines Tages in die Lage kommen seiner guten Stadt Paris zu bedürfen, dann werdet ihr es fühlen, was für einen schönen Streich ihr da gemacht habt.' Und in der That kann nicht der geringste Zweifel seyn, daß, wenn im Julius 1830 die Nationalgarde vorhanden gewesen, die Dynastie gerettet, eine Revolution vermieden worden wäre.

Während der Hof, die Congregation triumphierte, nahmen die Verlegenheiten und Schwierigkeiten, womit Willele zu kämpfen hatte, zu. Er sah sich in dem Haß, der Verachtung aller Elemente der öffentlichen Meinung mit dem Jesuitismus fast identificiert, er hatte durch seine Theilnahme an ihrer Rache gegen die Presse, gegen die Nationalgarde selbst dazu beigetragen, er war auf diesem Wege schon zu weit gegangen um durch Anhalten oder Umkehren, wenn auch zunächst nur in der Kammer, die Stützen wieder zu gewinnen, die er verloren hatte.

(Die Fortsetzung im nächsten Stücke.)

G e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

156. Stück.

D e n 3. O c t o b e r 1 8 3 5.

P a r i s.

Fortsetzung der Anzeige: Histoire de la restauration et des causes qui ont amené la chute de la branche aînée des Bourbons. Par un homme d'état. T. V — X.

Eben so wenig aber konnte er sich allen Anmaßungen dieser Parthey, zumal hinsichtlich der äußern Politik fügen, ohne sich selbst völlig zu annullieren und Gefahr zu laufen über kurz oder lang als abgenutzt weggeworfen zu werden; und dennoch zeigte es sich immer mehr, daß die Congregation nur unter dieser Bedingung sich offener Feindseligkeit enthalten werde, und schon fing sie an beym König entschieden gegen Billele zu intrigieren. Zugleich aber zog sich die Geldmacht (und in deren Gefolge der Industrialismus) vermöge ihres angeborenen Instincts in demselben Maße von Billele zurück, als alle diese Verlegenheiten ihn enger umschlossen und bedrängten. Hierzu trugen auch die Symptome einer von der Opposition der Rechten und Linken zwar übertriebenen, aber keinesweges ganz abzuläng-

nenden Verwirrung der Finanzen bey, welche Billele nothgedrungenener Weise mehr zu politischen Zwecken gebraucht und misbraucht hatte, als sie ihrer Natur nach vertragen können.

Statt nun unter solchen und so verzweifelten Umständen sich freywillig zurückzuziehen, glaubte Billele die Hauptschwierigkeit liege nur in den parlamentarischen Verhältnissen, zu deren Modification er allerdings die Mittel hatte — ob aber zu seinen Gunsten war eine andere Frage, und hing von der öffentlichen Meinung ab. Genug, eine Auflösung und Erneuerung der zweyten Kammer sollte (wie er hoffte) theils eine neue und gefügigere Majorität, etwa im Sinne des ministeriellen Centrum dieser Kammer herbeiführen, theils die Möglichkeit geben einen Theil der aufgelösten Kammer vermöge eines Einschubs (four-née) von etwa 70 neu zu ernennenden Pairs, als Correctiv gegen die liberale Opposition der Pairskammer zu verwenden. Es könnte vielleicht befremden, daß der König auf diesen Plan einging, der doch eben so wohl gegen die Congregation als gegen den Liberalismus gerichtet war, doch ist sein Benehmen in mancher Hinsicht erklärlich. Theils erschien ihm und der Congregation für den Augenblick die Stimmung und Haltung der Pairskammer als die Hauptgefahr, und für viele congregationistische Glieder der zweyten Kammer war überdieß die Pairie eine verheißene Belohnung. *La révolution est dans les pairs, sagte er, il faut l'en chasser! *)* Daß eine

*) War es nicht als sollte durch diese und ähnliche Phrasen das Schicksal zur Einschärfung der trivialen Moral jener Fabel von dem lügenhaften Schäfer und dem Wolf herausgefordert werden? Alles was nicht jesuitisch war mußte revolutionair heißen, und als die Revolution wirklich kam, war man völlig unvorbereitet ihr zu begegnen.

solche Maßregel die Pairie im höchsten Grade entwürdigen, die politische Bedeutung der Pairskammer untergraben, also geradezu der Revolution in die Hände arbeiten mußte, bedachte Niemand; vielmehr freute sich die royalistische Kammer der Demüthigung einer Nebenbuhlerin. Andererseits mochte der Minister seine Absichten und Wünsche hinsichtlich einer etwas liberalern Schätzung der neuen Kammer nicht so bestimmt aussprechen, und der König glauben daß dadurch seine eigenen Plane, oder die der Congregation, nicht wesentlich gefährdet werden könnten, da Billele noch keinesweges gewagt hatte sich ausdrücklich gegen dieselben zu erklären, vielmehr nur hinsichtlich der frühern oder spätern Möglichkeit und Rathsamkeit, und der Art und Weise allen Anforderungen der Partey zu genügen Skrupel äußerte, welche der König selbst verstehen und theilen konnte. Endlich aber ist nicht ganz unwahrscheinlich, daß der König schon damals gegen das Ministerium Billele das geheime Intriguenspiel begann, was er gegen dessen Nachfolger, das Ministerium Martignac, auf den höchsten Grad trieb — daß er selbst Billele's Sturz wünschte und als Resultat dieser Maßregel vorhersah. Seit den ersten Jahren der Regierung Ludwig XVI. schon, dann durch die Emigration und das schon damals begründete und nach der Restauration noch mehr entwickelte Verhältniß zu Ludwig XVIII. war die politische Intrigue bey Karl X. ein Bedürfniß, eine Gewohnheit geworden, der er auch als König nicht entsagen konnte, so wenig sie seiner Stellung ziemte oder frommte. Ob aber Karl X. damals schon hoffte durch neue Wahlen eine Majorität im Sinne der Congregation zu erhalten, und dann seinen lang gehegten Plan eines Ministerium Polignac verwirklichen

zu können, oder ob er die Möglichkeit eines vorübergehenden Sieges des gemäßigten Liberalismus begriff, dessen Dauer er nach Belieben abkürzen zu können wähnte, wagen wir nicht zu bestimmen. Die günstige Aufnahme welche der König um diese Zeit auf seiner Reise nach dem Lager von St. Omer fand, trug jedenfalls dazu bey ihn oder den Minister, oder wahrscheinlich beide zu täuschen. Jene Aeußerungen der öffentlichen Meinung sollten in der That nur den Unterschied bezeichnen, den diese zwischen dem Könige und seinem damaligen Ministerium und Regierungssystem machte — sie sollten den König überzeugen, daß der Liberalismus weder gegen ihn, noch gegen die Dynastie und das Königthum überhaupt Etwas habe, sondern nur gegen die jesuitische Reaction, die seinen Namen und seine Macht mißbrauchte — sie sollten eben dadurch den König von dieser verderblichen Verbindung abziehen, ihn mit dem gemäßigten Liberalismus im Sinne Ludwig XVIII. versöhnen. Und man sage nicht, daß dieß Heucheleiy gewesen, vielmehr war dieß, zumal seitdem der Jesuitismus so viele royalistische Elemente gezwungen hatte, sich in die liberale Opposition zu werfen, die aufrichtige Stimmung der großen Majorität in der öffentlichen Meinung, welche gehörig verstanden und aufrichtig benutzt fürs erste immer noch die einzig möglich Grundlage und Bedingung der Dauer der Restauration, ja überhaupt der Monarchie in Frankreich darbot. Der König aber, wie immer, von seinen Umgebungen in selbstgefälligen Täuschungen bestärkt, hielt jene Popularität für eine unbedingte, an die gepriesene Liebenswürdigkeit seiner Erscheinung geknüpft, und glaubte sich nun um so eher berechtigt Etwas zur Verwirklichung seiner persönlichen Lieblingsideen wagen

zu können. Der Minister seinerseits hielt die auf solche Weise scheinbar bewährte Popularität des Königs theils für eine Billigung, theils für einen Schild seines Ministerium, worauf hin man jedenfalls es mit den neuen Wahlen wagen könnte. Hierzu kamen die Berichte der Präfecten und anderer Agenten, welche entweder durch den einschläfernden, abstumpfenden Einfluß der bürocratischen Sicherheit selbst getäuscht, oder aus bürocratischer Lakayengesinnung um dem Minister zu schmeicheln, oder endlich in der jesuitischen Absicht ihn zu täuschen und zu einem falschen Schritt zu verleiten, von dem die Congregation Vortheil ziehen konnte, fast ohne Ausnahme gute Wahlen versprochen. Die Auflösung und die Pairernennungen fanden im November 1827 Statt und bald wurde das ganze Land von der Aufregung der neuen Wahlen ergriffen, welche um so größer war, je länger diese constitutionelle Thätigkeit zurück gehalten, je mehr indessen die öffentliche Meinung gereizt worden war. Die schnell und trefflich organisierte Leitung der Wahlen durch die Gesellschaft *aide toi et le ciel t'aidera* (worin besonders das Element des sogenannten jungen Frankreichs vorherrschte) trug das ihrige dazu bey um eine Majorität in die Kammer zu senden, welche in gewissem Sinne als eine liberale gelten konnte, aber dennoch aus sehr heterogenen Elementen bestand, die nur die gemeinsame Reaction gegen den Jesuitismus und dessen Beschützer, Billele, vereinte. Das Ministerium war so sehr in der Achtung aller Parteyen gesunken, alle Mittel des administrativen Einflusses waren schon früher so gemisbraucht und abgenutzt, und deren Wirksamkeit war überdies durch die kurz zuvor eingeführten Verbesserungen der Wähler und Jury-

listen *) so sehr beschränkt worden, daß in den meisten Fällen die ministeriellen Empfehlungen nur dazu dienten die Wahl eines Candidaten unmöglich zu machen, und es gelangten kaum 40 — 50 eigentliche Willelisten in die neue Kammer. Dagegen zählte die Congregation und die aristocratische äußerste Rechte, so weit sie sich nicht der liberalen Reaction angeschlossen hatte, eine nicht ganz unbedeutende Minorität, indem diese Parteyen bey den Wahlen fast überall die ministeriellen Candidaten eben so entschieden zurückgewiesen hatten als die Liberalen **).

Daß Willele sich einer solchen Kammer gegenüber nicht halten konnte lag am Tage, und be-

*) Der Verf. nennt diese Maßregel, eine der wenigen untadelhaften der Willeleschen Administration, sehr treffend eine bürocratische Etourderie. Denn der Zweck war lediglich größere Ordnung und Uebersichtlichkeit im bürocratischen Sinne.

***) Wir können der Unruhen, welche im Nov. 1827 in Paris durch die leidenschaftlichen Aeußerungen des Jubels der öffentlichen Meinung über den Ausgang der Wahlen nur erwähnen um zu bemerken, daß der Verf. (in solchen Dingen ein durchaus glaubwürdiger Zeuge) den Einfluß vorbedachter liberaler Umwälzungspläne, die Existenz eines comité insurrectionel, kurz alles, was damals dem Liberalismus zur Last gelegt wurde entschieden läugnet, dagegen aber in diesem Fall die Möglichkeit absichtlicher Aufreizungen zugibt, von Seiten der Policen und im Interesse des Jesuitismus. Jedenfalls führten schon damals die Organe der Partey gelegentlich das 'il nous faut des coups de fusil! — viennent les coups de fusil, et nous venons!' im Munde. Und wenn gleich in einem andern Sinne konnte es dem Ministerium nicht unangenehm seyn durch Flintenschüsse die bourgeoisie aus der Jesuitenfurcht in die Revolutionsfurcht zu jagen; obgleich es freylich der charte vérité vorbehalten war solche kleine constitutionelle Kunstgriffe mehr auszubilden. Diesmal war das Spiel jedenfalls zu plump und unzeitig.

durfte es dazu kaum noch einiger vergeblichen
 Versuche von seiner Seite, durch eine Modifica-
 tion des Ministerium auf Kosten seiner Collegen
 sich zu retten. Fast alle Fractionen aller Par-
 teyen intriguierten und machten sich Hoffnungen,
 aber keine mochte das Odium einer Verbindung
 mit Billele übernehmen, der von allen gleich sehr
 gehaßt und verachtet wurde, und sogar mehr als
 er es eigentlich verdiente der allgemeine Sün-
 denbock war. Die einen warfen ihm vor was
 er gethan und zugelassen, die andern was er
 nicht gethan und verhindert hatte. Das Resultat
 dieser Intriguen und Schwankungen, auf die
 wir begreiflich nicht weiter eingehen können, wor-
 über aber der Verf. sehr interessante Aufschlüsse
 gibt, war (Jan. 1828) bekanntlich das sogenannte
 Ministerium Martignac (Portalis, Roy, Fraissin-
 nous, Laferronnays, St. Ericq, de Gaur). Un-
 ter den unzähligen Schwierigkeiten welche der
 Befestigung dieses neuen Ministerium entgegen-
 standen, war zunächst und von vorn herein diese
 die größte, daß es von allen Elementen der Kam-
 mer nur als ein provisorisches, als eine Ueber-
 gangsstufe entweder nach der Rechten oder nach
 der Linken angesehen wurde, und daß es hier
 auch nicht einmal auf das Billelische Centrum
 rechnen konnte, außer unter einer Bedingung,
 welche wieder die Möglichkeit der Verständigung
 mit der Rechten oder Linken ausschloß, nämlich
 die Uebernahme der Erbschaft des Hasses und der
 Verachtung des Billelischen Ministerium, von dem
 sogar anfangs noch einige Mitglieder (Fraissin-
 nous, Chabrot) an dem neuen Ministerium Theil nah-
 men. Auch auf die Pairs war keinesweges in
 irgend einem Sinne sogleich zu rechnen; denn
 erstlich hatte die Pairskammer durch die Billeli-
 sche Journée überhaupt an Ansehen und Haltung

verloren, zweitens waren auch hier, eben in Folge jenes unverkennbar provisorischen Characters des Ministeriums, mancherley Intriguen in Beziehung auf dessen eventuelle Nachfolge noch so thätig, daß eine Gruppierung nach politischen Beziehungen fürs erste noch nicht möglich war. Hierzu kam, daß die am meisten bey der Billelischen Administration compromittierten Pairs ebenfalls verlangten, daß neue Ministerium solle diese moralische Schuldenlast mit übernehmen. Ihre numerische Bedeutung war aber sehr vermehrt durch die Pairs der letzten Fournée, welche durch die Aeußerungen des beleidigten Corporationsgeistes ihrer ältern Collegen gewissermaßen in eine solche Stellung gedrängt wurden. Zwar würde ohne Zweifel die Assimilation auf irgend eine Weise bald Statt gefunden haben; aber es war eben das Unglück dieses Ministerium, daß es in jeder Hinsicht und auf allen Puncten in den möglich ungünstigsten Moment fiel. Das schlimmste aber, die Hauptursache seiner Lebensunfähigkeit war, daß dasselbe in den Augen und den Plänen des Königs selbst nur einen provisorischen Character hatte, daß der König sich nicht schämte geradezu selbst die längst vorbereitete Intrigue Polignac gegen sein eigenes Ministerium zu leiten.

Unter diesen Umständen hätte vielleicht ein sehr entschiedenes Auftreten im Sinne einer wesentlich nicht unmöglichen gemäßigt liberalen und constitutionell royalistischen Majorität der Centra und nach der linken Seite sich den Doctrinären nähernd, das Ministerium befestigen, die schwankenden Elemente anziehen, die eben auf den unsichern Character des Ministerium speculierenden Intriguen zurückdrängen, dem Könige selbst imponieren können. Aber eben zu einem solchen Auftreten fehlte dem Ministerium die innere Kraft,

die Fähigkeit, die Einheit. Eines Theils enthielt es, wie gesagt, noch Büllichsche Elemente, und zwar gerade solche die mit dem unvermeidlichen Odium, und theilweise abweichenden Ansichten, auch eine ziemlich entschiedene parlamentarische Unfähigkeit verbanden. Andern Theils waren auch die neu eingetretenen Minister ihrer Stellung keinesweges ganz gewachsen. Dieß erkennt sogar der Verf. an, dessen Zeugniß als das eines persönlichen Freundes und Theilnehmers um so mehr Gewicht hat. Der unbedeutendern Glieder desselben nicht zu gedenken, wäre Martignac vielleicht für gewöhnliche, ruhige Zeiten immerhin einer der besten Minister gewesen, welche Frankreich wünschen oder erwarten konnte. Unter den gegebenen Umständen aber wirkte eben das gegen ihn, was sonst vielleicht ein Vorzug gewesen wäre. Er gehörte durch seine practischen Antecedentien keiner Parthey entschieden an, und obgleich seine Grundsätze die einer möglichen Majorität seyn mochten, so waren sie noch nicht hinreichend auf dem parlamentarischen Kampfplatz bekannt, um von vorn herein Furcht oder Vertrauen einzufloßen. Dasselbe galt in noch höherem Grade von seiner Person, seinen Fähigkeiten, zumal seinen parlamentarischen Kräften. Er war in diplomatischen und ministeriellen Sirkeln viel mehr bekannt als in der Kammer, und die unvermeidlichen Nachtheile, mit denen er demnach als verhältnißmäßiger parlamentarischer Neuling zu kämpfen hatte, konnten unter den damaligen Umständen, wo alles auf den Eindruck des ersten Auftretens ankam, weder durch ehrenwerthe Gesinnungen, noch durch wirkliche, allmählich bewährte Fähigkeiten aufgewogen werden. Ueberdies sind letztere wohl ohne Zweifel zu hoch angeschlagen worden, so wohl von den persönlichen

Freunden des Ministerium (auch dem Vf. selbst), als von solchen, die in dessen Sturz einen willkommenen Grund der Anklage gegen den Liberalismus oder gegen das constitutionelle Leben überhaupt fanden. Jedenfalls gehört das Raisonnement, welches das Ministerium Polignac als nöthige, ja als einzig übrige Alternative darstellt, weil der Liberalismus sich nicht mit dem Ministerium Martignac begnügte, zu den größten unter den vielen Absurditäten, welche über diese Angelegenheiten in Umlauf gebracht und in gewissen Kreisen beliebt geworden sind.

Das Gesagte reicht hin um die Unthätigkeit des Ministerium in den ersten Wochen und die im selben Grade zunehmende Thätigkeit und Energie der Kammer zu erklären, wodurch denn rückwirkend die fernere Entwicklung des Characters des Ministerium bedingt wurde. Schon die Wahl des doctrinellen Präsidenten, Royer Colard, war in dieser Hinsicht bedeutend, noch mehr die bekannte Adresse, worin das Ministerium Billele als ein deplorable gebrandmarkt wurde. Die Majorität von 221 bestand der Mehrzahl nach aus der ganzen Linken, hiezu kam ein Theil der äußersten Rechten und den Ausschlag gaben die 50 Mitglieder der Defection Algier. Eine Folge dieser Adresse war die Entfernung der Billelischen Elemente aus dem Ministerium und der Eintritt Hyde de Neuville's und Feutrier's, welche den aufrichtig constitutionellen Royalismus repräsentierten, dem auch Martignac und die übrigen Minister angehörten. Die Aufgabe des nun homogenen Ministerium war jetzt: durch seine Handlungen sich eine sichere Majorität in diesem Sinne zu bilden, wozu die Elemente in beiden Kammern allerdings vorhanden waren, wenn auch nicht gerade in der Majorität der Adresse. Daß

es an gutem Willen von Seiten des Ministerium nicht fehle, bewiesen theils mehrere administrative Maßregeln, besonders auf dem Gebiete der Policing, wo schon gleich anfangs die verhaßtesten Agenten der Congregation, Franchet und Delaveau, durch den allgemein geachteten Debelleyne ersetzt worden waren, theils einige Gesetzesvorschläge, z. B. über die Revision der Wahllisten, ein neues Preßgesetz, welches zwar eben so wenig wie irgend ein anderes die eingebildeten Wohlthaten einer sogenannten gemäßigten Preßfreiheit gewähren, aber doch durch seinen ganzen Character den zahlreichen Freunden jener Chimäre zusagen konnte. Diese Gesetze gingen mit zwar unbedeutender aber doch wachsender Majorität und ohne wesentliche Modificationen durch beide Kammern, und die Möglichkeit der Dauer des Ministerium schien zuzunehmen. Allein in demselben Maße traten die Schwierigkeiten auf einer andern Seite hervor, indem der König immer entschiedener in die Intrigue Polignac einging. Dieß zeigte sich besonders darin, daß der Einfluß der Minister auf die unvermeidlichen Veränderungen in dem Personal der Verwaltung so gut wie Null war, indem der König hierin beharrlich seine geheimen Pläne im Auge behielt, wobey nur eine Art von Camarilla, zum Theil aus den gehässigsten Elementen der Wilhelmschen Verwaltung (Franchet, Delaveau u. s. w.) bestehend, befragt wurde. Bedenkt man, daß dieß eigentlich nichts anders heißt, als daß der König sich an die Spitze einer Art von gouvernement occulte stellte, welches von seiner ostensibeln Regierung unabhängig, ja ihr oft entgegen wirkend den größten Theil des Verwaltungspersonals umfaßte, so kann man sich leicht die unzähligen practischen Hemmungen und Verlegenheiten denken, auf welche

die Minister jeden Augenblick stoßen mußten, und die moralische Verlegenheit und Unsicherheit, welche aus der, wenn auch vagen, Ahnung ihrer Quelle entspringen mußte. Um ihr Verhältniß zum Hof völlig zu verderben kam noch hinzu, daß der Herzog von Angouleme, dessen liberalisierende Rolle, ein Resultat des Spanischen Feldzuges, schon in der letzten Zeit ziemlich an Einfluß verloren hatte, der aber doch noch einige Wota in der Pairskammer bestimmte, ebenfalls sich von dem Ministerium abwandte; zum Theil aus bekannter Characterschwäche, zum Theil aus persönlichem Groll gegen den Grafen Laferronais. Noch mißlicher wurde die Stellung des Ministerium bald auch in den Kammern dadurch, daß es, nicht ohne eigene Schuld, sich von der Linken mehr als bisher überflügeln ließ. Es waren nämlich noch etwa 50 Wahlen bisher verschoben, und das Ministerium enthielt sich nun aller Einwirkung auf diese Wahlen, theils aus einer Art von politischer Sentimentalität oder Pedanterie (wenn wir uns so ausdrücken dürfen), theils weil die unter Billele Statt gefundenen Mißbräuche auch die erlaubteste Anwendung des administrativen Einflusses in Verruf gebracht hatten, theils vielleicht weil es sich auf sein Personal nicht verlassen konnte. Genug, die Folge war, daß die Linke durch einige dreißig Stimmen verstärkt wurde; welche bey dem damaligen Verhältniß der Stimmenzahl der Partheyen unter Umständen den Ausschlag geben konnten. Ob nun diese zunehmende Kraft der Linken, oder eigener freyer Entschluß das Ministerium zu einem entschiedeneren Schritt in diesem Sinne trieb, jedenfalls mußte die im Junius 1828 erlassene Ordonanz zur Aufhebung aller nicht gesetzlich und ausdrücklich erlaubten geistlichen Communitäten, welche

natürlich auf die Jesuiten berechnet war, den Stützpunkt seiner Stellung mehr nach der Linken hinübrücken, ohne daß er doch hier schon als gehörig gesichert angesehen werden konnte. In demselben Maße mußten aber die Schwierigkeiten auf der andern Seite zunehmen, da nun die Congregationisten und Aristocraten sich einander und den Willelisten zu nähern begannen, um den mehr und mehr hervortretenden gemeinsamen Feind zu bekämpfen. Die Hestigkeit der Congregationisten, zumal außerhalb der Kammer, kannte, als die Maßregel gegen die Jesuiten wirklich zur Ausführung kam, keine Grenzen, und mehrere hohe Geistliche gingen mit ihrem Beispiel vor, z. B. der Erzbischof von Toulouse, welcher dem königlichen Befehl geradezu mit Beziehung auf die Devise seines Hauses: *etsi omnes ego non!* trozte. Das Ministerium sah sich genöthigt an den Papst zu appellieren, und der König selbst nahm diese Kühnheit etwas ungnädig. Am deutlichsten zeigte sich die mißliche Lage des Ministerium darin, daß keines der einflußreichern Journale offen und unbedingt als sein Organ auftreten mochte. Die Organe der Rechten wütheten über den coup d'état gegen die Jesuiten, die Willelische Gazette de France griff mit weniger Wuth aber mehr Bosheit und Erfolg alle schwache Seiten des Ministerium an. Die Organe der Linken begnügten sich mit einer gewissen lauen Billigung, welche offenbar viel entschiedenere Concessionen im Sinne dieser Parthey als Bedingung einer entschiedenern Unterstützung verlangte und erwartete. Auch der Verf. wirft es dieser Parthey als ein Unrecht und als einen Fehler vor, daß sie dieß Ministerium nicht entschieden unterstützt habe, ohne doch die Möglichkeit eines besseren (in ihrem Sinne) zu sehen.

Allein man darf nicht vergessen, daß erstlich diese Unmöglichkeit nicht von vorn herein, und für manche Nuancen der Linken gar nicht erwiesen war, während die äußerste Linke jedenfalls von ihrem Standpuncte aus keinen Fehler beging, wenn sie auf alle Fälle auf den Sturz oder die Verlegenheiten dieses wie jedes andern Ministerium speculirte, bis die Restauration gezwungen würde sich ihr in die Arme zu werfen. Vor allen Dingen aber darf man nicht vergessen wie sehr der König selbst dazu beytrug, daß keine Parthey sich unbedingt mit einem Ministerium compromittieren mochte, welches offenbar weder das Vertrauen, noch die Achtung des Königs, des Hofes besaß. Zu alle dem kam noch, daß in dem Ministerium selbst bald Symptome von Mißtrauen und Uneinigkeit sich zeigten, als unvermeidliche Folgen seiner nach allen Seiten hin falschen Stellung. Wenigstens kann sich der Vf. nicht überzeugen, daß einige Mitglieder ganz frey von aller Theilnahme an der Intrigue waren, in Folge deren im Dec. 1828 Polignac plötzlich in Paris erschien. Die bedenkliche Krankheit des Grafen de la Ferronais schien eine günstige Veranlassung den lang ersehnten, vorher bestimmten Retter des Throns und Altars ins Ministerium einzuschwärzen, und der König war wieder auf seiner Reise in den Elfaß verleitet worden, auf seine scheinbare Popularität zu speculieren. Indessen war der Eindruck, den Polignac's Erscheinung auf allen Seiten machte, der Art, daß man sich bald überzeugte die Sache sey noch nicht reif, und der Wunderthäter verschwand eben so schnell wieder als er erschienen war. Allein um so fester war nun der Entschluß des Königs, das Ende der Intrigue zu beschleunigen. Die Kammer selbst sollte nicht nur dem Könige zum Werkzeug

des Sturzes seiner Minister dienen, sondern auch den Vorwand zu dem Schluß hergeben: daß ein liberales Ministerium überall nicht möglich, man also befugt und verpflichtet sey sich zu dem entgegengesetzten Extrem zu wenden. So war für Polignac freyer Raum gewonnen. Die erwünschte Gelegenheit dieß unkönigliche Spiel auszuspielen gaben die Gesetze über die Departemental- und Communalverfassung, welche im Februar 1829 der Kammer vorgelegt wurden. In wiefern diese Gesetze an und für sich den Bedürfnissen des Landes, der Zeit entsprachen, brauchen wir hier nicht zu untersuchen, jedenfalls aber mußte man auch, abgesehen von allen individuellen Parteyleidenschaften erwarten, daß über einen so schwierigen Gegenstand in der Kammer manche und sehr verschiedene Ansichten laut werden und ihr parlamentarisches Recht durch Amendements geltend machen würden. Setzte man indessen voraus, daß alle Parteyen in der Kammer aufrichtig nach ihren Principien und nicht nach individuellen Rücksichten und Intriguen verfahren würden, so war auf eine Majorität für den freylich durch Amendements modificierten ministeriellen Vorschlag sicher zu rechnen; denn wenn gleich die eigentliche Linke das Gesetz verwerfen durfte und mochte, weil es den überwiegenden Einfluß der Aristocratie des Grundbesizes zu sehr begünstigte, so konnte doch ein Theil der Linken und das linke Centrum sich dabey beruhigen, weil es doch mehr gab, als man bisher irgend hatte hoffen dürfen. Der größte Theil der Rechten und die Defection hatte alle Ursache mit diesem ersten Schritt auf der Bahn der Decentralisation sehr zufrieden zu seyn. Allerdings aber läßt sich nicht läugnen, daß ein Theil der Kammer sich nicht aufrichtig parlamentarisch, sondern factiös und intrigant in dieser Sache benahm. Namentlich gilt dieß von einem

Theil der aristocratischen Rechten, welche das Gesetz als revolutionär angriff, während es doch nur eine, und zwar sehr vorsichtige Verwirklichung der Decentralisationsprincipien war, welche diese Parthey so oft und laut gepredigt hatte; aber schon im März 1829 hatte Labourdonnaye heimlich mit dem Könige unterhandelt, über eine ministerielle Modification im Sinne seiner Parthey. Eben so konnten die Doctrinär's gegen das Gesetz nichts wesentliches einzuwenden haben, was sie auch gegen Einzelnes, gegen die Form, gegen die Verbindung des Departemental- und Communalgesetzes und gegen die Priorität des erstern meist ziemlich theoretisch, pedantisch und weit hergeholt einwenden mochten. Aber die Doctrinär's hatten seit Billele's Sturz um so rastloser intriguiert, da allerdings aller Anschein vorhanden war, daß sie die Erben des Martignacschen Ministerium werden könnten, indem von den beiden Alternativen eines Schrittes links, oder rechts, welche nach dessen Beseitigung eintraten, die erste damals viel mehr Wahrscheinlichkeit für sich hatte. Dann aber konnten sie gar nicht übergangen werden. So waren sie es denn besonders welche auch in diesen Verhandlungen nicht nach Pflicht, Grundsatz und Gewissen, sondern nach dem Geist kleinlicher Intriguen verfahren. Was aber die eigentliche Linke betrifft, der man ziemlich allgemein auch hier die Hauptschuld beymißt, so hat gerade sie sich wenig oder nichts vorzuwerfen; denn ihr Widerstand gegen die ministeriellen Vorschläge, ihre Amendements waren durchaus im Einklang mit ihren Principien, und sie konnte überdieß bey einer Ministerialveränderung wenig oder nichts gewinnen, da sie theils durch ihre Grundsätze, theils durch ihre Individualitäten außerhalb der Grenzen jeder ministeriellen Möglichkeit lag.

(Die Fortsetzung in der nächsten Woche.)

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften

157. Stück.

Den 5. October 1835.

P a r i s.

Fortsetzung der Anzeige: Histoire de la restauration et des causes qui ont amené la chute de la branche aînée des Bourbons. Par un homme d'état. T. V — X.

Es ist aber nöthig und gut auch hier nachzuweisen, wie wenig irgend eine andere Parthey das Recht hat gerade dieser die Verantwortlichkeit für den Sturz der Restauration zuzuschreiben. Die Hauptschuld lag aber auch hier nicht an irgend einer Parthey, sondern an dem Könige selbst, dessen Betragen, wie es in dem vorliegenden Werke dargestellt ist, unglaublich scheinen mußte, wenn der Verf. weniger Anspruch auf Vertrauen im allgemeinen und noch mehr in diesem besondern Fall hätte, und wenn man nicht den ganzen Character und die Antecedentien des Königs berücksichtigen mußte. Mit Verweisung auf das Werk selbst heben wir nur die Hauptpuncte hervor. Der König selbst, um die Schwierigkeiten in der Kammer zu Unmöglichkeiten zu steigern,

hatte mit allem Vorbedacht als unumgängliche Bedingung seiner eventuellen Sanction gesetzt, daß beide (das Departemental- und Communalgesetz) verbunden und in dieser Ordnung und ohne irgend ein Amendement von der Kammer angenommen würden. Ob und wie weit die Intrigue der Rechten und der Doctrin von dieser königlichen Intrigue unterrichtet waren, geht nicht deutlich aus dem Bericht des Vf. hervor; aber auch wenn kein Einverständnis, keine Speculation von dieser Seite Statt fand, ja unter so günstigen parlamentarischen Verhältnissen, als man sie je in Frankreich erwarten konnte, war die Erfüllung solcher Bedingungen unendlich schwierig, in diesem Fall geradezu unmöglich, und man muß nur die Verblendung der Minister bewundern, die sich irgend darauf einließen, und nicht merkten, daß der König die Verwerfung der Gesetzworschläge wollte. Das Unvermeidliche geschah. Nach langen und unfruchtbaren Debatten über die Verbindung beider Gesetze und die Priorität des Departementalgesetzes, worin die Minister in der Majorität blieben, gingen in der Discussion über das Gesetz selbst einige, durchaus nicht wesentliche Amendements mit einer unbedeutenden Majorität durch, worauf der Minister (nach einer kurzen Besprechung mit dem Könige) zum großen und aufrichtigen Erstaunen der größten Mehrzahl der Kammer die beiden Gesetzworschläge zurücknahm. Daß ein solches Verfahren weder in den Grundsätzen und Bedingungen des constitutionellen, parlamentarischen Lebens, wie es sich in Frankreich gebildet hatte und von allen Seiten anerkannt war, nothwendigerweise lag, noch in irgend einer außerhalb desselben liegenden politischen Nothwendigkeit eine Erklärung oder Entschuldigung finden kann, bedarf keines weitem Beweises.

Trotz dieser Niederlage, trotz der theilweisen Auflösung des Ministerium welche ihr folgte (Austritt von Casseronays und Bourdeau) hatte dasselbe noch so viel parlamentarische Lebensfähigkeit, daß es für das Budget eine freylich geringe Majorität erhielt. Daraus möchten wir nun nicht schließen, daß es sich dieser Kammer gegenüber länger halten mußte; obgleich auch dieß sehr wohl anging, wenn nur der König sein unwürdiges Spiel aufgab. Noch günstiger aber waren die Möglichkeiten einer Auflösung und neuer Wahlen, denn (wie wir auch aus eigener Wahrnehmung bey unserem damaligen Aufenthalt in Frankreich überzeugt sind) die öffentliche Meinung war dem Ministerium im Ganzen entschieden günstig, und dessen unzweifelhafter guter Wille und immer mehr hervortretende Fähigkeit hatte sogar den dämpfenden Einfluß des halben, bedingten, zum Theil treulosen Beyfalls der liberalen Journale überflügelt, und eine geringe Nachhülfe durch die einigermaßen vorsichtige Anwendung des administrativen Einflusses hätte ohne Zweifel eine aufrichtige und hinreichende Majorität im Sinne des Ministerium in die neue Kammer gebracht. Aber auch daran war unter den bestehenden Verhältnissen, und da das Personal der Administration großen Theils nicht dem ministeriellen Impuls, sondern jenem der königlichen Intrigue folgte, nicht zu denken, auch wenn der König zum Schein in die Auflösung der Kammer gewilligt hätte.

Welches aber schon damals Karls X. Stimmung und Pläne waren, beweisen z. B. die Erkundigungen, die er bey dem Kriegsminister Decaux über den Geist und die Zuverlässigkeit des Heeres im Sinne des Hofes und der Nechten einzog. Dieser war aufrichtig genug ihm zu ge-

stehen, daß von 20,000 Officieren kaum 500 von altem Adel und kaum 1000 zu finden seyen welche über 600 Fr. Renten hätten, daß also das demokratische Element ganz unbedingt vorherrsche. So wenig hatten die Royalisten ihre Zeit zu benutzen gewußt, oder vielmehr, so wenig einig waren sie über die wichtigsten Punkte. Solche Warnungen waren aber für Karl X. gänzlich verloren, und zwar besonders deshalb, weil er von seiner Popularität überzeugt war, und nicht glauben und begreifen konnte und wollte, daß seine Pläne wirklich die öffentliche Meinung gegen sich haben würden. Das einzige worauf er im schlimmsten Fall gefaßt seyn mochte waren einige Tumulte in den Straßen von Paris, in der Art wie im vorigen Jahr. Diese zu unterdrücken und den Parisern, welche allerdings bey Hofe einen sehr schlechten Ruf hatten, eine kleine Lehre und Züchtigung zu geben, reichte aber die Gensdarmmerie und im Nothfall die Garde du Corps und Gardes vollkommen hin! Auch davon war indessen zunächst nicht die Rede, sondern von einer ganz einfachen, gewöhnlichen, unverfänglichen Ausübung der königlichen Prærogative: die Minister zu ernennen! Das Ministerium Martignac schien nach den Verhandlungen über das Budget reif, die königliche Intrigue hatte es abgenutzt und konnte es (Juli 1829) nun wegwerfen! Polignac erschien auf eine eigenhändige geheime Einladung des Königs plötzlich wieder in Paris, das Ministerium Martignac (dessen Verblendung über seine Lage allerdings unbegreiflich ist) wurde nun ohne Umstände entlassen und das Ministerium Polignac — Labourdonay, Bourmont &c. — organisiert (Aug. 1829).

Ueber die weiteren Vorgänge bis zur Krise können wir uns sehr kurz fassen. Was in dieser

Zwischenzeit von allen Seiten geschah war constitutionell gesprochen völlig in der Ordnung. Von allen Seiten wurden vielleicht mehr oder weniger bedeutende Fehler begangen, aber die größten, unheilvollsten jedenfalls von Seiten der Regierung und der Royalisten. Von allen Seiten bediente man sich nur der entweder ausdrücklich oder stillschweigend in dem constitutionellen Leben liegenden Rechte. Was namentlich das Recht des Königs, ein Ministerium Polignac zu ernennen, betrifft, so ist es nie bezweifelt worden; aber auch für die Rathsamkeit der Ausübung dieses Rechts war anfangs manches zu sagen, da eine parlamentarische Majorität im Sinne der Rechten, des rechten Centrum und des Centrum nicht ganz unmöglich war, und dieser ministeriellen Combination ziemlich entsprach. Freylich war dann wieder die Revolution der Pairs zu befürchten — freylich verschwand diese Möglichkeit schnell durch den unvermeidlichen Zwiespalt, welcher sehr bald in dem Ministerium und der siegenden Parthey selbst ausbrach. Labourdonnays wollte sich theils persönlich Polignac nicht unterordnen, theils merkte er, daß das aristocratische Element von neuem in die größte Gefahr gerieth von dem jesuitischen überflügelt zu werden; er trat also (Dec. 1829) aus und mit ihm verlor das Ministerium die Aussicht auf die Unterstützung eines Theils der Rechten, denn Guérnon de Mauville, sein Nachfolger, vermehrte nur die Zahl der Multitaten im Ministerium. Hierzu kam, daß die Gazette als Organ und Leiter einer sehr starken Parthey Alles für Willele in Bewegung setzte, dessen Ansehen seit seinem Sturze so sehr zugenommen hatte, daß viele ihn für den einzigen, unentbehrlichen und unvermeidlichen Mann der Restauration ansahen. Unter die-

sen Umständen war fortan auf eine feindselige, aus entgegen gesetzten Elementen gemischte Majorität in der Kammer ziemlich sicher zu rechnen, indessen konnte der Versuch immerhin gemacht werden. Auch nachdem die Kammer in der bekannten Adresse der 221 auf eine vollkommen constitutionelle Weise ihren Mangel an Vertrauen zum Ministerium ausgesprochen hatte, konnte man versuchen durch und für passende Gesetzesvorschläge eine Majorität zu erhalten; da aber das Ministerium offenbar zu null, zu unfähig war irgend etwas der Art zu ersinnen, so blieb der andere constitutionelle Ausweg, die Kammer (wenn es so beliebte mit Zeichen der königlichen Ungnade) aufzulösen und durch neue Wahlen an die öffentliche Meinung zu appellieren. Wenn aber diese Wahlen dieselbe Majorität ergaben, so blieb innerhalb der bisherigen Grenzen des constitutionellen Lebens freylich nichts anderes übrig, als das Ministerium im Sinne dieser Majorität zu modificieren, wie es in ähnlichen Fällen von Ludwig XVIII. geschehen war, der Majorität einer Parthey gegenüber, an deren Spitze der Graf Artois stand. Daß die Bildung eines solchen Ministerium bey der seltsamen und vorübergehenden Vereinigung heterogener Elemente in jener Majorität nicht leicht war, ist eben so gewiß, als daß sie nicht unmöglich war. Vielmehr gab eben jener Character der Majorität einem passend modificierten Ministerium die Möglichkeit einer zweckmäßigen Des- und Recomposition an die Hand. Bedeutende Concessionen waren aber, abgesehen von den Individuen, nicht einmal nöthig gewesen, indem schon damals die Mehrzahl der wirklichen Repräsentanten der öffentlichen Meinung anfangen vor ihrer eigenen Energie zu erschrecken und einzulenken wünschten.

Das Ministerium Polignac blieb aber allerdings unmöglich, und der Grundsatz, daß die Majorität die Farbe des Ministerium bestimmt, wurde, eben weil man ihn in Frage gestellt hatte, ausdrücklicher als bisher ausgesprochen und anerkannt. Als eine neue Concession zum Nachtheil des Königthums konnte dieß aber nicht gelten, und am wenigsten Karl X. und den Royalisten gegenüber, welche selbst am meisten dazu beigetragen hatten schon vor neun Jahren seinen Bruder zur Anerkennung dieses Grundsatzes zu vermögen. Aber, wie gesagt, jene Unmöglichkeit des Ministerium Polignac ging nicht unbedingt und zunächst aus seiner politischen Farbe, sondern weit mehr aus seiner politischen Unfähigkeit hervor. Die Verblendung und Unfähigkeit war aber so groß, daß es sich seines ärgsten Fehlers als eines entscheidenden Verdienstes rühmte; nämlich seiner gänzlichen, wahrhaft naiven, rührenden Unthätigkeit in einem Augenblick, wo seine Erscheinung, seine Existenz alle Elemente des öffentlichen Lebens im höchsten Grade aufgeregt hatten und aufregen mußten! Ob die Aeußerungen dieser Aufregung das Ministerium abschreckten die Ausführung von Plänen, die es etwa hatte, wirklich zu beginnen, oder ob es wirklich mit dieser seligen Unschuld des: *point de réaction, mais aussi point de concessions* seine Rolle übernahm, ist hier nur in sofern von Bedeutung, als im letztern Falle (der uns wirklich nicht ganz unwahrscheinlich ist) die ganze Sache noch mehr als Wirkung eines unvermeidlichen Fluchs der Thorheit, ja des Wahnsinns dieser unglücklichen Dynastie und ihrer Rathgeber erscheint. Doch wir vergessen die Expedition nach Algier! Die wahren Folgen der spanischen Intervention waren freylich durch diplomatische Phrasen, durch Hoffschmeicheleyen und

Parteyleidenschaften zu sehr verdeckt und entstellt worden, als daß man sich sehr wundern dürfte, daß man das alte, abgedroschene, längst widerlegte Lied: die öffentliche Meinung, oder doch jedenfalls das Heer müsse und könne durch Kriegsruth gewonnen werden, noch einmal in Anwendung brachte *).

Was nun die Aeußerungen der öffentlichen Meinung, zumal von Seiten der Gegner des Ministerium Polignac betrifft, so bemerken wir nur, daß der Verf., der wahrlich zu den allergemäßigsten Anhängern des constitutionellen Lebens gehört, darin durchaus nichts findet was die Grenzen, Rechte und Bedingungen dieses Lebens überschritten oder verletzt, oder außerordentliche Straf- und Vorsichtsmittel erfordert hätte. Die Drohungen, deren Ausführung er als inconstitutionell ansehen würde, bezogen sich lediglich auf die bestimmte Eventualität einer Verletzung der Verfassung von Seiten der königlichen Gewalt. Was aber in diesem Fall Rechtens, darüber spricht sich der Verf. wohlweislich nicht bestimmt aus, sondern beklagt nur, daß der Fall wirklich eingetreten sey, indem eben das Königthum aus dem 'admirabeln Getreibe des constitutionellen Mechanismus' heraus getreten sey.

*) Zugleich sollte namentlich Bourmont Gelegenheit finden sich beym Heere zu rehabilitieren. B.'s Betragen bey Waterloo geht uns nichts an, aber alles was in Frankreich Gefühl für militärische und nationale Ehre heißt und hatte, nannte ihn einen Verräther und Ueberläufer. Dem Könige aber schien es das einfachste Mittel diese Makel von seinem Minister zu nehmen, daß der Moniteur erklärte: er habe damals auf Befehl des Grafen Artois, gehandelt!!

(Der Beschluß im nächsten Stück.)

G e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

158. 159. Stück.

Den 8. October 1835.

P a r i s.

Beschluß der Anzeige: Histoire de la restauration et des causes qui ont amené la chute de la branche aînée des Bourbons. Par un homme d'état. T. V — X.

Ob und wie das Königthum in diesem Getreibe bestehen sollte und konnte — das bedenkt unser Staatsmann freylich nicht. Eben so wenig bedenken es aber diejenigen, welche den Untergang des Königthums den sogenannten Verschwörungen des Liberalismus zur Last legen. Die viel behauptete, aber nirgends erwiesene Existenz hochverrätherischer, antidynastischer, oder antimonarchischer Untriebe und Verschwörungen, den Einfluß des comité directeur u. dgl. läugnet der wohl unterrichtete und hier völlig unbeeinträchtigte Verf. unbedingt. Dagegen gibt er zu, daß solche Ansichten und Gesinnungen mehr oder weniger bewußt, entwickelt und bedingt in gewissen Kreisen vorhanden waren, und daß die

vagen, eventuellen Speculationen einer gewissen Cotterie zu Gunsten des Hauses Orleans durch die Wendung der Dinge belebt wurden und ihrer Seite wieder diese Wendung unter der Hand beförderten *). Was namentlich den Popanz des comité directeur betrifft, so hatte sich derselbe seit 1824, seit der Liberalismus das Gebiet der Verschwörungen und geheimen Umtriebe verlassen und die größern Vortheile der constitutionellen Kriegsführung erkannt hatte, von selbst, und factisch wenn auch nicht ausdrücklich aufgelöst, ebenso wie er entstanden war. Eine Verwechslung des Einflusses, den die Gesellschaft aide toi et le ciel t'aidera auf die Wahlen von 1829 u. 30 übte, mit den hochverrätherischen Umtrieben von 1821 — 24 kann aber (sofern sie aufrichtig) nur aus der vollkommensten Unbekanntschaft mit den Bedingungen und Rechten des constitutionellen Lebens hervorgehen. Der beste Beweis wie unredlich und ungegründet diese ganze Ansicht von der damaligen Crise ist, geht aber aus der Thatsache hervor, daß die Regierung selbst, welche doch von Allem unterrichtet seyn mußte, in den Denkschriften, welche den Ordonanzen vorhergingen und sie rechtfertigen sollten, kein Wort von Verschwörungen u. dgl. sagt, sondern sich nur auf den offenkundigen Mißbrauch der Pressfreyheit, der Wahlfreyheit und anderer constitutioneller Rechte

*) das Benehmen des damaligen Herzoges von Orleans während der ganzen Epoche der Restauration wird vom Verf. scharf, aber richtig characterisirt und darüber manches Interessante anecdotischer Art berichtet. Daß von Verschwörung bey ihm, dem schlauen, lauernden, kühlen Beobachter und Allermeltsfreund nicht die Rede war, bedarf keiner Bemerkung.

bezieht — einen Mißbrauch der aber seit Jahren auf allen Seiten Statt fand, als unvermeidliches Resultat des constitutionellen Lebens. Daß aber dieser Mißbrauch nach den bestehenden Gesetzen nicht als Hochverrath bezeichnet, ja nur in einigen Fällen als überhaupt strafbar angesehen werden konnte, geht zur Genüge daraus hervor, daß kein einziger Fall von Hochverrath den Gerichten zugewiesen wurde, und daß die Fälle von Preßvergehen u. dgl., die in dieser Zeit vor den Gerichten verhandelt wurden, weder schlimmer noch häufiger waren als zu andern Zeiten. Dagegen hat man nun von der andern Seite behauptet, die Gerichte selbst seyen von dem Geist der Empörung durchdrungen gewesen, und eben deshalb habe man zu außerordentlichen Maßregeln schreiten müssen. Sollte alles was den Ansichten und Plänen der Congregation passiv oder activ entgegen stand als Empörung gelten, so war diese Anklage allerdings gegründet. Sollte aber der bisher im Allgemeinen von der Restauration wenigstens officiell für die Loyalität der Gerichte anerkannte Maßstab gelten, so kann man im Gegentheil behaupten, daß die Gerichte gerade in dieser Zeit eine so entschiedene Tendenz zur Strenge gegen alle politischen Vergehen zeigten, als in irgend einer Epoche der Restauration. Dieß ist auch sehr begreiflich wenn man erwägt, daß theils die Martignacsche Ordonanz gegen die Jesuiten die Gerichte wirklich befriedigt, theils die Heftigkeit der politischen Aufregung in der öffentlichen Meinung bey ihnen schon eine reactionäre Furcht, theils endlich die Ungnade des Hofes unter solchen Umständen das Bestreben erzeugt hatte, so weit die Gesetze und das juristische Gewissen es irgend erlaubten durch loyale Strenge den Hof

zu versöhnen. So konnte die Regierung zu keiner Zeit sicherer auf strenges Verfahren der Gerichte in politischen Processen rechnen, als gerade damals. An den nöthigen Gewaltsmitteln theils zur polizeylichen Vorbauung und Beaufsichtigung hochverrätherischer oder sonst bedenklicher Gesinnungen oder Pläne (so weit sie überall möglich), theils zur Ausführung der Urtheile der Gerichte, zur Handhabung der Gesetze überhaupt, fehlte es eben so wenig als zu irgend einer andern Zeit. Ueberdies war von Widerstand gegen das Gesetz und seine Diener gar nirgends die Rede, außer in dem bestimmten eventuellen Fall einer Verfassungsverletzung von Seiten der königlichen Gewalt, also der Aufhebung dessen was überhaupt und auf allen Seiten, wenigstens öffentlich und ausdrücklich, als die Grundlage und Bedingung des ganzen bestehenden Rechtszustandes anerkannt wurde. Und auch in diesem Fall dachten nur sehr Wenige an activen Widerstand. Bey den meisten derjenigen die überhaupt eine deutliche Ansicht und einen ernstern Entschluß für diesen Fall hatten, und ihre Zahl war keinesweges sehr groß, handelte es sich lediglich um passiven Widerstand, Steuerverweigerung &c. Haben aber irgendwo Verabredungen, Vorbereitungen zum Bürgerkriege Statt gefunden, so war es unter den Royalisten im Süden und Westen; obgleich man sich sehr hüten muß auf die offenen Prahleren oder bedeutsamen Winke, mit denen die Parthey damals nicht sparsam war, ein zu großes Gewicht zu legen. Was endlich die Brandstiftungen in einigen nordwestlichen Departements betrifft, so gesteht der Vf. seine Unfähigkeit dieses entsehrliche Räthsel zu lösen, glaubt aber jedenfalls alle Partheyen gleich entschieden von jeder Mitschuld freysprechen

zu können. Nein — will man aufrichtig seyn so muß man zugeben, daß, in sofern Revolution und Königthum als die unvereinbaren Gegensätze gelten sollen, die Revolution (die Republik wenn man will) nirgends war, eben weil sie überall war in dem ganzen politischen Leben, in der Charte, den Gesetzen, der Verwaltung, in allen Gewalten, allen Parteyen. Von allen bedurfte aber eben deshalb der Liberalismus, oder, wenn man will, eben die Revolution am allerwenigsten der Anwendung solcher Mittel, die nach den bestehenden Gesetzen irgend als hochverrätherisch oder sonst strafbar bezeichnet werden können. Die Verfassung, die Gesetze, alles war ja im Einverständnis und Bündniß mit ihnen, seit sie die öffentliche Meinung für sich hatten, seit die 16 Mitglieder der liberalen Opposition in der Kammer als moralische Repräsentanten von 30 Millionen auftreten konnten. Was aber den Vorwurf betrifft, den man der öffentlichen Meinung und ihren Organen darüber gemacht hat, daß sie sich so heftig gegen das Ministerium Polignac äußerte, ohne dessen Handlungen und Maßregeln abzuwarten, so kann derselbe, in Betracht der Antecedentien, der Individuen und der Parteyen, und bey der ganzen Sachlage, von Seiten der Anhänger dieses Ministerium, oder von Seiten irgend einer politischen Partey in Frankreich, oder auch in England nur als eine Aeußerung der frechsten *mauvaise foi* angesehen werden, wozu kaum eine derselben sich verstehen möchte, mehr aus Furcht vor ihrer Lächerlichkeit als vor ihrer Gehässigkeit. Wenn dieser Vorwurf aber auch in Deutschland alles Ernstes wiederholt worden ist, so spricht dieß ohne Zweifel nur für die verhältnißmäßig glückliche Unschuld unserer politischen Zustände und Bildung.

Was den Entschluß des Königs betrifft, durch einen Staatsstreich diese unabsehbaren Verwickelungen zu zerreißen, und die öffentliche Meinung zu unterjochen, so entsprang er erstlich aus seinem Minister, dem er nun einmal mit einer Art von abergläubischer Verehrung, eben so wie dieser selbst und ein engerer Kreis von Auserwählten, einen höheren Beruf als Ketter des Throns und des Altars zuschrieb. Ueber diesen Punct haben wir nichts zu sagen. Zweytens aber sah Karl X. in der Sache ohne Zweifel auch die Existenz und das Princip der Legitimität, des Königthums betheiliget, ja man konnte versucht seyn zu glauben, er habe bey der Berufung des Ministerium Polignac zunächst keinen andern Zweck gehabt, als eventuell die Frage zur Entscheidung zu bringen: ob das Ministerium wesentlich den Ansichten des Königs oder jenen der parlamentarischen Majoritäten entsprechen müsse? Ob, mit andern Worten, die eigentliche höchste Gewalt und Herrschaft im Staate jenem oder diesen zustehet? Daß diese Frage von der höchsten Wichtigkeit war und ihre Entscheidung zu Gunsten des Königthums wohl die außerordentlichsten Anstrengungen verdiente, wird schwerlich Jemand in Abrede stellen. Eine andere Frage ist es, in wiefern ein solches Bestreben sich mit der bestehenden Verfassung vertrug? Ob nun Carl X. und die Seinigen in ihren Bemühungen die Ordonanzen mit der Charte zu vereinigen und durch den 14. Art. zu rechtfertigen sehr aufrichtig waren — ob es ihnen mit ihrem: nous ne sortous point de la charte, au contraire nous y rentrons, &c. sehr Ernst war, ob sie selbst daran glaubten, wollen wir nicht untersuchen, jedenfalls aber konnte eine solche Ansicht in allen Ehren und Treuen bestehen. Daß in der Absicht

des Verfassers und Gebers der Charte ein so unbedingtes Uebergewicht der parlamentarischen Majoritäten gar nicht, und auch in dem Buchstaben derselben nicht ausdrücklich lag, scheint uns gar keinem Zweifel zu unterliegen; und so konnten die Ordonanzen immerhin in gewissem Sinne ein Zurückkehren in die Schranken der Charte genannt werden. Freylich ist es großer Irrthum eine solche Verfassung, auch wenn das Mechanische noch so sehr darin vorherrscht, als etwas unwandelbar Festes, Todtes anzusehen, und deren lebendige, factische Fortbildung in einer Reihe von Jahren vorher oder nachher ganz ignorieren zu wollen; aber dieser Irrthum wird gerade von Seiten des Liberalismus so häufig begangen, liegt seiner sogenannten Loyalität so wesentlich zum Grunde, daß es nicht billig wäre den König unbedingt zu verdammen, wenn er sich auch einmal auf den ursprünglichen Geist und Buchstaben berief. Endlich hatte freylich Karl X. und seine Parthey am meisten dazu beygetragen jenen Buchstaben zu einer dem Königthum so gefährlichen Kraft und Bedeutung zu entwickeln; aber verpflichtete der frühere Irrthum zu ewigem Beharren in demselben? Sollte Karl X. unbedingt verwehrt seyn, einer später, als König gewonnenen bessern Ueberzeugung zu folgen? Was von diesem Hauptpunct gilt, gilt eben so wohl von den untergeordneten, z. B. von der Preßfreyheit. Auch hier hatte, wie gesagt, durchaus nichts Neues, Außerordentliches Statt gefunden. Der Ministerial-Bericht über diesen Gegenstand enthielt nichts als sehr triviale Declamationen. Der Mißbrauch der Presse wurde damals nicht weiter getrieben, als zu andern Zeiten von allen Partheyen geschehen war, und wenn der Lärm etwas größer

war als sonst wohl, so war es nur eine Folge der in dem Namen Polignac liegenden Furcht vor den Staatsstreichen gegen die Presse, welche man nun als Mittel gegen jenen Mißbrauch anpries. Allerdings aber konnte man mit Recht sagen: Ludwig XVIII. habe nicht entfernt unter der Pressfreyheit, welche die Charte verspricht, einen so hohen Grad von Pressfreyheit verstanden. Hier kam am Ende alles auf das Mehr oder Weniger an; und warum sollte nicht der Maßstab des Urhebers der Charte und seines Nachfolgers eben so gut oder eher als Norm dienen als irgend ein anderer? Freylich hatten die Royalisten, hatten Creaturen und Vertraute des Grafen Artois so viel wie irgend Jemand sonst dazu beygetragen, schon gegen Ludwig XVIII. und seine Minister die factische Entwicklung der Pressfreyheit weit über jene Schranken hinauszutreiben, und der Presse den Character und die Bedeutung zu geben, vor der nun das Königthum erzitterte; aber auch hier durfte eine, wenn auch späte, bessere Erkenntniß sich ohne Zweifel geltend machen.

Alles dieß scheint uns allerdings ganz wohl begründet, nur folgt daraus nicht, daß von der andern Seite die öffentliche Meinung, der Liberalismus, die parlamentarische Majorität nicht eben so viel für sich hatten, wenn sie die Sache anders nahmen, und sich theils eben auf das Stillschweigen der Charte, theils auf die durch Zusammenwirken aller politischen Elemente und Gewalten beförderte factische Entwicklung der in ihr gegebenen Grundlagen beriefen. Daß aber auch in ganz andern Kreisen sehr gewichtige Stimmen sich dieser Ansicht näherten, geht z. B. daraus hervor, daß (wie der Vf. versichert) der Kaiser von Rußland sich hinsichtlich der Gerüchte von

bevorstehenden Staatsstreichen in folgender Art äußerte: 'der König möge sich hüten einen Gewaltstreich zu versuchen. Wir haben die Charte eben so wohl garantiert, als die Legitimität.' Fürst Metternich äußerte um dieselbe Zeit: 'ein Staatsstreich würde die Dynastie ins Verderben stürzen.' Mögen aber immerhin solche Aeußerungen mehr aus der Ueberzeugung von der factischen Unmöglichkeit des Gelingens solcher Maßregeln in solchen Händen, als von ihrer unbedingten Unrechtmäßigkeit entstanden seyn, so werden sie immer von dem größten Gewicht in dem Urtheil der Geschichte über diese Begebenheiten bleiben müssen *).

Da das positive Recht, wie kein Unbefangener läugnen kann und wie es in allen ähnlichen Fällen, zumal aber nach dem Wesen des constitutionellen Lebens in Frankreich, gar nicht anders seyn kann, zweifelhaft war, so gewinnt die Frage der Macht, der Mittel, der Fähigkeit, des Berufs eine um so größere Wichtigkeit. Und hier hat wahrlich nicht nur der Ausgang auf allen Stufen, in allen Details, sondern es haben auch alle Antecedentien der betheiligten Personen gegen diese entschieden. Eine Entscheidung der Krise zu Gunsten des Königthums wäre allenfalls möglich gewesen wenn die sieben letzten Jahre royalistischer Majoritäten und Minister zu besonnenen, tiefgreifenden Vorbereitungen aller Art benutzt worden wären; aber wir haben gesehen wie wenig dieß geschah, oder bey der Individualität der

*) Die Meinung, daß die Bildung des Ministerium Polignac, oder gar die Ordonanzen im Einverständnis mit irgend einer großen Macht Statt gefunden, bedarf hoffentlich keiner Widerlegung. Auch der Vf. erweist ihre Absurdität und Grundlosigkeit zur Evidenz.

Häupter jener Partey, bis auf den Thron hinauf, geschehen konnte. Die gewaltsame Entscheidung konnte aber möglicher Weise auch damals noch (leichter als man wohl glaubt) wenigstens auf eine geraume Zeit hinaus, durch besonnene, fluge Vorbereitung, kräftige, rasche Anwendung der vorhandenen Gewaltmittel (zumal in der Hauptstadt) zu Gunsten des Königthums, oder vielmehr der Ordonanzen entschieden werden. Denn diese beiden sind allerdings sehr zu unterscheiden, wenn man erwägt, was bisher viel zu sehr übersehen worden ist, daß die Ordonanzen, auch wenn sie vollständig ins Leben getreten wären, durchaus keine nachhaltige Garantie zu Gunsten des Königthums gegen das revolutionäre oder republica- nische Princip des constitutionellen Lebens, und des gegenwärtigen Frankreichs gewährten. Man hat in dieser Hinsicht von allen Seiten den Ordonanzen eine völlig unverdiente Ehre oder Schmach angethan. Die Linke, das linke Centrum höchstens, wäre fürs erste von den parlamentarischen Kämpfen ausgeschlossen worden, und der Liberalismus hätte vielleicht durch vergebliche und unglückliche Unvorsichtigkeiten seiner Extreme eine Zeitlang die Herrschaft der öffentlichen Meinung in etwas verloren, aber das Königthum würde schon binnen wenig Monaten durch den Kampf zwischen den verschiedenen heterogenen Elementen des Royalismus, durch die Unverträglichkeit des Jesuitismus mit allen andern Elementen, compromittiert und in die alten Verwickelungen zurück geworfen worden seyn, welche am Ende unzweifelbar wieder eine siegreiche Reaction der öffentlichen Meinung zu Gunsten des Liberalismus herbeiführen würden — gleich viel in welcher Form, auf welchem Wege und Gebiete des politischen Lebens.

Wie dem aber auch sey und ganz abgesehen von den unzweifelhaften und der gehegten Erwartung so wenig entsprechenden Früchten eines Sieges im Sinne der Ordonanzen, so zeigte sich hinsichtlich der Ausführung der beschlossenen Maßregeln, der Anwendung der vorhandenen Hülfsmittel von Anfang bis zu Ende der eigentlichen Entscheidung bey den Urhebern und Theilnehmern nichts als die vollständigste Unfähigkeit, der unbedingteste Mangel an Beruf zur Lösung dieser oder irgend einer schwierigen, großen Aufgabe. Diese Seite der Sache tritt wirklich so grell hervor, daß sie aus Wunderbare, Unbegreifliche gränzt. Viel erklärt freylich der vom Vf. häufig gebrauchte, aber schwer zu übersetzende Ausdruck: *béatitude ministerielle*, welcher freylich mehr auf den König und dessen persönliche Vertraute bezogen werden muß, als auf das Ministerium im Ganzen und als solches. Der Gedanke an Staatsstreiche lag eben so wie die Intriguensucht in dem ganzen Character, den frühern Gewohnheiten des Königes, er war schon sehr alt bey ihm und wurde durch dessen vertrauteste Umgebungen, durch die in diesem Kreise beliebtesten Journale u. s. w. von Zeit zu Zeit immer wieder angeregt, besonders seitdem einige Napoleonische Sabreurs sich dem Hof-Jesuitismus angeschlossen hatten, deren Prahlereyen auf diese völlig unkriegerische Camarilla einen großen Eindruck machten, und gelegentlich wahrhaft comische Anfälle von Heldenthum erzeugten *). Die Schmeicheley der Höf-

*} *Le Roi montera à cheval! — Le Roi se montrera Roi! — on arrangera la canaille! — viennent les coups de fusils! u. s. w.* waren längst beliebte Redensarten: *'si les electeurs me font de la sédition il leur en pourra cuire!'* sagte der

linge, die verblendete Leidenschaftlichkeit der Parteyschriftsteller, die allseitige Seuche der Declamationen ließ keine Ahnung von der Kraft und Ausdehnung des möglichen materiellen Widerstandes aufkommen. Der König zweifelte nicht an der Unwiderstehlichkeit seiner Popularität, und wenn er in Beziehung auf Paris sich endlich vom Gegentheil überzeugt hatte, so rief er mit Thränen in den Augen: Mon dieu! que leur ay' je donc fait? Jedenfalls dachte er um so weniger an einen ernstlichen Widerstand, da man sich durch die häufige Wiederholung gewisser Phrasen wirklich in den Wahn hinein gearbeitet hatte, daß auf die untern Volksklassen zu rechnen sey. Noch zuletzt trug eine alberne Farce von sogenannter Deputation der forts de la halle, denen man einige naïv-royalistische Phrasen in den Mund legte, z. B.: le Roi doit être maître chez soi! nicht wenig zu dieser Täuschung bey. So war denn auch die größte, ja fast einzige Sorge des Königs bey den Verhandlungen über die Ordonanzen im Ministerium, nur die Art und Form der Redaction derselben. An die Mittel der Ausführung wurde kaum beyläufig gedacht! Was die Details aller dieser Dinge betrifft, so verweisen wir auf den Verf., dessen Bericht von allen bisher über diesen Gegenstand erschienenen, bey weitem der vollständigste und glaubwürdigste ist. Jedenfalls geht daraus unzweifelhaft hervor, daß der Plan der Ordonanzen ausschließlich vom König persönlich ausging, daß wenigstens keiner seiner officiellen Rathgeber als solcher daran Theil hatte — daß ferner die meisten Minister nur gegen ihre

König bey Gelegenheit der letzten Wahlen. Sédition hieß aber die Wahl unangenehmer Deputierten, so wie früher révolution die halbliberale Opposition der Pairs!

Ueberzeugung und auf ausdrücklichen Befehl des Königs ihre Unterschrift hergaben. Welchen Antheil Polignac und sein intimster Umgang mit dem König auf dessen Entschluß gehabt haben mag, bleibt ungewiß; officiell erschien er nur als ergebener Diener eines Herrn, dessen Ansichten man völlig theilt, dessen Befehle man aber ausführen würde, auch wenn man an deren Zweckmäßigkeit zweifelte. Uebrigens theilte Polignac vollkommen die béatitude seines Herrn über die Schwierigkeiten der Ausführung. Die Verhandlungen über die Ordonnanzen fanden im Ministerrath zuerst Statt am 29. Junius. Dann wurden sie unterbrochen um das Resultat der Wahlen abzuwarten. Der König arbeitete sich aber immer mehr in eine kriegerische Aufregung hinauf, und nur wer ihn darin bestärkte wurde angehört *). Am 6ten Julius wurden die Ordonnanzen wieder vorgebracht und die Discussion dauerte bis zum 25sten, wo sie unterschrieben wurden. Guernon Ranville und Peyronnet widersetzten sich am längsten. Das Geheimniß wurde bis auf den letzten Augenblick bewahrt, das diplomatische Corps, sogar Rothschild, durch die ausdrücklichsten Versicherungen der Minister, ja des Königes selbst, durch die Erlassung der Berufungsschreiben an die Deputierten beruhigt. Nur der päpstliche Nuntius war im Geheimniß.

Mit der Unterzeichnung der Ordonnanzen sieht der Verf. seine Aufgabe als gelöst und die Geschichte der Restauration, als einer constitutio-

*) Zu Chabrol sagte er: 'Ich denke im Nothfall eine Dictatur zu ergreifen, aber jedenfalls nur auf einige Tage.' Jener erwiderte: 'Sire, es ist schon sehr schwer die Dictatur zu ergreifen, aber noch viel schwerer sie niederzulegen.'

nellen Monarchie, für geschlossen an. So können auch wir uns aller weitern Bemerkungen über die nun folgende Krise, die dabey wirksamen Kräfte, Absichten und Interessen, und deren mögliche, scheinbare und wirkliche Resultate enthalten, worüber wir uns nur Glück wünschen müssen, da offenbar die Zeit noch sehr weit entfernt ist, wo ein historisches Urtheil über diese und andere Ereignisse der neuesten Zeit zu äußern gestattet seyn dürfte. Viel mehr scheint man mancher Orten entschlossen die Grenzen der ausschließlich officiellen Geschichtsschreibung so weit rückwärts auszudehnen, daß wir uns nicht wundern würden, wenn es mit der Zeit in manchen deutschen Staaten dahin käme, wo man es schon in einem Italiänischen Staate gebracht hat, wo Dante, Guicciardini und Machiavelli zu den *libris prohibitis* gerechnet werden, welche nur in sichereren Händen geduldet werden. Ob es wünschenswerth ist die ganze historische Bildung einer Nation mit dieser Art von officieller Heuchelei zu imprägnieren, wollen wir nicht untersuchen. Die Möglichkeit aber steht — nach den Resultaten ähnlicher Versuche, die früher und anderwärts angestellt wurden, zu urtheilen — sehr zu bezweifeln. Vielmehr ist über kurz oder lang eine laute oder heimliche Reaction entgegen gesetzter Lügen zu erwarten, welche die Zeit der historischen Wahrheit und der Anerkennung der in ihr liegenden Lehren unendlich weit hinauschieben muß.

Uebersichten wir nun noch einmal den Inhalt des vorliegenden Werkes, so ergibt sich als wesentlichlicher Character des constitutionellen Lebens, aus welchem Karl X. gewaltsam heraustrat, und welches sich hinter ihm und seiner Dynastie ge-

waltsam schloß, das unbedingte Uebergewicht einer noch offenen Aristocratie von etwa 800,000 Wählerfamilien, der Mehrzahl nach dem wohlhabenden, industriellen, städtischen Mittelstand angehörend. Ihre Hauptmacht ruht in der Majorität der legislativen Wahlkammer, aber sie beherrscht von da aus, durch die Besetzung des Ministerium aus ihrer Mitte oder doch nach ihrer Farbe und Convenienz die ausübende, administrative Gewalt, deren Alles umfassende, despotische, centralistisch = bürocratische Thätigkeit jede Entwicklung gesunden, localen, politischen Lebens in den weitem Kreisen der nationalen Masse ausschließt, und welche auch schon als Verbündete oder Dienerin der herrschenden Majorität der Wahlkammer die ihr zu Gebote stehenden Mittel zur factischen Annullirung der Pairskammer zu verwenden bereit seyn muß. Was der königlichen Gewalt unter solchen Umständen bleibt ist schwer zu sagen; dieß aber ist jedenfalls die Charte vérité, wie sie vorläufig siegreich und scheinbar mit neuer Kraft und allseitiger officieller Anerkennung aus der Julius-Revolution hervor gegangen ist. Daß dieß nun eine sehr wünschenswerthe, würdige, haltbare, der höheren Entwicklung der nationalen und individuellen Bildung günstige Form des Staatslebens sey, davon hat uns der Verf. zwar keinesweges überzeugt; um so entschiedener aber davon, daß vor der Julius-Revolution diese Form in Frankreich die einzige war, welche wenigstens geraume Zeit der legitimen Dynastie als Grundlage dienen konnte. Ob es von Anfang, oder auch später noch möglich war auf dieser Grundlage, aus und durch die in der Charte gegebenen Elemente und Bez

dingungen einen dem Königthum und dem nationalen Leben günstigeren Organismus zu entwickeln — z. B. durch besonnene, aufrichtige Vertheilung der übermäßig nach oben concentrirten politischen Thätigkeiten aller Art — auf die vorhandenen oder wieder zu belebenden, oder neu zu schaffenden Organe der untergeordneten Functionen des Staatslebens — durch besonnene, aufrichtige Beförderung der freyen Entwicklung vorhandener Keime oder Wurzeln monarchischer und vor allen Dingen christlicher Bildung und Gesinnung — dieß können und müssen wir hier dahin gestellt seyn lassen. Ob aber irgend eine der beteiligten Gewalten, Parteien und Individuen diese Aufgabe verstanden, oder die zu ihrer glücklichen Lösung erforderlichen Fähigkeiten besaßen? — welche Gewalten, welche Parteien, welche Individuen am meisten dazu beigetragen haben die Möglichkeiten einer solchen Lösung zu zerstören und eine ganz entgegengesetzte Entwicklung der vorhandenen Elemente und Verhältnisse herbey zu führen? — wer das legitime Königthum verleitete eben diese zur vorläufig einzig möglichen Grundlage seiner Existenz gewordenen Elemente und Verhältnisse zu verlassen, ohne auf irgend eine Weise für irgend eine anderweitige, wenn auch noch so provisorische Stütze gesorgt zu haben? — Diese und ähnliche Fragen finden in dem vorliegenden Werke eine nur zu unzweifelhafte und bedeutungsvolle Antwort.

B. A. S.

G e t t i n g e n
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

160. Stück.

D e n 10. O c t o b e r 1 8 3 5.

W i e n

Gedruckt durch Magdalena Straußin, 1835:
Von Bruder Klauschen und was Wunders er
getriben hat in einem Closter, darin er syben
Jar sein Zeit vertriben und gedienet hat in ein
Kochs Gestalt. Zwey Bogen und 50 Seiten
Einleitung.

Herr Ferdinand Wolf und Stephan Endlicher
zu Wien, zwey thätige und rüstige Freunde der
altdeutschen Literatur, haben diesen genauen Ab-
druck einer Dichtung des 15. oder 16. Jahrhun-
derts nach der ältesten Ausgabe, Straßburg (durch
Matthis Hüpfuff) 1515, deren selbst Panzer
nicht gedenkt, veranstaltet. Spätere, gleich sel-
tene Ausgaben erschienen Nürnberg (durch Bas-
lentin Neuber, zwischen 1550 — 1582) ohne Jahr,
und Magdeburg (durch Wilhelm Roß) 1587.
Aber der hochdeutsche Text verräth sich als ziem-
lich ungefüge Uebersetzung eines ihm voraus ge-
gangenen niederdeutschen schon in den mangel-
haften Reimen weib : Streit (wif : kif, einmal

wird *keip* : *weip* gewagt), *reden* : *bescheiden*, *koch* : *gebroch* u. s. w. Auch aus andern Gründen hatten die Herausgeber auf das niederdeutsche Buch geschlossen; erst zu spät, nachdem ihr Wiederabdruck schon vollendet war, erfuhren sie, daß es in einer, an Seltenheiten dieser Art reichen Bibliothek noch vorhanden ist; die Ausgabe rührt wahrscheinlich aus dem Ende des 15. Jahrhunderts. Allerdings wäre uns die Mittheilung dieses niederdeutschen Gedichts noch willkommener gewesen.

In der Einleitung sind alle Nachrichten von der dänischen und englischen Bearbeitung des nämlichen Stoffes sorgfältig, und mit treffendem Urtheil, zusammengestellt. Besonders wichtig ist die dänische; es leuchtet ein daß aus ihr selbst die niederdeutsche hervorgegangen war. Darauf deuten wiederum die hochdeutschen Reime *Kausch* : *Haus* oder *Klaus* (niederdeutsch *Rûsch* : *Hûs*), die erst im dänischen *Rûs* : *Hûs* rein werden. Eben daraus folgt jedoch, daß der Sage Grund, wenn sie schon in Dänemark vorzüglich haftete, früher auch in Deutschland verbreitet gewesen seyn muß. Der Name des Klosterdämons läßt sich freylich aus *Rûs*, *Kausch*, *temulentia* deuten, wenn gleich das S. XXVIII angenommene Epimythium nicht die ursprüngliche Meinung der Fabel ist; richtiger scheint es, den Begriff von rauschen (engl. *rush*) festzuhalten, wie er für ein elbisches Wesen der angemessenste ist. Auch in den Herengeschichten heißt der Buhlteufel mehrmals *Kausch* und unbedenklich reicht diese Benennung in das frühere Mittelalter hinauf. Den Herausgebern konnte nicht entgehen, daß die Einmischung des Teufels hier erst später Statt gefunden hat; eigentlich war Bruder *Kausch* nichts als ein neckischer *Alb*, ganz wie der *Meklen-*

burgische Puch, dessen Sage Ern. Joach. Westphal in dem specimen documentorum ineditorum (Rost. 1726) p. 156 — 166 nach einer Aufzeichnung von 1559 mittheilt. Dieser Puch thut dreißig Jahre lang den Mönchen eines Schwerinschen Klosters Dienste, in der Küche (wie überhaupt gern die Elbe Schüsseln und Töpfe waschen) oder sonst. Er zeigt sich durchaus gutmüthig, wiewohl er immundus spiritus genannt wird. Zum Lohn für sein langes, treues Amt bedingt er sich nichts als eine 'tunicam de diversis coloribus et tintinnabulis plenam.' Das ist genau der schottische Hausgeist Shellycoat.

Jac. Grimm.

U t r e c h t.

Disquisitio de Demostheneae eloquentiae caractere. Scripsit J. H. Schotten, Théol. Cand. Philosoph. theor. Mag. Litter. Hum. Doctor. Trajecti ad Rhenum, apud Robert Natan. 1835. XV u. 181 S. in 8.

Das Wesen der Beredsamkeit des größten Redners der alten Welt, worüber seine Bewunderer im Alterthume so wohl als in neuerer Zeit fast bey allen durch griechische Literatur gebildeten Völkern mannigfaltige Forschungen angestellt haben, ist auch Gegenstand der Untersuchung dieser mit Anerkennung der Vortrefflichkeit des Demosthenes geschriebenen gelehrten Abhandlung. Durch sie schließt sich Hr Dr Schotten, ein Schüler van Heusde's, auf eine würdige Weise an die früher erschienenen verdienstvollen Arbeiten seiner Landsleute, Amerfoort, Bersteeg, Bergmann u. A. über die Attischen Redner, indem er in ihr das Characteristis

sche der Beredsamkeit des Demosthenes darzustellen versucht hat. Im Allgemeinen verräth diese Schrift eine genaue Bekanntschaft ihres Verfassers mit den Werken des Demosthenes, der übrigen Redner, insbesondere des Plato, wie des Alterthums überhaupt, und so sind in ihr wenigstens die Hauptpunkte einer schwierigen, selbst von den Alten nicht völlig abgeschlossenen Untersuchung über das Wesentliche der Beredsamkeit des Demosthenes, in einer gefälligen Darstellung und correcten Sprache klar und gründlich erörtert.

Im Eingange, S. 1 — 14, stellt der Herr Verf. die Urtheile der Rhetoren, des Dionysius von Halikarnaß und Quinctilian, dann die Aussprüche der Philosophen, des Panätius und Plutarch, endlich das Urtheil des Cicero als Rhetor und Philosophen über das Charakteristische der Demosthenischen Beredsamkeit zusammen, wobey wir nur schon hier das Urtheil Longin's, bekanntlich eins der gewichtvollsten, vermissen, und welches später erst gelegentlich angeführt wird. Uebrigens bahnt sich hierdurch der Verf. den Weg zu seinen folgenden Untersuchungen, in welchen er, nach dem Beispiele der Alten, die Kunst des Redners theils in der äußern Form seiner Rede findet, theils in dem Geiste, der diese Form belebt. Und wenn er von letzterm mehr noch als von jener die Vortrefflichkeit der Demosthenischen Reden ableitet: so irrt er gewiß nicht. Zwar behaupteten auch die Alten mit vollem Recht, daß diese Reden zu den vollendetsten Kunstwerken selbst schon durch die Schönheit der Sprache gehörten, weshalb auch die spätern Rhetoren kleinlich mehr die äußere Form derselben beurtheilten und bewunderten, als den diese von ihnen gepriesene Form belebenden Geist. Aber die tiefer blickenden, wie hin und wieder

Dionysius und Cicero, verkannten es nicht, daß bey Demosthenes Individualität doch weit mehr zu berücksichtigen sey, als bloß die äußere Vollendung der Darstellung in seinen Reden, worin andere Zeitgenossen ihm wenigstens nahe standen, ohne jedoch auch hier die Stufe seiner Vollkommenheit ganz erreicht zu haben.

Der Verf. handelt nun in der ersten Abtheilung seiner Schrift: *de orationis Demosthenae forma*, wobey er treffende Bemerkungen mittheilt über die Einfachheit des Ausdrucks in Demosthenes Reden, welche theils aus der Gewandtheit seine Gedanken allgemein verständlich und populär vorzutragen, theils aus der Art, wie er Aufmerksamkeit zu erregen wußte, hervorging. — Wir möchten noch hinzufügen, daß Demosthenes gleich bey seinem Auftreten das Volk durch irgend einen treffenden Gedanken für seine Rede zu interessiren wußte. — Diese Einfachheit trägt nun das Gepräge der Wahrheit an sich, und ist das Wesentliche seiner Erhabenheit und Kraft, zu welcher sich Aeschines nie erheben konnte, weil es ihm an dem fehlte, was Demosthenes zu allen seinen Reden mitbrachte: Wahrheit der Gesinnung und das Bewußtseyn die Wahrheit reden zu wollen. Dieß wird durch schickliche Vergleichung einiger Stellen aus beiden Rednern erwiesen.

Im Gebrauch der Tropen und Bilder verfährt der Redner eben so einfach, wie Plato, und sie sind, wie Socrates Bilder, aus dem gemeinen Leben entlehnt, der Fassungskraft eines jeden angemessen, und mithin stets zweckmäßig. Der Verf. vergleicht mehrere Stellen Platons, besonders aus den Büchern über den Staat, mit Demosthenes, und eine Aehnlichkeit zwischen beiden tritt uns so sichtbar entgegen, daß man sich leicht

versucht fühlen könnte, mit ihm zu glauben, daß der Redner jene Bücher vorzüglich für seine rhetorischen Zwecke genau studiert haben müsse, weshalb es auch nicht befremdend sey, wenn der Genius des göttlichen Plato in Demosthenes Reden walte. — Auch im folgenden Abschnitt: *de dialogi ratione, quam refert oratio Demosthenis*, nimmt der Verf. gleichfalls eine Nachahmung des Plato an, dessen lebendige Darstellung der Redner durch die bekanntlich in seine Reden hier und da eingewebte dialogische Form, von welcher Beispiele angeführt werden, habe erreichen wollen. Es ist allerdings einleuchtend, daß die Demosthenischen Volksreden für den Zuhörer, dessen Theilnahme durch solche Fragen lebendig in Anspruch genommen wurde, einen eigenthümlichen Reiz haben mußten; auch ist die Bemerkung des Verf. gegründet, daß die übrigen Redner sich dieser dialogischen Form seltener und minder glücklich bedient haben als Demosthenes; immer aber kann der Redner auch durch sein eigenes Nachdenken auf die Zweckmäßigkeit dieser Redeform geführt seyn. Bemerkenswerth ist wenigstens, daß Dionysius von Halicarnas, der die genauesten Forschungen über die Composition der Demosthenischen Reden angestellt, über diese Nachahmung des Plato nichts bemerkt, vielmehr das Gegentheil davon behauptet hat.

Dem zweiten Abschnitt der Abhandlung: *de interna Dem. eloquentiae praestantia*, ist eine Einleitung vorgesezt, worin sich der Verf. über den Zweck erklärt, welchen Demosthenes bey seinen Reden gehabt habe. Er sey weit entfernt davon gewesen, wie die übrigen Volksredner, dem Volke zu schmeicheln, und deshalb auch seine Persönlichkeit, wie dieß Cicero gethan habe, hervor treten zu lassen; vielmehr erschien er, entfernt

von Ruhmsucht, stets bescheiden bey Mittheilung seines Rathes, durch welchen er lediglich die Wohlfahrt des Staates zu fördern beabsichtigt habe. Anders verhalte es sich mit Aeschines. Wenn Demosthenes unter allen veränderten Umständen die treue Liebe zum Vaterlande bewähre, so habe Aeschines später, gewonnen von Philipp, den Ton in seinen Reden geändert, ja selbst erklärt, 'den Philipp in Reden zu beleidigen, sey unverständig und unzeitig.' Die innigste Liebe zum Vaterlande und der nie ersterbende Wunsch, das Wohl seiner Mitbürger zu fördern, trete das gegen in allen Reden des Demosthenes uns entgegen, und aus dieser reinen Vaterlandsliebe sey auch, weil nur die innere Ueberzeugung den Redner beredt mache, die Kraft seiner Rede geflossen.

Cap. I. De Dem. in dicendo veri studio, handelt in zwey Abschnitten über die Mittel, wodurch der Redner seine Mitbürger von Irrthümern und Vorurtheilen zu befreien suchte, und über die Freymüthigkeit in seinen Reden. Bey erstern wird bemerkt, wie schwierig die Lage des Redners in dieser Hinsicht gewesen sey, indem ein Theil der Athener den Philipp für unbesiegbar hielt, ein anderer sich blindlings seinen Bestechungen hingab, während das Volk selbst zu großen Anstrengungen nicht leicht aus seiner Schlassucht und Trägheit geweckt werden konnte. Aus den Philippischen Reden wird nun erwiesen, wie verständig und nachdrücklich Demosthenes diese Schwierigkeiten zu bekämpfen gesucht habe. Auch wird S. 75 ff. gezeigt, wie vorsichtig zugleich sein Rath, z. B. in der Rede vom Frieden gewesen sey, wo er darauf dringt, für jetzt dem Könige sich nicht zu widersetzen, da unausbleiblich Athen durch wildes Aufbrausen ins größte Unglück gerathen würde; — ein sicherer Beweis, wie wir glauben,

dafür, daß der Redner nie ohne kluge Behutsamkeit verfuhr, und daß, wenn er bis ans Ende seines Lebens die Waffen gegen Macedonien zu führen anrieth, ihn nie die Hoffnung verließ, daß aus diesen Anstrengungen endlich glückliche Resultate für sein Vaterland hervorgehen würden. — Hierauf stellt der Vf. eine Vergleichung an zwischen der Beredsamkeit des Perikles und Demosthenes, und der des Aeschines, wie sich diese bey beiden letztern in der Rede über die Krone darstellt. Sichtbar habe vor beiden, hauptsächlich vor Aeschines; Demosthenes darum den Vorzug, weil er in seinen Darstellungen wahr erscheint, dagegen jener bey aller Kunst, welche von ihm besonders in dieser Rede entwickelt wird, die Wahrheit nicht auf seiner Seite hatte. Was die Wahrheit bey ihm nicht bewirken konnte, suchte er durch Erregung der Einbildungskraft bey seinen Zuhörern zu bewirken, sie also in ihren Vorurtheilen zu bestärken, während Demosthenes sie davon zu befreyen suchte. Der Gang der Bildung beider lasse auch nichts Anderes erwarten; den Demosthenes habe das Schicksal von Jugend auf zu einem solchen Redner gebildet, der nicht durch äußere Annehmlichkeit sich auszeichnen wollte, sondern der, nachdem er Sinn für Wahrheit in sich gebildet hatte, nun von diesem Wahrheitsinn befeelt, auch Andere in seinen Reden von Wahrheiten überzeugen konnte, welche bey ihm selbst die Tiefe seines Gemüths durchdrungen hatten. Denn schon früh hatte er es erfahren, was menschliche Bosheit bewirken könne, da er als Jüngling von den Vormündern seines Vermögens beraubt wurde. Wie hätte er nach solchen eigenen Erfahrungen seine Mitbürger in den wichtigsten Angelegenheiten täuschen können? Anders war des Aeschines Lebensschick-

sal. Erst später wandte er sich zur Beredsamkeit; die Philosophie blieb ihm unbekannt. Auf dem Theater spielte er alle Rollen, und auch diese Nachahmung fremder Charactere hatte auf die Wahrheit seines Characters als Redner einen nachtheiligen Einfluß.

Eben so belehrend sind die Betrachtungen, welche ferner der Verf. über Demosthenes' berühmte Freymüthigkeit in seinen Reden anstellt, indem er zeigt, wie er die Uebelgesinnten beschämt und selbst das ganze Volk nicht geschont habe, wobey zugleich die Gründe angeführt werden, wozu es gekommen, daß eine solche Freyheit in Reden nicht erfolglos geblieben, sondern selbst wohlwollend aufgenommen sey. Auch in dieser Tugend habe der Redner den Aeschines und selbst den Isocrates, dessen Schreiben an Philipp gewöhnlich als Muster dieser Freymüthigkeit betrachtet werde, übertroffen. Alle diese Punkte werden durch angeführte Stellen aus Demosthenes und den zuletzt genannten Rednern erwiesen.

Cap. II. De Demosthenis in dicendo justihonestique studio. Ueberall spricht Demosthenes in seinen Reden den Grundsatz aus, daß das Gute dem Nützlichen vorgezogen werden, und daß das Nützliche unbeachtet bleiben müsse, wenn es mit der Tugend in Streit stehe. Dieß erläutert der Verf. zunächst aus der Rede gegen den Gesetzworschlag des Leptines, wo Demosthenes vorzüglich Veranlassung fand, mit diesem Grundsatz alle Ausflüchte des Leptines, wie nützlich sein Gesetz dem Staate sey, zu bestreiten. Eben so erweise die Rede gegen Aristocrates die Vertheidigung der Grundsätze des Rechts gegen den vom Gegner vorgespiegelten Nutzen seines Gesetzworschlags für Athen. Am meisten aber begründet sich die Vertheidigung seiner Staatsverwal-

tung gegen Aeschines Lasterreden in der Rede für die Krone auf den Gedanken, daß das Rechte dem Nützlichen vorzuziehen sey, wobey der Redner im Vertrauen auf die Richtigkeit dieses Grundsatzes selbst das Mißlingen seiner Rathschläge durch denselben vertheidigt, und behauptet, Athen habe nicht anders als nach seinen Vorschlägen handeln dürfen, selbst dann nicht, wenn es die unglücklichen Folgen seines Rathes vorausgesehen hätte. — Auch hier sey unverkennbar, daß Plato's Schriften diese Liebe zum Rechten in der Seele des Redners geweckt haben.

Der Verf. zeigt ferner, auf welche Weise Demosthenes bey seinen Mitbürgern Ehrliche und Neigung zur Tugend geweckt habe. Dieß geschah theils durch Vorstellung lobenswürdiger Beyspiele, wie die Geschichte der Griechen und Barbaren sie lieferte, wobey selbst der Feinde (Philipp's) Beyspiele zur Nachahmung aufgestellt werden; theils durch häufige Erinnerung an die Tugenden der Vorfahren, wie in den Philippischen Reden und vorzüglich in der Rede für die Krone; theils endlich durch die angeregte Schaam und Furcht vor der Schande, welche für den edeln Menschen das Unerträglichste sey. Alles dieß wird durch passende Stellen aus den Reden erwiesen.

Cap. III. De Demosthenis in dicendo sancti studio. Ein frommer und religiöser Sinn zeigt sich überall in Demosthenes Reden. Von der Götter Leitung käme das Wohl des Staates und deshalb preiset er oft im Eingang der Reden ihr Wohlwollen gegen den Staat und bittet um ihren Schutz für denselben. Von den Göttern und Göttinnen erfleht er sich ihre Gunst im Eingange zur Rede für die Krone; und eben so wendet er sich an sie am Schluß derselben Rede. Mit ver-

hältnißmäßig reinen Begriffen von den Göttern spricht er in einer herrlichen Stelle der Rede gegen Leptines den Gedanken aus: 'Nichts darf man thun, unter dem Vorwande den Göttern zu gefallen, was von Menschen für schlecht gehalten wird. Die Götter gewähren denen Schutz und Hülfe, welche wacker ihre Pflicht erfüllen; von den Trägen aber wenden sie sich ab. Je eifriger wir fromm und gerecht handeln, desto mehr dürfen wir auf die Beyhülfe der Götter rechnen. Dagegen hat der Ungerechte, der Meineidige, der Lügner kein dauerndes Glück zu erwarten, da von ihnen die Gunst der Götter sich abwende, die Alles wissen, und denen Nichts verborgen ist.' Woher nun auch dieser tiefere religiös-sittliche Geist, welcher in Demosthenes Reden mehr als in den Reden seiner Zeitgenossen uns sichtbar entgegen tritt, seinen Ursprung haben möge; ob er, wie Hr Scholten zu erweisen sucht, genährt sey durch die Schule des Socrates und die Schriften der größten seiner Schüler, des Xenophon und Platon, oder ob sein eigenes sittlich-religiöses Gemüth ihn dazu führte (was selbst die Untersuchungen Hn Sch. zu bestätigen scheinen), wird, wie uns dünkt, unentschieden bleiben müssen, da die Zeugnisse für und wider diese Behauptung gleich bedeutend sind. Was sich indeß dafür sagen läßt, daß durch Demosthenes die Philosophie des Plato auf die Rednerbühne gehoben sey, ist in dieser Schrift von allen Seiten hervor gehoben, und manches sehr Interessante und Unabweisbare darüber gesagt worden; wiewohl auch Niebuhr's Ansicht, welche dem Verf. unbekannt geblieben zu seyn scheint, dadurch noch nicht widerlegt ist: daß nämlich beide große Männer auf ganz verschiedenem politischen Boden gestanden, und daß

sie in Rücksicht auf ihr Verhältniß zum Staate Gegensätze sind; daß Demosthenes wegen seiner Treue gegen sein Vaterland hoch über Plato zu stellen sey, der für dasselbe Nichts als aristocratischer Bürger gethan habe. Wäre ihm von den deutichen Forschungen mehr hierüber zugänglich gewesen, er würde vielleicht Manches anders gestellt und namentlich diesen politischen Gesichtspunct nicht aus den Augen gelassen haben; denn das Verhältniß des Redners zur Demokratie und Aristocratie ist zu wenig berücksichtigt worden, während dem Verf. das Verdienst bleibt, die Seiten in Demosthenes Character und Werken beleuchtet zu haben, welche ihm als Mensch und Bürger die Achtung der Zeitgenossen erworben und die Verehrung der Nachwelt gesichert haben.

Am Schluß der Abhandlung führt Hr Dr Scholten einige Gründe an, weshalb er das Characteristische der Beredsamkeit des Demosthenes in seinen gerichtlichen und Privat-Reden unbeachtet gelassen, und sich bey seiner Beurtheilung bloß auf dessen Staatsreden beschränkt habe. Gesezt nun auch, daß diese Gründe genügten — und doch scheint uns die Größe des Redners auch in diesen kleinern Reden sich darzustellen, indem sie namentlich die vielseitige Gewandtheit seines Geistes, — auch geringfügige Gegenstände würdig zu behandeln, verrathen: so hätte wenigstens gleich auf dem Titel bemerkt werden müssen, daß in vorliegender Abhandlung nur von der Staatsberedsamkeit des Demosthenes geredet werden solle. Uebrigens macht diese Schrift, welche auch in gefälliger und fließender Sprache geschrieben ist, die angenehmsten Eindrücke auf das Gemüth des Lesers; und wenn gleich eine in die Tiefe eingehende Forschung über das Wesen der Attischen Beredsamkeit darin vermist werden möchte:

so wird sie gleichwohl kein Freund des Demosthenes unbefriedigt aus der Hand legen, da sie durch die sorgfältigste Lectüre der Redner und des Platon, wie durch viele überraschende Combinationen gerechten Anspruch auf Beyfall und Auszeichnung machen darf.

U. B.

C e l l e.

Proceßordnung und Sportelntaxe für die Untergerichte des Königreichs Hannover, mit erläuternden Anmerkungen und den einschlagenden neuesten Ministerialrescripten begleitet. Verlag von C. G. C. Schulze, 1833. 8. (1 Rthlr.).

Da der im Jahre 1827 in Hannover bey Riis Wittwe erschienene Octavabdruck der neuen Untergerichts-Ordnung vergriffen war, so hat der Buchhändler Schulze in Celle diesem Bedürfnis theils durch Besorgung eines neuen Abdrucks abgeholfen, welcher sich von dem frühern dadurch unterscheidet, daß ihm ein Sachregister beygefügt worden ist, theils aber eine anderweite Ausgabe des Gesetzes veranstaltet, deren Beurtheilung hier vorliegt. Die Brauchbarkeit dieser letztern liegt besonders in zwey Anhängen, deren erster unter 21 Numern verschiedene Rescripte hoher Landesbehörden, vorzüglich des Königlich-cabinet-Ministerii, enthält, welche zur Erläuterung mannigfaltiger, meistens auf das Proceßgesetz direct Bezug habender, Rechtsfragen beitragen; deren zweyter aber 15 Ministerial-Rescripte, betreffend zweifelhafte Sätze der mit unserm Gesetze publicierten Sportelntaxe betreffend, enthält. Diese letztere ist nun bekanntlich jetzt durch das neue desfallsige Gesetz vom 27. Dec. v. J. außer Wirksamkeit gesetzt wor-

den; gleichwohl sind die ältern Ministerial-Rescripte um deswillen noch nicht ganz unbrauchbar geworden, weil in ihnen sich bisweilen Zweifel, welche das Proceßgesetz selbst bezielen, wenigstens implicite, beantwortet finden. In Betreff aller Rescripte verdient noch bemerkt zu werden, daß die, welche in Bezug auf unser Gesetz in den einschlagenden Jahrgängen der Juristischen Zeitung für das Königreich Hannover enthalten sind, sämtlich aufgenommen wurden, und die größere Hälfte der sämtlichen bilden; manche finden sich in unserer Schrift sogar noch mehr in extenso. Die unter den Text des Gesetzes zugefügten Anmerkungen dagegen enthalten theils Allegate der zur Ergänzung und Erläuterung des Gesetzes aus früherer und späterer Zeit dienenden Verordnungen, theils Verweisungen auf Parallelstellen des Gesetzes selbst, auf einzelne Aufsätze in oben erwähneter Zeitung und den Spangenbergischen Commentar; auch kommen bisweilen, wiewohl seltner, Citate des gemeinen Rechts und der gemeinrechtlichen Proceßsualisten vor. Dieses Citaten-Material ist fast ganz aus dem Spangenbergischen Commentar genommen, ohne die auch in dieser Hinsicht sich hier findenden Ungenauigkeiten immer gehörig zu rectificieren. So steht z. B. §. 3. Anm. 2. Tit. D. quib. ex caus. ad eundem judicem statt de quibus rebus etc.; §. 37. Anm. 1. Ber. v. 31. Juli. 11. Aug. 1733 statt B. v. 31. Juli

31. Juli. Auch fehlt es nicht an Druckfehlern: 11. Aug.

z. B. S. 5. Z. 12 v. u. causae statt causa; ebend. Z. 5 v. u. statt u. ließ — (bis); S. 47. Z. 20 v. u. inhabilles. Endlich muß noch bemerkt werden, daß man sich irren würde, wenn

man das hier gegebene Material für vollständig, selbst auch nur hinsichtlich der Schriften, halten wollte, welche seit Emanation der U. G. D. zu ihrer Erläuterung erschienen sind. So hätte z. B. zum §. 63 bey Gelegenheit der Vorschrift in Betreff der Belehrung über die wieder ein Urtheil zu ergreifenden Rechtsmittel auf die aus der Nichtbefolgung derselben hervorgehenden Nachtheile aufmerksam gemacht werden können, welche in einem Erk. des N. A. G. vom 10. März 1830 in Jur. Z. 1832. S. 2. S. 13 flg. berührt sind. Zum 2. Abschn. des §. 24 verdiente die dem Wortsinn des Gesetzes widerstreitende Auslegung, welche sich in Bergmann's Anleitung zum Referieren S. 132 — 138 findet, angeführt zu werden. Zum §. 5. Abs. war wohl auf Jur. Z. 1833 S. 1. S. 54 zu verweisen, wenn man auch nicht die dort ausgesprochene Ansicht des Einsenders, sondern die der Königl. Justiz-Canzley für das richtige zu halten berechtigt seyn möchte. Außer dem Angeführten ließe sich wohl noch manches im Einzelnen ergänzen und berichtigen. Die wissenschaftliche Bearbeitung des Hannoverschen Processes hat zwar durch das gegenwärtige Buch nichts gewonnen: doch ist dasselbe als zweckmäßig zum täglichen Handgebrauche zu empfehlen.

B r e s l a u.

Herzog Heinrich II. von Niederschlesien, urkundlich dargestellt von Dr. J. G. Künisch, nebst zwey Abbildungen seines Grabmals in der Vincent-Kirche zu Breslau. 1834. 12 Seiten in 4.

Herzog **H e i n r i c h** II., Sohn und 1238 Nachfolger seines Vaters Heinrich I. und der heil. Hedwig, fiel nach heldenmüthiger Gegenwehr mit mehreren andern Edeln in der Schlacht gegen die Mongolen am 9ten April 1241 bey Lignitz. Sein aufgefundenener Leichnam ward nach Breslau gebracht, und in das noch vorhandene Grabmahl, in der von ihm erbauten Vincent-Kirche, wahrscheinlich von seiner Gemahlinn Anna, um die Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts, beygesetzt, und das hier beschriebene und abgebildete Denkmahl errichtet. Im Jahre 1664 war es, um Raum zu gewinnen, in einen abgelegenen Winkel der Kirche transportiert, ward aber 1832 auf Kosten des Standesherrn, des Reichsgrafen L. von Schafgotsch, mit den Gebeinen des Herzogs, die außer dem von den Mongolen abgehauenen Kopf in einem hölzernen Sarg wieder gefunden wurden, mit einfach rührender Feyerlichkeit wieder an seine alte Stelle gebracht, wo es sich noch jetzt befindet. Das Bildniß des Herzogs in Lebensgröße aus Sandstein gehauen, ruht auf einem neuen, alterthümlich verzierten, Sockel aus gleichem Material. Es ist mit Farben gemalt, die neuerlich wieder aufgefrischt sind. Die beiden lithographierten Blätter stellen es, das erste von oben herab gesehen, das andere liegend dar. Es ist das älteste Monument in Breslau, und die Erhaltung und Wiederherstellung desselben ist daher gleich verdienstlich für die Kunst und für die Geschichte.

Hn.

G e l e h r t e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

161. Stück.

Den 12. October 1835.

L o n d o n.

Bey Priestley und Weale: Antiquities of Athens and other places in Greece, Sicily etc. Supplementary to the Antiquities of Athens by J. Stuart and N. Revett, delineated and illustrated by C. R. Cockerell, W. Kinnard, T. L. Donaldson, W. Jenkins, W. Railton, Architects. 1830.

Dieses Werk schließt sich an die antiquarisch-architectonischen Werke, welche England so sehr zur Ehre gereichen, Stuart's Alterthümer von Athen, die unedierten Alterthümer von Attica, die Alterthümer von Jonien, auf eine sehr würdige Weise an, indem es theils Denkmäler, die der Plan jener Werke nicht umfaßte, enthält, theils zu den dort schon abgebildeten und beschriebenen Architectur-Monumenten neue noch sorgfältigere und feinere Untersuchungen nachliefert. Durch dieses supplementarische Bestreben hat dieses Werk die Gestalt eines vielfach zusammengesetzten Ganzen erhalten, so daß nicht einmal eine Ein-

theilung in Kapitel Statt findet, sondern die Mittheilungen der einzelnen Architecten, ohne durchlaufende Paginierung, aber in der Ordnung, in welcher sie der Titel nennt, wie besondere Schriften aneinander gereiht sind.

Herr C. R. Cockerell gibt, auf 8 S. Druck nebst 9 Kupfertafeln und 2 Bignetten, die Resultate seiner Nachforschungen, hauptsächlich über das erstaunenswürdige, aber noch immer in manchen Partien räthselhafte Riesengebäude des Zeus Olympios zu Agrigent. Auch Cockerell's Restauration läßt noch manchen Zweifeln Raum. Auf einem Unterbau von fünf Stufen, in der Länge von 369' 5'', in der Breite 182' 8'' 5 Engl. Maßes, erhebt sich der Tempel nach allen Seiten von einer Mauer eingeschlossen, an der nach außen Halbsäulen, in der Länge funfzehn, in der Breite sieben, nach innen aber, den Halbsäulen entsprechend, Pilaster hervortreten. Dieß alles in Uebereinstimmung mit Diodor, nur daß der Sicilische Historiker von $\sigma\tau\omicron\alpha\iota\varsigma$ an der Vorder- und Rückseite des Tempels spricht, unter denen man sich Hallen aus freystehenden Säulen zu denken pflegt. Auch ist die Siebenzahl der Säulen an diesen schmalen Seiten auffallend, welche zwey Thüren anzunehmen nöthigt, die Cockerell auf eine sehr ungefällige und mit der innern Disposition des Gebäudes gar nicht harmonierende Weise den Ecksäulen zunächst legt. Der vaste Raum im Innern des Tempels aber wird durch zwey Reihen von Pfeilern in drey Schiffe getheilt, und über den Pfeilern stehen die bekannten Colossalfiguren alterthümlichen Stils, welche man dem Herkommen nach Giganten (nach Anderer Vorschlag Atlanten) nennt, aber auch nicht ganz frey, sondern an dünnere Pfeiler angelehnt. Das Auffallendste aber ist dabey, daß

Cockerell die Pfeiler beider Ordnungen durch Wände verbindet, welche bis an das Gesims der Decke reichen und die verschiedenen Schiffe des Tempels so von einander sondern, daß man in dem einen von dem andern auch nicht das geringste erblicken kann. Wir suchen im Text umsonst eine Angabe, die zu dieser Voraussetzung, wodurch mehr als die halbe Wirkung des gigantischen Gebäudes zu Grunde gehen würde, berechtigte, da, wenn diese Zwischenwände auch in den Fundamenten gefunden werden, daraus noch nicht folgt, daß sie so hoch hinaufgeführt wurden. Zunächst werden wir daher darauf zu warten haben, ob die Aufnahmen und Berichte Herrn Hittorff's in den fernern Lieferungen der *Architecture antique de la Sicile* eine Bestätigung für Cockerell's Restauration, oder eine andere und befriedigendere Vorstellung von dem Ganzen liefern werden. Ueber die Dorischen Säulen und das Gebälk, so wie insbesondere über die Zusammenfügung der einzelnen Quader werden schätzbare Details geliefert. Auch erhalten wir hier zuerst die Risse eines Tempels, welcher der des Herakles gewesen seyn soll, von ähnlicher Bauart aber größerem Umfange als die früher bekannten der Concordia und Lucina; obgleich so zusammengestürzt, daß nur eine Säule noch steht, ließ er doch Plan und Construction in den Hauptpunten noch erkennen.

Herr Kinnard theilt, auf 30 S. Druck nebst 5 Kupfertafeln und 6 Bignetten, sehr verschiedene Ergebnisse seiner Untersuchungen in Attica und der Nachbarschaft mit. Zuerst über die Propyläen der Burg von Athen, insbesondere über den zu dieser Prachtpforte emporführenden Weg, Untersuchungen, die jetzt unter viel günstigeren Umständen angestellt werden kön-

nen, als es dem Vf. möglich war. Hierauf folgen einige Cippi oder Stelä von Athen, theils nur mit architectonischen Verzierungen, wie der des Phöniciers Numenios oder Ben-Chodesch von Kiton (s. Corp. Inscr. Graec. n. 859. T. 1. p. 523.); theils mit Bildwerken, auch die Graburne der Eufoline, welche früher im Besitz des Baron Haller war. Die antiquarischen und botanischen Untersuchungen, mit denen der Herausg. diese Tafel begleitet, betreffen den Ursprung der sog. Palmette oder Geißblattverzierung an den Grabpfeilern, aber führen ungeachtet vieler aufgewandten Gelehrsamkeit zu keinem eigentlichen Resultat. Das ἀνθέμιον in der bekannten Erechtheion-Inscription erklärt der Verf. mit Böckh und Hirt für das mit diesem Ornament verzierte Hypotrachelium der Ionischen Säule. Dann ein Plan der Pnyx aus den Papieren der von Lord Elgin gebrauchten Künstler, welche im britischen Museum aufbewahrt werden, auf den noch eine nähere Untersuchung dieses keineswegs schon vollendeten Kapitels der Topogr. Athens gebaut werden kann. Allerley Fragmente aus Delos; unter denen die sehr alterthümlich gebildeten Fußzehen der Colossalstatue, welche die Maxier dem Apollon errichteten (Corp. Inscr. Graec. n. 10. T. 1. p. 24.), besonders merkwürdig sind. Zuletzt die Restauration einer eigenthümlichen Säulenordnung, welche in einer Ruine von Delos gefunden wird: Dorische Halbsäulen, welche hinten an einen Pfeiler anstoßen, der ein aus den Vordertheilen zweyer Stiere zusammengesetztes Capital hat, mit einem Dorischen Gebälke darüber, aus dessen Triglyphen wieder Stierköpfe vortreten. (Eine Ordnung, die sich mit großer Wirkung anbringen ließe, wenn ein neuerer Baumeister einen stattlichen

Kinderstall architectonisch schmücken wollte; vielleicht war auch das Gebäude in Delos nur zur Aufbewahrung der Opferstiere bestimmt). Bey dieser Gelegenheit verfolgt Kinnard in einer sinnreichen, aber vielleicht nicht hierher gehörenden, Zusammenstellung die Compositionen der Protoma von Stieren oder andern Thieren an den Capitälern der Königsgräber, bey Persepolis durch die Cilicischen Münzen bis Samos, und weiter.

Von Hrn Donaldson erhalten wir, auf 56 S. 26 Kupfertafeln und 3 Bignetten, zuerst sehr vollständige und befriedigende Risse vom Tempel des Apollon Epikurius zu Bassä bey Phigalia, die das große Werk Baron v. Stadelbergs und andere hauptsächlich nur von Seiten der Sculptur beleuchten. Besonderes Interesse werden die Details über die Einrichtung der Deckfelder, des Gesimses, Kinnleists und der Dachziegel erregen, auch die genauere Abbildung des noch ganz unentwickelten und gleichsam embryonischen Korinthischen Capitäls, welches an einer Säule des Tempels gefunden wird. Ueber einen Differenzpunct zwischen diesem Grundrisse und dem, welchen das Werk der Expédition de Morée enthält, kann besser bey Gelegenheit von dem letzteren berichtet werden. Kürzere Artikel betreffen die unter Epaminondas gebauten Mauern und Thürme von Messene, insbesondere das noch am meisten erhaltene Nord-Thor; auch hierüber gibt die eben angeführte wissenschaftliche Expedition vollständigere Auskunft; und einen Wartthurm, *Φυλακείον*, auf dem Wege von Argos nach Tripolizza. Wichtig ist, wiewohl sie für den mit W. Bell's, Dodwell's und Leake's Arbeiten bekannten wenig Neues liefert, die vollständige Mittheilung der

Risse vom Schatzhause des Atrous zu Mykenä, namentlich die Publication des Stückes einer Halbsäule und der übrigen Ornamente aus grünem, rothem und weißem Marmor, womit die Pforte des Gebäudes geschmückt war. Diese Zeichnungen, so wie eine glänzende, aber freylich in mehreren Puncten sehr problematische Restauration dieses Portals sind aus den Papieren der Elginischen Künstler, namentlich Lusieri's, genommen; der Ref. hat, nach Ansicht der Originalzeichnungen, schon in den Wiener Jahrbüchern, Bd. XXXVI. S. 168., davon eine Beschreibung mitgetheilt. Als ein Beyspiel derselben Art von Wölbung, durch horizontale allmählig zusammentretende Schichten theilt der Herausg. die Risse einer Wasserleitung und eines Reservoirs bey Tusculum mit; bekanntlich haben auch die Aufgrabungen von Norba Beyspiele ähnlicher Anlagen ans Licht gebracht. Die Schlüsse, die der Text aus solchen Facten für die Geschichte jener Gegend Italiens macht, bedürfen freylich einer genaueren Prüfung; wie überhaupt der Text dieser und der vorigen Abtheilung mehr mit Gelehrsamkeit überladen, als es bey den Englischen Werken dieser Classe zu seyn pflegt, aber voll uncritischer Voraussetzungen über die ältere Völkergeschichte ist. Von Donaldson ist ferner eine Abhandlung über das Griechische Theater mitgetheilt, welche mit Benutzung der früheren Untersuchungen, auch der deutschen, geschrieben ist. In dem schwierigsten Puncte, dem Verhältniß der Bühne zur Orchestra und den Sitzen, finden wir dieselbe Vorstellung befolgt, welche Hirt im dritten Theile seiner Geschichte der Baukunst entwickelt, wonach das Proscenium an beiden Seiten vorspringende Flügel erhält; doch ohne daß der Verf.

sich auf diesen seinen Vorgänger bezieht. Die Ruinen, von denen Nachrichten zusammengestellt werden, geben gerade über diesen Gegenstand wenig Aufklärung, auch die nicht, wovon die beygefügtten Kupfertafeln die Risse enthalten. Es sind dies das große Theater des Polyklet im Heiligthume des Asklepios bey Epidaurus, das bey dem Dorfe Dramysfus in der Nähe von Joannina in Epirus, und das Theater von Syrakus, über dessen Erbauung dem Verf. wie Andern die Hauptstelle: Eustath. zur Odyssee III, 68. S. 1458. ed. Rom., unbekannt geblieben ist. Von dem ersten und letzten werden auf besondern Tafeln genaue Details über die kunstreich eingerichteten Steinsitze mitgetheilt. Schließlich eine Anzahl Fragmente, welche Donaldson in Athen, Delphi und Kleinasien gezeichnet hat: ein großer Fleuron von einer Stele, Terracotta-Antefixa, Capitälcr eigenthümlicher Art von Säulen und Pilastern, Grabdenkmäler von geringen Dimensionen und einfachen Formen.

Hr W. Jenkins liefert (auf 5 Seiten nebst 5 Kupfertafeln) zu Stuarts und Revetts Alterthümern von Athen Nachträge sehr erwünschter Art. Hauptsächlich zu dem Theseus-Tempel, dessen Lacunarien im Peristyl so wohl erhalten sind, daß die ganze Disposition derselben (wie in den Unedited antiquities von dem Tempel zu Rhamnus) auf einem Blatt sehr übersichtlich dargestellt ist. Auch sind von den Säulen des Episthodomos in diesem Tempel genaue Details gegeben. Die folgende Tafel stellt das in die nördliche Mauer der Akropolis verbaute Dorische Gebälk von colossaler Größe und alterthümlichem Style dar, welches einem älteren Parthenon zugetheilt wird. Ueberdies zwey Ta-

feldn, welche die Entasiz, die fast unmerkliche Schwellung der Säulen gegen die Mitte der Schafthöhe, deren Zweck im Ganzen kein anderer gewesen zu seyn scheint als dem optischen Scheine der Verdünnung entgegen zu arbeiten, durch viele genau gemessene Säulen von verschiedenen Denkmälern Athens und der Umgegend deutlich machen.

Hr W. Nailton theilt (auf 6 Seiten nebst 5 Kupfertafeln) Nachrichten und Risse von dem neuerlich (1822) entdeckten Tempel bey Gadacchio auf der Insel Corfu mit. Es ist eine aedis hexastylus peripteros, von ähnlichen Verhältnissen der einzelnen Säulen wie das Theseum, aber mit so weit gestellten Säulen und solcher Höhe des Tympanums, daß der Aufriß der Vorderseite mehr an den Tuscanischen als Dorischen Styl erinnert. Doch zeigt sich in den genau mitgetheilten Ornamenten des Gesimses und der Dorischen Capitale viel Geist und Geschmack. Der Tempel war mit Backstein-Ziegeln gedeckt, auf denen die Namen Korcyräischer Magistrate eingedrückt waren, mit denen zusammen, bey der Ausgrabung des Tempels, allerley Bildwerke von Terracotta, auch Gegenstände von Metall, Elfenbein und Glas zum Vorschein gekommen sind. Bemerkenswerth sind die Vorkehrungen, die man getroffen hat, um das Wasser der benachbarten Quellen von dem niedriger gelegenen Tempel abzuhalten; sie motivieren zugleich die Annahme, daß die Korcyräische Inschrift, im Corp. Inscr. Graec. n. 1838. T. II. p. 13., sich auf dieß Heiligthum beziehe, wiewohl freylich die Worte βλάπτῃ τὸ ρύμα τὸν τοῖχον auch allenfalls auf den Tropfenfall vom Dache bezogen werden können.

R. D. M.

G e t t i n g e n
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

162. Stück.

D e n 15. October 1835.

H a l l e.

Lehrbuch der Universalgeschichte zum Gebrauch in höheren Unterrichtsanstalten; von Dr Heinrich Leo. Erster Band. Die Einleitung und die alte Geschichte enthaltend. 1835. 8. 600 S.

Handbuch der allgemeinen Weltgeschichte von Dr W. F. Volger, Rector am Johanneum in Lüneburg. Mit Charten, Tabellen und Register. Ersten Bandes, erste Abtheilung; Alte Geschichte. IV u. 307 S. 1835.

Bey der Menge von Weltgeschichten, mit denen wir bey jeder Messe beschenkt werden, vor allem der alten Geschichte, müssen wir uns darauf beschränken, die wichtigeren hervorzuheben, und das, wodurch sie sich auszeichnen, bemerklich zu machen. Unter diesen nimmt ohne Zweifel das hier zuerst genannte Werk des Hrn Leo einen bedeutenden Platz ein. Man ist aus den früheren Werken des Verf. es schon gewohnt ihn nicht als bloßen Compiler und Nachschreiber

ber, sondern als Selbstforscher auftreten zu sehen, und wird es daher im voraus erwarten, daß er diesen Character auch hier nicht verleugnet hat, auch da wo man gegen die von ihm gegebenen Resultate Zweifel hegen möchte. Wir müssen hier gleich den ersten Abschnitt der Einleitung (eine Vorrede ist nicht gegeben) nicht bloß zur Lesung, sondern zum Studium empfehlen. Der Verf. entwickelt darin seine Ideen über Ursprung und Verschiedenheit der Staaten und nimmt dabey einen ihm eigenthümlichen Gang. 'Die Staaten sind, so wie die Sprache, keine menschliche Erfindung, sie gehen vielmehr aus der Natur des Menschen selber hervor. Das menschliche Geschlecht ist allerdings ein Ganzes, aber es zerfällt in mehrere Rassen, die der Verf. aber nicht nach ihren äußeren Kennzeichen, sondern nach ihren geistigen Anlagen unterscheidet. Die Universalgeschichte, welche nicht die Geschichte aller einzelnen Völker, sondern nur derjenigen, die durch ihre geistigen Anlagen sich auszeichnen, und den Einfluß, den sie auf die Fortschritte des menschlichen Geschlechts gehabt haben, uns lehren soll, unter denen die Caucasische (warum nicht lieber weiße) Rasse so weit voransteht, daß es uns hauptsächlich um diese zu thun seyn muß, während die andern größtentheils aus unserm Gesichtskreise fallen, wird darnach also ihren Umfang zu bestimmen haben. Der Character der Völker wird aber am meisten bestimmt von der Auffassung des Verhältnisses zu Gott, und von der Art und Weise wie es Gott sucht. Darnach gliedert sich die Weltgeschichte in letzter Instanz in verschiedene Perioden. In den ältesten Zeiten begegnen wir Völkern, bey denen sich die Offenbarung von Gott ihrem Inhalte nach so verflüchtigt hat, daß die abstracte Vorstellung von der

Gesetzmäßigkeit der Schöpfung und Erhaltung der Welt im Grunde allein davon übrig ist. Bey ihnen bildet sich priesterliche Herrschaft, und also Priesterstaaten. (Wir gestehen, daß uns dieser Zusammenhang nicht recht klar ist.) Aus ihnen gehen bey der Entstehung und Ausbildung des kriegerischen Elements die gebrochenen Priesterstaaten hervor, wo (so verstehen wir es) neben den Priestern weltliche Herrscher entstehen, Von diesen unterscheidet der Verf. die Völker, wo das Göttliche in concreto gesucht wird, wo jeder Stamm seinen Heroß, jeder Fluß, Wald und Berg seinen Genius erhält. Verwandt damit ist, wo zwar der Mensch die Fähigkeit hat, diese Erscheinungen zu vergöttern, wo ihm aber das Interesse fehlt, dieses harmonische Gesetz selbst abzulauschen und zu wirklichen Gestaltungen zu benutzen, wovon der Verf. die Römer als Beispiel anführt.' Ref. der mit dem Verf. darin übereinstimmt, daß je weiter man in das Alterthum zurückgeht, auch das Band zwischen Religion und Staat enger erscheint, findet doch in den Bestimmungen des Verf. Dunkelheiten, über die er eben deshalb sich kein Urtheil anmaßen mag, da sie, ohne den Verf. ganz abzuschreiben, sich nicht würden aufklären lassen. Die neuere Geschichte unterscheidet sich ihm zufolge nur dadurch von der alten, daß in ihr die Völker, in deren Händen die fortschreitende Bildung des Menschengeschlechts ruht, alle an den Gott Abrahams glauben (Juden, Muhamedaner und Christen) wenn sie auch in verschiedenen Rücksichten mit einander im Widerspruche stehen. — Aus diesem Allen geht also hervor, daß die Weltgeschichte in einem hohen Grade Religionsgeschichte seyn wird; wenn gleich der Verf. dagegen protestiert, daß sie es keineswegs allein seyn solle.

Das zweyte Kapitel der Einleitung handelt dann von den Quellen und Hülfsmitteln der Geschichte.

Der erste Abschnitt der Geschichte selbst ist nun überschrieben: Der Orient ohne Berührung mit dem Occident, und handelt in dem ersten Kapitel von den ursprünglichen Priesterstaaten, d. i. denen von Asien und Nord-Africa. Das älteste orientalische historische Volk ist dem Verf. das Zendvolk, welches in den Niederungen des Oxus und Jaxartes dem Gesetz Zoroasters, in denen des Indus und Ganges dem des Menu gehorchte. Von beiden, die wir nicht weiter zu nennen brauchen, wird dann einzeln gehandelt, mit Benutzung und Beurtheilung der Schriftsteller, welche, besonders in Deutschland, ihre Forschungen über sie verbreitet haben, so wie in N. Africa von den Aethiopen, dem Reich Meroë, und Aegypten in seinem frühesten Zustande. Das zweyte Kapitel heißt: Die gebrochenen Priesterstaaten; Aegypten in seinen glänzendsten Zeiten; Babylon; in dem obigen Sinne; das Assyrische Reich; Meder und Perser. In allen diesen nimmt der Verf. einen eigenen Gang; und nicht ohne mannigfache Belehrung scheidet man von ihm. Auf diese folgt in dem zweyten Abschnitt: Griechenland und seine Kämpfe mit dem Orient. Daß die griechische Geschichte mit Vorliebe behandelt ist, wird man nach dem Obigen leicht erwarten. Sie zerfällt mit Einschluß Macedoniens in drey Kapitel. Das erste, Griechenlands Alterthum, geht von den mythischen Zeiten bis auf den Anfang der Perserkriege; und umfaßt sowohl das Mutterland als auch die Colonien. Es ist aber keineswegs bloß eigentliche Geschichte, es sind vielmehr die politischen Fragen, die im Allgemeinen in Betracht kommen, erläutert, wobey besonders

die Aristotelischen Schriften zum Grunde gelegt sind. So hat der Verf. besonders sich bemüht, die verschiedenen Staatsverfassungen nach griechischen Begriffen zu erörtern. Von der Geschichte der einzelnen sind, wie billig, die wichtigsten hervorgehoben. So ist es auch bey den Colonien, denn es lag dem Verf. keineswegs daran eine bloße Aufzählung von Namen zu geben. Auch hier sind wir oft auf neue Bemerkungen gestoßen, welche diesen Abschnitt besonders lehrreich machen. Die Werke über die wichtigsten Gegenstände dieses Theils der Geschichte, sind fleißig benutzt, aber nicht ohne sie zu nennen. Das zweyte Kapitel, Griechenlands Mittelalter überschrieben, beginnt mit den Perserkriegen und geht bis auf das Macedonische Zeitalter unter Philipp. Es ist also das glänzende Zeitalter Griechenlands, oder wenigstens Athens und Spartas. Der Verf. sucht daher zuerst das Verhältniß Griechenlands zu den Persern zu bestimmen. Das Resultat seit der Schlacht bey Plataea war: die griechische Bildung ist vor den Barbaren sicher gestellt. Die Hegemonie von Athen, die Politik von Perikles werden sorgfältig aus einander gesetzt. Perikles wollte in Athen ein in reicher Thätigkeit gebildetes Volk, ein Volk, in welchem die Vernunft als gegenseitige lebendige Geistigkeit der Individuen erschiene, nicht in strengen Sittengesetzen, die nun nur drückend seyn und wirken konnten, sobald einmal demokratische Richtungen so sich ausgebreitet hatten, wie damals in Athen. Es liegt aber in der Natur der Sache, daß ein so schönes Verhältniß des geistigen Strebens mit dem Streben um materielle Güter, wie es Perikles beabsichtigte, nur kurze Zeit dauern kann, und bald dem Dienste der Sinnlichkeit zuführen muß, wenn die Einzelnen voll-

Kommen-frey, und sich selbst überlassen sind.' Gewiß der wahrste Commentar zu dem Innern der Athenischen Geschichte. Der dritte Abschnitt: Griechenlands spätere Zeit, umfaßt die Macedonische Periode seit Philipp, auch ist die spätere Persische Geschichte hier eingeschaltet. In der Geschichte Alexanders machen wir besonders darauf aufmerksam, wie die ungeheuern Schätze edlen Metalls, die durch ihn in Umlauf kamen, auf die Sittlichkeit der Griechen einwirkten. Man braucht nur an das Niethruppenwesen zu erinnern, daß dadurch seine Nahrung und seinen Umfang erhielt.

Der dritte Abschnitt, Rom überschrieben, beginnt im ersten Kapitel mit einer Ansicht Italiens im Allgemeinen, und dem Alterthum Roms. In Rücksicht auf die innere Geschichte Roms ist außer Niebuhr besonders benutzt Walters Geschichte der Römischen Verfassung. Die frühere Geschichte ist mit verhältnißmäßiger Ausführlichkeit behandelt, 'um zu zeigen, was Rom eigentlich der Welt war; etwas Substantielles hat Rom nie zu entwickeln vermocht. Den substantiellen Theil seiner Religion, seines Rechts, seiner Wissenschaft hat Rom von Anfang an von Fremden erhalten, von Latinern, Sabinen, Tusciern, nur die Ausbildung des Formellen blieb ihm eigen.' Das zweyte Kapitel, Roms Mittelalter, beginnt mit den Carthagerkriegen, und geht bis auf Augustus Alleinherrschaft. Die Geschichte Carthagos ist hier gleich anfangs eingeschaltet. Uns hat besonders der Zeitabschnitt von den Gracchen bis auf Cäsar, und Sullas Reform beschäftigt. Auch die letzten Schicksale Aegyptens unter den Ptolemäern erhalten hier erst ihren Platz, um nichts doppelt zu behandeln. Der dritte Abschnitt: Roms neueste Zeit, geht

bis auf die Monarchie, und schließt mit Octavianus Augustus und seinen Einrichtungen. Den Beschluß des Bandes aber macht erst die Geschichte der Juden, welche in dem ersten Theile nur kurz behandelt war. Wenn die Leser sich an das erinnern, was der Verf. früher über die Weltgeschichte in religiöser Rücksicht gesagt hatte, werden sie leicht einsehen, weswegen dieses Volk, in dem der Begriff der Gottheit sich im Alterthume am meisten entwickelte, besonders seine Aufmerksamkeit auf sich ziehen mußte.

Das Werk des Hrn Volger können wir nicht besser beurtheilen, als wenn wir aus der Vorrede die Veranlassung und die Zwecke, die er sich vorgesetzt hatte, mit seinen eigenen Worten angeben. Der Verf. hat schon Lehrbücher zu den beiden ersten Cursen der Geschichte geliefert. Er ward aufgefordert, zu diesen ein ausführlicheres Handbuch zu liefern, was ursprünglich nicht in seinem Plane lag. Dieß Handbuch soll also als der Commentar zu den beiden ersten Cursen angesehen werden. 'Es konnte dabey nicht seine Absicht seyn, ein eigentlich wissenschaftliches Werk zu liefern, wohl aber stellte er an sich die Forderung: in diesem Handbuche, gleich fern von bloß populärer Einfleidung, wie von einem Vortrage, den der Gelehrte zu seinen Zwecken verlangt, jedoch nicht ohne Berücksichtigung der neuesten Forschungen und Ansichten einer einfachen Erzählung der wichtigern Weltbegebenheiten in möglichst natürlichem Zusammenhange für Lehrer und Schüler, besonders in Schulen, die nicht rein wissenschaftliche Zwecke verfolgen, zu liefern.' Die Leser werden also selbst leicht einsehen, welche Forderungen sie an den Verfasser zu machen haben. Daß er seine Führer sich sorgfältig ausgewählt habe, (genannt ist keiner)

und diesen treulich gefolgt sey, auch daß die ganze Behandlung diesem Zwecke entsprechend sey, bezeugen wir ihm gern. Auch ist die Brauchbarkeit des Werkes durch angehängte historische Tabellen, und eine Karte der alten Welt von Lusitanien bis Mesopotamien erleichtert.

Hn.

E r f u r t.

Die Königl. Academie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt setzt einen Preis von 20 Stück Friedrich'or auf die genügende Beantwortung folgender Frage:

‘Ist die Klage über zunehmende Verarmung und Nahrungslosigkeit in Deutschland gegründet, welche Ursachen hat das Uebel, und welche Mittel bieten sich zur Abhülfe dar?’

‘Zur Feststellung der Vorfrage wird eine genaue Vergleichung der gesellschaftlichen und häuslichen Verhältnisse, der Gewerbe und des Handels, des Vermögens und Nahrungsstandes, der Lebensweise und der Bedürfnisse der mittlern und untern Volksclassen in der zweyten Hälfte des lezt verflossenen Jahrhunderts, und in der Zeit vom Anfange des neunzehnten Jahrhunderts bis zum hergestellten Frieden, nach dem Befreyungskriege mit dem Zustande der gegenwärtigen Zeit erfordert. Bey der Erörterung der Mittel zur Abhülfe, ist besonders die Frage zu beantworten: ob die Anlegung von Armencolonien, dergleichen in den Niederlanden bestehen, auch für Deutschland, namentlich für Mittel-Deutschland, anzurathen, auf welche Weise sie zu bewirken, und welche Einrichtung den Colonien zu geben sey, um, in Beziehung auf das öconomische und polizeyliche Interesse so wie auf das sittliche und religiöse Bedürfniß der Anbauer, den Zweck genügend zu erreichen.’

Die Preisbewerber haben ihre Arbeiten bis spätestens Ende Septembers 1836 an den Secretär der Academie, Prof. Mensing, portofrey einzusenden.

G e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

163. Stück.

D e n 15. October 1835.

H a n n o v e r.

Impensis bibliopolii aulici Hahniani: Monumenta Germaniae historica inde ab anno Christi quingentesimo, usque ad annum millesimum et quingentesimum auspiciis Societatis aperiendis fontibus rerum Germanicarum medii aevi edidit Georgius Henricus Pertz, serenissimae familiae Welfianae ab historia scribenda. Legum Tomus I. XXXVI und 578 Seiten Fol. mit 5 lithographierten Tafeln Schriftmuster aus dem achten bis elften Jahrhundert. Auch mit dem Titel: Monumenta Germaniae historica. T. III.

Seitdem wir zuletzt in diesen Blättern von den Arbeiten der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde Nachricht gaben (1830. St. 3. 4.), haben sich in ihren Verhältnissen einige bedeutende Veränderungen ereignet. Das schmerzlichste Ereigniß, welches sie, so wie die zahlreichen persönlichen Freunde und Verehrer ihres Stifters, betreffen konnte, war das Ableben des Ministers Freyherrn vom Stein, welches am 29. Junius

1831 zu Gappenberg in Westphalen erfolgte. Was die Monumenta dem edeln Verklärten verdanken, ist in der Vorrede des ersten Bandes, in dem Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde, und auch in diesen Blättern (1826. St. 143. 144.) angedeutet worden. Nachdem er früherhin oft erklärt, er werde den wirklichen Anfang des Werkes nicht mehr erleben, hatte er die Freude gehabt die beiden ersten Bände vollendet, die Kaiserregesten von 912 — 1313 fast vollendet, und den Entwurf und die wissenschaftlichen Grundlagen des übrigen Werkes so weit vorgeschritten zu sehen, daß bey fernerer Theilnahme der Nation die Ausführung der ganzen großen Anlage gesichert scheinen konnte. Nach dem Tode des Freyherrn vom Stein übernahm, in Gewährung eines von ihm in den letzten Jahren seines Lebens ausgesprochenen Wunsches, S. Excellenz der K. Preussische Bundestagsgesandte und Generalpostmeister Hr von Nagler das Präsidium der Gesellschaft. Die wissenschaftlichen Reisen wurden, so weit nicht äußere Verhältnisse hindernd eintraten, wie es bey einer im Frühling 1831 beabsichtigten des Herausgebers der Monumenta nach München der Fall war, fortgesetzt. Gegen Ende des Jahres 1830 hatte er Wolfenbüttel zum zweytenmale besucht. Im Herbst 1832 reiste der beständige Secretär der Gesellschaft, Herr Bibliothecar Dr Böhmer zu Frankfurt, nach Berlin und bereicherte aus dem ihm mit größter Liberalität geöffneten Schatze des K. Preussischen Staatsarchivs die Sammlung der Ottonischen und anderer Kaiserurkunden, welche zur Herausgabe in der dritten Abtheilung der Monumenta bestimmt sind. Im Sommer 1833 ward von ihm gemeinschaftlich mit dem Herausgeber der Monumenta, welcher dazu die erste nach dem Schlusse der Hannoverschen Stän-

deversammlung von 18 $\frac{2}{3}$ ihm frey werdende Zeit benutzte, und zugleich die Fuldaische Bibliothek besuchte, eine Reise nach Würzburg, Bamberg, Erlangen, Nürnberg, und München unternommen, und vom Dr Böhmer auch noch auf Salzburg und Wien ausgedehnt. Die von der Kön. Bayerischen Regierung überall aufs bereitwilligste eröffneten Archive und Bibliotheken, deren gelehrte Vorsteher und Beamte jede gewünschte Hülfe gewährten, ergaben einen sehr bedeutenden Zuwachs der Sammlung, so wohl für die Capitularien und Reichsgesetze als für die Geschichtschreiber und Kaiserurkunden. Als ein besonderer Gewinn darf hier die Wiederauffindung des Geschichtschreibers Richer bemerkt werden. Die Originalhandschrift seiner vier Bücher Geschichten des zehnten Jahrhunderts, an dessen Schlusse er schrieb, und welche seit nunmehr achthundert Jahren nur zweymal und zwar in sehr kleinen Stellen benutzt ist, von dem Verfasser des ältesten Theils des Chronicon Urspergense und dem Abt Tritheim, konnte ihrer sehr kleinen, oft verloschenen und unleserlichen Schrift ungeachtet, vollständig abgeschrieben und ergänzt werden, und wird im nächsten Bande der Scriptorum als eine wahre Bereicherung der historischen Literatur gedruckt werden. — In den nächsten Monaten soll nunmehr eine Reise nach den Niederlanden, besonders nach Leyden, Haag, Utrecht und Amsterdam, so wie nach dem Rhein von Hn Dr Böhmer und dem Herausgeber der Monumenta ausgeführt, und damit eine merkliche Lücke in den bisherigen Vorbereitungen und Arbeiten der Gesellschaft ausgefüllt werden.

Gedruckt erschienen in diesem Zeitraume 1. Archiv der Gesellschaft u. s. w. Sechsten Bandes Heft 1 — 4. Hannover in der Hahn'schen Hofbuchhandlung 1831. VIII und 624 S.

in 8., mit Verzeichnissen der Handschriften zu Wolfenbüttel, Nordkirchen in Westphalen, Bamberg, Gotha, Breslau, dem K. K. Staatsarchiv in Wien, verschiedenen Ungarischen Bibliotheken und Archiven, namentlich dem Museo des Hn v. Sankowich zu Pesth, Admont und andern Oesterreichischen Stiftern Heiligenkreuz, Lilienfeld, Kloster-Neuburg, Göttrweih, Molk, Seitenstetten, Kremsmünster; den Bibliotheken zu Göttingen — wo zuerst ein Lambert von Aschaffenburg aufgefunden wurde —, Cassel, Halle, Leipzig, Hamburg, Archiv zu Dresden, und in der Sammlung des K. K. Staatskanzlers Grafen Romanzow zu Petersburg — entworfen von den HH Hofrath Ebert, Conrector Dr Trost, Bibliothecar Fäcke, Geh. Archivar und Professor Stenzel, Professor Muchar, Archivar Dr Pappenberg, Geh. Staatsrath Adelong, und dem Herausgeber, S. 1 — 250: Bericht über den Stand der Arbeiten der Gesellschaft am Ende des Jahres 1830; Nachrichten über einzelne Handschriften zu München, Darmstadt, Straßburg, Hamburg, St. Gallen, Stuttgart, Wien von den Herren: Hofrath Hoheneicher, Bibliothecar Dr Böhmer, Dr Engelhard, Oberappellationsrath Dr Blume, Dr Wegelin, Oberstudienrath Dr Moser und dem Herausgeber; Beschreibung des Maingau und Sinnsgau von Hn Kirchenrath Dahl, und eine Reihe der wichtigsten Abhandlungen über Plan und Hülfsmittel der bevorstehenden Ausgabe des Albert von Stade, der Annales Albiani, Historia gentis Danorum, die Chronik des Grafen Gerhard von Holstein, die alte Reimchronik der Herzöge von Braunschweig, das Chronicon Slavicum parochi Susatensis, des continuator Alberti Stadensis, Helmold, Arnold von Lübeck, und Hermanni Corners chronicon, sämmtlich von deren und des Adamus Bremensis Bear:

beiter für die Monumenta, In Archivar Dr Lappenberg in Hamburg, denen sich in den nächst erscheinenden Hefen des Archivs einige verwandte Abhandlungen anschließen werden. Indem so für alle Theile der Monumenta die Grundlagen weiter geführt wurden, erschien 2) für diejenige Abtheilung derselben, welche die Kirchenurkunden, so wie sie einst in den Reichsregesten enthalten waren, herstellen soll, das Verzeichniß derselben von 911 — 1313: *Regesta chronologico diplomatica regum atque imperatorum Romanorum* von In Bibliothecar Dr Böhmer. Frankfurt a. M. bey Varrentrapp. 1831. XXII u. 284 S. in 4. Theils aus den gedruckten Werken, theils aus den handschriftlichen Sammlungen der Gesellschaft hergestellt. Dieses Verzeichniß verspricht demnächst auch bey Herausgabe der Geschichtschreiber die wesentliche Hülfe, welche aus dem Daseyn einer großen Zahl — 5420 — auß genaueste bestimmter Thatsachen hervorgeht; so wie umgekehrt 3) das Werk desselben In Verfassers *Regesta chronologico - diplomatica Karolorum*, die Urkunden sämtlicher Karolinger, Frankfurt a. M. bey Varrentrapp. 1833. 16 u. 200 S. in 4. auß der die in den beiden ersten Bänden der Monumenta bereits gegebene Vereinigung der Geschichtschreiber des 8. bis 10. Jahrhunderts an Ergänzung und Bestimmung der Thatsachen gewinnen konnte. Welchen Reichthum wir noch für die Geschichte der Karolinger besitzen, weiß man ganz genau erst durch diese Uebersicht; wer hätte geglaubt, daß uns noch 2093 Karolingische Urkunden erhalten wären? Diese Urkunden-Uebersicht soll bis zum Ende des 15. Jahrhunderts fortgeführt werden; Hr Dr Böhmer hat dazu bereits die Regesten von 1313 bis 1400 zum Theil, so wie ganz ein Ergänzung;

heft zu dem ersten Bande ausgearbeitet, welches aus den in diesen Jahren der Gesellschaft eröffneten Archiven Deutschlands und einigen gedruckten Werken, gegen 2000 Kaiserurkunden der Jahre 911 — 1313 aufführen wird. Die Wichtigkeit dieser Arbeit erhellt daraus, daß zwey Drittheile dieser Zahl ungedruckt, also hier zum erstenmal der vaterländischen Geschichte eröffnet werden; es verdient vielleicht an diesem Orte der Erwähnung, daß das Königliche Archiv zu Hannover allein dazu einen Beytrag von einhundert ungedruckten Kaiserurkunden geliefert hat. Wenn dieser Theil der Regesten aus so viel tausend in ganz Deutschland, Italien, Schweiz, den Niederlanden und Frankreich zusammen gesuchten Theilen bestehen mußte, weil die Originale der Reichsregistraturbücher verloren gegangen sind, so nimmt die Arbeit vom Jahre 1400 bis 1500 einen andern Gang. Die kaiserlichen Regesten dieser Zeit sind nämlich im K. K. Staatsarchive zu Wien erhalten, und Herr Archivar Chmel hat es unternommen sie auf ähnliche Weise wie die vorher gegangenen Regesten zu bearbeiten. Der erste Abschnitt dieser höchst verdienstlichen und mühevollen Arbeit liegt seit einiger Zeit den Geschichtsfreunden vor. Es erschien nämlich 4) *Regesta chronologico-diplomatica Ruperti regis Romanorum*, Auszug aus den im K. K. Archive zu Wien sich befindenden Reichsregistraturbüchern vom Jahre 1400 bis 1410, mit Benutzung der gedruckten Quellen von Joseph Chmel, reguliertem Chorherrn des Stifts St. Florian, und Archivar im K. K. geheimen Haus-, Hof- und Staats-Archive zu Wien. Frankfurt a. M. bey Franz Barrentrapp 1834. VIII und 244. S. 4., und ward 'Seiner Durchlaucht den K. K. Staatskanzler

Fürsten von Metternich, dem erhabenen Beförderer dieser Arbeit', von dem Herrn Verfasser gewidmet. Was aus einem solchen Werke zu lernen sey, erhellt dem Geschichtskenner auf den ersten Blick. Die 2904 hier chronologisch verzeichneten Urkunden und Briefe gewähren zum erstenmal eine volle Einsicht in das ganze Geschäftsleben des Deutschen Kaisers, wie es die Regesten des vaticanischen Archivs in das Geschäftsleben der Päbste gegeben haben, und es darf daher Herrn Chmel's Werk als einer der bedeutendsten Fortschritte, welche unsre Zeit in der Geschichtskennntniß gemacht hat, bezeichnet werden. Dieser Werth wird durch einen dreyfachen Anhang von Urkunden und Briefen, welche die Könige Ruprecht und Wenzel betreffen, und 35 vollständig abgedruckte Urkunden König Ruprecht's erhöht. Aus dem beygefügtten Register vermag jedes deutsche Land, jede Stadt, Kirche oder Familie zu ersehen, wie weit sie bey der Geschichte jener Zeit betheilt gewesen ist. — Die Bearbeitung der Regesten des Kaiser Sigismund, Albrecht II. und Friedrich III. ist in Herrn Chmel's Händen bereits weit vorgeschritten, und so werden wir hoffentlich bald das Werk der Kaiserregesten von 752 bis 1492 vollendet sehen. In ähnlicher Form waren für die zweyte Abtheilung der Monumenta: 5) Die Reichsgesetze von 900 bis 1400, nachgewiesen durch Joh. Fried. Böhm, Frankfurt a. M. bey Warrentrapp 1832; IV. und 15. S. in 4. erschienen, und damit der erste Plan vorgelegt, eine in den bisherigen Sammlungen der Reichsgesetze sehr fühlbare Lücke auszufüllen.

Die Herausgabe dieser Werke fiel in einen Zeitraum, in welchem die politischen Bewegungen die Aufmerksamkeit fast ausschließlich in An-

spruch nahmen. Als die Gemüther einigermaßen beruhigt waren, und man hoffen durfte, auch für größere wissenschaftliche Bestrebungen wiederum ein bereites Gehör zu finden, versuchte die Centraldirection der Gesellschaft bey der im vorigen Jahre zu Wien angekündigten Minister-Conferenz für die Unternehmung diejenige finanzielle Beyhülfe an Gelde zu erbitten, welche zur Fortsetzung der noch nicht beendigten Benutzung von Handschriften und Urkunden so wie zur Herausgabe der übrigen Bände der Monumenta erforderlich war. Sie that dieses im Frühling 1834 in einer an die versammelten deutschen Minister gerichteten Denkschrift, in deren Folge die Konferenz beschloß, die Angelegenheit dem deutschen Bundestage so wie sämtlichen Regierungen dringend zu empfehlen. Es ist bekannt, daß noch in demselben Jahre die hohe Bundesversammlung in einem mittelst öffentlichen Protocolls (Hannov. Zeitung vom 19. Decbr. 1834. №. 302.) ausgesprochenen Beschlusse einstimmig 'das begonnene großartige National-Unternehmen der fortgesetzten Unterstützung und Förderung der höchsten und hohen deutschen Regierungen empfahl', und dem gemäß haben bereits die Großherzoglich Weimarsche Regierung, die freyen Städte Lübeck, Frankfurt, Bremen, Hamburg, die Großherzoglich Oldenburgische, Königl. Preussische, Königl. Hannoversche, Churfürstl. Hessische, Großherzogl. Mecklenburg-Schwerinsche und Herzogl. Braunschw. Regierung bey der Bundesversammlung das Versprechen mehrjähriger Beiträge gegeben, so daß in Verbindung mit den in der nächsten Zukunft mit größter Wahrscheinlichkeit noch zu erwartenden Erklärungen der übrigen hohen Regierungen die Geldmittel zur Vollendung der Monumenta gesichert scheinen.

(Der Beschluß im nächsten Stück.)

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

164. Stück.

Den 17. October 1835.

H a n n o v e r.

Beschluß der Anzeige: *Monumenta Germaniae historica* etc.

Der jetzt vorliegende dritte Band, dessen früheres Erscheinen zuerst durch anderweite Verpflichtungen des Herausgebers, und nachdem das Manuscript abgeliefert war, durch längeren Aufenthalt beim Abdruck verzögert worden ist, enthält die Denkmähler der Reichsgesetzgebung und Verwaltung der fränkischen Könige und deutschen Kaiser vom 6 — 10. Jahrhundert mit Ausschluß der besonders herauszugebenden Gesetzbücher der einzelnen Völker, und der besondern Urkunden und Briefe. Diese Denkmähler wurden bekanntlich sehr häufig in Capitel getheilt, aber auch dann, wenn sie aus einem Capitel bestehen, Capitularien genannt, eine Bezeichnung, die sich bis auf unsere Tage in der 'Kaiserlichen Wahl-Capitulation' erhalten hat. Unter diesem allge-

meinen Namen werden sehr verschiedenartige Sachen begriffen. Die Gesetzgebung jener Jahrhunderte ging gemeinschaftlich von König und Ständen aus, *lex fit consensu populi et constitutione regis*, wie Karl der Kahle sagte; und es ist ein Hauptergebniß der in diesem Bande vorliegenden Arbeit, den dabei gebräuchlichen Geschäftsgang aufs anschaulichste vor die Augen zu bringen. So weit es irgend mit Hülfe der zahlreichen bis auf unsere Zeit gekommenen Handschriften und der früheren Ausgaben einzelner oder vieler von diesen Actenstücken erreichbar war, findet sich Alles was auf einem jeden Reichstage verhandelt war, nach der Ordnung wie es vorgekommen, vereinigt. Die Ausschreiben zum Reichstage oder zur Heerfahrt; die im Geheimenrathe besprochenen königlichen Vorschläge an die Stände (Reichstagspropositionen); Berichte ständischer Ausschüsse; Erwiderungen der Stände oder einzelner Curien, der geistlichen oder weltlichen, an den König; eigene Anträge der Stände; die Antworten und öffentlichen Reden des Königes; die aus solchen Verhandlungen hervorgegangenen Gesetze, Verordnungen und Staatsverträge; sodann die königlichen Ausschreiben über Beobachtung und Erläuterung der Gesetze, Rundschreiben an die an- oder abwesenden Großen; Instructionen für die königlichen Sendboten; der letzteren Rundschreiben an die Bischöfe, Aebte und Grafen in ihrem Sprengel; die Formeln über die Verkündigung der Gesetze an den einzelnen Gerichtsstätten, nebst den Unterschriften der Freyen, die Formeln der Unterthanen- und Lehenseide so wie der Königskronungen und Bundesseide. — Alles dieses ist, wenn auch von fast keinem Reichstage ganz, doch in so beträchtlicher

Menge und in so klarem Zusammenhange erhalten, daß sich aus ihrer hier nach der Zeitfolge angeordneten Verbindung ein höchst lebendiges und vollständiges Bild der gesetzgeberischen und Regierungs-Thätigkeit unserer Vorfahren ergibt — ein Bild, von welchem aus, deren fernere Gestaltung in dem nächstfolgenden Jahrtausend bis auf unsere Tage mit Leichtigkeit begriffen wird (S. XI. XII.).

Es liegt die Frage nahe, wie diese Denkmähler eines alten Zustandes bis zu uns herab erhalten worden sind? Jede Verhandlung der Art ward, mochte sie vom König oder den Ständen ausgehen, auf Pergament geschrieben, und entweder auf dem Reichstage bekannt gemacht, oder in jedem Erzbisthum an den Erzbischof und den Grafen in der Hauptstadt, und von ihnen an die untergeordneten Bischöfe und Gaugrafen zur Abschrift und Nachachtung umhergesandt. Jeder Vasalle ließ das ihm Zugekommene in die Gesetzbücher eintragen, welche bey seiner Kirche, seinem Kloster oder seinem Gerichte gehalten wurden; und im königlichen Pallast bestand eine authentische Sammlung zu allgemeinem Gebrauch. Nun sind freylich von den sämtlichen Originallen nur eins oder zwey erhalten, Karls des Großen Befehle, die in Alamannien vertheilten Sächsischen Weißel zum Reichstage nach Maynz zu bringen, und ein Rundschreiben des Erzbischofs Riculf von Maynz, jenes im Stuhle St. Paul in Kärnthen, dieses in der Stiftsbibliothek von St. Gallen. Desto größer aber ist die Zahl der Gesetzsammlungen einzelner Bischofsitze und Klöster, welche zum Theil noch jetzt da wo sie geschrieben worden vorhanden sind. Es sind zu diesem Bande Handschriften der Kirchen und

Klöster zu Mainz, Augsburg, Freisingen, Regensburg, Tegernsee, Chiemsee, St. Gallen, Weissenau, Weissenburg, Corvey; Montecasino, la Cava, Susa und Verona; Paris, Magon, Laon, Beauvais, Rheims, Metz, Sens, Blois, Tours, Bourges, außer einer viel beträchtlichern Zahl solcher gebraucht worden, deren Ursprung jetzt nicht mehr mit Gewißheit anzugeben steht; sie erstrecken sich ihrem Alter nach vom 8. Jahrhundert, durch das 9. und 10., in denen sie am zahlreichsten sind, bis zum 11., 12., ja 15. herab (S. XII. XIII.).

Es ist leicht erklärlich, daß solche Denkmähler der Gesetzgebung so lange abgeschrieben wurden, als ihr Inhalt von Wichtigkeit für das Leben war. Es scheint, daß das Ansehen der Capitularien bis ins 13. Jahrhundert aufrecht blieb, aber besonders in Folge der Einführung neuer Statuten in den Landessprachen sowohl in Deutschland als in Frankreich und Italien verdunkelt ward. Für den fortwährenden Gebrauch in Deutschland sind Zeugnisse Ottos I., Friedrichs I., Ottos IV., Ludwigs des Baiern übrig (S. XIII.), die vorzugsweise von der Sammlung des Anssegis zu verstehen seyn mögen. Aufgehoben sind die Capitularien niemals, und so wie der Rechtszustand, welchen sie aussprechen, im wesentlichen unverändert in die späteren Jahrhunderte übergegangen ist, so versteht es sich von selbst, daß derselbe ohne sie nicht gehörig verstanden und gewürdigt werden kann. Hatte doch noch Kaiser Franz II. in der jüngsten Wahlcapitulation die älteren Gesetze und Reichstagsverhandlungen soweit sie nicht durch spätere kaiserliche und Reichsschlüsse oder als rechtmäßige Reichsherkommen

wieder aufgehoben worden, unverbrüchlich zu halten versprochen (XIV.).

Diese Ansicht des fortbauenden Werthes der ältesten Reichsgesetzgebung stimmt ganz mit der Ueberzeugung ein, welche Muratori in Beziehung auf den Werth des Langobardischen Rechts für Italien ausgesprochen hat: das Langobardische Recht hat durch die Capitularien eine Ausbildung von beträchtlichem Umfange erhalten, und in diesem Zustande seine Wirkung auf Italien in den folgenden Zeiten geäußert; und der Herausgeber hat noch aus dem Jahre 1423 eine Urkunde nach Langobardischem Recht im Kloster La Cava eingesehen.

Die Geltung der Capitularien für Frankreich wird von Baluze bis auf die Regierung Philipps IV. gesetzt; ausdrücklich aufgehoben wurden sie damals auch in diesem Lande nicht, und ihre Wichtigkeit für die Einsicht des Französischen Staatsrechts des Mittelalters steht ohnehin nicht zu bezweifeln.

Nach Einführung der Buchdruckerkunst findet sich die erste Erwähnung der Capitularien bey Beatus Rhenanus und Badianus; die erste Ausgabe, welche in dem Abdruck der Tegernseer Handschrift bestand, veranstaltete im J. 1545 Titus Amerpach. Auf ihn folgte Joh. Dütillet (Lilius) mit der wahrscheinlich im J. 1548 gedruckten Ausgabe der Volksrechte und einiger Capitularien der Merovinger, und 1548 mit dem nicht vollendeten und nicht ausgegebenen Abdrucke des Ansegis und Benedict, so daß die wirkliche erste Ausgabe des Ansegis erst 1557 durch Herold erschien. Ein Exemplar des Dütilletschen Abdrucks ward von F. Pithou ergänzt und 1588 ausgegeben, und dessen Ausgabe spä-

terhin mit einigen Abänderungen durch Franz Pithou und Lindenbrog 1603 und 1613 wiederholt. Um das Jahr 1600 hatten der Cardinal Baronius in seinen Annalen und Canisius in den Lectiones einzelne Capitularien bekannt gemacht; bald darauf ward was bis dahin erschienen war von Goldast in eine chronologische Ordnung gebracht, und mit einer großen Zahl neuer Stücke die er theils aus Geschichtschreibern, Urkunden und Briefen, theils aus den Capitularien Benedicts genommen und in Form einzelner Gesetze gebracht hatte, vermehrt, so daß seine Constitutionen als die erste chronologisch angelegte Ausgabe betrachtet werden müssen. Eine große Bereicherung erfolgte durch Sirmonds Capitularien Karls des Kahlen und Concilia Galliae 1623 und 1629. Im Lauf des 17. Jahrhunderts hatte durch Holsten und Carl Dati die Bekanntmachung einzelner Stücke ihren Fortgang, welche 1677 Stephan Baluze mit dem was ihnen vorhergegangen war und vielem aus Handschriften neu aufgefundenen in Ein Werk vereinigte. Baluze's Arbeit ging, wie er selbst erzählt, von Verbesserung der Pithou'schen Ausgabe des Ansegis und Benedict aus, und deren Bearbeitung und Erläuterung mit allen ihm zu Gebote stehenden handschriftlichen Mitteln, dem bewundernswürdigen Reichthum seiner Gelehrsamkeit, seiner nie ermüdenden Ausdauer und seinem Scharfsinn, bildet eigentlich den Kern seiner Arbeit, welcher seine vorhergegangene Ausgabe des Regino die Bahn gebrochen hatte. Daneben aber veranstaltete er nach Goldasts und Sirmonds Vorbilde eine chronologische Sammlung der einzelnen sowohl früher gedruckten als von ihm zuerst, zum Theil aus Sirmonds Pa-

pieren aufgefundenen Capitularien, reichte ihnen die Gesetzbücher der Ripuarier, Alamannen, Bayern und Salier, und nach Goldasts Vorgange manche Briefe und Urkunden ein, und verband damit noch Auszüge aus Benedicts Capitularien, welche ihm in einzelnen Handschriften, namentlich der jetzigen Pariser 4761, vorgekommen waren. Sein Werk begreift außerdem die Formelsammlungen, und die Commentare seiner gelehrtesten Vorgänger, Pithou, Bignon und Sirmond, denen er die seinigen anschloß. So wie er auf die Arbeiten seiner Vorgänger, Amerpach, Pithou, Goldast, Sirmond, so bauten auf sein Werk die nächsten Jahrhunderte fort, ohne es doch jemals überflüssig machen oder übertreffen zu können.

Zehn Jahre nachdem sein Werk erschienen war, machte Mabillon einige Capitel der von ihm nur angesehenen Handschrift Chigi bekannt. Das Wenige, was im 18. Jahrhundert Eccard, Martene und Durand hinzusetzten, ward an Umfange wie an Wichtigkeit durch Muratori's Ausgabe der Langobardischen Capitularien in den SS. Ital. weit übertroffen. Dieses benutzte Georgisch, welcher die Baluzischen Capitularien nur zum Theil aufnahm, während dieselben zu Venedig, und später von Chimiac nach Baluze's Handeremplar, und mit Wiederholung der Muratorischen Capitulare und einigen Ergänzungen von Canciani wieder abgedruckt wurden. Noch am Ende des 18. Jahrhunderts ward das Capitulare de villis von Brunß verbessert und erläutert herausgegeben; im 19. Jahrhundert von dem verstorbenen Spangenberg einige Lesarten einer in seinem Besitze befindlichen Handschrift bekannt gemacht, und zuletzt in dem Corpus juris Germanici des Hrn Prof. Walter Baluzes Arbeit

mit Rathziehung dessen, was Mabillon, Escard, Muratori, Canciani, Brunß und Spangenberg gethan hatten, und mit Beyhülfe der Heroldschen Ausgabe verbessert und vervollständigt. Der erste Band dieser Handausgabe erschien 1824 (XIV — XVI.).

Vier Jahr vorher hatte der Herausgeber angefangen für die jetzt vorliegende Ausgabe zu sammeln. Den ersten Gedanken dazu gab die auf einer Reise in die Oesterreichischen Stifter im September 1820 von ihm eingesehene Handschrift der Gesetze und Capitularien zu St. Paul in Kärnthén, welche zwischen den Jahren 817 bis 822 geschrieben, das erste Mittel an die Hand gab, die bey Muratori ohne Unterbrechung fortlaufenden Hunderte von Capiteln Karls des Großen, Ludwigs und Lothars in ihre historischen Bestandtheile aufzulösen, mithin die Capitularien nicht so wie sie einige Jahrhunderte später von den Rechtsgelehrten für den practischen Gebrauch, mit Abstreifung jeder Spur der Zeit und der Umstände ihrer Entstehung, zusammengeschrieben worden, sondern in ihrer ursprünglichen Gestalt und in ihrem ursprünglichen Texte wieder aufzufinden und darzustellen. Dieser Gedanke auf den ganzen Umfang der Reichsgesetzgebung angewandt, mit den Mitteln, welche der Besuch der Deutschen, Italiänischen, Schweizerischen, Belgischen, Französischen und Englischen Bibliotheken gewährte, unterstützt, und in Verarbeitung des daraus gewonnenen Stoffes durchgeführt, hat, 15 Jahre nachher der vorliegenden Sammlung ihr Entstehen gegeben.

Die sämtlichen für die Ausgabe benutzten Handschriften sind S. XVIII — XXXV. und in der Vorrede zum Anseigis S. 265 — 271

verzeichnet, es mögen ihrer zwischen 130 und 140 seyn. Die meisten und wichtigsten derselben befinden sich in Wolfenbüttel, Gotha, München, Wien, St. Paul, St. Gallen, Rom, Paris; am letztern Orte sind fast alle einst von Baluze gebrauchten nochmals, und andere ihm unbekannt gebliebene zum erstenmale, und nicht ohne Erfolg benutzt worden. Fünf Tafeln stellen die Züge der bedeutendsten Handschriften dar. Drey derselben sind von Freunden der Monumenta auf ihre Kosten in Steindruck beygefügt, ein Geschenk für die Leser. — Mit Hülfe jener Handschriften und der früheren Ausgaben, ist es versucht worden, jedes einzelne Stück in seinem ursprünglichen Umfange auszufinden, den Text nach Maßgabe der ältesten und besten Handschriften — deren viele den Gesetzen gleichzeitig sind — herzustellen, die wichtigern Lesarten, wohin auch alle diejenigen gehören, welche eine spätere Umbildung des Rechts namentlich für den Italienischen Gerichtsgebrauch enthalten, in den Anmerkungen aufzuführen, während die Vorrede jedesmal die benutzten Handschriften und Ausgaben aufzählt; und die nothwendigsten Erläuterungen, so weit nicht hinsichtlich des Geographischen die Register der beiden ersten Bände Monumenta das Erforderliche enthalten, unter dem Texte zu geben. Das nächste Augenmerk war die jedesmalige Ausmittelung der Zeit und des Orts, eine Untersuchung, die mit Hülfe der Scriptoren, der handschriftlichen Hülfsmittel, und der in den Regestis Karolorum enthaltenen Uebersicht des Urkundenschatzes jener Zeit zu einem nach den Umständen befriedigenden Erfolge geführt werden konnte. Zuletzt mußten die für jeden einzelnen Reichstag vor-

handenen Actenstücke so geordnet werden, wie sie dem Geschäftsgange gemäß, oder wo dieser nicht auszumitteln stand nach Anleitung der Handschriften, auf einander gefolgt waren. Das dem Bande vorgedruckte Inhaltsverzeichnis zeigt, wie viel oder wie wenig wir nun aus den Verhandlungen jedes Reichstags erhalten haben. Ganz ausgeschieden, und für einen dem zweiten Bande der Leges beyzufügenden Anhang bestimmt, sind Benedicts drey Bücher mit ihren vier Anhängen, welche, eine treulose Zusammenstellung echter und unechter Capitel, in Deutschland niemals rechtliche Gültigkeit erlangt haben, und bey uns deshalb auch nur in einer zu Maynz geschriebenen Handschrift vorhanden sind. Das Weitere darüber wird in der Vorrede zu seiner Ausgabe demnächst bemerkt werden. Eben so wenig durften die aus Benedict zu gewissen Zwecken hin und wieder in Handschriften zusammengetragenen Capitel ferner als Capitulare betrachtet werden; es sind daher die von Baluze als Capitulare interrogationis ad episcopos de presbyteris criminosis a. 799, Capitulare I. anni 803 und Capitularen de purgatione sacerdotum, Capitulare VIII. anni 803., Capitulare de honore episcoporum a. 805, Capitularia II. et III. incerti anni, und Capitulare Ingelheimense anni 826 aufgeführten Stellen Benedicts aus der Reihe der echten Verhandlungen verwiesen worden. Das unechte Capitulare Triburiense anni 822 wird in dem Anhange des 2ten Bandes nebst der im 12ten Jahrhundert vertheidigten gleichfalls unächten Constitutio Caroli M. de expeditione Romana abgedruckt werden. Baluze's Capitulare III. anni 813 ist kein Capitular, sondern, wie der

Inhalt zeigt, daß sehr merkwürdige Rechtsbuch des Kantener Gaues, und wird mit Hülfe zweyer Handschriften neu herausgegeben mit den Volksrechtbüchern demnächst abgedruckt werden. Dagegen sind aus Ansegis echtem Werke mehrere Capitularien besonders ausgeschieden und den übrigen eingereiht; wie viele außerdem hier zum erstenmal aus den uns dargebotenen Handschriften erscheinen, möge die Ansicht des Bandes selbst und dessen für die Geschichte unseres Vaterlandes, wie wir hoffen, recht gedeihlicher Gebrauch erweisen.

Wir beschränken uns auf eine kurze Uebersicht des Inhalts. № 1—8. Regum Merovingorum capitularia S. 1—14. Childebert I., Chlothachard I., Gunderanas, Childebert II. und Chlothachard II. Verordnungen und Verträge aus dem 6. und dem Beginn des 7. Jahrhunderts. — № 9—11. Karlomanni capitularia aus den Jahren 742 und 743, nebst den ältesten deutschen Glaubensbekenntnissen, S. 16—20. — № 12—18. Pippini capitularia von 744—765. S. 20—32. — № 19—105. Karoli Magni capitularia. S. 32—194. nebst den chronologisch eingereihten Capitularen seines Sohnes Pippin für Italien. Wir treffen hier unter anderen nochmals verschiedene Redactionen desselben Capitulars, eine für das Fränkische, die zweyte für das Langobardische Reich; daß alle bey Baluze und Muratori aufgeführte Langobardische Capitel in ihre ursprüngliche Ordnung und Zusammenhang gebracht worden sind, ist bereits oben erwähnt worden. Besonders reich erscheinen die Verhandlungen von 800 bis 813. — № 106—157. Illudowici I. capitularia S. 195—373; vom Jahre 823

an mit eingefügten Capitularien Lothars zu Olen-
na, Rom, Maringo, Pavia, welche zum ersten-
mal ganz und in ihrem Zusammenhange erschei-
nen. № 138., Seite 256 — 325 ist die neue
Ausgabe des Ansegisus. № 158 — 263.
Regum Francorum, imperatorum,
diviso imperio, capitularia S. 374 — 568.
Alles dasjenige, was über die Gesetzgebung und
Verwaltung des Lothringischen Reichs, Italiens,
Deutschlands, Frankreichs und des Königreichs
Arelat unter den Nachkommen Ludwigs des From-
men vom Jahre 840 bis 921 erhalten ist, gleich-
falls nach der Zeitfolge angeordnet. Ein Index
rerum S. 569 — 578 beschließt den Band; er
ist nach Verhältniß kürzer als zu den früheren
Bänden der Monumenta, indem ein allgemeines
auch auf die einzelnen Rechtsmaterien eingehendes
Register demnächst die ganze Abtheilung Le-
ges beschließen soll.

Der nächste Band der Monumenta wird hof-
fentlich im Laufe des nächsten Jahres erscheinen
können.

G. H. P.

S t u t t g a r t.

Matteo Maria Bojardo's, Grafen von
Scandiano verliebter Roland, zum ersten-
mal verdeutschet, und mit Anmerkungen versehen
von J. D. Gries. Erster Theil 1835. XLVIII
u. 402 S. in 8. (bey Köflund). Nachdem uns
Hr Gries die großen Epiker Italiens, Tasso,
Ariost und Fortiguerra in unserer Muttersprache
geschenkt hat, läßt er auf diese den Bojardo

folgen. Das große Epos dieses Dichters in 69 Gesängen (nicht 79 wie oft fälschlich angegeben wird,) hat eigene Schicksale gehabt. Ungeachtet seines großen Umfanges ist es unvollendet geblieben; das Werk des Ariost, der da den Faden wieder aufnimmt, wo Bojardo ihn fallen ließ, kann als eine Fortsetzung desselben betrachtet werden. Bey Lebzeiten des Verfassers, der 1494 starb, wurden nur die beiden ersten Bücher 1486 zu Venedig gedruckt; die erste vollständige Ausgabe erschien ebendasselbst ein Jahr nach dem Tode des Verfassers; zwanzig Jahre vor der ersten Ausgabe des Werkes von Ariost, die 1515 erschien. Seitdem erschienen mehrere Ausgaben; deren Zahl in den ersten 50 Jahren bis auf siebenzehn steigt; aber nicht unverändert. Die vielen Archaismen und Provinzialismen, von denen man es reinigen wollte, veranlaßten diese Veränderungen; zu denen die des Domenichi 1545 gehört. Aber weiter ging Francesco Berni, dessen Umarbeitung zuerst 1541 erschien, und einen so großen Beyfall erhielt, daß das Original von Bojardo fast darüber in Vergessenheit gerieth. Die Uebersetzung von Gries ist, wie man es nicht anders erwarten wird, nicht nach dieser Umarbeitung, sondern nach dem Original verfertigt.

Wir haben bey der Anzeige des Ricciardetto von Fortiguerra (S. gel. Anz. 1832. St. 165.) uns über den Character der Uebersetzungen von Gries bereits so ausführlich erklärt, daß wir uns darauf berufen können. Die Leser werden sich daraus erinnern, daß wir diesen Character in den beiden Gesetzen fanden, die der Verf. sich vorschrieb; zuerst die Uebersetzung in der Form des Originals zu geben, und ferner ohne auf

eine wörtliche Uebersetzung Ansprüche zu machen, doch nichts wesentliches auszulassen. So mußten also, um dem ersten zu genügen, die achtzeiligen Stanzas, die sogenannte ottavarima, beybehalten werden, nur mit den Veränderungen in der Folge der männlichen und weiblichen Verse, welche unsere Sprache erfordert. Noch schwerer war es aber, der zweyten Forderung zu genügen, wie jeder leicht einsehen wird. Wir lassen über beide den Verf. selber sprechen. 'Was die Uebersetzung betrifft, heißt es am Schlusse der Vorrede, so war die höchstmögliche Treue mein Hauptaugenmerk. Ich glaube nicht, daß man nur einen einzigen Zug, der in dem großen Gemälde von einiger Bedeutung wäre, in meiner Nachbildung vermissen wird. Diese Treue schien mir, bey einem in Deutschland noch fast ganz unbekanntem Dichter das erste Erforderniß; und um diese zu erreichen, bin ich von meinen sonstigen Grundsätzen in Ansehung der Reimstellung einigermaßen abgewichen. In den Uebersetzungen des Tasso und Ariost habe ich den weiblichen Reim allemal vorangestellt, bey dem Bojardo aber bald den weiblichen, bald den männlichen, so wie durch die eine oder die andere der beiden Stellungen ein genaueres Anschmiegen an das Original möglich ward. Daß dennoch eine metrische und gereimte Uebersetzung, zumal in einer so schwierigen Versart wie ottavarima, nur selten eine wörtliche seyn kann, leuchtet schon ein. Doch versteht sich von selbst, daß kein historischer Punct, auch von geringerer Bedeutung, übergangen werden darf, und daß man Farbe und Ton des Originals mit größter Beharrlichkeit fest halten muß. In letzter Hinsicht hatte die vorliegende Uebersetzung vielleicht größere Schwier-

rigkeiten, als irgend eine meiner früheren; denn in der That war Tassos sentimentales Pathos, Ariosts geistreiche Lebendigkeit und Fortiguerras derbe Komik leichter nachzubilden, als die äußerste Einfachheit und Schmucklosigkeit des Bojardo.'

Daß der Verf. nun diesen Forderungen, die er an sich selber machte, ein Genüge geleistet habe, wird man bey einem solchen Meister auch ohne unsere Versicherung glauben. Seine früheren Arbeiten leisten dafür die vollständigste Bürgschaft. Und so wollen wir uns denn auch begnügen, ihm unsern Dank für diese neue Arbeit, durch welche zum erstenmal ein classisches Werk des Auslandes mit solchem Erfolge auf deutschen Boden verpflanzt wird, darzubringen. Aber zugleich müssen wir aufs neue darauf aufmerksam machen, welche Verdienste sich durch diese wie durch die früheren Arbeiten der Verf. um deutsche Sprache und ihre poetische Ausbildung erworben hat, und zwar um so viel mehr, da dieses noch keineswegs von den Wortführern unserer Kritik auf eine hinreichende Weise geschehen ist. Aber auch ohne laute Lobpreisungen wird das Verdienst des Verfs. nicht verkannt werden; es lebt in unserer Sprache fort, und wird fortleben so lange diese lebt.

Wir können aber diese Anzeige nicht schließen, ohne der Vorrede zu erwähnen, in welcher der Verf. critische Untersuchungen über die Geschichte des Werkes angestellt, und mehrere literarische Irrthümer berichtigt hat. Sie beginnt mit einer Uebersicht der Geschichte der Familie des Dichters und dessen eigenen Lebens. Geboren ward er um 1434, genauer läßt das Jahr sich nicht bestimmen, und starb 1494. Wann

er sein Gedicht begann, läßt sich nicht bestimmen; nach den vorhandenen Spuren endete er es, ohne es zu vollenden 1494, wenige Monate vor seinem Tode. — Hierauf über die Ausgaben, die mit Einschluß der beiden ältesten und höchst seltenen bis 1545 auf 17 steigen. Zu diesen gehören zwey, den Litteratoren bisher unbekannt; die eine 1525 (Venedig) in einer Privatbibliothek in Frankfurt befindlich; die andere, welche der Verf. aus der Stuttgarter Bibliothek erhielt, und genauer beschreibt vom Jahr 1543. Auffallend ist es, daß seit 1545 nicht weniger als 180 Jahre verflossen ehe eine neue Ausgabe 1725 erschien. Nicht, wie man geglaubt hat, wegen Verbotes von Seiten der Kirche, sondern wahrscheinlich weil Bojardo durch seine größeren Nachfolger in den Schatten gestellt ward. — Hierauf über die Umarbeitungen, besonders die des Berni, Fortsetzungen und Uebersetzungen. Auch Bouterwek, der das Werk des Bojardo nur nach den Umarbeitungen des Berni kannte, und Valentin Schmidt über die Italiänischen Heldengedichte, erhalten einige Berichtigungen. Ueber die neueste Ausgabe des seitdem verstorbenen Dr Adolph Wagner glaubte der Verf. nicht nöthig zu haben sich weiter auszulassen, da dieß bereits in der Recension in der Hallischen Litteraturzeitung geschehen ist. In einer Tabelle ist die fabelhafte Genealogie Karls des Großen, welche die romantischen Dichter Italiens, nicht bloß Bojardo, sondern auch Ariost, wenn gleich mit mancherley Abweichungen befolgen, dargelegt.

Sn.

G e t t i n g e n
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

165. Stück.

Den 19. October 1835.

G e t t i n g e n.

S. M. der König haben gnädigst geruhet, die Professur der Beredsamkeit, nachdem dieselbe von dem Hrn Hofrath Mitscherlich, auf sein Ansuchen, vorher niedergelegt worden, dem Hrn Hofrath Dissen, in Verbindung mit Hrn Hofrath Müller, zu übertragen.

L e i p z i g.

Bey Wilhelm Rauffer, 1833: M. Tullii Ciceronis et Clarorum Virorum epistolae. Herausgegeben und erläutert von Andr. Thospenn. Erster Band. Erste Lieferung. CIV u. 180 Seiten in 8.

Als Martyni-Laguna vor mehr als vierzig Jahren die ersten Proben seiner Studien über Cicero's Briefwechsel der gelehrten Welt vorlegte, war man nicht wenig erstaunt, so viel abspre-

chende Kühnheit und erschöpfende Gründlichkeit in denselben Forschungen vereinigt zu finden. Doch erkannte man zugleich darin ein entschiedenes kritisches Talent, das sich durchaus selbständig ausgebildet hatte, und ganz unabhängig aus wahrer Forschungslust bis zu den innersten Tiefen der vorliegenden Quellen durchzudringen strebte. Die hohen Erwartungen, welche der junge Gelehrte schon einige Jahre früher durch seine Epistel an Heyne über Lucan erregt hatte, wurden damals nicht nur befriedigt, sondern selbst noch übertroffen, und seine fortgesetzten Studien über die beiden früh gewählten Schriftwerke des Alterthums, über die Ciceronischen Briefe und Lucans Pharsalien, gaben bey dieser Richtung des Geistes zu etwas sehr Großem und Gediegenem die gegründetste Hoffnung. Auch war das erste Werk bereits bis zum siebenten Bogen einer Leipziger Presse übergeben, als bekanntlich (1807) eine Feuersbrunst nicht nur den mühsam gesammelten Apparat zum Cicero, sondern auch beynahe die ganze kostbare Bibliothek des Verf. zerstörte. Das Wenige was von den Vorarbeiten zum Lucan gerettet wurde, hat Weber bereits bekannt gemacht. Von den sieben gedruckten Bogen des unvergleichlichen Commentars zu den Ciceronischen Briefen sind nur sehr wenige Exemplare gerettet worden, von denen die Universitätsbibliothek zu Leipzig eins besitzt. Wie wichtig nun dieses köstliche Ueberbleibsel zum richtigen Verständniß der neun ältesten Briefe Cicero's ist (denn mehr umfaßt es nicht), hat neuerlich Drelli gezeigt. Aber dem Herausg. der vorliegenden Ausgabe sind wir noch ganz besonders dafür verpflichtet, daß er sich durch eigne Ansicht dieses Schazes in den Stand gesetzt hat,

einen ausführlichen Bericht darüber mitzutheilen, und die hohen Verdienste Martyni-Laguna's erst recht eigentlich zu würdigen. Schon dieser Umstand allein würde der vorliegenden Arbeit einen bestimmten Werth in der langen Reihe der Ausgaben des Ciceronischen Briefwechsels sichern, wenn nicht noch andere Vorzüge hinzukämen, und ihr durch die vieljährigen angestregten Vorarbeiten des Herausg. einen höheren Grad von Selbstständigkeit und einen guten Vorrath von neuen Ansichten verschaffte.

Zuerst theilt der Herausg. in einer langen Einleitung, die mehr als ein Drittel des Ganzen ausmacht, seine Ansichten über den Ciceronischen Briefstyl und über die Erfordernisse eines guten Commentars der Ciceronischen Briefe mit. Dann folgen 63 Briefe in zwey Abtheilungen, von denen die erste elf enthält, welche Cicero vor seinem Consulat geschrieben hat; die zweyte aber liefert jene 52, welche in die ersten vier Jahre nach Cicero's Consulate bis zu dessen Verbannung fallen. Die erste Abtheilung ist vom Herausg. sehr ausführlich erläutert worden; von der zweyten erhalten wir jedoch vorläufig nur den Lateinischen Text. — Wir sprechen, wie billig, zuerst über die gediegene Einleitung, in welcher der Verf. die vertraulichste Bekanntschaft mit den Ciceronischen Briefen entwickelt, und deutlich zeigt, daß er darin recht eigentlich zu Hause ist.

Der Verf. beginnt seine Darstellung damit, daß er Martyni-Laguna's animadversiones, emendationes und argumenta zu Cicero's Briefen mit gebührendem Lobe hervorhebt, und uns eine kurze Charakteristik ihrer Vortrefflichkeit

zu entwerfen sucht; zu welchem Zwecke dann eine Reihe von sehr gelungenen Bemerkungen ausgewählt und gewürdigt werden. Darin findet er zugleich die Beweise, daß ein Mann von so ungewöhnlichem Scharfsinne, von so unerschöpflicher Gelehrsamkeit und feinem Geschmacke am Besten dazu geeignet seyn würde, einen ethisch-psychologischen Commentar über Cicero's Briefe zu schreiben, wie ihn etwa ein Garve hätte schreiben können, dessen Methode der Auslegung nicht genug empfohlen werden kann. Mit Recht bedauert der Verf., daß zu Cicero's Werken bis jetzt noch kein Commentar in diesem Sinne zu Stande gekommen ist, indem selbst der Wielandsche weit hinter diesem Ziele zurückbleibt. Was Wieland, ohne gerade bedeutende Vorstudien gemacht zu haben, augenblicklich aus nahe liegenden Quellen zu Hülfe rufen und in das Reich seiner psychologischen Spürkraft, die oft schonungslos und ungerecht verfährt, ziehen konnte, hat er wohl benutzt und in seiner Manier und nach seinem individuellen Geschmacke umgearbeitet. Aber wie wenig ist im Ganzen damit geschehen, wenn man die Vielseitigkeit der Briefe, die eine eben so große Vielseitigkeit und Gewandtheit des Auslegers in Rücksicht der zu benutzenden Quellen in Anspruch nimmt, gehörig ergründen will? Indes wird man selbst in dieser Einseitigkeit der Erklärung, der so manche bedeutende Seite der Briefe entging, doch immer gegründete Ursache haben, den durchdringenden Scharfsinn des geistreichen Auslegers zu bewundern, und ernstlich zu wünschen, daß alle Partien der Ciceronischen Briefe auf gleiche Weise aufgefaßt und entwickelt seyn möchten. Wenn nun der Verf. Garve's Methode, so wie wir

diese aus der Bearbeitung der Ciceronischen Officien kennen, der Wielandschen unbedingt vorzieht, so liegt der Grund dieses Vorzuges wohl zunächst in der rein philosophischen Richtung, die sich überall in den Garveschen Erläuterungen kund gibt, aber auch zugleich in dem Umstande, daß Martyni-Laguna in Garve sein höchstes Muster erkannte. Sein Urtheil über Garve's Bearbeitung der Ciceronischen Officien, die in mancher Rücksicht das Original übertrifft, hängt mit der Ansicht über den allgemeinen Werth der philosophischen Schrift Cicero's überhaupt sehr enge zusammen, und konnte, da die Frage einmal angeregt war, wohl kaum übergangen werden. Daher sehen wir den Verf. an mehreren Stellen auf Garve's hohe Verdienste und Cicero's Mittelmäßigkeit als Philosoph zurückkommen, und besonders solche Stellen aus Garve's Schriften hervorheben, die in einer gewissen Verbindung mit dem Briefstyle überhaupt als auch besonders mit dem practischen und gesellschaftlichen Zustande Roms stehen. An diese Stellen knüpfen sich dann gelegentlich einige Bemerkungen über das Wesen der Briefe und die hohe Bedeutung, welche namentlich die Ciceronischen Briefe für die innere Naturgeschichte des Menschen haben. Was Göthe bey der Anordnung der Winkelmannschen Correspondenz zu einem biographischen Ganzen gewonnen hatte, nämlich die Einsicht in die innersten Tiefen eines ausgezeichneten Characters, und in die geheimsten Triebfedern menschlicher Handlungen, das selbe wird auch Göthe's Nachwelt in dessen eignen Briefen finden und bewundern; und glücklicherweise fließen hier die Quellen gerade in dieser Rücksicht sehr reichlich und lauter. Wie Ci-

cero's und Winkelmann's Briefe, so gehören auch Göthe's Sendschreiben unter die wichtigsten Denkmäler, die uns dieser große Mann von sich selbst hinterlassen hat, und sind sogar noch neben seiner Selbstbiographie ein unschätzbares Hülfsmittel zur richtigen Kenntniß seines wahren persönlichen Characters; was um so beachtenswerther ist, da die reine Objectivität seiner übrigen Werke uns in dieser Beziehung ganz im Dunkeln läßt. Lebhaftere Personen, bemerkt Göthe selbst von Winkelmann (und man kann diese Bemerkung auf jeden ausgezeichneten Briefwechsel ausdehnen), stellen sich schon bey ihren Selbstgesprächen manchmal einen abwesenden Freund als gegenwärtig vor, dem sie ihre innersten Gesinnungen mittheilen, und so ist auch der Brief eine Art von Selbstgespräch. Denn oft wird ein Freund, an den man schreibt, mehr der Anlaß als der Gegenstand des Briefes. Was uns freut oder schmerzt, drückt oder beschäftigt, löst sich von dem Herzen los, und als dauernde Spuren eines Daseyns, eines Zustandes, sind solche Blätter für die Nachwelt um so wichtiger, je mehr dem Schreibenden nur der Augenblick vor-schwebte, je weniger ihm eine Folgezeit in den Sinn kam. Wenn daher Cicero in der Unruhe und in den Stürmen seines öffentlichen Lebens im höchsten Grade bedächtig und vorsichtig war, und seyn mußte, so fühlte er vor dem Brief- blatte, was Göthe ebenfalls von Winkelmann bemerkt, seine ganze natürliche Freyheit, und stellte sich öfter ohne Bedenken dar, wie er sich fühlte. Hier war er ganz Mensch, und durfte es seyn. Man sieht ihn besorgt, beängstigt, verworren, zweifelnd und zaudernd; bald aber heiter, aufgeweckt, zutraulich, kühn, verwegen u.

f. w. Dabey haben seine Briefe, je nachdem sie an verschiedene Personen gerichtet sind, einen verschiedenen Character, welches immer der Fall ist, wenn ein geistreicher Briefsteller sich diejenigen vergegenwärtigt, zu denen er in der Entfernung spricht, und also eben so wenig als in der Nähe das Gehörige und Passende vernachlässigen kann. Zu diesen und ähnlichen Ansichten Göthe's über den hohen Werth der Briefe überhaupt fügt dann der Verf. noch die Urtheile anderer Männer, die in gleichem Maaße über diesen Gegenstand nachgedacht haben. Ferner berührt er mit ein Paar Worten den seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts mit Hestigkeit geführten Streit über die Unechtheit der Ciceronischen Briefe an Brutus, und sucht denselben geschichtlich zu entwickeln, ohne sich jedoch selbst in eine genauere Prüfung der einzelnen Punkte einzulassen, oder neue Beweise gegen die Echtheit derselben aufgefunden zu haben. Darauf werden einige Notizen über die ursprüngliche Benennung der Brieffammlung gegeben, die man gewöhnlich *ad familiares*, oder *ad diversos* zu betiteln pflegt. Wie weit dieser gewöhnliche Titel, der sicherlich nicht aus dem Ciceronischen Jahrhundert herrührt, in das Alterthum zurückgeht, wird nicht entschieden, und läßt sich auch nicht entscheiden, da es uns überhaupt hier an bestimmten Zeugnissen fehlt. Was sich indeß in den Schriften des Mittelalters über die Geschichte des Brieftextes angedeutet findet, hat bereits Drelli in seiner vortrefflichen *historia critica* zu einem Ganzen verarbeitet (G. gel. U. 1832. S. 1650). Außerdem stellt der Verf. auch noch die Vortheile der chronologischen Anordnung der Cic. Briefe in das gehörige Licht und macht eini-

ge sehr treffende Bemerkungen über den Nutzen, der sich aus den Briefen für Schüler ziehen lasse, besonders in Rücksicht der darin behandelten Sachen. Endlich folgt noch ein allgemeiner Vergleich der Ciceronischen Briefe mit ähnlichen Brief = Sammlungen berühmter Personen aus der neueren Zeit, wobey es dem Verf. doch meistens nur auf Neußerlichkeiten ankömmt.

Unmittelbar auf die Einleitung folgt ein alphabetisches Verzeichniß der sämtlichen Briefe Cicero's nach ihren Anfangsworten, mit Ausschluß der Fremdenbriefe, die besonders verzeichnet sind.

Da der vorliegende Text der Briefe bereits vor dem Erscheinen der Drellischen Ausgabe die Presse verlassen hatte, so konnte der Herausgeber auf keine Würdigung der ungemein großen Verdienste Drelli's eingehen. Er erkennt sie jedoch in ihrem ganzen Umfange an, und benachrichtigt uns, daß Umstände die Vollendung seiner Arbeit lange verzögert hätten. Der Text, den er uns gibt, ist nach Lünemann abgedruckt worden, und die ihn begleitenden Erläuterungen sind dazu bestimmt, die ganze reiche Fülle und Vielseitigkeit der Briefe zu erschöpfen.

G. H. B.

G e t t i n g e n
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

166. 167. Stück.

D e n 22. O c t o b e r 1 8 3 5.

P o t s d a m.

Bei Fr. Neigel 1834: Friedrich Wilhelm I. König von Preußen. Eine Lebensgeschichte. Mit Benutzung des Geheimen Staatsarchivs zu Berlin, der nachgelassenen Papiere des Grafen von Seckendorf und anderer öffentlichen und Privatsammlungen. Von Dr. Friedrich Förster. Erster Band. 412, Urkundenbuch 92; Zweiter Band 358, Urkundenbuch 230 und dritter und letzter Band 421 Seiten.

Der Verf., bereits durch seinen Wallenstein und andere historische Schriften der literarischen Welt rühmlichst bekannt, liefert uns jetzt eine vollständige Biographie Friedr. Wilhelm I. von Preußen, von dessen Leben und Regierung er schon in seiner Geschichte der Jugendjahre Friedrichs d. Gr. eine Skizze gegeben hatte. Auch dieses neue Werk ist mit Benutzung der Quellen und mit der Gründlichkeit bearbeitet, die uns schon aus seinen früheren Schriften bekannt sind. Der Held der

angezeigten Geschichte selbst darf auf die Bezeichnung eines historischen Characters keinen Anspruch machen. Als Regent nimmt er nur eine untergeordnete Stelle in der Reihe der Beherrscher Preußens ein; als Mensch können wir ihn nicht vorzüglich achten. Zwar behauptet der Verf.: 'von Friedr. Wilhelm I., als einem Könige von derbem deutschen Schrot und Korn, schreibe es sich her, daß dem weiteren Fortschritte der Universalherrschaft des Franzosenthums in Deutschland ein fester Damm entgegengesetzt ward; wir gestehen, daß uns dies Resultat von der Regierung eines Fürsten, der fortdauernd das Spielzeug seiner Laune, seines Mangels an Einsicht, seiner Vorurtheile und seiner an Oestreich verkauften Günstlinge war, eben so wenig einleuchtend seyn will, als wenn der Verf. am Schlusse des ersten Bandes sagt: 'wenn Friedrich II. sich den Namen des Großen erwarb, so dürfen wir nicht vergessen, daß Friedrich Wilhelm I. es war, der ihn groß gezogen hat;' wir möchten vielmehr geneigt seyn, die Fehler, die in Friedr. des Gr. Character in die Augen springen, größtentheils auf Rechnung seiner schlechten Erziehung und der üblen Behandlung, die er in der Jugend von seinem Vater erfuhr, zu setzen.

Der Verf. liefert uns im ersten Bande von S. 1 — 70 eine Schilderung des Hofes und der Regierung König Friedrich I., an welchem wir das nämliche Schauspiel aufgeführt sehen, das wir bey nahe an allen großen und kleinen deutschen Höfen der damaligen Zeit erblicken: alle diese Fürsten, verblendet durch den Glanz, den Ludewig XIV. Hof um sich her verbreitete, ahmten, je nachdem sie die Mittel dazu aufreiben konnten, an den ihrigen den von Versailles nach.

Diese Nachahmung artete nicht selten in Caricatur aus, stürzte mitunter die Fürsten und ihre Unterthanen in eine große Schuldenlast; aber dieser vorübergehende Schwindel hatte auf den Nationalcharacter der Deutschen bey vielem nachtheiligen den vortheilhaften Einfluß, daß er ihre rohen Sitten verfeinerte. Wir können eben so wenig die Ansicht des Verfs. theilen: 'daß die Unbilden der Regierung Friedrich Wilhelm I. uns bewahrt haben, einen Ludewig XVI. in Deutschland das Schaffott besteigen zu sehen und die Ausbrüche roher Gewaltherrschaft empörter Volksmassen hier zu Lande nicht zu erleben.' Von dem Gesichtspuncte ausgehend, daß die französische Revolution nicht durch den zufälligen Umstand, ob ein schwacher oder entschiedener Character, nach Ludewig XIV. den französischen Thron bestieg, veranlaßt ward, scheint uns die Parallele, die der Verf. zwischen Preußen und Frankreich in Betreff der Nachfolger von Friedrich I. und Ludewig XIV. zieht, nicht vollkommen zuzutreffen. Ludewig XV. führte lange Zeit den Beynamen der Vielgeliebte; ganz Frankreich trauerte als er zu Meh gefährlich krank darnieder lag; Friedrich Wilhelms I. eiserner Scepter ward immer gefürchtet, seine Persönlichkeit nie geliebt noch geachtet; wenn Ludewigs XV. Vorliebe für seine Maitressen einen sehr nachtheiligen Einfluß auf seine Regierung äußerte, so ward Friedr. Wilhelms I. Manie für große Recruten dem preußischen Staate in Rücksicht auf die Finanzen und auf die auswärtige Politik nicht weniger verderblich. Preußen macht überdies nur einen Theil von Deutschland aus, und spielte bis zu Friedrich d. Gr. keine entscheidende Rolle im Deutschen Reiche. In den übrigen Deut-

schen Staaten, die sich gleich Friedrich I., den Hof Ludewigs XIV. zum Muster nahmen, succedierten Fürsten von verschiedenen Characteren, aber keinem der ein Seitenstück zu Friedr. Wilhelm I. liefert; dessen ungeachtet finden wir nicht, daß irgend eine der Deutschen Völkerschaften mehr als die preußische sich den französischen Nationalcharacter zu eigen gemacht habe, oder in irgend einer derselben eine größere Tendenz zur Revolution vorherrsche, als bey den Preußen. Bacon verglich einst die Völker mit Wäldern, deren Wuchs sich weder übereilen, noch sich überreiben, und sich viel leichter stören als schützen lasse. Der Nationalcharacter ist zugleich ein Product der Natur und der Kunst; das erste nämlich in sofern sich die Völker nach Maßgabe ihrer Elemente, ihres Himmels, Bodens und Grenzverkehrs, ihrer Lebensmittel, Lebensweise und Sitten bewegen; das zweyte, je nachdem menschliche Einrichtungen störend oder befördernd eingreifen. Bey civilisierten Völkern können nie Natur und Kunst ganz unabhängig von einander wirken, allein immer wird die Natur in ihren Hauptzügen ihr Recht behaupten. Die Natur hat dem französischen Nationalcharacter einen von dem deutschen ganz verschiedenen Stempel aufgedrückt: daher waren Friedr. Wilhelms I. Bemühungen, die Roheit längst vergangener Jahrhunderte, oder die Friedrichs des Gr., das Franzosenthum herrschend zu machen, ohne Erfolg: die Preußen blieben Deutsche.

Der Verf. schildert in dem ersten Bande die Persönlichkeit und den Character Fr. Wilhelms I., Hofstaat, Beschäftigungen, Tafel, Taback=Collegium, Hofnarren und listige Råthe, seine Lebensweise, Musterungen, Reisen, Jagden u. s

f., endlich zeichnet er uns ihn als Hausvater. Es möchte schwer seyn, diesem Fürsten in allen diesen Beziehungen eine wahrhaft liebenswürdige Seite abzugewinnen. Der Verf. legt ein großes Gewicht darauf, daß Friedr. Wilhelm I., entgegenesetzt dem Beispiele der mehrsten Fürsten seiner Zeit, gegen seine Gemahlin, im ehelichen Verhältnisse getreu war; dagegen erlaubte er sich gegen sie — eine in jeder Rücksicht ausgezeichnete Frau — die übelste Behandlung, worüber die Memoiren der Markgräfin von Baireuth traurige Auskunft geben. Ein Zug, der Friedr. Wilhelm ganz characterisiert, ist, daß er in der Periode, als die Mutter der Königin (geb. Prinzessin von Celle, bekannt unter dem Namen Prinzessin von Ahlden) mit Tode abging, die, dem Gerüchte zufolge, ein Allodialvermögen von drey Millionen Thaler hinterlassen haben sollte, von welchem Nachlaß er erben wollte, seiner Gemahlin mit ungemeiner Bärtlichkeit begegnete; da sein Wunsch der Erbschaft aber nicht erfüllt ward, wollte er sie zwingen, an öffentlicher Tafel, auf den Untergang von England zu trinken. Tyrann, wie er sich als Herrscher zeigte, war er es auch als Hausvater; wie die Erziehung seiner Kinder beschaffen war, werden wir näher sehen, wenn von seinem Kronprinzen die Rede seyn wird. Friedr. Wilhelm I. war in der Religion ein finsterner Orthodox, als solcher vertrieb er den berühmten Wolf aus seinen Landen; der rühmlichste Zug seines Characters ist, daß er sich der unterdrückten Salzburger thätig annahm, und sich für die Protestanten in den österreichischen Staaten verwandte. In allen übrigen Beziehungen erblicken wir in dem Character dieses Fürsten nur ein beklagungswerthes Gemisch von Will-

kühr, Härte, Leidenschaftlichkeit, Geiz und selbst Beyspiele von Barbarey. Bekannt ist, daß Friedr. Wilhelm I. die Freuden der Tafel und starke Getränke im Uebermaß liebte; daß in seinem Taback-Collegium, in welchem er die wichtigsten Staatsangelegenheiten verhandelte, ein Professor im Narrenkleide angezogen, Namens Gundling, die Hauptrolle spielte, bekannt, daß er diesen Gundling zum Nachfolger Leibnizens, als Präsidenten der Academie der Wissenschaften ernannte. — Ueber alles dieses theilt der Verf. sehr vollständige und unterhaltende Nachrichten mit. — Wir eilen zu dem für die Geschichte wichtigern Theil des Werks zu kommen, namentlich zu der Staatsgeschichte, die den Inhalt des zweyten Bandes ausmacht.

Friedr. Wilhelm I. schrieb im Jahre 1717 an die Junkers in Preußen: 'ich stabiliere die Souverainité, wie ein rocher von broncc!' Dies war allerdings die Tendenz seiner Regierung, aber die deutsche Reichsverfassung legte große Hindernisse in den Weg; der Wunsch, diese zu beseitigen, hatte großen Einfluß auf seine auswärtige Politik. Das erste wichtige Actenstück, das wir dem Verf. verdanken, ist die Instruction Friedr. Wilhelms I. für das General-Ober-Finanz-, Kriegs- und Domainen-Directorium vom Jahre 1722, aus welcher neben der Haupttendenz der Pluümacherey auf Unkosten der Untertanen, doch mehrere Grundsätze eines geregelten Staats-Haushalts hervorgehen, die unter seinen Nachfolgern in Kraft geblieben sind. Als anderweitige Actenstücke, die hier zum erstenmal im Druck erscheinen, erwähnen wir den Wusterhauser Vertrag von 1726, den geheimen Berliner Tractat mit Oestreich von 1728 und die

Correspondenz des Grafen Seckendorf mit dem Kaiser, dem Prinzen Eugen und Grafen Zinzendorf, so wie die übrige officielle Correspondenz des Grafen Seckendorf, welche der Verf. der Mittheilung des Herzogl. Sächs. Präsidenten Freyherrn von Seckendorf zu Meußelwitz verdankt. Diese Papiere enthalten in der That so wichtige Aufschlüsse über die Geschichte der damaligen Zeit, insbesondere auch über die Jugendgeschichte Friedrichs d. Gr., daß wir nicht umhin können, eine gedrängte Uebersicht des Inhalts mitzutheilen.

Friedr. Wilhelm I. glaubte noch an die ehemalige Größe des deutschen Reichs und kannte keinen höhern Ruhm, als sich des Namens eines deutschen Kur- und Reichsfürsten würdig zu machen; er hatte eine knechtische Ergebenheit gegen den Kaiser, bey welcher aber ein persönliches Interesse mitwirkend war: er verlor beynabe alle seine vielen Proceffe die er bey dem Reichshofrathe führte, — weil, wie Prinz Eugen schrieb, er immer Unrecht hatte —; er glaubte, der Kaiser könne ihn gegen den Reichshofrath schützen, auch zu dem Besitze des Herzogthums Berg verhelfen. Der zu Wien geschlossene Vertrag zwischen Oestreich und Spanien, veranlaßte, daß England und Frankreich das bekannte Herrnhäuser Bündniß gegen jene beiden Mächte gerichtet, schloß. Friedr. Wilhelm I. der gerade damals sich zum Besuche bey seinem Schwiegervater Georg I. zu Herrnhäusen befand, ließ sich, nach der Behauptung des Verf., aus Mißvergnügen über den Reichshofrath und durch Zureden seiner Gemahlin und Minister bewegen, am 3. Sept. 1725, dem Herrnhäuser Bündniß bezutreten, welcher Schritt für ihn Veranlassung zu vielen häuslichen und

politischen Verwickelungen wurde. (Wir enthalten uns hier Untersuchungen über die Frage anzustellen, ob es für den König nicht ratthamer gewesen wäre, bey einer Allianz zu beharren, die die Aufrechthaltung der deutschen Freyheit bezweckte?) Kaum hatte der Kaiser Kunde von diesem Beytritte Friedr. Wilhelms I. erhalten, als er dem Grafen Seckendorf den Befehl ertheilte, alles aufzubieten, den König von Preußen von diesem Bündniß abzuziehen, und für Oestreich zu gewinnen. Und nun sehen wir das feinste Gewebe von diplomatischer Intrigue, in welcher Seckendorf völlig Meister war. Den Beytritt des Königs zu dem Herrnhauser Vergleich zu gewinnen, hatte man ihm englischer Seits mit einer Doppelheirath geschmeichelt: seine älteste Tochter sollte den Prinz Friedrich von Hannover (ältesten Sohn des damaligen Kronprinzen, und nachmaligen Königs Georg II. der als Prinz von Wallis starb), sein Kronprinz eine englische Prinzessin heirathen. Mit der Erfüllung des ersten Versprechens schien es Georg I. vom Anfange an kein rechter Ernst gewesen zu seyn. Friedr. Wilhelm I. der nie Georg I. und dem Hannoverschen Hause gewogen gewesen war — und Georg II. persönlich haßte, empfand dieß übel. Graf Seckendorf benutzte diese Stimmung; vorzüglich kam ihm dabey zu Statten, daß es ihm gelang, den General von Grumbkow, ersten Günstling des Königs, und den geheimen Leiter seiner auswärtigen Politik durch eine Pension für den Kaiser zu gewinnen, und die Generale die permanenten Mitglieder des Tobackß-Collegiums waren, durch Geschenke von großen Recruten sich geneigt zu machen. Mehr als alles wirkte die bedeutende Anzahl von Diesen, die

der Kaiser dem Könige für sein Regiment schenkte. Auf diese Art kam der Tractat von Wusterhausen 1726 und der geheime Tractat von Berlin 1728 zu Stande. Wenn in diesem allen nichts Außerordentliches liegen mag, so ist doch vielleicht kein Seitenstück in der Diplomatie vorhanden, daß ein Diplomat den Thronerben dahin bringt, wie Friedrich II. that, sich der Macht, die er über alles haßt, in die Arme zu werfen, Grumbkow, den er als einen Verräther kennt und haßt, zu seinem Vertrauten zu erwählen, sich mit einer Prinzessin, die ihm unausstehlich ist, zu vermählen und für sich und seine Schwester vom kaiserlichen Hofe eine Pension anzunehmen. Zu diesen extremen Schritten brachte ein tyrannischer Vater seinen Sohn, um einer Politik zu huldigen, deren Trieglichkeit er am Ende seiner Laufbahn selbst gestehen mußte. Alle diese seltsamen Erscheinungen wurden von der österreichischen Politik durch den Character des Königs und des Kronprinzen begünstigt, vorbereitet, geleitet und benutzt. Wer dieser König war, wissen wir schon; wie Friedrich d. Gr. sich in dieser critischen Periode zeigte, darüber theilen wir im Folgenden einige Auszüge mit.

Graf Seckendorf schrieb an Prinz Eugen, den 27. Jun. 1725. 'Der Kronprinz, ohnerachtet er nur 14 Jahr alt ist, wird mit Strapazen, immerwährendem Exercieren, Jagden &c. den ganzen Tag so fatigiert, daß er ältlich und steif aussieht. — — Man merkt aber augenscheinlich, daß diese Art zu leben wider seine Inclination, und folglich just einen contrairen Effect mit der Zeit haben wird; maßen sein Humeur ohnedem mehr auf Generosität, Propreté, Gemächlichkeit und Magnificence gerichtet, dabey

auch uninteressirt, liberal und barmherzig ist, wovon er auf dieser Reise mehrere Proben gegeben. — — Wie denn überdieß dieser junge Herr sehr viel natürliche Declination zu allerhand Wissenschaften hat und sonderlich zur Mathesis und Mechanik, auch von freyer Hand artig zeichnen und alles anmerkt; — — seine Inclination geht dahin, mit Personen, die etwas wissen und gelernt haben, umzugehen.' — — Die Mißhelligkeiten zwischen dem Könige und dem Kronprinzen nahmen bey zunehmenden Jahren des letztern immer mehr die Oberhand; eine natürliche Folge der großen Verschiedenheit ihrer Characteres; der Kronprinz überließ sich, wie Hr. Seckendorf in der Folge berichtete, Ausschweifungen mancherley Art, legte sich aber mit Eifer auf Erwerbung von Kenntnissen und Wissenschaften, die sein Vater haßte; müde der unwürdigen Begegnung und thätlicher Mißhandlungen, die er oft täglich erfuhr, faßte der achtzehnjährige Jüngling das unüberlegte Project der Flucht. Man weiß, daß sein harter Vater ihn mit dem Tode bestrafen lassen wollte, wogegen ihn wahrscheinlich nur die Vorstellung seiner Generale, daß der König ihn nicht ohne einen förmlichen öffentlichen Proceß vor Kaiser und Reich, am Leben bestrafen dürfe, rettete. Beynahe alle großen Mächte verwandten sich für ihn; der König selbst schrieb die Begnadigung seines Sohnes, um dem östreichischen Hof zu schmeicheln, der Verwendung des Kaisers zu, hielt ihn aber fortwährend in strenger Haft und Aufsicht. Graf Seckendorf glaubte nun die englische Partey — an deren Spitze die Königin stand — auf immer vernichtet, und den Kronprinzen, der sich, um sein Leben zu retten, in Grumkow's Hände gegeben

hatte, ganz an den Kaiser gefesselt. Schon am 10. Dec. 1730 schreibt Prinz Eugen an Seckendorf, daß er die Verheirathung des Kronprinzen (von dem er schon früher geäußert hatte, 'daß er mit der Zeit ein gefährlicher Nachbar werden könne, und den man ganz herbeziehen müsse') mit der Prinzessin von Bevern, Nichte der Kaiserin, einzuleiten habe. Am 24. Febr. 1731 theilt der Graf Seckendorf ein aufgefangenes Schreiben des Kronprinzen an seinen Freund, einen von Mazmer, de la politique actuelle de la Prusse, mit, in welchem er zwar Genie erblickt, aber für Oestreich bedenkliche Aeußerungen entdeckt. — Wir sehen jetzt Friedrich II. in seiner Gefangenschaft in Cüstrin, wo er von den Spionen seines Vaters und des Kaisers umgeben ist, mit seltsamen Projecten beschäftigt. Am 11. April erklärt er an Grumbkow: 'er sey bereit die Erzherzogin Maria Theresese zu heirathen, wenn sein Vater es verlangt,' will aber die Religion nicht verändern. Am 17. Apr. gibt Seckendorf dem Prinz Eugen Nachricht: 'es sey ihm von einem gewissen Fleischmann ein Project mitgetheilt worden, nach welchem der Kronprinz zur catholischen Religion übergehen sollte.' Prinz Eugen erblickt, den 12. May, in allem diesem nur die Falschheit, deren der Kronprinz immer beschuldigt ist; 'nur durch eine Heirath mit der Prinzessin von Bevern kann er von seinem Project abgebracht, und bleibend für Oestreich gewonnen werden.' (Der Verf. widerlegt (S. 28 des 3. Bdes) selbst seine im ersten Bande aufgestellte Behauptung, als habe der Wiener Hof den Kronprinzen zur catholischen Religion bekehren wollen.) Ein anderes Heirathproject des Kronprinzen ist, sich mit einer Prinzessin von

Mecklenburg zu vermählen, wodurch er eine Aussicht auf den russischen Thron erhalten hätte. Was dachte sich der Kronprinz nicht alles aus, um der so verhaßten Verbindung mit der Prinzessin von Bevern vorzubeugen! Aber alles vergeblich! Seckendorf schreibt den 19. Jun. 1731 an Prinz Eugen: 'der Kronprinz hat sich resolvirt die Prinzessin von Bevern zu heirathen, indem er sieht, daß ehender keine Befreyung aus seiner Haft zu hoffen.' Am 8. Merz 1732 an Prinz Eugen, beklagt sich Seckendorf über die Verstellung und Falschheit des Kronprinzen. Prinz Eugen, der bey des Königs öfteren schweren Krankheiten die Gewinnung des Kronprinzen für dringend nöthig hält, will, 'Seckendorf soll demselben, sowohl mit Geld als anderem so zu seinem Vergnügen gereicht, zur Hand gehen'; er schickt zu dem Ende 2500 Ducaten. Am 23. Merz schreibt Seckendorf: 'des Kronprinzen flüchtiger Sinn wird sich schwerlich sobald ändern; sein großer Fehler ist seine Falschheit; sein größter Vertrauter ist Nakmer, der sich zu allen verbotenen Handlungen, und vornehmlich Liebesgeschichten gebrauchen läßt; das letztere ist noch zur Zeit seine stärkste Passion.' Seckendorf ließ von nun an dem Kronprinzen (der mit dem wenigen Gelde, das ihm der König gibt, nicht auskommen kann, und zu den Kosten der Werbung der großen Recruten, die er, um seinem Vater zu gefallen, stellen soll, keinen Rath weiß,) auf geheimen Wegen, von Zeit zu Zeit Geld zukommen. Um eine Uebersicht zu geben, wie viel Geld Seckendorf zu Bestechungen am preussischen Hofe anwandte, theilen wir folgenden Extract seiner geheimen Ausgaben pro 1733 mit.

166.167. St., den 22. Octob. 1835. 1661

Dem Kronprinzen	3000 Ducaten
seiner Schwester, der Erbprinzessin von Baireuth	1000 —
dem General v. Grumbkow	1000 —
außerdem ertheilte ihm der Kaiser ein Lehen von 40,000 Fl. an Werth	
dem Castellan zu Potsdam, Everz= mann	<u>100 —</u>
	5100 Ducaten

Dem Chursächsischen Minister, Graf Manteufel	6000 Fl.
dem preuß. Geschäftsträger in Lon= don, v. Reichenbach	900 —
vom Schlusse des Jahres 1731 ward diesem außerdem 600 Rthl. jähr= liche Pension beygelegt, und auf den Fall, daß er den preussischen Dienst verlassen müßte, jährlich 1200 Rthl. zugesichert.	
dem Irländer Muray in Potsdam	60 —
dem gewesenen Informator d. Kron= prinzen, Du Han	<u>1200 —</u>
	8160 Fl.

Der Hofnarr Gundling erhielt eine goldene Gna=
denkette.

Eine sehr große Ausgabe veranlaßte die An=
werbung der großen Recruten, die Seckendorf
an verschiedene Generäle und Obersten, deren
Gunst er bey seinen Unterhandlungen nothwendig
hatte, schenkte. Als die Ehepacten zwischen dem
Kronprinzen und der Prinzessin von Bevern be=
reits unterschrieben waren und die Ehe zu Salz=
dahlen vollzogen werden sollte, erhielt Graf Se=

Seckendorf plötzlich Befehl, seinen ganzen Einfluß bey dem Könige von Preußen anzuwenden, um diese Heirath rückgängig zu machen, weil der englische Hof sich dem östreichschen genähert hatte, und der letzte nunmehr die Heirath des Kronprinzen mit einer englischen Prinzessin befördern wollte. Der Kronprinz glaubte sich jetzt gerettet, aber Friedr. Wilhelm I. war dießmal unerbittlich. Es ist unbegreiflich, daß der über diesen Schritt Oestreichs höchst aufgebrachte König dessen unerachtet in seinem Vertrauen auf den Kaiser beharrte. Aber Friedr. Wilhelm I. war nur auf einen Punct bey seiner auswärtigen Politik persönlich interessirt, in allem übrigen folgt er fremder Leitung. Wie herrschend die Manie des Königs, Recruten von riesenhafter Größe zu erhalten, war, heben wir folgende Stellen aus den Briefen eines preußischen und eines östreichschen Staatsdieners aus, die zugleich eine Schilderung des Characters des Königs enthalten. Die erste Schilderung ist von dem preußischen General Grafen Schulenburg, den 22. Oct. 1731. — ‘Nous ruinons l’armée, nous envoyons des millions, hors de chez - nous, pour emmener des gens à sac et à coudé, et dont nous ne saurons tirer le moindre service. — — Un homme (der König) qui ne se gouverne que par passion, se repent presque toujours de ce qu’il a fait, et je plains tous ceux, qui sont dans sa confidence, car s’ils ne donnent pas aveuglement dans ce qu’il veut, il les hait, et s’ils y donnent, et que les affaires se changent, il les deteste de ce qu’ils ne l’ont pas retenu.’ — — Die zwoyte aus einem Briefe des Grafen Seckendorf an Fr. Eugen, vom 28. Febr. 1733. — ‘Der General

Grumbkow hat mir im größten Vertrauen gesagt, daß der König in größter Gefahr ist, verwirrt zu werden. Er ist incabable chagrin und disgrace zu ertragen, spricht nichts als von Abzanken, will sich nach Verona reteren; die Ursachen sind die Hindernisse bey seinen Werbungen, weil er glaubt, man (Oestreich) wolle ihm keine große Kerle mehr zukommen lassen, folglich er die Schande haben würde, sein Regiment nicht im Stande zu erhalten. Grumbkow glaubt daher es wäre gut, daß Ew. Durchlaucht in ihrer Antwort ein Project mit einfließen lassen, daß, was sein Regiment anbelange, sich allezeit Mittel finden würden, einige tüchtige Mannschaft für selbiges aufzutreiben.' — Prinz Eugen, dessen arglistige Politik die große Schwäche des Königs ferner benutzen wollte, hat Nachsicht mit ihm, weil es die einzige Passion sey, die derselbe habe; er setzt aber hinzu: 'ich sehe nicht ein, was der König mit all diesen ein Immensum kostenden Truppen vorzuhaben gedenket, anerkennen, und wenn es auch heute oder morgen zur Operation kommen sollte, der Mannschaft wohl mehr als der dritte Theil unfehlbar ausreißen werden — — folglich all die darauf angewandten Kosten vergebens employirt seyn würden.' — Der östreichische Hof sah es übrigens gern, daß Friedr. Wilhelm I. wegen seiner gewaltsamen Werbungen, mit allen deutschen Staaten in Mißhelligkeiten verwickelt ward. —

Wer wird in Abrede stellen können, daß Fr. Wilhelm I. dem Hause Oestreich die größten Opfer gebracht und wesentliche Dienste geleistet habe? Durch sein Abspringen von dem Herrnhäuser Vertrage und Allianz mit Oestreich leistete er dem Kaiser einen eben so wichtigen

Dienst, als dadurch, daß er die Erbfolge seiner weiblichen Linie, und seinem Schwiegersohne die deutsche Kaiserkrone sicherte; er opferte sein Familienglück, vorzüglich aber seinen Kronprinzen dem Kaiser zu gefallen auf. Dafür ward dem Könige von der österreichischen Politik aufs schändlichste mitgespielt. Oestreich trennte ihn durch leere Versprechungen von seinen Allirten, macht ihm Zusicherungen, die es nicht erfüllt; von allem was er verlangt, erhält er nichts, als etwa einige große Recruten; noch ehe er mit Tode abgeht, muß er erfahren, daß Oestreich statt der von ihm so sehnlich gewünschten und ihm zugesicherten Erwerbung von Jülich und Berg Verträge schließt (den von Versailles mit Frankreich, am 13. Jan. 1739), durch welche es zum Verräther an ihm wird. Als Friedrich Wilhelm I. die Welt verließ, tröstete er sich mit dem Gedanken, sein von ihm so übel behandelter Kronprinz werde sein Rächer an Oestreich werden. Vergebens hatte die Königin an der Spitze der Hannoverschen Parthey (unter welcher seine Minister v. Ilgen und Gnyphausen) unablässig seine Verblendung für Oestreich bekämpft. Man möchte statt den König zu beklagen, mit Moliere ausrufen: George Dandin, tu l'as voulu!

Der Verf. macht am Schlusse des dritten Bandes Hoffnung, zu der baldigen Erscheinung eines neuen Werks aus seiner Feder, unter dem Titel: die Höfe und Cabinette Europas im 18. Jahrhunderte, in historischen Abrißten dargestellt.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

168. Stück.

Den 24. October 1835.

G ö t t i n g e n.

In der Dieterichschen Buchhandlung 1835:
Deutsche Mythologie von Jacob Grimm. XXX,
710 u. CLXXVII Seiten in Octav.

Eine Brüsselerin, jüngst gefragt, warum sie ihre Kinder in der französischen, nicht in ihrer Muttersprache erziehen lasse? versetzte unbetroffen: *la langue belge, cela n'est pas une langue!* Auf die Anmuthung, deutsche Mythologie zur Erklärung unseres Alterthums, zur Bereicherung unserer frühesten Geschichte zu verwenden, könnte man von vielen Philologen und Historikern der Antwort gewärtig seyn: daß es gar keine deutsche Mythologie gebe. Und doch ist jene Entschuldigung viel vernünftiger als diese Abwendung. Es mag übelangebrachte oder verlorne Mühe scheinen, das erlöschende Recht einer fast zum Sargon herabgesunkenen Mundart gegen den lebendigen Andrang einer feingebildeten Sprache geltend zu machen; geschichtlicher Forschung wird die Wiedereroberung und Herstellung eines verlassenen und verarmten Gebietes wohl anstehen.

Mit den Gründen, die man wider den deutschen und nordischen Götterglauben erfunden hat, getraue ich mir das ganze christlich gewordene Europa überhaupt von aller Mythologie zu säubern, ja selbst die classische anzufechten. Dann wäre man solches heidnischen Wustes mit einem Male überhoben und hätte nur in den geleerten Vorgrund der Geschichte jedes Volks ein Paar Betrachtungen nach Belieben über rohen oder sentimentalen Naturdienst einzuschalten, dessen die Barbaren fähig erscheinen möchten.

Um das Material, aus dem sich eine deutsche Mythologie aufbauen ließ, war es eigentlich gut bestellt, und wenig heutige Völker werden ein reicheres aufzuweisen haben. Der zuletzt bekehrte nordische Stamm hatte sie in Poesie und Sage gepflegt. Dem andern Hauptstamm stehen wenig oder keine unmittelbaren Denkmale mehr zu Gebot, wohl aber eine beträchtliche, zerstreute Menge zum Theil älterer Nachrichten, und eines Römers unsterbliche Schrift über Deutschland. Vom ersten Jahrhundert an, durch die ganze lange Zeit des Mittelalters bis auf die neueste, in welcher noch vielfacher Aberglaube unter dem Volke fortlebt, erstrecken sich einzelne Spuren des Heidenthums. Die Vielartigkeit der deutschen Völker, ihre Wanderungen, ihre Berührung mit Römern, Celten, Slaven, Finnen, alles das muß die Untersuchung zwar verwickeln und erschweren, zugleich aber stützen und beleben. Forscher mit Sinn und Gefühl für Poesie ausgestattet, wie Joh. Heinr. Voß, haben das Daseyn deutscher Götter in keinen Zweifel gezogen; nüchternen Kritikern, wie Schlözer, Adelong und ihren Nachfolgern, war das Ineinandergreifen jener Beugnisse nichts als ein Gewebe von Irrthum, Unbedacht, Fälschung und Einfalt. Erhabene, liebliche Dichtung schalten sie Spinnstubenaben-

teuer, die Grundlage der Edda war ihnen entweder aus dem Christenthum hergenommen oder den Angelfachsen abgeborgt; galt es aber einem aus angelfächsischer Ueberlieferung gezogenen Beweise, so hatten diese umgekehrt Nordmänner nach England eingeschwärzt. Deutsche Götter, um sie nur schnell zu beseitigen, wurden für gallische oder slavische erklärt, wie man Landstreicher auf Schub sich vom Halse schafft, mag der Nachbar zusehen, ob er mit dem Gesindel fertig werde. In solchem Sinn ist es kindersleicht, jeden Zeugen abzuwehren. Da mit Wotan und seiner Sippschaft Deutschland nichts zu thun hat, so braucht ja nur Jonas oder Paulus Diaconus was sie davon einfließen von einem reisenden Nordmann gehört zu haben. Warum sollte nicht auch auf gleichem Wege ein bairischer Dichter des achten Jahrhunderts, der angelfächsische Verfasser des Beovulf den Ausdruck Muspill und Brosinga mene aufgefischt haben, die sie nun ungelegnerweise in ihren Gedichten anbringen?

Halte ich diese leugnerische Critik für schlechtberathen, so erscheint es mir unverantwortlich, die ältesten, kostbarsten Zeugnisse der Römer für unsere Götter mit Füßen zu treten. Hätten wir ein römisches Buch über Carthago, über Parthien, so ausführlich und genau wie Tacitus von Germanien berichtet, mit welcher gläubigen Sicherheit würden wir seinem ganzen Inhalt anhängen. Ein sonst verständiger Philolog, Becker von Rakeburg, meint aber, Tacitus hätte besser gethan, was die deutsche Religion angeht, den beschränkteren Nachrichten des Cäsar zu folgen, also viele seiner schönsten Stellen uns vorzuenthalten. Einen edlen, wahrheitsliebenden, sinnenden Schriftsteller herabzuwürdigen zu einem sorglosen, mißverstehenden, gemeinen. Ich wüßte

nicht, wären uns Tacitus vielfache Meldungen von germanischen Göttern verdächtig, warum wir dem übrigen was er von den Sitten und Kriegen unserer Vorfahren erzählt, trauen sollten. Seinen deutschen Mercur und Mars, heißt es, habe er unbedacht Cäsars gallischem Mercur und Mars nachgebildet; die Stelle Ann. 13, 57. sey sicher aus Cäsar geflossen! also, da Cäsar bloß der dem Mars geweihten Beute gedenkt, hat Tacitus hier den Mercur hinzugedichtet? Warum lügen lieber nicht beide, Tacitus und Cäsar, auf einmal, weil auch schon Griechen, Römer und Scythen dem Mars Menschen und Thiere opferten? Die *dii patrii*, *penetrales*, *penates* (Ann. 1, 59. 2, 10. 11, 16.) sind wohl nur rednerische Floskeln? Wenn nur überall die alte Geschichte recht entgöttert und dafür fetischirt wird. Eine rein unzulässige Deutung von *Tanfana* hält Becker S. 63 für sinnreich, bloß weil nach ihr die Göttin wegfällt und der Name einen Ort bezeichnen soll. Das kann er nach Tacitus Worten, nicht aber nach der Inschrift *Tanfanae sacrum*.

Daß diese Inschrift in Italien gefunden, glaublich auch gehauen ist, beweist nichts gegen der Göttin Deutschheit. Die Römer, besonders die römischen Legionen, wurden mit ausländischen Gottheiten bekannt, und mehr als ein Grund ist denkbar, weshalb sie ihnen Tafeln weihten. So sind viele von Römern dem Sol Mithras, dem Serapis, der Isis, den *Diiis syriis*, der *syria Dea* errichtet; warum nicht einer deutschen *Tanfana*? Die meisten Tafeln für den *Hercules Saxanus* finden sich in niederrheinischer, belgischer Gegend, einzelne aber in Italien.

Ich nehme Identität an in ihren Haupteigenschaften zwischen dem römischen, gallischen und germanischen Mercur, wie zwischen *Wotan* und

Odhinn, aber auch noch eine nähere Hinneigung Wuotans, d. h. des germanischen Mercur's zu dem gallischen. In Wuotan tritt die Idee von Wunsch, wie mir scheint, stärker vor, als in Odhinn die von Isti, vermuthlich war sie auch dem gallischen Mercur eigen. Habe ich die Einstimmung solcher Besonderheiten wie des Wünschelhuts, der Buchstaben und Spielerfindung und anderer nachgewiesen, so ergibt es sich von selbst, daß die germanischen Götter zu Tacitus Zeit von denen des achten und neunten Jahrhunderts nicht wesentlich verschieden seyn können, ebensowenig von den nordischen des zwölften oder dreyzehnten.

Und wäre das Gegentheil an und für sich nicht im höchsten Grade unwahrscheinlich? die eddischen Götter sind alte, keine neue, obgleich die älteste schriftliche Gewähr für sie fünfhundert Jahre jünger ist als für jene altsächsischen, langobardischen, alamannischen. Eben darum dürfen wir von diesen wieder fünfhundert Jahre und höher hinaufsteigen, um zu denen aus Tacitus Zeit zu gelangen. Es ist kein Sprung, die Verbindungen laufen unsichtbar.

Als Ergebnis meiner Schrift gelten darf, daß zwischen der celtischen und nordischen Mythologie unsere deutsche eine notwendige Mitte hält. Daher tritt in ihr jene schiffende Allmutter, welche säen und spinnen lehrt (auch die, welsche Ceridwen war zu nennen), die Heiligkeit der Ochsen, der Feuer- und Wasserdienst, die Mayfeyer, das Heilmittel des hohlen Baums u. a. stärker hervor als im Norden. Aber der gallische Taranis ist Jupiter, der welsche Gwydion ist Mercur.

Gerade die deutliche Abweichung der nordischen Mythologie von der deutschen, bey aller HauptEinstimmung, nöthigt, einen viel älteren Punkt

aufzusuchen, von welchem aus sich beide schieben. Man hat die altd Deutsche und altnordische epische Dichtung zusammen verglichen, und Verschiedenheiten wahrgenommen, die weit zurückdeuten. Die dänischen Lieder von Grimhilds Rache gehören ihrer Form nach dem funfzehnten, unsere Nibelungen dem Schluß des zwölften Jahrhunderts an, und dennoch reicht der Grund dieser Poesie ersichtlich schon in die Zeiten der Völkerwanderung; der früheste historische Ring, den sie angeschoben, ist der von Attila und den altburgundischen Königen. Wiederum fand hier kein Sprung statt, und ihr mythisches Element sucht einen noch älteren Ursprung. Stammsagen von Irmin, Ingo und anderen waren bereits zu Tacitus Ohren erschollen. Also auch von dieser Seite sind wir auf das höchste Alter des deutschen Götterglaubens, der von der Heldensage unzertrennbar ist, geleitet.

Wer die Echtheit und Redlichkeit der Nachrichten des Tacitus in Abrede stellt, entzieht unserer Poesie und Mythologie die Schlußsteine.

So hoch hinauf so weit gehe ich aber auch herunter. Alles was meine Arbeiten vielleicht gefruchtet haben, verdanke ich der frühe in mir rege gewordenen Ueberzeugung, daß das Fortlebende in Sprache, Sage und Lied des Volks nicht neu erfunden, sondern nur im Alterthume entsprungen seyn könne. Indem ich so von unten herauf diene, bin ich, auch zu einigen höheren Standpuncten gelangend, eingedenk geblieben dessen, was viele, die gleich von oben anheben, entweder verschmähen oder übersehen. Dieser volksmäßige Stoff wirkt weniger im gesammten als im einzelnen, aber er schärft das Auge der Betrachtung für das Kleine und bringt unerwarteten Vortheil. Aus meinen Collectaneen über Aberglauben ist allmählich das ganze Buch hervorgegangen.

Die Evangelies des Connoilles, deren mir entgangene Einsicht ich Vorrede S. XXV bedauere, sind zufolge des catalogue de Teche-ner, Paris 1834. N^o 1., von der Gesellschaft der französischen Bibliophiles, nach der Ausgabe von Lyon 1593, neulich in wenigen, theueren Exemplaren wieder aufgelegt worden, um in einige Privatbibliotheken, aber nicht in die Hände derjenigen zu kommen, die davon Gebrauch machen.

Ueber das Verhältniß des Heidenthums zum Christenthum habe ich mich so frey und unbesfangen geäußert als es die Untersuchung mit sich brachte. Nur geringen Einfluß christlicher Lehren auf heidnische möchte ich vor der Bekehrung zugeben, in der Zeit, welche ihr unmittelbar vorausging, da wo Christen schon als Nachbarn an ein heidnisches Volk grenzten und die Gewohnheit des Primsignierens oder ähnliche Zustände eintraten. War die Bekehrung aber vollbracht, dann wirkten neue christliche und zurückgebliebene altheidnische im Widerspiel auf einander ein. So gestalteten sich Vorstellungen von Hölle, Teufel und Hexenfahrt, in vielfacher Abstufung, um. Was ich S. XX. XXI sage, hat schon vor langer Zeit Henri Estienne in seiner Apologie pour Hérodote, nur aus ganz anderm Gesichtspunct, behauptet. Ich denke es also mit den Theologen nicht verdorben zu haben.

Unsere heutigen Aerzte begehren weniger nach Alterthum als die des 16. und 17. Jahrhunderts. Mein Cap. XXIX, obgleich, aus zufälligen Ursachen, abgekürzt (S. 675 fehlt eine Hauptstelle über das Messen, aus cod. kolocz. 141), wird ihnen leicht schon mehr sagen, als sie wissen oder wissen wollen. Auf unserer Bibliothek mangelt Gruners Almanach für Aerzte Jahrg. 1782. 1783, ich habe daher nicht gebrauchen

Können, was darin über medicinischen Aberglauben enthalten seyn soll. ekk1 S. XLVII ist Stahl, chalybs. (Graff 1, 130. Schm. 1, 25.)
 Jac. Gr.

Strasburg und Paris.

Chez Levrault. Essai d'une nouvelle Théorie des Maladies, fondée sur les anomalies de l'innervation; par J. F. Lobstein, Professeur à la faculté de Médecine de Strasbourg. 48 S. 1835. 8.

Diese Schrift sollte zum Vorläufer eines Werks über Pathogenie dienen, womit sich der Verfasser schon lange beschäftigte; allein sie wurde der Vorläufer seines Todes. Es ist sicher ein Verlust für die Wissenschaft, daß er, der gründliche anatomische Studien mit medicinischem Wissen verband, und was wir noch höher anschlagen, weil es seltner ist, in seinen Mittheilungen wahr blieb, das beabsichtigte Werk nicht ausarbeiten und seine reichhaltige pathologische Anatomie nicht vollenden konnte. Die Lehre der Pathogenie hat nur von solchen Männern Begründung und Erweiterung zu erwarten, welche durch productive Geisteskraft oder durch selbständige Untersuchungen den Vorgang des Erkrankens in seiner weitesten Erstreckung zu begreifen und darzustellen vermögen. Daß aber unserm Verf. die Anforderungen einer wissenschaftlichen Pathologie nicht fremd waren und daß er ihnen durch eigene Nachforschung in der kranken Natur selbst zu genügen strebte, davon lieferte seine Monographie über den sympathischen Nerven den Beweis. Wie früher, so betrachtet er auch in dem vorliegenden Versuche das Nervensystem als den Repräsentanten der Grundkräfte des Organismus und als den Wächter der Gesundheit.

Eine imponderable Substanz ströme aus den Leitern der Nervenkraft aus und verbreite sich in die feinsten Theile. Die Bewegung erfolge entweder durch einen bestimmten Impuls, oder unbemerkt in Folge der anhaltenden Strömung, und dieses sey die Innervation. Der Einfluß dieser Kraft erstrecke sich leichter auf diejenigen Theile, deren Molecüle weniger zusammenhängen, also auf die flüssigen, dann auf die festweichen und erst hierauf auf die harten. Nach der Capacität des Nervenfluidums und der Phänomene der Innervation scheint ihm folgende Reihenfolge der Gebilde die natürlichste: Blut, Saamen, Serum, die Flüssigkeiten im Digestionsapparate, nämlich Speichel, Magensaft, Galle; Milch; die Transpirationsmaterie der Haut und der Lunge; die Nervenpulpe, das Schleimgewebe, Zellgewebe und die serösen Membranen, die Muskeln, das Knochengewebe, das fibröse und cartilaginöse Gewebe.

Das Volumen des Bluts werde augenblicklich durch den Einfluß der Affecte vermehrt. Daher und aus der Trennung der Blutkörperchen, vermöge der Repulsivkraft, von einander (Prévost und Dumas in der Biblioth. univers. Sciences et arts. T. 17. 1821. p. 294) erkläre sich die Turgescenz. Jede Verdunstung des lebenden Körpers komme durch den Einfluß der Innervation zu Stande; sie geschehe um so kräftiger, wenn der Impuls von einem afficierten Centralorgane des Nervensystems ausgehe; und so lasse sich die Mittheilung der Ansteckung erklären. Die Vitalität des Contagiums komme hauptsächlich in Betracht. Wenn dieses auf das Nervensystem unmittelbar wirke, so breche die Krankheit plötzlich aus; werde aber das Blut mit dem Ansteckungstoffe imprägniert, so vergehe erst einige Zeit, und dieß sey die période d'incubation.

Mit Vallemand (rech. anat. et path. sur l'encéph. Lettre 7. p. 147) ist er geneigt, die Nervenflüssigkeit für eine bloße Modification des electrischen und galvanischen Fluidums zu halten. Darin findet er einen Anhaltspunct für das Verhältniß, welches zwischen dem Nervensysteme und der Atmosphäre obwalte.

An diese Bordersätze, gegen die gar Mancherley zu erinnern wäre, wollen wir unsers Verfs. Eintheilung der Krankheiten anreihen. Die gewählten neuen Namen werden am wenigsten Billigung finden.

I. Wenn die Nervenkraft erhöht, geschwächt oder verkehrt sich äußere, so bilde sich die Krankheitsclassen der Neurosen; nämlich erhöht: Epilepsie, Tetanus, Neuralgie, delirium tremens, Keichhusten, Satyriasis, Hysterie; geschwächt: Ohnmacht, Schlagfluß, Lähmung, Heimweh; verkehrt: Gemüthskrankheiten, Weitzanz, Hypochondrie, Wasserscheu, Brustbräune, Harnruhr. II. Wirke die Innervation auf das Blut, modificiere sie dessen Zusammensetzung und Lebenskraft, so werde sie hematique, und bereite durch Umänderungen dieser Flüssigkeit Gegenstände der Hémopathie, nämlich erhöht: Plethora; geschwächt: Blutlosigkeit, aufgelöster Zustand des Bluts; verkehrt: Umänderungen durch Leidenschaften, Gifte, Ansteckungstoffe. III. Errege die Nervenkraft das Blutssystem als Kreislaufapparat, so sey sie angio-cardiaque; mindere sie die Bewegung des Blutsystems und verändere sie zugleich die thierische Wärme, so entstehe das Fieber: Angioses, und zwar erhöht: eintägiges, entzündliches, gastrisches, gallisches, Schleimfieber; geschwächt: Faulfieber; verkehrt: Gehirn- und Unterleibstypus, Wechselfieber, Blattern, Masern, Scharlach, Friesel. IV. Außere sie

ihre Macht auf das Capillargefäßsystem und auf die aushauchenden Gefäße, so bilde sie die *Télangioses*, welche als gehinderte oder als vermehrte Thätigkeit auftreten. Die erstere veranlasse die Unterdrückung der Ab- und Aussonderungen, die andere die Profluvien. V. Erstrecke sich die Innervation der Capillargefäße auf das in ihnen enthaltene Blut, so entstünden Entzündungen, *Hémotélangioses*. Als verkehrte werden aufgeführt: die böse Blatter und die sogenannten unreinen Entzündungen. VI. Verursache sie durch die absorbierenden Capillargefäße eine Unregelmäßigkeit in der Circulation der Lymphe, so bilde sie die lymphatischen Krankheiten. VII. Störe sie den Ernährungsproceß, so bedinge sie Krankheiten aus anormaler Plasticität oder die organischen Krankheiten, nämlich Hypertrophie, Atrophie und Neubildungen. VIII. Dehne sie ihren Einfluß auf die ganze Oeconomie, auf die flüssigen wie auf die festen Theile aus, so erzeuge sie die constitutionellen Krankheiten.

Von dieser Theorie macht er eine etwas ausführlichere Anwendung auf drey Krankheitsformen, nämlich auf die orientalische Cholera, auf den Typhus und auf das intermittierende Fieber. Von letzterem sucht er zu zeigen, daß es seine Wurzeln in dem Nervengeflechte der Leber und Milz habe; der Typhus sey *une affection aiguë des centres nerveux*.

Das Resultat über das Wesen der Cholera, welches er mit der Commission der königlichen Academie der Medicin in Paris in einem eigenthümlichen Angriffe der Unterleibs-Ganglien vermittelst eines Ansteckungstoffes findet, ist längst in einer deutschen Schrift, gestützt auf eine Analyse der Krankheitserscheinungen, mitgetheilt worden.

L e t p z i g.

Bey Breitkopf. Kritische Versuche über die öffentlichen Rechtsverhältnisse in Deutschland, seit der Mitte des Jahr's 1832 von Dr. Wurm, Prof. zu Hamburg 1835. VI u. 390 S. 8.

Eine Sammlung von Aufsätzen über die wichtigsten Gegenstände des öffentlichen Rechts in Deutschland, welche der Verf. dem unvermeidlich frühen Verschwinden in einer Zeitschrift, zu entziehen sucht. Ihr Untergang in der Fluth der Tagesblätter würde in der That der Ausbildung und Verbreitung politischer Einsichten sehr nachtheilig seyn: indem jede von diesen Abhandlungen zwar nur einzelne Fragen und Aufgaben des deutschen Staatsrechts betrifft; die ganze Reihe derselben aber fast das Ganze auf eine ungezwungene Art umfaßt. Das deutsche Staatsrecht hat sich eben in der kurzen, in der Uebersicht angegebenen, Periode, mit großer Schnelkraft entwickelt: und diese Aufsätze enthalten daher zugleich eine Geschichte der ganzen innern Thätigkeit der Nation, ein Gemählde des leidenschaftlichen Strebens der Parteyen, und der unseligen Folgen der Fehler, die sie begangen haben. Es kommen hier, die Bundesacte und die Auslegung derselben, die Constitutionen einzelner Länder, die Handelsverhältnisse und der Zollverband, das Interesse des Buchhandels und die Preßfreyheit, die Verirrungen der Jugend und die Universitäten, an die Reihe, dargestellt und geprüft zu werden.

Daß alle diese Gegenstände in der Gestalt einer Beurtheilung einzelner Schriften abgehandelt werden, welche durch ihren Inhalt, ihren Ton, oder durch ihre besonderen Veranlassungen merkwürdig sind, hat eigne Vortheile.

Wer mit allgemeinen Grundsätzen und Ideen anhebt, sie wissenschaftlich ausführt, und mit dem ganzen Reichthume vielumfassender Kenntnisse und Erfahrungen erläutert, nöthigt seinen Leser sich auf eine Höhe zu erheben, von welcher sich ihm eine Aussicht über das weite Feld der Speculation und der Geschichte eröffnet. Solcher Anstrengung sind doch nur Wenige fähig. Der Schriftsteller hingegen, der vom Einzelnen ausgeht, dieses in allen Beziehungen zeigt, und durch den Zusammenhang mit verwandten Gegenständen in die ganze politische Wissenschaft einführt, leitet auf einem leichten und bequemen Wege eine Höhe hinan, auf welcher sich der Gesichtskreis unerwartet erweitert.

Solche Spaziergänge sind, oder scheinen vielmehr, die hier vorliegenden Aufsätze. Der Intention gemäß, ist der Ton stets ernsthaft aber nicht feyerlich, und der Ausdruck gemäßigt, auch wo der Sinn noch so entschieden hervortritt. Daneben ist der Vortrag ganz frey von der Manier, die immer mehr Ueberhand nimmt, und eine unerläßliche Bedingung des allgemeinen Beyfalls zu werden drohet. Es ist hier kein Bestreben, so viel als nur immer möglich herbeizuziehen, und mehr zu umfassen, als dem Zwecke gemäß ist, den Leser zu zerstreuen und zu verwirren: nichts von der verderblichen Sucht, lieber anzudeuten als auszusprechen, mit fremdartigem Schmucke zu überladen, und nur in einem Nebel durchscheinen zu lassen, was besser am offenen Tage gezeigt würde, und in der unsichern schwebenden Zeichnung leicht falsche Vorstellungen erregt.

Der Verf. hat das Buch seinem Freunde Pfizer zugeeignet, dessen Schriften, wenn auch nicht von gleicher Tendenz, doch in Vortrag und Sprache ähnliches Lob verdienen. Hr. Professor

Wurm erklärt in der Vorrede, er habe sich zum Gesetze gemacht, dem bestehenden Rechte, und den Entwürfen der Machthaber, ja auch selbst ihren zweydeutigen Handlungen, nicht den Krieg zu erklären, sondern vielmehr das Gute, Gerechte und Wohlthätige, das darin liegen kann, auszubilden, dieses festzuhalten, und immerfort darauf zu verweisen. Eine auffallende Anwendung von diesem Grundsatz macht er auf die Censur, von der er rühmt, sie diene auch dazu, jeden Schriftsteller daran zu erinnern, daß er nie die Besonnenheit verliere, und jeden Ausdruck sorgfältig abwäge. Eine Lehre, die auch den Besten unter uns nie Schaden kann. Gleich darauf charakterisiert der Verf. die jetzige von leidenschaftlich verblendeten Parteyen zerrissene Zeit, durch eine glückliche Anwendung eines sehr bekannten Sinnspruchs: *quicquid delirant reges, plectuntur Achivi*. Man kann es umkehren, sagt Hr Prof. Wurm: *quicquid delirant Achivi, plectuntur reges*. Was auch immer im Volke gesündigt werden mag, — die Regierungen sollen die Schuld tragen: daher so viel Haß und Mißtrauen: aber auch — muß man hinzufügen — Reaction, denn das *plectuntur* hat auch noch einen anderen Sinn. Durch Alles was im Volke gesündigt wird, leiden die Fürsten nie mehr, als wenn sie dadurch zu falschen Maaßregeln verleitet werden. Alle einzelnen Aufsätze der vorliegenden Sammlung gehen von der Ansicht gegenwärtiger Zustände und Verhältnisse, Bedürfnisse und Bemühungen aus: und bey dieser Behandlung zeigen sich deutliche Spuren der Weise, wie die Denkart des Verfs. über politische Gegenstände gebildet worden. Er verdankt sie zum Theil einem mehrjährigen Aufenthalte in England, daß er nicht als ein wißbegieriger Reisender gesehen, sondern wo er in und mit der Nation gelebt, und

so die eigenthümliche Richtung des Geistes kennen gelernt hat, worauf die Ueberlegenheit ihres politischen Characters beruhet. Die Bekanntschaft damit gibt zunächst allen Arbeiten des Prof. Wurm, worin britische Angelegenheiten berührt werden, einen eigenthümlichen und ausgezeichneten Werth. Aber der englische Geist ist auch an sich selbst in ihn übergegangen, und diese Infusion von englischem Blute ist dem deutschen Politiker sehr vortheilhaft. Gleich dem den englischen geht er zunächst von der wirklichen Welt aus, und verliert nie die Anwendbarkeit eines Grundsatzes, die Ausführbarkeit eines Gedankens, aus den Augen. Der ruhige und sichere Ton des Vortrags, und die anständige Freymüthigkeit in der Aeußerung edler Gesinnungen erinnern an die besten englischen Schriftsteller. Eine Sympathie mit britischer Gesinnung hat sich in ihm um so mehr ausbilden können, da er in dem republicanischen Hamburg lebt, und (gleich dem unvergeßlichen Büsch) nicht bloß als Beobachter, sondern als warmer Theilnehmer an diesem Staate, der als Mitglied des deutschen Bundes doch auch in mannigfaltigen Verbindungen mit monarchischen steht; und eben diese Stellung gibt dem Urtheile des Prof. Wurm über allgemeine deutsche Angelegenheiten ein eigenes Interesse.

Eine speciellere Anzeige des Inhalts würde hier nur zwecklos einige Seiten füllen, oder zu Erörterungen führen, die für diese Blätter viel zu weitläufig seyn müßten. Statt dessen wollen wir mit einer Bemerkung schließen, zu welcher der Ueberblick so vieler großen und mannigfaltigen Gegenstände der vorliegenden Abhandlungen Anlaß gibt, und welche den bleibenden Werth der Sammlung bezeichnen wird. Seit 1832 sind

alle Regierungen von Europa bemüht, den Frieden unter sich zu erhalten. Dieses Bestreben macht den ausschließlichen Zweck, den leitenden Gedanken aller Verhandlungen unter ihnen aus. In ihm liegt der Schlüssel aller ihrer offenbaren und geheimen Schritte gegen einander, die Aufgabe des Schachspiels der sogenannten diplomatischen Züge und Scheinzüge. Doch hat die Geschichte der Völker in diesem, nur durch einzelne Bewegungen der Wasser unter der Oberfläche gestörten friedlichen Zustande, einen weiteren Weg zurückgelegt, als sogar in einem gleichen Zeitraume des Napoleonischen Sturmstrettes. Man sehe auf diesen Weg zurück, und vergleiche das Deutschland des Jahrs 1832, da Hr Professor Wurm anfing, darüber zu schreiben, mit dem Schlusse der kurzen Periode, und man wird gestehen müssen, daß sie dem Geschichtschreiber einen reicheren Stoff darbietet, als alle Erzählungen von Kriegen und Heldenthaten. Jene Geschichte findet der Leser in dem vorliegenden Buche, und mag darüber nachdenken.

Es ist sehr zu wünschen, daß Hr Prof. Wurm nicht durch seine Arbeiten über die englische Geschichte, wovon so viel zu erwarten ist, verhindert werde, auch die fernere Entwicklung der staatsrechtlichen Geschichte seines Vaterlandes in eben dem Geiste zu beachten und zu erklären, in welchem die hier angezeigten Schriften geschrieben sind.

G e t t i n g e n
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

169. Stück.

Den 26. October 1835.

P a r i s.

Examen critique de l'Histoire de la Géographie du Nouveau Continent et des progrès de l'Astronomie nautique dans les 15 et 16me siècles, par Alexandre de Humboldt. Auch unter dem Titel: Atlas géographique et physique des régions équinoxiales du Nouveau Continent, fondé sur des observations astronomiques, des mesures trigonométriques et des nivellemens barométriques, par Alex. de Humboldt. Librairie de Gide. 1814 — 34. Erste Lieferung des Textes. Groß Folio.

B e r l i n.

Kritische Untersuchungen über die historische Entwicklung der geographischen Kenntnisse von der neuen Welt und die Fortschritte der nautischen Astronomie in dem 15ten und 16ten Jahrhundert von A. von Humboldt. Aus dem

Französischen übersetzt von Doctor Jul. Ludw. Ideler. Erster Band. Erste Lieferung. 1835. 192 S. in 8. In der Nicolaischen Buchhandlung.

Zu den schönsten Rückblicken auf die Geschichte der Menschheit wird für immer die Betrachtung gehören, wie die Entdeckung der Fahrt um Africa herum und die noch einflußreichere Americas den Schleyer hoben, welcher die Menschheit von Erkennung ihres gesammten Erbtheiles zurück gehalten hatte. Wäre der noch immer unerschöpfte Reichthum eigenthümlicher Erscheinungen, welche die Wissenschaft und die Phantasie der alten Welt neu belebt haben, viel geringer gewesen, als er es ist, so müßte doch schon die Gewißheit über Gestalt und Begrenzung der Erde, sofern diese von aller übrigen sie begleitenden Erkenntniß zu trennen ist, als der größte Gewinn für den Menschen angesehen werden, der seinem Muth in der Erkenntniß irdischer Dinge keine unübersteigliche Grenzen mehr gesteckt sieht. Die Aufmerksamkeit auf die Begebenheiten jener Entdeckung, auf die Ursachen welche sie beförderten oder bisher verhinderten, wird gesteigert, wenn wir ins Auge fassen, in wie kurzer Frist die neue Welt europäisiert ist und wie sehr diese auf Europa zurückgewirkt hat, während die Bewohner der früher civilisierten Welttheile ihren eigenthümlichen Character viel mehr bewahrt haben, ohne ihn jedoch auf Europa übertragen zu können. Niemand mußte zu diesem Gegenstande und den ihn begleitenden Untersuchungen mehr sich hingezogen fühlen, niemand kann durch seine genauen Anschauungen der geschichtlich wichtigsten Gegenden des neuen Continentes, mehr noch durch den erreichten Höhepunct in den vielseitigsten wissenschaftlichen Forschungen befähigter erscheinen der Geschichts-

schreiber der neuen Welt zu werden, als jener Mann, dessen Name den Ruhm des Pythagoras und des Herodot zu vereinen berufen scheint.

Alexander von Humboldt ist durch seine Reise nach Asien und die durch dieselbe bey ihm erweckten Ideenverbindungen von der Ausführung seines längst beabsichtigten ausgedehnten Werkes über die Geschichte der beiden Hälften von America abgezogen worden, was wir als unerseßlichen Verlust für die Wissenschaft betrauern müßten, wenn nicht gerade Humboldts Geist und Persönlichkeit so viele treffliche Forscher auf den von ihm ausgewiesenen Bahnen erweckt hätte, wenn wir nicht zu den kühnsten Erwartungen auf die Ergebnisse seiner neuen Forschungen berechtigt wären, wenn endlich Humboldt selbst nicht dasjenige was ihm von jenen früheren Untersuchungen von größtem und allgemeinsten Interesse erschien, in einem Werke seinen Zeitgenossen zu übergeben sich entschlossen hätte, dessen Anfang uns jetzt dargeboten ist, über welchen wir hier kurz zu berichten haben.

Herr von Humboldt, nachdem er in der Einleitung die sehr großen Vortheile andeutet, welche die Entdeckung Americas der Wissenschaft, in ihren Keimen wenigstens, schon seit ihren ersten Jahren bey den für dieselbe reiferen und wie durch einen electricen Schlag zur freudigsten erwartungsvollsten Theilnahme entzündeten Geistern unter Columbus Zeitgenossen brachte, und besonders die raschen Verbesserungen der Land- und Seekarten, so wie der practischen Schifffahrtskunde seit jener Epoche hervorhebt, gibt uns die Abtheilungen seines neuen Werkes folgendermaßen an: 1) von den Ursachen, welche die Entdeckung der neuen Welt vorbereitet und herbeygeführt haben; 2) von einigen Thatsachen,

welche sich auf Christoph Columbus und Amerigo Vespucci, so wie auch die Data der geographischen Entdeckungen beziehen; 3) von den ersten Staaten der neuen Welt und von der Epoche, in welcher man den Namen America vorgeschlagen hat; 4) von den Fortschritten der nautischen Astronomie und Kartenzeicherkunst in dem funfzehnten und sechzehnten Jahrhundert. Die vorliegende Abtheilung dieses Werks, welches das Glück gehabt hat einen würdigen und kenntnißreichen Uebersetzer in dem Verfasser der Meteorologia Veterum zu erhalten, liefert uns den größten Theil des ersten Abschnittes.

Die Aufgabe dieser mit so viel Geist als umfassender Gelehrsamkeit geschriebenen Abhandlung besteht zunächst in der Erforschung und Erörterung aller richtigen so wie irrigen, im Gewande der Wissenschaft oder der Mythe, auf uns gelangten Ansichten der Zeiten vor Columbus, welche ein bewohntes Land außer der ihnen bekann- ten Welt andeuteten; ferner in der Nachweisung, wie diese Ansichten aus den Schriften der Griechen und Römer traditionell sich durch das Mittelalter fortpflanzten, durch Araber und einige abendländische Gelehrte ausgebildet und erweitert wurden; endlich die aus diesen so wie jenen hervorgegangenen verschiedenen, von einander sehr abweichenden Gründe, welche Columbus zu verschiedenen Zeiten für sein Unternehmen hatte oder auch gegen andere vorschützte. Da jene in dieser Untersuchung ihr vorzüglichstes Interesse durch ihren Einfluß auf die Ansichten des Columbus und seiner Zeitgenossen erhalten, so geht der Vf. von ihnen aus und führt sie später auf ihre ersten Urheber zurück. Es folgt aus dieser Darstellung unwiderleglich, daß wenn Columbus auch in späteren Jahren, von der Größe seiner eigenen

Entdeckung geblendet, sich selbst lediglich als das Werkzeug zur Erfüllung der Prophezyung des Jesaiäs betrachtete und an dieselbe seine Berechnungen und Weissagungen über den im Jahre 1656 bevorstehenden Untergang der Welt knüpfte, er dennoch vor der Entdeckung nicht von tollkühnen Plänen bewegt, sondern durch die Kenntnisse der gelehrtesten Zeitgenossen und zwar; wie Columbus sagt, 'Geistlichen so wohl als Layen, Lateinern so wohl als Griechen, Juden so wohl als Arabern und von unzähligen andern Secten' geleitet sey und zu diesen Zwecken und zur Bereicherung eigener Anschauungen und Erfahrung ehe er aus der Rhede von Rio do Saltos für vermeintlich kurzen Fahrt nach Ajiar oder dem Lande der Spezeren gen Westen absegelte, bereits vierzig Jahre die damals bekannten Meere alle befahren habe.

Aus den zahlreichen Hinweisen und kritischen Erklärungen über die Lebensumstände des Columbus so wie seine Kenntnisse heben wir hier die Bemerkung hervor, daß er vorzüglich durch das im Jahre 1410 verfaßte Werk des Cardinals Pierre d'Ailly Imago Mundi geleitet wurde. Die kosmographischen Ansichten dieses Werkes machte er sich so sehr zu eigen, daß er nicht nur mehrere Stellen desselben in seinen Profecias ausschrieb, sondern auch in dem aus Haiti im Jahre 1498 an die spanischen Monarchen gerichteten Briefe aus demselben die Erörterungen über den angeblich geringen Umfang des Meeres aufnahm; welche Humboldt zugleich als aus dem von Cardinal d'Ailly nie genannten Opus majus des Franciscaners Roger Bacon (1297) von jenem wörtlich entlehnt nachweist, so daß es die Worte dieses so hoch über seiner Zeit stehenden Mannes sind, welche den Columbus ohne sein

Wissen leiteten, so daß also die Gedanken des tief forschenden einsamen Mönches unverloren nach zwey Jahrhunderten die goldenen Früchte des gediegenen Saatkornes ihrer Verheißung trugen.

Daß zu den früheren Reisen des Columbus auch die nach Island oder den Färöer Inseln unternommene gehört habe, erwähnt Humboldt, doch, wenn wir nicht mißverstehen, als ihm selbst zweifelhaft. Es ist bekannt, daß Don Fernando Columbus in der Vida del Amirante aus dessen handschriftlicher Abhandlung über die fünf bewohnbaren Zonen berichtet, daß sein Vater im Februar des J. 1477 die Insel Thyle oder Friesland, deren Hafen damals nicht zugefroren gewesen, besucht habe, welche unter den 63° nördlicher Breite gesetzt werde, aber unter dem 73° n. B. läge, und wohin Kaufleute aus Bristol und andere Engländer ihre Waaren verschiffen. Es ist für die Beurtheilung des Columbus höchst lehrreich zu erfahren, ob unter jenem Lande wirklich Island gemeint sey, in welchem schon früh Belohnungen auf Entdeckungsreisen nach dem Westen hin bestanden, wie wir aus den kürzlich in der Ausgabe der Gragas bekannt gemachten Privilegien der Norwegischen Könige für die Isländer erfahren, wo Winland wohl bekannt war und zahlreiche Sagen von Seereisen nach dem Westen sich im Munde des Volkes erhielten. Das Schweigen des Columbus über dasjenige, was er in Island vernommen, läßt sich genügend daraus erklären, daß er daselbst nichts von dem Wege nach seinem gesuchten Lande der Specereyen vernahm, und später die Beziehungen des von ihm gefundenen Landes zu dem den Isländern bekannten Lande nicht ahnte. Die irrige Angabe der nördlichen Breite kann auf einer nicht seltenen Verwechslung des

Zahlzeichens LXIII (63½) beruhen. Wir verdanken der lehrreichen Abhandlung des gelehrten Geh. Archivarius Finn Magnussen über die Fahrt der Engländer auf Island im 15ten Jahrhunderte mit Hinsicht auf die vermuthliche Reise des Columbus (Nordisk Tidsskrift for Oldkyndighed. Bd. II.) die Nachricht, daß der Winter des Jahres 1477 in Island so mild war, daß im März kein Schnee im Norden der Insel gelegen habe und also die Häfen im Süden im Februar von Eis befreit gewesen seyn können. Der Name Thyle und Thule wird im Mittelalter so entschieden für Island gebraucht, wie aus Beda, Adam von Bremen, Saxo Grammaticus und selbst den Zweifeln des Norwegischen Mönches Theodorich sich ergibt, daß hier an eine andere Deutung desselben nicht zu denken scheint. Auch ist bekanntlich der Handel der Engländer nach Island sehr alt. Außer zahlreichen Spuren des früheren Verkehrs, vermuthlich schon in der angelsächsischen Periode, urkundlich nachzuweisen im Jahre 1224, bemerken wir, daß, obgleich der Handel nach Island den Engländern im Allgemeinen untersagt war, dennoch William aus dem in der Geschichte des Bürgerstandes schon im Mittelalter berühmten Geschlechte Canning aus Bristol im Jahre 1450, und einige Kaufleute aus Hull im Jahre 1456 auf sieben Jahre von dem Könige von Dänemark Seepässe nach Island erhielten. Eine gleich den letztgedachten zu Hamburg vorhandene Urkunde weist uns nach, daß im Jahre 1475 Kaufleute aus Bristol nach Island gesegelt waren, von deren dort entsponnenen Streitigkeiten mit den Hanseaten das Ueberleben in den Archiven sich erhalten hat.

Mit reichem Schmucke classischer Gelehrsamkeit

und vielen eigenthümlichen Erläuterungen werden die hier in Betracht kommenden Lehren der physischen Geographie der Griechen auseinandergesetzt. Die Kunde von der Kugelgestalt der Erde, welche schon die Pythagoräer lehrten, ist von ihren Zeiten her nie ganz verdrängt worden und die entgegen gesetzten Ansichten einiger Kirchenväter haben keine Wurzeln geschlagen. Hier haben wir jedoch einige nähere Nachweisungen ungern vermisst, besonders hier, wie in der übrigen Abhandlung, den Namen des Beda, theils weil seine Werke beweisen, daß viele Gelehrsamkeit der Alten, deren Erhaltung zunächst der Vermittelung der Araber zugeschrieben wird, im westlichen Europa nie ganz verloren war, theils weil seine Werke vor allen andern ein Gemeingut des mittelalterlichen Europa bald wurden, und lange blieben. Von der Kugelform der Erde bey ihm s. de natura rerum c. 46. Auch des Martianus Capella, dessen Werk zu den meist benutzten des Mittelalters gehörte, wird nicht gedacht. Entschiedene Aeußerungen über die Kugelform der Erde bey andern Schriftstellern, wie bey Adam von Bremen (de situ terrarum septentrionalium c. 37) scheinen uns nicht zu übersehen, besonders weil deren Häufigkeit auf allgemeine Verbreitung dieser Ansicht auch außerhalb des Kreises der Gelehrten schließen läßt.

(Der Beschluß im nächsten Stück.)

G e t t i n g e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

170. 171. Stück.

Den 29. October 1835.

P a r i s.

Beschluß der Anzeige: Examen critique de l'Histoire de la Géographie du Nouveau Continent et des progrès de l'Astronomie nautique dans les 15 et 16me siècles par Alex. de Humboldt. etc. etc.

Die Ansichten von den Zonen und den bewohnbaren Gegenden der Erde, so wie den Antoiiken und den Antipoden sind, da sie unmittelbar auf das verborgene Ziel hinweisen, sehr sorgfältig erörtert, sodann die Ansichten über die Ausdehnung des Oceans, die Lage des Paradieses bey dem Cosmas Indopleustes, dessen christliche Topographie durch viele Fabeln hindurch zuerst richtige Ansichten über die Küsten von China und Indien verbreitete, ferner die Nachrichten vom dunkeln atlantischen Meere. Eine Stelle, in welcher Manilius im Astronomicon das Bewohntseyn der den unsrigen entgegen gesetzten, durch Gewässer getrennten Länder ausspricht, hätte vielleicht verdient bemerkt zu werden, da dieser Dichter im

Mittelalter nicht unbeachtet blieb und jene Ansicht, die Bewohnbarkeit der südlichen Zonen selten, das wirkliche Bewohntseyn aber von Albert dem Großen, zuerst und zwar bis zum 50sten Grade südlicher Breite, behauptet scheint*). Beda führt an einer Stelle (de tempor. ratione c. 32) das Vorhandenseyn von Antipoden der gemäßigten Zonen als durchaus neu erwiesen an; an einer andern Stelle (de elementis philosoph. l. IV) spricht er von den Antipoden unserer nördlichen gemäßigten Zonen, welche jedoch im Norden durch die Kälte, im Westen und Osten durch die Fluthen von uns getrennt seyen. Alle Sagen welche den Glauben an das Vorhandenseyn der Antipoden bestätigen und zeigen, wie die gesündere Ansicht gegen die der Kirchenväter bey dem Volke durchdrang, scheinen uns daher in dieser Untersuchung nicht ganz mit Stillschweigen übergangen werden zu dürfen; selbst wenn sie in so abenteuerlichem Gewande erscheinen, als die vom Hirten, welcher die im Winter verlorene Heerde bey den Antipoden und bey diesen den Sommer fand (Gervas. Tilbur. Otia imperial. c. 45).

Nicht minder möchten wir der Sage von dem mit der Ausbreitung der geographischen Kenntnisse weiter gen Norden hin versetzten Geliberz

*) Da Hr v. S. einigen Werth auf das Alter der Tanstetterschen Ausgabe des liber cosmographicus de natura locorum des Albert legt, so erlauben wir uns zu bemerken, daß es eine noch ältere als die von ihm angeführte gibt, nämlich die editio princeps Wien 1514. in 4., wo Tanstetter's Vorrede von Wien 1513 November datirt ist. Die auf Vespucci bezügliche Randglosse findet sich hier nicht als Verwunderung über eine erfüllte Prophezeihung, sondern lediglich als hinweisende Bemerkung: *Ecce conclusum ultra equinoctialem 50 gradibus terram esse habitabilem, quam V..... invenit et descripsit.*

meer, Libbersee, mare pigrum, einige Aufmerksamkeit gönnen, da sie einerseits von dem Interesse zeugt, welches die nordwestlichen Gegenden erweckten (Schol. 100 ad Adam Bremens. Hoffmann Althochdeutsche Glossen S. 8. Dessen Meringarto S. 11), anderseits als ein Hemmniß betrachtet werden müssen, welches den aufstrebenden Gedanken entgegen gestellt wurde. Zu diesen Schrecknissen des Seefahrens im unendlichen Ocean gegen Westen gehört auch der Strudel, der Nabel des Meeres genannt, durch dessen Einziehen und Ausschütten des Wassers die Fluth und Ebbe des Meeres entstanden (Paul. Diacon. de gestis Longobard. c. 6). In etwas späterer Zeit finden wir dieselbe Sage bey den kühnen friesischen Seemännern (Adam. Bremens. c. 247), so wie die bekanntere vom Wohnsitz des Gerythus, welche Sagen dadurch an Bedeutsamkeit etwas gewinnen, daß sie zu einer Zeit berichtet werden, wo Island wohl bekannt und viel besucht war.

Ausführliche Erläuterung erhalten die Stellen der alten Schriftsteller, welche nach der Angabe der Vida del Amirante den Columbus bestimmten die Entdeckungreise zu wagen, zu denen auch die von demselben häufig angeführte bekannte Stelle des Tragikers Seneca gehört. Die viel besprochene Atlantis ist Humboldt geneigt als historisch anzusehen, und wenn die Atlanten gleich später in das nördliche und westliche Asien gesetzt wurden, ursprünglich am Atlas-Gebirge und ihr versunkenes Land in der vulcanischen Umgegend des Triton-Sees im nordwestlichen Africa, so wie hierin die historische Begründung der Mythe von der alten Westgrenze der bekannten Welt zu suchen.

Diese Zeilen mögen hier für jetzt genügen. Hoffentlich wird bald das Erscheinen der folgenden Lieferungen auch uns die angenehmste der

Aufgaben bereiten, vom wichtigsten welthistorischen Stoffe, durch die kundigste Hand mit seltenster Bereinigung historischer und naturwissenschaftlicher Kenntnisse bearbeitet, Kunde zu geben.

J. M. E.

E b e n d a s e l b s t.

Chez Levrault: Histoire des Vaudois des vallées du Piémont, et de leurs colonies depuis leur origine jusqu'à nos jours, par Alexis Muston, des vallées vaudoises, Docteur en théologie. Tome premier. 1834. XX u. 527 S. in 8.

Die Waldenser haben in der neuesten Zeit so zahlreiche historische Behandlungen erfahren, daß man ihre Schicksale gegenwärtig wirklich als ein Lieblingssthema der geschichtlichen Forschung betrachten darf. Und in der That ist ihre Stellung innerhalb der Kirche seit dem 12. Jahrhundert auch so bedeutsam, ihr Zeugniß für evangelische Wahrheit, die ihnen aufgegangen war, so anziehend und erfreulich, dabey ihr Geschick so überreich an Märtyrerruhm, da man sie ja durch weite Strecken Europas bey nahe nur an den Blutspuren verfolgen kann, die sie verfolgt und gehezt von dem Fanatismus der Inquisitoren zurückließen: kurz in dieser kirchlichen Einzelheit wiederholt sich nicht allein die Geschichte der kämpfenden Wahrheit überhaupt, sondern die des Evangeliums insbeson dere so bestimmt, daß man an ihnen gleichsam den Microcosmos der evangelischen Geschichte zu erfassen vermag. Schon die so gewaltig von einander abweichenden Resultate der Forschung und der Berichte der Historiker lassen errathen, daß es sich hier gleichsam um ein geschichtliches Geheimniß handelt, dessen volle Erforschung durch die Mär-

tyrerkrone, die auf demselben ruhet, theils verhin- dert, theils aber auch nur um so mehr angefeuert wird. Un und für sich bietet schon die Keherge- schichte des Mittelalters höchst interessante Ansichten dar, wie mitten durch die Jahrhunderte der vollen- detsten Hierarchie, wo Staats- und Hausleben beynabe gänzlich in das Kirchenthum verschlungen war, wo eine übermächtige Geistlichkeit die euro- päische Menschheit gefesselt hielt, dennoch sich ein Princip des Widerspruchs gegen diese Macht er- hebt, das unter den Augen der Hierarchen sich bil- det, seine Wurzel und Verzweigungen im Oriente fortwährend beybehält, und doch seine Aeste über Italien, Deutschland und Frankreich bis nach Spanien hinüber rankt, das wiederholt erdrückt und zertreten von brutaler Gewalt, jedesmahl in den Gemüthern des Volks eben durch seine eigene Keinheit, und durch die Verworfenheit der Hie- rarchie neue Nahrung findet, und so seine Stimme stets neu erhebt, bis endlich, was vielfach ver- geblich versucht war, nach Abwerfung alles Ueber- spannten und Unklaren, im Anfange des 16ten Jahrhunderts in der Doppelreformation Deutsch- lands und der Schweiz gelang. In diesem so bewegten Gemälde der sogenannten Keheren des Mittelalters sind nun aber gleich anfangs zwey Richtungen zu unterscheiden, die zwar am Ziele einander die Hand bieten, nämlich über den Trüm- mern der päpstlichen Lehre und Macht, die aber in der Art wie sie darnach streben, von einander nicht minder abweichen, als von dem gemeinschaft- lichen Feinde, den sie bekämpfen. Die eine Rich- tung, wir wollen sie die catharische nennen, trägt ihren orientalischen Ursprung unverkennbar an sich, nicht allein durch Dogma und Sitte, da sich an beiden zu deutlich manichäisch = dualistische, wie allgemein gnostische Spuren entdecken lassen, deren

Production nie dem Abendlande nachgewiesen werden kann; sondern auch historisch läßt sich ihr Uebergang von Osten nach Westen nachweisen, erst als Paulicianer und Bogomilen in die Europäischen Besitzungen des Griechischen Kaiserthums, dann von hier durch Bulgarien, Dalmatien in den weiteren Westen. Ihre dualistische Lehre von Gott, ihre darauf gegründete Sitte in Verwerfung der Ehe, des Fleischessens, ihre zur Vertheidigung dieser Sätze nöthig gewordene allegorische Interpretation der Schrift, eine geordnete Hierarchie, die sich in einzelnen, aber sehr bestimmten Zügen nachweisen läßt, der gewaltige Enthusiasmus, zu dem sie ihre Anhänger anleitet, stellt sie in den schroffsten Widerspruch gegen die catholische Hierarchie, und macht sie zu deren gefährlichsten Feinden. Dagegen durchaus milder, nur auf Sicherstellung der Grundsätze des reinen Evangeliums bedacht, und deshalb fast ganz spirituell ist die zweite Richtung, die durchaus nur als echt abendländisches Product gelten kann. Hervorgegangen war sie unläugbar aus einem fast wunderbar durch die Zeiten der Finsterniß und gänzlichen Entwürdigung des kirchlichen Namens hindurch tönenden leisen Anklang evangelischer Lauterkeit, der sich hier und dort in bedeutsamen Symptomen kund gibt. Als eigentlich Waldensische Gestaltung dagegen entwickelt sie sich aus einem, man möchte sagen mystischen Anstoß, der sich stets in den Mönchsorden erhalten hatte, und in den gleichzeitigen Bettelorden das Mönchsthum in höherer Potenz darstellte. Gewiß war es derselbe Spiritualismus, der Franz von Assisi und den heil. Dominicus zur Entsagung alles Irdischen in einem Maße trieb, wie es die längst wieder entarteten Congregationen im Benedictinerorden nicht geleistet hatten, und der in der Seele der sogenannten Armen

von Lyon, mit Peter Waldo an der Spitze, den Kampf gegen die Entartung der kirchlichen Personen und Institute erweckte. Ein Glück darf es für die Waldensische Richtung genannt werden, daß ihr Widerspruch gegen die verweltlichte Hierarchie keine Anerkennung und Ausöhnung in Rom fand; vielleicht wäre sonst der ganze Anstoß eben so gut in das hierarchische Interesse hineingezogen, wie es mit den beiden Bettelorden gelang; so aber von Rom ausgestoßen, von der weltlichen Macht verfolgt, mußte sich der erwachte Geist in die Arme des unverdorbenen Volks flüchten, und gedieh unter dem härtesten Drucke zu jener evangelischen Lauterkeit, die wir an den Waldensern so sehr bewundern. An Kraft und Entschlossenheit zum Widerstande gab deshalb diese Richtung jener andern mehr fanatischen nichts nach, hatte aber vor ihr zugleich das Gemüthliche evangelischer Simplicität voraus. Leicht genug begreift es sich deshalb, wie diese Erscheinung von jeher die Beachtung der Geschichte auf sich gezogen, wie namentlich der Protestantismus in den Waldensern stets seine ruhmvollen Vorfahren anerkannt hat.

Der Verfasser vorliegender Schrift wird nun noch durch ein besonderes Interesse an die Behandlung der Waldensergeschichte gefesselt; er gehört selbst zu ihnen, behandelt also einen patriotischen Stoff. Allein eben deshalb ist er auch sofort in eine Richtung verfallen, die man als Erbsünde der Waldensischen Historiker aufstellen kann, in das Streben, den Ursprung ihrer Partey oder Secte nicht bloß im Allgemeinen als hangend an evangelischen Principien, sondern auch in ihrer Waldensischen Bestimmtheit, wie wir sie zu Ende des 12ten Jahrhunderts antreffen, weit über jenen historisch erweisbaren Anfangspunct, wo möglich in

die Urzeit der christlichen Kirche hinauf zu führen. Nicht genug, daß die Waldensischen Thäler das Evangelium in großer Reinheit während der finstern Jahrhunderte erhalten haben, sie sollen daßselbe auch gleich in seiner reinen Gestalt aus apostolischer Zeit überkommen, und so tausend Jahr länger bewahrt haben, als sich dafür der historische Beweis führen läßt. Das ist nun einmal die patriotische Grille, an der schon so viel historische Kunst verbraucht, und die auch als Hauptthema vorliegender Beweisführung zu betrachten ist. Wir müssen uns ein für alle Mal gegen diese Fiction erklären, und es wird nur darauf ankommen den Demonstrationen des Vf. entgegen zu treten.

Zuvörderst wird es aber nicht leicht seyn, den beweisenden Nerv in dieser Untersuchung zu treffen, weil der Vf. sich auf nichts schlechter versteht, als auf historische Beweisführung. Etwas Declamation läßt man sich bey einem Historiker jenseit des Rheins wohl gefallen, zumal wenn er als Patriot spricht; allein hier ist alles Declamation; er will nicht überzeugen, sondern überreden, erdrückt seine Leser, wo nicht mit dem Gewicht, doch wenigstens mit der Menge seiner Beweise, betrachtet es als Sache der Pietät, daß seinem Volke schon wegen der vielen Verfolgungen, die es zu bestehen gehabt für das Evangelium, auch der Ruhm eines hohen Alters zugestanden werde. Mr. Muston ist kein Kirchenhistoriker aus der alten Schule der Mauriner, die critisch streng und gewissenhaft ihre Untersuchung durchführen, sondern es ist offenbar la jeune France, die sich hier auf das historische Feld gewagt hat, und ihren Satz gleichsam im Sturm einnehmen, und mit dem Ungestüm eines Republicaners neuerer Art erkämpfen will. So kann er vor allen Dingen das Schildern nicht lassen, und bildet

sich darauf etwas Tüchtiges ein: im ersten Buche ist sein tableau des vallées nichts weniger als ein topographisch-statistischer Bericht über die Localitäten der Piemontesischen Thäler, sondern die Declamation eines Führers, der seine Begleiter mit sich auf die Berge hinaufreißt, um ihnen von dort aus das Land zu zeigen, das die Depositaire des reinen Evangeliums seit der Apostelzeit birgt. Selbst ihre Sprache, ihr Patois ist douce et le choix des mots harmonieux, weil sie von jeher dazu diente, den Herrn zu loben, weil sie geseufzt hat unter schrecklichen Martern, und deshalb conserve toujours une mélodie, qui vibre dans les autres ames (p. 4). Aehnlich seine Declamation über die erlittenen Qualen p. 62: brûlés vifs! on lit sans y penser ces expressions si courtes, qu'on est tant habitué à voir dans les martyrologes; mais conçoit on bien ce que c'est! se sentir enchaîné et la flamme vous atteindre; la peau s'écailler; la chair irritée décrépi-ter et se fendre; les muscles se tordre dans les membres; le sang faire effervescence sur les tisons lorsqu' une veine éclate; puis, enfin la mort qui vous arrive dans un air ardent et méphitique. Sollte man es nicht der Schilderung gern zugestehen, daß Menschen, die so etwas für das Evangelium ausstanden, auch historisch mit den Opfern der ersten Christenverfolgungen zusammenhängen? Sollte man nicht der erlittenen Qualen wegen ihnen gern die Ehre gönnen, die der Verf. für sie in Anspruch nimmt?

In der That auf nicht viel Besseres kommt Alles hinaus, was der Verf. zur Erhärtung seines Hauptsatzes, des hohen Alterthums seiner Glaubensgenossen, vorzubringen hat. Das nächste

Argument, auf das man überall stößt, ist Berufen auf fremde Autoritäten, die mit dem Verf. darüber einerley Meinung sind, und zwar nicht der gleichzeitigen Zeugen, davon nachher, sondern irgendwie renommierter Historiker alter oder neuer Zeit, wenn sie nur einigermaßen sich günstig über das Alterthum der Waldenser geäußert haben. So hat ja selbst der Jesuit Greßer (S. 124) den Waldensern diese Ehre zugestanden, indem er sie mit Arianern und Manichäern den ersten Jahrhunderten der Kirche zuschreibt: leider ein sehr haltloses Argument, da man weiß, mit welcher Willkühr jener Jesuit den von ihm heraus gegebenen polemischen Schriften gegen die mittelalterlichen Keger den Namen der Waldenser vorgesetzt hat: aber Hr Muston hat doch eine Autorität mehr für seine Behauptung! So viele berühmte Leute haben dasselbe zugestanden (S. 133), Köhr, célèbre prédicateur allemand, steht nicht an, die Waldenser bis auf Claudius von Turin, ja in eine noch frühere Epoche zu versetzen, Catholiken und Reformierte stimmen darin überein; die ganze Ueberlieferung unter den Historikern ist dafür: der Verf. hält sich deshalb berechtigt, über Verletzung der Pietät gegen seine Nation zu klagen, wenn man solchen Autoritäten nicht glauben wolle.

Wenden wir uns jetzt zu der eigentlichen Ausführung selbst, so kann der Satz des Verfassers nicht bloß so angegeben werden, daß der Ursprung jener Secte nicht aus dem 12ten Jahrhundert von Peter Waldo stamme, vielmehr höher hinauf sich in die Zeiten des christlichen Alterthums verliere; sondern er erhält auch die größere Bestimmtheit, daß die Waldenser eine Colonie italischer Christen sind, die unter einem der verfolgenden Kaiser, etwa Decius oder Valerian

in jenen Thälern ein Asyl für ihren Glauben gefunden haben. Freylich wird auch dieß nicht immer so bestimmt festgehalten, sondern der Verf. verfällt doch gelegentlich auch in andere längst schon von Leger und den übrigen Waldensischen Historikern aufgestellte Hypothesen, daß der Apostel Paulus auf seiner (beabsichtigten) Reise nach Spanien hier die Alpen passiert, und auf Gründung jener evangelischen Gemeinden bedacht gewesen sey, daß Grenäus auf seiner Reise nach Rom sie sehr wahrscheinlich besucht habe u. dergl., und dann werden auch diese Behauptungen eben so fest gehalten, als die Grundansicht von der Colonie um die Mitte des dritten Jahrhunderts. Anstatt also seine Beweise auf einen Punct zu concen- trieren, schweift der Verfasser in den kirchlichen Schriftstellern umher, um Angaben zu erjagen, die irgendwie von Reinheit des Evangeliums innerhalb jener Alpenthäler zu zeugen scheinen. Gerade dadurch verderbt er seine Sache überall selbst wieder. Ist man auch geneigt, auf die Thätigkeit des Claudius von Turin in jenen Gegenden etwas zu geben, so trägt er das viel- leicht Gewonnene plötzlich wieder so hoch hinauf, redet wieder von seinen Waldensern als Ueberre- sten aus den Zeiten der Verfolgung, dringt dann plötzlich wieder auf apostolische Abstammung, zieht aus den Zeugnissen so unerhörte Folgerungen, daß auch gegen das ziemlich Unnehmbare sich so- fort das ärgste Mißtrauen wieder festsetzen muß. Da es dem Verf. nicht gelingen konnte, directe Zeugnisse über das uralte Bestehen evangelischer Gemeinden innerhalb jener Alpenthäler bezubrin- gen, so hat er seinen Hauptbeweis etwas indi- rect angelegt: er thut dar, wie die Umgegend, das nördliche Italien und das südliche Frankreich von jeher in einer strengen Opposition gegen die

catholische Hierarchie stand. Die Alpenthåler liegen aber gerade in deren Mitte: — also muß hier der Heerd jener Bewegungen seyn, von wo der antirömische Geist stets in neuen Ausstrahlungen sich über das gesammte Abendland verbreitete. Diese Beweisführung leidet nun aber an zwey entseßlichen Gebrechen: einmahl leistet der Verf. seinen Glaubensgenossen den schlechtesten Dienst dadurch, daß er sie zum Heerde sämmtlicher antirömischen Bewegungen, oder mittelalterlichen Ketzereyen macht; er trägt dadurch nämlich auch den Catharischen Manichåismus auf sie über, den wir oben so streng von der Waldensischen Gestalt absondern mußten. Es begreift sich hierbey kaum die grenzenlose Uncritik des Hn Muston. Es kann nicht schwer werden, die Regungen jenes antirömischen Geistes noch während des 11ten Jahrhunderts zum Theil als durchaus Catharischer Art nachzuweisen. Zu Orleans 1017 erklärten die dort in Untersuchung gerathenen und hingerichteten Geistlichen die Materie für ewig, und die Schöpfung durch Gott für nichtig, zu Turin verwarfen sie 1030 echt Catharisch die Ehe; die zu Goslar hingerichteten Ketzler verweigerten 1052 streng manichåisch den Genuß des Fleisches (vergl. weiter unten); Catharer, wie sie das 12te Jahrhundert bald überall hervorbringt, wiederholen diese Züge auf das bestimmteste: Hr Muston redet selbst von Catharern; unterscheidet sie als orientalischen Ursprungs von seinen Waldensern (S. 284) und merkt dabey nicht, daß er beide Secten doch mit einander verwechselte, daß er seine Thåler zum Heerde der antirömischen Regungen auf eine Art gemacht hat, die von dort auch stets die Catharischen Erscheinungen mit ausgehen läßt. Gerade er hätte aus Patriotismus, rein im In-

teresse seiner Glaubensgenossen auf diese Unterscheidung dringen müssen, um von ihnen das Widerwärtige entfernt zu halten, was der Catharismus an sich trägt: allein er opfert diese natürliche Reinheit der Waldenser dem Streben auf, ihren Stammbaum möglichst hoch hinauf zu führen, und sie als den Heerd jeder antirömischen Bewegung darzustellen, die das Mittelalter kennt.

Das zweyte Gebrechen, an dem diese Beweisführung leidet, ist der durchaus unerklärliche Umstand, wie jene Thäler als Heerd der reformatorischen Bewegung so lange unbeachtet, und zwar der argwöhnischen Hierarchie unbeachtet bleiben konnten. Wo sich die Ausstrahlungen jener Opposition zeigen, in Italien, Deutschland, Frankreich, überall ist die kirchliche Gewalt schnell zu ihrer Unterdrückung bereit; und gerade jener Heerd des Ganzen hätte von ihnen unentdeckt und unangefochten bleiben sollen?. Den Zusammenhang der Catharischen Erscheinung mit dem Morgenlande bringt die Spürkraft der Inquisitoren bald genug heraus, und der ihnen so viel näher liegende Quell des Ganzen, hart an den Grenzen Italiens wäre ihrem Scharfsinn entgangen? Wo die Gefahr so groß, und die schleunige Unterdrückung der Secte den Hierarchen so rathsam war, wo zugleich die vielfachen Verzweigungen angeblich so offen auf den gemeinschaftlichen Ausgangspunct hingewiesen hätten, wie der Verf. es hier glaublich machen will, da ist solche Lethargie der hierarchischen Behörden durchaus unbegreiflich.

Um nicht zu wiederholen, was schon neulich in diesen Blättern über das Alterthum der Waldenser ausgesprochen (St. 56. S. 548 flg.) und

zur Berichtigung der auch hier sich so bestimmt erneuernden Fiction von ihrer Abstammung aus den Zeiten der Urkirche, beigebracht ist, begnügen wir uns, noch einige der vermeintlichen Beweise des Verf. für seinen Satz anzuführen. Er beruft sich auf die Sprache seiner Landsleute, das Waldensische Patois (S. 96): die Ortsnamen, Bezeichnungen der Berge, Flüsse, Thäler sind sämtlich Celtischen Ursprungs (wie Alpen, Frioland, Colbarand S. 326); dagegen Namen der Sachen und Utensilien, wie sie das Patois am gewöhnlichsten aufführt, zeigen durchaus auf lateinischen Ursprung hin; und zwar ist noch gegenwärtig die Verwandtschaft mit dem Latein viel enger, als bey irgend einem andern der Romanischen Dialecte, so daß Raynouard Unrecht haben soll, wenn er das Waldensische nur zu den Mundarten der Provençalischen Troubadours rechnet. Durch diese nähere Verwandtschaft mit dem Latein glaubt der Verf. sich berechtigt, eine Auswanderung italischer Colonien in seine Thäler, und zwar möglichst hoch hinauf setzen zu dürfen, und kommt so wieder bey seinem Lieblings-thema, Auswanderung verfolgter Christen unter Decius oder Valerian an. Auch andere Einzelheiten seines Volks zeigen noch streng nach Italien hinüber: das Murraspiel, bekanntlich noch jetzt eine Lieblingsunterhaltung der Süditaliäner, wird mit vieler Fertigkeit in den Thälern geübt u. dgl. Allein den ganzen Bordersatz des Verf. zugegeben, daß die Spuren lateinischer Abstammung sich in den Thälern schärfer erhalten haben, als in den andern Provinzen romanischer Zunge: was berechtigt ihn zu dem Schlusse einer stattgefundenen Einwanderung, oder auch nur zu dem Versuche, diese Verwandt-

schaft auf chronologischem Wege zu erklären, und nicht vielmehr aus geographischen Gründen? Allerdings mögen die abgeschlossenen Thäler weit hartnäckiger die einmahl aufgedrückte römische Cultur behalten haben; wie aber soll dieß erklärlicher werden durch eine etwa im Laufe des dritten Jahrhunderts unter Decius eingewanderte Colonie, für die sich weiter gar nichts sagen läßt? Um die Herrschaft lateinischer Sprache und Bildung in jener Zeit in der Nähe Italiens glaublich zu machen, ist der Beweis durchaus überflüssig, denn von Gallien, Spanien gilt für jene Zeit gewiß dasselbe, ohne daß man geflüchtete Christen dorthin zugleich den Samen des reinen Evangelii bringen ließe. Die Thäler selbst mögen durch ihre größere Isolierung jenes Festhalten der Sprache erklären, aber die chronologische Combination erscheint durchaus als überflüssig.

Das Verhältniß der Thalbewohner zu Peter Waldo von Lyon wird nun der obigen Voraussetzung ganz gemäß festgestellt. Weit entfernt, in ihnen Waldo's Schüler zu erblicken, und sie nach ihm genannt seyn zu lassen, soll vielmehr dieser Bürger Lyons entweder selbst aus den Thälern stammen, oder doch wenigstens seine religiöse Anregung von dort erhalten haben, was nach der Voraussetzung des dort befindlichen Herdes für alle reformatorischen Regungen des Mittelalters den früheren Darstellungen entspricht. Gegen diese durchaus unbewiesenen Behauptungen läßt sich als historisch gewiß nur Folgendes aufstellen: zunächst die Zeit, wann die Thäler sich mit Bekennern des lautern Evangeliums gefüllt haben, ist nicht streng auszumachen: ob es schon vor dem Ende des 12ten Jahrhunderts ge-

schehen ist, bleibe, wegen des Mangels aller Zeugnisse, die bestimmt gerade diesen Ort als Sammelplatz der kirchlichen Opposition angäben, unausgemacht. Von allen vorgebrachten Beweisen des Verf. zeigt auch nicht einer den wirklichen früheren Bestand einer evangelischen Gemeinde daselbst an. Möglich bleibt es, daß gleichzeitig mit den Bewegungen in Nord-Italien und Süd-Frankreich auch die Thäler von reformatorischem Streben ergriffen sind, und darin nicht gerade eine Einwirkung von Lyon aus zu erblicken ist, wenigstens ist dafür kein historischer Beweis möglich. Allein zweyerley ist gewiß nur von Peter Waldo abzuleiten: einmahl der Name Waldenser; denn halten wir uns nur an die frühesten Berichte, so ist der Name Waldenser nicht eher anzutreffen, als bis Waldo unter den reformatorischen Bestrebungen der Zeit seine Stelle eingenommen hat. Papst Lucius III., der in dem allgemeinen Bann gegen die Ketzer 1184 Waldos Schüler als Arme von Lyon mit einbegreift, weiß von Thalbewohnern noch nichts, gebraucht auch noch nicht einmahl den Namen Waldenser, und wo derselbe am frühesten vorkommt, da wird nicht geographisch auf jene Piemontesischen Thäler, sondern irgendwie allegorisch auf das Thal des Irrthums, oder das Thal der Thränen, in welchem sie wandeln, hingedeutet (vergl. St. 56. S. 551). Dagegen liegen die Berichte der nächsten Augenzeugen vor, daß der Name nur von jenem Lyonenser Peter Waldo abstamme.

(Die Fortsetzung im nächsten Stück.)

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

172. Stück.

Den 31. October 1835.

P a r i s.

Fortsetzung der Anzeige: Histoire des Vau-
dois des vallées du Piémont, etc. etc.

Gualther Mapes, Archidiaconus zu Oxford unter Heinrich II., bekannt wegen seiner bitteren Satire auf die römische Curie, ist selbst auf dem dritten Lateran-Concil 1179 unter Alexander III. gegenwärtig, wo die Pyoner Secte in Untersuchung kommt, und bezeugt, Valdesios — a primate ipsorum Valde dictos. Von andern Seiten wirft ihnen die Polemik der Catholiken sofort ihren neuen Ursprung vor: vos venistis a Valdesio, ruft ihnen Moneta zu, dicatis unde ipse venit. — Gualther Mapes schreibt nicht eben im Interesse Rom's; würde ihm der Ursprung des Namens so gänzlich haben entgehen können, wenn sie wirklich denselben von den Thälern hätten? Das zweyte, was gewiß auf Peter Waldo zurückzuführen ist, und nicht vor ihm von den Thalbewohnern zugestanden werden kann, ist die bestimmte ascetische Modification

ihres reformatorischen Strebens. Jener duldsame, gedrückte Geist, wie er sich in den alten Schriften der Waldenser ausspricht, in der *noble leygon* und den übrigen liturgischen und äscetischen Büchern, ist durchaus früher in den reformatorischen Regungen unerhört, da Alles vielmehr sich zu wahrem Fanatismus drängte. Waldo's Sinn, nicht unähnlich dem gleichzeitigen Auftreten der Bettelorden, wie er sich in Entäußerung der Habe, still dulndendem Gehorsam gefiel, konnte erst diese neue Gestaltung hervorrufen. In Muston's Behauptung von steten Verfolgungen, die seine Thalbewohner erduldet, und daher jene fromme Ergebenheit angenommen hätten, muß wiederum für bloße Declamation gelten, weil er auch nicht mit Einem Beispiele Verfolgungen, oder auch nur Beachtung von Seiten der Hierarchie belegen kann, die jene Thäler vor Waldo's Zeit erlitten hätten.

Mag deshalb nicht geläugnet werden, daß reformatorisches Streben sich den Thälern eben so früh wie dem nördlichen Italien und südlichen Frankreich mitgetheilt, und diese deshalb der zersprengten Secte von Lyon ein erwünschtes Asyl dargeboten haben: die ganze Bestimmtheit, wie die Waldenser dort auftreten, so wohl dem Namen als der Hauptrichtung ihres Geistes nach, weist durchaus nur auf Waldo als Urheber zurück.

Es wäre über vorliegende Schrift noch mancherley zu berichten, wenn wir nicht zu verwandten literarischen Erscheinungen zu eilen hätten. So begreift sich nicht recht, welche Classe von Lesern der Verf. sich eigentlich gedacht habe; man möchte auf ein größeres Publicum rathen, das er sich gewünscht habe, wenigstens konnte er nur dieß vor Augen haben, indem er den meisten

Citaten aus lateinischen Autoren eine französische Uebersetzung beyfügte; die declamatorische Ausstattung dürfte auf dieselbe Classe von Lesern berechnet seyn; indeß zweifeln wir doch sehr, daß das sogenannte lesende Publicum in Frankreich an einem Werke Geschmack finden wird, das von S. 111 bis 384 Noten critischen und historischen Inhalts allein für das zweite Buch zählt. Ist es vielleicht außer dem Patriotismus des Verfassers zugleich seine Absicht, bey einer zu erwartenden Restauration des kirchlichen und religiösen Zustandes, Frankreichs, auf diese alten Zeugen evangelischer Wahrheit aufmerksam zu machen? Dann freylich wünschen wir ihm dazu alles Glück; denn in der That könnte das evangelische Princip dem französischen Volke gerade durch dieß sein Alterthum vielleicht noch empfehlungswerther werden. Dagegen für den Historiker vom Fach möchte schon nach dem Bisherigen diese Arbeit wenig Genügendes enthalten; es verräth doch gar zu großen critischen Leichtsinne, wenn der Verf. z. B. S. 94 lect. behauptet, daß die päpstliche Macht von Concil zu Concil ihre Pfeile gegen eine hérésie invétérée, qui se cache dans les Alpes geschleudert habe, und wenn man dann in den zum Beweis angezogenen Concilien (S. 304) auch nichts der Art finden kann; denn das zweite Lateranische 1139, worauf er sich beruft, redet ganz im Allgemeinen von Mißbräuchen, nichts von Ketzern in den Alpen; das Concil von Rheims 1148 klagt nur über Ketzerey in Gascogne und Provence, kennt also wiederum die Thäler nicht. Auf jeder Seite wiederholt sich dagegen der Grundirrtum des Verf., daß er jede reformatorische oder antirömische Bewegung, wo sie sich auch findet, zu einer Waldensischen Erscheinung, und die Thäler zum Herde aller jener Regun-

gen macht. Hiermit verbindet sich sehr einfach der Bericht über eine kürzere Behandlung desselben Gegenstandes, die beynahe als eine streng darauf berechnete Widerlegung jener französischen Declamationen betrachtet werden kann:

L e y d e n.

Apud A. van Benten: Disputatio academica de Valdensium secta ab Albigensibus bene distinguenda, quam — publico examini submittit Petrus Jas, Amstelaedamensis. 1834. 124 S. in 4.

Es ist wirklich als ob der Verf. gerade den Grundirrtum hätte aufdecken wollen, an welchem Hr Muston leidet, indem er überall Waldenser sieht, überall Ausstrahlungen einer evangelischen Lauterkeit, die in jenen Thälern ihren Hauptsitz habe. Mit einer besonnenen Critik, wie man sie an Holländischen Untersuchungen der Art gewohnt ist, wird hier Schritt vor Schritt der Unterschied aufgedeckt, der zwischen Waldensern, als einer rein Occidentalischen Erscheinung, und zwischen Albigensern obwaltet, in sofern darunter mit einem allgemeinen Namen die Secten begriffen werden, die das Catharische Princip aufgefaßt hatten. Es kam hier dem Verf. nur auf Feststellung der historischen Unterscheidung zwischen jenen beiden Secten, man möchte sagen nur auf die richtige Benennung derselben an; und daher hat allerdings die Untersuchung etwas Dürres und Nomenclatorisches erhalten. Man wird in das innere Leben der Secten nicht anders eingeführt, als in sofern daraus der Unterschied zwischen Waldensern und Albigensern bewiesen werden soll. Allerdings hätte sich an diesem vergleichenden Faden recht viel Material

abhandeln und die Deconomie jener Gestaltungen darthun lassen: wie denn ja immer die eigentlichen Facta nicht besser behandelt werden können, als durch Anreihung an eine solche leitende Idee. Allein dieß lag nicht in des Verf. Plan; er will nur erhärten, daß zwischen jenen beiden Secten unterschieden werden müsse, und ist es ihm dabey gleichgültig, ob der Leser, so bald er nur Jenes zugesteht, auch zugleich eine lebendige Ansicht von der eigentlichen Bedeutung jenes Sectenlebens erhält. Mit den Resultaten des Verfassers, da sie auf der sorgfältigsten Prüfung und Zusammenstellung der ältesten Zeugen beruhen, kann man sich deshalb durchaus nur einverstanden erklären. Vielleicht hätte die Anordnung des Ganzen etwas vereinfacht werden können, da die beiden Kapitel, in welchen er die Unterscheidung durchführt, hin und wieder zusammenfallen; auch dürfte die genauere Bestimmung dessen, was unter dem Namen Albigenser zusammengefaßt wird (S. 74), wohl zweckmäßiger gleich an die Spitze der Untersuchung gestellt seyn, um der ganzen Forschung sofort eine festere Basis zu geben. Uebrigens kommt der Verf. auch hier zu demselben Resultat, wie wir es oben (St. 56. S. 553) aus den gelehrten Verfassern der *histoire de Languedoc* Tom. III. not. 13. p. 553 schon früher mitgetheilt hatten. Der Name Albigenser wird von dem Kreuzheere Innocents III. den sämtlichen südfranzösischen Ketzern beygelegt, ohne daß daraus gerade der Ursprung oder auch nur die größere Verbreitung der Secte in dem Ländchen Albigeois gefolgert werden dürfte. Der Name ist also wohl nicht älter als 1208, und wo er etwa schon vorher zur Bezeichnung der Ketzerey gefunden wird, ist er wohl als spätere Interpo-

lation zu betrachten. Seit jenem Kreuzzuge wird er aber allgemein zur Bezeichnung dieser Ketzsecte, und zwar vorzugsweise sofern sie Catharischer Art ist, gebraucht, jedoch stets so, daß die Verschiedenheit derselben von den Waldensern immer beachtet werden kann. Kleine Analogien, die von der einen Secte auch bey der andern gefunden werden, machen hier nichts aus, da es sich von selbst versteht, daß bey der gemeinschaftlichen Opposition beider Secten gegen die herrschende Kirche, und bey der gemeinschaftlich erlittenen Verfolgung recht wohl leise Uebergänge nach beiden Seiten hin Statt finden konnten. Es muß also wiederholt werden, daß bey dieser Holländischen Gründlichkeit das eigentliche Correctiv für jene französische Oberflächlichkeit gefunden werden kann.

Die neueren Schicksale des so interessanten Volks findet man am treffendsten zusammen gestellt in einer zwar schon vor einigen Jahren erschienenen Schrift, die aber doch hier nachgeholt zu werden verdient:

Berlin, Posen und Bromberg

bey Mittler: Die Waldenser, und ihre Verhältnisse zu dem Brandenburgisch-Preussischen Staate, von W. Dieterici, K. Pr. Geheimen Ober-Regierungsrathe. 1831. XVIII und 414 Seiten in 8. Nebst einem Plan und einer Karte.

Der Verf. war um so mehr zum Geschichtsschreiber der Waldenser für die Zeiten seit der Mitte des 17. Jahrhunderts geeignet, da er außer der sorgfältigen Benutzung früherer über sie erschienenen Schriften, ganz besonders schon seiner Stellung wegen zu Mittheilungen aus Preussi-

schen Archiven befugt war, die wegen des lebhaften Interesses, das die Preussischen Herrscher seit dem großen Churfürsten an jenen unglücklichen Glaubensgenossen genommen haben, zu vielfachen wichtigen Aufschlüssen führen mußten. Das ganze Buch ist deshalb durch Veröffentlichung mancher interessanten Correspondenz, die zwischen den evangelischen Fürsten und dem Herzoge von Savoyen über die Waldenser gewechselt wurde, äußerst anziehend. Ueber die früheren Zeiten der Waldenser enthalten wir uns der Mittheilungen: einmahl theilt der Verf. das ziemlich allgemein verbreitete Vorurtheil von dem hohen, wohl gar apostolischen, Alterthum der Thalleute, was bey ihm freylich weniger auffallen kann, da die ihm recht eigentlich zu Gebote stehenden und sorgfältig ausgeschöpften Quellen sich nur auf die jüngern Schicksale des Volks beziehen, er sich wegen der älteren Vorfälle dagegen ganz seinen meist Waldensischen Führern hingegeben sah; dann aber hat er, wohl aus demselben Grunde, eine höchst interessante Zeit fast gar nicht berührt, während welcher die Stellung der Waldenser doch gerade für uns von hoher Bedeutung war, die Zeit der Reformation, und ihr nicht unwichtiges Eingreifen in die Entfaltung der evangelischen Lehre in der Schweiz.

Des Verfs. Mittheilungen beginnen erst seit der Mitte des 17ten Jahrhunderts vollständig zu werden, und lassen dann freylich auch kaum etwas zu wünschen übrig. Obgleich er zunächst immer die Beziehungen der Waldenser zum Preussischen Staate vor Augen hat, die Verhandlungen mittheilt, welche die Brandenburgischen Churfürsten und dann die Preussischen Könige zu ihren Gunsten führen, so versäumt er doch nicht, zugleich den ganzen historischen Faden

fortzuführen, an welchem sich das Geschick jener armen Verfolgten in den letzten Decennien des 17ten Jahrhunderts entwickelt. Wenn der Turiner Hof auch wohl durch Anregung der Jesuitischen Propaganda zur schonungslosen Unterdrückung der evangelischen Thalleute bestimmt ward, so fällt die schwere Schuld des Planmäßigen und Brutalen dabei doch immer auf den französischen Hof, der besonders nach Aufhebung des Edicts von Nantes (1685) das von ihm durchaus abhängige Savoyen stets zu ähnlichen Schritten gegen die Thäler vermochte, wie Ludwig XIV. selbst mit Vertreibung der Reformierten aus Frankreich voranging. Es war nicht allein französischer Einfluß, der stets die Verfolgung gegen die Thalleute anfachte, sondern es waren auch größtentheils französische Regimenter, die in den Thälern die Blutarbeit übernahmen, und französische Feldherren, die nicht selten durch den frevelhaftesten Treubruch die Unglücklichen aus ihren sichern Verschanzungen hervorlockten. Besonders die Verfolgungen von 1685 und 86, wie sie Leger in seinem bekannten Werke der Nachwelt zum Gericht übergeben hat, werden stets in der Geschichte des religiösen Fanatismus eine der ersten Stellen einnehmen. Grausamkeiten, vor denen die menschliche Natur erzittert, und wie sie die Feder sich weigert wiederzugeben, wurden an Wehrlosen jeden Alters und Geschlechts im Namen des Allerchristlichsten Königs verübt, so daß zuletzt die Flucht des unglücklichen Volks in die Fremde von dem Savoyischen Hofe als große Gunst erbeten werden mußte. Sehr thätig nahmen sich der verfolgten Brüder stets die benachbarten reformierten Cantone der Schweiz an, die durch ihre Klagen am besten die Theilnahme der entfernteren evangelischen

Fürsten erregen konnten. England nahm schon seit Cromwell durch Geldhülfe und Verwendung sehr regen Antheil, und sind bis auf die neuesten Zeiten den Thalleuten sehr reichliche Gaben von dort zugeflossen. Gilly, ein Englischer Geistlicher, der seine Reiseberichte über den Zustand der Thäler 1824 mittheilte, hat auch jetzt die Theilnahme für sie sehr erregt. Die Staaten von Holland opferten auf gleiche Weise Bedeutendes für die vertriebenen Waldenser, ungeachtet die Französischen Refügies schon so sehr die Mildthätigkeit der Niederländischen Nachbarn in Anspruch nahmen. Von den deutschen Fürsten hat Baden, Württemberg, Hessen, die Stadt Bremen, gleichfalls durch Aufnahme und Verpflegung der Geflüchteten, wie durch Verwendung für sie, Großes geleistet; allein am unermüdetsten war nach des Verfassers Darstellung gewiß das Preußische Fürstenhaus. Während das Corpus Evangelicorum zu Augsburg berathschlagte, ob man mit dem Turiner Hofe wohl in Unterhandlung treten könne, weil der König von Sardinien noch nicht in seiner neuen Würde vom Reiche anerkannt sey, derselbe auch die Reichsfürsten nicht anders als *mon cousin* angedet habe, — ergingen von Berlin aus stets die kräftigsten Zuschriften an den Turiner Hof direct, und nach London und dem Haag, um stets eine allgemeine Verwendung für die unterdrückten Glaubensgenossen zu bewirken. Die Colonie flüchtiger Waldenser, die von Churfürst Friedrich III. in die Mark aufgenommen, 844 Köpfe stark von Frankfurt an verpflegt, in Stendal, Burg und Spandow untergebracht ward (1688), blieb zwar keine dauernde Last für den Brandenburgischen Staat, da sie beynahe sämmtlich, nach dem ruhmvollen Rückzuge der in Süd-

Deutschland gebliebenen Waldenser unter ihrem ausgezeichneten Prediger und Anführer Henri Arnaud, in die Heimath zurückkehrten; allein der Churfürst hatte doch bedeutende Summen auf ihre Unterhaltung verwandt, schickte ihnen noch Geldmittel in ihre Heimath nach, und bey erneuter Verfolgung war König Friedrich Wilhelm I. sofort geneigt, ihnen aufs Neue ein Asyl in Litthauen zu eröffnen.

Den eigentlichen Glanzpunct in der Geschichte der Waldenserkriege bildet jedenfalls der schon erwähnte Rückzug unter H. Arnaud 1689, den er selbst so meisterhaft geschildert hat. Die politischen Verhältnisse waren günstig, da Ludwig XIV. der Hauptfeind der unglücklichen Thälerteute, mit dem Turiner Hofe gespannt, und so wenigstens bey ihrem Landesherrn Mitleid für sie zu hoffen war. Mit einer Umsicht, die an den Rückzug Xenophons erinnert, hatte Arnaud die Vorbereitungen in der größten Stille getroffen, und sah am 17ten August 1689 am Genfer See 600 — 700 seiner Glaubensgenossen bewaffnet um sich versammelt, die er nun unter steten Kämpfen mit den Französischen und Sardini-schen Truppen, unter den beyspiellosesten Entbehrungen über ungangbare Alpenpfade in die geliebten Thäler zurückführte. Nachdem der Haufe über die Hälfte geschmolzen war, trat glücklich genug der Bruch zwischen Sardinien und Frankreich ein, und die tapfere Mannschaft ward sofort von ihrem Landesherrn zum Kriege gegen Frankreich gebraucht. Die Thäler füllten sich bald mit den übrigen Zersprengten, die selbst jene neuen sichern Wohnsitze, wie die Colonie in der Mark, den unwirthbaren aber geliebten heimischen Thälern aufopferten.

Seitdem hat es freylich nie an Bedrückungen,

selbst bis in die neueste Zeit, gefehlt, so bald es der Jesuitischen Faction gelang, Einfluß am Sardinischen Hofe zu gewinnen; allein eben so entschieden hat sich stets die Stimme der Evangelischen in ganz Europa für jene Glaubensbrüder erhoben. Gegenwärtig darf man es beynabe als eine Ehrensache selbst der evangelischen Fürsten betrachten, den Waldensischen Gemeinden in ihren Thälern Sicherheit zu verschaffen, und verdienen sie den Schutz, den auch gegenwärtig die Krone Preußen durch ihren Gesandten in Turin, ihnen zu erhalten weiß, um so mehr, da sie den Großthaten der Väter, stets die Redlichkeit einfacher Sitte und treuen Haltens am Evangelio hinzuzufügen wissen.

Der sehr interessanten Ausführung dieser Geschichte ist ein Plan der Stadt Stendal zur Veranschaulichung der dortigen temporären Beherrschung der Waldenser, und eine sehr sorgfältig gearbeitete Charte der Thäler beygegeben. Dieselbe Charte findet sich auch bey dem obigen Werke des Hn Muston, dem eine Quantität Abdrücke von dem Preußischen Ministerio im Austausch für einen Theil der authentischen Handschrift Arnauds von seiner *histoire de la glorieuse Rentrée des Vaudois dans leurs vallées*, überlassen ist. Freylich ist es nicht ganz leicht, nach dieser Charte das von Muston gegebene tableau des Vallées zu verfolgen.

Zum Beschluß möge noch über ein Werk kurz berichtet werden, das die Geschichte der Waldenser nach einem ausgedehnteren Plane aufnimmt.

L e i p z i g.

Bey Göschen: Geschichte der Vorläufer der Reformation von Dr. Ludwig Flath, außerord.

Professor der Philosophie zu Leipzig. Erster Theil. 1835. 462 S. in 8.

Die Ketzergeschichte des Mittelalters tritt hier unter einen sehr anziehenden, und namentlich zur Reformationszeit selbst schon so bestimmt hervorgehobenen Gesichtspunct, indem in allen jenen Protestationen, die sehr früh noch während des Aufbaus der römischen Hierarchie begannen, und bis auf die deutsche und schweizerische Reformation nicht wieder verstummten, ein ununterbrochenes Auftreten des evangelischen Principes, und so in allen jenen Männern Vorläufer der Reformation erblickt werden. Der Verf. hält diese beynahe dogmatische Ansicht von der Geschichte so entschieden fest, daß er für jene Bestrebungen sich den Ausdruck evangelische Kirche, oder evangelisch-catholische Kirche zu wählen für be- rechtigt erachtet. Vielleicht würde in der That der zweite Ausdruck, so widersprechend seine Zusammensetzung auch lauten mag, der passende seyn, da es nach evangelischen Principien über Kirche und deren Bestehen nicht erst eines äußern Zusammentretens ihrer Befenner bedarf, um ihre Existenz darzuthun, und würde dieß Sichtbare daran recht gut durch den Zusatz, catholisch, angedeutet seyn.

Wir übergehen die Einleitung, die zur Entwicklung des Begriffs der Kirche, des Catholicismus und des damaligen Bedürfnisses nach Reformation etwas weit ausholt, wie es denn überhaupt kein Vorzug gegenwärtiger Schrift ist, sich kurz zu fassen, und Alles unter lichtvolle Gesichtspuncte zu ordnen. Dem Leser drängt sich unwiderstehlich die Ansicht auf, er habe hier nur mehr das Material vor sich, dem die letzte ordnende und darstellende Hand noch fehlt. Es ist oft nur die Ideenassociation, die neuen histo-

rischen Stoff anfügt, und in einer gewissen bequemen Breite abhandelt, oft sich nur mit dem Bericht dessen begnügt, was anderwärts schon viel schärfer und schöner gesagt ist. Das Verdienst des Verfassers würde weit größer seyn, wenn er seine wirklich neuen Forschungen gedrängter, und deshalb eindringlicher hätte mittheilen wollen. So muß man so manche Geschichte ganz mit durchmachen, ohne doch etwas Anderes als das längst Bekannte zu vernehmen. Was schon jede gewöhnliche Kirchengeschichte darbietet, z. B. der Kreuzzug gegen die Albigenser, gehört nicht mehr in solche Monographien; sondern darin besteht gerade die Aufgabe und der Nutzen dieser, daß sie nicht so wohl das längst schon gewonnene Material weiter wälzt, als vielmehr neuen Stoff fördert, oder neue Durchsichten durch den schon geförderten eröffnet.

Rücksichtlich der oben berührten Streitfragen über das Verhältniß der Waldenser zu der allgemeinen mittelalterlichen Opposition gegen die römische Kirche, theilt der Verf. gewissermaßen die Ansichten des Hn Muston, daß in den Waldensern die eine alte evangelische Protestation gegen die Entartung des Catholicismus zu erblicken sey, und zwar so wohl local in den Alpen, als auch chronologisch, aus hohem Alterthum der Kirche. Freylich mit Hinaufführung des historischen Fadens bis in die Zeiten der Apostel ist er doch etwas vorsichtiger; wenigstens sind die Andeutungen über jenes Hinaufreichen in die apostolische Zeit und über die Verwandtschaft mit der evangelischen Urkirche so zart gehalten, daß keine historische Continuität, sondern nur eine geistige Verbindung, eine bloße Aehnlichkeit des Strebens herauskommt. S. 268: 'Wenn die Waldenser dem apostolischen Zeitalter zu ent-

stammen behaupteten, so wollten sie damit gewiß nicht sagen, daß sie als die Gesellschaft, die sie jetzt waren, schon damals vorhanden gewesen, sondern sie wollten sagen, daß seit der apostolischen Zeit es nie gefehlt an einer Zahl von Gläubigen, bey denen das rechte Verständniß des Evangelii und das rechte christliche Leben gewesen. Sie behaupteten dann nur, daß der Geist dieser wahren christlichen Gemeinde auf ihnen ruhe.' So genügsam sind nun freylich seit Leger die Waldensischen Historiker in ihren Forderungen nicht, am wenigsten Hr Muston; aber auch die Ansprüche der alten Waldenser auf apostolische Abstammung werden sich schwerlich die Verwandtschaft so rein spirituell gedacht haben, wenn sie geradezu ihre Dauer von den Zeiten Sylvesters oder gar der Apostel hinstellten. Der Verf. knüpft die evangelische Protestation als historisch erweisbar erst etwa bey Claudius von Turin, oder wohl noch später, erst im 11. Jahrhundert an. Nun begegnet ihm aber ganz dasselbe, was oben dem Hn Muston vorgeworfen werden mußte, nämlich ein gänzlichcs Zusammenwerfen der verschiedenen Richtungen der Protestation, so daß, wenigstens bis zum 13. Jahrhundert, nur eine Partey herauskam, die Waldensische, oder wie sie hier heißt, die evangelische Protestation. Freylich hat hier der deutsche Historiker das vor seinem französischen Collegen voraus, daß bey ihm Ergebnis der Critik ist, was bey diesem offenbar nur Uncritik war. Hr Dr Flathe hat recht gut die bedeutenden Schwierigkeiten erkannt, die einer solchen Vermischung des Catharischen und Waldensischen Principis entgegenstehen, und ist deshalb bemüht, durch Prüfung und Deutung der Zeugnisse die Identität beider Erscheinungen darzuthun, oder was das-

selbe sagen will, denn darin beruhete gerade der Grund der Trennung, aus den Berichten über Opposition gegen die römische Kirche während des 11. und 12. Jahrhunderts das Manichäische wegzuschaffen. Späterhin für das 13. Jahrhundert theilt er ganz unsere Ansicht von dem durchaus verschiedenen neben einander bestehenden Princip der Catharischen und Waldensischen Richtung; gesteht für die erste Manichäismus zu, läßt ihn von den Paulicianern des Orients stammen, die Kreuzzüge vermittelten dazu die Straße von Osten nach Westen; er erklärt es für das größte Unglück der evangelischen Parthey, für den ränkevollsten Kunstgriff der Hierarchie, daß beide Principe zusammengeworfen wurden, um sie unter dem gemeinschaftlichen Namen der verruchten Manichäer gemeinschaftlich verfolgen zu können. Nur für die frühere Zeit wird gerade diese Verschiedenheit abgeläugnet, um der reineren evangelischen Protestation dadurch das höhere Alterthum zu sichern.

Unstreitig hat nun der Verf. seinen Satz mit großer Gewandtheit verfolgt; zunächst die Entgegnung, daß jene früheren Ketzer vor Waldo ausdrücklich den Namen der Manichäer erhalten, entkräftet er durch die Behauptung, darin sey nur der gewöhnliche Kunstgriff der Hierarchie zu erblicken, die alle Ketzer zu Manichäern mache, wie alle Manichäer Ketzer seyen, um unter dem Vorwande der so dringenden Gefahr ihre Verfolgungen desto sicherer beginnen zu können. Außerdem erfolge jener Titel nie von kirchlicher Autorität, sondern nur von Historikern im Interesse der Kirche. Obgleich auf diese Distinction wohl nicht viel zu geben seyn wird, da die Chronisten selbst Geistliche sind, und doch auch amtliche Schreiben der Bischöfe, z. B. der bekannte

Brief Rogers von Chalons an Wazon von Lütich über die Ketzer seiner Diöcese, mit dem Namen Manichäer sehr freygebig sind: so wird als allerdings dem Verf. einzuräumen seyn, daß aus dem so gehässig aufgebürdeten Namen die Folgerung auf die Sache selbst noch nicht gelten könne. Ferner möchte es ihm wenigstens sehr scheinbar gelingen, einige Excentricitäten jener Ketzer, im Verbot der Ehe, des Fleischessens nur als Uebertreibung der Ascese, also immer noch als rein abendländisches Product darzustellen, obgleich das gänzliche Verbot in beiden Stücken, gerade als Glaubenssatz sich schon sehr schwer als bloße Steigerung mönchischen Sinnes beweisen läßt: wie nämlich soll eine solche bloß todte Keußerlichkeit mit dem entschiedenen Spiritualismus der Secte vereint werden, wodurch sie so bestimmt der Hierarchie entgegen tritt, während beides, Verbot der Ehe und des Fleischessens als Folgerung aus Manichäischen Prämissen sich so sehr einfach geben? Allein auch abgesehen davon, bleiben doch für jene von den Chronisten sogenannten Manichäer noch immer genug Eigenthümlichkeiten über, die ihr Entstehen auf abendländischem Boden unmöglich, wenigstens ihre Aufnahme in die evangelische Protestation, oder nach dem Verf., in die evangelische Kirche, sehr bedenklich machen. Dahin rechnen wir vor allen ihren Doketismus, der die Geburt und Auferstehung Christi durchaus ohne historische Wahrheit läßt, und deshalb allegorisch erklärt, auf gleiche Weise das Dogma von der Trinität deutet u. dergl.

(Der Beschluß im nächsten Stück.)

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

173. Stück.

Den 2. November 1835.

L e i p z i g.

Beschluß der Anzeige: Geschichte der Vorläufer der Reformation von Dr. Ludwig Flath e 2c. 2c.

Wenn deshalb auch das specifische Merkmal des Manichäismus, die Lehre von den zwey Grundwesen, aus den uns zugänglichen Berichten denselben nicht nachgewiesen werden kann, so sind doch diese Züge so entschieden gnostisch, daß man nicht absieht, wie damit eine evangelische Protestation vereint werden soll. Eben das selbe muß gegen den Versuch des Verfassers geltend gemacht werden, die recht bald bey jenen Sectirern vorkommende Unterscheidung zwischen Vollkommenen und Gläubigen, die so ganz bestimmt auf Manichäismus hindeutet, als etwas ganz Harmloses und recht wohl aus den gegebenen Bedingungen zu Erklärendes darzustellen. Denn von dem Unterschied zwischen perfecti und credentes, den der Verf. aufstellt, können wir in der That uns nicht recht einen Begriff machen. Die perfecti sollen die offenen Beken-

ner des Evangelium's gewesen seyn, die, wenn es Noth that, dieses Bekenntniß nicht läugnen durften, während den credentes gestattet seyn soll, sich äußerlich noch zur catholischen Kirche zu halten. Sind also wohl jene offenen Bekenner nur gehalten, mit ihrem Bekenntniß offen den Catholiken vor die Augen getreten? Davor hütete die Secte sich schon der Selbsterhaltung wegen. Merkt der Verfasser nicht, daß er etwas sehr Secundäres, das Festhalten an dem Bekenntniß, das sich für jeden, der wirklich aufgenommen war, ja von selbst versteht, hier zum Wesentlichen gemacht hat, um nur nichts Manichäisches zugestehen zu müssen? Nach den dem Verf. gewiß nicht unbekanntem Berichten waren die perfecti zu der ganzen Strenge der Sitten und Geseze verpflichtet: sie müssen sich schwarz tragen, Fleischspeisen, Eid, Lüge, weltliche Geschäfte meiden, die Scheu vor Weibern wurde von ihnen so weit getrieben, daß sie schon jede äußere Berührung derselben vermieden (lib. sententiar. p. 150. bey Limborch hist. inquisition.); ja was hier besonders entscheidend ist, die credentes sollten durch den Glauben der perfecti Sündenvergebung erhalten, während sie selbst nur als Novizen oder Tertiariar der späteren Bettelorden, in weiterem Umfange zu der Secte gehörten. Der Unterschied also, den der Verf. aufgefaßt hat, ist so durchaus bloß äußerlich, und als bloße Folge jener Unterscheidung zu betrachten, daß man gar nicht absiehet, wie er sich von der wirklichen Wiederholung der alten Manichäischen Distinction hier los gemacht zu haben erachten kann.

Peter Waldo erhält natürlich dem gemäß eine sehr untergeordnete Stelle angewiesen, und wird der Ableitung des Namens von ihm bestimmt

widersprochen, Alles auf 'Thalmänner' zurückgeführt. Während der Verf. S. 264 schon erklärt hatte, die Zurückführung des Namens auf jene Person sey erst später von den Catholiken geschehen; ist er doch gewissenhaft genug, in der Note beizufügen, daß dieß noch während des 12ten Jahrhunderts geschehen ist: nur wundert es uns, wie er dabey die schon oben angeführte Aussage des Gualther Mapes übersehen konnte, der als Augenzeuge dem ersten Auftreten der Waldenser in Rom beygewohnt, selbst mit ihnen verhandelt hatte, und so bestimmt über den Ursprung ihres Namens Zeugniß ablegt.

So bald nun der Verf. im Laufe des 13ten Jahrhunderts außer der Waldensischen Richtung auch die Catharische, und zwar als Manichäische Ursprungs, anerkennt, und so eine doppelte Protestation herausbringt, ist an seinen Untersuchungen und Resultaten nichts weiter auszusetzen, und findet man dann die Geschichte der mittelalterlichen Ketzerey sehr vollständig bey einander. Nur über Keiner's bekannte Schrift hätten wir noch mit ihm zu rechten, wenn diese Frage nicht schon längst durch das hiesige Osterprogramm von 1834 entschieden wäre. Denn des Verf. Hypothese, daß die verschiedenen Zusätze, welche die Schrift offenbar in Deutschland, und zum Theil auch wohl in Frankreich erlitten hat, durch einen temporären Aufenthalt des Bruder Keiner in diesen Ländern zu erklären sey, entbehrt so sehr aller weitem Begründung, daß der ganz deutsche Anstrich der in der Greger'schen Ausgabe dem Buche anklebt, nie auf einen Italischen Ketzerrichter übertragen werden kann.

Um der Ansicht des Verf. und Hu Muston's noch einmahl unsere Resultate gegenüber zu stel-

len, so läugnen wir gar nicht das Vorhandenseyn der Waldensischen Richtung im Abendlande auch vor Peter Waldo: schon um die Mitte des 12. Jahrhunderts ist dieselbe am Niederrhein gar nicht zu verkennen, wie sie ihre Ueberzeugung nicht auf Manichäische Principien, sondern nur auf die practische Ueberzeugung von der Entartung des damaligen kirchlichen Zustandes gründete. Gerade ihr Widerspruch gegen die Catharer diente ja, nach Evervin von Steinfeld, zur Entdeckung beider Secten in Cölln; dahin gehört auch wohl Widerspruch gegen andere kirchliche Dogmen, Verwandlung des Brots, Nutzen der Kindertaufe u. dergl., wie er in der Trierschen Diöcese gleichzeitig entdeckt wurde. Der evangelische Widerspruch gegen die bestehende Kirche ist deshalb bey ihnen nicht minder groß, als bey den Catharern aus ihren dualistischen Principien. Selbst für die Alpenthäler wollen wir die Möglichkeit der Theilnahme an solchen Bewegungen nicht läugnen, weil darüber die Berichte durchaus mangeln. Nur der Name Waldenser, und die bestimmte, etwas gedrückte, duldbende Form ihrer Protestation muß durch Einfluß jenes Lyonensers erklärt werden, weil zu bestimmt die gleichzeitigen Berichte darauf dringen.

Uebrigens wird der Verfasser im Verfolge seiner Aufgabe zu sehr interessanten weitem Untersuchungen über den Eintritt pantheistischer Ideen in die Ketzereyen der Zeit durch die Secte der Brüder des freyen Geistes, über das Wesen der Beguinen u. dergl. Gelegenheit finden, und man darf seinen Resultaten darüber sehr gespannt entgegen sehen.

Freyburg im Breisgau.

Herdersche Kunst- und Buchhandlung, 1833:
 1. Erbauungsbuch für Gefangene in Strafanstalten von Dr. J. N. Müller, Dompräbendar an der Metropolitankirche zu Freyburg, mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitgliede. 2 Theile. X, 344 u. 296 S. in 8. — 2. Lorenz oder die Gefangenen. Ein Lesebuch für Gefangene in Strafanstalten. Eine von dem Vereine für Besserung der Gefangenen in Paris gekrönte Preisschrift. Aus dem Französischen des Herrn Acharb James frey übersetzt und mit einer Vorrede begleitet von Dr. J. N. Müller, Dompräbendar in Freyburg. XIV u. 146 Seiten in 8.

Gewiß hat der würdige Verfasser und Uebersetzer dieser Schriften vollkommen Recht, wenn er in der Vorrede zum ersten Werke die Behauptung aufstellt, daß es bisher noch immer an einem recht brauchbaren Erbauungsbuche für Strafgefangene gefehlt habe, und ein Verdienst hat er sich deshalb unläugbar dadurch erworben, daß er den Versuch gemacht hat, uns in vorliegenden Werken statt eines sogar zwey zu liefern. Das erste ist von ihm, der selbst Unterrichts an der Strafanstalt in Freyburg ertheilt hat und von unverkennbarer Liebe zu seinen gefallenen Brüdern durchdrungen ist, verfaßt, das andere nur übersetzt worden, und beide sollen nun, wenn auch nur kurz, characterisirt werden.

Bey seinem eigenen Werke hat der Verfasser einen eigenthümlichen und allerdings sehr ansprechenden Weg eingeschlagen. Nach einer allgemeinen Einleitung, welche die Aufmerksamkeit

der Verirrten erregen und dieselben zur Lesung des Buches veranlassen soll, folgen in den acht Abschnitten des ersten Theils angemessen gewählte Erzählungen aus dem Leben verirrter, tief gefallener Menschen, welche einen erfahrungsmäßigen Beweis davon liefern sollen: 'daß 1) Leichtsinn und böse Gesellschaft zum Verderben führen, 2) kein Segen bey ungerechtem Gut und bey Verbrechen ist, 3) der allmächtige Gott die Anschläge der Gottlosen vereitelt, 4) die göttliche Vorsehung begangene Verbrechen entdeckt und nichts verborgen bleiben läßt, 5) das Gewissen ein mächtiger innerer Richter, 6) Gott ein gerechter Bestrafer des Bösen ist, endlich 7) ohne Bekenntniß der Vergehen und Gutmachen des zugefügten Bösen keine Vergebung möglich ist, wohl aber 8) der Sünder, welcher sich bekehrt und Buße thut, Gnade vor Gott und Verzeihung von den Menschen findet.' Mit einer kurzen Ermahnung an den Leser schließt der erste Theil und im zweyten finden wir zuerst in drey Abschnitten Betrachtungen, deren Ueberschriften sind: I. 1) Am Tage der Ankunft im Gefängnisse. 2) Warum kam ich in das Gefängniß? 3) Die Würde des Menschen. 4) Die Heiligkeit Gottes. 5) Die Würde des Christen. 6) Die Sünde, das größte Uebel. 7) Von dem Werthe des Lebens. 8) Der Tod und das Gericht. 9) Die Auferstehung. 10) Der Himmel und die Hölle. II. 1) Was muß ich thun, daß ich selig werde? 2) Von der Erkenntniß seiner selbst. 3) Rückblick auf mein Leben. 4) Bekenntniß der Wahrheit. 5) Entschuldigungen und Vergleichung mit andern Gefangenen. 6) Von der Reue. 7) Die Barmherzigkeit Gottes. 8) Von der Erlösung durch

Jesus Christus. 9) Von der Nothwendigkeit einer wahren Buße. 10) Wie muß die wahre Buße beschaffen seyn? 11) Von der Bekehrung und Besserung. 12) Von der Versuchung und von dem Kampfe gegen die Sünde. 13) Von dem Gebete. III. 1) Ist es nothwendig den Verbrecher zu strafen? 2) Von der Geduld und Ergebung in den göttlichen Willen. 3) Von den Wohlthaten im Gefängnisse. 4) Vom Umgange mit bösen Menschen. 5) Klage, daß man im Gefängnisse nichts Gutes thun könne. 6) Vom Versuche, aus der Strafanstalt zu entweichen. 7) Vom Rückfalle in die Sünde. 8) Treue und Standhaftigkeit bis in den Tod geben wahren Frieden. 9) Am Tage der Entlassung aus der Strafanstalt. In der zweyten Abtheilung folgen sodann allgemeine und besondere Gebete, wie sie für Sträflinge passend erschienen, und in einem Anhange sind eigens für catholische Gefangene bestimmte Gebete hinzugefügt.

-- Dieß ist der Weg, den der Verf. eingeschlagen hat, und gewiß muß man den Gedanken, zuerst durch Erzählungen auf das mehr oder weniger verhärtete Herz von Strafgefangenen wirken zu wollen, einen glücklichen nennen. Die Erfahrung lehrt, daß allerdings auch das roheste Gemüth mit Theilnahme solche Erzählungen vernimmt, und wenn nur erst gelungen ist, auf irgend eine Weise die Aufmerksamkeit zu fesseln, so kann ja der Hoffnung Raum gegeben werden, daß ein gutes Samenkorn in das Herz hineindringen werde. Nur muß freylich dafür gesorgt werden, daß solch ein Samenkorn und zwar das einige, wahrhaft gesunde, das Wort Gottes, bey jeder solcher Gelegenheit ausgestreut werde. Und das hat denn

der Verf. auch zu thun sich bemüht. Theils in die Erzählungen selbst, theils in die Einleitungen, die er zu denselben gibt, theils aber auch in die Schlußbemerkungen hat er eine große Anzahl, zum Theil sehr glücklich ausgewählter, Bibelstellen eingewebt, und nur ein doppelter Uebelstand, der freylich durch die Erinnerung daran, daß der Verfasser Katholik ist, erklärlich wird, muß dabey bedauert werden. Wir finden ohne allen Unterschied Apokryphische und Kanonische Bibelstellen durch einander geworfen, die ersten fast in größerer Anzahl, als die letzteren, und statt der kräftigen Uebersetzung unser's Luther wird uns ein Text geboten, der meistens Theils so matt und wässerig lautet, daß man zuweilen nur mit Mühe die theure, bekannte Bibelstelle in ihm wieder erkennen kann. Daß dieses letztere besonders schon als ein Hinderniß erscheinen muß, dem Wunsche des Verfassers gemäß, sein Werk als Erbauungsbuch in allen deutschen Strafanstalten einzuführen und es jedem Gefangenen in die Hand zu geben, liegt am Tage. Es treten aber allerdings auch noch andere Hindernisse entgegen, auf die später hingewiesen werden wird; hier werde noch rühmend bemerkt, daß, obwohl Nachlässigkeiten in der Diction und namentlich viel auffallende Provincialismen vorkommen, die Erzählungen gut geschrieben und angemessen geordnet sind.

(Der Beschluß im nächsten Stück.)

G e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

174. 175. Stück.

Den 5. November 1835.

F r e y b u r g i m B r e i s g a u .

Beschluß der Anzeigen: 1. Erbauungsbuch für Gefangene in Strafanstalten 2c. 2. Lorenz oder die Gefangenen. 2c. 2c.

Man könnte freylich sagen, daß für eine Strafanstalt hauptsächlich, ja ausschließlich solche Erzählungen hätten gewählt werden müssen, in denen recht klar hervorträte, wie ein gefallener Sünder zum Glauben und zur Buße, also zum Bewußtseyn der Gnade Gottes in Christo und zu wahrhafter Besserung gelangen könne, es würden also vielleicht nur der fünfte und der letzte Abschnitt, und abgesehen von seiner fehlerhaften und zu Mißverständnissen mancher Art Anlaß gebenden Ueberschrift auch der vorletzte hierher gehörig scheinen. Indessen muß man ja bedenken, daß sich in allen Strafanstalten neben ganz gesunkenen Menschen auch solche finden, die zum ersten Male und fast absichtslos ein Verbrechen begangen haben. Diesen nun recht deutlich vor:

zustellen, wie sie, im Leichtsinne beharrend, immer tiefer fallen würden, kann nur zweckmäßig seyn. Daher würde Ref. den ersten Abschnitt eben so wenig, wie die folgenden, weggelassen wünschen, da einerseits auch der verhärtete Verbrecher, wenn er in der Geschichte eines andern sein eigenes Leben, wie in einem Spiegel dargestellt findet, wohl zum Bewußtseyn kommen mag, und andererseits die meisten Sträflinge leider als solche angesehen werden müssen, deren Sündenlaufbahn, wenn sie sich selber überlassen bleiben, noch nicht beendigt ist, und denen deshalb für ihre Zukunft als Warnung zugerufen werden muß, was durch die im zweyten, dritten, vierten und sechsten Abschnitte mitgetheilten Erzählungen bewiesen werden soll. Wenn gleich nun aber Ref. die mitgetheilten Erzählungen mit wenigen Ausnahmen durchaus billigt, so muß er doch bedauern, daß der Herr Verf. sein Bemühen nicht darauf gerichtet hat, vorzüglich solche Erzählungen auszuwählen, in denen der Weg zum Heil recht deutlich vorgezeichnet ist. Es kam ja allerdings hauptsächlich darauf an, zu zeigen, wie das Verlorene wieder gefunden werden könne, und schon häufig wieder gefunden sey. Stoff dazu hätte sich wohl finden lassen, auch in den Quellen, aus welchen der Verf. geschöpft zu haben scheint; daß er ihn nicht gefunden oder vielmehr nicht benutzt hat, erklärt sich aus der semipelagianischen Ansicht, welcher er als Catholik ergeben ist. Er kennt die Sünde eigentlich nur in ihrer einzelnen, gleichsam verkörperten Gestalt und weiß sie in dieser allerdings mit recht kräftigen Zügen zu schildern. Dagegen ist ihm der Begriff der Sünde, als eines Grundverderbens, das das ganze

menschliche Geschlecht ergriffen und die Erlösung durch Christum, den Sohn Gottes, für alle ohne Unterschied nothwendig gemacht hat, genau genommen fremd. Zwar wird in der achten Betrachtung des zweyten Abschnitts von der Erbsünde in Ausdrücken, welche von einem Protestanten allenfalls gebilligt werden könnten, gesprochen, indessen sieht man leicht aus der Vergleichung mit andern Stellen, und namentlich mit der Einleitung, daß diese Ansicht bey dem Verf. keinesweges durchgedrungen ist. Da nämlich wird jedem Menschen von Natur vollkommene Freyheit, zwischen Gutem und Bösem zu wählen, zugesprochen und behauptet, daß niemand, wenn er nur beständig das Bewußtseyn seiner hohen Würde vor Augen habe, jemals der Kraft ermangeln werde, jeglicher Versuchung zu widerstehen (S. 7). Natürlich tritt daher denn auch das Wesentliche der Lehre von der Erlösung bey dem Vf. in den Hintergrund. Das Hauptgewicht wird immer auf die vom Menschen selbst ausgehende Bekehrung, auf das äußere Sündenbekenntniß und auf die eigene Genugthuung gelegt, während der Mittelpunkt der ganzen Heilslehre, die seligmachende Kraft des Glaubens in den Schatten tritt. Das kann nun allerdings im Werke eines Catholiken nicht befremden, indessen muß es doch verhindern, die Einführung des Buches in protestantischen Strafanstalten zu empfehlen. Es kommt dazu, daß, abgesehen von dem Inhalt, auch die Form der Betrachtungen zum Theil wenigstens verfehlt erscheint. Sie sind alle so gehalten, daß der Sträfling selbst redend eingeführt und die ganze Betrachtung als aus seiner Seele hervorgehend dargestellt wird. Indessen möchte nur vom kleine-

ren Theile, wie etwa von III, 3. 5. 6. 9 u. denkbar seyn, daß sie auf solche Weise im Inneren eines Sträflings sich gestalten könnten. Die meisten verlieren nach den ersten Zeilen sogleich den Character der Betrachtung und fallen oft so sehr in den Lehrton eines Theologen, daß sogar Aussprüche der Kirchenväter in den Mund der Gefangenen gelegt (Th. 2. S. 169) und gelehrte Kenntnisse von den Sitten der alten Welt (Th. 2. S. 194) vorausgesetzt werden. Es war allerdings eine schwierige Aufgabe, die der Hr Verf. sich gestellt hatte, indem er aus der Seele der Gefangenen schreiben wollte; indessen hätte er sie wohl besser lösen können, wenn er überall, wo nicht die tägliche Erfahrung oder das eigene Gewissen der Gefangenen, wie z. B. in den sieben ersten, freylich mehr für Inquisiten als Strafgefangene passenden, Betrachtungen des ersten Abschnitts als Quelle der Betrachtung angesehen werden konnten, an Bibelstellen, die jetzt nur als Motto dienen, an Lehrstücke eines Katechismus, an Erinnerungen aus früherer Zeit oder an Worte, die in der Predigt gehört seyn möchten, entwickelnd angeknüpft hätte. Sie und da, wie z. B. Abschn. 2. Betr. 3 hat der Verf. in der Behandlung einzelner Gebote selbst ein Beyspiel gegeben, wie nach des Ref. Ansicht die meisten Betrachtungen hätten eingeleitet und ausgeführt werden müssen. Durch diese Bemerkungen soll indessen keinesweges diesen Betrachtungen ihr Werth genommen werden; abgesehen von jenen vorhin gerügten dogmatischen Mängeln, sind viele unter ihnen reich an trefflichen Gedanken, ja zuweilen auch an überaus bezeichnenden Bildern, so daß gar mancher Sträfling wohl zu seinem großen Nutzen viele von ihnen,

nur nicht als Betrachtungen, die in seiner eigenen Seele entstehen könnten, lesen dürfte.

Die Gebete sind zum großen Theile angemessen, und mit großer Umsicht und Sachkenntniß sind namentlich im zweyten Abschnitte die verschiedenen besonderen Veranlassungen, welche Sträflinge zu Gebeten haben können, berücksichtigt worden; am wenigsten befriedigen die Festgebete, unter ihnen am meisten das für den Charfreytag bestimmte; das zwanzigste Gebet im zweyten Abschnitt aber verlegt den Character des Gebets und geht fast ganz in den Ton der Betrachtung über. Ueber die Gebete für catholische Gefangene enthält sich Ref. aller Beurtheilung.

Aus allem Gesagten geht hervor, daß allerdings am Buche vieles schätzbar ist; als Hülfsbuch für Geistliche und Lehrer an Strafanstalten hat es unstreitig großen Werth, besonders durch den geschichtlichen Theil, aus dem das meiste, nur freylich mit Aenderung der Bibelübersetzung und mit erweiterter Anwendung nicht ohne Nutzen wird vorgelesen werden können. Indessen geradezu das Buch den Gefangenen in die Hand zu geben oder gar darauf zu dringen, daß es neben der Bibel, dem Katechismus und dem Gesangbuche jedem einzelnen als Erbauungsbuch bestimmt werde, dazu würde sich Ref. wegen der gerügten Mängel nicht entschließen können.

Eine ähnliche Bewandniß hat es mit dem zweyten Büchlein. Schön ist der Gedanke des Verfassers, das Leben in einer, seiner Meinung nach gut eingerichteten Strafanstalt selbst darzustellen und nun zu zeigen, welch einen unbeschreiblich großen Segen ein einziger wahrhaft bekehrter Sträfling in einer solchen Anstalt stif-

ten kann. Auch darf nicht in Abrede gestellt werden, daß dieser Gedanke im Ganzen gut durchgeführt und eben so an einem erschütternden Beispiele gezeigt ist, wohin derjenige kommen kann, der jedem Ruf zur Buße widersteht. Indessen tritt auch bey diesem Werke die Hauptsache zurück. Wie ein Sünder zur Bekehrung kommen kann, ist nur schwach angedeutet, auch hier ist es die eigene Gerechtigkeit, die gefordert und empfohlen wird. Zugleich muß Ref. gestehen, daß ihm die hier als musterhaft geschilderte Einrichtung der Französischen Strafanstalt ausnehmend mangelhaft zu seyn scheint, und daß Mißbräuche in ihr geduldet werden, die auf eine höchst auffallende Weise in Gegensatz mit der vom Uebersetzer in der Vorrede gebilligten Einrichtung der Americanischen Strafanstalten treten. Schon aus diesem einen Grunde muß das höchste Bedenken getragen werden, dieses Büchlein Gefangenen in die Hand zu geben.

U. G.

M ü n c h e n .

Bey Georg Franz: Zeitschrift für Theorie und Praxis des Bairischen Civil-, Criminal- und öffentlichen Rechts. Herausgegeben von Dr. Fr. Freiherrn v. Zu Rhein, k. Kämmerer, Oberstudienrath im Ministerium des Innern und Ministerialreferenten. Heft 1 u. 2. 1834 — 35. Mit forlaufenden Seitenzahlen XII und 218 S. in 8.

Eine Fortsetzung der in den Jahren 1826 — 28 von eben diesem Verfasser in 3 Bänden herausgegebenen Zeitschrift: Beiträge zur Ges

gesetzgebung und practischen Jurisprudenz mit besonderer Rücksicht auf Baiern, welche die durch das Aufhören von Gönner's und Schmidtlein's Jahrbüchern der Gesetzgebung und Rechtspflege in Baiern (3 Bände. Erlangen 1818 — 20) in der Literatur des Bairischen Rechts entstandene Lücke auszufüllen bestimmt waren. Neue Dienstverhältnisse, welche die volle Thätigkeit des Verf. in Anspruch nahmen, hatten eine Unterbrechung dieser Zeitschrift veranlaßt, deren abgerissenen Faden der Verf. hier mit achtungswerther Hingebung wieder aufnimmt, und die nach seiner eigenen Bemerkung (Vorr. S. IX) in ihrer neuen Folge nur dadurch von den früheren Bänden sich unterscheidet, 'daß sie alles Gemein- und Fremdrechtliche ausschließt, nur die Inländische Legislation und Rechtspflege in ihren Kreis zieht, und das innere Staatsrecht als stehenden Artikel ihrer Besprechungen betrachtet.' — Wir kennen die Gründe dieser strengen Ausschließung alles Gemein- und Fremdrechtlichen zu wenig, um darauf ein Urtheil begründen zu können, jedenfalls aber sollten wir glauben, daß eine mäßige Einmischung von beiden dem Ganzen nicht bloß zur Bierde, sondern auch zu größerer Vervollkommnung gereichen würde; und in der That haben gerade diejenigen Aufsätze, in welchen dieser ausschließende Plan weniger streng beobachtet wurde, augenscheinlich an Werthe gewonnen, wie sich zum Theil aus der gleich folgenden, hin und wieder mit einigen Bemerkungen und Auszügen zu begleitenden Uebersicht des Inhalts ergeben wird.

1. Blick auf den gegenwärtigen Zustand der Gesetzgebung Baierns vom Regierungs-Assessor

Windwart zu Amberg, d. 3. Secretär der Kammer der Abgeordneten. Ein Aufsatz, den kein inländischer und kein auswärtiger Freund einer mit den Ansprüchen der Zeit langsam, aber entschlossen fortschreitenden Gesetzgebung und Rechtspflege ungelesen lassen sollte, zugleich ein Unterpfand desjenigen, was das größere Publicum von künftigen Leistungen eben dieses Verfassers zu erwarten hat. Um nur einige Proben von der Darstellung und den eigenen Ansichten des Verf. zu geben, so wird u. a. mit verdienster Achtung von den drey neuen der Ständeversammlung von 1831 im Laufe des darauf folgenden Jahres vorgelegten Entwürfen über das Strafgesetzbuch und über das auf Oeffentlichkeit und Mündlichkeit zu gründende Verfahren in Civil- und Strassachen geredet und u. a. bemerkt: darin eben liege die Klage wider das bisherige Verfahren, daß der Angeschuldete und die Zeugen ganz der Eigenmacht des Untersuchungsrichters heimgegeben waren, welcher die den ganzen Thatbestand enthaltenden Protocolle ohne irgend ein Sicherungsmittel des Angeklagten dictierte. Es sey durchaus nicht abzusehen, warum nicht die Bernehmung der Angeschuldeten und der Zeugen, so wie die Vertheidigung gerade so gut in öffentlicher Audienz als bey verschlossener Thür sollte vor sich gehen können? Man würde auf diese Weise den zweyfachen Zweck erreichen, den Angeklagten der Willkür des Untersuchungsrichters zu entziehen und das abzurtheilende Factum in seiner Lebendigkeit an den Augen der erkennenden Richter vorzuführen (S. 10). Ueber Geschwornen-Gerichte, welche nach dem Entwurfe aus Richtern vom Fach zusammengesetzt werden sollen,

bemerkt der Verf., daß, wenn die Thatfrage über das 'schuldig' einer Jury übertragen werden soll, diese eine Volks-Jury seyn müsse, und daß ein aus gewöhnlichen Richtern bestehendes Geschwornen-Gericht den Verlegenheiten des Strafverfahrens nicht abhelfen werde. Auffallend sey es übrigens, daß der Entwurf da, wo es um minder strafbare Handlungen zu thun ist, bey den sogenannten Frevelgerichten, eine Volksjury zulasse, gleich als wollte er die öffentliche Meinung, gegen welche er bey Behandlung der Verbrechen und Vergehen anzustoßen fürchtete, im Gebiete der Polizeyübertretungen wieder versöhnen (S. 8). Daß es der Regierung Ernst sey, die Gesetzgebung mit den Forderungen der Zeit in Einklang zu bringen, dafür bürgt (nach S. 4) der rege Eifer, mit welchem in den leztverfloffenen Jahren die legislativen Aufgaben betrieben wurden; eine andere Bürgschaft, wird hinzugesetzt, welche in der jüngsten Zeit sich noch kräftiger gezeigt habe, sey der beharrliche Wille des Königs Ludwig. Noch zu Anfang der Ständeversammlung von 1831 sey keines der jetzt im Entwurfe vorliegenden Gesetzbücher bearbeitet, das mächtige Wort dieses Königs habe sie ins Leben gerufen und man dürfe zuverlässig behaupten, daß, wäre nicht in der Thronrede von 1831 die Verheißung dieser Entwürfe ausgesprochen . . . man noch viel weiter von dem Ziele entfernt seyn würde. Wie wohlmeinend und offen die Regierung mit dem Strafgesetzbuche zu Werke ging, würde (nach S. 7) wenn aus nichts Anderm, schon daraus erhellen, daß die Motive mehrfach z. B. bey der Kettenstrafe andeuten, es komme auf die Stände an, ob die in dem Gesetze

liegende Strenge nicht gemildert und . . . die Kettenstrafe ganz abgeschafft werde? (Gewiß Anträge die nach einem so humanen Fingerzeige, unter den durch die öffentliche Sicherheit gebotenen Bedingungen, in einem constitutionellen Lande schwerlich ausbleiben dürften.) Noch bemerken wir aus S. 4, daß ein einsichtsvoller, mit dem Gesetzgebungsfache durch lange Erfahrung vertrauter Mann den Auftrag hat, den Entwurf eines allgemeinen Civil-Gesetzbuches auszuarbeiten und daß man die Vorlage des Resultats erwartet. 'Es ist Zeit, heißt es S. 15, mit Grundsätzen hervorzutreten, welche bey aller Mäßigkeit der Gesinnungen und bey aller Anerkennung dessen, was recht ist noch vernünftigen Begriffen über Bestehendes, den Fingerzeig zu einer Legislation geben, die in den Bewohnern eines Staates Bürger sieht und sich zum Princip macht, die bürgerlichen Gesetze den Bürgern des gegebenen Staats anzupassen. Nicht was die römischen Juristen zur Zeit der Imperatoren den Bürgern Rom's angemessen hielten, nicht was die päpstliche Gewalt zur Zeit ihres Glanzes den Gläubigen in weltlichen Sachen aufdrang, nicht was das Mittelalter bey seinen durchaus schwankenden Formen lediglich vom Drang der Noth zur Rettung aus den schreyendsten Verlegenheiten erborgte, darf uns zum Leitstern dienen auf der ganz eigenthümlichen Bahn, welche wir hier betreten. Wir lassen andern gepriesenen Rechtssystemen, namentlich dem römischen den Vorzug, welcher ihm eigen ist als Schule des Rechts, aber wir müssen auch der von vielen denkenden Köpfen längst genährten Ueberzeugung ihr Gewicht lassen, daß die Formen

des römischen Rechts den Aufschwung selbständiger Ueberzeugung bey uns Jahrhunderte lang zurückgehalten und die Erzeugung eines originellen vaterländischen Rechts unterdrückt haben. An der Französischen und Preussischen (nicht auch Oesterreichischen? Wer könnte es in Abrede stellen?) Civil-Gesetzgebung finden wir bereits Muster, welche sich der Römischen Oberherrschaft entzogen haben. Möge es uns gelingen, diesen Mustern ein neues an die Seite zu stellen, welches sich von den bekannten Schwächen derselben rein erhält!' 2. Betrachtungen über einzelne Provinzialgesetze des Königreichs vom Kreisgerichtsrath Gaigel. (Diesesmal über das in dem vormaligen Großherzogthum Würzburg geltende sogenannte Fränkische oder Würzburger Landrecht, bestehend aus der im Jahre 1618 dem Drucke übergebenen kaiserlichen Landgerichtsordnung und den hierauf von einzelnen Fürstbischöfen erlassenen besondern Verordnungen. Bemerkungen, deren Zweck es ist, 'die Vorurtheile zu beseitigen, mit welchen noch so viele dem Alten unzertrennlich anhängen, jeder neuen Verbesserung strenge verschlossen bleiben, und ihre Lobsprüche an Provinzialgesetze verschwenden, welche eher getadelt als gelobt zu werden verdienen'.)

3. Practische Bemerkungen aus dem Gebiete des Bairischen Civilprocesses von Dr Fürst.

4. Ueber die Nothwendigkeit, bey Tödtungen, und besonders in den Fällen, wo die Todesart zweifelhaft ist, den Gerichtsarzten vor der Abgabe ihres Gutachtens, die Einsicht der Untersuchungsacten zu gestatten, vom Appellationsgerichtsrathe Marx. (Vortrefflich gemeint, auch wohl in einzelnen Fällen nützlich befunden, aber doch vielleicht im Allgemeinen bedenklich. Der

Fundschein (*visum repertum*) ist, unserer Ansicht nach, vollkommen dem Bedürfnisse der Gerichte genügend, wenn er sich auf eigene Beobachtungen an dem verletzten Gegenstande beschränkt. Zusammenstellung und Vergleichung derselben mit den Ergebnissen anderweitiger Wahrheitserforschungsmittel, scheint, um auch den leisesten Verdacht von Befangenheit zu vermeiden, ausschließlich dem Richter und dem Bertheidiger überlassen werden zu müssen.) 5. Beytrag zur Erläuterung des §. 120 u. 128 des VI. Verfassungsedicts in einem Erkenntnisse des K. Oberappellationsgerichts dargestellt. (Ueber die Art und Weise, nicht liquide Forderungen, welche weder hergebracht, noch erwiesen sind und von den Grundhelden widersprochen und verweigert werden, im ordentlichen Rechtswege zu verhandeln.) 6. Die gegenwärtigen Verhältnisse der adlichen Gutsbesitzer in Baiern bey Abtretung ihrer Gerichtsbarkeit an den Staat, vom Herausgeber. (Eine vergleichende Darstellung dessen was in Bayern, Würtemberg, Baden und dem Großherzogth. Hessen über diesen viel bestrittenen Gegenstand Rechtens ist, der allem Ansehen nach in Bayern erst durch ein neues Gesetz zur Zufriedenheit aller Parteyen seine Erledigung finden wird.) Heft 2. N^o. 7. Erinnerungen über den Entwurf einer Civilgerichtsordnung für Bayern vom J. 1731 von dem Oberappellationsgerichtsrathe v. Hinzberg. (Danke werthe, obgleich nicht durchweg erschöpfende, Bemerkungen über einzelne Theile dieses Entwurfs. Tiefe Beherzigung möchte verdienen, was über die, bey einer zweckmäßigen Umbildung gewiß sehr wünschenswerthe, Beybehaltung der einzelnen Richter auf dem Lan-

de in erster Instanz gesagt wird, wodurch nicht nur eine Menge unnöthiger Processe im Keime erstickt, sondern auch ein höchst bedeutender Gewinn an Zeit und Kosten für den Landmann erreichbar ist — augenscheinlich das preiswürdige Institut der Friedensrichter, deutschem Sinn und deutschen Verhältnissen angepaßt. Daß das Institut der Staatsanwaltschaft in Bayern gewissermaßen schon existiere, weil einzelne Theile desselben hin und wieder sich finden, möchten wir nicht mit dem Verf. behaupten, wohl aber, daß es bey der vorgeschlagenen Wiederherstellung der öffentlichen Rechtspflege doppelt nothwendig und wohlthätig erscheinen muß. Sind, wie es ohne Zweifel nicht fehlen wird, diese Stellen mit tauglichen Subjecten besetzt, so gewinnt die Regierung dadurch ein neues Mittel auf jedem Hauptpunkte des Staats eine gleiche Rechtsverwaltung zu fördern und neue Ansprüche auf den Dank des Landes und die Achtung des großen Publicums zu begründen.) 8. Ueber die Frage: ob nach der Bayerischen Proceßtheorie eine außergerichtliche Mahnung die Verjährung der Klage unterbreche, vom App. Ger. Secretär Endres in einem Rechtsfalle dargestellt. (Die Bayerische Gerichtsordnung Kap. IV §. 3 spricht im Allgemeinen den Grundsatz aus, daß durch ein Mahnen die Verjährung unterbrochen werde. In einem vorgelegten Falle wurde dieser bey einer außergerichtlichen Mahnung in Anwendung gebracht. In den Entscheidungsgründen wurde u. a. gesagt: Alle Rücksichten . . . müssen der klaren Disposition des Gesetzes weichen, welches zwischen gerichtlichen und außergerichtlichen Mahnen keinen Unterschied macht und eine doctrinelle Unterle-

gung eines solchen Unterschiedes bey seiner Bestimmtheit und Allgemeinheit — nicht zuläßt. Der Verf. versucht es, die für das Gegentheil sprechenden Rücksichten aufzustellen. Seine edle Freymüthigkeit und sein Talent verdienen Glückwunsch und Anerkennung, aber seine Gegengründe durften schon durch die Eine Rechtsregel: *Ubi Lex non distinguit, nec nos distinguere debemus*, sich in reine — Sophismen auflösen.) 9. Betrachtungen über den Provoations = Proceß. Erste Abh. Ueber die Nothwendigkeit des P. P. von dem Landcommissariats = Actuar Frhn v. Podewils. (Eine Vertheidigung der v. Gönnerschen Theorie dieses irrthümlich in deutsche Praxis eingeschlichenen, eine gerichtliche Aufforderung zur Klage unter dem Rechtsnachtheile des Verlustes des Rechts enthaltenden Rechtsmittels gegen die im Archiv für die civilistische Praxis (B. III. S. 325 ff.) von Breitenbach vorgetragene Gründe, mit welchen sie als 'die grellste Abnormität von den einfachsten Rechtsprincipien und die unjustificierlichste Verletzung der persönlichen Freyheit' dargestellt wird. Als Beytrag zu den Acten nicht ohne Verdienst, übrigens unserer Ansicht nach, viel zu unregelmäßig und gezwungen, um auf einen bleibenden Eindruck zählen zu können.) 10. Beytrag zur Lehre vom Manifestationseide von Dr Feust. (Nach den Bestimmungen der Bayerischen Gerichtsordnung von 1753). 11. Kurze Erörterungen aus dem gutsherrlichen Rechte, vom Herausgeber. (Noch unvollendet.) 12. Einige psychologische Bemerkungen über den Art. 120. Th. I. des Bayerischen Strafgesetzbuches von Prof. Friedreich. (Die Untersuchung verbreitet sich

über die Frage: Ob ein Strafgesetzbuch bey der Lehre von der Zurechnungsfähigkeit nur einen allgemeinen Grundsatz aufstellen, oder alle die einzelnen Krankheiten und psychischen Zustände aufzählen soll, welche die Zurechnung aufheben? Der als Arzt und Psycholog gleich rühmlich bekannte Verf. schlägt folgende Fassung der dahin gehörigen gesetzlichen Bestimmungen vor: Jedes Individuum, welches zur Zeit der begangenen That sich in einem psychisch-unfreyen Zustande befand, ist nicht zurechnungsfähig. Seine lichtvoll entwickelten Gründe werden nicht verfehlen, die Aufmerksamkeit der Gesetzgeber zu fesseln. Als Hauptgrund, warum eine namhafte Aufzählung der einzelnen, die Zurechnung aufhebenden psychischen Zustände im Gesetzbuche für durchaus unzweckmäßig und verwerflich gehalten werden müsse, bezeichnet er die auffallende Verschiedenheit in den Ansichten der Philosophen über Verstand, Vernunft und Bewußtseyn und die Uneinigkeit der Psychologen und Aerzte in Beziehung auf Benennung, Begriffsbestimmung und Classification der psychischen Krankheiten.)

Unsere Leser werden aus dieser Inhalts-Anzeige ersehen, daß diese Zeitschrift nicht bloß für Bayern sondern auch für das Ausland nicht ohne Wichtigkeit sey, und mit uns dem Verfasser danken, einen Theil seiner Nebenstunden diesem nützlichen Unternehmen gewidmet zu haben, dessen Fortsetzung wir mit Verlangen entgegen sehen. Die Sprache ist nicht durchgehends rein und richtig. Druck und Papier sind mittelmäßig.

Böhmer.

L e y d e n.

Bey Luchtmanſ: Memoria Joannis van Voorst, theologiae Doctoris et Professoris in academia Lugduno-Batava. Scripsit discipulus et successor Wessel Albertus van Hengel. 1834. 84 S. in 8.

Die Holländische Sitte, daß ausgezeichneten academischen Lehrern von ihren Nachfolgern eine Denkschrift gewidmet wird, hat die Literatur schon mit mancher trefflichen Biographie bereichert. Der Herr Verfasser hielt sich zu einer gleichen Leistung der Pietät verpflichtet, da er in van Voorst (geb. 1757, gest. 1833) nicht allein seinen Lehrer verehrte, sondern auch, als der bejahrte Vorgänger nach dortiger Einrichtung, als emeritus betrachtet ward, von demselben zum Nachfolger ausersehen war. Van Voorst's academische Thätigkeit zu Francker und nachher zu Leyden war zwar nicht gerade eine besonderes Aufsehen erregende, doch muß er, wie der Verf. an seinem eigenen Beispiele darthut, viel Anregendes besessen haben; der Biograph hat dadurch Gelegenheit gefunden, statt leerer Lobpreisungen, besonders wohlgemeinte und umsichtige Winke über das theologische Studium überhaupt einzuweben. Auch über den gewöhnlichen Lebensgang der dortigen academischen Lehrer finden sich viel interessante Einzelheiten: fast sämtliche theologische Academiker sind früher practische Geistliche gewesen, da man außerhalb Deutschlands das Institut der Privatdocenten nicht kennt.

G e l e h r t e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

176. Stück.

D e n 7. N o v e m b e r 1 8 3 5.

P a r i s.

Chez de Bure frères: Musée Blacas, Monumens Grecs, Etrusques et Romains, publiés par M. Théodore Panofka, Secrétaire de l'Institut de correspondance archéologique, Membre de l'Académie d'Herculanum. T. I. Vases peints. 1ère et 2e Livr. 1830. 3e et 4e Livr. 1833. zusammen 32 Kupfertafeln und 96 S. Text in Fol.

Der Herausgeber, der zu den eifrigsten und talentvollsten Förderern des archäologischen Studiums in der neuesten Zeit gehört, hat mit diesen Hefen die Publication eines Museums begonnen, welches, wie diese Proben zeigen, im Fache der gemalten Vasen reich an schönen und seltenen Vorstellungen ist, und außerdem auch an geschnittenen Steinen und andern Anticaglien einen Schatz besitzt, den uns wahrscheinlich die Fortsetzung dieses Prachtwerks erschließen wird.

Der Herausg. commentiert die in diesen Hefen enthaltenen Vasengemälde mit der reichen

Kenntniß der Denkmäler sowohl, wie der Literatur, und der Originalität der Ansichten, die ihn auszeichnet. Daß Ref. dessen ungeachtet den einzelnen Erklärungen größtentheils theils Zweifel und Bedenken, theils verschiedene Erklärungen entgegenzusetzen muß: hat seinen Grund in einer tiefer liegenden Differenz über die ganze Methode. Für den Herausgeber behandelt der Künstler nicht einen positiv gegebenen Stoff nach Principien, die in der Kunst liegen und wesentlich artistischer Art sind, sondern er spricht in jedem Bildwerk eine das Positive auflösende und verflüchtigende *langue des symboles*, wozu namentlich auch etymologische Anspielungen auf die Namen der vorgestellten mythologischen Personen gehören, die erst hervortreten, wenn man das Bildwerk in Rede umsetzt. Es muß einer spätern Zeit und andern Gelegenheiten vorbehalten bleiben, diese Methode genauer zu erörtern und mit andern prüfend zu vergleichen; hier begnügen wir uns mit einfacher Anzeige der Deutungen des Herausg. und der Beystimmung oder Abweichung des Ref.

Die Einleitung zum ersten Bande, dem die vorliegenden Lieferungen angehören, enthält: *Observations générales sur les sujets des vases peints*, deren Hauptzweck ist, die Vasengemälde nach den Gegenständen, die sie darstellen, und deren Beziehungen auf das menschliche Leben zu classificieren. Es ist eine einleuchtende Bemerkung des Verf. und anderer neueren Archäologen, daß die Mythen und übrigen Gegenstände, die auf Vasen gemalt sind, nicht willkürlicher Schmuck sind, sondern in einem Zusammenhang stehen mit der Bestimmung der Vasen: wie es bey Bildwerken an Tempeln und Altären, an Aschenkisten und Geräthen für den

Gebrauch des Lebens, wenn auch auf sehr verschiedene Weise und nach verschiedenen Graden näherer oder entfernterer Ideen = Association, der Fall ist. Die uns besonders aus Pindar bekannte Kunst, Situationen des wirklichen Lebens durch einen analogen Mythos poetisch zu verklären, war für die bildende Kunst nicht minder wichtig als für die Lyrik. Daraus ergibt sich dann aber auch nothwendig der Schluß, daß es möglich seyn müsse aus den Malereyen, in Verbindung mit der Form der Gefäße, die Bestimmung der letztern zu errathen. Der Verf. hat darüber schon früher in seinen *Vasi di premio* (Fasc. I. 1826) und den *Recherches sur les véritables noms des vases Grecs et sur leurs différens usages* (1829) beachtenswerthe Combinationen aufgestellt, die er hier fortsetzt, und besonders das Verhältniß der beiden Bilder, wenn die Vase zwey verschiedene Darstellungen enthält, zu ermitteln sucht, das gewiß dann am deutlichsten und lehrreichsten ist, wenn einer Scene des Lebens unmittelbar der mythische Reflex gegenüber tritt. Der Verf. hebt drey Classen von Vasen als die am meisten verbreiteten und auch wohl am bestimmtesten zu erkennenden hervor, die Preis = Vasen, die hochzeitlichen und die sepulcralen, denen er sonst noch die *vases de toilette, de repas, de libation* und *de mystères* hinzugefügt hat. Wie leicht und anziehend es ist, die bey vielen Vasenbildern hervorspringenden Bezüge auf Gymnastik, Bacchische *Διασοι*, Hochzeiten und Tod zu bemerken und zu entwickeln, haben gewiß Viele bey der Musterung von Vasensammlungen erfahren; wie schwer aber, sämtliche Vasenmalereyen in diese und andere Classen mit einiger Probabilität einzureihen, scheint uns der Herausgeber

selbst dadurch zu bekennen, daß er die in den ersten beiden Lieferungen durchgeführten Ueberschriften: Vase de prix, Vase de mystères u. dgl. in den andern beiden wegläßt. Wir wollen sie, wo sie der Herausg. angibt, dem folgenden kurzen Auszuge seiner Erläuterungen immer beyfügen.

Taf. 1. Preis = Vase. Der Dichter Glaukon. Wir führen die hiermit angedeutete Erklärung des Verf. nicht weiter aus, weil er gewiß seit der Zeit schon die schöne Wahrnehmung Böckh's (Prooem. lect. Berolin. hiem. 1831. Bullet. dell' Instit. 1832. p. 87) als völlig richtig anerkannt hat. Diese Vase zeigt nämlich einen auf einer Base erhöhten Dreyfuß, bey dem eine Nike eine Libation ausgießt, mit der Unterschrift in älterer Attischer Schrift Ἀκαμαντις ἐνικαφυλαε. So weit ist die Darstellung deutlich von einem Athenischen Gefäß copiert, welches sich auf einen choregischen Sieg dieser Phyle bezog. Die zweyte Inschrift aber, Γλαυκων καλος, in ganz anderer, jüngerer Schrift, und die in einen Mantel gehüllte Jünglingsfigur sind eine, am Orte der Fabrication, Nola wie es scheint, gemachte Zuthat, welche sich auf keinen Athenischen Dichter Glaukon (oder vielmehr Leukon) beziehen kann. Taf. 2. Preis = Vase aus Agrigent, von dem Töpfer Nikosthenes, der auch mehrmals in Volci zum Vorschein gekommen ist, mit Ringern und Faustkämpfern im alten Styl. Taf. 3. Toiletten = Vase von Nola, mit colorierten und vergoldeten Figuren in Relief, in der leichten aber geist- und anmuthsvollen Weise, von der nur Griechische Terracotten, die den zartesten Druck des Fingers bewahren, eine Vorstellung geben können. Den bacchischen Zug, der hier vorgestellt ist, von gar nicht ungewöhnlicher Compos-

sition, deutet Hr Panofka so: Dionysos Eysios, welcher sich zu seiner Geliebten Hespera = Kora verfügt, geleitet von Terpsichore und Thalia. (Aber die Beleg = Stelle bey Plutarch Symp. III. 6, 9. enthält nur, als eine Einkleidung philosophischer Ideen, daß der lösende Dionysos mit Terpsichore und Thalia den Abend zu beherrschen habe, ἐπισκοπεῖ τὴν ἑσπέραν, der Morgen aber uns zu den Arbeiten der werktthätigen Athena und des Marktvorsteher Hermes aufwecke). Taf. 4. Hochzeit = Base, eigentlich nur der Deckel einer Lekane (zuppiera) aus Nola, worauf sieben weibliche Figuren, mit daneben geschriebenen Musen = Namen, aber ohne die herkömmlichen Attribute der Musen gemalt sind, daher der Herausgeber hochzeitliche Nymphen mit Musen = Namen, wie die Μοῦσαι Εἰλιουσιᾶδες gewesen seyen, wahrzunehmen glaubt. (Aber muß man nicht zuerst fragen, woher die Gewißheit, daß die herkömmlichen Musen = Attribute es schon vor Polykles, Eysippos, Strongylion waren, deren berühmte Musen = Gruppen auf diese Base noch keinen Einfluß üben konnten.) Taf. 5 u. 6. Vase de repas. Eine Schale mit Malereyen in altem Styl, die nach der einen Seite Männer bey einer Mahlzeit, nach der andern einen Kampf von Hoplitzen darstellt, die der Herausg. für Tyrthenische Gladiatoren nimmt und dabey einige Gründe für eine Tyrthenische Herkunft der Campanischen und Volcentischen Vasen aufzählt. Taf. 7 u. 8. Mysteries = Base in späterm Styl, auf deren Vorderseite, nach dem Herausg., die Einweihung eines Neophyten bey einer Herme des Dionysos = Pluton, unter dem Vorstande des Liber = Pater, des Orpheus als des Vorstehers der mystischen Musik, des Hermes und Pan, der Aphrodite und des mystischen Gros vorgestellt

wird. (Eine höchst interessante Composition, die sich indeß auch vollkommen aus der gemeinen Mythologie und zwar aus Euripides HIPPOLYTOS erklären ließe: Hippolytos (der Neophyt) tritt in deutlichem Jagdcostüm, von einem Pädagogen (Liber Pater bey Panofka) begleitet, als Orphischer Bögling (Eurip. Hippol. V. 965) zu einer Herme des Dionysos, an der zugleich Orpheus seine Kithar, mit deren Hülfe er den Kerberos gefesselt, einem Gelübde gemäß aufhängen will — diese Handlung ist vollkommen deutlich —, hinter ihm, etwas getrennt, sitzt die von Liebe gequälte Phädra. Im höheren Plane sitzen auf Phädra's Seite Aphrodite und Eros, auf Hippolytos Seite Hermes und Pan, welche deutlich als Landgötter bezeichnet werden.) Taf. 9. Mysterien-Base, auf welcher Frauengestalten, die der Herausg. für die Danaiden nimmt, große Gefäße nach einem ungeheuern, in einem Hügel vergrabenen Fasse tragen, um sie darein auszusütten. (Da indeß weder die Hydrien, noch der Pithos eine Spur von Löchern zeigen, so fehlt das Hauptkennzeichen dieses Mythos, den die Alten allerdings auf die Mysterien bezogen haben). Taf. 10. Sepulcrale Base. Colossales Gorgoneion von einer Base von Tarquinii, von dem bey der Anzeige der Levezowschen Abhandlung (in diesem Jahrgange S. 127) schon die Rede war. Taf. 11, 1. Heroischer Gegenstand. Perseus, der die Medusa enthauptet hat, und mit ihrem Kopfe in der Ribisis davon eilt, in jüngerm Kunststyl. Das Interessanteste ist die Inschrift, ΠΕΡΣΕΣ ΚΑΛΟΣ, die der Vf. sinnreich und mit großer Wahrscheinlichkeit so deutet, daß die Base einem Perseus bestimmt und deswegen mit dem Abenteuer des Perseus bemalt worden sey. Taf. 11, 2. Toiletten-Base,

Peleus und Thetis, jener als Ephebe, diese durch einen Delphin characterisirt. Taf. 12. Heroische Sujets. Odysseus (ΟΔΥΣΣΕΥΣ), der der Leukothea die Binde zurückgibt, und Oedipus, der das Räthsel der Sphinx löst, zwey Bilder einer Vase, die der Herausg. sich bemüht in eine innere Verbindung der Gedanken zu bringen. Taf. 13 — 15. Unter dem Titel Pantheon beschreibt und erklärt der Verf. ein sehr merkwürdiges Vasenbild in grandiosem Styl auf solche Weise. Der tragische Dichter, in Gestalt des Pappo-Silen, wird von der Tragödie, deren Stimme die Flöte des Dithyrambos unterstützt, geleitet, und von Proserpina geführt zum Bacchus, der einen Bock zerreißt und opfert, und Komos, Akratos und die Komödia zur Umgebung hat. (Von dieser Composition ist für uns nur der einen Bock zerreisende und dessen Blut auf den Altar spritzende Dionysos, ἀγρευῶν αἷμα τραγοκτόνον, ὤμοφάγον χάριν (Euripides des Bacchen V. 143) vollkommen klar, und von den übrigen Figuren nur so viel, daß sie von dem Altar hinwegfliehen voll von dem heiligen Schrecken, mit dem der Ritus der Omophagie begangen wurde. Wir würden also das Ganze eine bacchische Telete nennen, aber ohne Einmischung des tragischen Dichters. Uebrigens ist die Anordnung des Ganzen so zu machen, daß der Altar in die Mitte kommt.) Taf. 16. Einige Inschriften mit dem Namen des Töpfers Archifles und der Formel χαῖρε καὶ πίει (es möchte wohl πίει auf dem Gefäß gestanden haben) εὔ.

Dritte und vierte Lieferung (ohne allgemeine Ueberschriften bey den einzelnen Vasen). Taf. 17. 18. Das überaus lieblich und geistreich entworfene Vasenbild mit der aufgehenden Sonne und den verschwindenden Gestirnen, welches Hr Pa-

noska auch in einer besondern Abhandlung: *Le lever du Soleil*. Paris 1833, so wie Raoul-Rochette *Monuments inédits* pl. 73 herausgegeben, und Welcker im *Rhein. Museum für Philol.* Bd. II. S. 133 beschrieben hat. Von allen diesen Erklärern des Gemäldes weicht der Unterzeichnete nur darin ab, daß er den von der Morgenröthe geraubten Jüngling nicht für Kephalos, sondern für Orion hält, und gewiß wird, wer die Stellung des Hundes Sirius gegen die Figur des Jägers genau beachtet, und die Beziehung des ganzen Gemäldes auf den Sternenhimmel erwägt, die nur bey Orion, nicht bey Kephalos hervortritt, ihm darin beystimmen, und die älteste sichere Darstellung dieses Sternbildes hier erkennen. Taf. 19. Eine Vase von Volci, mit dem Namen des Töpfers Xenokles, worauf der Herausg. *les trois Zeus*, d. h. Zeus, Poseidon und Hades (der letztere ist ohne besonderes Kennzeichen) und die Persephone, wie sie von Hermes dem Dionysos zugeführt ihre Mutter verläßt (auch hier sind Mutter und Tochter ganz ohne ihre herkömmlichen Attribute) zu erkennen meint. Taf. 20. Nolanische Vase, mit Nereus, oder einem ähnlichen Seedämon (denn der Name ΝΗΡΕΥΣ ist in der Abbildung nicht zu erkennen), in fischgeschwänzter, Tritonenartiger Gestalt, mit dem Dreizack in der Hand. Taf. 21. Dionysos ein Mädchen, Ariadne nach dem Herausg., beim Flötenspieler eines Satyrs (Marsyas-Komos) und in Beyseyn der Aphrodite und des Eros ergreifend. Taf. 22, A. Bacchantinnen, die der Herausg. *Libera avec son cortège* benennt. Taf. 22, B. Ein Vasenbild, das der Herausg. mit Hilfe der Inschriften sinnreich und auch gewiß richtig so erklärt: Peitho holt bey Himeros die Parfüms für die Toilette ihrer

Gebieterin Aphrodite. Taf. 23. Ein reizendes Bildchen, der ziegenfüßige Pan mit einer Nymphe einen Tanz aufführend. Die Nymphe nimmt der Herausg. für die Echo, die man allerdings gern in der alten Kunst wieder erkennen möchte, aber noch durch keine bestimmten Kriterien aufgefunden hat. Taf. 24. Die Figuren eines Reiters, eines Stieres, aus dessen Rücken eine Palme hervorzuragen scheint, und eines bekränzten Jünglings, der sich auf einen Stab stützt, deutet der Herausg. auf Admet und Apollon als den Hüter seiner Herden. Taf. 25. Zwey geflügelte Sphinxen, zwischen denen eine Hermes ähnliche Figur von einer emporkwachsenden Pflanze getragen wird: eine arabeßkenartige Composition, die nach dem Herausg. l'année naissante au milieu des Heures vorstellt. (Nes. würde bey solchen Spielen der Laune nicht bloß diese, sondern jede Deutung bedenklich finden.) Taf. 26 A. Ein Kopf des Hermes oder Perseus, wobey der Herausg. über die nahe Verwandtschaft dieser beiden Personen treffende Bemerkungen macht. Taf. 26 B. Ein Apulisches Vasenbild: Herakles, im Costüm einer Person der Komödie, verfolgt mit der Keule eine Frau, die der Herausg. um des Schenkkrugs willen für eine Hebe nimmt. (Eher möchten wir an die Schenkwirthin der Unterwelt denken, die Herakles nach Aristophanes Fröschen B. 549 ff. so übel behandelt hatte.) Taf. 27. Herakles, der sich über den Nemeischen Löwen hergeworfen um ihn zu erwürgen, eine durch die großartige und kräftige Zeichnung interessante Composition. Der Revers Taf. 28 zeigt zwey Epheben, die neben ihren Pferden hergehen; die Dioskuren nach dem Herausg. Taf. 29. Eine Vase sehr spätem Styls, worauf eine, der Minerva ähnliche Figur auf einem Felsen bey einer

Quelle sitzend eine Trinkschale einem Jünglinge darbietet, der nebst seinem Pferde herankommt, während ein anderer sich abwendend über einen Steinhaufen steigt. Der Herausg. sieht darin den über das Vallum des ältesten Roms springenden Nemus, und die andern Figuren werden darnach Roma und Romulus genannt. Taf. 30.

31. Eine große Vase mit zwey Streifen von Malereyen auf beiden Seiten. Der obere stellt nach dem Herausg. den Raub der Helena durch Theseus und Peirithoos, der untere die Zurückführung der Geraubten durch ihre Brüder, die Dioskuren, zum Vater Lyndaros vor. Die Vase hat, wie der Verf. richtig bemerkt, den Character einer Hochzeit-Vase, und es ist ausgemacht, daß Helena auf den Gefäßen dieser Classe eine Hauptrolle spielt. Da indeß der Lyndaros des untern Streifens ein orientalisierendes Costüm hat: so ist die Frage, ob wir nicht mit Benutzung dieses Winkes, unten die Heimführung der Helena durch Paris in Priamos Haus, unter Begleitung eines Hymenaios, und dann in dem obern Streifen Paris gastliche Aufnahme in Helena's Hause, auf der Rückseite aber den gleichzeitigen Kampf der Dioskuren mit den Apharetiaden (wodurch sich vieles schön aufklären ließe) erkennen wollen. Wie dem aber auch sey, möchten wir den Herausg. bitten, das Blatt, worauf er den Vers von dem Kasten des Kypselos, Paus. V, 19, übersetzt, baldigst durch einen Carton zu tilgen. Taf. 32. Eine Vase aus demselben Nolanischen Grabe wie Taf. 9, und eben so räthselhaft. Ein Stier mit einem Menschen-Antlitz trägt ein Mädchen, das eine Hydria hält, zu einem Bassin, auf dem ein Amor, und neben dem eine andere Frau mit einem Schenckkrug steht. Der Herausg. sieht in

dem Stier Dionysos = Hebon, obgleich für diese früher herkömmliche Benennung doch wirklich gar kein bestimmter Grund vorhanden ist, nennt die von ihm getragene Jungfrau Parthenope, die andere Δικία (Dikāarchia), und deutet das Ganze zugleich auf religiöse Ideen und locale Naturerscheinungen. Daß ein Mythos letzter Art, eine Liebesgeschichte eines Stromgottes und einer Nymphe, zum Grunde liege, scheint dem Unterz. klar; die Fabel selbst aus dieser Malerey herstellen zu wollen, ein mißliches Erkönnen.

R. D. M.

L e i p z i g.

Bey F. A. Brockhaus: das Thierreich, geordnet nach seiner Organisation. Als Grundlage der Naturgeschichte der Thiere und Einleitung in die vergleichende Anatomie. Vom Baron von Cuvier u. Nach der zweyten vermehrten Ausgabe übersetzt und durch Zusätze erweitert von F. S. Voigt, Hofrath, Prof. der Med. zu Jena u. I. B. die Säugethiere und Vögel enthaltend. 1831. XLVIII u. 975 S. — II. B. die Reptilien und Fische enthaltend. 1832. XVI u. 539 S. — III. B. 1834. XVIII u. 621 S. die Mollusken enthaltend. Octav.

Je mehr sich die Kenntniß des großen Reiches der irdischen Natur in seinen einzelnen Theilen mit jedem Tage erweitert, desto fühlbarer wird zwar das Bedürfniß nicht nur einen Standpunct aufzufinden, von welchem sich das Ganze übersehen lassen möchte, sondern namentlich auch einen Eintheilungsgrund und ein Fachwerk aufzustellen, um das Einzelne übersichtlich zu ordnen. Aber mit der fortschreitenden Kennt-

niß der Menge und Mannigfaltigkeit der Gattungen und Arten, ihrer äußern und innern Verwandtschaft und Verschiedenheit und der durch die Anwendung der Philosophie auf die Naturwissenschaft erhöhten Thätigkeit des combinierenden und trennenden Verstandes erhöhen sich in gleichem Grade die Ansprüche und die Schwierigkeiten, so daß es höchstens gelingen kann ein dem augenblicklichen Stande der Wissenschaft angemessenes System zu schaffen, daß aber weder in allen seinen Theilen gleich befriedigend und gleich selbständig, noch für alle Zeiten gleich brauchbar, noch jedem Naturforscher gleich bequem seyn kann. Am wenigsten kann dieses mit einem sogenannten natürlichen System gelingen, theils weil alle aufgestellte Gruppierungen mehr oder weniger der Willkür unterworfen sind und sich daher leicht vermehren und vermindern lassen, theils weil in der That der Natur kein System zum Grunde liegt, sondern ihre unerschöpfliche Kraft nach allen Richtungen in nie zu begrenzender Mannigfaltigkeit fort und fort thätig ist. Haben doch sogar manche Beobachtungen einige Naturforscher zu der Annahme zu berechtigen geschienen, daß eine fortwährende, immer höher sich steigende Entwicklung der Gattungen und Arten Statt finde, was sich jedoch nie erweisen lassen möchte. Im Gegentheil blieben die wesentlichen Charactere durch alle Jahrhunderte, von welchen unsere Geschichte Kenntniß hat, unverändert, und nur auf die Voraussetzung der Unwandelbarkeit aller generellen und specifischen Charactere aller Wesen gründet sich die Möglichkeit jeder systematischen Zusammenstellung und Uebersicht. Die sogenannten natürlichen Systeme werden, wie ansprechend auch sonst, immer den Mangel der Wandelbarkeit und

unvollkommenen Uebersichtlichkeit, die künstlichen nie genügend erscheinen, indem sich die Natur in ihrer dädalischen Mannigfaltigkeit keinem ihr aufgedrängten Schematismus unterwirft. — Es ist hier der Ort nicht die verschiedenen seit Aristoteles versuchten Systeme zu characterisieren, noch auch ihren relativen Werth gegen das vorliegende Werk von Cuvier abzuwägen. Unbestritten bleibt demselben das große Verdienst seine ausgezeichnet glückliche Stellung mit viel Geist, unermüdetem Fleiß, scharfer Kritik und dankbarer Anerkennung der Arbeiten und Entdeckungen anderer Forscher des In- und Auslandes benutzt zu haben, um eine übersichtliche Zusammenstellung des gesammten Thierreiches zu geben, wie sie in der That nicht wohl ein Anderer, wenn auch eben so befähigter, jedenfalls aber weniger durch die Umstände begünstigter Forscher geben konnte. Mag die Mit- und Nachwelt verbessern, erweitern, noch vollkommener classificieren, oder näher bestimmen, keine Zeit wird die Arbeiten dieses ausgezeichneten Geistes unbeachtet lassen, oder entbehren können, und gewiß macht sein *règne animal* den Schlußstein oder den Anfang einer neuen Epoche in der Geschichte der Wissenschaft, während seine Bearbeitungen einzelner Theile durch ihre Genauigkeit eine berichtigende Wiederholung fast überflüssig machen. — Eine günstige Fügung hat die vorliegende deutsche Uebersetzung der zweyten Ausgabe des Thierreiches von Cuvier gerade einem Manne in die Hände geliefert, dem man eine vorzügliche Befähigung dazu, von jeder Seite betrachtet, nicht absprechen kann, und der daher die Aufgabe auf eine vollkommen genügende Weise gelöst hat. Vorbereitet durch ausgebreitete Studien und selbständige literarische Arbeit

ten, durch seine Reisen in Frankreich, England und Italien und die Kenntniß der reichsten Cabinetes, befreundet mit und geachtet von dem Verfasser, hat der Herr Uebersetzer nicht nur den Text selbst getreu übertragen, sondern ihn auch an sehr vielen Stellen durch überall bemerkliche Einschaltungen berichtigt und vervollständigt, ohne den Zusammenhang des Ganzen zu stören, oder seine eigenthümliche Farbe zu verwischen. Hin und wieder finden sich auch bedeutendere Zusätze, theils in den Noten, theils in kurzen Excursen. Jedoch ist der Uebersetzer mit dem Verfasser nirgend in ein polemisches Verhältniß getreten. Daß die Uebersetzung sich streng an die Aufeinanderfolge und Gruppierung des Originals gehalten, ist in der Ordnung, so auch, daß die französisierenden Formen der Benennungen vermieden und dafür die lateinischen oder griechischen Endungen substituiert worden sind; allein die Gründe, aus welchen I. S. 5 der Hr. Uebersetzer von dem üblichen Sprachgebrauch abgegangen ist, *sexe* = *sexus* durch Geschlecht, *genus* = *genre* durch Gattung, *species* durch Art, *varietas* durch Abart oder Spielart zu geben, haben Ref. nicht überzeugt, und der Ausdruck wird ohne diese Unterscheidung, wo nicht unsicher, doch jedenfalls umständlicher. Auch ist der lateinische Sprachgebrauch des Wortes *genus* entschieden dagegen dasselbe zur Unterscheidung der männlichen oder weiblichen Individuen lebendiger Wesen zu gebrauchen. — Die Zurückführung unserer vierfüßigen Hausthiere in ihren durch Zeit und Cultur verschiedenen Rassen auf noch vorhandene wilde Arten wird nie gelingen, ja es ist nicht einmal wahrscheinlich, daß sie von irgend einer vorhandenen abstammen, wenn auch einige in verwildertem Zustande vor-

kommen. Cuvier läßt sich auch in der That eben so wenig vollständig darauf ein, als die Uebersetzung; die Aufzählung der bekannten Spielarten ist auch unvollständig. — Daß der Elefant der Carthager der große noch bekannte südafrikanische gewesen seyn dürfte, ist eben so wenig wahrscheinlich, als daß es der indische gewesen sey, wie schon Heeren in seiner Geschichte der Politik und des Handels der alten Völker bewiesen. Vielleicht ist er an der Nordküste eben so ausgerottet, wie der hier ehemals einheimische Löwe; ob sich noch im Innern diese Art findet, kann nur die Zeit entscheiden. — Ein vollständiger Catalog aller entdeckten und beschriebenen Thiere ist übrigens dieses Werk nicht, soll es auch nicht seyn; aber der Reichthum des mit Zuverlässigkeit Gegebenen ist groß. Das Schicksal aller systematischen Naturreiche gleicht dem der altdeutschen Dornen. Die vollständige Ausführung der großartigen Idee des Ganzen ist keines einzelnen Menschen Werk, trotz aller Vorarbeiten und Mitarbeiten. Keinem Nachfolger aber wird es gelingen mit gleichem Geist in die Idee seines Vorgängers einzudringen, oder doch ohne Modification einzugehen; und so wird beides um so weniger in allen seinen Theilen jemals vollendet erscheinen, dem ungeachtet aber als würdiges Denkmal dessen dastehen, der die Idee dazu auffaßte und so weit auszuführen vermochte. — Ref. sieht der Vollendung des Werkes mit sehnsuchtsvoller Erwartung entgegen.

E b e n d a s e l b s t.

Der deutsche Bauernkrieg zur Zeit der Reformation von W. Wachsuth.

Mit dem Bildniß Thomas Münker's. 1834.
XIV u. 144 S. (bey Brockhaus).

Mit dieser Schrift beginnt eine neue Reihe historischer Darstellungen, über deren Character wir schon früher (S. g. A. 1832. St. 213) uns ausgesprochen haben. Nach Beendigung der Reihe dieser Darstellungen aus dem Reformationszeitalter denkt der Verf. darauf eine zweyte aus der Revolutionsperiode folgen zu lassen, und beide in Beziehung auf einander zu setzen. Diese Vergleichung, mit gehöriger Vorsicht angestellt, wie wir sie von dem Verfasser erwarten können, kann sehr lehrreich werden, wenn sie auch nur zu dem Einen Resultat führt, daß weit verbreitete politische Parteyen sich so wenig als religiöse mit Gewalt ausrotten lassen, und constitutionelle Staaten und Autocratieen so gut friedlich neben einander bestehen können und bestehen werden, als endlich nach langem vergeblichem Kampfe catholische und protestantische Staaten. Der hier gelieferte Bauernkrieg schließt sich an einen früheren Aufsatz in dem fünften Jahrgange des historischen Taschenbuchs von Fr. Raumer an, über die Bauernaufstände im Mittelalter, und kann als dessen Fortsetzung angesehen werden. Von der oben erwähnten früheren Reihe von Darstellungen unterscheidet er sich nicht nur durch eine größere Ausführlichkeit, indem in zehn Abschnitten die einzelnen Momente erläutert werden, sondern auch durch eine sorgfältige Angabe der Quellen und Auszüge aus denselben, so weit dieß hier nöthig schien.

Sn.

G e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

177. Stück.

Den 9. November 1835.

G e t t i n g e n.

S. M. der König haben gnädigst geruhet den bisherigen Privat-Dozenten Herrn Doctor H. Zacharia zum außerordentlichen Professor in der juristischen Facultät zu ernennen.

C a l c u t t a.

Da die Mittheilungen über die sogenannten Indo-Sklythischen Münzen aus der Reise des Lieut. Burnes nach Bokhara, welche unsere Blätter in No. 40 v. d. J. enthielten, bey der Seltenheit des Englischen Werks die Aufmerksamkeit von Kennern und Freunden der antiken Numismatik auf sich gezogen haben: so beeilen wir uns, aus einer gewiß noch wenigeren Gelehrten zugänglichen Quelle noch ungleich umfassendere und bedeutendere Nachrichten über diese Classe von Münzen mitzutheilen, welche für den Zusammen-

hang und die Verkettung der occidentalischen und orientalischen Staaten = und Cultur = Geschichte von höchster Wichtigkeit zu werden verspricht. Vor uns liegen drey Nummern des Journal of the Asiatic Society of Bengal, edited by the Secretary and circulated gratis to members of the Society, N. 31. July. 33. Sept. und 35. November 1834, welche eine Anzahl Aufsätze über neuere Entdeckungen in diesem Fache enthalten, wodurch das, was man bisher zu wissen glaubte, theils berichtigt, theils über alle Erwartung erweitert wird. Da es uns hier nicht darauf ankommt, einen Begriff von der Einrichtung dieses Journals, sondern nur darauf, eine Vorstellung von diesen neuen Ergebnissen localer und wissenschaftlicher Untersuchungen zu geben, werden wir das Auszuhebende, ohne Rücksicht auf die Folge der Aufsätze, zu leichterer Uebersicht unter zwey Rubriken zusammenstellen.

I. *Locale Nachforschungen.* Die bedeutendsten drehen sich um einen Ort Manikyalá. Manikyalá ist ein kleines Dorf an der Straße von Attof nach Lahor gelegen (N. 35. p. 557), also im obern gebirgigen Theile des Panschab oder der Pentapotamia zwischen dem Indus und seinen Nebenflüssen. Alles zeugt dafür, daß hier eine sehr große und mächtige Stadt des Alterthums, vielleicht Taxila, gelegen war, besonders die Menge von hohen Tumuli oder topes, welche in der ganzen Gegend, so wie um Kabul längs des Randes der Bergketten, in Menge zu finden sind, und durch ihre colossale Größe und den in einigen gefundenen Inhalt als Denkmäler von Fürsten oder andern vornehmen und reichen Personen sich kund geben. In einem der größten, bey Manikyalá selbst, hat der Ritter

Ventura, General im Dienste des Raja Runjeet Singh, im April und May des J. 1830 eine Nachgrabung vornehmen lassen, worüber ein genauer Bericht eines gelehrten und gründlichen Alterthumsforschers, J. Prinsep, nach den Mittheilungen des General Ventura selbst, vorliegt (N. 31. p. 314 ff.). Daraus ergibt sich, daß das Ganze ein Erdhügel ist, worin aber verschiedene Steinbauwerke angelegt sind, namentlich ein hoher viereckter Thurm und eine in der Tiefe liegende kleine Kammer, in denen dann wieder Behältnisse von Metall verwahrt sind, die Münzen und andere Kostbarkeiten in sich enthalten. So fand man in diesem Tumulus, in der obern Region, einen Kasten von Eisen (doch wird an der Richtigkeit dieser Angabe über das Metall gezweifelt) und darin eine goldene Büchse mit einer Goldmünze, von einem der sogenannten Indo-Skythischen Fürsten, und mehreren Silbermünzen. Unter den letzten zeichnen wir eine große Münze von rohem Gepräge, und Sassanidischer Herkunft vorläufig aus. Weiter entdeckte man, in einer Tiefe von 45 Fuß von der Kuppel des Tumulus an gerechnet, ein kupfernes Behältniß mit allerley Ringen und andern Arbeiten von edlem Metall. Aber der bedeutendste Fund wurde gethan, als man in der Tiefe von 64 Fuß, nach Entfernung einer ungeheuer großen und schweren Steinplatte, die erwähnte Kammer offen gelegt hatte. Hier fand man in einem cylindrischen Kasten von Kupfer eine ebenfalls cylindrisch gestaltete Büchse von Bronze, von sorgfältiger Arbeit und Erhaltung, und darin wieder eine goldene Büchse von entsprechender Gestalt. Die Maassangaben der drey Behälter sind nach Fuß, Zoll und Linien: $9', 2 \times 4', 2$;

5', 2 × 3', 2; 4. 2 × 1. 4. Die bronzene Büchse zeigte eine mit Runen eingeschlagene Inschrift in einer alten Form des Nāgarī-Alphabets, und ein schüsselartiger Discus von Silber, der in eben dieser Büchse lag, eine im Kreise herumlaufende, aus eingravierten Puncten bestehende Schrift von derselben Gattung, von deren Entzifferung besonders Licht über die Bestimmung des ganzen Monuments zu erwarten seyn wird. Außer der Goldbüchse und dem Silber-Discus befanden sich in dem Bronze-Cylinder fünf Kupfermünzen von der Indo-Skythischen Art, von außerordentlich schöner Erhaltung, in dem Goldbüchsen aber zwey Goldmünzen, die eine ganz klein und ohne kenntliches Gepräge, die andere dagegen ein wohlerhaltenes Denkmal derselben Indo-Skythischen Numismatik. Eine große Menge Kupfermünzen von derselben Dynastie, aber von viel schlechterer Erhaltung lagen außerhalb von dem kupfernen Kasten in der Sepulcral-Celle. Die andern Kupfermünzen, so wie alle Gegenstände innerhalb des Bronze-Cylinders waren mit einer braunen Flüssigkeit umgeben, welche man auch in andern Tumulis der Gegend, so wie in Römischen Gräbern in Esser gefunden hat; eine besondere kleine Abhandlung von J. Prinsep (Note on the brown liquid, contained in the cylinders from Manikyāla, N. 35. p. 567) liefert eine chemische Analyse, woraus erhellt, daß dieser braune Stoff größtentheils von Vegetabilien herrührt, in denen die Asche des Verstorbenen aufbewahrt wurde.

Eben so merkwürdig ist ein anderer Tumulus, welchen A. Court, Ingenieur-Officier in der Armee desselben Raja, geöffnet hat, wovon der Entdecker selbst Auskunft gibt in N. 35. p. 556.

Auch dieser Erdhügel enthielt eine gemauerte Celle, in der ein kupfernes Gefäß sich befand, worin ein silbernes und in diesem wieder ein goldenes, alle von Cylinder-Gestalt, eingeschachtelt waren. Auf dem Steindeckel der Kammer befand sich eine größere Inschrift, in Characteren, welche sich von den altindischen des vorigen Tumulus wenig unterscheiden. Um den kupfernen Kasten lagen acht Kupfermünzen, augenscheinlich von der Indo-Skythischen Dynastie, in dem silbernen Gefäß sieben Silbermünzen mit Lateinischer Schrift, in dem goldenen vier Goldmünzen, wieder von Indo-Skythischem Gepräge. — In demselben Aufsatz gibt der Verf. auch Nachricht von dem größten der Tumuli, oder, wie er sie nennt, cupolas, von Manikyála, dessen Höhe 80 Fuß und dessen Peripherie 310 bis 320 beträgt, und der ganz aus Quadern besteht, die in Kalkmörtel gelegt sind. Am Sockel läuft in erhobener Steinarbeit eine Reihe kleiner Säulen, die Capitäle mit Widderköpfen geziert, umher.

Von unserm Landsmanns, Dr Martin Honigberger's aus Wien, Nachforschungen in diesen Gegenden erfahren wir etwas Zusammenhängendes, aber noch keineswegs Befriedigendes, durch ein Memoir on the topes and antiquities of Afghánistán, by J. G. Gerard, Esq. Surgeon, N. 31. p. 321. Dr Honigberger hat mehr als dreißig solcher Denkmäler geöffnet, die meisten in der Gegend von Jelálabad (zwischen Attock und Cabul), am Rande der Bergkette, in einer Gegend, wo auch Griechische Denkmäler, namentlich eine Säule Surkh Minár genannt, erwähnt werden. Diese Tumuli unterscheiden sich von denen um Manikyála durch Eigenheiten, die in dem verschiedenen Material,

welches der Boden der Gegend gewährt, ihren Grund haben, aber gehören offenbar denselben Zeiten und im Ganzen demselben politischen Zustande der Gegend an, obgleich nur von einer Indo-Skythischen Münze die Rede ist, die Dr. Honigberger aus diesen Gräbern hervorgezogen habe, mit der Inschrift $\sigma\omega\tau\eta\rho\ \mu\acute{\epsilon}\gamma\alpha\varsigma$. (Wir werden unten das Nähere von ihr mittheilen.) Ein metallner Cylinder, welcher denen von $\text{Μα}\text{-}\text{ν}\text{ι}\text{κ}\eta\text{ύ}\alpha\lambda\alpha$ zu entsprechen scheint, ist von Dr. Honigberger ungeöffnet mitgenommen worden, um erst vor den Kennern des orientalischen Alterthums in Wien aufgemacht zu werden; wir wünschen, daß er diesen Ort seiner Bestimmung glücklich erreichen möge. Sonst findet man in diesen topes innerhalb steinerne Cylinder kleine Stücke von Bebeinen, Perlen, Bernstein und Rubinen; auch ist von einer Rolle Papier die Rede, die eben daher zum Vorschein gekommen sey.

Auch ein anderer unternehmender Reisender, Herr Masson, ist gegenwärtig hauptsächlich mit der Excavation dieser Grabhügel beschäftigt, und gedenkt seine Beobachtungen zu einem besondern Werke über diese Denkmäler-Classse zu verarbeiten; jedoch ist der Auszug aus einem Briefe dieses Reisenden an Dr. Gerard in N. 31. p. 329 für uns wenig unterrichtend, da uns der Anfang des Berichts in einer frühern Nummer fehlt. — Ein Excerpt aus dem handschriftlichen Reisejournal des Hn Trebeck, welches von J. Prinsep N. 35. p. 574 mitgetheilt wird, beschreibt die Tumuli bey Sultanpur am Kabul-Flusse, wo Masson genauere Untersuchungen angestellt hat; als Denkmäler, zwar aus rohem Material aber nicht ohne Kenntniß und Geschmac in architecto-

nischen Formen ausgeführt, und erzählt von Kupfermünzen, die dabey gefunden worden, und nach den Beschreibungen leicht unter bekannte Typen der Indo-Skynthischen Herrscher rangiert werden können.

II. Numismatische Untersuchungen. Wir beginnen, indem wir hauptsächlich J. Prinsep's Bemerkungen über den Münzfund des General Ventura, in N. 33. p. 436, und über die Entdeckungen A. Court's N. 35. p. 562 zum Grunde legen, mit der oben erwähnten Persischen Münze, wovon eine Abbildung pl. 21. fig. 8. gegeben ist. Man erkennt sie auf den ersten Anblick für Sassanidisch. Hr Prinsep hielt sie, zwar nicht nach der Legende, welche noch nicht entziffert ist, aber nach dem Schmucke der beiden Flügel, welche einen Halbmond und Stern einfassen, über dem Haupte des Königs, für eine Münze Sapor des II. (310 bis 380 n. Chr.). In einer nachträglichen Note (N. 35. p. 566), welche Hr Prinsep nach Vergleichung von Marsden's Numismata Orientalia (s. T. II. p. 443. pl. XXIX. n. 533) zugefügt, wird bemerkt, daß dieser Münzkennner diese ganze Classe, mit dem beflügelten Kopfschmuck, einem viel spätern Schah, Chosru-Parviz, 589 n. Chr., zu eignet, und die Arabischen Namen und Sentenzen, die auf Stücken derselben Art vorkommen, den Beweis liefern, daß noch in der ersten Zeit nach der Muhammedanischen Eroberung Geld von dieser Sorte in Persien geprägt wurde. Hr Prinsep bemerkt, daß das Ornament der Fittige über dem Kopfe auch auf den Alt-Indischen Silbermünzen, mit Devanagari-Schrift, vorkommt, die mit den Sassanidischen zugleich gefunden worden sind und in ihrer Fabrik viel

Verwandtes haben. Auch publiciert Hr Prinsep pl. 25. fig. 6. eine Münze, die er Indo-Sassanian nennt, und die von Kabul stammt; die eine Seite von dieser stellt einen Persischen Schah, mit den Flügeln um den Halbmond, die andere einen ähnlichen bärtigen stark gelockten Kopf vor, dessen Umschrift in Devanagari Sri Vâsu deva gelesen und — Ref. gesteht zu seiner großen Befremdung — für ein Bild des Krishna genommen wird. Der Unterzeichnete maßt sich kein Urtheil über diese Combination an, jedoch scheint so viel sicher, daß der Tumulus von Manikyâla nicht vor dem Beginn der Sassaniden-Dynastie aufgeschüttet worden ist; wodurch freylich auch das Daseyn der sogenannten Indo-Skythischen Regenten in spätere Zeiten hinabgezogen werden würde, als man nach andern geschichtlichen Spuren und Anzeigen der Denkmäler bisher anzunehmen geneigt war. Wollte man aber etwa die Aufschüttung des obern Theils des von Ventura geöffneten Tumulus späteren Zeiten zuschreiben, als die Erbauung des innern und tiefern Theils: so ist dagegen in Erinnerung zu bringen, daß dasselbe Behältniß, in dem die Sassaniden-Münze mit den verwandten Indischen gefunden worden ist, auch eine Indo-Skythische Goldmünze, von Kanerki, enthielt, die freylich auch wieder Singularitäten zeigt, um derentwillen wir noch einmal darauf zurückkommen werden.

(Der Beschluß im nächsten Stück.)

G e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

178. 179. Stück.

D e n 12. N o v e m b e r 1 8 3 5.

C a l c u t t a.

Beschluß der Anzeige: Journal of the Asiatic Society of Bengal, etc. etc.

Zunächst sind die bereits erwähnten Römischen Münzen näher zu bestimmen, die sich in dem von A. Court geöffneten tope an der bezeichneten Stelle gefunden haben. Der Grund, warum man sie in das silberne Gefäß gelegt hat, während das goldene und kupferne mit Indo-Skythischen versehen sind, liegt offenbar darin, daß diese Herrscher, wenigstens in der Regel, nur Gold und Kupfer geschlagen hatten, indem alle Stücke, die man mit Grund den Indo-Skythischen Fürsten zugetheilt hat, so wohl bey Raoul-Rochette, als bey Burnes und in diesen neuern Mittheilungen (mit einer zweifelhaften Ausnahme), von einem dieser beiden Metalle, nie von Silber sind. Wo also für ein Denkmal dieser Tatarischen Rasse Silbermünzen nöthig schienen, mußte fremdes Geld dazu genommen

werden, und man findet dann, wie aus dem Angeführten erhellt, theils Römische, theils Sassanidische und verwandte Münzen. Die Römischen Münzen, welche pl. 34. fig. 19 bis 25, nach Zeichnungen des Entdeckers A. Court, doch nur in sehr flüchtiger Manier, abgebildet sind, gehören offenbar alle einer Zeit, dem Ende des Römischen Freystaats, an. Eine ist ein sonst bekannter Denar des Triumvir Antonius, M. Antonius III vir. R. P. C., eine andere von Cäsar, dessen Name deutlich zu lesen, eine dritte scheint auf dem Revers einen Theil der Umschrift Caesar divi f. zu bewahren und also August zugetheilt werden zu müssen. Nur eine Münze, N. 22, will der Herausgeber, wegen des behelmten Kopfes auf der Vorderseite und der unverständlichen Legende der Rückseite, der Zeit Constantins zuschreiben, allein mit großem Unrecht. Die Münze stimmt ganz genau mit einer bekannten Römischen Familien-Münze überein, welche so beschrieben wird: Caput muliebre galeatum. R. Q. THERMI. M. F. Duo milites strictis se gladiis petentes, tertio medio ad genua prolapso, nur daß die Umschrift des Reverses in der von A. Court gegebenen Abbildung, wie Q HERMM aussieht. Somit führen diese numismatischen Denkmäler, die sich von Kon bis über den Indus verloren haben, darauf, daß, als der zweite Tumulus von Manikyála errichtet wurde, zwar Silbergeld von Antonius, Cäsar und August, aber keines von den Nachfolgern Augusts in diese Gegenden gelangt war — ein Satz, der mit der Auffindung Sassanidischer Münzen von Chošru-Parviz in dem ersten Tumulus von Manikyála in einem auffallenden Contrast steht.

Wenden wir uns nun zu dem Kapitel der Numismatik, um dessentwillen alles Borige angeführt worden, den sogenannten Indo-Skynthischen Münzen: so muß man, beym Anblicke der reichen Suiten, wie sie den Gelehrten von Calcutta durch die Mittheilungen so vieler Reisenden und Entdecker vorliegen, gestehen, daß dagegen das Material, worauf bisher die Europäischen Gelehrten ihre Forschungen gegründet haben, sehr dürftig und unzulänglich erscheint. Bey der Roheit des Gepräges und der Undeutlichkeit der Griechischen Aufschriften, wenigstens auf vielen dieser Münzen, gehören lange Reihen solcher Münzen, an deren Spitze sich besonders wohlerhaltene Exemplare befinden, zu einer Induction, aus der eine feste von Zufälligkeiten unabhängige Erklärung hervorgehen könne. So kommt es, daß von den drey Herrschern dieses Reiches, die man bisher namentlich zu kennen meinte, nur einer, der zuletzt bekannt gewordene Kanerkos, seinen Namen behauptet, Eobigris dagegen ganz verschwindet, und Mokaupsis sich in Kadphis verwandelt. Die Buchstaben, welche auf jener, von Todd bekannt gemachten Münze IHPNIEIC . . . EΔOBIGPIC gelesen wurden, werden jetzt, nach Zusammenstellung mit einer großen Reihe anderer, CΩΓHPMEI'AC . . . KAΔΦICHC gelesen; und so groß auch die Abweichung der einen von der andern Legende zu seyn scheint, so ergibt sich doch die letztere Lesart, bey genauer Analyse aller Zeichen, mit schlagender Evidenz. Zwischen dem Namen Kadphis aber und den vorhergehenden Titeln findet sich überall ein unverständliches Wort, welches bald OON, OOK, bald OOKMO, OOMO, OKMO, zu lauten scheint; davon war der letzte

Theil mit dem Namen des Fürsten zusammengesetzt worden, und daraus der besagte Mokaupfiseß hervorgegangen. Der rechte Name Kadphiseß ist zuerst durch die oben schon erwähnte, von Dr Martin Honigberger gefundene, Goldmünze bekannt geworden, wovon, nach der Angabe des Journal N. 31. p. 331. vergl. p. 327, eine Abbildung auf einer früheren Tafel pl. 13 gegeben seyn muß; eine Notiz und Beschreibung davon liefert das Bulletino dell' Inst. di corr. arch. 1834. p. 240. Diese Münze ist in der Gegend von Kabul innerhalb eines Tumulus, in einem silbernen Kästchen, das von einem hölzernen umschlossen war, gefunden worden; die Legende zeigte den Namen Καδφίσης βασιλεύς nebst dem Titel σωτήρ μέγας, und dabey die räthselhaften Buchstaben MO. Von dieser Münze handelt auch Hr Dr G. P. Grotefend in unsern Hannoverschen Blättern für Münzkunde N. 13.

Hiernach zerfallen alle bis jetzt bekannten und mit lesbaren Namen versehenen Münzen dieser Dynastie in zwey Arten, die Kadphiseß- und Kanerkos-Münzen. Von beiden läßt sich nach dem vorliegenden Material etwa Folgendes im Zusammenhange mittheilen. Die Kadphiseß-Münzen, von denen zwey unter den von General Ventura gefundenen, und eben so viel unter den Court'schen angetroffen werden, haben auf der Vorderseite die Griechische Inschrift, welche am vollständigsten in dem pl. 26. fig. 4. abgebildeten Exemplar (welches von Silber seyn soll, aber genau der kupfernen Münze von Manihala, pl. 34. fig. 1., entspricht) ΒΑCΙΑΕΤC ΒΑCΙΑΛΕΩΝ CΩΤΗΡ ΜΕΓΑC ΟΟΗΜ ΚΑΔΦΙCΗC lautet; der letzte Theil dieser Inschrift kehrt auf zahlreichen Stücken wieder.

178. 179. St., den 12. Nov. 1835. 1773

(Nur bemerken wir, nach Vergleichung der pl. XXVI. zusammengestellten Legenden, daß zwischen dem ersten und zweyten Buchstaben von Kadphiseß sich mehremal noch ein anderes ganz unkenntliches Zeichen findet.) Die Aufschrift des Reverses ist ungriechisch; wie man sagt, in alten Pehlewi-Characteren; dem Rec. scheint indes, daß die Buchstaben der von Raoul-Rochette herausgegebenen Kadphiseß-Münze (*Notice sur quelques médailles de la Bactriane et de l'Inde n. VII*) dieselben sind, welche sich auf dem Bronze-Cylinder von Manikyala und einem ähnlichen von Selalabad (pl. 22) gefunden haben und für ein altes Nagari gehalten werden. Das Bild der Vorderseite dieser Münzen zeigt einen Tataren-Chan, wie man sich am bezeichnendsten ausdrücken kann, stehend oder auf einem niedern Sopha sitzend, in Stiefeln, Beinkleidern und einem Oberrock, mit einer hohen Mütze, von der zwey Bänder herabhängen; ein Zweig oder etwas Aehnliches, ein Dreyzack, eine Keule und ein kleiner Altar oder lieber ein Rauchgefäß sind Attribute, die auf verschiedene Weise beygefügt werden; stets aber findet sich das aus einer vierzackigen Gabel, einem Kreuz und halbkreisförmigen Griff (*crux ansata*) zusammengesetzte Monogramm, welches als das immer wiederkehrende Merkmal der Indo-Skynthischen Münzen hinlänglich bekannt ist. Auf dem Revers steht ein junger Gott, nur mit einem Schurz um die Hüften bekleidet, mit einer Art von Phrygischer Mütze bedeckt, sich lehrend auf einen Indischen Buckelochsen. Verschieden davon sind die Typen einer Münze aus dem Court'schen Tumulus, pl. 33. fig. 12; sie zeigt auf der Vorderseite nur den Kopf des Kadphiseß, auf der Rückseite einen

an die Keule gelehnten Herakles, mit einer Umschrift in angeblichen Pehlewi-Characteren. Eine andere höchst interessante Abweichung, hinsichtlich der Technik des Gepräges — denn die abgebildeten Gegenstände sind dieselben, wie bey der zahlreichen Classe der Kadphises-Münzen — zeigt eine Goldmünze, welche der Sammlung eines orientalischen Münzliebhabers, Keramat-Ali, angehört und pl. 26. fig. 10 abgebildet ist. Die obigen Kadphises-Münzen sind nämlich, wenn auch von mehr oder weniger Kunstverdienst, doch so wohl in der Zeichnung als im Gepräge aus einer Griechischen Schule; der Tataren-Chan ist zwar eine etwas groteske, aber mit Geist und Leben und einem gewissen Humor aufgefaßte Figur, und der auf den Buckelstier gelehnte Gott nicht ohne einen Hauch Hellenischer Schönheit; das ganze Gepräge ist nicht zu begreifen ohne Annahme Griechischer Künstler in dem Indo-Skythischen Reiche. Dagegen ist die Münze Keramat-Ali's zwar eine ziemlich genaue Imitation jener Griechischen Arbeiten, aber von ganz steifer Zeichnung, und einer Technik, die an die schlechtesten Arbeiten unter den Persischen Cylindern erinnert, wo die Figuren aus lauter einzelnen eingegrabenen Kügelchen und Strichen bestehen. Die sehr unkenntliche Schrift der Vorderseite nähert sich einer Legende, die wir bey den Münzen des Kanerkos wiederfinden werden, PAO NANO PAO u. s. w., und die auch auf andern Kadphises-Münzen vorkommen soll. — Zu dem mehr Persischen als Griechischen Aussehen dieser Münze kommt noch ein anderes Factum, das einen noch bestimmteren Fingerzeig enthält: eine andere Goldmünze, ebenfalls aus der Sammlung von Keramat-Ali, zeigt diesel-

ben Figuren, ausgenommen daß der Kopfsputz des Fürsten von einer Kugel und zwey Fittigen gekrönt wird (pl. 26. fig. 11), genau so wie es auf den früheren Sassaniden-Münzen gewöhnlich gefunden wird. Und so stehen mithin auch diese Kadphises-Münzen, auf eine räthselhafte Weise, zwischen dem Indo-Griechischen und dem so viel spätern Sassaniden-Reiche in der Mitte.

Was nun die Kanerkos-Münzen anlangt, die in viel größere Anzahl aus beiden geöffneten Tumulis von Manikyalä zum Vorschein gekommen sind, so ist die Legende derselben, nach Prinsep's einleuchtenden Bemerkungen, eine doppelte. Theils liest man BACIAETC BACIAEON KANHPKOT (ein ρ scheint der fünfte Buchstabe dieses Namens zu seyn, wiewohl die Form oft etwas Auffallendes hat); theils mehr oder minder deutlich und vollständig PAO NANO PAO KANHPKI KOPANO, oder einfacher PAO KANHPKI. Seltsam ist es, daß sich für PAO KANHPKI öfter PAO OO HPKI findet; überhaupt aber treten solche sich wiederholende Kreiße OOO oft an die Stelle bestimmter Buchstaben. Böllig klar ist hier, daß PAO die Uebersetzung von βασιλεύς und einerley mit dem Indischen raja ist; man würde daraus schließen können, daß die Geltung des kurzen a der Devanagari-Schrift als ö in manchen Fällen in diese frühen Zeiten hinaufgeht, wenn wir nicht lieber einen Einfluß des Zendischen ö, für äs im Sanscrit, auf die Mundart dieses, wie wir gleich sehen werden, mit Persien auch durch den Cultus nahe verbundenen Reichs annehmen wollen. Die Phrase: PAO NANO PAO wird von Prinsep: König über Könige erklärt, so daß sie dem βασιλεύς

βασιλέων entspricht. Von KOPANO, das so sehr an das Griechische κοίρανος erinnert, wird eine Erklärung aus orientalischen Titulaturen versucht, der indeß noch viel zur hinlänglichen Begründung fehlt. Die Inschriften der Reverse beziehen sich auf die ebenda abgebildeten mythologischen Personen. Die bildlichen Vorstellungen dieser Reverse sind viel mannigfacher als an der Vorderseite. Die Vorderseite zeigt stets das Bild eines Tataren = Chans, wie die unter Kadphises Namen beschriebenen Münzen, in der Regel in ganzer Figur, auf den Goldmünzen öfter bloß als Büste (pl. 21. f. 2. 22. f. 21. 34. f. 16. 17). Bey den Attributen finden wir den Hauptunterschied, daß der Kanerkos nie einen Dreyzack, sondern einen bloßen Speiß in der Linken hält. Auf zwey Goldmünzen aus dem Tumulus des General Ventura (pl. 21. f. 2. 22. f. 24) hält er einen Zweig, oder vielmehr eine Aehre, in der Rechten, wie sonst Kadphises. Unter den Reversen aber unterscheiden wir erstens eine Jünglingsfigur in orientalischem Gewande, mit flatterndem Mantel, die rechte Hand wie zum Winken erhoben, einen kreißförmigen Nimbus mit Strahlen um das Haupt. Diese Figur, welche sich deutlich als eine Sonnengottheit kund gibt, heißt nun bald HAIOC, bald MIOPO, und zwar regelmäßig Helios, wo der König βασιλεύς, Mithro aber, wo er PAO heißt, wobey auch die übereinstimmende Verwandlung der Endung as in o bemerkenswerth ist. Für MIOPO finden sich auch andere Formen, namentlich auf einer Goldmünze aus dem Ventura'schen Tumulus das abgeschliffene MIRO (Mihr). Eine Münze mit dem PAO KANHRKI auf der Vorderseite, und dem MIPO auf dem Revers ist

178. 179. St., den 12. Nov. 1835. 1777

auch schon unter den von Todd Transact. of the Asiat. Society I, II. pl. 12. f. 10, bekannt gemachten; die man jetzt erst nach besser erhaltenen Exemplaren lesen und erklären kann. Man sieht daraus, daß, so lange am Hofe dieser Usurpatoren des nordwestlichen Indiens Griechische Sitte und Sprache herrschte, auch der Persische Gott, dessen Cultus diese Eroberer sich angeeignet hatten, Helios hieß, und erst, als die Griechische Sprache in Vergessenheit kam, wieder Mithro genannt wurde, wiewohl die Griechische Schrift und, wie es scheint, ein Griechischer Styl der Zeichnung sich auch dann noch auf den Münzen erhielt. Eine andere Vorstellung ist die schon früher durch Lieut. Burnes bekannte einer in ein faltiges Muslingewand gehüllten Figur mit einem Nimbus um den Kopf und einer lotusartigen Pflanze in der Rechten, mit der Beyschrift, die man nach dem besser erhaltenen Exemplar pl. 25. f. 7 aus Keramat-Ali's Sammlung deutlich NANAIÄ liest. Die Figur, die früher für bärtig gehalten wurde, hat hier ein mehr weibliches Ansehen, und wir stimmen dem Herausg. vollkommen bey, daß sie die Persische Anaitis vorstellt, ein dem Mithras nahe verwandtes Wesen, dessen Cultus sich besonders gegen das Ende der Persischen Herrschaft sehr weit über den Orient verbreitet hatte. Berossos erzählte im dritten Buche der Chaldäischen Geschichte (Klemens Protr. p. 43. ed. Sylb.), daß Artaxerxes-Mnemon den Cultus der Anaitis in allen Theilen seines Reichs, namentlich auch bey den Baktrern, einführte. Die Namensform wird um so weniger befremden, wenn man sich erinnert, daß auch im zweyten Buche der Makkabäer 1, 14 die Anaitis, deren großer

Heiligkeit in Glymaiß Antiochos der vierte plündern wollte, Manāa genannt wird. Auch die faceltragende Artemis, welche Zeus auf einer Münze des Baktrischen Königs Agathokles auf den Händen hält, wird von Raoul-Nochette mit Recht für eine Andeutung des Cultus der Anaitis genommen. — Eine dritte merkwürdige Figur finden wir auf den Kupfer- und Goldmünzen des Court'schen Tumulus, einen vierhändigen Jüngling in einem einfachen Gewande mit einem Nimbus um den Kopf, auf Indische Weise an Arm und Fuß mit Ringen geschmückt. Die beiden rechten Hände halten einen Pfeil und eine Schlange (die aber auch ein Kranz mit einem Bande seyn könnte), die eine linke einen Speer. Die Beschriftung ist OKPO, welches als ein Sanscrit-Name der Sonne erklärt wird. Eine ähnliche, aber bloß zweyarmige Figur (pl. 25. fig. 31 u. 34. fig. 18) trägt den Namen APO, der dem Feuer beigelegt wird. Viel dunkler ist die geflügelte und auf einem Sopha sitzende Figur der Ventura'schen Goldmünze, pl. 21. f. 2, mit der Beschriftung MANA OBA — IO. In dem Rec. andere, noch weniger kenntliche Reverse übergeht, fügt er die Bemerkung hinzu, daß auch unter den von Raoul-Nochette herausgegebenen Münzen sich eine, noch unerkannte, des Königs Kanerki befindet, deren Reverse eine Gottheit mit orientalischem Namen zeigt. Die Vorderseite dieser, früher schon von Pellerin publicierten, Münze zeigt eine Büste des Fürsten, ganz in derselben Art wie die eben erwähnte von Manikyalā (pl. 21. f. 2), und die Umschrift läßt sich, nach dem vorliegenden Vergleichungs-Material, mit Sicherheit so lesen: PAO NANO PAO OO HPKI KORANO. Auf

dem Revers aber sieht man, außer dem oben beschriebenen, bekannten Indo-Skythischen Monogramm, eine weibliche Figur mit einem Füllhorn, und daneben die Beschriftung ΑΡΔΟΧΡΟ, in der vielleicht ein Compositum jenes ΟΚΡΟ gefunden werden kann. Die Figur und die ganze Münze erinnert übrigens, eben so wie die vorher gedachte Manikyala'sche, an spät Römische und Sassanidische Münzen, und erneuert somit das Räthsel dieser ganzen Untersuchung, wie Münzen, die der Griechischen Herrschaft am obern Indus so nahe zu stehen scheinen, andererseits wieder einem neupersischen Reiche gleichzeitig erscheinen können.

Andere Herrscher dieser Dynastie sind, wie oben bemerkt, noch nicht mit Sicherheit nachgewiesen; doch hat die Aufschrift ΚΕΝΠΑΝΟ, pl. 25. n. 31. und ΕΝΟΠΑΝΟ auf andern Manikyala-Münzen, bedeutenden Anspruch darauf, ein Königsname zu seyn. Die abgebildete Münze gehört in die zahlreiche Classe derer, welche einen Reiter auf einem Elephanten auf der Vorderseite haben; die andere Seite zeigt das Bild der Gottheit Athro.

Ueber die Münzen des Baktrischen und Indo-Griechischen Reichs enthalten die vorliegenden Hefte keine neue Aufklärungen; wiewohl auch darüber, namentlich von Masson's Nachforschungen, eine große Erweiterung der bisherigen Kenntnisse zu erwarten ist, besonders in der Classe von Münzen, die neben einer Griechischen Aufschrift auf der Vorderseite eine andere in Pehlewi oder einem unbekanntem Alphabet auf dem Revers haben, dergleichen nicht bloß von Menandros, Apollodotos und Eukratides, sondern

auch von Antilakides, Hermãos, Unadpherros (?) und andern eben so unbekanntem Prinzen existieren sollen. In der That darf man sich für die Geschichte, nicht bloß der Staaten, auch der Religionen, der Künste, der Bildung, nirgends so große Erweiterungen von numismatischen Entdeckungen versprechen, als in diesen nordindischen Regionen.

Offenbar hat dieses Griechische Reich in Nord-Indien und dem Panschat entweder länger bestanden, oder mehr Verzweigungen gehabt, als man gewöhnlich annimmt. Wie fest gewurzelt Griechische Sprache und Kunst in diesen Gegenden war, davon ist eben das der schlagendste Beweis, daß die Kadphises und Kanerkos, Fürsten eines ganz fremdartigen, barbarischen Stammes, mit der Eroberung dieser Gegenden, zugleich Griechische Sprache und Schrift wenigstens für gewisse Zwecke annahmen. Denn daß diese Fürsten zu dem Skythischen oder vielmehr Tatarischen (Türkischen) Stamme gehörten, der von 136 v. Chr. an anstatt der Griechen in diesen Gegenden herrschte, ist noch immer bey weitem die wahrscheinlichste Annahme. Wären sie aber nicht unmittelbar auf die Griechen im Besitz dieser Länder gefolgt: so hätten sie die Griechische Sprache nicht mehr vorgefunden, und hätten auch nicht die Griechische Kunst durch eine so frische und unmittelbare Ueberlieferung empfangen können, als unverkennbar aus ihren Münzen hervorblüht.

Dürfen wir nun versuchen, das Problem, welches in diesem Berichte öfter berührt ist, durch eine möglichst einfache Hypothese, die indeß umfassenderen Untersuchungen keineswegs den Weg

vertreten soll, zu lösen, so müssen wir zuvörderst die eigentliche Blüthezeit dieses Indo-Scythischen Reiches unterscheiden von einem längeren Fortbestande desselben in beschränkteren Gränzen. Jene trifft ohne Zweifel in das erste Jahrhundert v. Chr. und vielleicht noch etwas weiter hinab; damals müssen die 'Könige der Könige' Kadphises und Kanerkos geherrscht haben, von denen der letztere als Kanischka in Tibetischen und Kaschmir'schen Annalen um 120 v. Chr. gesetzt wird; Erben Griechischer Bildung und Kunst, werden sie damals zugleich als Beherrscher der Vorhalle Indiens den Handel des Occidents mit Indien in ihrer Gewalt gehabt haben, daher die Münzen der Römischen Triumvirn neben denen dieser Indo-Scythen gefunden werden. Wenn nun Vicramaditya, dessen Regierungszeit als Anfang einer Aera um 56 v. Chr. ziemlich fest zu stehen scheint, durch Bezwingung und Vertreibung dieser Indo-Scythen die Macht und Wohlfahrt des alten Indiens wieder hergestellt haben soll: so kann dieß doch nur von dem Ganges-Lande gelten, in dem jene Usurpatoren sich auch schon ausgebreitet hatten; am Indus, wo noch Ptolemäus ein Indo-Scythien ansetzt, und längs des Indischen Kaukasus (Hindu-Khu) müssen sie noch lange Zeit ihre Herrschaft behauptet haben. Die Münzen der Kadphises und Kanerkos, von denen gegenwärtig eine so große Menge in Nord-Indien und Afganistan gefunden wird, sind offenbar größtentheils von Nachfolgern dieser Fürsten, Abkömmlingen der von ihnen gegründeten Dynastien, nach dem Muster der ursprünglichen aus der hellenisierenden Zeit, aber in einem ganz andern und viel spätern Styl geprägt wor-

den, dessen Verwandtschaft mit dem Spätromischen und Sassanidischen unverkennbar ist, von denen der letztere selbst wieder einerseits zwar in einer ältern Persischen Kunst wurzelt, aber zugleich aus spätern Römischen Denkmälern Nahrung gezogen hat. Die Tumuli dieser Gegend aber mögen zum Theil, wie der von dem General Ventura geöffnete mit der Münze von Chosru-Parviz, eben von diesen spätern Abkömmlingen erbaut worden seyn, selbst noch in Zeiten, wo mit dem Muhamedanismus eine ganz neue Aera für den Orient begann.

Ein neues Interesse gewinnen diese Indo-Skythischen Münzen durch die Vergleichung mit den ältesten Indischen, die man kennt, z. B. denen, welche in Marsden's Numism. Orient. pl. XLVII. f. MLIX ff. und von Todd, Transact. of the Asiat. Society I, II. pl. XII. ser. 4., herausgegeben sind. Auch diese, welche jenen in mehrfacher Hinsicht nahe stehen, haben Typen, welche eben so in Hellenischem Geiste entworfen sind, wie die auf den Kadphises-Münzen, nur daß auf ihnen keine Griechische Schrift so deutlich auf die fremde Einwirkung hinweist. Der Orient hat in keiner Periode seiner Cultur eine so freye, lebensvolle, selbst kühne Zeichnung selbständig hervor gebracht, als manche Figuren von Reitern, bogenschießenden Helden u. dergl., auch manche Zusammenstellungen mehrerer Figuren, auf jenen Indischen Münzen zeigen. Eine unbefangene Vergleichung und Erwägung wird nicht anstehen, darin den Einfluß der Javana's (Griechen), die schon im Mahabharata als eben so klug wie tapfer gerühmt werden, während ihrer Herrschaft im Pandschab anzuerkennen; wie aber wiederum diese

Figuren der Münzen sich in dem Styl der Zeichnung zu den besseren Arbeiten der Steinsculpturen von Ellora und Mahabalipur verhalten; darüber möchten wir sehr gern das Urtheil solcher Kenner vernehmen, die ein für den Gang der Kunst und die Eigenthümlichkeiten verschiedener Stylarten geübtes Auge zur Betrachtung jener mächtigen Denkmäler an Ort und Stelle hinzugebracht haben. —

Die übrigen in diesen Hefen enthaltenen Aufsätze sind meist von der Art, daß sie nur ein locales Interesse haben, oder auch Fortsetzungen früherer Artikel, weshalb ihre Aufzählung zwecklos seyn würde.

R. D. M.

Glogau und Leipzig.

Correspondenz des R. Russischen Generalissimus Suworof Kimniksky über die Russisch-Oesterreichische Campagne im Jahr 1799. Aus dem Russischen übersezt von einem Preussischen Officier. I. Theil XXII und 304 S. II. Th. 346 S. in 8.

Diese, aus officiellen Quellen geschöpfte, Correspondenz ward auf R. Russischen Befehl herausgegeben von dem wirklichen Staatsrath Hn G. Fuchs, und erscheint hier in einer deutschen Uebersetzung. Sie ist ein wichtiger Beytrag für die specielle Geschichte dieses anfangs so siegreichen Feldzuges, und wirft ein helleres aber trauriges Licht auf die Spaltungen, die gegen das Ende desselben zwischen den Verbündeten entstanden, und wovon die Schuld hauptsächlich

auf den Minister Thugut von Suworoff gewälzt wird, der aus dem Cabinet die militärischen Operationen vorschreiben wollte. Auch für die Charakteristik Kaiser Pauls und anderer bedeutenden Personen dieser Zeit ist sie wichtig; wie Kastschtschin (sic), Erzherzog Karl, Kaiser Franz, Melas u. a. Die Zahl der Actenstücke, Briefe, Orders und Berichte steigt auf 516. Besonders haben uns die Berichte über den fast unglaublichen Rückmarsch Suworoff's im Winter 1799 über die unwegsamsten Alpen durch Graubünden interessiert, ein Gegenstück zu Hannibals Zuge. Wir zweifeln keineswegs an der Authenticität dieser Actenstücke; doch können die ausführlichen Berichte wohl nicht aus der eigenen Feder von Suworoff geflossen seyn, sondern der seiner Adjutanten; denn wo er selbst spricht, geschieht es meist in Ausrufungen und unzusammenhängenden Sätzen. Vorgesetzt ist eine Uebersicht des Lebens des Feldherrn, der im Jahre 1730 in der Ukraine aus einer Officier = Familie geboren im Jahre 1800 bey seiner Rückkehr nach Rußland, durch die Verläumdungen seiner Neider und Feinde aus der höchsten Gunst in tiefe Ungnade gestürzt, von aller Welt verlassen starb. Doch ward ihm ein glänzendes Begräbniß zu Theil. Sein origineller Character ist schon aus andern Schriften hinreichend bekannt.

Hn.



G e t t i n g e n g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften

180. Stück.

Den 14. November 1835.

L e i p z i g.

Bei F. A. Brockhaus: Leben des Königl. preussischen Geheimen-Rathes und Doctors der Arzneywissenschaft Ernst Ludwig Heim. Aus hinterlassenen Briefen und Tagebüchern herausgegeben von G. W. Kessler, Königl. preuss. wirkl. Geh. Oberfinanzrath. Erster Theil. X u. 373 S. Zweyter Th. 376 S. 1835. Octav.

Ueber die vorliegende Biographie freuen wir uns doppelt, einmal weil sie dem dahin geschiedenen trefflichen Manne ein ehrenvolles Denkmal setzt, und dann, weil sie einen Arzt in seinem innern Leben und in seinen nächsten bürgerlichen Beziehungen schildert, ohne gerade auf seine eigentlichen wissenschaftlichen und Berufsleistungen, deren Beurtheilung dem Verfasser fern liegt, genauer einzugehen.

Die rein menschliche Seite der Aerzte ist wenig gekannt, nur zu oft wird sie falsch genommen und gedeutet. Was den tüchtigen Forscher am tiefsten bewegt, davon hat die Mehrzahl der

Menschen keine Ahnung. Wer kümmert sich um das ernste und ängstliche Bemühen, die Natur der Krankheiten zu erfassen, ihr Dunkel zu zerstreuen, feste Haltpuncte zu erlangen; durch das sorgfältigste Studium und Vergleichen der Beobachtungen der Vor- und Mitwelt, so wie durch eigene Versuche und Combinationen sichere Erfahrungen zu gewinnen, allgemeine Grundsätze zu abstrahieren und die einzelne Beobachtung als leitenden Erfahrungsatz hinzustellen; vom guten Erfolge sich nicht bestechen, vom unglücklichen sich nicht irre machen zu lassen, bey dem Streite der Parteyen seinen einfachen, ruhigen Weg zu wandern, nach objectiven Gesetzen des Handelns durch tiefes Nachdenken zu ringen, und einzig seinem Gewissen und der Wissenschaft Rechenschaft abzulegen? Aber gerade diese Seite des Arztes ist es, welche den innersten Kern seines Characters begründet. Je wahrer, fester, tüchtiger diese Seite in ihm ausgebildet ist, um so heilbringender wird er zum Wohle seiner Mitmenschen wirken können. In der Regel bleiben uns die Anfänge und Triebfedern einer solchen Denkungsart verborgen, obgleich es gerade hier am Anziehendsten ist zu lernen, wie ein ausgezeichneteter Mann sich entwickelt hat.

Einen Beytrag zu einer solchen Lebensgeschichte des Arztes liefert diese Schrift, und darum sind wir dankbar dafür. Die Schilderung des Mannes müssen wir für treu annehmen; wenigstens die nähere Beurtheilung denen überlassen, welche ihn kannten, mit ihm lebten. Wer nach ungewöhnlichen Eindrücken und Ereignissen verlangt, findet hier nicht seine Rechnung; Auffallendes, Großartiges liegt weder im Manne noch im Buche. Dieses zeigt bloß einen lebenswürdigen Freund der Natur und der Men-

sehen, einen jugendlichen Greis, einen sicher blickenden, thätigen Arzt. Wir sehen einen Mann redlich in seinem Gemüthe, gewissenhaft in seiner Pflichterfüllung, unermüdlich in seinem Berufe; mit scharfen Sinnen ausgerüstet, darum auch oft beym Handeln dadurch geleitet, darauf sich stützend. Eine solche Persönlichkeit hat viel Anziehendes und Festhaltendes; leicht wendet sich ihr das Vertrauen zu und sie vermag wohl zu thun. Allein eine andere Frage ist es, ob sie in anderer als bloß menschlicher Beziehung als Vorbild dienen darf, und ob der wahrhaft wissenschaftliche, für die festere Begründung und Förderung seines Faches lebende Arzt nicht nach einem andern Muster zu ringen hat?

Ernst Ludwig Heim war der Sohn eines an Kindern reichen Pfarrers zu Solz in der Grafschaft Henneberg in Franken; er wurde geboren den 22. Julius 1747 und starb den 15. Sept. 1834. Er hatte noch 5 Brüder, die alle über 60 Jahr alt wurden.

Die nachhaltige Erziehungskunst des gelehrten, aber starren und strengen Vaters bestand aus zwey Haupttheilen: er ließ seine Knaben viel still sitzen, damit sie Sitzfleisch erlangten, und er theilte ihnen selbst überzählige Prügel aus; damit sie auch für die nicht bekannt gewordenen Vergehen bestraft würden. Diese Strenge setzte sich auf die erwachsenen Söhne fort, denn als unser Ernst auf der Universität Halle mehr Geld brauchte, als der Vater bewilligen konnte, schrieb er ihm (S. 56): Machst du Schulden, so bezahle sie auch, und wo du es nicht kannst, so lasse dich nach Spandau in die Karre bringen und sieh, wie es thut.

Den Wunsch, Arzt zu werden, faßte er in früher Jugend, nachdem ein Doctor mit einem

großen, mit breiten goldenen Tressen eingefassten Hute das väterliche Haus besucht hatte; zum Entschlusse wurde er, als seine geliebte Mutter in Folge ärztlicher Ungeschicklichkeit (S. 23) starb. Als er in Halle öffentlich opponierte, kostete die Frisur, 12 Locken auf jeder Seite, nebst Haarbeutel $1\frac{1}{2}$ Thaler; allein von all den schönen Sachen, die er an hatte, gehörte ihm bloß ein Unterhemd 'ziemlich durchlöchert und gut in die Papiermühle zu wandern.' Wie er dort zuerst practicierte, erzählt er S. 87: Ein vornehmer Student hatte einige Zeit heftiges Reißen im Rücken, was ihm allen Schlaf benahm. Ich ließ ihm gleich zur Ader, Nachmittags 2 Uhr. Des Abends um 6 Uhr mußte er einen formellen Comers für 16 Personen aufwischen und dabey brav singen und wenigstens 12 Gläser Punsch trinken, so daß er ganz molum wurde. Hierauf legte er sich schlafen, schlief wie ein Gott und alles Reißen war weg.

Nach überstandener Promotion begleitete er seinen geliebten Studienfreund, den Sohn des Geh. Raths Dr Muzel in Berlin auf einer wissenschaftlichen Reise durch Deutschland, Holland, England und Frankreich. Beide waren Liebhaber der Botanik, und so konnte es nicht fehlen, daß sie bey ihrem Aufenthalte in Göttingen hauptsächlich an Murray sich wandten. Heim beschrieb diesen also (181): corpore mediocris magnitudinis, bene proportionato, facie colorem cupreum induente punctis elevatis notata; oculis obliquis, vestimentis albicantibus.

Daß die frühere, vom Vater vorgenommene Einimpfung nicht ganz ohne Reaction blieb, geht unter anderm daraus hervor, daß er auf dem Wege nach Wabern im Postwagen einen Spa-

nier fast durchgeprügelt hätte, weil dieser das Tabakrauchen nicht gestatten wollte. In Leyden hörte er Gaub, in London Hunter. Von Banks wurde er gut aufgenommen. Während er mit diesem eifrig über Moose sich unterhielt, brach der kostbare Stuhl, auf dessen Lehne er sich gestützt hatte. Ohne eine Spur von Berlegenheit schob Heim die Trümmer bey Seite und ergriff einen anderen Stuhl, der seine Last besser trug. Banks gestand später, daß ihm dieses Benehmen eine sehr günstige Meinung von Heim's wissenschaftlichem Eifer beygebracht habe. In Paris wohnte er bey Default; allein das ruhige, reiche England hatte einen Eindruck zurückgelassen, den das leicht bewegliche Leben in der französischen Hauptstadt und das rücksichtslose Benehmen einiger Gelehrten nicht auszugleichen vermochte. Im Hotel-Dieu liefen die Besuchenden Gefahr, wenn ihre Wißbegierde oder Neugierde zu groß war, von Monreau, dem Chirurgien en chef, Cataplasmata und in Eiter getauchte Plumasseaux ins Gesicht geworfen zu bekommen (251). Auf dem Rückwege erstieg er in Straßburg die äußerste Spitze des Münsters, wo er sich nur am steinernen Kreuze festhalten konnte. In Nürnberg trieb gerade Gagner sein Wesen. 'Dieser Mann (schreibt Heim S. 266) curiert durch keine andere Arznei, als, ich schäme mich fast es zu sagen, durch den Namen Jesu. Ein völlig lahmer Mönch war auf der Straße von Stuttgart her auf jeder Station, mit ängstlicher Vorsicht und Umständlichkeit auf den Postwagen und wieder herunter gehoben worden. Dieß war auch in Kalen, der letzten Station von Elwangen, geschehen. Hier war Heim in der Nacht im Gasthose genöthigt, sein Zimmer zu verlassen. Kaum hatte

er mit dem Lichte in der Hand die Thüre gedffnet, so gewahrt er den Mönch, völlig schlank und rasch vor ihm vorbeilaufend. Heim hat die Nutzenanwendung dieser Vision nie vergessen und ist immer feck mit seinem Lichte darauf losgegangen, wenn es galt, heimlichen Betrug zu entlarven.

Im Herbste 1775 kam er in Berlin an, und bald darauf war er schon ein beschäftigter Physicus in Spandau. In Tegel unterrichtete er den etwa achtjährigen Alexander von Humboldt, dessen Mutter er als Arzt besuchte, in den Anfangsgründen der Pflanzenkunde. Mit der Thierheilkunde suchte er sich durch eigene Untersuchungen vertraut zu machen, und mit seinem angeborenen Gleichmuth setzte er sich darüber hinweg, wenn Manche anfänglich ein Vergerniß daran nahmen, daß er auf einem Bauernwagen zur Besichtigung gefallenen Viehes abgeholt wurde, auch wohl den Scharfrichterknecht mit auf den Wagen sitzen ließ. Zu einer Zeit, wo eine Rinderpest graßierte, schrieb er (S. 346): Ich wollte nach Berlin zum Minister von Derschau reiten, allein drey Kühe, die gefallen waren, und die ich besichtigen und zergliedern mußte, verhinderten es.

Als er, bey allmählicher Zunahme des Einkommens, auch an eine Häuslichkeit dachte, und in einem Briefe an seinen ältern Bruder schrieb: to marry or not to marry, that is the question, erhielt er von seinem alten Vater den bestimmenden Rath (312):

Det Deus uxorem, quae sit tibi Martha
Maria;

Cui spes in corde, cui res domestica
cara.

Am 14. April 1778 wurde ihm sein innig geliebter Freund Muzel durch ein Faulfieber entrissen. Für diesen Verlust hatte er keine Thräne (323); aber im hohen Alter, 54 Jahre später, als er sich am Todestage seines Muzel in seinem Tagebuche (II. 303) über die Abnahme seines Gedächtnisses beschwerte, sagte er: Und wenn ich auch Alles vergessen sollte, was ich gewußt, so werde ich seine Freundschaft nie vergessen.

Im Jahre 1780, als er der damals herrschenden Ruhr fast erlegen war, heirathete er. Das Söhnlein, welches ihm geboren wurde, lebte nur wenige Tage. Er schrieb in sein Tagebuch (II. 5): Ach du unschuldiges Weib, wie wirst du dich grämen, wenn du hörst, daß wir keinen Sohn mehr haben! Er secierte die Leiche, nahm ihr vor der Bestattung sämtliche Kleidungsstücke ab, und schenkte sie der Amme, weil er es für angemessener hielt die Lebendigen als die Todten zu bekleiden. Uebrigens hatte Heim großes häusliches Glück, wie der Verf. (sein Schwiegersohn) ausführlich darlegt. Er hinterließ von 5 Töchtern und von seinem Sohne 18 Enkel und 3 Urenkel (II. 324).

1783 ging er, nachdem er lange geschwankt, weil er ein homo naturalis, die Berliner aber meistens homines artificiales, doch als practischer Arzt nach Berlin. Der Mode gemäß mußte er sich einen Scharlachrock anschaffen, der 50 Thaler kostete. Er wurde Leibarzt der Prinzessin Amalia; allein diese Ehre dauerte nicht lange. 'Es verdriest mich, schreibt er (II. 33), daß mir die Prinzessin öfter die größten Schmeicheleyen gesagt und mich doch endlich en canaille behandelt hat.' Doch war er späterhin bey Hofe sehr wohl aufgenommen. Je mehr sein Thä-

tigkeitskreiß sich ausbreitete, desto wohler fühlte er sich, so daß er von sich sagen konnte: aliis inserviando cresco, floreo; nicht wie Tulpus mit dem Symbole der brennenden Kerze: aliis inserviando consumo. Bald ward er der gefeyerteste Arzt der Residenz und in demselben Maße stieg sein Einkommen.

Im 60sten Lebensjahre sprang er zum Fenster hinaus, nachdem er sich vor einem Wahnsinnigen nicht weiter zu retten wußte (II. 143). Als Blücher zum Doctor der Philosophie creiert wurde, sprach derselbe davon bey Tische des Staatskanzlers Hardenberg, nannte Heim seinen Kollegen und brachte den Toast aus: es lebe der Feldmarschall der Doctoren, mein College Heim (124).

Im J. 1816 reiste er zu seinem schwer Kranken vielgeliebten Bruder Ludwig nach Meiningen, und war zugegen, wie jenem die damalige Prinzessin Adelheit (unsere Königin) einen Abschiedsbesuch machte (II. 177). Wie er als Vater zu seinen Kindern stand, zeigt zur Genüge die Thatsache, daß eine seiner Töchter mit ihrem Geliebten zu ihm kömmt, um seinen Segen zu erbitten. Freundlich empfängt er das glückliche Paar, drückt den Mann als seinen theuern braven Sohn an die Brust, denn ein solcher muß er seyn, da seine Tochter ihn liebt, und fragt ihn dann nochmals nach seinem Namen (159). Am 15. April 1822 feyerte er sein Doctor-Jubiläum, wo ihm eine allgemeine Theilnahme aus Nah und Fern bewiesen wurde.

Bis an sein Ende schrieb er in ein Tagebuch, seine Hauschronik, Alles, was ihm äußerlich begegnete oder ihn innerlich bewegte und erfüllte. Trotz dem, daß er oft an Zahn- und Ohrschmerzen, an Gicht und Steinschmerzen, so wie an

den Folgen erfrorener Behen litt, war er immer in Gott vergnügt. Im furchtbarsten Wetter, außerhalb der Stadt, in der Nacht, wann es verlangt wurde, ertheilte er seine Hülfe. Einmal brachte er es bis auf 83 Besuche an Einem Tage (II. 53). An seinen Bruder schrieb er 1795: Von Morgens 6 bis Abends 11 Uhr wird fast an nichts als an Patienten gedacht und für diese gehandelt (90). Aber auch ihm wurde vieles zu gute gehalten und gethan, und seinem Ansinnen nicht leicht widersprochen. Da er, zur eigenen Beruhigung, so wie zur richtigen Diagnose Sectionen für unentbehrlich hielt und keine vorzunehmen versäumte, so bedurfte es in dieser Hinsicht keiner besondern Bitten. Einer seiner Kranken traf eine eigene testamentarische Verfügung (II. 58), damit sein merkwürdig gebauetes Brustbein, Sternum, nach vorgenommener Section an Heim abgetreten werde.

Heim, von frühester Jugend an an den Umgang mit der Natur gewöhnt, behielt die Liebe zu ihr bis in das späteste Alter bey. Er hielt sich (II. 218) bis an seinen Tod eine Gesellschaft von Laubfröschen im Zimmer, die abgerichtet waren auf sein Klopfen im Chor zu quaken. Eine Zeit lang wohnten Schlangen bey ihm, welchen reinlichen Geschöpfen völlig freye Bewegung gestattet war; daher sie bald die Falten der Gardinen, bald die Fugen des Sophas zu Schlupfwinkeln wählten. Mehrere Jahre hindurch stand an seinem Fenster mit einer Röhre nach dem Freyen ein gläserner Bienenkorb, so daß er die wunderbare Haushaltung dieser Thiere in ihrem ganzen Verlaufe täglich bequem beobachten konnte. Das Studium der Pflanzen hielt er sehr hoch. Er schrieb (I. 351): Ein Engländer sagt: *Philosophy is my wife and Poetry my mistress,*

und ich sage: *Physic is my wife and Botany my mistress.* Eine seiner liebsten Beschäftigungen, von Jugend auf, war die mit Moosen. Im 84sten Lebensjahre sagte er darüber (II. 305): 'Unter allem Vergnügen, so ich auf dieser Welt gehabt habe, ist wohl kaum ein reineres und lebhafteres gewesen, als das beym Auffuchen und Untersuchen der Moose.' In Oxford hatte er die Sammlung von Dillenius studiert, und darnach die von Banks auf der Reise um die Welt zusammen gebrachten Moose, Seegräser &c. geordnet und bestimmt (I. 239). Später ließ er im J. 1789 den berühmten Muskölogen Hedwig aus Leipzig auf seine Kosten nach Berlin kommen, und behielt ihn einige Wochen bey sich (II. 72). Eben so ließ er im J. 1831 den Kryptogamisten Funt aus Gesees bey Baireuth zu sich kommen, um durch lebendige Mittheilung in seinem Lieblingsfache wo möglich nachzuholen, was er im Drange der ärztlichen Praxis versäumt hatte (II. 304). Wenige Wochen vor seinem Tode sandte er seine Moos-Sammlung nach der Universität Halle, als der Wiege seiner botanischen Studien (II. 307).

In der Arzneykunde hielt er für wahr, was sich durch seine fünf feinen Sinne, die nächsten von Gott ihm gestellten Zeugen, als thatsächlich erwies. So sind seine literarischen Leistungen (II. 202) entstanden und so sind sie zu nehmen. Seine eigentliche Kraft lag in seiner persönlichen Erscheinung und unmittelbaren lebendigen Thätigkeit. Von dieser gibt der gedruckte Nachlaß nur ein schwaches, schattenhaftes Bild.

180. St., den 14. November 1835. 1795

E d i n b u r g.

Bey W. und D. Paing, und Treuttel, Würz und Richter in London: History of the extinct Volcanos of the Basin of Neuwied, on the lower Rhine. By Samuel Hibbert, M. D. et F. R. S. Ed. With Maps, Views, and other Illustrations. 1832. XXX und 261 Seiten in Octav.

Auf einer Reise die der Verfasser, wie er in der Vorrede bemerkt, nach dem Continent unternahm, besonders um die vulcanischen Districte von Frankreich und Italien kennen zu lernen, gewährte ihm keine Gegend ein höheres Interesse, als die von Neuwied. Er faßte daher den Entschluß, eine Schilderung derselben nach einem eigenthümlichen Plane zu entwerfen. Er ist nämlich der Meinung, daß geologische Darstellungen ungleich leichter zu verstehen seyen, wenn sie, statt eine Menge von Durchschnitten der Straten zu geben, eine zusammenhängende Geschichte der Veränderungen, die mit einer Gegend vorgegangen sind, liefern; und hat es daher unternommen, die geologischen Verhältnisse des Neuwieder Beckens auf solche Weise zu schildern. Wenn es nun gleich als das Ziel geologischer Forschungen gelten muß, zu einer Geschichte der Veränderungen der Erdenrinde zu gelangen, und es auch nicht in Abrede gestellt werden kann, daß eine Darstellung, welche die durch einzelne Beobachtungen gewonnenen Resultate im Zusammenhange enthält und diese als ausgemachte Wahrheiten erscheinen läßt, leichter aufzufassen und angenehmer zu lesen ist als eine andere, die den mühsamen und gewöhnlich weder geraden noch ebenen Weg folgt

fältiger Untersuchung der Verhältnisse verfolgt, auf welchem nur hie und da eine freye Aussicht auf den Gang der Veränderungen sich eröffnet; gleich wie ein historischer Roman mehr Leser anzieht als ein gründliches Geschichtswerk; — so ist doch eben so gewiß, daß für die wissenschaftliche Geologie nichts gefährlicher seyn könnte, als wenn die Manier unsers Verfassers die allgemeinere werden sollte. Die vorliegende Schrift kann daher nur dem erfahrenen Geologen, der sie mit Vorsicht benützt, lehrreich seyn, nicht aber dem Anfänger zur Anleitung für das Studium der geologischen Verhältnisse der Gegend von Neuwied empfohlen werden. Auch kann Ref. der von dem Verf. in der Einleitung geäußerten Meinung nicht beypflichten, daß das Bassin von Neuwied dem Anfänger am besten zur Vorbereitung auf das Studium der vulcanischen Phänomene in Frankreich und Italien dienen könne; indem er im Gegentheil keine Gegend für den Anfang dieses Studiums geeigneter hält als Auvergne, und wenige Gegenden erloschener Vulcane für schwieriger zu verstehen, als gerade die am Rhein, wegen der mannigfaltigen zerstörenden Veränderungen, welche sie erlitten, und der daher zum großen Theil nur unvollkommen erhaltenen Reste der ehemaligen Vulcane.

Der Verfasser handelt zuerst von den primären Formationen des Beckens von Neuwied, worunter er das Uebergangsgebirge versteht, und wirft einen Blick auf die allgemeine Geschichte des Schiefergebirges der Rheinlande, vor dem Beginnen der tertiären Ablagerungen. Der Verfasser bekennt sich zwar im Ganzen zur Lehre von *Elie de Beaumont*, weicht aber in Bez

ziehung auf die Rheingegenden in einzelnen Puncten davon ab. Er ist der Meinung, daß die Erhebung des Rheinischen Schiefergebirges nicht von einer, sondern von mehreren auf einander gefolgten Convulsionen bewirkt sey, und daß bey nahe alle Erschütterungen, welche in verschiedenen Intervallen die Lage der Gebirgsschichten von Europa verändert, auch die Rheinlande betroffen hätten. Die Ausführung dieser Hypothese ist sehr kurz und ungenügend. Ein Resultat dieser Convulsionen sey die Entstehung von Spalten oder sogenannten Zerreißungsthälern (Vallies of Disruption) gewesen. Ohne hinreichende Beweise zu geben, führt der Verfasser die Thäler auf, denen er diesen Ursprung beylegt.

Es folgt die Darstellung des Zustandes der Rheinlande zu Anfang der tertiären Epoche. Von Allem was über die frühesten Zustände der Rheingegenden sich mit dem Anscheine von Gewißheit ermitteln läßt, dürfte nichts von größerer geologischer Bedeutung und höherem Interesse seyn, als das schon vor den Untersuchungen des Verfassers gewonnene, von ihm aber bestätigte und weiter verfolgte Resultat: daß in der tertiären Periode das Bassin von Mainz bis Basel durch einen später bey Bingen durchbrochenen Damm, von dem unteren Rheinthal völlig getrennt war. Sehr hypothetisch erscheint dagegen das, was über die Entstehung des Raacher Sees gesagt wird. Das vulcanische Bassin von Rieden; Ursprung desselben; trachytische Gebirgsarten; Tuffabsätze; basaltische Durchbrüche. Von den trachytischen Eruptionen in der Gegend des Brohlthales. Trachytische und ältere basaltische Eruptionen auf den westlichen

Höhen wo die Rette entspringt. Rückblick auf den progressiven Stand der Sand- und Thonablagerungen in den Bassins von Neuwied und Cöln, von der Zeit an, in welcher die Trachyteruptionen ihren Anfang nahmen. Rückblick auf die Ablagerungen von Braunkohlen, welche während der Eruptionen von Trachyt und älterem Basalt die Stelle gewisser Süßwassergebilde der älteren tertiären Periode einnahmen. Die Erhebung, welche am Ende der Braunkohlenablagerung gewisse Theile der Rheinischen Gegenden, namentlich den Hundsrück, Taunus und die Eifel traf. Einen Grund für ihre Annahme findet der Verf. in der Anhäufung loser Gerölle in größeren Höhen als die Seeabfälle vom Niederrhein erreichen. Mit dieser Erhebung setzt er den Abfluß in Verbindung, den die früher nur durch enge und weniger tief eindringende Spalten geöffneten Seen von Neuwied und Cöln dadurch erhielten, daß die Abflußkanäle weiter und tiefer wurden. Als eine Folge dieser Erhebung sieht der Verfasser auch die Neigung der Schichten gewisser Seeabfälle dortiger Gegend an. Auf diese Veränderungen soll eine ruhige Periode von langer Dauer gefolgt seyn, nach welcher dann der Verfasser die vulcanische Thätigkeit aufs Neue mit besonderer Energie und Ausdehnung erwachen läßt. Zu den in dieser Periode theils ausgebildeten, theils besonders productiven Vulcanen zählt der Verfasser folgende: die Kette von Vulcanen, welche in einer Richtung von Nordwest gegen Südost von den Höhen von Kempenich bis zum Hochstein sich erstreckt; den Hochstein selbst; den Hochsimmer; das Lavafeld von Mennig; die östlich und nordöstlich vom Laacher See befind-

lichen, so wie die mit dem Traßthal von Brohl im Zusammenhange stehenden Vulcane. Es ist dann von den vulcanischen Productionen die Rede, welche am Ende, oder selbst noch nach der tertiären Epoche erfolgt seyn sollen, wohin spätere Eruptionen des Kraters von Laach und die vulcanischen Hügel südöstlich von dem Bassin von Neuwied gerechnet werden; und darauf von den verschiedenen erdigen Ablagerungen, welche dem Schlusse der tertiären Periode angehören.

Es trat nun nach des Verfassers Meinung die durch die Erhebung der Alpenkette bewirkte, große Catastrophe ein, bey welcher die Strömung in dem Thale des Oberrheins, welche bis dahin von Norden nach Süden gerichtet war, eine entgegengesetzte Richtung erhielt, und durch die außerordentliche Gewalt der andringenden Wassermasse, der Abfluß durch das Binger Loch eröffnet wurde; welche große Veränderung im Wasserzuge eine weite Fortführung und Verbreitung von Blöcken, Geschieben, Grand und Löß im Gefolge hatte, wodurch zugleich die Enge von Andernach verstopft, und dadurch der hohe Wasserstand in dem Bassin von Neuwied wieder hergestellt seyn soll. Während dieser Periode fanden, nach der Ansicht des Verfassers, abermals vulcanische Bewegungen in der Nähe von Niedermennig Statt, Bimstein- und Schlamm-Eruptionen. Spätere Auswürfe von Bimstein sollen, nachdem der Wasserstand im Bassin von Neuwied sich wieder gesenkt hatte, zu Anfang der gegenwärtigen geologischen Epoche erfolgt seyn.

Zulezt werden die Veränderungen betrachtet, welche mit der Oberfläche der Felsen und

dem Boden in der Gegend von Neuwied in der historischen Zeit, theils durch menschliche Thätigkeit, theils durch Wirkung der Naturkräfte vorgegangen sind.

Der englische Geolog genießt oft eine Unnehmlichkeit, welche der deutsche gewöhnlich entbehren muß, daß seine Lebensgefährtinn nicht allein die Mühen und Freuden seiner wissenschaftlichen Unternehmungen theilt, sondern sogar auch wohl auf die eine oder andere Weise dabey behülflich ist. So wurde auch der Verfasser der vorliegenden Schrift von seiner Gemahlinn auf seinen Wanderungen begleitet, und letztere entwarf die zahlreichen Skizzen, die dem Werke zum Schmuck dienen, ohne welchen es in England nicht als fashionable würde gelten können.

Zusatz zu der Anzeige der Monumenta hist. Germaniae S. 1634.

Weitere Beyträge zu der Unterstützung des Werks sind noch eingegangen: Kaiserlich Oesterreichische, Königl. Sächsische, Herzoglich Sachsen-Meinungische, Coburg-Gothaische und Altenburgische, K. Bayerische, K. Dänische, und Fürstlich Schwarzburgisch-Rudolstädtische. — — Seite 1617 Zeile 14 v. u. statt Welfianae l. Welficae. S. 1621 Z. 7 statt Kirchenurkunden l. Kaiserurkunden. S. 1633 Z. 1 statt ihrer l. hier. S. 1634 Z. 4 v. u. statt vertheidigten l. verfaßten.

G e t t i n g e n
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

181. Stück.

Den 16. November 1835.

P a r i s.

Souvenirs, impressions, pensées et paysages pendant un voyage en Orient 1832 — 1833 ou notes d'un voyageur par M. Alphonse de Lamartine, membre de l'académie française. T. I. XIII u. 342 Seiten. T. II. 426 S. T. III. 388 S. in 8. 1835. mit dem Bildniß des Verfassers.

Schon der Titel des Werks zeigt, wenn es auch der Name des Verf. nicht thäte, daß man hier keine eigentliche Reisebeschreibung zu erwarten hat. Es sind vielmehr die Gefühle die er uns schildert, und die Bemerkungen die er uns mittheilt, welche die Gegenstände auf der Reise bey ihm erzeugten, so daß die Reise selber, wenn gleich dieß Alles an sie gereicht ward, doch nur zur Nebensache wird. Sie wurde in Gesellschaft seiner Gattin und einzigen Tochter, die jedoch, kaum dem Kindesalter entwachsend, das Opfer derselben ward, und dreyer Freunde mit einer hinreichenden Dienerschaft, wie man

aus Allem schließen muß, mit großem Aufwande gemacht. Ihr Hauptziel war das heilige Land, für welches der Verf. schon von seiner Kindheit an eine große Vorliebe gefaßt hatte; doch umfaßte sie zugleich einen Theil Griechenlands, Syriens und Constantinopel. Daß aus einem solchen Werke sich kein eigentlicher Auszug machen läßt, fällt von selbst in die Augen; wir werden uns darauf beschränken müssen, durch Mittheilungen von Proben die Eindrücke wieder zu geben, welche dasselbe auf die Leser machen soll.

Das Werk des Verf. ist in der Form eines Tagebuchs; ohne Zweifel die passendste Form, da sie ihm gestattete bey den täglich vorkommenden Gegenständen zugleich die Empfindungen mitzutheilen, welche sie in ihm aufregten. 'Warum verlasse ich, fragt er sich, mein ruhiges häusliches Leben auf meinem Landgute, um auf dem Meer umher zu schwimmen? Weil die Einbildungskraft auch ihre Bedürfnisse, ihre Leidenschaften hat. Ich bin ein geborner Dichter, das heißt mehr oder weniger kundig der schönen Sprache, welche Gott in seinen Werken zu allen Menschen redet, aber klarer und deutlicher zu Einigen.' Man wird also poetische Ergießungen erwarten müssen. Aber sie kommen aus dem Innern, und bleiben entfernt von poetischem Schwulst. Nicht selten werden auch Gedichte eingemischt; uns hat die Prosa des Verf. mehr angezogen. Die Seereise von Marseille über Malta war keine der glücklichsten. In Malta, wo der Verf. bey dem Britischen Commandanten die freundlichste Aufnahme fand, erbot sich ein Britischer Capitän ihn an seiner Fregatte ins Schlepptau zu nehmen und nach Griechenland zu bringen, was angenommen ward.

181. St., den 16. November 1835. 1803

Die Schilderung des Kriegsschiffs, wie es in einer windstillen Nacht in stolzer Ruhe auf dem Meere schwimmt, wird nicht leicht jemand ohne Theilnahme lesen. Man umschiffte Morea und landete in Nauplia. 'Ich wohnte hier einer Sitzung des Griechischen Parlaments bey. Die Mitglieder kamen zu Pferde und bewaffnet, begleitet von ihren Palikaren. Man kann nichts einfacheres und zugleich nichts imposanteres sehen als den Anblick eines Volks, das auf den Ruinen seines Vaterlandes unter einem hölzernen Dache sich bewaffnet berathschlagt; während die Pferde draußen wiehern, und die Soldaten vor den Thüren des Senats ihre Waffen putzen. Es gab unter den Anführern sehr schöne Köpfe, nämlich unter den Gebirgsbewohnern. Die Kaufleute von den Inseln erkennt man leicht an ihren mehr weibischen Zügen.' Die weitere Fahrt ging nach Attica, wo im Piraeus gelandet ward. 'Der erste Anblick ist düster und traurig; dürr und wüste; ein Stein auf dem Herzen! Nichts grünendes, nichts belebtes; die Natur scheint erschöpft; nur Gott kann sie beleben; die Freyheit vermag es nicht.' Die Betrachtungen welche die Ruinen von den Monumenten Athens in ihm hervorrufen sind religiöser Art; wie denn ein hoher Grad von Religiosität, jedoch ohne Bigotterie, sich oft ausspricht. 'Die Füße stoßen stets an Meisterstücke des Griechischen Meißels. Die Schritte drücken sich in einen Staub von Marmor aus. Man betrachtet ihn zuletzt mit Gleichgültigkeit, und bleibt stumm und unempfindlich, verloren in der Betrachtung des Ganzen und den tausend Gedanken die aus jedem dieser Bruchstücke hervorgehen. Diese Gedanken sind ernst wie die Ruinen der verflossenen Zeit, wie diese majestätischen Zeugen der Nichtigkeit

menschlicher Dinge; aber sie sind heiter, wie der Himmel der über unserm Haupte ist; erhaben wie das Piedestal der Acropolis das über der Erde zu schweben scheint; resigniert und religiös, wie das Monument, errichtet einem göttlichen Gedanken, den Gott hat fallen lassen, um noch göttlichen Gedanken Platz zu machen. Ich fühle hier keine Traurigkeit, die Seele fühlt sich leicht, wenn auch gedankenvoll; sie bewundert es, daß es dem Menschen gegeben sey, sich so hoch in den Künsten und der materiellen Civilisation zu erheben; sie begreift es, daß Gott in der Folge diese bewundernswürdigen Formen eines unvollkommenen Gedankens zerstört habe, um vollkommnern Platz zu machen; daß die Einheit Gottes an eben diesen Stellen endlich durch Socrates erkannt, den Lebensodem allen jenen Religionen entzogen habe, welche die Einbildung der frühern Zeiten erzeugt hatte. Der Gedanke eines einzigen Gottes in den menschlichen Geist geworfen ist mehr werth als diese Wohnungen von Marmor, wo man nur seinen Schatten anbetete.' — Die Fahrt von Athen nach Bayrut (Berytus) war nicht ohne heftige Stürme und Gefahren. In Bayrut ließ der Verf. mit seiner Familie und Begleitern sich nieder (hier war es wo seine Tochter nach kurzer Krankheit starb), um für sich die Reise durch Syrien und den Libanon zu machen. Ueber dieses Gebirge erhalten wir viele und ausführliche Schilderungen; so wie über die Lebensart seiner Bewohner. Die große Hitze, es war im September, nöthigte die Reise noch aufzuschieben. Unterdeß gelang es ihm bey der berühmten Sara Ester Zutritt zu erhalten, wovon die ausführliche Erzählung schon in zu vielen Blättern mitgetheilt ist, als

181. St., den 16. November 1835. 1805

daß wir sie hier zu wiederholen brauchten. Damit schließt der erste Band.

Der zweite Band ist nun ganz dem heiligen Lande und der Reise dahin von Bayrut gewidmet. Der Weg dahin führte über Saide und die Ebene von Tyrus nach Acre, das seit der letzten Belagerung wenig mehr als ein Ruinenhaufen ist. In Nazareth, wo das Kloster der lateinischen Väter sie aufnahm, betrat man zuerst den Boden des heiligen Landes. 'Mit diesem Tage begannen in mir neue Eindrücke, ganz verschieden von denen welche meine Reise bisher erzeugt hatte. Ich hatte mit den Augen und den Gedanken gereiset, aber nicht mit der Seele und dem Herzen, wie jetzt, wo ich das Land der Wunder berührte, das Land von Jehova und Christus; das Land dessen Namen tausendmal meine kindischen Lippen gestammelt hatten. Ich danke Gott lange genug gelebt zu haben das heilige Land zu erblicken, und von diesem Tage an während meiner Reise in Judäa, Palästina und Galiläa waren die poetischen Eindrücke, welche ich von dem Anblick und dem Namen der Ortschaften empfing, mit einem lebhaften Gefühl der Ehrfurcht und der Erinnerung begleitet; meine Reise ward oft ein Gebet, und der doppelte Enthusiasmus der Natur und ihres Urhebers waren fast jeden Morgen so frisch als sie es in meiner Jugend gewesen waren.' Wir begleiten den Verf. nach Jerusalem, wo der Besuch der heil. Denter ihn beschäftigt. Der Anblick der Stadt von dem Ölberg herunter gibt eine der schönsten Schilderungen. 'Es ist nur eine Vision der Stadt Davids und Salomons. Kein Geräusch erhebt sich mehr von ihren Plätzen und aus ihren Gassen. Es war fast so todt wie in den Straßen von Pompeji und Her-

culanum.' Welche Gefühle die Kirche des heil. Grabes, die Gräber der Könige erregten, werden wir nicht nöthig haben zu schildern. Von Jerusalem führte die weitere Reise nach Jericho, wo hohe Dornenhecken jetzt die Stelle der Mauern vertreten. Von da gelangte man zu dem todten Meer. Der Anblick desselben war keineswegs so abschreckend wie man ihn gewöhnlich geschildert findet. Der Wasserspiegel war immer hell und glänzend. Von da ging man über Jericho nach Jerusalem zurück; der Verf. ließ hier in der Grotte von Gethsemane einen Gottesdienst halten, man kann leicht sich vorstellen mit welchen Gefühlen der Andacht.

Von hier ging der Verf. nach Bayrut zurück, wo bald der Tod seiner Tochter ihm eine Wunde schlug, die unheilbar zu seyn scheint. In einem schönen Gedicht haucht er seinen Schmerz aus.

In einem Nachtrage werden Nachrichten über die Völker des Libanon mitgetheilt, besonders die Maroniten. Das Tagebuch des Verfassers endet mit dem Tode seiner Tochter, und beschließt den zweyten Band.

Der dritte Theil, überschrieben: *Paysages et Pensées en Syrie* enthält Aufsätze, die während der Reise in Syrien niedergeschrieben wurden. Wir zeichnen unter diesen die Beschreibung der prächtigen Ruinen von Baal-Bek aus, die dem Verf. ein viel höheres Alter zu haben scheinen, als man gewöhnlich ihnen beylegt, indem die Materialien zu den jetzigen Monumenten schon von früheren hergenommen wurden, was man bekanntlich auch an einigen Altägyptischen Tempeln bemerkt hat. Die Größe dieser Monumente erregte bey dem Verfasser ein solches Erstaunen, daß er sie ihrem ersten Ur-

sprunge nach einem untergegangenen Riesenvolke zuschreibt. Wir lassen die Wahrheit dieser Idee dahin gestellt seyn, aber die Masse dieser Monumente entschuldigt sie. Steinblöcke von 18—20 Fuß in der Länge; Säulen von 40 Fuß Höhe, den größten der Aegyptischen Tempel gleich. Auch sind es nicht bloß die Ruinen Eines Tempels, sondern vieler Monumente; ein Ocean von Ruinen nennt sie der Verfasser. Mit mathematischer Genauigkeit sind sie bereits von andern behandelt; aber die bloße Angabe in Zahlen gibt dem Leser kein so lebhaftes Bild, als die lebendige Darstellung wie wir sie hier lesen. Auch Damascus, gleich ausgezeichnet durch seine Industrie und seine reizenden Umgebungen, ward von dem Verf. besucht; es konnte nur in Arabischer Kleidung geschehen. Von da sollte auch Palmyra besucht werden; aber es hätte nur in der Tracht eines Beduinen geschehen können, und so unterblieb es. Die Rückreise geschah zuerst zur See von Jaffa nach Constantinopel, zu eben der Zeit wo die Russische Flotte dort lag. Von dort aber zu Lande über Adrianopel und den Balcan, wo der Verf. in einem elenden Dorfe eine schwere Krankheit bestehen mußte, nach Serbien, wo bey Semlin die Reisebeschreibung schließt.

Wir hoffen daß durch die mitgetheilten Proben der Geist des Werks besser und richtiger wird gewürdigt werden können, als durch lange Raisonnements. Der Werth desselben beruht darauf, daß nicht erkünstelte, sondern wahre Gefühle in demselben ausgedrückt werden, und zwar durchweg Gefühle edler Art, vor allen der reinsten Humanität. Wir wundern uns nicht zu lesen daß die großen Erwartungen, die man in Frankreich davon gefaßt hatte, nicht ganz in Erfüllung gegangen sind; denn das große Lesepubli-

cum kann schwerlich die Gefühle theilen, welche vor allen in religiöser Rücksicht sich in demselben aussprechen. Aber sein Publicum wird es doch gefunden haben und fortdauernd finden, das, wenn auch beschränkter, dafür desto ruhmvoller ist.
 Sn.

E b e n d a s e l b s t.

Von dem großen Werke *Antiquités Mexicaines etc.*, von dem wir die drey ersten Lieferungen (G. g. U. 1834. St. 117) anzeigten, haben wir jetzt *Livraison IV. V. VI. VII.* erhalten. Wir müssen uns aber mit einer bloß vorläufigen Anzeige begnügen, da Text und Kupfer nicht in gleicher Folge geliefert werden, und daher nicht auf einander passen. Eine genauere Anzeige wird deshalb erst nach der Vollendung des Werks möglich seyn. Diese Lieferungen enthalten theils die Fortsetzung der dritten, und die Berichte von der zweyten und dritten Expedition von Captain Dupair, theils die Abhandlung von Mr. Warden, welche eine Beschreibung der Monumente nicht bloß von Mexico, sondern auch der vereinten Staaten von Nordamerica enthält, jedoch noch nicht beendigt ist. Auf diese folgt: *Parallèle des anciens monuments Mexicains avec ceux de l'Égypte, de l'Inde et du reste de l'ancien monde* par M. Lenoir, créateur du Musée de monumens français, über welche sich aber auch noch nicht weiter urtheilen läßt, da erst der Anfang derselben in der siebenten Lieferung vorliegt.

Sn.

G ö t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

182. 183. Stück.

Den 19. November 1835.

G ö t t i n g e n.

Von Herrn S. Belthusen, gegenwärtig in London ansässig, einem Neffen des in den Braunschweigischen Landen als Theologe und Geistlicher rühmlichst bekannten Johann Caspar Belthusen, hat die hiesige Bibliothek eine Anzahl von ihm selbst in Canton gekaufter sinesischer Bücher zum Geschenk erhalten, welche uns um so mehr zum lebhaftesten Danke verpflichten, da sie, mit den wenigen früher hier befindlichen verbunden, den ersten Grund einer sogar für die ersten Anfänge sinesischer Studien unentbehrlichen Büchersammlung ausmachen können. Die Bücher sind:

1) ein großer Theil des bändereichen Werks Pèn - zà - kâng - mü oder Uebersicht der Naturgeschichte, welches sich indeß in andern Europäischen Bibliotheken auch vollständig findet. Hierher sind folgende Hefte gekommen: 11 — 20, 30 — 38, 41 — 49, zusammen 28.

2) ein geringerer Theil eines andern Exemplars desselben Werks, die Hefte 30, 41 — 49,

1810 Göttingische gel. Anzeigen

zusammen 10. Weder bey diesem noch bey jenem Exemplare findet sich der zum Werke gehörige Band von Abbildungen: doch kann das Werk *N^o. 7* diesem Mangel etwas abhelfen.

3) ein vollständiges Exemplar der berühmten vier Bücher philosophischer Lehren von Kon-fu-tsö und seinen Schülern, mit der Aufschrift *Ssé-schû-hö-kiáng*; in 6 Bänden, wovon die drey ersten das *Tá-hiö*, *K'úng-jáng* und *Lün-jü*, die drey letzten den *Méng-tsö* enthalten, mit sehr zahlreichen Anmerkungen über und zwischen dem Texte.

4) ein buddhistisches Buch lehrreicher Erzählungen aus dem Alterthume, mit der Aufschrift *Sching-schû-g'í-kó-tsû-hio-piên-jóng*, vollständig, in 5 Heften.

5) ein ähnliches Buch, genannt *Sching-schû-siéü-tschín*, vollständig, in 8 kleinen Heften.

6) 15 Bände wenig verschiedener Ausgaben einer astrologisch-buddhistischen Volkschrift, zum Theil mit rohen buddhistischen Bildern; von einigen Ausgaben sind mehrere Exemplare da. Ein häufiger Titel ist *Ló-sing-tö-tông-schû*, oder in andern Ausgaben ähnlich.

7) ein Bilderbuch mit erklärendem Texte über die Dinge der Natur (auch Sterne) und die Beschäftigungen des Menschen in ihr, als Fischfang, Jagd, Ackerbau; in 3 großen Bänden.

8) ein ähnliches Bilderbuch über die verschiedenen Arten menschlicher Trachten und Stellungen; in 2 Bänden.

9) eine Masse von Flugschriften und Bücherstücken, zum Theil in schlechtem Zustande; darunter drey Stücke der Pekinger Hof-Zeitung, bekanntlich der einzig anerkannten in Sina, vom 24. — 26. October 1833, und 4 Stücke der vom Missionar Guxlaff neulich angefangenen sinesi-

182. 183. St., den 19. Nov. 1835. 1811

schen Zeitschrift zur Verbreitung Europäischer Kenntnisse.

Dazu kommt noch eine sehr große und genaue Charte des jetzigen sinesischen Reichs, ein sehr wichtiges Geschenk.

J e n a.

In der Bran'schen Buchhandlung, 1835:
Goethe und sein Jahrhundert. 113 Seiten in Octav.

Man hat es den Deutschen oft zum Vorwurf gemacht, daß sie mit dem Todtengerichte über ihre Heroen ein wenig schnell verfahren; besonders daß sie erst die Unsterblichkeit votieren, und hinterdrein Recht sprechen, wo denn der ehrliche gerade Sinn nicht selten zu einem gar andern Resultate führt. Allein vorzugsweise in Deutschland ist die öffentliche Meinung von Critik und Theorien abhängig, und wer das allgemeine Urtheil berichtigen will, ehe es sich selbst berichtigt, muß eilen. Am wenigsten aber mag der angedeutete Tadel einen Schriftsteller treffen, der — von den wenigen Einer — nicht angestanden hat, die Grundsätze und Ansichten, die hier im Allgemeinen durchgeführt werden, noch bey Lebzeiten des Dichters gegen den sie gerichtet sind, in Beziehung auf einzelne seiner Werke öffentlich zur Sprache zu bringen, und ihm die Rechnung danach zu ziehen. Wer sich dieser früheren Erscheinungen erinnert, wird nicht zweifeln können, daß hier die nämliche Feder mit gleicher Wahrheitsliebe und gleichem Geiste wieder aufgenommen worden ist. — Die Schrift selbst ist, wie auch auf dem Titel bemerkt, der Wiederabdruck eines für eine deutsche Zeitschrift bestimmten Aufsatzes, dem somit ein gewisser

Umfang gesetzt war, und der sich daher oft mit Andeutungen begnügen muß, die der Leser von eben dieser Hand gern weiter ausgeführt sähe. Daher mag es denn auch wohl kommen, daß der Titel in einem Punkte etwas mehr verspricht, als er hält. 'Goethe und sein Jahrhundert' heißt es. Mit dem Dichter wird streng gerechnet — allein das Jahrhundert kommt dabei wohl etwas zu gut weg. Nicht daß es in Schutz genommen, von den Sünden seiner Vergötterung frey gesprochen würde; indessen ein Schriftsteller, der den Unterschied des sonst und jetzt, aus eigener Erfahrung eines langen stets aufmerksamen Lebens, so geistreich aufzufassen weiß, hätte auch ihm seine Sünden wohl vorhalten dürfen. Denn auch das Publicum hat sein großes Theil der Schuld zu tragen, daß Göthe nach und nach ihm rücksichtslos alles bieten durfte, vollendet oder unvollendet, gerathen oder mißrathen, wenn es nur seinen Namen trug. Die Gründe dieser nachgiebigen Schwäche hätten wir gern von dem Verf. dargelegt gesehen. Gerade aber nach den von ihm gegebenen Andeutungen über Göthes öffentlichen Character ist nicht zu zweifeln, daß jede Zurückweisung kalter Aufnahme ihn in der Bahn erhalten haben würde, die er in früheren Jahren mit solchem Glanze eröffnet, und wozu ihm die außerordentliche Kraft auch in den letzten Lebensjahren nicht gebrach. Statt dessen hat sein Jahrhundert ihn verwöhnt; dafür hat er ihm allerdings geschmeichelt — indessen es mag nur nicht glauben, daß er es geachtet habe! — Alles was Göthe, der Dichter und Schriftsteller dem Publicum gegeben, oder solcher Gestalt geboten hat; seine Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft, in der gelehrten Welt; seine Verhältnisse

zu Einzelnen, seine angeblichen Freundschaften, so weit seine eigenen Bekenntnisse, seine Briefwechsel davon Zeugniß ablegen, alles dieß wird von dem Verf. mit durchgehender Gerechtigkeit geprüft; und wenn etwa das Ergebnis dieser Prüfung der großen Menge dormalen noch nicht zusagen sollte, so dürfte es doch ein prophetisches Urtheil seyn, dessen Erfüllung die Zeit zuletzt nicht ablehnen wird. Denn es lautet: Göthe hat den moralischen Werth des Menschen, der sich allein in seiner geistigen Kraft offenbart, nicht gekannt, oder nicht geachtet! — und so etwas geht im Gerichte der Zukunft nicht ungeahnet dahin. Aus diesem Gesichtspuncte werden seine bedeutendsten Dichtungen durchgegangen. Das erste Glaubensbekenntniß dieser Art findet sich schon im Werther. Man trifft, schien G. zu sagen, in der Welt nichts so häufig, als einer Leidenschaft, der Unzufriedenheit mit den äußern Verhältnissen so lange nachhangen, bis man sich selbst unglücklich erscheint, und die gesammte bürgerliche Welteinrichtung als völlig zweckwidrig erkennt; das tragisch Erhabene ist selten, und der sympathetische Reiz, den das Alltägliche für uns hat, kann durch dichterisches Talent erhöht werden. ‘Göthe, heißt es, ließ sich so wenig von den Mißverhältnissen zwischen dem Gemüth des Menschen und den Verwicklungen der Civilisation anfechten, daß er sich vielmehr nur gleichgültig dagegen verhielt, und jeden Zwang, den die Geseze der Geselligkeit seinen natürlichen Gefühlen anlegen wollten, von sich abwies.’ Mit diesem ästhetischen Maßstabe mußte denn auch der Geschichte selbst, wenn sie Stoff einer Götheschen Dichtung werden sollte, Gewalt angethan werden, und Egmont wird ‘ein weichlicher vornehmer Herr, der zum Lieb-

chen schleicht.' Nur im Clavigo war wenig von dem wirklichen Hergange abzuweichen, weil hier die Begebenheiten schon so lagen, wie G. gern alle Geschichte gehabt hätte. Daß bey einer solchen Ansicht der Welt und der Leidenschaften, durch die sie bewegt wird, die darauf begründeten dramatischen Gedichte kein Glück auf der Bühne machen konnten, war vorauszusehen, weil die Götheschen Helden in ihrem Falle, hinsichtlich des moralischen Eindruckes, sich selbst auflösenden Lusterscheinungen glichen. Göthe übernahm es daher selbst, ein Theater anzuordnen und im Einzelnen zu leiten. Jedoch das erste Gesetz seiner Practik war 'stete Mäßigung'; er verlangte in der Declamation einen allzeit gehaltenen Ton und eine gemäßigte Diction. Wenn gleich dieses Gesetz eine nothwendige Bedingung der großen Schwächen seiner eigenen dramatischen Erzeugnisse war, so hat er doch durch die Allgemeinheit, womit er dasselbe einführte, zum Sinken des deutschen Theaters schon beygetragen, ehe noch andere Ursachen dessen jetzigen Verfall herbeyführten, ja, man kann wohl sagen, er hat diese Ursachen dadurch vorbereitet. Es wird beyläufig bemerkt, daß G. den tiefen Eindrücken der Musik unzugänglich gewesen zu seyn scheint, so daß selbst Zelter verzweifelt sey, ihn zu einem Schüler zu bilden. Auch ohne den Zelterschen Briefwechsel hätte man diese Bemerkung an den Götheschen Singspielen abnehmen können. Die für den Gesang eingelegten Verse zeigen, daß G. in der Musik nichts weiter als einen behaglichen Rhythmus der Melodie gefühlt hat, der eben so wohl durch den Rhythmus der Verse selbst ausgedrückt werden könne. Und wirklich, vorgelesen klingt es wie Musik. Noch aber soll der Tonkünstler aufstehen, der die-

fer hüpfenden Wesen Herr werden kann. — Vortrefflich ist, was über den großen Einfluß gesagt wird, den das Leben am Hofe auf G. den Dichter und Schriftsteller, gehabt hat.' Den Tasso hätte niemand schreiben können — er selbst nicht — ohne an einem Hofe gleich einem ebenbürtigen Mitgliede gelebt zu haben.' In dessen auch die damit verbundenen Nachtheile überschlichen den Dichter. Der Ton der Gleichgültigkeit und Nachsicht, die Unterdrückung lebhafter Gefühle, die Besorgniß zu verletzen, bezeichneten am Ende jedes sein öffentliches Auftreten, bis in seine Romane hinein. Was aber am Hofe als eine nothwendige Bedingung der Verhältnisse erscheint, macht hier den Eindruck eines Ueberdrußes am Genusse des Lebens und am Leben selbst. Dieses zurückhaltende Wesen verließ G. auch in der Freundschaft nicht, wenn dieser Ausdruck überhaupt auf G.'s vertrauteren Umgang paßt. Machen in dem Schillerschen Briefwechsel nicht die meisten Götheschen Briefe auf den Leser den Eindruck von Buchhändleranzeigen für die nächste Ostermesse? Von allem, was ihn beschäftigt, was er entdeckt zu haben glaubt, wird ein Tropfen zur Vorkost geboten, indem das Ganze auf die nächste Zusammenkunft verheißten wird; es scheint aber nicht, daß der volle Becher jemals dargereicht worden. Dieses Zurückhalten, dieses Geizen mit seinen Ideen hing mit dem Selbstgeföhle zusammen, daß der Schöpfungsquell seines Geistes nicht eigentlich ergiebig, am wenigsten unversieglich sey. Es hätte dreister, als hier geschehen, gesagt werden können, daß Göthe kein schöpferisches Genie, sondern, was man auch einwenden mag, doch nur ein nachahmendes Talent war — versteht sich von den außerordent-

lichsten Gaben in diesem Bereiche. Es ließe sich wohl nachweisen, daß fast alle seine bedeutendern Dichtungen ein Vorbild hatten, das, mit Beyfall vom Publicum aufgenommen, ihn zu der Aufgabe reizte, seine Ueberlegenheit in der Nachahmung zu zeigen; und so ward er auch hierin wieder der Zögling des Publicums, nach dessen augenblicklichen Neigungen er nicht allein den Stoff, sondern auch die äußern Formen seiner Gedichte wählte; gleichsam als hätte er sich es zur höchsten Aufgabe gesetzt, der erstaunten Menge zu zeigen, wie man es noch besser machen könne. Wer hätte nach den wenigen dreizehn Schritten, die es G. kostete, um den Thron zu besteigen, nicht erwarten sollen, daß er nun auch auf demselben herrschen und seinen ganzen Einfluß üben würde. Allein bey dem ihn stets begleitenden Gefühle der Abhängigkeit von der öffentlichen Meinung war daran nicht zu denken. In dem nämlichen Grade, in welchem er anfang, sich jeder öffentlichen Beurtheilung, sey es in Lob oder in Tadel, zu enthalten, ward er für seine Person zugänglicher. Auch das mußte die Menge bestechen. Es klang so schön: Das Publicum still gewähren lassen, und doch jedem Einzelnen 'jedem Geängstigten' den Zutritt zu dem verschleyerten Bilde von Gais zu gestatten. Allein welche Antwort brachte 'der wißbegierige Jüngling' von da mit zurück? Ganz in dem vorsichtig zweydeutigen Stile der Orakelsprüche der Alten; er war da gewesen, aber Licht war nicht aufgegangen! — Nachdem man entdeckt hatte, daß alle Künste in ihren verschiedenen Zweigen auf einer und derselben Basis beruhen, ward G. der Dichter, auch in den Kreis der bildenden Kunst gezogen. Das einzige Verdienst, das ihm in dieser Beziehung zur Seite steht,

182. 183. St., den 19. Nov. 1835. 1817

war die ihm in allen Fällen eigene Neigung, den Einzelnen in der selbstgewählten, einmal betretenen Bahn aufzumuntern; und allerdings war eine Zeit, wo der deutsche junge Maler solcher Aufmunterung wohl bedurfte. Seine allgemeinen Ansichten dagegen von dem Wesen der bildenden Künste, die Baukunst mit eingeschlossen, und ihren innern Bedingungen scheinen eine seiner schwächsten Seiten gewesen zu seyn, so weit man in seinen öffentlichen Aeußerungen hierüber seine eigenen Ansichten von denen anderer mitarbeitender Kunstfreunde trennen kann. Sehr richtig wird bemerkt: 'Abstracte Theorien gelingen ihm nie, nicht einmal wenn er das Wesen der dramatischen Dichtkunst erklären will, die ihm doch so nahe lag.' Mit Recht wird dagegen hervorgehoben, daß man über die Thätigkeit in den Beschäftigungen mit den mannigfaltigsten Gegenständen erstaunen müsse, von welcher die in G.'s Werken aufgenommenen Tages- und Jahresberichte zeugen. Allein betrübend drängt sich auch hiebey die Betrachtung auf, 'daß allen diesen mannigfachen Beschäftigungen doch vorzugsweise ein Bestreben nach Andeutung eines geheimen und räthselhaften Sinnes unterliegt'; und so möchte bey dieser vorherrschenden Neigung die Ausbeute wohl die geringste seyn, die ein sonst so trefflich organisirter Kopf bey allem philosophischen Geistesaufwande den Wissenschaften jemals gewährt hat. Wie anders erscheint in dieser Beziehung Schiller — der hier an vielen Stellen mit G. in Vergleich gezogen wird — in dessen Seele alles auf Wahrheit und Deutlichkeit drang. Auch Voltaire hatte die Eitelkeit, sich bloß mit der Ueberlegenheit seines Geistes in fast alle Wissenschaften zu werfen; aber sein Kampf mit wirklichen oder vermeintlichen Vor-

urtheilen hatte die Wirkung, daß auch die Gelehrten sich ihm anschlossen. Wie Göthe die Sache nahm, können wir wohl nur sagen: daß die Ungelehrten sich ihm angeschlossen. Auch durch fortgesetzten Briefwechsel wurden Göthe's Freunde nicht gelehrter. Seine neuen Entdeckungen, brieflich mitgetheilt, werden so wenig gründlich verfolgt, als fürchte er selbst, dadurch auf ihren Grund zu stoßen; ja man kann sich oft der Vermuthung nicht enthalten, er besorge wirklich, der Freund könnte sie sich aneignen, wenn er deutlicher rede.

In allen diesen Beziehungen mußten die Eigenthümlichkeit des Dichters, seine Ansicht der Welt, sein Verhalten bey den großen Tageserscheinungen seiner Zeit und seine Stellung zu andern ausgezeichneten Menschen erwogen werden, um seine Leistungen zu würdigen, ohne sie zu überschätzen. Denn auch für diejenigen, die in G. nur den großen Dichter sehen und sehen wollen, sey es bemerkt, daß zwar der Dichter im Feuer seiner Begeisterung ein zweyter Herr der Schöpfung werden kann, daß alles um ihn her, ja wir selbst, verherrlicht, veredelt und verwandelt vor seinen Blicken aufsteigt, so oft er will: — nur sein eigenes Ich nicht; das ist außer dem Bereiche seiner Zauberkräft. Und wie er sich auch verbirgt — die Menschenhand blickt durch, die den ganzen Zauber in Bewegung setzt.

In dem bisher Gesagten hat nur den allgemeinen Betrachtungen und leitenden Ideen der angezeigten Schrift gefolgt werden können; die Beurtheilung der einzelnen Götheschen Dichtungen kann, dem Zwecke dieser Blätter nach, hier nicht verfolgt werden. So geistreich auch dieser Haupttheil der Schrift ist, so ist doch zu erwar-

182. 183. St., den 19. Nov. 1835. 1819

ten, daß hiebey individuelle Ansicht und Stimmung in manchem der geprüften Dichterwerke mehr oder weniger vorzügliches erkennen werde. Jedenfalls glaube man nicht, daß in dieser Schrift G.'s wahrhaft große Leistungen verkannt worden sind; und wenn das lesende Publicum noch zur Zeit den Totaleindruck derselben nicht fühlen sollte, so mag der Verf. sich mit der Betrachtung trösten, daß es eben das nämliche Publicum ist, das eine Göthesche Dichtung um deswillen vergöttert, weil es über die Einzelheiten die Wirkung des Ganzen unbeachtet läßt.

R o s t o c k.

Literis Adlerianis: De nonnullis Pauli ad Galatas epistolae locis commentatio secunda. — Sacra Paschalia Jesu Christi A. MDCCCXXIV. pie celebr. indic. — interprete Dr. Carol. Frid. Aug. Fritzsche. 32 S. in 4.

Der Verf. fährt in dieser zweyten Commentation noch in Erklärung der schwierigen Stelle Gal. II, 1 — 10 fort, so daß mit Rücksicht auf die erste von uns bereits angezeigte Abhandlung jetzt die Erklärung von V. 6 — 10 folgt. Wie sich erwarten läßt, bleibt sich die Exegese in ihrem Wesen natürlich auch hier gleich. Da mittlerweile der Commentar von Schott noch zu den früheren Erklärungen (von Winer, Usteri, Rückert, Matthies) hinzugekommen war, so wird durchgehends auch auf seine Erklärung die verdiente gleiche Rücksicht, wie auf die anderen genommen. Zuerst gibt der Verf. S. 1 — 5 die Erklärung der einzelnen schwierigeren Worte an sich, und dann folgt von S. 5 die genauere Erklärung der Stelle in ihrer Composition und Structur.

tur im Ganzen. In *οἱ δοκοῦντες εἶναι τι* hält der Verf. mit Recht den Begriff des Ansehens fest. Weniger können wir ihm in der Erklärung von *ὅποιοί ποτε ἦσαν* beypflichten. Der Vf. will es nicht mit Schott (u. vielen a.) auf die Zeit beziehen: *quales olim* (i. e. *vivo Christo*) fuerint, nihil mea interest, sondern versteht es mit Bengel, Winer, Usteri a. so, *ποτέ* vocis *ὅποιοι* et ambitum dilatet et vim augeat: ab iis autem, qui magni fiunt. *Qualescunque* essent (i. e. *quantiscunque* quum Hierosolymis essem laudibus vulgo ab hominibus celebrarentur) nihil mea interest. Der Gegensatz, den Schott findet, gegen *ἀπὸ δε τ. δ.* scheint doch natürlich, und der einfache Ausdruck *ἦσαν* nach dem Begriffe des Wortes wie dem der Vergangenheit der anderen Deutung (*quod Christo familiariter usi sunt — ab eo — Apostoli constituti cet.*) mehr günstig, als der vielleicht zu speciellen Deutung des Verfassers. Großes Verdienst hat aber der Verf. unstreitig auch hier in der genauen und gründlichen Anführung und Würdigung der anderen Erklärungen, deren Schwächen meistens gewiß so richtig dargethan sind, als in der Widerlegung selbst eine reiche Sammlung trefflicher Bemerkungen über das Sprachliche, wie den Sinn niedergelegt ist. So weist der Verf. besonders aufs gründlichste (S. 5 ff.) viele Erklärungen der Worte: *Ἀπὸ δὲ τῶν δοκούντων εἶναι τι — ὅποιοί ποτε ἦσαν, οὐδὲν μοι διαφέρει* als gänzlich unhaltbar nach. Beachtung verdient auch hier besonders die Würdigung der Ansicht Rückerts, S. 6. 7. So gern man auch das Verdienst dieses Auslegers anerkennen mag, es erhebt doch unläugbar auch hier, wie aus der früheren Abhandlung, ein großer Unterschied zwischen seiner Erklärung und der des Verf. in

182. 183. St., den 19. Nov. 1835. 1821

der gründlichen Auffassung und Darlegung des Gedankens, besonders aber der jedesmaligen philologischen Begründung, in welcher aber freylich mancher Gegeet unserer Zeit noch weniger als Rückert die Beleuchtung des so scharfsinnigen als belefenen Verf. vertragen würde. Welche Frucht wirkliche philologische Kenntniß im Einzelnen trage, zeigt der Vf. treffend S. 8, in der Erörterung über ἀπό und περί, durch deren richtige Unterscheidung man so manche irrige Erklärung gleich ganz vermieden hätte. Die Gründlichkeit und Genauigkeit des Verf., so wie davon unzertrennlich seine große Kenntniß der Sprache, des Classischen, wie des A. u. N. T., und zugleich auch seine Klarheit zeigt sich besonders S. 9 (gegen Winer), f. S. 10—12, so wie seine immer aus den letzten Quellen selbst schöpfende Gelehrsamkeit, vergl. S. 3. auch besonders S. 13 ff., obwohl jede Seite die Beweise liefert. Den so schwierigen 6. B. versteht der Vf., nachdem die Schwierigkeiten der anderen Erklärungen aufs gründlichste entwickelt sind, im Zusammenhange mit dem Früheren so: Aber nicht einmal Titus ließ sich zur Beschneidung zwingen (B. 3); er that es nicht aus Rücksicht auf die falschen Brüder, die unsere Freyheit in Christo beschränken wollen (B. 4); denen ich auch in nichts gewichen bin (B. 5). Von den Angesehenen nämlich ließ er sich die Nothwendigkeit der Beschneidung nicht auflegen u. s. w. Wir können, obwohl wir die Originalität der Erklärung gern anerkennen, nicht beitreten. Wenn man die (allerdings an sich mögliche) Fassung des δὲ durch nempe nicht urgiert, wornach das Ganze nur fortschreitende Erläuterung wird, und der Gegensatz verschwindet, so tritt doch bey dieser Erklärung das Verhältniß des Apostels selbst zu den δοκῶντες und den Irrlehrern zu sehr in

den Hintergrund. Uns scheint darum die Erklärung von Grotius und Usteri besser, daß der Apostel durch die eingeschobene Parenthese die angefangene Structur vergessen habe, aber die Sache gleich hernach nur in veränderter Form noch ausspreche. Richtig scheinen dagegen die Bemerkungen gegen Grotius S. 8 über ἐνήργησε καὶ ἐμοὶ; S. 20 daß in dem Ausdruck στίχοι keine Allegorie sey (vergl. Usteri); so wie der Verf. S. 22 gewiß so klar als wahr über den Vertrag unter den Aposteln über die vorzugsweise zu nehmende Richtung ihrer Wirksamkeit urtheilt. — S. 25 entscheidet der Verf. anhangsweise die schwierige und allerdings wichtige Frage, welche Reise eigentlich II, 1 gemeint sey. Die gewöhnliche Meinung ist, daß die dritte Reise gemeint sey, und auch Winer, Usteri, Matthes und Schott urtheilen so. Der Verf. dagegen entscheidet sich für die zweite. Wir geben zu, daß der Verf. mit seltenem Scharfsinne und seltener Gründlichkeit die Gründe für und wider entwickelt hat, und jedenfalls ist diese genaue und ausführliche Prüfung der Frage und die Zusammenstellung der Gründe, wie wir sie noch nirgends in dieser Vollständigkeit gefunden, höchst dankenswerth und verdienstlich. Aber überzeugt hat uns der Verf. nicht. Ohne gleiche Ausführlichkeit können wir jedoch natürlich den nach unserer Meinung blendenden Schein seiner Gründe auch nicht widerlegen. Der Hauptgrund aber gegen die von ihm vertheidigte Ansicht scheint uns der, daß act. XI, 30 und XII, 25, der zweiten Reise nach der Apostelgeschichte, mit der nach dem Verf. die Reise Gal. II, 1 identisch seyn soll, nur von einer Collecte die Rede ist, dagegen act. XV, 2, der dritten Reise nach der Apostelgesch., nun unläugbar von dogmatischen Streitigkeiten, wozu allerdings Gal.

182. 183. St., den 19. Nov. 1835. 1823

II, 1 — 10, so wie außerdem der längere Zeitraum von 14 Jahren besser passen dürfte.

Köln.

B e r l i n.

Bei Dümmler, 1835: Ueber die Länderverwaltung unter dem Chalifate. Von Joseph von Hammer. Eine von der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin am 3. Juli 1832 gekrönte Preisschrift. — XIV u. 262 S. in 8.

Der Vf. dieser Schrift hat seine günstige Stellung in der Mitte vieler orientalischen Handschriften und anderer Hülfsmittel dazu benutzt, um in Beziehung auf die gestellte Frage eine Menge wichtiger Stellen aus ungedruckten Büchern heranzuziehen und zu übersetzen. Die Mittheilungen aus Nawerdi's (gest. 1058 n. Ch.), Mohammed's und Abu-Mag'ib-Suhrwerdi's politischen Werken, unter denen das letzte sehr selten ist und dem Vf. nur in türkischer Uebersetzung bekannt, aus Ibn-Chaldun's (jedoch nur nach türkischer Uebersetzung) und Makrizi's jetzt schon bekannten Schriften, endlich, nach der Vorrede, aus Wassaf's persischer Geschichte sind dankbar anzunehmen, da sie manche wichtige Nachricht und vieles bis dahin Unbekannte enthalten. Indes ist dieß auch fast das einzige Verdienst dieser Schrift; bis zu einer genügenden Verarbeitung der geschichtlichen Stoffe im Einzelnen und zur leichten Uebersicht und strengern Ordnung im Ganzen ist das Werk nicht gekommen. Im Einzelnen wird vielmehr vieles Ungehörige bemerkt und abgehandelt; manches Entscheidende dagegen zu wenig hervorgehoben, wie es z. B. nach dieser Darstellung schwer wird zu begreifen, was eigentlich das Unterscheidende und Eigenthümliche im Chalifenstaate war, das neue Leben, welches durch seine Kraft ihn schuf und durch sein Vergehen ihn wieder dahin sterben ließ.

Das Ganze bringt der Vf. in drey Hauptstücke: 1. geschichtlicher Verlauf der Staatseinrichtungen u. der Provinzialverwaltung des Chalifats; 2. Eintheilung der Statthalterschaften des Chalifats, ihre Besteuerung und Uebersicht des Zustandes der vorzüglichsten; 3. System der arabischen Staatsverwaltung, also drey Hauptstücke, die hier zufällig zusammenkommen, ohne inneren Verband, denn der Inhalt der zwey ersten könnte eben so gut oder vielmehr noch besser theils als Einleitung zum Haupttheil gelten, theils in den Haupttheil passend verarbeitet werden. Doch dürfen wir nicht übersehen, daß eine genügende Lösung der Aufgabe für jetzt überall kaum möglich war. Untersuchungen, welche in das innerste Leben und Treiben eines alten Staats eingreifen, die das Geheimniß der oft so verborgenen Fäden der Verwaltung u. Herrschaft enthüllen wollen, können schwerlich ihr Ziel erreichen, wenn die Geschichte eines solchen Staats überhaupt noch nicht genauer untersucht und der rechte Eingang zu ihr noch wenig geöffnet ist; die Schwierigkeit wächst, wenn der Staat aus einer großen Zahl der ungleichartigsten Theile besteht, die die verschiedenste Herrschaft und Verwaltungsart fordern. Die Geschichte des Chalifats im höhern Sinne ist aber bis jetzt noch zu schreiben; und mancher, der dazu wohl Lust und Kraft hätte, steht nicht an einem der wenigen Orte Europas, wo allein die erforderlichen Quellen zu finden sind. Und da die Geschichte des Chalifats sich bald wieder in die der einzelnen, von ihm umfaßten großen Länder, als Syrien, Persien, Aegypten, Spanien auflöst, so wäre der Zustand aller dieser erst nach der Reihe im Besondern zu untersuchen: Aufgaben, deren theilweise Lösung bis jetzt kaum angefangen hat, obgleich man bey dem Reichthum der immer voller zufließenden, noch gar nicht alle entdeckten oder erschöpften Quellen, nicht verzweifeln darf darin immer weiter zu kommen. H. G.

G e t t i n g e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

184. Stück.

Den 21. November 1835.

G e t t i n g e n.

Apud Rudolphum Deuerlich, 1835: Ibn Challikani vitae illustrium virorum. E pluribus Codicibus Manuscriptis inter se collatis nunc primum arabice edidit, variis lectionibus, indicibusque locupletissimis instruxit Ferdinandus Wüstenfeld, philosophiae Doctor, lingg. orientt. in universitate Georgia Augusta privatim docens. Fasciculus primus, quo continentur vitae 1 — 106. — 8 und 1/2 (152) S. in 4.

Schems ed-din Abul-Abbas Ahmed Ben Mohammed Ben Ibrahim Ben Abi Bekr Ben Challikan, aus dem berühmten Geschlechte der Barmekiden, wurde am 11. des ersten Rebi' 608 der Hedschra (Chr. 23. August 1211) zu Arbela geboren und genoß den ersten Unterricht zu Mosul und Aleppo. Von Damascus, wo er seine Jünglingszeit verlebte, ging er nach Aegypten und erhielt in Cahira die Stelle eines Cadi. Im

J. 659 wurde er von dem Mamluken Sultan Bibars als Gesandter nach Damascus geschickt und er übernahm hier das Amt eines Cadi anfangs allein, doch vom J. 664 an mit mehreren zugleich und es scheint, daß hierdurch Parteyungen entstanden, denn im J. 669 wurde Ibn Chalikān seines Amtes entsetzt und begab sich wieder nach Cahira, wo er eine Anstellung als Lehrer an dem Fachritischen Collegium (wahrscheinlich von einem gewissen Fachr ed-din so benannt) bekam. Im J. 676 wurde er dann als Cadi nach Damascus zurück berufen, wo er im Anfange des folgenden Jahres eintraf, jedoch nach drey Jahren wiederum abgesetzt wurde und am 26. Radscheb 681 (Chr. 2. November 1282) nach einer fünftägigen Krankheit starb.

Sein Werk, wahrscheinlich das einzige *) welches er schrieb, nannte er **وفيات الاعيان**

Obitus virorum illustrium, es ist aber nach dem Vorgange der Griechen und Römer bey den Europäischen Gelehrten unter dem oben stehenden Titel bekannt geworden; in einigen Hand-

*) Bibl. Bodlej. Catal. №. 747: Opus historicum, ubi vitae Theologorum, Jurisconsultorumque, quorum ope doctrina Mohammedis conservata et propagata ad posterum est, ordine alphabetico descriptae sunt: auctore Ibn Chalikān, qui, ducto ab iis initio, qui Ahmed appellantur, in iis desinit, qui Jusof vocantur. Libri titulus: Classes majores Doctorum, historiaeque eorum. Accedit appendix, quae de nominibus gentilitiis et agnominibus inscribitur. Dieser Ibn Chalikān ist wohl schwerlich der unsrige, sondern vielleicht dessen Bruder Bohā ed-din Mohammed Ben Mohammed Ben Ibrahim Ben Chalikān, welcher Cadi von Baalbek war, und zwey Jahre später, als jener gestorben ist.

184. St., den 21. November 1835. 1827

schriften und noch mehr in den Citaten der Arabischen Schriftsteller führt es auch den Namen تاریخ Tarich d. i. Chronicon Ibn Challikani. Die Ausarbeitung desselben begann der Verfasser bey seinem ersten Aufenthalte in Cahira im J. 654, sie wurde aber durch den Ruf nach Damascus unterbrochen und hier ließen ihm die überhäuftten Amtsgeschäfte keine Zeit zu schriftstellerischen Arbeiten. Daher blieb die Vollenzung bis zu seiner Rückkehr nach Cahira ausgesetzt und erfolgte hier am 22. des zweyten Dschomada 672 (Chr. 3. Januar 1273) und das Ganze erschien in drey Bänden; der Plan einer nochmaligen Bearbeitung und Erweiterung bis zu 8 Bänden, welche der Verfasser versprochen hatte, ist unausgeführt geblieben. — Dieses Werk wurde im ganzen Orient sehr hoch geschätzt und viel gelesen, was außer den ausdrücklichen Zeugnissen und vielfachen Citaten der Gelehrten auch aus der Menge von Abschriften hervorgeht, welche sich aus allen Jahrhunderten bis auf die neueste Zeit jetzt in den Europäischen Bibliotheken finden. Die Bodlejanische Bibliothek allein besitzt nach den Catalogen von Uri und Nicoll 20 Bände, woraus sich etwa 5 bis 6 vollständige Exemplare zusammensetzen ließen. Auch die Bibliotheken zu London, Paris, Leyden, Berlin, Gotha, Wien und Petersburg besitzen jede 2 bis 3 Exemplare. Das Werk verdient die ihm bewiesene Auszeichnung und erhebt den Verfasser in die Reihe der ersten Schriftsteller des Orients. Fern von Orientalischem Schwulste und Gefallen am Wunderbaren tragen seine Biographien durch ihre Einfachheit das Gepräge der Glaubwürdigkeit und Treue; sie sind mit einer Menge

größerer und kleinerer Gedichte durchflochten, welche bey den erzählten Veranlassungen gedichtet wurden; sie enthalten gute Character-Schilderungen und liefern einen unschätzbaren Reichthum von literarischen Nachrichten, so wie auch mannigfaltige Beyträge zur Geschichte und Geographie. Den Plan seines Werkes setzt der Verf. in der Vorrede auseinander; er wollte die Begleiter Mohammeds und deren nächste Nachfolger, so wie die Chalifen, deren Leben und Thaten schon in besondern Büchern beschrieben seyen, ganz ausschließen oder nur einige der berühmtesten erwähnen, dann aber von ausgezeichneten Männern aus allen Klassen, die ihm bekannt wären, zuverlässige Nachricht geben, besonders von seinen Zeitgenossen, die er entweder persönlich gekannt, oder von denen er gehört habe. So stellte er die Lebensbeschreibung von mehr als 800 Personen zusammen und zog bey der Anordnung derselben die alphabetische der chronologischen vor.

Nicht weniger als im Orient wird Ibn Chalikān auch von den Europäischen Gelehrten geschätzt; die früheren Orientalisten Pocock, Hottinger, Bochart, Herbelot, Schultens, Scheid, Jones stimmen in seinem Lobe überein und haben ihn mehr oder weniger bey ihren Studien benutzt. Eine genauere Kenntniß des Ganzen gab Tydeman in seinem *Conspectus operis Ibn Chalicani de vitis illustrium virorum*. Lugd. Bat. 1809, worin er aus der Vergleichen von 4 Handschriften der Reihe nach alle Namen, 865 an der Zahl, aufführt und das Geburts- und Todesjahr jeder Person beyfügt. Einzelne Lebensbeschreibungen sind dann besonders von de Sacy in den *Notices et Extr.*

184. St., den 21. November 1835. 1829

des Mss. und von Hamaker in seinem Specimen Catalogi bibl. Lugd. Bat. und seinem Wakedi mitgetheilt. Die Bekanntmachung des ganzen Werkes wurde allgemein gewünscht und die Gesellschaft des Oriental translation fund machte Hoffnung dazu; allein in den letzten Berichten derselben ist in dem Verzeichnisse der Schriftsteller, deren Werke erscheinen sollen, Ibn Chalikān wieder ausgelassen, auch würde wohl schwerlich der Original-Text neben der versprochenen Uebersetzung erschienen seyn. Dieß veranlaßte den Unterz., zuerst die Herausgabe des Arabischen Textes zu versuchen, um dann später eine weitere Bearbeitung folgen zu lassen. Es enthält demnach das hier angezeigte erste Heft den Buchstaben Elif, worin die Biographien von 106 berühmten Männern enthalten sind. Der gelieferte Text ist aus der Vergleichung von fünf Handschriften hervorgegangen, nämlich:

Codex A, auf der hiesigen königlichen Bibliothek befindlich, ist zwar kein Original-Codex, aber doch eine sehr correcte Abschrift des Prof. Lorschach aus einer schönen Handschrift, welche H. A. Schultens besaß und die nach seinem Tode in die Hände des Prof. van der Palm zu Leyden gekommen ist und welche auch Tydeman bey Anfertigung seines Conspectus benutzte und ausführlich in demselben beschrieben hat. Lorschach hatte wahrscheinlich den Plan, das Werk zu übersetzen, denn seine Abschrift, in sechs mäßigen Quartbänden, ist mit Papier durchschossen; jetzt hat, nachdem der Herr Bibliothecar Hofrath Benecke gütigst die Erlaubniß dazu gegeben hatte, der Herausgeber die leeren Seiten dazu benutzt, die abweichenden Lesarten der übrigen Handschriften mit verschiedenen Tinten anzumer-

fen, wodurch diese Abschrift einen um so größeren Werth bekommen hat.

Codex B, aus der herzoglichen Bibliothek zu Gotha, ist zwar etwas flüchtig, aber mit großen Bügen geschrieben und wegen seines hohen Alters besonders schätzenswerth, da er der älteste von allen ist, von denen bis jetzt in den Catalogen der Europäischen Bibliotheken Nachricht gegeben wird; denn er ist im Jahre 693, also nur 21 Jahre nach der Vollendung des Werkes und nur 12 Jahre nach dem Tode des Verfassers zu Damascus abgeschrieben, woselbst er durch Seezen gekauft, jedoch fälschlich mit dem Titel *Istoria dei Califfi e Sovrani Arabi in idioma Arabo* bezeichnet wurde. Er enthält in einem starken Quartbände leider! nur den ersten Theil, ist häufig mit Vocalzeichen versehen und mit vielen Randanmerkungen von verschiedenen Händen und einer Lebensbeschreibung des Ibn Chalikān auf der ersten Seite, ebenfalls von einer andern Hand, als die des Schreiber des Codex, welche fast wörtlich dieselbe ist, welche Tydemān einem von ihm benutzten Codex vorgegeschrieben fand und die er in seinem *Conspectus* hat abdrucken lassen; sie steht auch ebenso vor einer der Bodlejanischen Handschriften.

Codex C, aus der königlichen Bibliothek zu Berlin, sehr klein, aber doch deutlich und äußerst elegant im J. 1083 (Chr. 1672) geschrieben, umfaßt in einem einzigen Bande in klein Folio das ganze Werk, nur hier und da abgekürzt; jedoch sind diese Abkürzungen nicht der Art, daß das von Ibn Chalikān über eine Person gesagte überhaupt kürzer ausgedrückt sey, sondern es sind einzelne Sätze, ja zuweilen ganze Seiten ausgelassen, so daß das Zurückgebliebene

184. St., den 21. November 1835. 1831

noch die Worte des Ibn Chalikān bleiben und, zumal da gute Lesarten darin enthalten sind, zur Vergleichung noch sehr brauchbar ist. Der Abschreiber nahm die Copie gewiß von einem auf diese Weise schon abgekürzten Manuscripte und hatte noch ein anderes, ebenfalls abgekürztes, zur Seite, aus welchem er einige Male nur kleinere Sätze mit der Bemerkung 'aus einem andern Exemplare' an den Rand geschrieben hat. Vocalzeichen finden sich in dieser Handschrift fast gar nicht, dagegen sind in den Gedichten die Verse immer nach ihren Hemistichen abgetheilt.

Codex D, ebenfalls aus Berlin, wo er aus Diezen's Bibliothek in die königliche gekommen ist, bestand aus 4 Theilen in Folio, von denen aber nur die drey ersten vorhanden sind. Das Aeußere desselben läßt vermuthen, daß er erst im vorigen Jahrhundert geschrieben ist. Er weicht von den andern hier bezeichneten auffallend ab, so wohl in der Ordnung der Lebensbeschreibungen, als noch mehr in dem Texte selbst, und ist hierin das Gegentheil des vorherigen C, indem nicht nur öfters einzelne Sätze, sondern zuweilen mehrere Seiten eingeschoben sind, die vielleicht früher Randanmerkungen waren und nach und nach in den Text aufgenommen wurden.

Codex E, aus der Gothaer Bibliothek, von Seezen zu Cahira gekauft, besteht aus drey Bänden in Quart und ist erst im J. 1201 der Hedschra, 1786 Chr. geschrieben.

Bei den vielfachen Abweichungen der Handschriften kam es darauf an, wo möglich den Text so wieder herzustellen, wie er aus der Hand des Ibn Chalikān hervorgegangen zu seyn scheint und es wurde dabey im Allgemeinen der Grund-

satz aufgestellt, immer dem ältesten Codex B zu folgen, so oft ihm einer der andern beystimmte und ihn nur dann zu verlassen, wenn alle andere einstimmig von ihm abwichen. Um hierüber auch Andere urtheilen lassen zu können, sollen in einer besondern Abtheilung die vorzüglichsten der abweichenden Lesarten gesammelt und darin zugleich die für spätere Zusätze gehaltenen Einschaltungen, besonders des Codex D, so wie auch die Randglossen, besonders des Codex B aufgenommen werden. — Es ist bekannt, daß die Araber berühmten Männern gern ehrende Beynamen geben, nach welchen sie dieselben zu benennen und zu citieren pflegen; diese standen in den Codices A, B und C im Anfange jeder neuen Biographie mit geringen Abweichungen am Rande und sind in unserer Ausgabe die Ueberschriften geworden. Es scheint indeß zweckmäßig, diese Ehrennamen alphabetisch zu ordnen und sie sollen am Schlusse des Ganzen in einem besondern Register beygefügt werden. Auch ein Index der vorkommenden geographischen Namen und der angeführten Büchertitel wird ohne Zweifel willkommen seyn.

Hinsichtlich der Reihenfolge der Biographien hat sich der Herausg. nach der von Tydeman angenommenen Ordnung gerichtet, da in den neuern Werken schon öfter danach die Nummern citiert werden und die benutzten Handschriften, außer D, fast ganz damit übereinstimmen. Nur dieß muß noch bemerkt werden, daß Tydeman aus dem einzigen Willmetschen Codex etwa 40 Namen aufführt, die sich in keinem andern finden. Um nun die fortlaufende Zahlenreihe nicht zu unterbrechen, können aus dem Tydemanschen Verzeichnisse nur die Namen entlehnt werden,

wie in dem ersten Hefte №. 78. Tydeman glaubt mit Willmet, daß diese mehr vorkommenden Biographien wirklich von Ibn Chalkan herrührten, weil der sie enthaltende Codex der älteste aller bisher bekannten und, wie mehrmals ausdrücklich am Rande bemerkt werde, mit dem eigenhändigen Exemplare des Ibn Chalkan verglichen und nach demselben verbessert sey. Auch das hält Willmet für ein Zeichen der größeren Authenticität des fraglichen Codex, daß derselbe bey den Geburts- und Todes-Jahren gewöhnlich nur eine Angabe enthält, während in den andern Handschriften deren häufig mehrere vorkommen, welche durch das *وقيل* 'man sagt auch' an einander gereiht werden. Hierzu möchte der noch ältere Codex B den Gegenbeweis liefern, denn einmal enthält er jene Namen nicht und dann gibt er im Gegentheil der erwähnten verschiedenen Angaben nicht selten mehr, als irgend eine andere der verglichenen Handschriften. Wollte man den Titel des Werkes urgieren, so könnte man daraus einige jener Namen verdächtig machen; es heißt *obitus ill. vir.* und der Verf. führt immer das Todesjahr an, nicht selten auch die Ursache des Todes oder andere dergleichen Umstände; nun fehlt aber eine solche Angabe bey acht Namen von jenen 40 ganz. Einige andere gehören zu den Begleitern Mohammeds oder deren Nachfolger, welche der Verf. von seinem Werke ausschließen wollte. Die beiden Berliner Handschriften schieben zwischen №. 7 und 8 eine *vita* ein, die Tydeman nicht aufführt, die aber ebenfalls verdächtig und deshalb in die Zusätze verwiesen ist.

F. Wüstenfeld.

R o s t o c k.

Literis Adlerianis: de nonnullis ad Galatas epistolae locis commentatio tertia. — indic. Sacra Pentecostalia A. MDCCCXXXIV — interprete Dr. C. Fr. Aug. Fritzsche. MDCCCXXXIV. 30 S. in 4.

In dieser dritten Abhandlung, dem Pfingstprogramm von 1834, dessen beide Vorgänger Ref. bereits angezeigt hat, commentiert der Verf. die Stelle Gal. IV, 12 — 20. Der Character der Exegese ist bey den früheren Abhandlungen bereits genauer bezeichnet worden, und genügt hier die Bemerkung, daß die hervorstechenden Seiten, durch welche die Exegese des Verf. sich so sehr auszeichnet, sich auch hier finden. Wir dürfen uns darum alsbald zu Einzellnem wenden. Auch hier finden sich mehrfach nicht nur abweichende Ansichten von den geachtetsten neueren Erklärern, sondern wohl ebenfalls wirkliche Berichtigungen. So bestreitet der Verf. S. 8 wohl mit genügenden Gründen die Erklärung Dr. Schott's von $\Gammaίνεσθε \omega\varsigma \epsilon\gamma\omega, \acute{o}\tau\iota \kappa\alpha\gamma\omega\acute{\omega}\varsigma \acute{\omega}\varsigma \upsilon\mu\epsilon\acute{\iota}\varsigma$: 'estote mei similes (decutiendo iterum jugo legis Mos.), siquidem ego quoque factus sum ($\gamma\acute{\epsilon}\gamma\omicron\nu\alpha$), quales vos (suppl. $\epsilon\gamma\acute{\epsilon}\nu\epsilon\sigma\theta\epsilon$) facti estis; quum Jesu Christo nomen daretis (darem), abjeci studia pristina Judaismi pariter atque vos olim abjecistis. Constantiam suam in conditione perfectiori perseverantem opponit inconstantiae illorum'; so mit Recht S. 8 die Erklärung von Chrysost., Theod. und Theophyl., denen Matthies folgt, daß nach $\acute{o}\tau\iota \kappa\alpha\gamma\omega\acute{\omega}$ zu supplieren sey $\eta\nu$ oder $\eta\mu\iota\nu$, deserite Mosis disciplinam,

184. St., den 21. November 1835. 1835

quandoquidem ego quoque vestri similis eram, scil. quum jud. placita obstinate defenderem; so ebenfalls wohl die Erklärung Schott's von οὐδὲν με ἠδικήσατε: nihil mihi nocuistis deficiendo a libertate evang. cet. p. 10, wie auch die Erklärung desselben Auslegers von δι' ἀσθένειαν τῆς σαρκός, p. 12, 'per ipsam aegritudinem carnis doctrin. divin. vobis tradidi. — Id ipsum, quod assidue et alacriter inter Galatas praeconio evangelii fungeretur, quamvis imbecillitate et aegritudine corporis laboraret, haud exiguum vim exseruisse dicit in animos Galatarum, atque permultum eo contulisse, ut doctrinam div. successu felici traderet'. So scheinen allerdings auch die Bemerkungen über Rückert sehr bedeutend, besonders p. 24. 25 u. 26, und muß der Kundige wohl einräumen, daß der Vf. nach seiner Genauigkeit und gründlichen Kenntniß der Sprache jenem immer sehr achtbaren Ausleger doch eine nicht unbedeutende philologische Schwäche nachweist. Nach Rückert soll καλὸν δὲ τὸ ζηλοῦσθαι (B. 18) bedeuten (p. 24. 25): καλὸν ἂν ἦν, und (p. 26. B. 19) ὠδίνειν: utero concepisse, in utero gestare, 'quum verbum apud LXX hac potestate poni Volfio, Koppio, aliisque temere credidisset.' Die gründlichen auf die letzte Quelle zurückgehenden Gegenbemerkungen werden wohl befriedigen. So gibt auch die Bemerkung des Verf. p. 11. 12. über die Erklärung Winer's und Matthies' von δι' ἀσθένειαν τῆς σαρκός — de statu — e diuturnitatis notione, quae voci διά cum Accusativo conjunctae passim insit — von der scharfsinnigen philologischen Behandlung des Herrn Verf. rühmliches Zeugniß.

Wohl mit Recht behauptet auch der Verf. p. 24, daß in den Worten des Apostels (B. 17. 18): Ζηλοῦσιν ὑμᾶς — ἵνα αὐτοὺς ζηλοῦτε. Καλὸν δὲ τὸ ζηλοῦσθαι etc. eine Paronomasie liege, und ahmt sie denn auch recht glücklich so nach: student vobis non honesto consilio, sed — ut ipsis studeatis — pulcrum est autem studium quod in pulcra re semper consumatur, nec etc. Nur in der Fassung von B. 12 vermag Ref. dem Verf. nicht beyzustimmen. Der Vf. erklärt mit Erasmus, Koppe, Winer u. a. γίνεσθε ὡς ἐγώ, ὅτι καὶ γὰρ ὡς ὑμεῖς (sc. γέγονα): evadite mei similes (np. eo, quod legem mos. repudietis), quandoquidem ego quoque vestri similis evasi (sc. quum qui acerrime olim pro disciplinâ judaicâ propugnassem 1, 13 seq. ab eâ desciscerem essemque ut paganus 2, 14 cet.). Aber gern zugegeben, daß in dem Grunde, den der Verf. als mit Unrecht gegen jene Ansicht vorgebracht zurückweist, z. B. daß nach γίνεσθε kein praeteritum folgen dürfe, nichts liege, so wie das auch richtig ist, daß weder γίνομαι noch γενήσομαι suppliert werden dürfe, — immer ist schwer zu begreifen, wie eigentlich nach der Erklärung, welcher der Verf. betritt, ein wirkliches Moment für die Galater sich ergebe. Der Sinn ist: weil Paulus vom strengen Mosaismus abgefallen und gleichsam ein Heide geworden sey, sollten sie nun auch werden wie er, d. h. sich vom Mosaismus lössagen. Aber einmal sieht man doch gar kein inneres psychologisches Moment der Nöthigung, da es ja nur die Folge gegen den Lehrer seyn würde, die aber durch die Sache an sich, nicht durch sein Beyspiel motiviert seyn darf. Und dann bietet der Vergleich,

so gefaßt, doch auch zu große Schwierigkeit dar. Das gleichsam wird doch wohl nur zur Aus-
 hülfe hinein getragen; dann würde Paulus sa-
 gen, weil er ein Heide geworden sey, sollten sie
 nun Christen werden; und endlich ist der Ge-
 danke überhaupt, daß er geworden sey, wie sie,
 d. h. ein Heide, doch etwas unpassend. Sollte
 darum nicht die Erklärung besser seyn: werdet,
 wie ich, d. h. strebet (zugleich natürlich zu eurem
 wahren Besten, aber auch zugleich aus Pietät
 gegen mich), zu werden wie ich, da auch ich
 geworden bin, wie ihr, d. h. mich ganz nach
 eurer Art zu seyn (so viel ich durfte) bequemt
 habe (um euch zu gewinnen)? So liegt doch
 jedenfalls der Ausdruck seiner großen Liebe zu
 ihnen darin, und allerdings dadurch ein psycholo-
 gisches Moment, da die Forderung die ist, ihm
 in der Folge gegen seine Gebote nur dieselbe
 Liebe zu zeigen, die er in der Sorge für sie be-
 wiesen habe. In der Kritik beweist der Verf.
 natürlich auch hier die große Sorgfalt und Ge-
 nauigkeit, die man an ihm gewohnt ist. Doch
 kann Ref. den Resultaten nicht überall beitreten.
 B. 14 ist die lectio recepta: καὶ τὸν πει-
 ρασμὸν μου τὸν ἐν τῇ σαρκί μου (οὐκ ἐξου-
 σενήσατε cet.). Viele jüngere codcl. lassen
 mit dem Syr., Theophyl. und einigen andern
 das erste μου aus; dagegen lesen nun A. B. D*
 F. G. 17. 39. Copt. Vulg. Hieronym. Augu-
 stin al. so: καὶ τὸν πειρασμὸν ὑμῶν ἐν τῇ
 σαρκί μου, und Lachmann hat dieß aufge-
 nommen. Augenscheinlich sind auch die Auctori-
 tätten dafür ganz überwiegend. Gleichwohl ent-
 scheidet sich der Verf. für: καὶ τὸν πειρασμὸν
 τὸν ἐν τῇ σαρκί μου, als echte Lesart. Ref.
 darf auf die Gründe des Hn Verf. nicht so ge-

nau eingehen, als sie es verdienen, und beschränkt sich auf Folgendes. Ueberwiegend sprechen die Auctoritäten für die Lesart Lachmanns; es ist zugleich die schwerere Lesart; da man den Sinn nicht recht verstand (*neque me qui aegro corpore affectus vobis tentationi essem sprevisis*), der in dem Körper Pauli eine möglich gewesene Versuchung für die Galater meint, so ließ man zuerst $\epsilon\mu\omega\nu$ weg; so gewann man die alleinige und leichtere Beziehung auf Paulus, wie sich andererseits das Fehlen des $\mu\omega\nu$ in jüngeren codd. hinreichend erklärt. Hatte man aber einmal die Beziehung auf Paulus als die vermeinte allein richtige angenommen, so setzte man sehr leicht an die Stelle des weggeworfenen $\epsilon\mu\omega\nu$ das $\mu\omega\nu\ \tau\omicron\nu$, um so die vermeinte wahre Beziehung ganz außer Zweifel zu setzen. Der Vf. nennt den Sinn, wie wir ihn oben von der durch die meisten Codd. geschützten Lesart mit seinen eigenen Worten gegeben, selbst *aptam sane sententiam*; daß der Ausdruck aber ganz unpassend sey, können wir nicht einräumen, wenn er gleich auf die von dem Vf. angegebene Weise deutlicher gewesen wäre. Dagegen nimmt der Verf. gewiß p. 25 $\tau\epsilon\kappa\nu\acute{\iota}\alpha$ B. 19 mit dem vollsten Rechte gegen Lachmann und Usteri in Schutz. — Ref. kann nicht von der Anzeige dieser gediegenen Abhandlungen scheiden, ohne noch auf einen Vorwurf Rücksicht zu nehmen, den man, wie den verdienstlichen Arbeiten des Verfassers überhaupt, so auch ihnen machen möchte. Man kann leicht Anstoß nehmen, daß der Verfasser theils überhaupt zu viele, theils auch bey anscheinenden Kleinigkeiten längere grammatische Erörterungen gibt, und sie namentlich mit vielen Beyspielen belegt. Es ist wahr, es ist

184. St., den 21. November 1835. 1839

nicht gerade die angenehmste Lectüre, und zuzugeben, daß mancher Commentar, der sich solcher Untersuchungen mehr oder weniger überhebt, sich bequemer und unterhaltender liest. Aber will man auch davon absehen, daß es sich in ernster Wissenschaft nicht um das Angenehme, sondern um richtiges Verständniß im Ganzen, wie im Einzelnen handelt, so wird, werden den wahren Standpunct der Grammatik des N. T. kennt, alle diese Untersuchungen mit großem Danke aufnehmen, die nicht etwa nur so lange verdienstlich bleiben, als man noch keine allseitig und auch im Einzelnen sichere Resultate gebende Grammatik hat, welche man als unbedingte Auctorität nur aufzuschlagen und anzuführen brauchte, sondern die ganz eigentlich erst dazu beytragen, eine solche Grammatik zu gewinnen.

Köllner.

B r a u n s c h w e i g.

Englisches Lesebuch, enthaltend eine zweckmäßige, zur Beförderung der Fortschritte dienliche Sammlung von Lese- und Uebersetzungsstücken aus den besten neueren Englischen Prosaisten und Dichtern gezogen, nach stufenweiser Schwierigkeit geordnet und mit Worterklärungen versehen von H. R. Melford, Academischen Lehrer der neueren Sprachen zu Göttingen. Mit einem Vorwort von K. F. Wagner, Prof. in Marburg. XIV und 236 S. in 8. 1835. (bey Vieweg).

Der Titel dieses Buchs spricht die Bestimmung und die Einrichtung desselben schon so

deutlich aus, daß wir nichts hinzuzusetzen haben, als daß die Auswahl der Stellen, von den leichtern zu den schwerern fortgehend, sorgfältig getroffen ist. Statt eigener Empfehlung setzen wir lieber das Urtheil des competentesten Richters, Hn Prof. Wagner aus dessen Vorrede her: 'Zur Erreichung des Unterrichts bietet sich ein treffliches Hülfsmittel in gegenwärtigem Werke dar. So klein als möglich sind die zuerst aufgestellten Sätze, denen mit jeder Seite schwerere folgen. Dann kommen Aufsätze aus den beliebtesten älteren und neueren Schriftstellern, von durchaus wechselndem Inhalte; alle mit Geschmack gewählt.' Die Zahl der benutzten Schriftsteller und Dichter ist bis auf dreißig gestiegen.

Dem Herausgeber verdanken wir auch eine Handausgabe des *Mazepa* von Lord Byron, mit Worterklärung und einer Lebensskizze des Dichters, die sich durch ihre Correctheit und Eleganz empfiehlt.

Von demselben Verfasser und unter gleichem Titel ist jetzt auch ein Französisches Lesebuch, VIII und 307 S. 1835. (bey Dieterich), erschienen. Die Stücke sind nach denselben Grundsätzen vom Leichtern zum Schwerern fortgehend, theils aus noch lebenden Schriftstellern und Dichtern gewählt. Hinzugefügt sind bey den ersteren sehr zweckmäßig kurze Nachrichten über ihr Leben. Der wohlfeile Preis (18 Ggr.) wird die Einführung desselben in Schulen erleichtern.

Hn.

G e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

185. Stück.

D e n 2 3 . N o v e m b e r 1 8 3 5 .

P a r i s .

De l'imprimerie de A. Firmin Didot: *Vo-
yages dans la Grèce accompagnés de re-
cherches archéologiques . . . par P. O. Brönd-
sted. Deuxième Livraison. 1830. XXII u.
180 S. (von 133 bis 314) nebst 28 Kupfertafeln
und Bignetten (von XXXV bis LXII) in 4.*

Wir haben die Anzeige dieses ausgezeichneten
Werks noch in der Erwartung hinausgeschoben,
daß bald eine dritte Lieferung folgen, und die in
dieser begonnenen Untersuchungen über den Par-
thenon vervollständigen und abschließen werde.
Da indeß, ungeachtet der Verf. für die Fort-
setzung Alles vorbereitet hat, doch die Erscheinung
derselben noch eine Zeit lang aufgeschoben werden
dürfte: so werden wir den Inhalt des vorliegen-
den Theils, der inzwischen schon allen Kennern
des Fachs anderweitig bekannt geworden, in ei-
ner kurzen Uebersicht zusammenfassen, um in
unserer weiteren Rechenschaft von dem Werke kei-
ne Lücke zu lassen.

Die Préface theilt uns die Ansicht des Verfassers über die Sculpturen am Parthenon im Ganzen mit, sowohl über den künstlerischen Eindruck, auf den sie berechnet waren, als über ihre Bedeutung für die Religion und das Staatsleben der Athener. Dabey gibt der Verf. uns in der Kürze seine Erklärung der beiden großen Statuengruppen in den Frontons des Parthenon. Der Unterz. findet sehr wesentliche Differenzpunkte zwischen den hier ausgesprochenen und seinen eigenen Ueberzeugungen, über die sich auch schon von einem allgemeinen Begriffe der Phidias'schen Kunst aus discutieren ließe. Doch ist es wohl passender, zuerst auf die vollständige Entwicklung der Ideen des Verf. zu warten, damit einer solchen Erörterung in diesen Blättern mehr Bestimmtheit und Deutlichkeit gegeben werden könne.

Nach dieser Vorrede beginnt diese Abtheilung mit der Entwicklung des Dorischen Frieses (wobey die Vitruvianischen Ansichten von der Entstehung der Abtheilungen desselben aus dem Zimmerwerk der Decke und des Daches — gegen manchen neuern Einspruch — festgehalten werden) und der Verzierungen, die derselbe allmählich in immer reicherm Maße durch Sculpturen erhielt. Wir zeichnen dabey eine lehrreiche Erörterung aus über die Tempel, die ganz oder theilweise mit Reliefs in den Metopen geschmückt waren, und den Ersatz dieser Bildwerke durch Malereyen an denselben Stellen — von denen indeß noch nicht bewiesen zu seyn scheint, daß sie jemals etwas anders waren, als Blumen, Sterne oder andere solche Ornamente, denen man eine geometrische Regelmäßigkeit und symmetrische Anordnung geben konnte.

Auf gleiche Weise behandelt dann der Verf.

185. St., den 23. November 1835. 1843

die architectonischen Formen des Dorischen Frontons und die Ausfüllung durch Sculptur, deren Hauptgesetze schon von selbst aus der geometrischen Grundform folgen, die mit den mannigfach verschlungenen Linien der organischen Gebilde auf eine dem Auge angenehme Weise auszufüllen, eine Aufgabe war, welche die Griechischen Künstler mit besonderm Geschicke zu lösen wußten. Von den zahlreichen Nebenbemerkungen, die der Verf. hier wie sonst einstreut, zeichnen wir die Erklärung der Stelle Pindars aus, *Ol. XIII, 21*, nach Brøndsted: wer gab den Göttertempeln den Adler doppelt, d. h. wer machte die Tempel amphiprostyl — aber dafür legt Pindar zu großes Gewicht auf den Adler selbst, als daß die bloße Verdoppelung einer schon gegebenen Verzierung hier genügte — und die Discussion über die immer noch sehr dunkeln *σκολιὰ ἔργα* Strabons, die der Verf. als *figures entrelacées* zu rechtfertigen sucht.

Sehr schätzbar ist der folgende Abschnitt, wo der Verf. zwey Fragmente von stark erhobener Arbeit, die sich im königl. Kunstmuseum zu Copenhagen befinden, dem Parthenon und zwar einer bestimmten Metope, deren übriger Theil sich im Britischen Museum befindet, vindiciert, und die Geschichte dieser Bruchstücke durch genaue Studien über den Hergang der Venetianischen Belagerung Athens im J. 1687 ermittelt. Es bedarf nicht des bestätigenden Zeugnisses des Ref., der diese Stücke kürzlich in Dronningens Tvergade No. 274 gesehen, daß es zwey herrliche Bruchstücke einer Metope sind, die man nach Carrey's Zeichnungen leicht und sicher als die achte Metope der Südseite des Parthenons, von der Westecke an gerechnet, wieder erkennt. So interessant es ist, diese Erinnerungszeichen an

die schönste Zeit der Kunst in der Hauptstadt Dänemarks unter allerley fremdartigen Curiosis zu finden: so ist doch dem Interesse der Wissenschaft, die immer auf Vereinerung des ursprünglich Einigen dringt, der Wunsch gemäß, daß es der Dänischen Regierung gefallen möge, durch Uebergabe dieser Reste an das Britische Museum einem Phidiassischen Kentauren und Lapithen zu ihren Köpfen zu verhelfen, wofür gewiß die Trustees dieses Museums gern eine reiche Sammlung Gypse an die Kunstacademie zu Copenha-gen liefern würden.

Hierauf folgt der Haupttheil dieses Bandes, die Erklärung der Metopen der Südseite des Parthenons, von denen Carrey Zeichnungen gemacht hat, die den Gegenstand meist ungefähr errathen lassen. Das Britische Museum besitzt von den 32 Metopen dieser Seite funfzehn, nämlich No. 2 bis 9 und 26 bis 32; es fehlen also alle von den mittlern Theilen dieser Tempelseite. Leider trifft es sich, daß gerade diese jetzt fehlenden Tafeln archäologisch interessantere Darstellungen enthielten, die aus mannigfachen Mythen der Attischen Götterdienste geschöpft zu seyn scheinen, während die erhaltenen Metopen alle der Kentaurenschlacht angehören, bey der zwar der unerschöpfliche Reichthum der Gruppierung und Motivierung des Kampfes zu bewundern, aber nicht eben so viel für die Kunstmythologie jener Zeit zu lernen ist. Herr Brøndsted hat nun gerade auf die mittlern Metopen sein Hauptstudium gerichtet, und alle Gelehrsamkeit und allen Scharfsinn aufgeboten, um aus den Carreyschen Zeichnungen — wovon hier zum ersten Mal die von den Metopen genommenen mitgetheilt werden — bestimmte mythische Darstellungen zu gewinnen. Wer wünschte nicht mit uns dabey

dem begeisterten Eifer des Verf. ein besseres Material als diese Zeichnungen, von deren Genauigkeit man sich darnach einen Begriff machen kann, daß in ihnen die berühmte männliche Figur des Iliß vom Westgiebel für ein Mädchen genommen ist. Der Ref. will die ausführlich entwickelten Erklärungen des Verf. kurz angeben, und seine eigenen Gedanken, die auf gleichzeitigen, aber weit mäßigeren Erklärungsversuchen beruhen (im deutschen Stuart Th. II. S. 664) daneben stellen. Metope 1 — 12. Kentauren und Griechen im Kampfe. Met. 13. Demeter und Triptolemos (schwer zu erkennen). Met. 14. Pandora und Epimetheus (Herse als Kanephor und Hermes; doch hat jene Deutung viel Unsprechendes). Met. 15. Erichthonios als Führer eines Wagens (übereinstimmend). Met. 16. Erechtheus und Cumolpos (es fehlt alle nähere Bezeichnung der Kämpfer). Met. 17. Erichthonios und eine Priesterin (die letztere Bezeichnung ist nicht unbegründet). Met. 18. Die zwey Töchter des Kekrops, Aglauros und Herse, stürzen sich vom Felsen der Burg, während Pandrosos gelassen zurückbleibt. (Eben so erkärt der Ref.; nur daß er die angebliche Pandrosos — immobile comme une statue, symbole de sa divinisation, wirklich für eine Statue, und zwar der Pallas nahm wie auf Taf. 21). Met. 19. Thesmias und Pandrosos (unkennlich). Met. 20. Thesmophoren mit den heiligen Büchern der Θεσμοί (eine sehr probable Erklärung). Met. 21. Eine Sechswöchnerin, welche dem alterthümlichen Holzbilde der Artemis Tauropolos Gewänder als Weihgeschenk darbringt. (Zwey Töchter des Kekrops, die das alte Schnitzbild der Pallas Polias consecrieren, deren Attribute aus Metall waren und darum von Carrey nicht mitgezeich-

net werden konnten). Met. 22 bis 32. Kentauren und Griechen.

Außer den bisher erwähnten, mit dem Parthenon zusammenhängenden Denkmälern hat der Verf. in zahlreichen Bignetten eine Menge von geschnittenen Steinen, Münzen, Terracotta's publiciert, welche sich durch merkwürdige Gegenstände und Geist der Behandlung auszeichnen, und in der Explication des planches, die den Beschluß der Lieferung macht, mit eben so viel Sorgfalt erklärt, als bildeten sie die Hauptaufgabe des Werkes. Wir heben hervor die Paste mit dem bewaffneten Fackelläufer (ΑΑΜΙΛΙΑΔΙΑΣ), den medusenartigen Kopf mit Hörnern aus gebrannter Erde, das höchst interessante und von dem Herausgeber glücklich restaurierte Fragment einer Malerey auf Terracotta, Athena die den Hephästos von sich abwehrt (ΑΘΗΝΑΙΑ ΗΦΑΙΣΤΟΥ ἀμυνεται), den geschnittenen Stein, den der Herausg. sinnreich für einen Prometheus πρῶτος erklärt, der unter Zeus' Blitzen mit dem geraubten Feuer vom Himmel steigt, um das kleine Menschengebilde, welches er in der Hand trägt, damit zu beleben, das Relief einer zu Athen gefundenen irdenen Schale, welches die Auffindung der Ariadne durch den Zug des Dionysos vorstellt, ohne der schönen Auswahl unedierter Münzen mit merkwürdigen Vorstellungen specielle Erwähnung thun zu können.

Den Plan des Parthenon von Cockerell auf Tafel XXXVIII, welcher den innern Werth dieser Lieferung sehr erhöht, haben wir bey einer andern Gelegenheit in diesen Anzeigen Jahrg. 1832. S. 850 ff. bereits mit den Arbeiten des Herrn Baumeister H e g e r und des Baron Haller v. Hallerstein verglichen. — So viel

der Unterz. sich erinnert vom Verfasser dieses Werks selbst vernommen zu haben, werden davon noch zwey Lieferungen, ungefähr von gleichem Umfange, erscheinen, wovon die eine die Untersuchungen über den Parthenon, und auch wohl die über Keos zu Ende bringen, und die andere über eine Anzahl merkwürdiger Gegenden in Griechenland, Delphi, Megina, Nord-Arcadien, neue und wichtige Mittheilungen enthalten wird. Der Ref. kann nur wünschen, daß Herr Geh. Reg.-Rath Bröndsted diese Lieferungen, zu denen sehr zahlreiche Kupferplatten bereits gestochen sind, nicht lange zurückhalten möge. Er fühlt sich um so mehr verpflichtet, seine Wünsche für das Gelingen dieser großartigen archäologischen Unternehmung lebhaft auszusprechen, da der Herausgeber die in der Recension der ersten Lieferung (s. diese Anz. 1826. S. 1770) geäußerten Vorschläge zu einer mehr öconomischen Einrichtung so gedeutet hat, als sollten sie den Werth des Werks herabsetzen, das gewiß nur im Verhältniß zu den gewöhnlichen Mitteln der Freunde des Griechischen Alterthums, nicht aber in Vergleich mit seiner reichen Ausstattung kostbar zu nennen ist. Aber wenn diese Einrichtung dem Herausgeber conveniert, und ihn nicht hindert, seine gesammelten Schätze bald zu spenden: wie sollten wir uns nicht freuen die archäologische Literatur durch ein auch in seiner äußern Erscheinung glänzendes Werk bereichert zu sehen?

R. D. M.

H a n n o v e r.

Neuer Hannoverscher Schulfreund;
eine Zeitschrift für Schulmänner, denen ihr Amt
theuer ist; herausgegeben von Fr. G. F. Schlä-

ger, Gen. Minist. in Hameln. 1. Jahrg. 1. Heft. 2. Heft. 3. Heft. 1835. 195 S. in 8.

Unter diesem Titel beginnt eine neue Folge des Schulfreundes, dessen frühere mit dem 7. Theile beendet ist. Die Einrichtung bleibt dieselbe, nur das Format ist um etwas größer. Dieß erste Stück der neuen Folge enthält acht Aufsätze, von denen der erste, über die Idee eines Parochial-Catechismus, von dem Herausg., schon früher gedruckt aber wenig bekannt geworden war. Der zweyte: Entwurf einer zeitgemäßen Organisation der Hannoverschen Elementar-Schulen als besondere Schulsection von Ricinus, mag ganz zweckmäßig seyn, nur glaube man nicht, daß man mit der Organisation viel ausrichten werde; es kommt auf die rechten Männer an. Der Aufsatz: über die Fortbildung der Schullehrer ist die Fortsetzung eines frühern. Der Schulmeister in Licht und Schatten, in Freud und Leid, bezieht sich auf das Hessische Schulwesen. Biographische Nachrichten über den verstorbenen Schullehrer Keinecke zu Ahlden. Er war gebildet in dem Schullehrer-Seminarium zu Hannover; zeichnete sich aus durch seinen Amtseifer, und war Stifter einer Industrieschule. Zuletzt: literarische Anzeigen. Das zweyte Heft beginnt mit einem allegorischen Aufsatz: das Licht im Morgenlande. Unter den andern zeichnen wir in practischer Rücksicht aus: über den Unterricht im Schönschreiben, und den: über Schullehrer-Conferenzen. Das dritte Heft beschäftigt sich besonders mit der Organisation der Hannoverschen Elementarschulen, so wie auch der Sprachbildungslehre in denselben. Wir wünschen auch dieser neuen Folge den besten Fortgang.

Hn.

G e s t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften:

186. 187. S t ü c k.

D e n 2 6 . N o v e m b e r 1 8 3 5 .

L o n d o n :

For Simpkin and Marshall, 1834: Great Britain for the last forty years; being an historical and analytical account of the finances, economy, and general condition, during that period. By Thomas Hopkins. 340 S.

Der Verf. hat sich eine schwierige und weit umfassende Aufgabe vorgesetzt: er will den vorzüglichsten Ursachen an der Quelle selbst nachspüren, welche in dem Zeitraume der letzten vierzig Jahre auf die Wohlfahrt des Englischen Volks von Einfluß gewesen sind, und zeigen, welche besonderen Verhältnisse damals herrschten; dann will er die Maßregeln der Britischen Regierung einer besondern Prüfung unterziehen und die allgemeinen Grundsätze, die von ihr angewandt wurden, erklären; endlich die Wirkungen, die solche auf die gegenwärtige Lage des Volks haben, darlegen. Zum Grunde seiner Forschungen legt er statistische Daten, die in chronologischer Ordnung aufgeführt werden; aus diesen

entlehnt er seine Grundsätze über National = Deconomie und sucht aus eben diesen Daten Anhaltspuncte für seine Darstellung der gegenwärtigen neuern Verhältnisse der Bewohner Großbritanniens. Man sieht gleich bey der Uebersicht des Plans des Verf., daß zwischen den Grundsätzen die er sich bey der Verfassung seines Werks vorgezeichnet hat, und denen, nach welchen die Theorien der mehrsten Schriftsteller, die über National = Deconomie geschrieben haben, bearbeitet worden sind, in mehrerer Hinsicht eine wesentliche Verschiedenheit Statt findet; die letztern stellten allgemeine Grundsätze auf, die nicht für ein besonderes Volk und eine bestimmte Periode der Geschichte desselben ausschließlich berechnet waren, während der Verf. die Finanzen, die Deconomie und den allgemeinen Zustand des Britischen Volks aus einem Zeitraume zum Gegenstande seiner Untersuchungen nimmt, der sich als einzig in seiner Geschichte darstellt. Abgesehen davon, ob die von dem Verf. aus den statistischen Daten dieser außergewöhnlichen Zeit entlehnten theoretischen Grundsätze wirklich als richtig anerkannt werden dürfen, so ist so viel klar, daß diese für die Continental = Staaten — als welche in den vorzüglich in Betracht kommenden Verhältnissen zu verschieden von England sind — keine, und für dieß letzte Land nur dann Anwendung finden können, wenn die besondern Ereignisse der letzten vierzig Jahre sich wieder erneuern sollten, eine Voraussetzung, deren Erfüllung kaum innerhalb den Gränzen der Wahrscheinlichkeit liegt. Der Verf. scheint selbst gefühlt zu haben, daß seine Arbeit keinen vorzüglichen theoretischen, sondern größtentheils nur einen historischen Werth habe; er nennt sein Werk: 'an historical account'. Und in der That

möchte das Geschichtliche für die auswärtigen Leser — für welche das Werk übrigens nicht berechnet ist — das vorzüglichst Interessante darbieten. Ehe der Verf. in das dunkle Gebiet seiner Untersuchungen selbst eingeht, stellt er in der im ersten Kapitel enthaltenen Einleitung allgemeine Grundsätze über den Begriff von der Verschiedenheit des Interesses der einzelnen Classen im Volke auf. In seinen Theorien über den Begriff von Renten, vom Landbesitz, Zehnten, Profits, Einnahmen von der Arbeit, Lohn, auswärtigem Handel, Taxen u. s. f., weicht er in mehreren Puncten von den Grundsätzen Adam Smith's, Ricardo's und Thompson's — die Schriftsteller welche er vorzüglich citiert — ab. In den darauf folgenden neun Kapiteln entwickelt er seine historische und analytische Darstellung in Geschichtsperioden abgetheilt. Die Gegenstände seiner Forschungen in jedem dieser Zeiträume sind vorzüglich: das Productions-Vermögen der Nation; — Bestand der Volksmenge; — Netto-Einnahme; — Armen-Taxen; — Einfuhr und Ausfuhr; — Preise der Stocks; — die Anleihen und die dadurch entstehende Vermehrung des National-Kapitals; — Verschiedenheit der Nahrungsquellen im Frieden und im Kriege; — die Zahl der Bankerotte; — Einwirkung des Maschinen-Wesens; — Kriegskosten und Banknoten; — der Preis des Weizens; — der Profit der aus dem Steigen des Getreides entstand; — die Zahl der bills of inclosure; — Vorschuß auf Renten; — der Preis für Tuchwebereyen; — die Bank-Restriction; — Ausgaben der Regierung und der Einfluß derselben auf das Lohn; — Einfuhr von Getreide aus dem Auslande; das Gold und Papiergeld; — Vermehrung des auswärtigen Handels; — die

Baumwollen-Manufacturen u. s. f. — Wir wählen diese Uebersicht der vorzüglichsten Gegenstände, aus der Inhalts-Anzeige der ersten Periode von 1793 bis zum Frieden von Amiens im J. 1802. Der größte Theil dieser Gegenstände wird in den folgenden Perioden in Gemäßheit der in selbigen eingetretenen Veränderungen aufs neue untersucht und mit neuen Artikeln vermehrt, als z. B. über die Ursachen und die Wirkungen der Depreciation des Goldes und des Papiergeldes. Ueber die vorzüglichsten Gegenstände stellt der Verf. vergleichende Tabellen auf, ohne welche seine chaotischen Sätze kaum verständlich seyn würden; er gibt gemeiniglich die Quellen an, aus welchen er sie entlehnte: allein diese dürfen nicht immer als authentisch angenommen werden, und beruhen in vielen Fällen auf Voraussetzungen. — Man sieht leicht, daß ein Werk dieser Art keines Auszugs fähig ist. Um unsern Lesern jedoch ein Beyspiel von der Art, wie der Verf. seinen reichhaltigen Stoff behandelt, zu geben, heben wir die am Schlusse des fünften Kapitels (in welchem von der Beendigung des Krieges im J. 1814 die Rede ist) aufgestellten Resultate desselben auf die producierenden Klassen aus. Es handelt sich hier um die wichtige Frage: wie war es möglich, daß England in diesem lange dauernden Kriege solche ungeheure Anstrengungen leisten konnte? Nachdem der Verf. im Verfolge seines ganzen Werks den Grundsatz aufgestellt hat, daß die Hauptlast der Kriegeskosten von den producierenden Volksklassen getragen wurde, setzt er fünf Ursachen die günstig und sechs die nachtheilig auf selbige wirkten, in einer Tabelle zur Vergleichung neben einander:

Unfavorable causes.

1. Increased taxation.
2. Heavy loans.
3. High profits.
4. Advanced rents.
5. Tithes.
6. Conversion of primary and secondary produces.

Favorable causes.

1. Increased population.
2. Increased productive power.
3. Annuities reduced in value.
4. Export of the coin.
5. Cheaply produced exports.

Der Vf. entscheidet sich dafür, daß die sechs ungünstigen Ursachen, viel nachtheiliger auf die Wohlfahrt der untern Klassen, als die fünf günstigen vortheilhaft gewirkt haben sollen, beschränkt seine Beweise jedoch nur auf allgemeine Behauptungen. So viel wir aus eigenen Wahrnehmungen in England während des bemerkten Zeitraums zu schließen uns erlauben, war die Lage der untern — der eigentlich mit der Hand arbeitenden — Klassen nicht so drückend, als der Verf. sie zu schildern geneigt ist. Wer arbeiten wollte, fand dazu hinreichende Gelegenheit, und wer seine Arbeit verstand, auch erhöhten Lohn. Sogar die Vervollkommnung der Maschinen in den Manufacturen war, wie der Verf. sehr richtig zeigt, zu Gunsten des Arbeiters. — Als die vorzüglichsten Quellen aus welchen die Hülfsmittel flossen, wodurch die Engländer in Stand gesetzt wurden die ungeheuern großen Kriegslasten aufzubringen, möchten wir vorzugsweise bezeichnen: die große Vervollkommnung der Manufacturen; die Ausdehnung des auswärtigen Handels; die großen Anleihen zu hohen Zinsen; die Veränderung in dem Werthe des baaren Gel-

des mit Hinzufügung eines sinkenden Papiergeldes. — Anders gestalten sich alle diese Verhältnisse, als nach abgeschlossenem Frieden die Manufacturen und Fabriken an Absatz verloren, der auswärtige Handel einen starken Stoß erlitt und das baare Geld wieder seinen innern Werth erlangte, wogegen sich das künstliche Papiergeld nicht halten konnte. Klagen über den Verfall der Handlung, der Gewerbe und aller Industriezweige erschallen in allen Ländern nach allen Kriegen. Das Wohlfeyn des Staatskörpers hängt von einer richtigen Verbreitung des Vermögens und von einem regelmäßigen Auf- und Abströmen desselben durch alle Stände ab. Der zwanzigjährige Krieg hatte in ganz Europa, vorzüglich aber in England diesen Gang unterbrochen; viele Nahrungsquellen reichlicher fließen und ganz neue entstehen lassen, die nach abgeschlossenem Frieden wieder versiegten; ungeheure Anhäufung der Reichthümer auf der einen, neben Mangel auf andern Seiten; daher nach beendigtem Kriege große Veränderungen des Vermögens-Zustandes und der Erwerbquellen der verschiedenen Klassen und der Einzelnen im Staate, im Vergleiche mit dem Zustande vor 1793. Die Nationalschuld erforderte nach Eintretung des Friedenszustandes eine jährliche Ausgabe an Zinsen von 30 Millionen, von welcher Schuld zwey Drittel durch die Kosten der gegen die Französische Revolution geführten Kriege entstanden sind. Die Staatscasse erlitt durch die großen Ausgaben, die der Krieg veranlaßte, eine tiefe Wunde; aber das Vermögen vieler Einzelnen im Volke vermehrte sich. Daß Kriege im Allgemeinen zur Bereicherung der Einzelnen der Völker, welche ihn führen, beitragen, ist eine längst anerkannte Wahrheit. Die Kaufleute in der City in London hatten gute

186. 187. St., den 26. Nov. 1835. 1855

Gründe, eine lange Dauer des Krieges als stehenden Toast zu trinken, und zwar um so mehr weil ihre Insel nicht unmittelbar zum Kriegstheater diente, und sie die Last einer feindlichen Einquartierung nur aus Erzählungen kannten. Allein selbst viele Bewohner Deutschlands, die jene beiden Geißeln des Krieges erfahren haben, vorzüglich die Ackerbautreibenden sehnen sich, veranlaßt durch die niedrigen Getreidepreise, nach dem Wiederausbruch eines Krieges. Wenn schon in den Continentalstaaten durch den Frieden in den Erwerbsquellen, die der Krieg erweitert oder neu geschaffen hatte, eine große Revolution eintrat, so mußte sich diese in England, aus den schon bemerkten Ursachen in verdoppelter Kraft äußern. Hohe Lizen hatte man willig bezahlt, so lange vieler Gewinnst und hohes Tagelohn zu erwerben war. Allein die Steuern im Frieden blieben, ungeachtet der Ermäßigung derselben, wegen der großen Nationalschuld auf einer Höhe, die für die verminderte Einnahme vieler Individuen drückender ward, als die Ausbringung der viel höheren Steuern im Kriege selbst. Die Einschränkung der höheren Klassen in ihren Privat-Ausgaben war eine andere sehr nachtheilige Folge für den arbeitenden Theil der Nation. Mit Berücksichtigung aller dieser Verhältnisse scheint sich die Aufgabe des Verfassers: wodurch ward veranlaßt, daß ein Krieg von zwanzigjähriger Dauer, geführt mit einem Geldaufwande der in der Geschichte kein Seitenstück hat, dennoch mit mehrerer 'comparative prosperity' begleitet war, als der darauf folgende Friedenszustand von gleicher Dauer, ungeachtet bedeutender Ersparung und Einschränkung im Staatshaushalte? von selbst zu beantworten. Wenn wir die nachstehende Tabelle mit dem Verf. für richtig anerkennen, so scheinen die Klagen desselben, daß der Ackerbau

1856 Göttingische gel. Anzeigen

und die Manufacturen fortbauend in England in Abnahme sind, nicht gerechtfertigt zu seyn. Diese Tabelle, welche der Verf. von Marschall (der für sein Werk vom Parlamente eine Belohnung erhielt) entlehnt, zeigt die Proportion der Volksmenge in Großbritannien nach den verschiedenen Zweigen der Production eingetheilt, in einem Zeitraume von zehn Jahren, nämlich von 1821 bis 1831:

	1821 N. of <i>families</i>	1831 N. of <i>families</i>	1831 Total N. <i>of Persons</i>
1. Agricultural occupiers	250,000	250,000	1,500,000
2. Agricultural labourers	738,956	800,000	4,800,000
3. Mining labourers	110,000	120,000	600,000
4. Millers, bakers and butchers	160,000	180,000	900,000
5. Artificers and builders	200,000	230,000	650,000
6. Manufacturers	340,000	400,000	2,400,000
7. Tailors, shoemakers and hatmakers	151,000	180,000	1,080,000
8. Shopkeepers	310,000	350,000	2,100,000
9. Seamen and soldiers	319,300	277,017	830,000
10. Clerical, legal and medical	80,000	90,000	450,000
11. Disabled paupers	100,000	110,000	110,000
12. Proprietors of annuities	190,000	316,000	1,116,398
Total	2,941,383	3,303,504	16,537,398

186. 187. St., den 26. Nov. 1835. 1857

Aus dieser Tabelle ergibt sich, daß sich in den zehn Friedensjahren von 1821 bis 1831 die Zahl der Familien in den mehrsten der zehn ersten Rubriken, die wir als producierende annehmen, vermehrt hat. So wohl die Rubrik No. 2, Ackerbau = Arbeiter, als No. 6, Manufacturisten, hat zugenommen. In der Rubrik No. 9, Schiffsfahrer und Soldaten, ist eine Verminderung. Wir bemerken aber, daß in dieser Periode wenige Kriegsschiffe in Commission waren, und die Land = Armee große Reductionen erlitt. Der Zuwachs in No. 11 an ganz unfähigen Armen, mit 10,000 ist bedeutend und wir müssen dem Verf. beypflichten, daß in der Rubrik 2. Agricultural labourers, noch viele Arme stecken, die nur eine Zeitlang im Jahre Arbeit haben, die übrige Zeit aber den Armencassen mehr oder weniger zur Last fallen. Die Vermehrung der Armen läßt sich zum Theile aus der der Volksmenge erklären. Im J. 1793 wird solche zu 10,472,048 und im J. 1831 zu 16,537,398 Seelen angenommen. Da diese große Vermehrung hauptsächlich aus den untern Klassen, die vorzüglich die große Zahl der Armen lieferten, hervorging, so muß sich natürlicherweise die Zahl derselben im Verhältniß ihrer Zunahme vermehren, ohne daraus auf Veranlassungen einer größeren Vermehrung der Armuth in England schließen zu dürfen. Worin wir aber dem Verf. nicht Recht geben können ist, wenn er die große Vermehrung in der No. 12. proprietors of annuities, von 190,000 zu 316,000 Familien, die er mit der Benennung 'unproductive' bezeichnet, tief beklagt, und als das sichere Zeichen des Verfalls Englands darstellt. Der Verf. hat früher die Gründe angegeben, weshalb durch den Krieg die Rentiers nicht nur Gelegenheit hatten, ihr schon

habendes Capital-Vermögen sehr zu vermehren, sondern auch neue Capitalien zu erwerben, wodurch die Zahl derselben ungemein vermehrt ward. Dazu kam die große Zahl von Land und See-officieren, die auf halben Sold gesetzt wurden. Die Engländer waren von 1793 bis 1815 beynahe im ausschließlichen Besiz des Seehandels und mithin des Welthandels, und es war in dieser Periode, daß während die Engländer schon seit Jahrhunderten im Vergleiche mit den Continental-Staaten eine sehr große Zahl der 'Proprietors of annuities' hatten, der Grund zur Vermehrung derselben gelegt wurde. Die auf die Erwerbung von Capital-Vermögen günstig wirkenden Verhältnisse erlitten durch den Frieden eine Unterbrechung, welche aber erst mehrere Jahre nach Schließung desselben recht fühlbar wurde. Erst seit 1821 wurden die Engländer größtentheils zu dem Punkte zurückgeführt, wo ihr auswärtiger Handel etwa vor 1792 stand, und mußten nun ihren Hauptabsatz wieder im eigenen Lande suchen, weshalb schon im Jahre 1817 die berüchtigten Korngesetze ins Leben traten, die 1819 ihre Wirkung auf dem Continente zu äußern anfangen. Viele Personen in England, die bis dahin Handels- und Speculations-Geschäfte mancherley Art, um Vermögen zu erwerben, getrieben hatten, zogen sich seit dem eingetretenen Frieden von selbigen nach und nach zurück, und lebten von ihren Renten. Der Verfasser theilt hierüber eine beachtungswerthe Tabelle mit, in welcher er die Dörter, die wegen ihrer Wohlfeilheit vorzugsweise von den Rentiers zum Aufenthalt gesucht werden, auswählt, um die Vermehrung dieser Klasse von 1811 bis 1831 zu zeigen:

186. 187. St., den 26. Nov. 1835. 1859

	<i>Families</i>	
	In 1811	In 1831
Chelsea	18,262	32,371
Kensington	10,886	20,902
Paddington	4,609	14,540
Mary le bonne	75,624	122,206
Pancras	46,330	103,548
Islington	15,065	37,316
Battersea	4,409	5,540
Camberwell	11,309	28,231
Clapham	5,083	9,958
Brighton	12,012	40,634
Cheltenham	8,325	22,942
Worthing	2,692	4,576
	214,606	443,764

welches in 20 Jahren eine Vermehrung über 106 Procent gibt. Entgegengesetzt der Ansicht des Verf. wagen wir die Behauptung aufzustellen, daß gerade in dem Vorhandenseyn einer großen Zahl von Proprietors of annuities eine der Quellen des Wohlstandes Englands liegt; diese wohlhabende, nicht producierende, Klasse ist es, die den producierenden im Inlande sichern Absatz ihrer Producte verschafft, während der Verkauf derselben im Auslande von zufälligen Ereignissen abhängig und theilweise durch Verfügungen der Continental-Staaten sehr erschwert ist. Was hilft ein Ueberfluß der Production wenn keine Käufer sind? So viel geht aber aus der wachsenden Zahl der Proprietors of annuities hervor, daß die Gelegenheit der Vermehrung des Capital-Vermögens durch Handels- oder andere Speculationen in England selbst immer seltener werde, und wir können uns daher die Begierde der Englischen Capitalisten, ihre Capitalien in auswärtigen Unternehmungen, als

Bergwerke, Eisenbahnen, Städte-*Erleuchtungen* u. s. f. anzulegen, erklären.

Der Verf. stellt am Schlusse seines Werks eine Uebersicht der Gebrechen auf, an welchen das Englische Volk, seiner Ansicht nach, leidet: Zehnten, Renten, Taxen und Communal-*Abgaben*. In vielen Städten haben Corporationen zu große Gewalt, von der sie einen dem Volke höchst nachtheiligen Gebrauch machen. Aus der *Benbehaltung* alter mit dem jetzigen Zustande nicht mehr in Harmonie stehender Institutionen und Gebräuche erwachsen nicht minder große Nachtheile. Die Gesetze sind dem Volke völlig unverständlich. Die hohen Zoll-*Abgaben* zwingen das Volk zum Schmuggeln. Die Hauptlasten treffen die Klasse welche der Verf. als 'primary labourers' bezeichnet. — Einen Irrthum scheint uns der Verf. mit vielen seiner Landsleute zu theilen: er nimmt nicht den Zustand in welchem sich diese Klasse vor 1793 befand, sondern wie er sich während des Krieges bey vielem Verdienst darstellte, zum Maßstabe. Wenn z. B., wie er früher anführt, der Preis für das Tuchweben im J. 1793 mit 6 *S.*, 1797 mit 7 *S.* 6 *D.*, 1800 mit 8 *S.*, und 1802 mit 10 *S.* bezahlt wurde, so mußte in der ganzen Lebensweise des Fabrikanten, die auf den Erwerb von 10 *S.* und darüber berechnet war, eine schmerzliche Veränderung eintreten, als der Preis, den er für die nämliche Arbeit seit Beendigung des Krieges erhielt, wieder bis zu 6 *S.* sank. Noch schlimmer ward seine Lage, wenn er bey der Verminderung des Absatzes der Englischen Manufacturen auf dem Continente nicht einmal zu diesem geringen Preise (und vielleicht gar keine) Arbeit erhalten konnte. Aus dieser Ursache scheint uns die große Vermehrung

186. 187. St., den 26. Nov. 1835. 1861

der Volksmenge in den Manufactur-Städten eines der größten Uebel zu seyn, welche der Krieg in England zur Folge gehabt hat. Der Vergleich den Aerzten, die zwar die Symptome einer Krankheit anzugeben verstehen, aber keine Heilmittel vorzuschlagen wissen.

L e y d e n.

Archives, ou correspondance inédite de la maison d'Orange Nassau; Recueil publié, avec autorité de S. M. le Roi par M. G. Groen van Prinsterer, Chevalier et Secrétaire du cabinet de S. M. Première série. Tome I. 1552—1565. Octav. 1835. XXX u. 296 S.

Mit diesem Werke eröffnet sich eine neue diplomatische Quelle. S. M. der König der Niederlande haben geruht einen Theil der Archive Ihres Hauses durch den Druck bekannt machen zu lassen. Der Reichthum des K. Hausarchivs besteht hauptsächlich in Briefen, und die bekannt zu machende Sammlung wird daher auch größtentheils diese enthalten. Wie reich dieselbe ist, kann man schon daraus abnehmen daß dieser erste Band nur den dreizehnjährigen Zeitraum von 1552 — 1565 umfaßt. Welchen Gewinn die Geschichte daraus ziehen kann, wäre wohl überflüssig zu sagen. Es ist ihr innerer Zusammenhang, das was wir Pragmatismus nennen, welcher gerade in seinen feinsten Fäden dadurch seine Aufklärungen erhält; indem in diesen Briefen, die nicht zum Druck bestimmt waren, sich die Gesinnungen und Charactere der Schreibenden am klarsten und aufrichtigsten aussprechen. Es ist besonders die Einwirkung der Personen, nicht bloß vom ersten,

sondern vom zweyten und dritten Range, welche doch oft so entscheidend wichtig wird, welche wir hier erfahren. Auch dürfen wir wohl hinzusehen, daß die ganz eigenthümliche Stellung des Oranischen Hauses, das, ohne eine Königskrone zu tragen, doch mehr wie manches gekrönte Haupt auf die großen Weltangelegenheiten einwirkte, ein desto höheres Interesse erregt.

Die Sammlung beginnt kurz vor dem Zeitpunkt, wo durch die Rolle welche Wilhelm I. bey der Entstehung des neuen Staats, an dessen Spitze er trat, dieses Haus ein welthistorisches Interesse erhält. Die Briefe von ihm und an ihn füllen daher auch den größten Theil dieses Bandes aus. Die Zahl derselben steigt in diesem Theile bis auf 123. Die meisten sind französisch geschrieben, einzelne deutsch. Voran geht eine kurze Lebensnachricht von Wilhelm I. Den Briefen sind, wo es nöthig schien, kurze Notizen über die betreffenden Personen oder Gegenstände vorgesetzt. Die Sammlung beginnt mit Briefen an seine erste Gemahlinn Anna aus dem Hause Egmont, die bereits 1558 starb. Demnächst die Verhandlungen über die zweyte Gemahlinn Anna, Tochter von Churfürst August von Sachsen, Enkelin von Philipp von Hessen, der wegen der Religionsverhältnisse diese Ehe ungern sah. Erst mit dem Jahre 1563 fängt die Correspondenz an recht lebhaft zu werden. Die Hauptpersonen in derselben sind Graf Ludwig von Nassau, Bruder des Prinzen, Graf Günther von Schwarzburg, der Landgraf Wilhelm von Hessen, Graf von Brederode, und der kaiserliche General Lazarus von Schwendi. Sie betreffen hauptsächlich die französischen An gelegenheiten und Familiensachen. Erst 1563, da König Philipp nichts in den Placaten ändern

186. 187. St., den 26. Nov. 1835. 1863

will, fangen sie an sich auf die Niederländischen Angelegenheiten zu beziehen.

Die Angabe dieser Jahreszahlen zeigt schon daß die nächsten Theile, da die Zeiten folgen, wo die Niederländische Staatsumwälzung begann, ein immer wachsendes Interesse erregen müssen. Es bedarf daher nicht erst unserer Versicherung, mit welcher Begierde wir ihnen entgegen sehen.

Indem wir aber die Anzeige dieses ersten Theils schließen, erhalten wir bereits den zweiten: XXVIII und 516 S. 1835. Er rechtfertigt vollkommen die von uns gefaßten Hoffnungen. Er umfaßt allein das Jahr 1566, in 138 Nummern (von CXXIV bis CCLII) fast allein Briefen, mit einigen andern Actenstücken. Fast alle Hauptpersonen des großen Schauspiels der entstehenden Staatsumwälzung treten hier hervor; außer dem Dranier vor allen sein Bruder Graf Ludwig, ferner Graf Egmont, der Herr von Brederode, die Herzogin von Parma u. a. Sie alle lernen wir jetzt kennen, nicht aus den oft unähnlichen Schilderungen von Geschichtschreibern und Dichtern, sondern aus ihren eigenen unverwerflichen Zeugnissen. Es ist also wohl die beste Vorbereitung zu dem Studium dieses so interessanten Theils der Geschichte. Hauptsächlich ist es außer dem Dranier sein Bruder Graf Ludwig, der als Hauptperson in den Vordergrund tritt. Er ist gleich thätig im Felde wie im Cabinet. Graf Egmont ist mehr Soldat als Staatsmann. Brederode oft heftig, aber unüberlegt. In Beziehung auf Dranien bemerkt der Herausgeber in der sehr wohl geschriebenen Vorrede mit vollem Recht, daß man ihm Unrecht thut, wenn man verlangt daß er

schon bey dem Anfange der Unruhen einen festen Plan haben sollte, der sich erst unter dem Drange der Umstände allmählich bey ihm ausbilden konnte.

Wir brauchen nichts zum Lobe des Fürsten hinzuzusetzen, der über die Geschichte seines Hauses und des Staats, den er beherrscht, ein so neues und helles Licht verbreiten läßt. Unsern besondern Dank verdient aber noch der Herausgeber, der durch die so zweckmäßige Einrichtung des Werks den Gebrauch desselben so sehr erleichtert, und überhaupt des ihm gegebenen Auftrags auf eine so ehrenvolle Weise sich entledigt.

Sn.

Note zu der Anzeige von des Freyh. v. Humboldt
Examen critique etc. S. 1691
Z. 5. Meringarto *).

Es möge hier beyläufig bemerkt werden, daß der Bischof Reginbert, dessen jenes Gedicht gedenkt, wohl der Bischof von Aldenburg in Wasgrien gewesen seyn möchte, welcher durch den Verheerungskrieg der Slaven in den ersten Regierungsjahren Kaisers Heinrich II. von dort vertrieben war. Die Zeit, in welcher der Dichter während des Krieges, als in seiner Diöcese zwey Bischöfe waren, nach Utrecht floh, wo er den von Island erzählenden Reginbert traf, möchte daher um das Jahr 1010 zu setzen seyn, wo zu Metz zwey Bischöfe waren, und der deutsche König diese Stadt deshalb belagerte.

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

188. Stück.

Den 28. November 1835.

G ö t t i n g e n

Bey Dieterich: *Albii Tibulli Carmina ex recensione Car. Lachmanni passim mutata explicuit Ludolphus Dissenius, Societatis Reg. Gotting. sodalis, Acad. Reg. Bavar. respondens per epistolas. Pars prior: Disquisitiones de Vita et Poesi Tibulli. Carmina. Accedunt lectiones editionis Pinellianae nunc primum collatae, 320 S. Pars posterior, Commentarium continens, 476 S. 1835.*

Da dieser geschätzte Römische Elegiker wiederholt von berühmten Erklärern commentiert worden ist, so haben wir hier anzuzeigen, worin die Eigenthümlichkeit gegenwärtiger Ausgabe bestehe, und weshalb dem Herausgeber eine solche erforderlich geschienen. Es ist eine bekannte Thatsache, daß die Interpretation der classischen Schriftsteller bisher meist unverhältnißmäßig die Composition vernachlässigt hat, indem sie vorzugsweise mit lexicalischen, grammatischen, historischen Erörterungen in den einzelnen Stellen be-

schäftigt, sich im Uebrigen mit Inhaltsanzeigen, sogenannten Argumenten behilft, welche dem Leser eine Uebersicht vom Ganzen geben sollen. Was steht aber gewöhnlich in diesen Argumenten anders, als daß der Schriftsteller erst dieses sage, dann jenes u. s. w., wobey weder gezeigt wird wie das Aufgezählte zusammenkommt, und worin dessen lebendige Einheit bestehe, noch die organische Gliederung der Massen, der wahre Bau des Ganzen; ja auch die Aufzählung selbst ist meist ungenau, indem sie ohne Bewußtseyn der eigentlichen Composition gemacht, oft Wichtiges ausläßt, Haupt- und Nebengedanken mit einander aufführt und mithin keine wahre Uebersicht gewährt. Man sehe z. B. hier Bach. Dieser Mangel zeigt sich weniger groß, wenn der Gedankengang plan ist, und die Masse gleichförmig; wo aber die Composition tief-sinnig, wie bey Pindar und den Tragikern, oder auch wo sie reich und mannigfaltig, wie z. B. bey Tibull, da lernt man durch solche Argumente nichts. So klagte man denn sehr natürlich im Tibull, um bey diesem nun stehen zu bleiben, über Unzusammenhang und Nachlässigkeit, nahm weiter zahlreiche Lücken und Fragmente an, tilgte die Lücken wieder, riß abermals mehrere Gedichte auseinander, und konnte augenscheinlich zu keiner Lösung kommen, weil man das unterließ, worin sie allein gefunden werden konnte, die genauere Erforschung der Composition dieser Gedichte und der ganzen Tibullischen Compositionsweise überhaupt. Hierdurch soll natürlich das Verdienst der früheren ausgezeichneten Erklärer des Dichters nicht geschmälert werden, die so viel Vortreffliches in andern Erklärungspuncten geleistet haben, was auch hier überall anerkannt und benützt worden,

188. St., den 28. November 1835. 1867

mit gewissenhafter Anführung ihrer Namen: aber es war nicht die Weise ihrer Zeit auch jenes Erforderniß der Interpretation so anzusehen wie wir jetzt thun, und so war denn in den Bearbeitungen des Dichters eine bedeutende Lücke geblieben und Stoff genug übrig gelassen für eine neue Ausgabe. Nachdem deswegen Herr Prof. Lachmann den Text des Tibull mit großem Scharfsinn diplomatisch neu constituirt hatte, schien es in allen Hinsichten wohl an der Zeit nun auch eine Verbesserung der Interpretation zu versuchen. Wir wollen jetzt die Ausgabe selbst näher beschreiben. Der Herausgeber legte zum Grunde den Lachmannischen Text mit einigen Veränderungen, und setzt in Beziehung auf die Constituierung und Rechtfertigung desselben überhaupt die Lachmannische allverbreitete Ausgabe voraus: indem er selbst nur eine, hoffentlich zweckmäßige, Auswahl der wichtigern kritischen Nachweisungen unter dem Texte gibt. An kritischen Neuigkeiten bietet er nur noch die ihm von seinem Freunde Hn Lachmann gefällig mitgetheilten *Excerpta Frisingensia*, die zwar nicht so wichtig sind als man glauben konnte, aber doch manche neue Bestätigung des Gewählten enthalten, und dann die Collation der neuerdings sogenannten alten *editio Pinelliana*, welche Huschke sich nicht hatte verschaffen können, dem Herausgeber aber von Hn Diaconus Bardili mitgetheilt wurde, der sich schon früher große Verdienste um die Geschichte der alten Ausgaben des Tibull erworben hat. Hierdurch wird die Kenntniß der ältesten Ausgaben des Dichters completirt und abgeschlossen. Auch erwarten wir von demselben Gelehrten nächstens noch eine kleine Zugabe, die Ausfüllung einer Lücke in der von uns und Huschke früher bekannt gemachten

Collation der editio princeps minor anni 1472, welche dann noch beygefügt werden wird. So viel von diesen Dingen. Die Interpretation, welche das Hauptgeschäft dieser Ausgabe seyn sollte, ist nun im Allgemeinen so eingerichtet wie in der Bearbeitung des Pindar. Anstatt der Inhaltsanzeigen sind ausführlichere Introductiones aufgestellt, welche theils die äußern Umstände der Elegie betrachten, theils den Plan und die poetische Composition erörtern: damit steht alsdann die Explicatio in lebendiger Beziehung, welche durch die Entwicklung des Einzelnen das Ganze zur Anschauung bringen soll, gleich wie die Introductio im Großen die Massen zur Einheit verknüpft. Sie mußte deswegen eine gleichmäßige Entwicklung verfolgen, die poetische Seite mehr hervorheben, sich vor unverhältnißmäßiger Ausdehnung einzelner Dinge hüten, und überall im Einzelnen das Ganze möglichst im Auge behalten. Indessen konnte die Interpretation auch so ihr Ziel noch nicht vollständig erreichen, ohne die Abhandlungen de Vita et Poesi Tibulli. Eine neu geordnete Uebersicht der äußern Lebensverhältnisse des Dichters, so weit sie sich erkennen lassen, und namentlich auch die Aufstellung der Reihenfolge der Elegien, ist schon gleich zum Verständniß nothwendig; nicht minder wesentlich aber ist zweytens die poetische Eigenthümlichkeit und Form dieser Elegien überhaupt zu erkennen im Gegensatz anderer Elegiker, als welche doch der letzte Erklärungsgrund des Einzelnen ist. Abhandlungen über die Kunstform der Schriftsteller in Prosa und Poesie, so nöthig sie sind, werden freylich nicht immer erkannt, weil manche schon erschrecken, wenn sie von Kunst in der Poesie reden hören. Zwar liegen z. B. die äußerst kunstreichen Rhythmen

188. St., den 28. November 1835. 1869

der Griechischen Poesie vor, und diese dürfen mit besonnenem Kunstsinne gemacht seyn unbeschadet der poetischen Begeisterung, aber die ganze Schönheit der Gedankenbildungen soll ohne Kunst nur durch dunkles Gefühl von Statten gehen. Die Kunst soll der Schwungkraft des Genies schaden, welches allerdings eine dem Sinne und Geiste des Dichters fremde aufgedrungene Kunsttheorie thun würde, keineswegs aber der Fall ist wenn die Kunst dem Sinne des Dichters entspricht, sich mit seinem Wesen identificiert hat, in ihrer speciellen Erscheinung ganz oder zum Theil aus dem Geiste des Dichters hervorgegangen ist, als die geordnete Form seiner Bewegungen. Diese kommt je mehr sie sich ausgebildet hat dem Genie zu Hülfe und erleichtert dessen harmonische Thätigkeit. Das Klassische konnte in Wahrheit nur durch ein lebendiges Zusammenwirken von Genie und Kunst zu Stande kommen. Doch die Kunst im Allgemeinen läßt man sich wohl gefallen, werden aber specielle Gesetze ans Licht gezogen, so fürchtet man gleich für die Freiheit der Dichter. So z. B. hat Pindar in allen Gedichten ohne Ausnahme die Anordnung der Gedankenmassen so gemacht, daß die Spannung bis ans Ende fortläuft und die völlige Auflösung zuletzt kommt. Es wird dieß sehr schön durch Brechen und Ineinanderlegen der Massen bewirkt, und man kann auch das Gesetz bequem durch Zeichen versinnlichen, woben, gelegentlich bemerkt, nur nicht die gleich großen Gedankenmassen der dramatischen Strophen und Antistrophen einzumischen sind, welche sichtbarlich in diesen Anordnungen nirgends zum Grunde liegen, und gar nicht hergehören. Das Pindarische Gesetz ist nun so leicht daß man ohne Schwierigkeit einen geze-

benen Pindarischen Stoff sofort darnach ordnen kann, und doch hält mancher schon diese leichte Kunst für unglaublich, weil man sich zu lange gewöhnt bey Dichtern lax zu interpretieren. Und so fehlt es denn nur zu sehr an speciellen Forschungen über die Kunstformen in den Gedankenbildungen, worauf es einer genauen Interpretation ankommt; allgemeine Betrachtungen über Kunst und Schönes hat man genug, aber damit begreift man die mannigfaltigen besondern Compositionsformen noch nicht, welche auch nur eines Dichters Poesie darstellt. Der Verf. erörtert in gegenwärtiger Abhandlung de Poesi Tibulli zuerst die Lebensansicht des Tibull, das Wesen seiner Liebe, den Hang zu idealer Schwärmeren und Schwermuth, die Lebhaftigkeit und Lebendigkeit seines Gefühls, und wie ihm höchster Zielpunct die *requies curarum* ist, der innere Friede, die Harmonie und das Gleichgewicht des Gemüthes in ruhigem Genuß. Aber solche glückliche Zeit, wenn sie eintrat, schildert seine Muse nicht, sondern die Sehnsucht nach der *requies curarum*, wenn sie mangelt, und das Ringen nach derselben ruft die Poesie in ihm hervor, welche deshalb wesentlich klagend ist: das Gemüth befindet sich in lebhafter Spannung und will das Leiden aufheben. Der Gang seiner Elegie ist sonach im Allgemeinen dieser: Mit Lebhaftigkeit tritt gleich im Eingange unmittelbar die treibende Hauptidee, Hauptempfindung hervor, welche den Geist erfüllt; dann breitet die Elegie sich aus mit reicher Entwicklung und durchläuft mehrere Gefühlszustände und Gedankenreihen, bis sie zuletzt sich irgendwie auflöst in einen beruhigenden Schluß: die *requies curarum* ist auch der Ausgangspunct dieser Poesie. Hier war nun schon die Form des Anfangs

188. St., den 28. November 1835. 1871

und Endeß (exordium, exitus) näher zu betrachten interessant, wobey die figura mutatae sententiae eine wichtige Rolle spielt, daß rasche Abbrechen und Einlenken, eine Wendung in der Tibullischen Compositionsmanier oft nothwendig, bey Propertius schwerlich einmal zu finden; besonders aber erforderte der große mittlere Theil der Elegie eine ausführliche Erörterung, wo der eigentliche Sitz ist jener Tibullischen varietas affectuum. Der Verf. zeigt daß dieser innere Theil sich eigentlich in eine Mehrheit von Gemälden ausbreitet, wodurch die Vorstellung veranlaßt worden, es fehle diesen Elegien oftmals an Einheit, wie man z. B. Messalas Kriegsruhm und das Lob des Osiris, oder die politische Größe Roms und ländliche Feste zusammen dargestellt findet in Einem Gedicht. So glaubte man ehemals, es fehle den Pindarischen Gedichten an Einheit, weil man die mythische und nicht-mythische Masse derselben nicht gehörig zu vereinigen wußte, und deswegen daß eine für Abschweifung hielt. Für den gegenwärtigen Fall zeigt der Verf., daß die Tibullischen Gemälde immer in ein harmonisches Ganzes zusammengehen und eine Hauptschönheit dieser Poesien gerade in diesem innern Reichthume liegt. Dieselben Gemälde geben dann noch weitem Stoff zur Betrachtung, da sie mannigfaltige Compositionsformen haben, bisweilen auch sehr schön zu zweyen oder dreyen sich in eine größere Einheit verknüpfen, überall aber eine sehr bestimmte Gestalt haben. Das Ineinanderfließen und unmerkliche Ineinanderübergehen einer einzigen continuierlich fortlaufenden Gedankenmasse ist nicht Tibullisch, dessen ganze Elegie durchweg einen festen ausgeprägten architectonischen Bau hat. Der Verf. geht alle Gedichte nach Classen geord-

net durch, und zeigt wie der Grundtypus der Tibullischen Elegie sich nach der Art des Stoffes modificiert, immer aber wesentlich gleich bleibt. Von der Elegie des geistreichen Propertius ausführlich zu reden war nicht der Ort, doch sind hie und da Andeutungen gestellt, wie dieselbe in ihrer Einrichtung von der Tibullischen mehrfach verschieden sey, und es kann hier noch einmal gesagt werden, daß eine Beschreibung derselben anders ausfallen würde als die der Tibullischen. Nach der Betrachtung der Tibullischen Elegie im Ganzen und in ihren Haupttheilen, geht die Analyse zuletzt herunter auf das Distichon und den Satz: das Kapitel de Elocutione Tibulli ist ein Versuch auch den Ausdruck des Dichters in seinen Hauptzügen darzustellen, der aber wie alles frühere billige Beurtheilung in Anspruch nimmt, da noch wenig Vorarbeiten der Art existieren, so erwünscht solche Entwicklungen z. B. für die Tragiker seyn würden. Das Detail kann natürlich hier nicht angegeben werden, doch wollen wir noch bemerken daß im Anfange entwickelt wird, vorherrschende Form sey bey Tibull die Darstellung des Gedankens im Distichon durch Dichotomie, während bey Propertius die Wiederholung desselben Gedankens auf andere und andere Weise beliebter ist, wodurch eine ganz andere Farbe des Ausdrucks entsteht; jenes führt beständige Gegensätze herbey und gibt dem Gedankenausdruck eine eigene kräftige Schärfe und vigor nervosus, während die andere Manier wesentlich weicher ist. Auch darin unterscheidet sich Lygdamus von Tibull, wie in vielen andern Dingen. Denn es muß schließlich noch bemerkt werden, daß natürlich auch die unechten Theile der Sammlung in den Abhandlungen nicht übergangen sind, wie sie der Commentar

188. St., den 28. November 1835. 1873

andererseits zu beleuchten hatte, und wir wünschten das Untribulische so viel möglich von allen Seiten gezeigt zu haben.

D.

W i e n.

In der Buchhandlung der Wittwe des seligen Ritters J. G. von Mözle am Graben №. 1144. Neues System der Chemie. Zum Leitfaden eines geregelten Studiums dieser Wissenschaft bearbeitet von P. T. Meißner, ordentl. öffentl. Prof. der Ch. am k. k. polytechn. Institute &c. &c. Erster Band. System der Chemie. Chemie der nicht metallischen Stoffe. 1835.

So lange die Chemie noch nicht den Rang einer Wissenschaft hatte und um ihre Principien kämpfte, war es von großer Bedeutung, welche Ansichten man bey ihrer Darstellung zum Grunde legte, ob man dem phlogistischen oder antiphlogistischen Systeme huldigte. Seitdem jedoch ihr Gebäude auf unerschütterlichen Fundamenten ruht, die aus zahllosen Thatsachen und Combinationen sich ergaben, seitdem jede neue Entdeckung nur dahin führt den Zusammenhang des Ganzen zu befestigen und zu vervollständigen, also seit dem Anfang dieses Jahrhunderts ist die Frage nach dem System der Chemie mehr und mehr in den Hintergrund getreten. Man überzeugte sich, daß die ganze Lehre eben in dem für wahr und recht erkannten System bestehe, gerade so wie die Astronomie in den unumstößlich bewiesenen Gesetzen des Weltgebäudes besteht. Schwerlich möchte Jemand jetzt im Ernste von einem neuen Systeme der Astronomie reden. Zwar liegt in der Mannigfaltigkeit der chemischen Principien eine Möglichkeit zu

verschiedenen Arten der Eintheilung und Anordnung und die specielle Betrachtung einzelner Principien (wie z. B. über den positiv- oder negativ-electrischen Zustand der Körper) gewährt wieder besondere Classifications-Gründe. Aber hiermit wird in den eigentlichen chemischen Begriffen nichts wesentlich geändert. Daß chemische Material läßt sich je nach verschiedenen theoretischen oder practischen Rücksichten gar mannigfach ordnen, obgleich der naturgemäße Plan immer nach der Folge der einfachen Körper seyn wird, so daß jede Verbindung mit einem später erscheinenden Element auch später abgehandelt wird; eine Anordnung, welche in dem Handbuche der theoretischen Chemie von Leopold Gmelin mit so musterhafter Consequenz und Vollständigkeit durchgeführt ist.

Wenn nun der Verf. des vorliegenden Werks dasselbe ein 'neues System' nennt, so möchte man von vorn herein glauben, daß es sich nicht um neue chemische Begriffe und Principien, sondern nur um eine von der bisherigen abweichende Gruppierung und Vertheilung des Stoffes handle. Aber dem ist nicht also. In letzterer Beziehung ist so ziemlich die eben bezeichnete Methode befolgt. Aber in ersterer finden wir wirklich ganz neue, ja unerhörte Ansichten und Behauptungen ausgesprochen, die, wenn sie begründet wären, eine wesentliche Reform in unsern chemischen Grundsätzen hervorbringen müßten. Aber Ref. muß aufrichtig bekennen, daß er dieses ganze sogenannte neue System für eine durchaus verfehlte Arbeit hält. Der Verf. hat seine Annahmen durch keine neue Facta, durch keine scharfe Discussion auch nur wahrscheinlich gemacht und sie müssen als leere Fictionen und bloß subjective Voraussetzungen gelten. Dieses

188. St., den 28. November 1835. 1875

Urtheil hiermit auf das Bestimmteste auszusprechen halten wir für um so nöthiger, als der Verf. sein Buch einen 'Leitfaden zu einem geordneten Studium' nennt. Aber weit entfernt dieses zu seyn, ist es eher geeignet die Ideen des Anfängers ganz zu verwirren und sein Gedächtniß mit falschen oder doch ganz willkürlich und eigenmächtig gebildeten Namen zu belasten, deren er später nur mit Mühe sich wird entledigen können. Der Verf. beruft sich zwar in der Vorrede auf seine vieljährige Erfahrung und Thätigkeit und sucht im Voraus jedes abfällige Urtheil als entsprungen aus bösem Willen, Mißgunst oder Mißverstand hinzustellen. Da wir seiner Person ganz fern stehen, so können wir versichern, sein Werk unbefangen gelesen und nach reiner Ueberzeugung beurtheilt zu haben. Auch können wir nicht umhin anzugeben, daß der Verf. sich durchweg als ein selbstforschender und selbstdenkender Kopf erweist, daß er fleißig die Literatur benützt und vieles Material in seinen Plan verwebt hat. Aber die Sucht mit neuen Ideen zu glänzen hat ihn fortgerissen, und so ist sein mühsam abgefaßtes Buch, das außerdem ganz brauchbar seyn könnte, zu einem Conzolut von Paradoxien und Irrlehren geworden. Hier mögen einige Belege folgen.

An die Spitze aller Stoffe stellt er das 'Uräon' d. h. den Wärmestoff. Von diesem sagt er aus, daß er auch schwer sey und führt S. 172 an: 'Indirect wird die Schwere des Uräons erwiesen, wenn man gleiche Theile von conc. Schwefelsäure und Wasser mit einander vermischt und die — bekanntlich sich sehr erhitzende — Mischung nach dem Erfalten wieder abwägt. Man findet das Gewicht genau so groß wie vor der Vermischung; was aber — da nun die Mischung

ein kleineres Volumen angenommen hat, als die Zuthaten vor der Vermischung und da sie also nunmehr durch den Druck der Luft weniger von ihrem Gewicht verlieren kann, als vorher die voluminöseren Zuthaten, und also schwerer erscheinen müßte — nicht geschehen könnte, wenn nicht ein Etwas — hier das Uräon — entzwischen wäre.' Hat denn der Verf. sich wirklich überzeugt, daß die beiden Flüssigkeiten vor und nach der Mischung absolut gleich viel wiegen? Schwerlich dürfte dieses Experiment je mit vollkommener Sicherheit auszuführen seyn und auch die feinsten Waagen dazu nicht ausreichen. Von diesem 'Uräon' wird nun postuliert, daß es sich als ein eigenthümlicher chemischer Stoff mit den andern wägbaren, namentlich den Metallen verbinde und dann den gewöhnlichen Verbindungs-gesetzen unterliege. So entstehen die verschiedenen 'Uräoide'. So z. B. zerfällt (nach S. 180) bey'm Erhitzen das Mercur-Dryd in Mercur-Uräoid und in das höhere Uräoid des Drygens. — Es fehlt nicht viel so haben wir eine complete Restauration des alten Regiments vom Phlogiston. — Mit diesem Uräon weiß der Verf. noch weit mehr anzustellen. Nach ihm bildet es mit dem Drygen nicht weniger als dreyzehn Verbindungen (S. 263) und zwar drey Modificationen des Drygens, dann den Magnetismus, die Electricität, den Galvanismus und die sieben Farben des Lichts. Alle diese Sätze werden als ausgemachte Wahrheiten hingestellt und behandelt. Auch werden ohne Weiteres der Stickstoff als 'Azot-Suboxydul' (S. 495), eben so Kohle, Phosphor, Schwefel als Drydule, der Diamant als Karbon-Dryd (S. 595), die Sulfurete als 'Schwefeloxyd-Schwefelmetalle' (S. 711) aufgeführt. Am seltsamsten ergeht es dem Chlor. —

Noch ist vielen Chemikern der Streit im Gedächtniß, der über die Einfachheit dieses Stoffs geführt wurde, und wie ein Berzelius nur nach der lebhaftesten Gegenwehr seine Meinung von der zusammengesetzten Natur desselben aufgab. Die Lehre von dem Chlor und seinen Verbindungen gehört wohl jetzt zu den wohlbegründetsten in der ganzen Chemie. Dieses kümmert indessen alles den Verfasser nicht. Er schafft sich (S. 536 u. flg.) einen neuen Grundstoff, von ihm Murium genannt, der mit Sauerstoff die 'Muriumsäure' bildet. Das Chlor ist nach ihm (S. 551) 'Sechsfach oxydierte Muriumsäure mit Muriumsäure'. In ähnlicher Art werden die andern Zusammensetzungen bezeichnet. Dem Murium analoge Stoffe sind ihm das Brom und das Jod, doch läßt er ihnen wenigstens ihre hergebrachten Namen. Chlorbrom heißt ihm (S. 573): 'Sechsfach oxydierte Bromsäure mit Muriumsäure'. Das Fluor aber läßt er (S. 531) als einfachen Stoff gelten. Er entwickelt zwar seine Gründe für solche Neuerungen, aber in einer Art und Sprache, daß sie schwerlich ernsthaftere Widerlegung finden werden. So wird z. B. S. 516 als der fünfte Grund, daß Chlor wirklich Sauerstoff enthalte, gesagt: 'Es klingt doch wahrlich komisch, wenn man liest, daß brennbare Körper im Chlorgas ohne, im Chloroxydul mit Sauerstoff verbrennen.' S. 559 heißt es, daß die Chemiker die Einfachheit des Chlors nach Davy's Vorgang 'mit beispielloser Vorzüglichkeit' angenommen hätten. Vor solchen Ausdrücken hätte der Verf. sich wohl hüten müssen, so wie vor andern Uebereilungen im Einzelnen. — Die stöchiometrischen Geseze werden S. 22 als Entdeckungen Dalton's angeführt, da sie doch

bekanntlich hauptsächlich von Richter herrühren und D. sie nur in seine atomistische Sprache übersetzt hat. S. 105 steht Gravitation ('der chemischen Verwandtschaft wirken entgegen die Gravitation und die Cohäsion') statt 'Schwere'. Verwirrend ist die S. 121 aufgestellte 'atmosphärenbildende Verwandtschaft'. Die doppelte Strahlenbrechung wird S. 402 so definiert 'es gibt auch Körper in welchen die Lichtstrahlen gespalten werden.' S. 602 wird als das empfindlichste Reagens auf Kohlensäure 'die wässrige Auflösung des essigsauren Bleoxyds' genannt. Der Anfänger wird hierunter nur das neutrale Salz des Bleizuckers verstehen, aber dieser wird von der Kohlensäure nicht getrübt, sondern nur das basische Salz. S. 397 wird das Auswittern, Efflorescieren, Auskriechen der Salze in 'electrischen Strömungen' gesucht, ohne allen Beweis. S. 506 wird mit nichtigen Gründen die atmosphärische Luft als eine bestimmte chemische Verbindung behauptet; S. 511 die Veränderungen im atmosphärischen Druck der Attraction der Sonne und des Mondes zugeschrieben; S. 514 b) vom Wasserdampf gesagt 'er werde von der Luft aufgelöst'. Lauter unrichtige, halb wahre oder problematische Dinge, welche in kein Lehrbuch gehören. Ermüdend sind die überflüssig langen Namen wie 'schwefelsaures Kaliumoxyd = Aluminiumoxyd' (S. 31) statt Alaun, oder 'Sodiumoxydhydratauflösung' statt Natronlösung (S. 482) u. dergl. mehr. Stirpian Luiscius S. 484 statt Stipriaan ist wohl nur ein Druckfehler.

Folgendes ist die Uebersicht des Inhalts. Nach einer Einleitung (S. 1 — 13) folgt: Allgemeine Chemie. System der Chemie. Der er-

188. St., den 28. November 1835. 1879

ste Abschnitt: allgemeine Uebersicht der unzerlegten Stoffe und ihrer Verbindungen (S. 13 — 81); 2. Abschn.: von den Ursachen welche der Entstehung chemischer Verbindungen beförderlich und hinderlich seyn können (S. 81 — 128). 3. Abschnitt: Vom chemischen Proceß (S. 128 — 145). 4. Abschn.: Von den chemischen Operationen (S. 145 — 157). 5. Abschn.: Von dem chemischen Apparat (S. 157 — 159). 6. Abschn.: Betrachtung jedes einzelnen Stoffes in allen seinen Verhältnissen und Beziehungen zu allen übrigen Stoffen (S. 159 — 168). Der speciellen Chemie erster Theil (S. 173 — 763) enthält in dreizehn Kapiteln: Aräon, Oxygen, Hydrogen, Azot, Fluor, Murium, Brom, Jod, Carbon, Boron, Phosphor, Schwefel, Selen. — Druck und Papier sind gut.

C. M.

M ü n c h e n .

Ueber die Natur der Gase oder die Gasometrie. Nach neuen und eigenen Ansichten vortragen von Johann Leonhard Späth, Königl. Bayr. Hofrath, Akademiker und Professor der höhern Mathematik an der Ludwig-Maximilians-Universität in München. 1835. VIII und 64 S. in 8.

Ref. ist nicht im Stande den Inhalt dieser Schrift mitzutheilen, weil er bey der größten Aufmerksamkeit auch nicht den Sinn einer Seite oder eines Satzes zu entziffern vermag. Als Probe diene der Schluß des ersten Paragraphen, wo die Rede auf achromatische Prismen kommt:

‘Wird mit dem Prisma A ein anderes B, ihm in den Dimensionen ganz gleiches, verbunden, so daß beide nun ein Parallelepipedon vorstellen, dessen Seiten unter sich parallel sind, aber das Prisma B besteht aus einer Glasmasse, deren Glasstoffe andere, und dabey so große Kräfte haben, daß sie durch ihre über ihre Hüllen noch hinausreichenden oder vacanten Kräfte, die aus der hintern Wand des A Prisma in seiner Curve austretenden Lichtstoffe so stark anziehen können, daß sie den Weg, welchen sie in dem A Prisma eingeschlagen hatten, auch in dem B Prisma geradlinigt, also ungebrochen fortsetzen müssen — so ist es eben so viel, als ob das Sonnenlicht einen Glaswürfel passiert hätte, bey welchem seine sämtlichen auf seine Vorderseite aufgefallenen Strahlen an ihrer Rapidität gleich viel verlieren, also hinter ihm ein Bild ohne Farben oder ein achromatisches Bild von der Sonne entwerfen.’

Lesern, die solchen Worten einen verständigen Sinn beizulegen verstehen, sey die angewandte Physik des Verfassers empfohlen (deren Vorläufer diese Gasometrie ist) von welcher unter andern auch eine eigene ‘Section oder Heft die cosmische und irdische Flamme mit der Phosphorescenz der Körper behandelt, und zum Drucke bereit liegt.’

G. 1839 B. 7 v. u. statt H. R. Melford l. H. M. Melford.

G ö t t i n g e
 g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
 der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

189. Stück.

Den 30. November 1835.

C a l c u t t a.

Printed at the Baptist Mission press, 1834:
 Essay towards a Dictionary, Tibetan and
 English. Prepared, with the assistance of
 Bandé Sangs - Rgyas Phun - tshogs, a learned
 Láma of Zangskár, by Alexander Csoma
 de Körös, Siculo-Hungarian of Transyl-
 vania, during a residence at Kanam, in the
 Himálaya mountains, on the confines of In-
 dia and Tibet, 1827 — 1830. — XVIII und
 351 S. in 4. Und ebenda

A Grammar of the Tibetan Language, in
 english. Prepared, under the patronage of
 the Government and the auspices of the
 Asiatic Society of Bengal, by — Körös. —
 XII und 204 S. mit 40 S. Steindruck tibeti-
 scher Schriften, in 4.

Da das Werk des Pater Georgi sehr unge-
 nügend, ein zu Serampore 1826 gedrucktes ti-
 betisches Lexicon aber in Europa sehr selten ist

(Ref. hat es nur einmal flüchtig sehen können), so kann man die eben genannten zwey Werke (welche vom Verf. im dankbaren Andenken an seinen ehemaligen Aufenthalt hieselbst unserer Bibliothek mit einer eigenhändigen schriftlichen Zueignung verehrt sind) als die ersten sichern und ausreichenden Einleitungsschriften in die tibetische Literatur betrachten. Mit welcher Aufopferung der Verf. die Reise nach Tibet vollendet, die unbekanntere Sprache erlernt und diese Werke verfaßt hat, ist aus Zeitungsnachrichten bekannt: wir können nun hinzusehen, daß die genauere Untersuchung seiner Werke sein Lob nicht verringern wird. Zwar ist die vorliegende Grammatik noch sehr weit entfernt den Forderungen zu entsprechen, die man an ein wissenschaftliches Werk stellen muß: kaum ist der Stoff darin in großen Umrissen beschrieben oder vielmehr angedeutet, Zusammenhang und Deutlichkeit fehlen noch merklich, auch bleiben künftig wichtige Nachträge zu machen. Indes ist bey dem Anfange der Beschäftigung mit einer neuen Literatur nichts so wichtig als den nöthigsten Stoff irgend wie zu besitzen: und diesen hat der Verf. mit größtem Fleiße gesammelt, besonders ist sein Lexicon schon sehr vollständig und möchte für das Lesen gewöhnlicher Bücher ziemlich ausreichen, wenn man ein Sanskritwörterbuch zugleich gebrauchen kann. Der Grund aber, den der Verf. in tibetischen Studien gelegt hat, ist so tief und mächtig, er hat außerdem ein so bescheidenes Bewußtseyn des noch fehlenden, und seine Hülfsmittel sind so groß, daß sich sicher hoffen läßt, er werde in diesen Studien künftig noch Großes leisten, unter andern grammatisch zeigen, wie die tibetische Sprache einen merk-

würdigen Uebergang bilde von den formlosen, einsylbigen östlichsten Sprachen zu den formreichen und mehrsylbigen, wie Tibet selbst in der Mitte liegt zwischen Sina und Indien. Vorzüglich zu rühmen ist, wie der Verf. die Sprache durch Bruchstücke zusammenhängender Rede zu verdeutlichen wünschend, eine schöne Anzahl wichtiger Stellen über die buddhistische Religion, Geschichte und Literatur in Tibet seinem Werke beygegeben hat; auch die Steindruckblätter, welche die aus einer ältern indischen abgeleitete tibetische Schrift in ihrer großen Mannigfaltigkeit nach dem jetzt gewöhnlichen, dem Bámjif-, Brutshä- und Lánishä-Character darstellen, sind sehr schätzbare Zugaben. Würden nun bald die Schätze der tibetischen Literatur selbst in Europa bekannter und durch den Druck verbreitet, so würde dieß wegen der in Indien selbst zerstörten, aber in Tibet sehr vollständig erhaltenen buddhistischen Literatur äußerst wichtige Studium im kurzen schnell aufblühen und eine Menge neuer Wahrheiten und Ansichten eröffnen. Von Calcutta her, dessen asiatischer Gesellschaft Kórós seine reichen Sammlungen mit dem Wunsche, die doppelten Bücher nach Europa zu schenken, anvertraut hat, und von der russischen Mongoley her scheinen die tibetischen Bücher, jetzt näher an uns zu kommen; und ein verehrungswürdiger Reisender und Gelehrter, welcher durch ausgezeichnete, mit Glück gekrönte Liebe zu orientalischen Studien von der letztern Seite her tibetische Schriften in Menge gefunden und nach Europa gebracht hat, hat auch schon den Anfang gemacht, tibetische Schriften nach den von Asiaten selbst gemachten Holzschnitt-Tafeln unter uns abdrucken zu lassen:

L e i p z i g.

Bey K. Tauchnitz, 1835: Btschom-Idan
 adas-ma sches-rab-kyi-pha-rol-tu phyin-
 pai sning-po (tibetische Uebersetzung des Sans-
 krit = Titels bhâgavatî = prag'nâpâram - itâ =
 hridajam d. i. das Herz der zum Ufer der Er-
 kenntniß gelangten Seligen), 7 Blätter in Quer-
 Quart; und ebendasselbst: Smon-lam btschu-
 tham abyor-bai (hier fehlt in der Ueberschrei-
 bung mit lat. Schrift lhag) smon-bsngo-ba,
 ein Gebetbuch in Versen, 6 Blätter in Quer-
 Quart. Zwey kleine Bücher, die obwohl bloß
 buddhistisch-andächtigen Inhalts, doch sehr gut
 dazu dienen können, einen Begriff von tibetischer
 Sprache sich zu bilden; wozu kommt, daß sie, als
 ganz nach Art tibetischer Handschriften von Asia-
 ten in Holz geschnitten, uns einen guten Be-
 weis tibetischer Kunst im Schreiben und Holz-
 schneiden geben.

H. C.

E b e n d a s e l b s t.

Bey Kaiser, 1835. auf IV und 51 Seiten
 gr. 8. hat Herr Dr (nun auch Prof.) Richter
 zu seiner Nostrification und zur Fortdauer der
 schon früher vorläufig erhaltenen venia legendi,
 auf welche man jetzt in mehreren theologischen
 Facultäten, ganz anders als bisher, den Licen-
 tiatus bezieht, welcher bekanntlich, wie es der
 Licentiaten-Eid der hiesigen juristischen Facul-
 tät noch ausspricht, auf die vielleicht darauf fol-
 gende Doctor-Promotion hinweist, aber sie auch
 oft ersetzt, den Anfang, wie es so oft geschieht,

189. St., den 30. November 1835. 1885

wenn eine Dissertation erfordert wird, einer historisch-critischen Abhandlung, de emendatoribus Gratiani, drucken lassen, die sonst, wenn diese Sitte nicht wäre, deren Ursprung der Unterz. nicht kennt, wohl eher zu den erst neulich in unsern Anzeigen gerühmten Beyträgen des Verfassers gepaßt hätte. Auch hier wird wohl Jeder, dem die gelehrte Geschichte, namentlich des canonischen Rechts, Etwas werth ist, Belehrungen finden, die man anderswo vergebens sucht, was um so weniger zu verwundern ist, da der Verfasser eine Savigny gehörige Abschrift einer Vaticanischen Handschrift, mit Erlaubniß des Eigenthümers, durch Herrn G. J. M. Biener mitgetheilt erhalten hat, worin das Concept eines Breve's (minuta literarum brevium) Gregor's XIII. und ein Stück der Acten (wohl des Protocolls) der Congregation enthalten sind. Die Abhandlung zerfällt in ein prooemium bis S. 13 über den Ursprung der Fehler Gratian's, ohne welche natürlicherweise keine Verbesserungen nöthig gewesen wären, dann kommen im ersten Kapitel bis S. 36 die Verbesserungen, welche einzelne Gelehrte versucht hatten, endlich im zweyten die officielle, auf Befehl des Papstes unternommene. Als Probe möge hier nur Einiges aus den letzten Blättern stehen. In dem päpstlichen Breve heißt es, das Decret soll auch ohne die Glossen gedruckt werden. Eine solche Ausgabe kennt der Verfasser nicht, wahrscheinlich hängt aber damit die Ausgabe, größtentheils von F. Paulus Constabilis, 'Gregorii jussu' Venedig 1584. 8. zusammen. — Aus wie vielen Bänden aber die Ausgabe mit der Glosse bestehe, darüber sind die Gelehrten, wie so oft, na-

mentlich in ähnlichen Fällen, uneinig. Einige sagen aus dreien, Andere, worunter denn auch der, wohl aus Schonung dieß Mal nicht genannte, Unterz. gehört, aus vieren, der Verfasser entscheidet, es seyen fünfe, weil fünf Mal ein neues Titelblatt und neue Seitenzahlen seyen. Dieß ist aber doch noch nicht entscheidend, weil es auch bey einem und demselben Bande vorkommt, wie sich, theils aus der auf dem Titel angegebenen oder bey dem einen Bande, mit welchem, wenigstens einem vorläufigen, oft ein Buch allein, in den Buchhandel kommt, ergibt. Der Grund eines solchen scheinbaren Widerspruchs liegt oft, wie der Unterz. bey den Institutionen im Corpus juris mit der Glosse schon früher bemerkt hat, darin, daß man bey einem solchen Theile des Buches auf einen größeren Absatz rechnete, als bey dem ganzen, dann aber auch fängt man in der Druckerey oft eine Abtheilung an, während noch an der vorhergehenden gedruckt wird, man also noch nicht weiß, wie viele Seiten diese beträgt, wenn sie fertig ist. — Endlich die Frage: ob die Congregation sich auch mit den Decretalen beschäftigt habe? läßt sich nicht mit Gewißheit entscheiden. Da sie auf der einen Seite mit zu der verbesserten Ausgabe gehören, und das päpstliche Privilegium auch auf sie geht, auf der anderen Seite die vorhin erwähnten handschriftlichen Acten nichts davon sagen, auf dem Titelblatte der Decretalen kein Befehl des Papstes angeführt wird, und die Schriftsteller nur das Decret erwähnen, so ist es wahrscheinlicher, daß nur Einzelne, und nicht die Congregation, sich mit den Decretalen beschäftigt haben.

Hugo.

189. St., den 30. November 1835. 1887

D a r m s t a d t.

Briefe an Johann Heinrich Merck, von Göthe, Herder, Wieland, und andern bedeutenden Zeitgenossen. Herausgegeben von Dr. Carl Wagner, Lehrer am Großh. Gymnasium zu Darmstadt. 1835. LX u. 528 S. 8.

Wieder eine Brieffammlung, wie sie jetzt so häufig erscheinen; nicht selten mit einem Mißbrauch, den keine Entschuldigung rechtfertigen kann. Glücklicherweise findet ein solcher hier nicht statt; es sind mit geringen Ausnahmen Briefe Verstorbener, und auch die wenigen noch Lebenden werden sich über die Bekanntmachung nicht zu beschweren haben. Es sind, wie der Titel sagt, Briefe an den Mann an den sie gerichtet sind, keine von ihm; wie er denn auch, wie es scheint, lieber an sich schreiben ließ, als selber schrieb. Merck gehört zu den Leuten, die mehr durch ihre Freunde und Verbindungen, als durch sich selbst berühmt geworden sind. Hätte Göthe nicht in seinem Leben so viel von ihm gesprochen, so möchte er vielleicht schon der Vergessenheit übergeben seyn, da er keine Werke nachgelassen hat, die seinen Namen hätten erhalten können. Proben seiner Gedichte, theils lyrischer, theils erzählender Art werden mitgetheilt. Eine kurze Geschichte seines Lebens ist von dem Herausgeber voran geschickt. Geboren in Darmstadt 1744, wo er nach seinen Universitätsjahren in einer ihm wenig angemessenen Stelle als Kriegszahlmeister angestellt wurde, endete er nach einer schmerzhaften Leberkrankheit in einem Anfall von Hypochondrie, die ihn schon früher geplagt hatte, im Jahre 1791 sein Leben durch einen freywilligen Tod.

Merck muß in einem hohen Grade das Talent des Umgangs besessen haben, denn die Briefe geben davon die Beweise, indem die Achtung die sie ausdrücken auf persönliche Bekanntschaft gegründet

ist. Wer das Wohlwollen solcher Personen wie der Herzogin Amalia und des verewigten Großherzogs von Weimar sich auf solche Weise und so dauernd verschaffen und erhalten konnte, mußte wohl die dazu nothwendigen Eigenschaften und Mannigfaltigkeit von Kenntnissen in einem hohen Grade besitzen. Ein gesundes Urtheil, oft kräftig ausgesprochen, verbunden mit einem feinen und richtigen Tact, um nicht zu viel oder zu wenig zu sagen, waren hervorstechende Eigenschaften. Auch war er flug genug sich von den Großen lieber suchen zu lassen, als sie zu suchen. Wir werden durch diese Briefe ganz in jenen edlen Kreis versetzt, wie ihn damals das Weimarsche Fürstenhaus um sich bildete; und zu der Kenntniß dieses, für die Geschichte unsers Vaterlandes so ruhmvollen Kreises sind sie eine eben so reiche als reine Quelle, denn fast alle Mitglieder desselben erscheinen hier durch sich selbst geschildert, und ihre Umgebungen schildernd. Die zahlreichsten sind die Briefe von Wieland, der an Merck den thätigsten Mitarbeiter an seinem Merkur hatte oder zu haben suchte; die Sammlerlieder und Suppliken in allen Formen, wenn es an Manuscript fehlte, wird mancher Redacteur nicht ohne warme Theilnahme lesen. — Göthe bleibt Jupiter-Göthe, auch gegen den Duxbruder, wenigstens seitdem er in Weimar in seinem Olymp sich festgesetzt hatte, denn die früheren sind in einem mehr familiären, fast burschikosen Ton. Von den übrigen Correspondenten müssen wir noch Wilhelm Tischbein nennen. Wir haben seine Briefe mit unendlichem Vergnügen gelesen; sie sind so originell wie er selbst war. Wir zweifeln nicht daß sie unverfälscht abgedruckt sind, doch wird wohl nöthigenfalls einiges in der Orthographie von dem Herausg. berichtigt seyn, denn mit dem Pinsel wußte er besser umzugehen als mit der Feder.

Sn.

G e t t i n g e n
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

190. 191. S t ü c k.

D e n 3 . D e c e m b e r 1 8 3 5 .

B o n n .

Bey Adolph Marcus, 1835: Ursprünge der Römischen Verfassung. Durch Vergleichen erläutert von Karl Dietrich Hüllmann. 170 Seiten in Octav.

In den fünf Abschnitten des vorliegenden Werks beschenkt uns der Verf. mit einer weitem Ausführung des ersten Theiles seiner Römischen Grundverfassung, worüber ein früherer Jahrgang dieser Blätter bereits berichtet hat (S. g. U. 1834. S. 1345). Besonders ist es die Römische Genokratie, welche hier durch wiederholte Forschung von Neuem aus ihren ersten Keimen entwickelt wird. Veranlassung dazu gaben die gegen die frühere Schrift erhobenen Zweifel und Bedenklichkeiten, deren baldige Widerlegung dem Verf. nothwendig schien. Aber statt isolirter Gegenbemerkungen gegen die abgerissenen Einwürfe der Opponenten erhalten wir

eine neue, organisch ausgebildete, Darstellung der gesammten Genokratie des ältesten Römischen Staates, die besonders durch eine tiefer eingehende Vergleichung mit Einrichtungen der Griechischen Staaten unendlich viel an innerer Wahrheit gewonnen hat. Festere Begründungen von einmal ausgesprochenen Ansichten, welche, wie vorliegende, auf eine so überzeugende und würdige Weise ihren Zweck verfolgen, indem sie, fern von aller Polemik, nur den Ernst einer vielseitigen und erschöpfenden Forschung im Auge behalten, verdienen vor allen übrigen Methoden, wodurch man sonst gewöhnlich das Ansehen bestrittener Meinungen zu rechtfertigen oder zu erhöhen sucht, einen unbedingten Vorzug; daher sich denn auch Ref. mit Vergnügen beeilt, den Inhalt der genannten fünf Abschnitte mit ein Paar Worten genauer zu bezeichnen.

Die Entstehungsart und Zusammensetzung der Gesellschaft im ursprünglichen Rom wurde schon früher vom Verf. mit den wesentlichen Bestandtheilen des Spartanischen Staates verglichen; und diese Vergleichung gewährte manchen überraschenden Aufschluß über die wichtigsten bestrittenen Einzelheiten der Römischen Urverfassung. Indem nun der Verf. jetzt noch andere geschichtliche Thatsachen zu Hülfe ruft, deutet er im ersten Abschnitte auf die Anfänge der Ansiedelungen in den Ionischen Colonien Kleinasiens, in Kyrene, Sybaris, und in andern Hellenischen Staaten hin, entwickelt darauf das Wesen der Phylä (Stämme), Phratriä (Verbrüderungen) und Gentes im allgemeinen, und verweilt dann länger bey den ältesten gesellschaftlichen Verhältnissen des Attischen Staats. Er erkennt die

Theilung des Attischen Gebiets in vier Landschaften oder Stämme (die Tetralomie oder Tetrapolis) für ursprünglich, und trennt diese vier Phylen sehr scharf von den vier Ständen, welche keine geographische sondern nur eine bürgerliche oder ständische Bedeutung haben, und in allen vier Phylen anzutreffen sind. Die Verwechselung dieser vier im ganzen Attischen Gebiete durch einander wohnenden Stände (welche ihre Namen von ihrer Beschäftigung und Lebensart erhalten haben) mit den geographisch abgesonderten Stämmen hat eine große Verwirrung in die Vorstellungen vieler Gelehrten gebracht. Mit Recht macht der Verf. nach seiner Darstellung der Grundverhältnisse der Gesellschaft ein abgeschlossenes Gebiet zu dem wesentlichen Unterscheidungsmerkmale eines Stammes, der ursprünglich aus solchen Mitgliedern bestand, die aus demselben Lande stammten, und denselben Dialect redeten. Die Zahl der neuen Ansiedler, und die Beschaffenheit des eroberten Landes wurde dann als Maßstab der Größe des für jede Phyle oder stammverwandte Ober-Abtheilung anzuweisenden Landesstückes angenommen. Die einzelnen abgeschlossenen Gebiete wurden ebenfalls Phylen genannt. Diese Ober-Abtheilungen zerfielen dann wieder in Phratrien, oder engere Genossenschaften, in welche alle die Teilnehmer des Colonistenzuges vereinigt wurden, die durch gemeinschaftliche Heimath, Religionsgebräuche und Lebensgewohnheiten näher verwandt waren. Sie erhielten ihre Grundstücke auch wieder in abgeschlossenen Landmarken, als Theilen des Stammgebiets. Jede Phyle sowohl als auch jede Phratric hatte ihren Vorsteher, jener hieß Phylarch, dieser Phratriarch, und

sie bildeten zusammen ein besonderes Gemeinwesen unter der Leitung des Phylarchen, dem die bürgerlichen Angelegenheiten und gewisse, an bestimmten Tagen des Jahres vollzogene, allen Phyleten gemeinsame Religionshandlungen anvertraut waren. Was der Phylarch im Größern, das war der Phratriarch im Kleinern. Auf noch engeren Familienbanden beruheten die Gentes, in die eine jede Phratrie zerfiel, denen wiederum besondere Feldmarken in der Phratrie angewiesen waren, und die wiederum ihre einzelnen Vorsteher hatten. Endlich zerfiel wieder die Feldmark jeder Gens in einzelne Familienlose. Diese topographischen und verwandtschaftlichen Ober- und Unter-Abtheilungen der Gesellschaft finden sich in den meisten Hellenischen Staaten wieder. Die Sagen Geschichte Attica's hat diese Theilung personificiert in dem Namen Κέκροψ, ἔρκος, κέρκος (circus), κέρκος, κέρκοψ, welcher zwölf πόλεις d. h. Landmarken der Phratrien in Attika angelegt haben soll. Daß πόλις und πόλις verwandt sind, und einen abgeschlossenen Raum bezeichnen, geht aus einer Stelle des Aristophanes deutlich hervor (ὄρνιθ. 180), und bedarf auch sonst keines weiteren Beweises. Aber den personificierten Κέρκοψ für ἔρκος kann Ref. nicht als solchen anerkennen. Dadurch wird die Sache auch keineswegs verändert. Das Resultat bleibt immer, daß die ursprüngliche Attische Tetrapolis vier Phylen enthielt, jede Phyle drey Phratrien, und jede Phratrie 30 Gentes; zusammen 360. Dieß scheint im Ganzen die Grundform der Ionischen Staaten gewesen zu seyn, nämlich vier obere und zwölf mittlere Abtheilungen. Das Verhältniß der Zusammensetzung eines Dorischen Staats war

in der Regel anders. Hier bestanden 3 Phylen und 30 Phratrien, wie im Peloponnes, auf Rhodos, in Kyrene u. s. w. Da nun dieses auch die älteste Grundform des Römischen Staats ist, so nimmt der Verf. an, daß, wie in Unteritalien an vielen Orten, und auf Sicilien, eben so in Mittelitalien, am Tiberflusse, Hellenen sich niedergelassen, und die gesellschaftlichen Formen aus dem Mutterlande in ihre neuen Staaten übertragen haben. Der Ursitz dieser Staats-Eintheilung soll Delphi gewesen seyn, wo die Umwohnerschaft zu beiden Seiten von Thermopylä den ältesten Hellenenbund, die Amphiktyonie, bildete. Hier finden wir zuerst die geschlossene Zahl zwölf; denn aus so vielen Stämmen bestand dieser Völkerverein. Als die drey vorherrschenden Stämme betrachtet der Vf. die Aeolier, Dorier und Jonier, welche mit den neun andern Phylen Bevollmächtigte oder Phylarchen (späterhin genannt Phylagoren) nach Delphi sandten, um daselbst im Bundesrathe über gemeinsame Angelegenheiten Beschlüsse zu fassen, und die gegenseitigen Streitfälle zu schlichten. Diese geschlossene Zahl von zwölf Stimmberechtigten im Amphiktyonenbunde soll dann auch zu der Idee eines olympischen Götterraths von zwölf Mitgliedern Anlaß gegeben haben, und man glaubt aus dem geschichtlichen Kern der Sage, daß unter Deukalion (dem mythischen Stifter der Amphiktyonie, und dem Stammvater der drey vorherrschenden Völkerschaften) die Verehrung der zwölf Götter entstanden sey, die Abkunft der Römer aus Griechenland entwickeln zu können. Einer wohlverbürgten Nachricht zufolge soll noch Peisistratos den zwölf Göttern zu Athen auf dem Versammlungsplatze

einen Altar errichtet haben; und eine uralte Sage läßt die zwölf Mächte selbst in Streitsachen ihrer Rathsgenossen zu Gerichte sitzen. Hier ist das Sitz- und Stimm-Recht das Unterscheidungsmerkmal der Gottheiten des ersten Ranges. In der unstreitigen Voraussetzung also, daß die Geschlossenheit ihrer Zahl und der hierauf beruhende höhere Rang, ein ausschließlich eigenthümlicher Theil der Religion aller der Völkerschaften sey, welche unmittelbar oder mittelbar von der Delphischen Amphiktyonie stammen, dürfen diese Abstammung und jene Glaubenslehre als wesentlich verbunden angesehen werden, so daß die Vorfahren aller der Völker, deren altem Religionsgebäude die Zwölfzahl zum Grunde liegt, von dem ursprünglichen Hellas ausgezogen seyn müssen. Dieß gilt auch von den Römern, bey denen die zwölf *consentes i. e. praesentes* den ursprünglichen Religionslehrsatz bildeten.

Zunächst erörtert der Verf. die gegenseitigen Verhältnisse der Römischen *Tribus*, *Curia* und *Gentes*, und vergleicht sie im Einzelnen wieder mit Hellenischen Staatseinrichtungen, oder er macht nun vielmehr die Anwendung der vorangeschickten allgemeinen Bemerkungen auf Roms Urgeschichte. Hierauf folgt eine vergleichende Darstellung des Herrenstandes in den verschiedenen Staaten des Alterthums. Von besonderer Wichtigkeit ist hier die erweisliche Thatsache, daß es die Anführer der einzelnen Haufen einer Ansiedlerschaar gewesen sind, von denen größtentheils die Benennungen der obern und mittlern Abtheilungen des besetzten Landes hergenommen werden. Die diesen Zugführern ursprünglich in dem Gemeinwesen zustehenden Rechte sind in

den Familien derselben erblich geworden, und so hat sich der Stand der Edelväter, Eupatriden oder Patricier entwickelt. Mit besonderer Ausführlichkeit wird dann der Uebergang dieser angestammten Vorrechte auch auf andere Mitglieder des Staats geschildert — was in den Griechischen Staaten schon sehr früh, in der Römischen Republik aber erst spät geschehen ist. Am längsten hat sich unter den Edelvätern das erbliche Vorrecht der priesterlichen Wirksamkeit erhalten, über deren Umfang und allmähliche Beschränkung der Verf. die nöthigen Erläuterungen mittheilt, und dann zu der historischen Entwicklung des Standes der Untersassen fortschreitet, deren herkömmliches Verhältniß zu dem Herrenstande in allen seinen verschiedenen Modificationen der Dorischen und Ionischen Staaten geschildert und mit Rom verglichen wird. Dann folgt eine ähnliche Darstellung des Mittelstandes, worin die schon früher ausgesprochenen Hauptsätze dieselben geblieben sind, und nur durch eine engere Vergleichung mit Hellenischen Verhältnissen unterstützt werden. Dieß gilt auch von den Bestimmungen der *Vestæ curiales*, und *Latia curialia*.

Der zweyte Abschnitt beschäftigt sich mit den bundesrechtlichen Banden der Römer — *celereres*, *consualia*, *Panlatium*. Unter *celereres* versteht der Vf. immer noch Wagenreiter, und sucht noch immer neue Beweise auf, wornach reiten für fahren steht. An dem Sprachgebrauche 'auf Wagen reiten' ist durchaus nicht zu zweifeln, eben so wenig als an den Homerischen *ἰππεῖς*, worunter nur Krieger auf Wagen zu verstehen sind. Auch im Englischen wird das

Zeitwort *to ride* eben so häufig vom Fahren auf Wagen und Schiffen als vom Reiten auf Sattelpferden gebraucht; und in den altdeutschen Chroniken heißt es von den Straßburger Gespann-Gleibern, daß sie auf Wagen geritten. Aber *κέλως* ist gerade das Wort, welches seit Homer, da man unter *ἵππος* und *ἵππευς* nur ein Wagenpferd und einen Wagenlenker verstand, ausschließlich und charakteristisch für ein Reitpferd steht, und nie in einer andern Bedeutung gebraucht worden ist.

Die staatsrechtliche Verbindung der Römer wird im dritten Abschnitte erörtert. Hier erkennt der Verf. in den Namen Romulus und Numa die Umbildung der bundesrechtlichen Verfassung in eine staatsrechtliche, und hält beide mit Theseus, der auch die Vereinigung verbündeter Stämme in einen Staat bezeichnet, zusammen. Die Begriffe von *Ῥώμη*, Quiria, senatus, rex, comitia curiata und *populus Romanus* knüpfen sich der Reihe nach hieran, und werden genau bestimmt und erschöpfend entwickelt. Die nachherigen gesellschaftlichen Grundveränderungen, welche durch die neuen Tribus und die Centurien veranlaßt wurden, bilden den Gegenstand des vierten Abschnittes. Mit Nachdruck deutet der Verf. abermals auf den engen und lebhaften Verkehr hin, in welchem die Küstenstädte Italiens und besonders Etruriens einst mit Korinth gestanden haben müssen. Etruskische Bauleute, Bildner, durch den Kunstfleiß Korinthischer Ansiedler geweckt, belebten die Betriebsamkeit dieses Landes, und die ausgebreitete Schifffahrt der Etrusker, deren Flagge einst auf dem ganzen Westmeere von Italien herrschend war,

brachte gewiß manches Kunstproduct in Umlauf, dessen Ursprung oder Verpflanzung sonst wohl nicht leicht zu erklären seyn möchte. Die vielen neuerdings ausgegrabenen Etruskischen Thonbildwerke sind nach dem Urtheil der ersten Kenner im Korinthischen Styl gearbeitet; zwar nicht, wie auch der Verf. meint, von Griechenland dahin gebracht, sondern daselbst von Künstlern Griechischer Abstammung gefertigt, unverkennbar aber eine Hindeutung auf Korinthische Niederlassungen um die Mündungen des Tiberis. In Erwägung der Unzuverlässigkeit aller für jene dunkle Zeit angenommenen chronologischen Bestimmungen, kann es nach des Verf. Urtheil nicht befremden, daß die vermeintliche Niederlassung des sagenhaften ältern Tarquinius in Rom um ein Vierteljahrhundert früher angelegt wird, als jene Gefäße gearbeitet seyn können. — Aus dem Korinthischen Einfluß des Tarquinius wird dann die neue Eintheilung des Römischen Staatsgebiets, und die eigenthümliche Classificierung der Bürgerschaft nach dem Vermögen, so wie auch die Umbildung des Senats abgeleitet. Die besondere Verfassung der Curien und Gentes endlich wird im letzten Abschnitte in allen ihren Einzelheiten nachgewiesen, so daß das Verwaltungsbereich der Curialbehörde (die Ehen, Adoptionen, Testamente), die Gentilen-Verhältnisse und die Wechselbedeutung von gens und familia in ausführlichen Erörterungen vor uns treten.

Der Weg, den der Verf. überall in seiner Darstellung der Anfänge des Römischen Staats einschlägt, ist ganz der seinige, und das Resultat seiner Vergleichen mit ähnlichen Hellenischen Einrichtungen ist stets ein Gewinn für die

historische Wissenschaft. Andere mögen durch eine andere Folge von Vermuthungen zu dem Eingange in das eigentlich geschichtliche Gebiet gelangen (und wie viele Wege sind nicht schon versucht worden!); eine so originelle und erfolgreiche Auffassungs- und Combinations-Gabe, wie in vorliegender Schrift entwickelt worden ist, hat jedoch immer gerechte Ansprüche auf Anerkennung. Worauf aber in diesen unsichern Forschungen ein ganz besonderes Gewicht gelegt werden muß, sind die Winke und Andeutungen der ältesten Römischen Historiker, die sich leider nur in sehr kurzen Bruchstücken erhalten haben. Eine strenge vergleichende Kritik haben diese freylich nicht in dem Umfange bey ihren Angaben angewandt, als wir in neuern Forschungen gewohnt sind. Aber sie haben doch volksthümliche Ueberlieferungen und Berichte aus uralten Staatsurkunden aufbewahrt, deren Werth und Bedeutung wir als unschätzbar anerkennen müssen. Daher betrachten wir genaue Sammlungen aller Bruchstücke der ältesten Römischen Annalisten als sehr verdienstliche Unternehmungen, und freuen uns, hier auf ein Werk aufmerksam machen zu können, welches diese Aufgabe vollkommen zu lösen unternommen hat, und in

B e r l i n

bey Friedrich Dümmler 1833 erschienen ist: *Vitae et fragmenta veterum historicorum Romanorum.* Composuit Augustus Krause. VIII und 331 Seiten in Octav.

Hier sind die Nachrichten und Bruchstücke von nicht weniger als 50 Geschichtschreibern gesam-

melt und critisch untersucht worden. Der Herausg. beginnt mit Nāvius und Ennius und endigt mit Eutatius und Tubero. Eine vorangeschickte Einleitung gibt von der historischen Richtung der Römer überhaupt, und von den den ältesten Annalisten zu Gebote stehenden Quellen ausführliche Rechenschaft. Wenn unter den Hellenen schon sehr früh die epische Poesie aufblühte und zu allen Zeiten mit Eifer betrieben wurde, so treten die Römer nach des Herausg. Meinung vorzugsweise und auch ursprünglich als Annalisten und Geschichtschreiber auf, die in einfacher dürerer Rede die Thaten ihrer Zeitgenossen und ihrer Vorfahren ungekünstelt aneinander reiheten. Dieses war allerdings die Richtung des Römischen Geistes, so weit wir sie historisch verfolgen können. Aber die Römer haben auch eine reiche mythische Vorzeit gehabt, in der wir gewiß eine eben so große poetische Regsamkeit voraussetzen dürfen, als unter den Hellenen, um so mehr da die neuesten Forschungen es sehr wahrscheinlich gemacht haben, daß die Römer aus dem Vaterlande der Poesie und aus der Blüthenzeit der Epik stammen. Und eine reiche Sagen Geschichte setzt schon an und für sich eine rege poetische Vorzeit voraus. Der Character eines Volks kann sich unter bestimmten Einflüssen, die theils aus der innern Gestaltung seiner politischen Verhältnisse, theils auch aus andern äußern Ursachen entspringen, in kurzer Zeit bedeutend verändern; und dieß ist gewiß bey den Römern der Fall gewesen, da sie der monarchischen Verfassung entsagten, und sich ganz eigenthümlichen Formen der Volksherrschaft hingaben, aus denen bald alles poetische Leben entflohen und die Poesie selbst in Verachtung gesunken zu seyn scheint.

Fast ungenießbar war die Darstellung der ältesten Annalisten, die doch erst zur Zeit der Punischen Kriege mit ihren Werken hervortraten. Der nationale Stoff wurde schon damals und auch nachher mit Hintansetzung aller übrigen Völker ausschließlich bearbeitet, besonders die merkwürdigen Begebenheiten der Gegenwart. Die Kenntniß der Vorzeit schöpfte man aus Staatsurkunden, so weit diese reichten (sie reichten aber nicht weiter als bis zur Einnahme Roms durch die Gallier); und war froh, wenn man nur ein Verzeichniß der Magistratspersonen fand, worin höchstens das Jahr ihres Amtes und ihrer Thaten verzeichnet war. Die Annalen des Oberpriesters (*annales maximi*, oder *commentarii pontificum*, verschieden von den *libris pontificum*, welche das Priester-Ritual enthielten) waren hier wohl Hauptquelle. Cicero setzt ihren Ursprung gleichzeitig mit der Erbauung Roms und läßt sie bis auf Mucius herunter gehen, welcher 624 pontifex maximus wurde. Ihren Umfang gibt man auf 80 Bücher an. Erwähnt und benutzt sind sie von Roms größten Historikern, von denen aber keiner irgend ein Ereigniß aus ihnen berichtet, das über die Gallische Zerstörung Roms hinaus reichte. Daher haben denn neuere Forscher schon lange Ciceros Zeugniß mit Recht in Zweifel gezogen, und behauptet, es sey nichts von den Urkunden der Königszeit auf die erste Periode der Römischen Annalistik übergegangen. Die Steinplatten, die Tafeln aus Blei, Erz oder auch Holz, die hölzernen Schilder, die Thierhäute u. s. w., auf denen die Könige ihre Gesetze und Verträge verzeichnen und in den Tempeln aufhängen ließen, scheinen diejenigen Römer, welche sie erwähnen, nur aus unsichern

Ueberlieferungen gekannt zu haben. Die wiederholten Feuerbrünste im Capitol und andern öffentlichen Gebäuden haben nach den sichern Zeugnissen Römischer Historiker das Meiste dieser Art zerstört; und wenn noch von Vespasian gesagt wird, er habe 3000 ehrene Tafeln, auf denen die Senats- und Volksbeschlüsse beynabe seit dem Ursprunge der Stadt eingegraben, und die mit dem Schutte des verbrannten Capitols verschmolzen waren, aus andern noch vorhandenen Exemplaren wieder herstellen lassen, so dürfen wir daraus nicht auf ein ähnliches Verfahren bey frühern Unglücksfällen der Art schließen, zumal da wir nicht wissen, ob die Sitte, die Exemplare der alten Urkunden zu vervielfältigen, schon der Periode vor dem Gallischen Brande angehört. Daß aber bey diesem Brande auch die *commentarii pontificum* nebst andern öffentlichen und Privatdocumenten größtentheils untergegangen sind, bezeugt Livius mit ausdrücklichen Worten, und von einer Wiederherstellung aus sonst noch erhaltenen Quellen ist nirgends im Alterthume die Rede. Ja Cornelius Sisenna und Claudius Quadrigarius fingen ihre Annalen erst nach jener Schreckensperiode an, wahrscheinlich weil sie über die frühere Zeit keine zuverlässige Urkunden vorfanden. Was ferner von den *libris linteis* und den *libris magistratum* in die spätern Annalen eines Tubero und Licinius Macer übergegangen ist, läßt sich schwer bestimmen. Der Herausg. bemüht sich, ihren Werth nach den Andeutungen des Alterthums einigermaßen zu bestimmen. Die *commentarii consulares*, die *tabulae censoriae*, die Commentarien der Quaestoren und Quindecimviren, und die *laudationes* oder die

panegyrischen Reden auf Verstorbene werden dann auch der Reihe nach aufgeführt. Endlich gibt der Herausg. noch einige Notizen über die Griechischen Schriftsteller, welche die Gründung und Geschichte Italischer Städte dargestellt haben. Bey allen diesen wichtigen Untersuchungen hätte man indeß mehr als einmal Gelegenheit nehmen können, auf Lachmann's vortreffliches Werk über die Quellen des Livius zu verweisen. Dieses nicht zu kennen oder absichtlich nicht zu nennen, ist gleich ernstlich zu tadeln.

Die Fragmentsammlung selbst beginnt, wie schon gesagt, mit En. Nāvius, welcher den ersten Punischen Krieg, den er selbst mitgemacht hatte, in Saturnischen Versen besang. Der Umfang des Werks ist nicht bekannt. Die wenigen Bruchstücke daraus gewähren keine historische Ausbeute. Nāvius scheint sein Gedicht mit Troja's Zerstörung angefangen zu haben, und darin folgte ihm Ennius nach, dessen hexametrische Annales die ganze Römische Geschichte in 18 Büchern umfaßten, aus denen uns nur noch zwey Verse bekannt sind. Zeitgenossen des Ennius waren auch die beiden ersten prosaischen Annalisten Q. Fabius Pictor und Lucius Cincius Alimentus. Jener begann sein Werk mit Aeneas' Ankunft in Italien und führte es bis auf seine Zeiten herunter, also etwa bis 540. Da Griechische Schriftsteller, und namentlich Dionysios, Stellen aus ihm anführen, so ist dadurch die Meinung entstanden, als habe Fabius Griechisch geschrieben, was freylich in Bezug auf andere Römische Historiker der früheren Zeit nicht geläugnet werden kann. Dieser Meinung tritt auch der Herausg.

bey, indem er sich auf Dionysios' ausdrückliches Zeugniß beruft, und behauptet, die Lateinischen Stellen stammen nicht aus den Annalen jenes ältern Fabius, sondern gehörten einem jüngern Schriftsteller desselben Namens, den auch noch andere Historiker theilen. Daher bilden die fragmenta quae ad certum aliquem Fabiorum referri nequeunt, und das fragmentum Fabii grammatici besondere Abschnitte. Auf ähnliche Weise ist der Herausgeber mit *Klimentus* verfahren, dem man außer einem analistischen Werke, dessen Titel und Umfang wir nicht genau kennen, noch eine Menge anderer Schriften beylegt, die zum Theil gar nicht in jene frühe Zeit passen, z. B. *historia de Gorgia Leontino, liber de fastis, de comitiis, de consulum potestate, de officio jurisconsulti, de verbis priscis, mystagogicon lib. II., de re militari.*

Zunächst folgt *Numerius Fabius Pictor*, dessen Griechische Annalen Cicero anführt, und *P. Scipio*, der Sohn des ältern Africanus, der ebenfalls Griechisch schrieb, und *C. Acilius*, dessen Griechische Annalen Claudius ins Lateinische übersezte. Der Griechischen Sprache bedienten sich ferner noch *Philinus, Silenus, Sosilus* und *Chareas*, die aber auch Hellenen von Geburt gewesen sind, und nicht zu den Römischen Historikern gezählt werden dürfen. Am berühmtesten waren wohl des *M. Porcius Cato's* *Origines*, die wenigstens aus sieben Büchern bestanden. Bey diesem Werke, dessen Verlust unerseßlich ist, da es die Gründungsgeschichte der Italischen Staa-

ten enthielt, verweilt der Herausgeber, wie billig, etwas länger, nachdem er die wenigen Nachrichten über des Verfassers Lebensumstände mitgetheilt hat. Dagegen kennen wir die beiden folgenden, M. Fulvius Nobilior und C. Julius nur dem Namen nach als Historiker. Von A. Postumius Albinus hatten die Römer ein Buch über Aeneas' Ankunft, eine Griechische Geschichte und Annalen. Sev. Fabius Pictor's Annalen und 16 Bücher de jure pontificio werden zunächst genannt, und dann L. Scribonius Libo, L. Calpurnius Piso, L. Cassius Hemina, und die vier Griechen Timäos, Xenophon, Polybios und Strabon. Von allen diesen, wie von den meisten folgenden sind indeß nur die Titel ihrer Werke bekannt. Bruchstücke von Bedeutung besitzen wir nur von wenigen, namentlich von L. Cöllius Antipater, Claudius Quadrigarius, M. Valerius Antias, L. Cornelius Sisenna und L. Aelius Tubero. Die Namen der übrigen führen wir hier nicht an, und bemerken nur noch, daß der fleißige Herausgeber seine gelehrten Vorgänger, Corte und Havercamp, in der Genauigkeit der Angabe des Einzelnen und in der Vollständigkeit der Sammlung weit übertroffen und sämtliche Vorarbeiten so in sein Werk verarbeitet hat, daß sie jetzt für entbehrlich gelten können.

G. H. B.

1905

G e t t i n g e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

192. Stück.

Den 5. December 1835.

L o n d o n.

For James Duncan: The literary policy of the church of Rome exhibited, in an account of her damnatory catalogues or indexes, both prohibitory and expurgatory with various illustrative extracts, anecdotes, and remarks, by the Rev. Joseph Mendham, M. A. Second edition, much enlarged. 1830. XXXVI und 369 S. in 8.

The life and pontificate of Saint Pius the Fifth. Subjoined is a reimpression of a historic deduction of the episcopal oath of allegiance to the pope in the church of Rome, by the same author. 1832. XVII u. 325 S. supplement 21 S. in 8.

Memoirs of the council of Trent; principally derived from manuscript and unpublished records, namely histories, diaries, letters, and other documents, of the leading actors in that assembly, with plates, by the same author. 1834. XXX u. 379 S. in 8.

Vorstehende drey Schriften, deren Besiz die hiesige Bibliothek der gütigen Uebersendung des Hn Verfassers verdankt, verdienen eine gemeinschaftliche Anzeige nicht allein als Werke derselben Hand, und als Behandlungen ziemlich derselben Zeit, sondern auch weil sie ganz dieselbe Idee durchführen, eine strenge, aber würdige Polemik gegen Rom. In der That ist es einem Mitgliede der Englischen Kirche gerade in der gegenwärtigen Zeit und unter den jetzigen Umständen nicht zu verargen, wenn er zu den erlaubten Waffen greift, um den Kampf gegen den Römischen Catholicismus zu führen. Auch vor der jetzigen so seltsamen Conföderation des Catholicismus mit dem Radicalismus in England, deren gemeinschaftliches Ziel des Angriffs die Hochkirche ist, hatte der Verf. gleich seit der Emancipation der Catholicen es für seine Pflicht gehalten, vor einer Religionspartey und ihren offenen wie versteckten Leitern zu warnen, deren frühere Gewalt und spätere List gerade England vorzugsweise mißhandelt hat. Das Verdienst, das Gregor I. sich durch die Wiederbekehrung Englands, nachdem es durch die Sächsische Eroberung dem Christenthume verloren gegangen war, um dieß Land erworben hat, ist fürwahr mit reichen Sinsen heimgefordert; auf keinem Lande ruhte der päpstliche Arm während des Mittelalters so schwer, und nirgends war das Plünderungssystem so scharfsinnig durchgeführt, als dort. Nirgends, wo die Reformation wirklich durchgesetzt ist, hat sie so viel Blutgerüste und Scheiterhaufen gezählt, als in England, so daß der Grundsatz no popery auch nirgends theuerer gewonnen erscheint, als eben dort. Der historische Weg zur Polemik, den der Verf. hier eingeschlagen hat, ist deshalb nicht allein ein wohlberechtigter,

sondern, so liegt es in der Natur der Sache, auch gewiß der sicherste, und für Rom der gefährlichste. Streitet man mit dem Römischen Catholicismus auf dogmatischem Wege, so ergibt sich dasselbe Resultat, wie bey jedem Kampfe um Principien. Jeder zieht sich auf seine Operationsbasis zurück, und behauptet Recht zu haben, so lange er Feder und Zunge regen kann. Die gegenwärtig in Deutschland so kräftig geführte Erwiderung auf polemische Angriffe des neuesten catholischen Symbolikers, werden, wenn sie auch jedem Unbefangenen genügen, doch nie den Urheber des Streits, den dogmatischen agitator selbst, überführen können. So lange die evangelische und catholische Kirche über die principia cognoscendi, Schrift und Tradition, einander mit Ja und Nein gegenüber stehen, wird der auf dieselben gebauete Beweis gegenseitig nie anerkannt werden. Etwas ganz anders ist es, wenn man, wie hier der Verf. es ausgeführt hat, die Römische Kirche auf den geschichtlichen Boden herabzusteigen zwingt, und sie Rede stehen heißt für Alles, was sie nur in den Jahrhunderten seit der Reformation verschuldet und verübt hat. Da liegen Facta vor, die sie nicht ablängnen kann; da werden ihr nicht Syllogismen, nicht major und minor entgegen gehalten, sondern Thatsachen, der Geisteszwang, die Inquisition, der Index, die autos da fé. Seit den Magdeburger Centurien ist deshalb keine Waffe treffender, und kein Bollwerk des Evangeliums schützender, als die ganz einfache, unbefangene Geschichte der Römischen Kirche selbst. Der Verf. hat wohl diesen Vortheil zu benutzen verstanden, und es hätte kaum seiner eingestreuten polemischen Bemerkungen bedurft; die bloßen Facta, wie er sie aus Quellen gründlich

schöpft, sprechen hinreichend. Er behandelt die nächsten Zeiten nach der Reformation, wo Rom in seinen Grundfesten erschüttert, in seinem Mittelpuncte angegriffen, sein ganzes System um so offener darlegt, weil es, kaum wieder zur Besinnung gekommen, mit seinen letzten Mitteln hervortreten muß, um nur die Welt glauben zu machen, es sey noch nicht Alles verloren.

Das erste vorliegender Bücher gibt eine sehr vollständige Uebersicht der ganzen Indexliteratur; denn wirklich steigen die Schriften, wodurch Rom die andern verbietet, selbst zu einer ziemlichen Bibliothek an. Der Verf. ist in ihrer Aufzählung und Beschreibung um so genauer, da er mit wenigen Ausnahmen, von ihnen als Augenzeuge redet; schwerlich wird ihm ein Buch der Art entgangen seyn, das man nicht wenigstens dem vollständigen Titel nach fände. Die Eintheilung ist sehr zweckmäßig chronologisch entworfen, und in den einzelnen Perioden wiederum nach den Ländern unterschieden. Denn nicht allein von Rom gingen die Verbote aus; es bleibt kein catholisches Land über, das nicht in längern oder kürzern Zwischenräumen seinen Index prohibitorum et expurgandorum hervorgebracht hätte, obgleich freylich die Zahl derselben und die Strenge mit der sie auftreten, zugleich mit den übrigen Instituten, Inquisition und Jesuitenorden, gleichen Schritt hält; nächst Rom ist darum Neapel, Spanien und Portugall am ergiebigsten; doch gedeihet diese Frucht auch in Frankreich, Oesterreich, Belgien.

Außer der diplomatischen Beschreibung der Bücher sind es nun besonders merkwürdige Angaben, die der Verf. hervorhebt, und zwar, wie sich leicht erwarten läßt, jedesmahl schlagend gegen Rom. Die Anmaßung, Ignoranz und täp-

pische Gewalt jenes Geistesdrucks tritt dadurch in ein nicht selten komisches Licht, wenn überhaupt da etwas komisch seyn kann, wo der arge Wille so offen hervortritt. So steht in dem Römischen Index von 1559 unter den durchaus verbotenen Autoren auch Erasmus, ungeachtet er schon der zweyten Ausgabe seines Neuen Testaments einen Brief Leo's X. vorsehen konnte, worin ihm päpstlicher Seits die größten Schmeicheleyen und ein vollgültiges Testimonium über seine der Theologie geleisteten Dienste, ertheilt waren. Ein Spanischer expurgatorius von 1612 löset diese sich selbst widersprechende Infallibilität durch den Befehl, jenen Brief Leo's so zu betrachten: *dulcibus encomiis pius Pater nuntantem ovem allicere conatur*. Daß Männer wie Petrarca wegen ungern gehörter Ueßerungen in den Index kommen, darf nicht auffallen; überraschender schon ist es auch den treuen Bekämpfer des Catholicismus, Bossuet, in solcher Gesellschaft zu finden: mochte er den Jesuiten noch so treu gegen die Jansenisten beystehen, mochte er noch so gewandt der Veränderlichkeit der evangelischen Lehre nachgespürt haben: er hatte zugleich die Erklärung des Französischen Clerus über die Freyheiten der Gallicanischen Kirche vertheidigt, und dafür fällt selbst der Bischof von Meaux dem Index anheim. Wer sollte daselbe wohl von dem andern großen Champion des Römischen Dogmatismus erwarten, Bellarmin dem Cardinal? In seiner so gewandten Vertheidigung des catholischen Glaubens hat er der alten Controverse über das Verhältniß der geistlichen Gewalt zur weltlichen auf keine andere Art eine erträgliche Seite abgewinnen können, als daß er jene nur indirect über diese stellte. Ohne Schonung kommen seine disputa-

tiones de controversiis Christianae fidei adversus hujus temporis haereticos in den Index, mit der Bemerkung: nisi prius ex superioribus regulis recognitae fuerint. Wenn Rom auf diese Art gegen seine eigenen Glieder wüthet, so ist man beynabe zu der Vermuthung berechtigt, eine Verdammung durch den Index sey gar so böse nicht gemeint, und nur eine Maßregel der so beliebten Consequenz: wirklich scheint dieß der auffallende Umstand zu bezeichnen, daß ein Papst auch wohl den andern, seinen Vorgänger, ja sogar sich selbst, officiell von ihm selbst gefertigte Actenstücke, in den Index setzt. Paul III. hatte, um aller Welt und besonders dem Kaiser zu zeigen, daß er sich um eine Reform der Kirche nicht lange bitten lassen werde, eine Congregation von Cardinälen beauftragt, die Gebrechen zu prüfen, und über deren Abstellung Vorschläge zu machen. Nach unserer Ansicht hatte es Paul gar nicht so ernstlich im Sinne, wenigstens zeigt seine nächste Umgebung bey den fürchterlichsten Anstalten, die den ganzen Zustand der Kirche umzustellen droheten, eine unbegreifliche Ruhe: sie wußten wohl, es komme hier darauf an, den Kaiser zu täuschen, und den so ärgerlichen Forderungen der deutschen Nation wenigstens scheinbar zu willfahren; man kannte den Italiäner Paul besser, er war kein Hadrian IV., der durch Concessionen so viel sich und der Curie vergeben hatte. Allein der Auftrag war an Cardinäle gekommen, die es sicher redlicher meinten, als der Papst selbst: Gaspar Contarini und der Englische Flüchtling Reginald Poole war unter ihnen, die sich mehrfach durch redlich frommes Streben auszeichneten. Die Sprache in diesen Rathschlägen war deshalb so frey und die Farben über den Verfall der Kirche

so grell aufgetragen, daß man durch solche Zugeständnisse den Ketzern die gefährlichsten Waffen gegen die Römische Kirche in die Hände gegeben hätte. Der nächste Papst Paul IV. hatte als Cardinal Caraffa selbst in der Commission gesessen; allein die Noth war dringend, als Papst sieht er die Sache von einem ganz andern Gesichtspuncte an; er setzt jenes *consilium de emendanda ecclesia*, also sein eigen Werk in den Index! Pius II. hatte 100 Jahr früher eben so viel Selbstverläugnung gezeigt, und seine Commentarien über das Baseler Concil verdammt, die er selbst als Aeneas Sylvius verfaßt hatte. Ist dieß Consequenz oder Inconsequenz? gewiß die erstere; denn die Infallibilität bleibt dabey immer gerettet, da sie erst mit der Tiare erworben wird.

Nach solchen Beyspielen darf man sich nicht darüber wundern, wenn gegen frühere Kirchenschriftsteller, selbst Patres auf dieselbe Art verfahren, an ihnen corrigiert wird, was nicht gerade in das fertige dogmatische System passen will. Säulen der Kirche, wie Athanasius und Augustin müssen sich von irgend einem beliebigen Verfertiger des Index mit plumper Hand zurechtweisen lassen, um conform mit Rom reden zu lernen. Es ist seltsam, wie dieselben Männer von der Kirche zugleich als Väter verehrt, und doch als Söhne gezogen und gezüchtigt werden. Die *bibliotheca Patrum* wird deshalb regelmäßig im Index aufgeführt, und wäre es auch nur, weil der Name Sanctus darin einigen Männern beygelegt wird, die Rom nicht gerade dafür anerkennt; der Heiligenschein richtet sich bekanntlich nach dem päpstlichen Kalender.

Andeutungen solcher Mißgriffe sind nach des Verfassers Absicht gewiß für seine polemischen

Zwecke eben so zuträglich, als die Schlußbetrachtungen über die wachsende Gefahr, die von Rom aus drohet.

Die zweite der vorliegenden Schriften, die Biographie Pius des Fünften, eignet sich gleichfalls gut für den polemischen Zweck des Verfassers. Schon die äußern Geschichten, die sich im Leben jenes Papstes zusammendrängen, bieten eine sehr feindliche Ansicht vom Römischen Catholicismus dar, die Blutgerüste Philipps II. und Herzogs Alba in Flandern, die Bannbulle gegen Elisabeth von England, die Hugenottenkriege in Frankreich und vor allen die Bartholomäusnacht, die zwar erst nach dem Tode des Papstes eintritt, aber doch so dicht darnach, daß die angelegten blutigen Fäden ihm nicht allein bekannt, sondern auch wohl größtentheils von ihm geschürzt seyn mußten. Es bedurfte in der That nur einer einfachen Aufzählung und Zusammenstellung jener Schrecknisse, um, da doch Alles auf kirchlichem Boden erwachsen, und unter Leitung der kirchlichen Obern zu Stande gekommen war, die schwere Schuld davon auf das damalige Kirchenoberhaupt zu wälzen, und das düstere Bild der Römischen Handlungsweise daraus abzuleiten. Allein auch abgesehen von diesen bloß äußern Factis eignet sich das Pontificat Pius des Fünften durch eine etwas pragmatisch tiefere Auffassung, wie wir sie freylich bey unserm Verf. ungern vermissen, da er überhaupt nicht für das Uebersichtliche und die Aufstellung leitender Ideen ist, eignet sich gerade die nächste Zeit nach der Reformation trefflich dazu, den Catholicismus in seiner ganzen Eigenthümlichkeit zu durchschauen. Der Schlag, gleichzeitig von

192. St., den 5. December 1835. 1913

Wittemberg und von Zürich, gegen die päpstliche Tiare geführt, hatte so gewaltig getroffen. Nicht allein war von dem bisherigen Kirchengebiete der ganze nördliche Theil unwiderbringlich verloren, sondern die Treue des noch erhaltenen Ueberrestes war wenigstens sehr zweifelhaft geworden: in Deutschland wirkte schon die Nähe der reformierenden Staaten so gefährlich: das Beyspiel von Sachsen und Hessen bot schon den Fürsten so viel Nachahmungswerthes dar, auch wenn es ihnen nur um den Zuwachs an Macht zu thun war, den der weltliche Fürst durch seine neue Stellung zur Landeskirche den bisherigen geistlichen Behörden abnehmen durfte; selbst die kaiserlichen Erblande waren vom evangelischen Geiste durchdrungen, schon hatte sogar ein geistlicher Churfürst, Hermann von Köln, das Beyspiel des Abfalls gegeben. In Frankreich stand die Entscheidung des Protestantischen Princips auf der Spitze des Schwertes; selbst Italien, Spanien zählte überall evangelische Gemeinden. In der That konnte die Gefahr nie höher steigen, nicht für Rom's bisherige Stellung, denn die war schon unrettbar verloren, sondern sogar für die päpstliche Existenz. Was fehlte denn noch daran, so bald dieser Bildungsgang fortschritt, um den Bischof von Rom wieder auf seine ursprünglichen Pfarrgeschäfte zu beschränken, und ihm statt des geistlichen Schwertes, oder nach römischer Forderung, statt beider, auch des weltlichen Schwertes, wie er sie bisher in Anspruch genommen hatte, allein den Psalter und das Taufbecken in die Hand zu geben? Gerade jetzt bedurfte es deshalb einer Kräftentwicklung, um auch nur den verbliebenen Rest von Macht zu retten; es bedurfte einer Aufräumung der al-

ten Canäle, und der Anlage vielfach neuer, so daß der römische Catholicismus auf die allergefährlichste Probe gestellt war. Er hat sie freudlich bestanden, und dabey eine bewunderungswürdige Gewandtheit entwickelt. Die Hilfskräfte die er aufbot zeigten sich bald als äußerst wirksam. Der Jesuiterorden tritt in die Reihen der Kämpfenden, und füllt trefflich die bedeutende Lücke aus, die durch Verschlechterung der Mönchsorden, und ihren tiefen Verfall in der öffentlichen Meinung, in den römischen Phalanx gekommen war; die Inquisition eröffnet eine nie geahnte Thätigkeit; das Tridentinum umzieht Lehre und Sitte mit einer neuen Mauer: aber gewiß hat der Verfasser dabey Recht, wenn er gerade in dieser Zeit der Gefahr und neuen Anstrengung den eigentlichen Character des Catholicismus zu erfassen hofft, und an dem damaligen Oberhaupte der Kirche einen trefflichen Mittelpunkt findet, um jenes gigantische Gewebe von List und Gewalt zu entwirren.

Die Biographie eines Papstes aus jenen Zeiten, wo die kirchlichen Interessen den Mittelpunkt selbst der Staatshändel ausmachten, eignet sich trefflich, um eine Uebersicht über die Gesamtgeschichte Europas für den jedesmaligen Zeitpunkt abzugeben. Rom war doch auch lange Zeit nach der Reformation der Mittelpunkt der Christenheit, für die catholischen Völker unbedingt, für die evangelischen wenigstens in sofern, als dort jedesmahl die Pfeile geschmiedet wurden, die in den einzelnen Reichen sie treffen sollten. Der Verfasser war deshalb schon durch den Stoff selbst gezwungen, seinen Blick vom Vatican aus über das ganze Europa zu

verbreiten. Sonst freylich ist, wie schon angedeutet, das Uebersichtliche so wenig seine Sache, daß man ihn weit mehr als Geschichtsforscher, denn als Geschichtsschreiber hochschätzen muß; er selbst ist sich dieser seiner Stellung wohl bewußt, und erklärt es für seine Absicht in dem dritten der anzuzeigenden Werke (p. 134): much more valuable in history is actitude in the notation of time, than the fascinating embellishments of eloquence, which are often made to supply its place, and disorder the truth of facts. Dem gemäß ist auch vorliegende Biographie eine sorgfältige Vorführung der einzelnen Thatsachen, die das Leben des Papstes berühren, aber von der Idee der Geschichte, die dem zertheilten Stoff erst den belebenden Odem einhauchen muß, hält er sich gleichsam mit einer gewissen Resignation ziemlich fern. Nicht einmahl eine Uebersicht sendet er voraus, die den Leser in den zu durchforschenden geschichtlichen Kreis einführen könnte, offenbar ein Nachtheil, den selbst die Treue der Forschung nicht ganz wieder aufhebt. Es braucht wohl kaum noch darauf hingedeutet zu werden, wie das nicht rein historische Interesse des Verfassers, sondern die sehr entschieden eingenommene polemische Stellung zur Erklärung dieses Mangels mit berücksichtigt werden muß. Doch auch selbst die historische Gewissenhaftigkeit erleidet dadurch eine leise Färbung, wenigstens würde er, ohne das Parteyinteresse gegen Rom nicht so ungerecht seyn, die alte Fabel von der Päpstin Johanna ziemlich bestimmt wieder in Schutz zu nehmen, zum Aerger der Curie. Höchstens möchte es durch den Patriotismus des Verfassers entschuldigt werden, da ein Spani-

scher Biograph, dem der Verfasser folgt, Antonio de Fuenmayor, das Gehässige jener Fabel etwas plump von Rom weg auf Elisabeth von England gewandt hatte. Den Umstand, daß die vorgebliche Päpstin Johanna aus England stamme, wußte der barocke Spanische Canonicus zu benutzen, um das Ganze als eine Prophezeiung auf das Ende des 16ten Jahrhunderts darzustellen, wo ein Weib sich an die Spitze der Englischen Kirche stellen werde. Bey solcher Herausforderung hätte der Verfasser kein Patriot seyn müssen, um nicht die alte Fabel in Schutz zu nehmen, und die längst verbrauchte Waffe gegen Rom wieder zu schärfen.

Zugegeben ist eine Abhandlung über den bekannten Vasalleneid, womit seit Gregor VII. zunächst die Metropolitnen, dann aber auch die Bischöfe zu einem wahrhaft weltlichen Gehorsam gegen den Römischen Stuhl verpflichtet werden. Neues findet sich hier nicht eben vor, da nicht einmahl vollständig die frühesten Recensionen des Eides gegeben werden. Dagegen geht die Polemik des Verfassers auch hier besonders auf die Verfolgungsclausel im Eide ein: *haereticos, schismaticos et rebelles eidem Domino nostro vel successoribus praedictis pro posse persequar et impugnabo*; er fügt sehr ausführliche Notizen über die Variante *persequar* und *prosequar* bey, und zieht aus dem Ganzen den Schluß, wie grell dieser Eid dem schuldigen Unterthanengehorsam der Irländischen Bischöfe gegen den Englischen König widerspreche. Das beygebrachte Beyspiel eines Russischen Erzbischofs von Mohilow, der aus Treue gegen die Kaiserin Catharina 1785 diese Verfolgungs-

clausel verweigerte, und auch wirklich von Rom aus davon befreit ward, passe auch auf England, daß ja in Rom für häretisch gelte, während Rußland nur schismatisch sey. Bey der ganzen Abhandlung erblickt man schon den Eindruck, den die Emancipation der Catholiken auf den Verfasser gemacht hatte; was wird er aber erst jetzt sagen, wo der Catholicismus, trotz seiner gerühmten Stabilität, mit dem Princip der Bewegung einen Bund eingegangen ist, wie ihn der Verfechter jener Bill damals an der Spitze der Verwaltung gewiß nicht geahnt hatte? Auf keinen Fall sind die Befürchtungen des Verfassers von jenem Schritte hier zu trübe ausgesprochen.

Am gehaltreichsten ist jedenfalls das dritte Werk, die Geschichte des Tridentiner Concils, die freylich gleichfalls die angegebene polemische Richtung verfolgt, doch aber zugleich so gehaltvolle historische Beiträge liefert, daß die Darstellung ihren Werth behaupten wird, auch wenn der nächste practische Zweck antiquiert seyn sollte. Der Verfasser hat sich nämlich außer den gewöhnlichen Quellen über die Geschichte jenes Concils, den Arbeiten eines Paolo Sarpi und Pallavicino, andere Canäle zu eröffnen gewußt, wie sie wohl nur Italien zunächst, und dann England darbietet, handschriftliche Berichte von Personen, die größtentheils selbst bey dem Concil thätig waren. Man kennt ja wohl die für den Historiker unserer Tage so erfreuliche Sitte der Römischen Nepoten, in ihren Pallästen Archive anzulegen, in welche nicht selten das Staatsarchiv vereinzelt überging, oder doch wenigstens durch Abschriften übertra-

gen ward, so daß man in die Geheimnisse der Curie recht wohl einzubringen vermag, auch wenn sie der Vatican noch fester unter Schloß und Riegel hielte. Der Verfasser vermuthet, in seinen Schätzen das frühere Eigenthum irgend eines Cardinals zu besitzen, das vielleicht während der Wegnahme Roms durch die Franzosen geraubt, und dann für Englisches Geld erworben ist. Wichtiger als mehrere handschriftliche Geschichten des Concils ist jedenfalls die authentische Correspondenz der in Trient, und während der Auswanderung der in Bologna fungierenden päpstlichen Legaten, namentlich des Cardinals de Monte, später Papst Julius III., des Cardinals de Santa Croce, später Papst Marcellus II. und des bekannten Reginald Poole. Es gewährt einen ungemeinen Genuß, jenen Männern, von denen die Leitung einer so wichtigen Versammlung abhing, hier in die Briefe sehen zu können, und so gleichsam einen Commentar zu dem bekannten Pun zu erhalten, daß die Inspiration der Väter zu Trident nicht vom heiligen Geist, sondern jedesmahl mit dem Felleisen von Rom angelangt sey. Gerade die Briefe der bey solchen Vorfällen handelnden Personen sind jedesmahl für eine lebendige Auffassung der Ereignisse weit geeigneter, als die, wenn auch ziemlich gleichzeitigen, Beschreibungen: in den Briefen sieht man das Werk selbst werden; sie stellen den jedesmahligen Geisteszustand der handelnden Personen während des Verlaufs selbst dar, gestatten die Beobachtung, wie die Gemüther selbst noch in Spannung waren, von Furcht und Hoffnung bewegt wurden, da ihnen der jetzt vorliegende Erfolg damals selbst

noch in der Zukunft lag. Das eigentliche dramatische Interesse der Geschichte findet dabey seine volle Befriedigung; man sieht zu, wie der Gang der äußeren Thatsachen sich an den geistigen Fäden entwickelt. Vielleicht würden wir deshalb dem Verfasser noch dankbarer seyn, wenn er statt der hier gegebenen Auszüge und Mittheilungen geradezu die wichtigsten Stücke jener Correspondenz selbst veröffentlicht hätte. Nach seinem aufgestellten Princip will er ja doch einmahl nicht die Geschichte des Concils als in jeder Hinsicht vollendet in der Darstellung geben, sondern sich nur als Forscher anbieten, und da hätte jedenfalls die Stelle, die er Nachweisungen aus Sarpi oder andern schon allgemein zugänglichen Quellen einräumt, zweckmäßiger seinen *anecdotes* zugestanden werden können.

Auch so indessen sind die hier gegebenen Beiträge sehr schätzbar, und erhält namentlich so manche Einzelheit ein Licht, das jedem späteren Historiker auf diesem Gebiete sehr erfreulich seyn muß. Namentlich Le Plat's Angaben über die Zahl der jedesmahl anwesenden Bischöfe erhalten mehrfach wesentliche Verbesserungen. Da in den verschiedenen Sessionen die Zahl nicht gleich war, so läßt sich nur am Ende die ganze Summe ziehen, woraus dann hervorgeht, wie sicher der Sieg, trotz aller Opposition der Spanischen und Französischen Bischöfe, auf Seiten der Legaten schon durch die bey weitem überwiegende Mehrzahl der sie unterstützenden Italiäner seyn mußte. Italische Prälaten waren im Ganzen gegenwärtig 187 und 2 durch Vertreter, dagegen Französische nur 26 und 1 durch Vertre-

ter, Deutsche 2 und 4 vertretene, Spanische 31 und 4 vertretene; außerdem 3 Portugiesen, 6 Griechen, 2 Polen, 2 Ungarn, 1 Engländer, 3 Irländer, 2 Flanderer, 1 Croate, 1 Mähre, 3 Illyrier. Wer darf sich da also über die stete Majorität des römischen Stuhls, wer aber auch wohl über die Entschlossenheit wundern, womit die Protestanten Deutschlands selbst nach dem unglücklichen Schmalcaldischen Kriege den Besuch des Concils, als eines nicht freyen, verweigerten, ungeachtet von ihrer Seite früher gerade am meisten auf ein solches gedrungen war. Die treffliche Auskunft, die in Costniz so durchaus den Italiänern ihre Majorität vereitelte, indem nicht nach Köpfen, sondern nach Nationen gestimmt ward, war hier vorsichtig genug nicht wieder angewandt. In der That hing es deshalb, trotz der nicht unbedeutenden Opposition, in der sich namentlich unter den Spaniern Paccoco von Saen auszeichnete, nur von den aus Rom erhaltenen Instructionen ab, wie die Legaten über Dogma und Reform abstimmen lassen sollten. Blieben die Briefe von Rom aus, so vernehmen wir hier sofort ihre Klagen. Gegen Ende des Concils mehren sich die Schwierigkeiten so gewaltig, daß die Legaten eine tägliche Taubenpost zwischen Rom und Trient in Vorschlag bringen, um stets mit Instructionen versehen werden zu können. Daß es bey der ganzen Darstellung nicht an beißenden Bemerkungen des Verfassers fehlen wird, läßt sich leicht erachten.

Kettberg.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

193. Stück.

Den 7. December 1835.

C a l c u t t a.

Benares illustrated in a series of drawings, by James Prinsep Esq. F. R. S. lithographed in London by eminent artists. First part mit XI Blättern, 1830. Second part mit XII Blättern, 1831. Third part mit XII Blättern, 1833. sämtlich mit beygelegtem Text. Fol. (printed at the Baptist Mission - Press).

Das vorliegende splendide Kupferwerk erschien in Calcutta. Es ist Benares, der heiligen Stadt, gewidmet, wo sein Verfasser zehn Jahre lang in höherer amtlicher Stellung verweilte, und in den Stunden der Muße die Zeichnungen entwarf, die aber um lithographirt zu werden nach London geschickt und von da zurück erwartet werden mußten, weshalb der Druck in Calcutta nur langsamer fortgehen konnte. Der Verfasser dieser Anzeige erhielt es von dem Herausgeber zum Geschenk, und fühlt sich dafür zu einem doppelten Dank, den er bey der weiten Entfernung nur

öffentlich darbringen kann, verpflichtet; theils wegen des Werths des Werks selber; theils aber, und noch mehr, weil es, laut der begleitenden handschriftlichen Zuschrift, in Anerkennung seiner Untersuchungen in seinem größern Werke über die Asiatischen Völker, unter denen auch die Inder einen Platz einnehmen (Ideen 2c. B. 1 — 3), ihm zugestellt wurde; leicht die würdigste und erfreulichste Bestätigung seiner Forschungen, die ihm aus der Mitte des Landes und Volkes, dem er sie widmete, zu Theil werden konnte.

Jedes der drey Hefte oder Theile enthält im Durchschnitt zwölf Blätter mit dem dazu gehörenden Text, der gleichfalls von Hn Prinsep verfaßt ist, da ein gelehrter Freund, der es übernommen hatte, an der Ausführung verhindert ward. Dem ersten Hefte geht eine Einleitung voran, welche eine Uebersicht der Geschichte der Stadt Benares enthält. Benares, oder Kási, wie sie bey den Hindus heißt, ist allerdings eine sehr alte und wichtige Stadt, da sie schon in den Puranas als solche häufig erwähnt wird. In dem Mahabarata kommt sie oft vor; aber in dem Ramajana geschieht — vielleicht bloß zufällig — ihrer keine Erwähnung. Ob sie das Cassida des Ptolemäus sey, ist zweifelhaft. Von da bis zum elften Jahrhundert unserer Zeitrechnung fehlen alle Nachrichten über sie. Erst im Anfange des elften Jahrhunderts, bey den Einbrüchen der Mohamedaner, wird sie wieder erwähnt, wo im J. 1017 einer der Feldherren von Mahmüd, oder nach andern der Sultan selber, den Rajah von Benares schlug. Darauf ward Benares ein Theil des Reichs von Gour; aber bald von diesem getrennt kam es zu dem Staat von Kanoge, bis es gegen das Ende des zwölften Jahrhunderts von dem Sultan Kootub-Deen,

nach Besiegung des Rajah Tychund, eingenommen ward, der die Hindus-Tempel — tausend an der Zahl — zerstörte. Bis zu der Gründung des Mongolen-Reichs durch Baber hört man nichts von Benares, und auch während desselben war es nur eine Provinzialstadt des Subahs von Allahabad oder Dude. Im J. 1660 zerstörte Aurang Zeb viele Indische Pagoden, und ließ aus dem Material derselben Moscheen bauen. Im J. 1730 erhielt es wieder einen eigenen Rajah, der jedoch einen Tribut an Dude bezahlte, bis es 1775 durch Hastings nach Absetzung des Rajah an die Compagnie kam. Der Umfang und die Volksmenge von Benares sind sehr übertrieben angegeben. Die Länge der Stadt beträgt nicht über drey, die Breite Eine Engl. Meile. Die Zahl der Einwohner nach möglichst genauen Angaben steigt wenig über 181400, von denen 122000 Hindus, die aber freylich zu der Zeit der großen Wallfahrten fast auf das doppelte anwächst. Das jetzige Benares ist keine alte Stadt; von den Gebäuden desselben hat nach des Verf. Meinung keins ein Alter das über 200 Jahre hinaufsteigt. Wie die alten Denkmähler durch die Muhamedaner theils ganz zerstört, theils in Moscheen verwandelt sind, ist bereits oben bemerkt. Doch hat die Stadt in den letzten beiden Jahrhunderten sich sehr wieder gehoben, und verdankt dieses hauptsächlich ihrer Heiligkeit, weil sie der Hauptplatz für die Waschungen im Ganges, dem heiligen Strom, ist, wodurch so viele Tausende von Pilgern jährlich sich hier versammeln.

Um über das vorliegende Kupferwerk zu urtheilen muß man einen Begriff von dem Innern von Benares haben. Die Stadt enthält nur sehr enge Straßen, durch himmelhohe Häu-

fer von vielen Stockwerken gebildet, wie das heiße Klima, um Schatten zu gewähren, sie erfordert. Sie sind angefüllt von einem Gewimmel von Menschen und Thieren; Kindern, die als heilige Thiere Niemand schlagen darf, beladenen Camelen und Elephanten, die mit ihrer Rüstung fast die ganze Breite einnehmen. Diese können daher, einzelne Moscheen und Pagoden abgerechnet, dem Zeichner wenig Stoff darbieten. Desto reichern dagegen die Ghats (Kays oder Moloß), die aus Quadersteinen gebaut zwey und eine halbe Engl. Meile längs dem Ganges herlaufen, und in Stufen zu der Bequemlichkeit der Badenden zu dem Strom hinab führen. Sie sind der Sammelplatz der Pilger, der Müßiggänger, die hier unter ihren großen Sonnenschirmen oder Gezelten den Tag zubringen; auch größtentheils der Geschäftsleute, die sich hier treffen. Sie bieten in Verbindung mit den anstoßenden Gebäuden und den Umliegenheiten eine Mannigfaltigkeit von Ansichten dar, und so wird man sich nicht wundern, wenn ein großer Theil der Kupfer der Darstellung dieser einzelnen Ghats, die durch eigene Namen bezeichnet werden, bestimmt ist. Mit diesen Namen würde den Lesern so wenig gedient seyn als mit Beschreibungen; wir werden uns daher begnügen müssen sie nur im Allgemeinen bemerklich zu machen.

Von den elf Blättern des ersten Theils sind nach einem allegorischen Titelblatt gleich die drey ersten Abbildungen solcher Ghats und ihrer nächsten Umgebungen. Jedem Blatte ist hier so wie bey den folgenden eine Erklärung voran gesetzt, welche in zweckmäßiger Kürze die nöthigen Notizen enthält. Das vierte Blatt stellt einen jungen Braminen dar, der auf seinem Sing-Ha-soon liegend (zugleich Tisch, Bett und Pult)

in dem Tempel von Unna-Pura, der Gattin des Schiva, den Zuhörern und Zuhörerinnen predigt, und dadurch seinen Unterhalt gewinnt. Das fünfte Blatt, den Tempel des Bishveshour (ein Beyname des Schiva) den Aurungzeb in eine Moschee umwandeln ließ. Er heißt jetzt die Sumna-Moschee, und ist die erste von Benares. Das sechste Blatt, den Balcon von Man-Mundir, dem Observatorium, das älteste Bauwerk in Benares. Das siebente Blatt zwey Indische Bajaderen (Nach-girls). Nach dem Censuß von 1827 waren deren 264 Hinduscher und 500 Muhamedanischer Herkunft in der Stadt eingeschrieben; aber vielleicht noch vier mal so viel andere vorhanden. Das achte Blatt der Bazar, eine lange Gasse mit hohen Gebäuden. Das neunte Blatt ein Morgen-Concert, das ein auf seinem Sopha liegender Engländer sich von vier Indischen Musikern machen läßt, wobey wir die Indischen Instrumente, drey Saiten-Instrumente und ein Tambourin, abgebildet sehen. Das zehnte Blatt eine Ansicht der Stadt, genommen in der Nähe des Sanscreeet-College. Mit dem oben erwähnten Titelblatt elf Blätter.

Das zweyte Heft enthält 13 Kupfertafeln. Die erste gibt eine Aussicht auf den Ganges mit dem prächtigen Portal eines Ghats das dahin führt. Das zweyte den heiligsten Platz in Benares, wo Vishnu zuerst den Boden berührte, und seine Fußstapfen stehen, wo ein Bramin einen Blumenkranz opfert. Das dritte einen Ghat mit einem Gebäude, dessen Architectur als ein Gemisch des Indischen und Mongolischen angesehen werden kann. Das vierte einen Begräbnißplatz mit einer Procession zu Ehren des Husein, dem Loblieder gesungen werden. Das fünfte das Bruhma-Ghat, wo ein Badeplatz

für die vornehmen Marattenfrauen ist. Das sechste das oben erwähnte Man-Mundi oder Observatorium, das bereits Tavernier 1680 beschrieb, und das einen höchst pittoresken Anblick darbietet. Das siebente ein Ghat bey der Biegung des Stroms. Das achte das Innere eines reichen Hindu-Hauses mit Darstellung des Altars mit den Hausgöttern; mit reicher und schöner Orientalischer Architectur. Das neunte, Benares zur Zeit einer Mondfinsterniß. Die Zeitpunkte der Finsternisse werden als die glücklichsten zum Baden im Ganges angesehen. Daher das ungeheure Zubrängen; jeder Quadratfuß auf den Ghats wird zu theuern Preisen vermiethet. Am 25sten November 1825, wo die Scene an Ort und Stelle aufgenommen wurde, kamen bey dem ersten Einsturz in den Fluß bey dem Anfang der Finsterniß über 40 Menschen ums Leben. Die drey folgenden, von denen die Zeichnungen nicht zur Lithographie nach London geschickt werden konnten, stellen eben so viele Ghats in Umrisen dar; so wie auch das letzte einen Hindutempel auf gleiche Weise. Dieß Blatt ist besonders für die Architectur, welche auch bey den Hindus wie jede andere ein erbliches Gewerbe ist, sehr merkwürdig, indem es die einzelnen Theile des Gebäudes genau angibt.

Das dritte Heft enthält folgende Kupfertafeln: das erste die heilige Quelle Gyan-Napee, aus welcher das Wasser geschöpft wird, mit dem man die Götterbilder begießt in der Nähe der oben erwähnten ersten Moschee. Neben ihr der Pavillon der für die Braminen errichtet ist, mit den Pilgern die ihnen Geschenke darbringen. Das zweyte: einer der Ruheplätze auf der via sacra, welche die Pilger zurücklegen um den geweihten Boden der heiligen Stadt. Sie ist 10 Engl.

Meilen lang. Daneben ein Teich zum Wasser schöpfen, und ein Gebäude für die Pilger sich vor der Sonne zu schützen. Die dargestellte Landschaft ist eine der schönsten, und der Stein- druck vortrefflich gearbeitet. Das dritte und vierte Blatt sind der Darstellung eines Festes gewidmet, welches jährlich dem Rama zu Ehren gefeyert wird. Das Fest wird begangen durch dramatische Vorstellungen aus der Geschichte des Rama, wozu der Stoff ganz aus dem Ramajana entlehnt ist, aus dem die drey Tage welche das Fest dauert, große Stücke zur Einleitung vorgelesen werden. Die Vorstellungen geschehen größtentheils in der Nacht bey Fackelschein. Auf dem letzten der beiden Blätter erscheinen unter der ungeheuern Volksmenge auch die Britischen Behörden, auf ihren Elephanten sitzend; hinter ihnen ihre Diener mit den Sonnenschirmen. Das fünfte Blatt das Grabmahl eines Muhamedanischen Heiligen, neben welchem auch jährliche Feste gefeyert werden. Das sechste: Darstellung eines Ghat, an einen der obigen stoßend, mit einem Gebäude, in welchem 60 Braminen einer besondern Abtheilung Unterkunft und Nahrung finden. Das siebente: das Aswumeda-Ghat an der Stelle wo ein König von Benares einst das Opfer des Pferdes brachte. Aus dem Ramajana ist bekannt, daß das Pferdeopfer die größte und heiligste Ceremonie ist, welche nicht ohne große Vorbereitungen vollzogen werden kann. Das achte: ein Wasserfest, welches jährlich an einem bestimmten Tage auf dem Ganges gefeyert wird und bis in die Nacht dauert. Die Theilnehmer erscheinen in ihren Barken, unter denen die des Rajah vor allen hervorrägt. Die Reichen miethen Chöre von Bajaderen, Sängern und Tänzern, andere

schließen mit ihren Barken sich an diese. Das Blatt hat nicht können lithographirt werden, sondern liefert nur die Umriffe. Wir glauben dem Verf. gern, daß der Anblick des Festes höchst belustigend ist. Das neunte die Schlafgemächer einer vornehmen Mongolin, die aber in der heißen Jahreszeit nicht in dem Hause, sondern auf dem Hause, auf dem Dache sich finden. Die Dame liegt hier auf ihrem Ruhebetten ihre Toilette zu machen, wobei die Dienerin ihr den Spiegel vorhält. Die Allgemeinheit der Sitte auf den Dächern zu schlafen gibt einen belustigenden Anblick von der Spitze eines Minarets herunter, und gibt zu manchen Gesprächen und auch Streitigkeiten Veranlassung. Das zehnte Blatt die Fronte des Tempels des Vishveshour mit ihren reichen Verzierungen, in Kupfer gestochen. Endlich das letzte Kupfer, eine allegorische Vorstellung, daß gesunkene Benares durch die Ruinen einer Moschee bezeichnet, auf denen ein Hindu trauernd sitzt; so wie das erste Blatt Benares in seinem Glanze darstellte.

Das vorliegende Werk mag in Rücksicht der Schönheit der Kupfer von andern eigentlichen Prachtwerken übertroffen seyn. Aber nicht leicht wird man ein anderes finden, das so in die Mitte von Indien den Europäer versetzte. Der Verf., mehr Zeichner (wenn gleich nur Dilettant) als Gelehrter, bemerkt selbst daß die Treue der Darstellung sein Hauptzweck gewesen sey, und darnach wird man sein Werk beurtheilen müssen.

Sn.

G e t t i n g e r g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

194. 195. S t ü c k.

Den 10. December 1835

P r a g.

Gedruckt bey Johann Spurny: Handbuch der Mechanik von Franz Joseph Ritter von Gerstner, k. k. Gubernialrath, Ritter des k. k. östr. Leopoldordens, Director. 2c. 2c., aufgesetzt, mit Beyträgen von neuern englischen Konstruktionen vermehrt und herausgegeben von Franz Anton Ritter von Gerstner. Zweyter Band. Mechanik flüssiger Körper. 1832. XII u. 547 S. in 4. mit 28 Kupfertafeln in Folio. Dritten Bandes erste und zweyte Abtheilung. 304 S. und 25 Kupfert. in Folio, nebst dem Portrait des Gubernialrathes R. v. Gerstner.

Da wir schon in der Anzeige des ersten Bandes (G. g. A. 1831. St. 175. 176) unsere Ansicht über den Nutzen eines Werkes wie das gegenwärtige ist ausgesprochen haben, so gehen wir sogleich zur näheren Anzeige des vorliegenden über.

Das erste Kapitel (S. 6 — 72) Hydrostatik zeigt die den Flüssigkeiten eigenthümliche gleichmäßige Vertheilung des Druckes nach allen Rich-

tungen, gibt davon die bekannte Anwendung auf die Bramahsche Presse, geht dann zu dem Gewicht, Boden- und Seitendruck des Wassers über, und handelt hiernach von dem Druck des Wassers gegen Schützen, der nöthigen Stärke derselben um diesem Druck zu widerstehen, der Kraft, welche zum Aufziehen derselben erforderlich ist, und von der Stärke der Wasserröhren. — Wir vermiffen hier um so mehr die Bestimmung des Mittelpuncts des Drucks, da sie auf elementarem Wege gegeben werden kann, und namentlich für Grieswerke ein hohes practisches Interesse hat. — Es wird dann von eingetauchten Körpern, der Bestimmung specifischer Gewichte (Legierungen von Zinn und Bley, Mischungen aus Alkohol und Wasser) und von Aräometern gehandelt, für welche letztern der wichtige Satz besonders ausgeführt ist, daß deren Scalentheile, in sofern sie specifische Gewichte anzeigen sollen, nicht gleich groß seyn dürfen, sondern von den größern zu den geringern spec. Gewichten nach einem bestimmten Gesetze zunehmen müssen. Den Schluß dieses Kapitels bilden einige Betrachtungen darüber, wie tief unbeladene und beladene Schiffe (mit ebenen Grenzflächen) im Wasser einsinken, wobey auch der Schiffsaiche gedacht wird, Untersuchungen über Stabilität der Schiffe und — einige Nachrichten von artesischen Brunnen. Im §. 33, wo von der Bestimmung des spec. Gewichts solcher fester Körper die Wasser einsaugen, ohne jedoch dabey ihr Volumen zu ändern, gehandelt wird, ist offenbar eine Verwechslung der Gewichtsverluste eingetreten, wodurch eine unrichtige Formel zum Vorschein gekommen ist.

Das zweyte Kapitel (S. 73 — 135) Aerostatik handelt von dem Druck der Luft, wobey der Barometer kurz gedacht wird, erklärt das Ma-

riottesche Gesetz und geht von da zu der durch Wärme bewirkten Ausdehnung der Luft, der festen und flüssigen Körper über, wobey Anleitung zur Verfertigung der Thermometer, eine Beschreibung des Apparats von Lavoisier und Laplace zur Messung der Ausdehnung fester Körper, die aus Gelehr's physic. Wörterbuche entlehnte Tabelle über die Längenausdehnung fester Körper, einige ausführlichere Untersuchungen über die Ausdehnung des Olivenöls, Weingeistes und Wassers, Tabellen über die Dichte des Wassers, Bestimmungen der Ausdehnung des Quecksilbers und die Aenderungen der Hohlmaße durch Wärme gegeben werden. Es folgt darauf eine Reihe von Rechnungen, welche auf barometrische Messungen bekannter Höhen gestützt, das Verhältniß des Gewichts der Luft zu dem des Quecksilbers darlegen sollen. Aus der Vergleichung der dadurch gewonnenen Resultate zieht Hr G. §. 82 den Schluß: daß die spec. Schwere (Gewicht) der atmosphärischen Luft in höheren Gegenden über dem Meere merklich kleiner sey, als es nach dem Verhältniß der abnehmenden Barometerhöhen und Wärmegrade seyn sollte, und fügt §. 83 hinzu daß diese Abnahme nicht der der allgemeinen Schwere, welche sich nach dem verkehrten Verhältniß des Quadrats der Entfernungen vom Mittelpunct der Erde ändert, beygemessen werden könne. Endlich soll diese Abnahme in verschiedenen Gegenden der Erde nicht dieselbe bleiben. Denn das Verhältniß des spec. Gewichts

der Luft zu dem des Quecksilbers $\frac{1}{9}$ wird für
 das Gebirge der Cordilleren = $\frac{0,983}{10000 + \frac{1}{3} x}$, da=

gegen in der Nähe der Schweizer = Gebirge

$= \frac{0,983}{10000 + \frac{1}{2} x}$ gesetzt, wo x die Höhe über

dem Meere in Toisen bezeichnet. Gegen die obige Folgerung finden aber erhebliche Bedenken Statt. Denn abgesehen davon, daß eine solche Aenderung im spec. Gewicht der Luft ohne Aenderung in deren Mischungsverhältnisse, welches sich durch directe Bestimmungen als constant ausgewiesen hat, nicht erklärt werden kann, führt Hr G. S. 78 selbst an, daß das spec. Gewicht des Quecksilbers zwischen 13,57 und 14,11 veränderlich sey, und dennoch ist seiner Berechnung die Voraussetzung zu Grunde gelegt, daß das Quecksilber in den Barometern von Ramond, Saussure, de Luc, Bouguer, v. Gerstner gleiches spec. Gewicht gehabt habe. Ferner ist der Einfluß der Feuchtigkeit und der Veränderlichkeit der Schwerkraft nach Maßgabe der Polhöhe und in verticaler Richtung gar nicht berücksichtigt. In der Note S. 102 u. 103 wird nur von der letztern gesagt: ihr Einfluß gleiche sich aus, weil sie eben so die Luft wie das Quecksilber afficiere. Indessen ist dabey übersehen, daß die Länge der Quecksilbersäule (y) in der Höhe $= u$ über dem Meere nur dann mit der Barometerhöhe $= 28''$ am Niveau des Meeres vergleichbar wird, nachdem sie die Correction wegen der Veränderlichkeit der Schwerkraft erlitten hat, und dabey findet keine Ausgleichung Statt, sondern der Correctionfactor bleibt in der Formel. Die beobachteten Barometerstände H, h hätten, streng genommen, ebenfalls auf einerley Schwerkraft reducirt werden müssen. Doch es ist bekannt, daß selbst wenn auf alle diese Umstände Rücksicht genommen wird, die barometrischen Höhen =

messungen wegen anderweiter auf sie Statt findender Einwirkungen verschiedene Resultate liefern können. Es muß daher auffallen, daß diese zu einer solchen Folgerung wie der obigen die Veranlassung geworden sind. — Die Untersuchungen über das spec. Gewicht der Luft werden dann auf das barometrische Höhenmessen angewendet. Jedoch ist die abgeleitete Höhenformel weder genauer, noch bequemer als die bekannte, welche sich auf die Bestimmungen von Biot und Arago stützt. Für den Pic de Bigore entsteht nach jener eine Differenz von 11,6 Toisen, nach dieser nur $\frac{1}{2}$ Toise. Zur Bestimmung des Gewichts eines Cubikfußes Luft wird das spec. Gewicht des Quecksilbers = 13,598 aus Baumgärtner's Naturlehre mit dem aus den barometrischen Messungen gefundenen Verhältniß des Gewichts der Luft zu dem des Quecksilbers in Verbindung gebracht. Es wird also stillschweigend angenommen, daß das Quecksilber in jenen Barometern dieses spec. Gewicht gehabt habe. Eine deutliche Beschreibung nebst der Theorie des Manometers, die Theorie der Pumpen, und die Bramah'sche Presse bilden den Schluß dieses Kapitels. Diese Darstellungen sind in einem Handbuche der praktischen Mechanik recht eigentlich an ihrer Stelle. Die Pumpen, so wohl die Saug- und Druckpumpen, als die vereinigten Saug- und Druckpumpen werden deutlich beschrieben; es wird gezeigt wie hoch in ihnen das Wasser nach jedem Hube steigt, und welche die größte Höhe ist, auf die es durch bloßes Ansaugen gebracht werden kann, welche Kraft dabey in Anspruch genommen wird. Dann werden die Kunstsägen in den Bergwerken, die verschiedenen Arten Ventile, die Construction der Kolben, und die einzelnen Theile der hydromechanischen Presse mit

solcher Klarheit dargestellt, und durch so gelungene Zeichnungen erläutert, daß es keinem Künstler schwer fallen kann, diese mechanischen Vorrichtungen hiernach practisch ins Werk zu setzen.

Das dritte Kapitel (S. 135 — 174) handelt vom freyen Ausfluß des Wassers, zunächst durch Oeffnungen in dünnen Wänden. Es wird aus theoretischen Gründen und durch Versuche gezeigt, daß die Ausflußgeschwindigkeiten den Quadratwurzeln der Höhen des Wasserspiegels über der Ausmündung proportional sind. In einer Note kommen hierüber, so wie über die Bewegung des Wassers kurz nach seinem Austritt aus der Mündung analytische Untersuchungen vor. Zur Bestimmung des Contractioncoefficients und des Einflusses der Länge der Anfahrrohren auf die Depense dienen die Versuche von Bossut, Bidone, Brindley und Smeaton, Cytelwein. Auch finden sich hier die von dem Vater des Hn Berf. im Oct. 1802 angestellten Versuche, welche die Zusammenziehung des Wassers in kurzen Anfahrrohren bestätigen. Aehnlich wie bey den Versuchen von Dan. Bernoulli und Venturi wurde ein Wasserbehälter mit einer cylindrischen horizontalen Anfahrrohre versehen, die mit einer andern seitwärts angebrachten verticalen gläsernen Rohre, deren unteres Ende in Wasser eintauchte, in Verbindung stand. Als nun das Wasser aus dem Behälter durch die Anfahrrohre floß, erhob sich in der gläsernen Rohre eine Wassersäule, deren Höhe mit der Höhe des Wasserstandes im Behälter, indessen nicht genau proportional, abnahm, und bey der Druckhöhe = 25,5 Zoll, 16 Zoll betrug. Die (S. 149) über diese Erscheinung gegebene Erklärung: 'daß in die Anfahrrohre einströmende Wasser habe einen Theil der Luft zwischen der Rohrenwand und dem

Wasserstrahl in der Röhre mit fortgerissen, und dadurch die Wassermenge in der Röhre so weit vermindert bis die Triebkraft des Wassers der Ansaughöhe in dem gläsernen Röhre gleich geworden' ist nicht genügend. Denn es würde hieraus folgen, daß, da durch jene fortgerissene Luft eine Verminderung der Wassermenge eingetreten, man die volle Wassermenge behalten müsse, wenn durch feine Oeffnungen in der Ansaugröhre, wodurch der äußern Luft der Zutritt verschafft wird, jener Verlust an Luft ersetzt werde. Aber die Sache verhält sich gerade umgekehrt, denn unter diesen Umständen fließt weniger Wasser aus, als wenn gar keine Seitenöffnung in der Ansaugröhre angebracht war. Diese Erscheinung hat übrigens D. Bernoulli (*Hydrodynamica* p. 264) aus dem Druck des Wassers gegen die innere Röhrenwand genügend erklärt. — Nachdem noch über den Ausfluß aus conischen Röhren Versuche von Poleni und Eytelwein mitgetheilt sind, wird vom Ausfluß aus größern Seitenöffnungen oder Wandeinschnitten eines Behälters, aus Schützenöffnungen, aus elliptischen Oeffnungen, aus zusammengefügten Behältern, von der Schließung und der Zeit, in welcher eine Schleuse gefüllt und entleert werden kann, wobey jedesmal an den geeigneten Stellen gut gewählte Rechnungsbeispiele eingeflochten sind, gehandelt.

Viertes Kapitel (S. 175 — 280). Bewegung des Wassers in Röhren mit Rücksicht auf den Widerstand der Wände. Dieser Widerstand wird theils in der Adhäsion des Wassers an den Wänden oder an den Wassertheilchen, die an den Wänden haften bleiben, theils in dem Stöße des durchfließenden Wassers gegen die Unebenheiten der Wände gefunden.

Beide Widerstände werden der innern Oberfläche der Röhre, außerdem der erste der einfachen Geschwindigkeit, der letzte dem Quadrat der Geschwindigkeit des durchfließenden Wassers proportional gesetzt. Hiernach ergibt sich eine einfache Formel für die zur Hervorbringung einer gegebenen Geschwindigkeit nöthige Druckhöhe. Die Constanten derselben werden aus Versuchen von Couplet, Bossut, du Buat, v. Gerstner bestimmt, und für practische Anwendungen abgerundet. Interessant sind die Versuche über den Einfluß der Temperatur des Wassers auf die Bewegung desselben in Röhren, welcher sich vorzüglich bey engen Röhren und geringen Geschwindigkeiten offenbart, übrigens bey den Temperaturen 10 bis 15 Grad im practischen Gebrauche außer Acht gelassen werden kann. Der Widerstand in gebogenen Röhren wird der Summe der den Biegungen zugehörigen Bogenverhältnisse und dem Quadrat der Geschwindigkeit proportional gesetzt, welches Verfahren indessen dem Einwurfe ausgesetzt bleibt, daß die Krümmungshalbmesser der Biegung, die doch einen wesentlichen Antheil an diesem Widerstande haben, ganz unberücksichtigt bleiben. Die vorigen Betrachtungen werden auf solche Wasserleitungen, wo das Wasser aus einer Haupttröhre in mehrere Nebenröhren vertheilt wird, dann auf Feuersprizen angewendet. Die practischen Bemerkungen über Wasserleitungen, zu denen vorzüglich die in Prag befindlichen Veranlassung gaben, sind sehr beachtenswerth. Man findet hier ausführliche Darstellungen über die Verbindungen hölzerner und eiserner Röhrenstücke zur Herstellung eines ganzen Röhrenzuges; Beschreibungen der Compensationröhren, die den nachtheiligen Einfluß des Temperaturwechsels auf die Verbindung verhüten; der Wisitierröhren, um

schadhafte Stellen der Röhrenleitung aufzufinden; der federartigen Rohrbirn, mit welcher der abgesezte Kalk abgelöst wird; der Hähne oder Pipen; der Luftständer, um die an den höchsten Theilen der auf- und niederwärts geleiteten Röhren angesammelte Luft abzuleiten; des hydraulischen Wassermessers, um die in einer bestimmten Zeit zufließende Wassermenge zu erfahren; die Bezeichnung des täglichen Wasserbedarfs in Städten, um darnach die nöthige Zuflußmenge einer beabsichtigten Röhrenleitung im voraus angeben zu können. Es folgen dann ausführliche Nachrichten über die Wasserleitungen in Prag und Paris; einige Notizen über die Wasserleitungen in England und Schottland; die Theorie des Hebers mit practischen Anwendungen durchflochten; die Beschreibung und Theorie der vom Oberkunstmeister Höll in Schemnitz erfundenen und im Jahr 1753 bey dem Amalienschachte aufgestellten Luftmaschine. Alle diese ausgezeichneten Darstellungen haben hohes practisches Interesse.

Fünftes Kapitel (S. 281 — 341). Bewegung des Wassers in Canälen und Flußbetten. Die in dem vorigen Kapitel angestellten Untersuchungen über die Widerstände in Röhrenleitungen werden sogleich auf Flußbetten übertragen, und dadurch Bestimmungen über das erforderliche Gefälle, damit der Strom seine Geschwindigkeit beybehalte, abgeleitet, indem statt des Durchmessers der Röhre die vierfache mittlere Tiefe des Flusses gesetzt wird. Die Gegenstände, welche außerdem umständlichern Erörterungen unterzogen werden, sind: die Bestimmung des für Mühlcanäle vortheilhaftesten Profils unter den rechteckigen und trapezförmigen Profilen, die Anlage der Wehre, die bey Anlage der Mühlcanäle sonst zu berücksichtigenden Umstände, die

Messung des Querprofils, und der Geschwindigkeit des Wassers, die durch eingebaute Wehre bewirkte Stauhöhe und Stauweite eines Flusses. — Die Senkung des Wasserspiegels, die sich bey dem freyen Eintritt des Wassers in einen Canal zeigt, ist nicht berücksichtigt. Das effective Gefälle des ganzen Canals ist daher unrichtig der Höhe des Niveau des Bassins (Flusses) woraus der Canal sein Wasser schöpft über dem Niveau der Ausmündung des Canals gleich gesetzt; dieß muß vielmehr um die Senkung des Wassers in der Einmündung vermindert werden. Der Bestimmung der Stauweite liegt die Voraussetzung zu Grunde, daß die Oberfläche des Wassers im Längenprofil eine concave Linie, wofür, der einfachern Rechnung wegen, ein Kreisbogen angenommen ist, darstelle. Diese Voraussetzung aber ist mit den Versuchen von Bidone (*Memorie della reale Accademia delle science di Torino. Tomo XXV. P. 21*), in denen sich dieser Durchschnitt als eine convexe Linie gezeigt hat, im Widerspruch.

Sechstes Kapitel (S. 342 — 405). Stoß des Wassers und dessen Wirkung auf unterschlächtige Räder. Nach den nöthigen Bestimmungen über den Stoß des Wassers in Gerinnen wird der Einfluß einer größern oder geringern Anzahl zugleich eingetauchter Schaukeln eines Wasserrades auf die anstoßende Wassermenge und die davon herrührende Quantität der Wirkung, so wie der Rückstau im Schußgerinne berechnet. Diese Untersuchungen werden zu sehr ausführlichen und lehrreichen Anwendungen auf unterschlächtige Getreidemühlen, die hier ganz vorzüglich dargestellt sind, benutzt. Auch über die Anlage der Schiffmühlen findet man hier das Nöthige.

Siebentes Kapitel (S. 406 — 470). **Oberschläch- tige Räder. Kropfräder.** Nicht minder gründlich und lehrreich, als die unterschlächtigen Räder im vorigen Kapitel abgehandelt sind, werden hier die ober- schlächtigen Räder in allen ihren wesentlichen Beziehungen beleuchtet. Die Englischen Wasserräder von Gußeisen, deren Schau- feln aus gewalztem Blech oder schwachen Bret- tern gebildet sind, und deren Kranz mit ange- gossenen Zähnen, welche in ein Getriebe eingrei- fen, versehen ist, werden hier besonders empfoh- len. Da nämlich die Welle dieses Getriebes die für den Läufer erforderliche Geschwindigkeit an- nehmen kann, so bedarf es keines besondern Stirn- rades, sondern es ist möglich der verticalen Welle, auf welcher der Läufer sitzt, die für diesen nö- thige Geschwindigkeit durch ein kleines Kronrad von der Welle jenes Getriebes aus mitzutheilen. Die starke Welle des Wasserrades tritt bey die- ser Einrichtung nicht in das Mühlgebäude ein, an ihrer Länge wird also bedeutend gespart. Eben so vollständig wie die Getreidemühlen werden die Sägemühlen abgehandelt.

Achtes Kapitel (S. 471 — 547). **Wider- stand fester Körper bey ihrer Bewegung in flüssigen.** Die hier gegebene Theorie stützt sich auf die, nur unter Beschränkungen zulässige, Voraussetzung, daß der Widerstand der Größe der widerstehenden Fläche und dem Quadrat der Ge- schwindigkeit des Körpers proportional sey. — Die nachfolgende Beschreibung der vorzüglichsten Canäle in England, nebst Darstellung der com- merziellen Verhältnisse derselben und des Ver- kehrs auf ihnen, ihrer Bau- und Unterhal- tungskosten, der durch sie entstehenden Einkünfte wird gewiß Niemand ohne lebhaftes Interesse lesen.

Dritter Band. Beschreibung größerer Maschinen, vorzüglich jener, welche bey dem Bau- und Hüttenwesen vorkommen.

Der Hr Vf. will in diesem Bande technische und theoretische Maschinenlehre mit einander verbinden, damit die Mängel beseitigt werden, die aus einer getrennten Behandlung dieser beiden Haupttheile der Maschinenlehre für diejenigen entspringen, welchen es um die practische Anlage einer Maschine zu thun ist. Es sollen jedoch, nach den eigenen Worten des Hn Verf., nur diejenigen Maschinen aufgenommen werden, die entweder unter eigener Aufsicht ausgeführt, oder genau besichtigt und von solcher Beschaffenheit gefunden wurden, daß man für die angegebenen Leistungen und die Erfolge ähnlicher Unternehmungen zu bürgen vermag. Doch ehe der Hr Vf. zu den zusammengesetzten Maschinen übergeht, gibt er durch Darstellung der Constructionen einzelner Maschinentheile, und der Grundsätze, welche bey ihnen zu beobachten sind, die gehörige Vorbereitung.

Erstes Kapitel (S. 5 — 112). Bau der Räderwerke und einfache Verbindungen mechanischer Kräfte. Man findet hier alles zusammengestellt und umständlich bis auf die Beschreibung der einzelnen Werkzeuge und Handgriffe dargelegt was zur practischen Ausführung der hölzernen und gußeisernen Räder zu wissen nöthig ist. Die verschiedenen Arten der Zapfen und Zapfenlager sind in 42 vortrefflichen Zeichnungen dargestellt. Selbst die Frictionsräder, die indessen bey den Wasserrädern schwerlich dem beabsichtigten Zweck entsprechen dürften, sind nicht vergessen. Die theoretischen Betrachtungen beziehen sich hauptsächlich auf die cycloidische Gestalt-

tung der Zähne, die indessen zu practischem Gebrauche auf Zusammensetzung von Kreißbogen zurückgeführt ist. Deshalb ist weder von der sphärischen Epicycloide, nach welcher streng genommen die Zähne der conischen Räder geformt werden müssen, noch von der Hypocycloide, die bey der Bewegung eines Getriebes über den innern Umfang eines Rades zur Anwendung kommt, nicht nöthig gewesen etwas bezubringen. Ueber die Dimensionen der gußeisernen Zähne sind Tabellen von Buchanan mitgetheilt, die aber um so vorsichtiger zu benutzen sind, da das Gußeisen bekanntlich sehr verschiedene Güte hat. Man findet hier ferner die Anordnung der Vorgelege, allgemeine Bemerkungen über die verhältnißmäßige Größe der Räder und Getriebe, die Stellung der Getriebe gegen die Räder, dann eine genaue Beschreibung der Kuppelungen der Wellbäume oder Schafte, der verschiedenen Arten der Ein- und Ausrückungen des Räderwerks und Vorschriften nebst practischen Erfahrungen über die Stärke der Wellen.

Zweytes Kapitel (S. 113 — 128). Kraniche. Die verschiedenen Einrichtungen dieser Hebemaschinen sind sehr genau beschrieben und durch schöne Zeichnungen anschaulich gemacht. Aus den Gleichungen zwischen Kraft und Last an zwey Kranichen, von denen der eine durch ein Laufrad, der andere durch Kurbeln in Bewegung gesetzt wird, werden, mit Zuziehung der im 1. Bande entwickelten Formel zur Berechnung der Kräfte von Menschen und Thieren, die Bedingungen abgeleitet, unter welchen die Kraft am vortheilhaftesten wirkt.

Drittes Kapitel (S. 129 — 170). Schlagwerke und Pfahlrammen. Man findet hier nicht bloß die verschiedenen Arten der Rammen:

die Handrammen, die Handzug- und Kunstrammen, unter welchen die bey dem Bau der Leitmerizer Brücke 1822 benutzte, um in das mit Trümmern alter Pfeiler angefüllte Flußbett mit einem 13 Centner schweren eisernen Bär, der 20 Fuß hoch herabfiel, Pfähle 10 bis 12 Fuß tief einzuschlagen, besonders hervorgehoben ist; sondern auch eine genaue Darstellung einer Pfahlsäge um Pfähle selbst 10 bis 15 Fuß tief unter Wasser wagerecht abzuschneiden, so wie eine Beschreibung der aus Gußeisenpfählen in Liverpool auf einem Sandstein-Grundbett hergestellten Spundwand. Hiezu kommen Betrachtungen über den Effect, welchen die Arbeiter an Rammen täglich zu leisten vermögen, und über die zweckmäßigste Verwendung der Kraft der Arbeiter. Dann sind theoretische Untersuchungen und practische Erfahrungen über das Eintreiben der Pfähle, damit sie einen hinreichend festen Stand annehmen, um demnächst eine vorgeschriebene Last ohne Gefahr des tiefern Einsinkens zu tragen zu vermögen, hinzugefügt. Wir vermissen hierbey eine Warnung für diejenigen, welche sich von dem durch eingerammte Pfähle befestigten Grunde, namentlich in verschüttetem Terrain zu viel versprechen. Werden nämlich die Pfähle, ohne in den festen Grund zu reichen, nur durch die Reibung gehalten, so kann sich nach einiger Zeit ihre Spannung in dem Boden vermindern, und obschon zur Zeit des Rammens die Pfähle hinreichend fest zu stehen schienen, so sind sie späterhin einem fernern Einsinken dennoch unterworfen. Uebrigens dürfte das Beygebrachte dem Architecten hinreichende Anhaltspuncte für seine Anordnungen der Pfahlwerke darbieten.

Viertes Kapitel (S. 171 — 181). Ausschöpfen des Wassers aus kleinern Tiefen mit-

telst Handeimern, Wurf- und Schwungschaufeln, dann Schaufelwerken. Diese Vorrichtungen sind deutlich beschrieben, durch eine gründliche Theorie beleuchtet und die von ihnen zu erwartenden Leistungen gehörig nachgewiesen. Zugleich sind die Anordnungen angegeben, unter denen die gegen andere Schöpfwerke hinsichtlich ihres Effectes zurückstehenden Schaufelwerke am vortheilhaftesten benutzt werden können.

Fünftes Kapitel (S. 182 — 191). Ausschöpfen des Wassers mittelst Paternosterwerken. Ebenfalls sehr ausführlich dargestellt und durch Beispiele erläutert.

Sechstes Kapitel (S. 192 — 220). Schöpfräder und Kastelwerke; Bewässerung der Grundstücke. Die Theorie des Kastelwerks (Noria, Eimerkunst) hätte durch Berücksichtigung des nachtheiligen Umstandes, daß das Wasser, in Folge der Einrichtung dieser Maschine, mehr als die Förderungshöhe beträgt, gehoben werden muß, noch etwas schärfer gefaßt werden können. Auch wäre hier die Mittheilung practischer Erfahrungen über die Leistungen der Eimerkünste an ihrer Stelle gewesen. Eine höchst schätzbare Zugabe ist die ausführliche Darstellung der Wiesenbewässerung in Mailand.

Siebentes Kapitel (S. 221 — 242). Archimedische Wasserschnecke. Es wird hier von der sogenannten Sonnenmühle, der eigentlichen Wasserschnecke und der Wasserschraube gehandelt. Die angezogenen Versuche von Eytelwein und die Beobachtungen von Hachette geben zu einer practischen Beurtheilung dieser Maschine Gelegenheit.

Achtes Kapitel (S. 243 — 262). Spiralspumpe. Zuvörderst wird das bekannte Schöpfrad mit spiralförmigen Gängen, dann die von dem Binngießer Wirz in Zürich 1746 erfundene, und

unerachtet ihrer Brauchbarkeit, um Wasser auf große Höhen zu bringen, noch wenig benutzte Spiralspumpe beschrieben. Versuche, mit denen die Theorie verglichen werden könnte, sind nicht angegeben.

Neuntes Kapitel (S. 263 — 296). Saugpumpen und Kunstfäße. Die Pumpen, deren Construction und statische Theorie bereits im 2. Bande gegeben ist, werden hier im Zustande der Bewegung betrachtet, woben die Kolbenreibung, über welche eigene Versuche mitgetheilt sind, und die Widerstände, welche das Wasser bey dem Durchgange durch das Saug- und Kolbenrohr erfährt, in Rechnung gebracht werden. Die Untersuchungen über die Geschwindigkeit des nach Maßgabe der Höhe der Saugröhre und der Größe des atmosphärischen Drucks unter dem Kolben aufsteigenden Wassers liefern Grenzbestimmungen für die dem Kolben zu ertheilende Geschwindigkeit, so wie allgemeine Bedingungen, welche bey der Anordnung der Saugpumpen zu beobachten sind. Mit Berücksichtigung jener Widerstände wird die zum Auf- und Niedergange des Kolbens erforderliche Kraft und dann der Effect der Pumpen berechnet. Außerdem sind die Kunstfäße im Joseph-Schachte zu Joachimsthal, und im Leopold-Schachte zu Schemnitz beschrieben.

Das zehnte Kapitel (S. 297 — 304): Vereingte Saug- und Druckwerke enthält, so weit es uns vorliegt, die Beschreibung des Neumühlen-Wasserwerks in Prag; der Schluß dieses Kapitels fällt also in die dritte Abtheilung, welche, obschon ein öffentliches Blatt deren Vollendung bekannt gemacht hat, uns noch nicht zugekommen ist; wir mochten inzwischen die gegenwärtige Anzeige nicht noch länger zurückhalten.

U.

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

196. Stück.

D e n 12. D e c e m b e r 1835.

F r a n k f u r t a. M.

Historische Schriften von Dr. G. G. Gervinus, Privatdocenten in Heidelberg. Erster Theil. S. 480. gr. 8.

Vorliegendes Buch besteht aus zwey größeren Aufsätzen, nämlich einer Geschichte der Florentinischen Historiographie nebst einer Charakteristik Macchiavells und dann aus einer Darlegung der inneren Geschichte Aragoniens bis zum Aussterben des Barcelonischen Hauses. Beide sind ihrer Ausdehnung und Behandlung nach als selbständige Werke zu betrachten und nur ein Theil des zweyten war schon früher im Schlosserschen Archive gedruckt erschienen.

Was nun die erstere Abhandlung über die Florentinische Historiographie betrifft, so ist es schon vielfach versucht worden, die Geschichtschreibung selbst zum Gegenstand einer geschichtlichen Darstellung zu machen, von Gerhard. Vossius und von ihm abwärts bis auf unsern Verfasser; aber der Zweck war hierbey meist ein literarischer;

man wollte entweder den Fortschritt der historischen Kunst nachweisen oder den in den Geschichtschreibern niedergelegten Stoff kritisch sichten. In beiden Beziehungen waren es vorzüglich die Historiker des Alterthums, denen man eine besondere Aufmerksamkeit zuwandte. Hierbey blieb freylich noch immer ein Moment unbeachtet, nämlich der innere Zusammenhang, welcher zwischen dem Historiker und seiner Zeit bestand, der Einfluß, welchen die ihn umgebenden Zustände auf ihn ausübten, so daß man aus der Weise, wie die ethischen und politischen Gestaltungen der Zeit sich in ihm abspiegeln, diese wiederum selbst abgesehen von den einzelnen mitgetheilten Thatfachen, von einer neuen Seite kennen lernte. Sismondi nennt dieses sehr gut: *reconnaître les sentimens du siècle dans ceux de l'écrivain.* (h. d. r. It. II. 439.) Auch von diesem Standpunkte war eine fortlaufende Darstellung der Geschichtschreibung möglich, und die meisten, welche sich damit beschäftigten, fühlten auch das Bedürfniß, indem sie unter der Rubrik von Gesinnung oder bey der Schilderung der Persönlichkeit davon sprachen, ob der Geschichtschreiber ein Aristokrat, Demokrat u. s. w. gewesen sey; aber man trug hierbey Alles in die Persönlichkeit des Schriftstellers über, und indem man es zu sehr individualisierte, konnte man eben deshalb weniger einen Gang der Entwicklung in den Vorgängern und Nachfolgern aufweisen. Dazu kam, daß man nur die alten Geschichtschreiber einer solchen sorgfältigeren Behandlung würdigte, die neueren mehr in Bausch und Bogen mit allgemeinen Redensarten abfertigte, obgleich gerade bey jenen dadurch, daß die Mittelglieder verloren gegangen sind, für uns der Gang der Entwicklung unterbrochen ist, und nur ein anderswo

durch ähnliche Untersuchungen gebildeter Leser hier aus Trümmern ein Ganzes zu reconstruieren vermag. Seit dem Alterthume waren nun aber nirgends solche Begebenheiten, welche alle Verhältnisse des Lebens und Staates umgestalten, wechselnder als in dem Italien des Mittelalters, nirgends war auch unter den mithandelnden oder mitlebenden Personen gleich viel Cultur, um die eigenen Thaten oder das Erlebte der Nachwelt würdig zu überliefern. Doch selbst auf diesem fruchtbaren Boden der Geschichte sind vielfache Abstufungen, und unter den Italiänischen Staaten ragt Florenz hervor durch den Reichthum an fast allen auf dem gegebenen Gebiete möglichen politischen Formen und an entsprechenden geschichtlichen Darstellungen derselben. Mag hiervon Manches noch in den Bibliotheken verborgen liegen oder schon im Laufe der Zeit zu Grunde gegangen seyn, immer bleibt uns hier die Möglichkeit, während mehrerer Jahrhunderte ununterbrochener politischer Fortbildung eine Reihe von Geschichtschreibern mit einer Vollständigkeit verfolgen zu können, welche sich uns sonst nirgends darbietet.

Durch diesen Umstand hat sich ohne Zweifel der Verf. aufgefordert gefühlt, die Historiographie der Florentiner einer besonderen Behandlung zu unterwerfen. Sein Standpunct ist nun gerade der zuletzt von uns hervorgehobene, er wollte die Gesinnungen, das Ethos der Zeit in dem jedesmaligen Geschichtschreiber aufzeigen. Die Auffassung dieses Moments ist ein großes Verdienst und trägt nicht wenig dazu bey, den inneren geistigen Zusammenhang der hier umfaßten Periode zu erkennen, aber mit der Art der Behandlung können wir uns nicht in gleicher Maße einverstanden erklären. — Es fehlt nämlich ein bestimmter, scharf gesonderter, und in sich ge-

gliederter Plan, welcher der ganzen Darstellung zu Grunde läge, und dessen leitenden Faden man überall verfolgen könnte. Der Verfasser, von seinem Gegenstande ergriffen, ließ sich zu sehr gehen, beherrschte nicht immer die aufsteigenden Gedanken, sondern er ward vielmehr von ihnen fortgerissen. So fehlt gleich im Anfange eine Hauptsache, nämlich die Bestimmung seines Standpunctes, welche erst nachher beyläufig und an verschiedenen Stellen zerstreut vorkommt; ferner erwartet man eine Rechtfertigung, warum die beiden anderen Seiten einer Betrachtung der Historiographie, nämlich die künstlerische und kritische, entweder gar nicht vorkommen oder sehr zurücktreten, und doch dünkt es uns, nach dem Titel der Abhandlung sey man auch dieses zu erwarten berechtigt. Dadurch, daß der Verf. es sich nicht klar gemacht hatte, was zu seinem Gegenstande gehörte, und was nicht, ist eine große Ungleichheit in der Darstellung entstanden, welche die Abrundung des Ganzen unmöglich machte. So muß man anfangs glauben, die älteste Florentinische Historiographie sey für sich selbständig aufgefaßt, bis wir S. 49. erfahren, der Verf. habe immer nur hauptsächlich die Quellen des Machiavell, sein Verhältniß zu ihnen, und ihr Verhältniß zur Geschichte von Florenz im Auge, und von da an wird auch wirklich bey allen Schriftstellern besondere Rücksicht auf Machiavell genommen, während diese Betrachtung früher ganz zurücktrat. Um auch ein Beyspiel vom Einzelnen zu geben, so beachte man, wie mit Ricordano Malespini begonnen und dann erst über die Ricordanzen, d. h. die Memoiren berühmter Familien u. dgl. gehandelt wird, welche doch eben die Grundlage der Florentinischen Historiographie bildeten; und daß von ihnen auszu-

gehen sey, konnte keinen Augenblick zweifelhaft seyn, sobald auch die literarische Seite des Gegenstandes, die Entwicklung der Geschichtschreibung als einer Kunst, bestimmt aufgefaßt wurde. Es ist um so mehr zu bedauern, daß der Verf. dieses vernachlässigte, da Alles, was beyläufig darüber gesagt wird, meist eben so wahr als geistreich ist. Nur die Kritik der Geschichtschreibung, als Darstellung bestimmter Thatsachen, vermissen wir völlig, denn selbst, was über Giovanni Cavalcanti als Quelle des Macchiavell vorkommt, steht doch nur da aus anderen Rücksichten. — Diese Bemerkungen glaubten wir vorausschicken zu müssen, um jetzt ungestört dem Gange, welchen der Verf. nimmt, folgen zu können.

Die Reihe der Florentinischen Geschichtschreiber eröffnet Ricordano Malespini, welcher die Geschichte der Stadt Florenz von den mythischen Zeiten an bis zum Jahre 1281 fortführte. Er selbst war zwar durch seine Verwandtschaft mit einer der streitenden Parteyen auch in die Bewegung hineingezogen, aber theils hatte der Streit damals mehr den Charakter einer Familienzwistigkeit und politische Beweggründe lagen noch fern, theils scheint auch Malespini seiner persönlichen Neigung nach sich von dem Einfluß politischer Parteyungen frey gehalten zu haben; dennoch ist ein gewisses guelfisches Gepräge in seiner Geschichte nicht zu verkennen. Eine Betrachtung über die Quellen des Malespini bringt nun den Verf. darauf, die ersten Versuche der Geschichtschreibung in den schon oben erwähnten Ricordanzen oder Familiendenkwürdigkeiten zu erwähnen. Nur dürfen diese wohl nicht als die einzigen Quellen betrachtet werden, sondern der größte Theil dessen, was Malespini in den vierzig ersten Kapiteln seines Werkes über die frü-

here Geschichte von Florenz erzählt, war lebendige Volksfage gewesen und dann von verschiedenen Chronisten in lateinischer Sprache aufbewahrt, ganz; wie es mit ähnlichen Sagen in der Geschichte der Päbste ging. Solcher Art sind die *scrittura* und *croniche*, welche Malespini in Rom und Florenz aufsuchte und abschrieb. Als aber einmal die Geschichtschreiber in der Landessprache sich dieses Stoffes bemächtigt hatten, da gingen meist jene lateinischen Bearbeitungen zu Grunde, und es ist deshalb ganz natürlich, daß uns nur für den Inhalt der dreyundzwanzig ersten Kapitel des Malespini die lateinische Quelle in einer Handschrift der Magliabechischen Bibliothek erhalten ist (vgl. die dritte Anmerkung zum ersten Kapitel in der Florentiner Quartausgabe des J. 1816). Führten übrigens Familien ihren Ursprung bis in die Zeiten des Alterthums zurück, so nahmen sie natürlich auch jenen mythischen Stoff in ihre Chroniken auf, wie dies aus der Beschreibung hervorgeht, die uns Malespini (Kap. 40. 41.) von der Familienchronik der *Cappocci* in Rom macht. Es wäre hier nun auch der Ort gewesen, etwas von der Art zu sagen, wie Malespini diese Quellen benutzte. Er beweist darin alle Ungeschicklichkeit des ersten Versuches, aber auch viel Aufrichtigkeit und Biederkeit der Gesinnung. Wo seine Chroniken verschiedene Erzählungen lieferten, da führt er sie alle auf, wobey er uns wiederholt versichert, daß er ganz so schreibe, wie er es vorgefunden habe, z. B. Cap. 103. *e per tutti i modi ch'io trovai scritto, n'ho voluto dire e trattare, e come trovai cosi scrissi*). Um nur ein Beyspiel davon zu geben, so erzählt er den Wiederaufbau des von Attila zerstörten Florenz zuerst nach Römischen Chroniken, worin den Römern alles Verdienst

zugeschrieben wird, und dann folgt eine andere Ueberlieferung, welche Carl dem Großen den Ruhm, Florenz wieder aufgebauet zu haben, zutheilt (Cap. 37 — 40. 42 ff.).

Auf Malespini folgen in ununterbrochener Reihe, Dino Compagni, Giovanni und Matteo Villani, und Donato Belluti bis in die siebziger Jahre des vierzehnten Jahrhunderts; besonders die beiden ersteren als diejenigen, welchen der Preis unter den älteren Florentinischen Geschichtschreibern gebührt, hat der Verf. ausführlich behandelt, und ihren Character, ihre Wirkungsweise in Staat und Leben mit so viel Wahrheit, Lebendigkeit und Liebe zum Gegenstande geschildert, daß hoffentlich die theilweise Vernachlässigung und Geringschätzung jener Geschichtschreiber endlich aufhören und man anfangen wird, sie auch einmal in anderer Absicht zu lesen, als einzelne Thatsachen daraus zu schöpfen, oder um, wie die Italiäner bis jetzt gethan, einzelne Ausdrücke und Redensarten für den Florentinischen Sprachschatz aufzutreiben. Dino Compagni, ein Staatsmann im wahren Sinne des Wortes, der nicht bloß ein gutmüthiger Neutrale, nicht ein bloßer Sammler war, sondern der handelnd die Geschichte durchlebt, sie reif überdacht und beurtheilt hat, der eben deshalb alles Aeußerliche ausschließend, sich bloß an das Characteristische und Bedeutungsvolle, an das innere Staatsleben hält, darf für sich bey denjenigen, welche Sinn dafür haben, Großes auch in den scheinbar unbedeutenden Verhältnissen einer einzelnen Stadt Italiens anzuerkennen, wahrlich den Vergleich mit den besten Geschichtschreibern irgend einer Zeit, selbst des Alterthums nicht scheuen. Nur wer sein Werk gelesen hat, vermag zu begreifen, wie zu gleicher Zeit Dante sich in der Poesie soweit

über alle seine Vorgänger erhob, denn nur einen wenig geringeren Ruhm könnte Dino in der Geschichte für sich in Anspruch nehmen. Wie im Leben beide Männer für dieselbe Sache kämpften, so möge man auch anfangen, das Studium ihrer Werke mit einander zu verbinden. Nur ungern versagen wir uns aus der Darstellung von Dino Compagni's Leben und Wirken, wie es uns der Verf. der Geschichte folgend vorführt, Einzelnes mitzutheilen, denn alle Begebenheiten stehen in so engem Zusammenhange, daß das Einzelne nur in Verbindung mit dem Ganzen verständlich wird.

Wenn nun Dino Compagni sich als Mann von großen politischen Grundsätzen in der Geschichte zeigt, und als ein Repräsentant der gibellinischen Fraction, die sich unter den Welfen selbst gebildet hatte, so tritt dagegen bey seinem Nachfolger Giovanni Villani ein practischer Gesichtspunct hervor. Die großen politischen Gegensätze waren ausgefochten, an die Stelle des stolzen gibellinischen und guelfischen Adels waren reiche Männer des Volkes, die großen Popolaren, getreten; die Macht der Waffen war mit der des Geldes vertauscht und das gewöhnliche Leben trat mit allen seinen Anforderungen hervor. Solche Zeiten bringen gutmüthige Menschen, wie Villani hervor, der offenen Sinn und ein ehrliches Herz hat, um das naheliegende Wohl des Vaterlandes zu unterscheiden, der aber ein weiteres Staatsinteresse mit seinem Blicke nicht auszumessen vermag. Das allgemein practische Interesse an den Verhältnissen der Völker und Staaten, mit denen Florenz in Handelsverbindung stand, brachte ihn dazu, auch diese in ein Werk zu verflechten und das erste Beyspiel einer allgemeinen Geschichte zu geben. Friedlich-

keit, Versöhnung und Mäßigung sind ihm einzige Bedingungen des Staatswohles, Gewaltstreiche selbst an seiner Parthey verhaßt; friedliche Politik, Unterhandlungen und Geldmittel gelten ihm als das Höchste. Daher denn auch sein Schmerz, als die Geldmacht von Florenz durch die Bankerute der reichsten Häuser einen Stoß erhielt, die niederen Klassen des Volkes, die Handwerker, (popolo minuto) an Macht gewannen und die alte bedächtige Staatskunst hastigen Demagogen weichen mußte. Sein Bruder und Fortsetzer Matteo Villani spricht, wenn auch mit weniger Talent, dieselben Grundsätze aus. — Diese damals sich erhebende Herrschaft des popolo minuto hat ihren Vertreter in Donato Belluti, der, wie der Verf. sagt, weit entfernt gleich den Villani das Kleine in den Verhältnissen und das Große in der Verwaltung des Staates einzusehen und mit einem umfassenderen Blick, mit der Speculation eines Commercianten, aus dem Gesichtspunct eines unterrichteten Geschäftsmannes, zu beurtheilen, ganz nur ein Repräsentant dieser Verwaltung selbst ist. — Nach ihm tritt ein Wendepunct in der Florentinischen Geschichtschreibung ein, es bildet sich die Uebergangsstufe zu der Umbildung derselben durch die klassischen Studien. In dieser Periode des Verfalls wendet sich die Theilnahme des Schreibenden von dem öffentlichen, wenig Reiz mehr darbietenden Leben in Florenz ab, die historische Form verwildert und überhaupt aller Sinn für den Werth und die Bedeutung der Geschichtschreibung verschwindet. Auch die gelehrte Behandlung der Florentinischen Geschichte in Lateinischer Sprache durch die Philologen ist nur die bis zum anderen Extrem durchgeführte Einseitigkeit. Obgleich es nun natürlich ist, daß diese Schriftsteller nicht

mit gleicher Ausführlichkeit behandelt werden, als die Coryphäen der Florentinischen Historiographie, so können wir es doch, wie schon oben bemerkt, nicht billigen, daß jetzt die Rücksicht auf die später nachfolgende Darstellung Macchiavells zu sehr vorwaltet, denn sollte dieß wirklich den Mittelpunkt des Ganzen bilden, so müßte dieses auch schon in dem Früheren bestimmt hervortreten. Was der Verf. übrigens von Leonardo Aretino und Poggio sagt, ist durchaus wahr und treffend, aus einem selbständigen Studium dieser Schriftsteller hervorgegangen, und mit Recht wird hier Roscoe, der nicht minder oft anderen Italiänern ohne Prüfung nachgesprochen hat, als man es ihm jetzt fortwährend thut, gelegentlich einer scharfen Kritik unterworfen. — Durch die Betrachtung der Capponi, des Giovanni Cavalcanti, welchen wir als Quelle des Macchiavell zum ersten Male aus einer ungedruckten Handschrift kennen lernen, und des Bernardo Rucellai geht der Verf. zu dem Ziele seiner Darstellung, zu Macchiavell über, welchem fast zwey Drittheile des ganzen Aufsatzes gewidmet sind. Den Gang, welchen hier die Untersuchung des Verf. nimmt, können wir nicht kritisch verfolgen, da die nothwendige Berücksichtigung der anderen abweichenden Ansichten eine zu große Ausführlichkeit fordern würde. Herr Gervinus zeichnet sich nun darin vor seinen Vorgängern aus, daß er Macchiavell nicht bloß nach einem seiner Werke, sondern nach seinem ganzen politischen und literarischen Bestreben beurtheilt. Das Resultat ist dann, daß Macchiavell den Mittelpunkt der Bewegung seiner Zeit aufgefaßt, und diesen in seinem ganzen Leben und in allen seinen Schriften mit unerschütterlicher Consequenz festgehalten hat. Es ist das Ummenden der alten Zeit in

eine neuere, dessen Nothwendigkeit sein Genius anerkannte, und das er schaffend zu fördern suchte, daher seine Begründung der absoluten Fürstenmacht; aber sein Herz hing am Alten, und daher die früheren Bemühungen es zu stützen. Wir können in der unbedingten Vertheidigung Macchiavells dem Verf. nicht beystimmen, der hier in seinem heiligen Eifer für die Ehrentretung des lange Verkannten um so eher zu weit gehen konnte, da er das, was von Ranke, Leo und andern in dieser Beziehung geschehen ist, völlig unberücksichtigt gelassen hat; doch tragen wir kein Bedenken, diese Darstellung des sittlichen, bürgerlichen und schriftstellerischen Charakters von Macchiavell für die Krone der ganzen Arbeit zu erklären. Zum Schluß können wir nicht umhin zu bemerken, wie Macchiavells Leben und Wirken noch deutlicher hervorgetreten wäre, wenn der Verf. nicht in raschem Uebergange zu ihm den ferneren mit Macchiavell gleichzeitigen Verlauf der Florentinischen Geschichte und entsprechenden Historiographie unbeachtet gelassen und seine Darstellung bis in das sechszehnte Jahrhundert hinein fortgeführt hätte. Auch hier haben wir an Jacopo Marti, an Filippo Marti und an Barchi Repräsentanten für alle Parteien.

Wir kommen jetzt zum zweyten Aufsatz, worin der Verf. eine innere Geschichte Aragoniens bis zum Ausgange des Barcelonischen Königsstammes zu geben versucht. Es könnte freylich dem ersten Anblicke nach scheinen, als stehe dieser Aufsatz dem anderen an Interesse nach, aber man braucht nur des Verf. Einleitung über den Charakter der aragonischen Geschichte zu lesen, um zu sehen, daß hier eine durchaus eigenthümliche Entwicklung des Staates und Volkes sich zeigt, und daß jeder, welcher das allgemein Menschli-

che in der Geschichte auffucht, hier davon einen reichen Schatz findet. Aragonien ist in seinem Kreiße ein modernes spanisches Rom. Wie die alten Römer, sahen seine Bewohner mit Stolz auf die virtus ihrer Vorfahren und bestrebten sich dieselbe in ihrem eigenen Leben zu wiederholen. Noch Mindeß (+ 1589) bezeichnete in seiner Geschichte von Jacob I. dem Eroberer, den Character der drey Reiche also, daß die Catalonier wegen Unfruchtbarkeit des eigenen Landes für die Gegenwart ihre Wünsche und Bedürfnisse beschränkend, nur an die Zukunft zu denken schienen, die Balencier im heiteren Genusse dessen lebten, was die Gegenwart böte, daß die Aragonesen dagegen nur in der Vergangenheit lebten, ihrer Ahnen Thaten sich rühmten, und die von ihnen erworbenen Rechte und Gesetze zu erhalten bemüht wären. Eine Aehnlichkeit mit Rom findet ferner darin Statt, daß auch in Aragonien die Erzählungen über die Bildung der Verfassung schon einen durchaus politischen und mithin profaischen Character haben, und daß während der ganzen Dauer der Aragonischen Selbständigkeit Jurisprudenz und Geschichte die Grundlagen des geistigen Lebens waren. Doch muß man sich hüten, die Vergleichung mit dem Alterthume auch in der übrigen Geschichte nachweisen zu wollen, denn die weitere Entwicklung war eine durchaus eigenthümliche. Der Adel blieb in Aragonien fortwährend die erste politische Gewalt, die Städte hatten nur Theil an der Verwaltung des Staates, insofern sie selbst zum Adel wurden, es sank nicht, wie in anderen Staaten, der Adel zu den niederen Klassen herab. Wir finden in der ganzen Aragonischen Geschichte kaum die geringste Regung einer demokratischen Richtung, welche doch in dem mit Aragonien eng

verbundenen Catalonien und in Valencia so unzweydeutig hervortritt. Daß aber Aragonien mit dieser concentrirten Kraft sich nicht mehr nach Außen ausdehnte, davon müssen wir den Grund in dem Character der Nation, wie in der Beschaffenheit des Landes suchen. In dieser Beziehung möchte man die Aragonesen mit den Bewohnern des Schweizerischen Alpenlandes, besonders mit den Urcantonen vergleichen. Auch diese waren die kräftigsten Männer der Schweiz, ihre überwiegende Stärke hatten sie wohl in Italien an Deutschen und Franzosen erprobt, aber ihre Natur, starr wie das von ihnen bewohnte Land, der Mangel an reichlichen Geldquellen und die herrschende Uneinigkeit erlaubten es nicht. Wie die Urcantone, nachdem sie durch die Besetzung der Italiänischen Bogteyen ihrem Lande den freyen Ausgang gesichert hatten, in ihren Eroberungen still standen, so drangen auch die Aragonesen nicht weiter gegen die Saracenen vor, sobald ihr Land eine bestimmte Abgrenzung hatte. Von Berechnung des Staatsnutzens, von Veredlung der Bedürfnisse ist bey ihnen nicht die Rede, sondern nur die Ehre und die Lust am Kampfe, als solchem, treibt sie zum Kriege; so lange folgten sie auch ihrem Könige willig, sobald aber höhere politische Rücksichten eintraten, versagten sie ihren Beystand. Was die vereinigten Reiche von Aragon, Catalonien und Valencia an Eroberungen gemacht haben, kommt mehr auf Rechnung der beiden anderen Länder, und namentlich Catalonien hat an den Sicilisch = Italiänischen Eroberungen den größten Antheil, Aragonien weigerte sich wiederholt etwas dazu beyzutragen. Endlich bemerken wir noch als eine Aragonien characterisierende Eigenthümlichkeit, daß

hier die Geistlichkeit sehr zurücktrat und sich von jeher dem Staatsinteresse unterordnen mußte.

Auf diesen Grundlagen entwickelte sich die Aragonische Verfassung, welche der Verf. in zwey Abschnitten bis zu dem Tode des Königs Martin (1410) behandelt. Eine kurze Uebersicht davon zu geben, geht wegen der Reichhaltigkeit des Stoffes nicht an, und wer Interesse für den Gegenstand hat, wird ihn lieber bey dem Verf. selbst lesen, welcher alle Quellen, die dem deutschen Leser zu Gebote stehen, sorgfältig benützt und zu einem lebendigen Bilde des Aragonischen Staatslebens verarbeitet hat.

P.

B r a u n s c h w e i g.

Bei Vieweg: Des C. Suetonius Tranquillus Werke, übersetzt von Friedrich Karl von Strombeck. I. Das Leben des C. Julius Cäsar. 1834. IX u. 86 S. in 8.

Unsern Lesern brauchen wir nicht zu sagen, daß der Hr Vf. die Kunst zu übersetzen seit langer Zeit als Meister übt, sondern haben ihnen nur anzuzeigen, daß er ihnen auch bey der Vorstellung von Cäsar jeden Ausdruck erklärt, der in der Unterhaltung mit ihm nicht gleich verstanden werden möchte, und daß er doch durch Weitläufigkeit nicht lästig wird. Um es unsererseits nicht zu werden, wollen wir ohne Erläuterung der Römischen Steuer- und Pachtregister nur bemerken, daß einem Consul die Wälder und Weiden überweisen etwa so viel sagen will, als bey uns, einen Minister mit Maß- und Brogensachen beschäftigen, und daß es so nicht im Ernste ge-

meint ist; im vollen Ernste aber neulich von einem Politiker vorgeschlagen ist, die Kinderschulen von dem Minister nachsehen zu lassen. Das Bild selbst, den Cäsar von Sueton, überlassen wir schweigend der nun allgemein eröffneten Betrachtung, und erlauben uns nur die Freunde der Geschichtskunst und des Anstandes darauf aufmerksam zu machen, daß Sueton selbst über das, worüber er als Geschichtschreiber vollgültig urtheilen konnte, über Cäsars Geschichtsbücher, nicht so wohl selbst urtheilt, sondern vielmehr die Meinungen der Sachkundigsten davon so zusammenstellt, daß sich das allgemeine Urtheil von selbst bildet. Es so zu machen ist das schwerste, aber auch das gefälligste; dagegen das leichteste aber auch das verächtlichste, frech, tückisch und banditenmäßig die ersten und edelsten Schriftsteller, die Lieblinge ihres Volkes anzufallen, um sie ihres Ehrenschmuckes zu berauben, wie es leider jetzt unter uns nicht selten geschieht.

H a n n o v e r.

Drestes, ein Trauerspiel des Euripides, aus dem Griechischen metrisch übersetzt von G. H. F. Hohmann, Collaborator am Lyceum in Hannover; nach seinem Tode herausgegeben von G. Ch. Crusius, Subrector daselbst. XIV u. 98 S. in Octav. 1835. (bey Hahn).

Unter den Schauspielen des Euripides nimmt unstreitig sein *Drestes* einen der ersten Plätze ein. Die hier erscheinende Uebersetzung ist ein würdiges Todtenopfer, von einem Freunde auf den Grabhügel ihres Verfassers gelegt, der zu

früh bereits im 29sten Jahre endete. Geboren 1795 hier in Göttingen, erhielt er auch hier seine wissenschaftliche Bildung, war 1817 als Collaborator in Hannover angefekt, und entsprach völlig dem in ihn gesetzten Vertrauen, so wohl durch den Umfang und die Gründlichkeit seiner Kenntnisse, und die Deutlichkeit seines Lehrvortrags, als durch seinen Character. Die Uebersetzung verdiente es gedruckt zu werden, wir haben sie mit Vergnügen gelesen. Sie ist metrisch, und schließt sich den Versarten des Originals auch in den Chören an, jedoch nicht slavisch. In einzelnen Stellen, wo die Rede einen höhern lyrischen Schwung nimmt, wie in dem Monolog der Electra V. 970 flg., hat der Verfasser sich selbst die Fesseln des Reims angelegt, und trägt sie mit Leichtigkeit. Es liegt nicht in dem Plan dieser Blätter einzelne Stellen zu kritisieren; so weit wir aber die Vergleichung mit dem Original anstellten, haben wir diejenige Treue gefunden, die nach unserer Ansicht gefordert werden kann. In der kurzen Biographie welche der Herausgeber vorangesezt hat, wird bemerkt, daß der Verfasser sich der Griechischen Dichtersprache hinreichend bemächtigt habe, um auch in ihr gelungene Versuche zu machen. Mit Recht dürfen wir hoffen, daß die hier angezeigte Arbeit sein Andenken, wenn auch nicht in dem großen Publicum, doch in dem Kreise seiner Freunde und zahlreichen Schüler erhalten wird.

Sn.

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

197. Stück.

D e n 14. D e c e m b e r 1835.

Graham's Town (Cap-Colonie).

Printed by Meurant and Godlonton, high street, 1835: Introductory remarks to a narrative of the irruption of the Kafir hordes into the eastern province of the Cape of good hope, A. D. 1834—35. By the Editor of the 'Graham's Town Journal'. Part I. 128 Seiten in Octav.

Wir können uns das Vergnügen nicht versagen, die Leser dieser Blätter mit einer durch günstige Gelegenheit uns zugekommenen, in Südafrika, nicht fern von der östlichen Gränze der Cap-Colonie gedruckten, und in mehrfacher Beziehung interessanten Schrift bekannt zu machen. Das vorliegende Buch ist, wie auch der Titel angibt, nur die Einleitung zu einem größeren Werke über den Krieg, den gegenwärtig die Cap-Colonie mit den Kaffern führt, dessen Endresultat nach aller Wahrscheinlichkeit einen großen Einfluß auf den künftigen Zustand des öst-

lichen Theils der Colonie haben wird. Die Bildung des Districtes von Albany durch Britische Ansiedler hat eine bedeutende Epoche in der Geschichte der Niederlassung am Vorgebirge der guten Hoffnung gemacht. Bey ihrer Ankunft im J. 1820 war das für ihre Aufnahme bestimmte Land eben von Kaffern-Horden geräumt, die sich zuvor weit über die Gränze der Colonie hinaus verbreitet, und in dieser durch Brand, Raub und Mord die größten Verheerungen angerichtet hatten. Ihre Angriffe selbst auf das Hauptquartier der Capischen Militärmacht an dem Orte, der nach dem Commandeur der Truppen Graham's Stadt genannt worden, waren so kräftig und entschieden, daß sie nicht eher wichen, als bis 1400 Kaffern geblieben waren. Bald nach dieser Niederlage wurden sie genöthigt, sich über den Keiskamma-Fluß zurückzuziehen, welcher Strom von seiner Mündung bis hinauf zu seiner Verbindung mit dem Chumie-Fluß, für die Gränze der Colonie erklärt wurde. Als die Britischen Ansiedler sich in dem ihnen angewiesenen Districte niederließen, fanden sie überall die Spuren der Verwüstung; indessen noch unbekannt mit dem hinterlistigen und wilden Character der Kaffern, gingen sie getrost an das Werk; und durch ihren Eifer und ihre Thätigkeit machte die Colonisierung in kurzer Zeit die bewundernswürdigsten Fortschritte. Sie waren in eine überaus angenehme Gegend versetzt, ausgezeichnet durch eine reiche Mannigfaltigkeit von grasigen Hügeln, waldigen Schluchten, und ausgedehnten, von zierlichen Mimosen und dem verschiedenartigsten blühenden Gesträuch bedeckten Ebenen, wo der Boden nicht allein für den Kornbau günstig ist, sondern zugleich eine große An-

zahl von Rindvieh und Schafen zu ernähren vermag. Nachdem die neue Colonie zwölf Jahre bestanden hatte, stellte sie sich dem unparteyischen Beobachter in einem solchen Zustande dar, daß man die Absichten, welche das Britische Gouvernement bey ihrer Gründung hatte, für völlig erreicht halten durfte. Man sah nicht allein in allen Theilen des Districtes eingefriedigte Ländereyen und zahlreiche Wohnungen, sondern auch manche allgemein nützliche Werke, indem z. B. viel für die Anlage guter Wege geschehen war. Viele Bewohner hatten sich bequem und anständig eingerichtet, und konnten auf ein thätiges und unternehmendes junges Geschlecht blicken, welches schöne Hoffnungen für die Zukunft begründete; Einige hatten sogar einen Grad von Reichthum erlangt, den sie in Europa schwerlich erreicht haben würden; und Niemand — vielleicht einige besondere Fälle ausgenommen — hatte gegründete Ursache, sich über den neuen Wohnsitz zu beklagen. Dieser erfreuliche Zustand der jungen Colonie ist nun mit einem Male auf die schrecklichste Weise zerstört worden. Die schwarze Wolke zog sich über dem Kaffern-Lande zu einer Zeit zusammen, in welcher die Ansiedelung von Albany durch reiche Ernten und ein treffliches Gedeihen der Heerden besonders gesegnet war. Die täuschende Ruhe wurde durch ein plötzliches, furchtbares Ungewitter unterbrochen. Die einbrechenden wilden Horden begnügten sich nicht mit Raub und Mord, sondern sie verwüsteten die Besitzungen von Grund aus. Die mehrsten Heerden sind vernichtet, die Vorräthe von Korn verbrannt oder zerstreut, die Wohnungen mit allen Mobilien eingeäschert; die ganze, sonst so lachende Gegend stellt eine gräßliche Sce-

ne der Zerstörung dar. Dieß große Unglück würde nach der Meinung des Verfassers nicht eingetroffen seyn, hätte nicht das Gouvernement eine falsche Politik gegen die benachbarten Africanischen Volksstämme beobachtet. Zu dieser Politik soll die Regierung einerseits durch zu günstige Vorstellungen von dem Character der Kaffern, und andererseits durch Verläumdung der Holländischen und Englischen Colonisten verleitet worden seyn. Der Verf. vertheidigt mit großer Wärme das Betragen der letzteren; zeigt, wie treulos und hinterlistig sich die Kaffern von jeher gegen die Colonie benommen haben; und gibt mit Freymüthigkeit eine kritische Uebersicht aller von Seiten der Regierung zum Schutze der Colonie ergriffenen, erfolglosen Maßregeln. Seine Darstellung verdient um so größere Aufmerksamkeit, da sie mit den Berichten einiger Reisenden, welche nur kurze Zeit in jenen Gegenden weilten, und theils von Vorurtheilen geblendet, theils durch Einflüsterungen getäuscht wurden, sehr im Widerspruche steht. Sollten auch sie vielleicht von Parteylichkeit nicht ganz frey seyn, so geben sie doch vermuthlich ein treueres Bild von manchen Verhältnissen des östlichen Theils der Cap-Colonie, als man durch Reisebeschreibungen bisher erhalten hat.

Das Interesse dieser Schrift wird erhöht durch eingestreute Nachrichten über einige noch nicht genau gekannte Africanische Stämme, namentlich über das Mantatee-Volk und die Bogogas. Angehängt ist ein merkwürdiges Actenstück: die an den Hauptchef der Kaffern-Stämme, Hinga, gerichtete Communication des Gouverneurs der Cap-Colonie vom 29sten April d. J., welche das Sündenregister des Kaffern-

197. St., den 14. December 1835. 1965

fürsten und der von ihm abhängigen Horden von 1828 an, so wie die Bedingungen enthält, welche die Grundlage des Friedens seyn sollten. Es ist den Kaffern u. A. auferlegt, nicht weniger denn 50000 Stück Rindvieh und 1000 Pferde der Colonie zu geben, und ausgemacht, daß so bald die Hälfte davon abgeliefert seyn würde, die Feindseligkeiten eingestellt werden sollten. Der Friedensvertrag ist auch wirklich am 30sten April d. J. feyerlich abgeschlossen, aber sehr bald darauf von Hinga wieder gebrochen.

Obige Schrift gibt zu mancherley Betrachtungen Veranlassung. Man ersieht daraus, wie sehr unvollkommen und beschwerlich noch immer die Communicationen zwischen dem Sitze der Regierung in der Capstadt und den entlegeneren Theilen der Colonie ist; wie sehr es dadurch dem Gouvernement erschwert wird, fortlaufende, genaue Kunde von dem Zustande der letzteren zu erlangen; von welcher Wichtigkeit daher tüchtige Landdrosten sind, die der Verwaltung der einzelnen Provinzen vorstehen; wie schwierig es ist den entfernteren Gegenden der Colonie bey plötzlichen Ueberfällen schnelle Hülfe zu leisten, aus welchem Grunde zumal der östliche, an das Kaffernland gränzende Theil wohl durch kein anderes Mittel dauernd zu sichern seyn dürfte, als durch eine Reihe befestigter, mit hinreichendem Militär besetzter Plätze, deren Anlage auch im früheren Plane lag, aber zum großen Nachtheil der Colonie nicht zu Stande gekommen ist. Wie groß schon jetzt in der noch so schwach bevölkerten Südspitze von Africa die Macht der periodischen Presse ist, leuchtet auch aus den Mittheilungen obiger Schrift hervor. Schon bis an die äußerste Gränze der Colonie haben Zeitungen und Jour-

nale ihren Einfluß auf die öffentliche Meinung ausgedehnt, und tragen, bey dem Nutzen den sie gewähren, doch auch dort sehr dazu bey, Parteyungen zu befördern, Ansichten zu verwirren, und das Urtheil zu bestechen.

Wir können diese Anzeige nicht schließen, ohne zu erwähnen, wie sehr die Druckerey in Graham's - Stadt viele unserer deutschen Buchdruckereyen beschämt; wie auffallend das schöne Belin-Papier und der scharfe und genaue Druck obiger Schrift, gegen das graue, lose Papier, und den stumpfen, nachlässigen Druck absticht, wodurch bey uns leider noch so oft das Auge beleidigt, das Lesen erschwert, und der Zustand unserer Technik eben so sehr, als unser Sinn für das Schöne, in ein ungünstiges Licht gestellt wird.

L ü b e c k .

In der von Rhodenschen Buchhandlung, 1835: Beyträge zur Lübeckischen Geschichtskunde, gesammelt von Dr Ernst Decke. Erstes Heft. 42 Seiten in 4.

Der Verfasser übergibt hier dem Publicum den Anfang einer größeren Arbeit, welche eine Recension sämtlicher genereller und specieller Werke über die Geschichte der freyen Stadt Lübeck, die Chroniken, so wie die Literatur über einzelne Zeitabschnitte und Begebenheiten, die Deductionen eingeschlossen, ferner die Geschichte einzelner Stände, Anstalten, Gewerbezweige und Einrichtungen, endlich die Biographik denkwürdiger Lübecker enthalten soll. Woran sich zuletzt das, was über Lübische Geographie und

Statistik, Litterar- und Kirchengeschichte, Münzen- und Geschlechter-Kunde vorhanden ist, reizen wird. Der Nutzen einer solchen Arbeit wird Keinem entgehen, welcher mit historischen Gegenständen sich beschäftigt, und weiß, wie werthvoll es ist, die gesammte Litteratur über einzelne Gegenstände mit einem Blicke übersehen zu können. Der Verfasser, durch eine Arbeit über die ältesten zu Lübeck gedruckten Bücher bereits vortheilhaft bekannt, hat seiner Arbeit jedoch einen besonderen Werth verliehen durch kurze Characteristiken der aufgeführten Werke und biographische Nachrichten über deren Verfasser. Mehrere jetzt verloren gegangene Lübecker Chroniken werden gleichfalls aufgeführt, von denen manche, nach ähnlichen Beyspielen, sich noch in den Bibliotheken norddeutscher Städte oder Copenhagens finden mögen, und zu deren Auffuchung gelehrte und wohlwollende Bibliothecare sich aufgefordert fühlen dürften. Einige größere Ausführlichkeit würde dem Zwecke dieser Schrift bisweilen angemessen gewesen seyn. Durchaus unpassend scheint es uns daher auch, wenn hier unter der Rubrik Zeitschriften, anstatt dieselben kurz aufzuführen, lediglich auf eine in einer derselben enthaltene Aufzählung verwiesen wird. Ungern vermiffen wir hier auch die Nachweisung mancher dem Verfasser unstreitig bekannter Handschriften Lübeckischer Chroniken, wie denn der Weg zwischen der nothwendigen Einschränkung auf das Heimische und der Erweiterung des Blickes auf das Benachbarte und auf fernere Gesichtskreise gewöhnlich zur schwierigsten Klippe für vaterländische Geschichtsbefliffene zu werden pflegt. So bietet das Archiv der Gesellschaft für äl-

tere deutsche Geschichtskunde und besonders dessen sechster Band manches dar, was für die Zwecke des Verfassers Berücksichtigung verdient, die Abhandlung über die alte zu Lübeck bereits ums Jahr 1485 gedruckte Wendische Chronik u. a. In demselben Bande würde der Verfasser auch über die poetische Einleitung der Kaiserchronik und mancher deutscher Chroniken, welche von Eike von Repgow geschrieben ist, Erläuterungen beachtet haben, da sie dieselbe ist, welche ihm auch vor einer Handschrift der Lübecker Chronik des Franciscaner-Lesemeister Detmar aufstieß. Eine im Jahre 1748 von dem Dr. Joh. Pet. Willebrandt angefertigte Abschrift der eben gedachten Handschrift des Detmar befindet sich auf der Bibliothek der Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe zu Hamburg. Auch hätte in diesem Werke die Notiz nicht fehlen sollen, daß von Seelen's Abhandlung über die Chronik des Detmar bereits im Jahre 1720 einzeln gedruckt erschienen ist. Interessanter dürfte dem Lübecker Geschichtsforscher jedoch die Mittheilung seyn, daß von Hans Reckemann's Chronica das von Herrn Deecke gesuchte Exemplar, welches der Historiker Meymar Koch besaß und mit einer eigenhändigen Notiz versah, aus der Uffenbachischen Büchersammlung auf die Stadt-Bibliothek zu Hamburg (in Quart. No. 361) gelangt ist. Manche ähnliche und vielleicht wichtigere Ergänzungen werden die folgenden Hefte des begonnenen Werkes uns bringen, dem wir von dem sachkundigen Fleiße des Verfassers vertrauensvoll entgegen sehen.

J. M. L.

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

198. 199. S t ü c k.

D e n 1 7 . D e c e m b e r 1 8 3 5

L e i p z i g.

Friedrich Fleischer. S. C. Hinrichs'sche Buchhandlung; Reise in Chile, Peru und auf dem Amazonenstrom während der Jahre 1827 — 1832 von Eduard Möppig, Professor an der Universität zu Leipzig. Erster Band. Mit Königlich Württembergischen Privilegium. 1835. XVIII u. 466 S. in 4.

Die vor uns liegende Reisebeschreibung verdankt ihr Daseyn der von Tage zu Tage allgemeiner und reger werdenden Liebe zu den Naturwissenschaften. Eine kleine Zahl warmer Naturfreunde in Deutschland hatte den Plan entworfen, mit vereinten Kräften eine Reise nach Südamerica zu veranstalten, deren Zweck die Einsammlung von naturhistorischen Gegenständen war. Die Wahl dessen, der die Reise unternehmen sollte, fiel auf den Verf. oben angezeigten Werks. Leider waren die Mittel nur gering, da das Ganze nichts als ein Privatunternehmen war, dem es an höherer Unterstützung

gebrach. Indeß blieb dieser Beschränktheit und mannigfach anderer Hindernisse ungeachtet die Reise nicht ohne einen möglichst günstigen Erfolg, und Herr Pöppig rechtfertigte das in ihn gesetzte Vertrauen vollkommen. — Nicht weniger als siebenzehntausend Exemplare von getrockneten Pflanzen, viele hunderte von ausgestopften Thieren, und eine Menge anderer Naturproducte wurden an die Beförderer der Reise vertheilt, sonstiger für die Naturwissenschaften höchst wichtiger Resultate hier nicht einmal zu gedenken. — Gleichwohl bleibt es sehr zu beklagen, daß dem Verf., der mit so Wenigem so viel leistete, nicht größere Summen zu Bestreitung seiner Reise zu Gebote standen, und wir glauben ihm gern, daß es ihm nur unter den härtesten Entbehrungen möglich war, glücklich ans Ziel zu gelangen. Einsam und allein, ohne irgend einen Begleiter, ja selbst ohne einen für Reisende in jenen Gegenden so unentbehrlich nothwendigen eingeborenen Diener, mußte er oft die dichten unwegsamen Urwälder durchstreichen und seinen kleinen Kahn durch die Wellen der gewaltigen Riesenströme, welche sie bewässern, in den ödesten Wildnissen dahin steuern, wo er seinem Zwecke gemäß irgend eine erwünschte Ausbeute zu finden hoffte. Seine Nahrung verdankte er nicht selten bloß seiner Geschicklichkeit als Jäger oder als Fischer. Daß hierbey manche Gefahr zu bestehen war, läßt sich leicht denken, da die Wälder und Flüsse Südamerica's bekanntlich von mancherley gefährlichen und reißenden Thieren belebt sind. Um so mehr muß man den Muth und die Ausdauer eines Mannes bewundern, der fünf ganze Jahre lang in einem Lande aushielt, das ihm nichts als seine reichen Naturerzeugnisse bot; und unser Interesse

an einer mit so geringen nicht einmal die Anschaffung der nöthigen wissenschaftlichen Instrumente gestattenden Mitteln begonnenen und dennoch glücklich zu Ende gebrachten Reise muß um so größer werden, als unsere Theilnahme an dem Reisenden selbst durch alle diese Umstände zunimmt.

Es möchte vielleicht manchem Leser dieser Blätter nicht unlieb seyn, von den hier beschriebenen Reisebegebenheiten erst etwas Näheres zu wissen, ehe er sich entschließt, dem Verf. der vorliegenden Reisebeschreibung Schritt vor Schritt auf seinen Wanderungen zu folgen, und mit ihm auf den Gipfeln der Anden unter freyem Himmel zu übernachten, oder sich mit ihm bey ungünstigem Wetter im einsamen Indianerdorfe zu langweilen, wie ihm das seiner Versicherung und Erzählung zufolge nicht selten begegnete. — Eine kurze Uebersicht des Gesammtinhalts und einige der interessantesten Schilderungen dürften zu Erreichung dieses Zweckes wohl hinreichend seyn; doch verschmähe der Leser unsere Einladung nicht, wenn wir ihn ab und zu ersuchen, mit uns den Verfasser auf einem oder dem andern seiner Streifzüge zu begleiten.

In den sechs Kapiteln, welche dieser erste Band enthält, beschreibt uns der Verf. hauptsächlich seine Reise nach Chile und seine Ankunft in Valparaiso, seinen dasigen Aufenthalt, seinen Aufenthalt im Thale des Rio de Aconcagua, seine Reise nach den Anden von Santa Rosa, seine Seereise nach dem südlichen Chile und seinen Winteraufenthalt in Talshuano, und endlich seine Reise nach den Anden von Antuco. Jedem dieser Kapitel sind besondere Anmerkungen beygefügt, die zum Theil wohl in dem Contexte hätten aufgenommen

werden können, theils aber auch für sich besonders abgehandelt zu werden verdienten. Als zu diesen letzteren gehörig sind unter andern zu rechnen die Abhandlungen über die Bewohnbarkeit der südlichsten Theile von Südamerica, über den Landgeruch auf See (Anm. 1. u. 3. zum 1. Kap.), über das Ungewisse kleiner Niederlassungen in Südamerica und die daher entstehende Unrichtigkeit der Charten, über die vulcanische Thätigkeit mitten im großen Ocean (Anm. 1. u. 3. zum 3. Kap.), Vinheira und seine Raubzüge u. s. w. (Anm. 1. zum 6. Kap.). — Sehr schätzenswerthe Mittheilungen enthalten auch die übrigen den eigentlichen Gegenstand der Reise und ihrer Beschreibung näher berührenden Anmerkungen. So die Abhandlung über die rasche Entwicklung Chile's in politischer und geselliger Hinsicht (Anm. 3. zum 2. Kap.), die Beiträge zur Vergleichung des Zustandes von Chile mit demjenigen seiner Nachbarländer oder Statistik von Bolivia (Anmerk. 1. zum 4. Kap.), zur Geschichte des Handels von Chile in früheren Zeiten und über seinen gegenwärtigen Umfang (Anm. zum 5. Kap.), zur Zoologie der Anden (Anm. 3. zum 6. Kap.), die Bemerkungen über die Indienvölker Chile's (Anm. 5. zum 6. Kap.) u. a. m.

Die Reise, deren Beschreibung wir hier vor uns haben, beginnt im Herbst des Jahr's 1826. Das Fahrzeug, auf welchem sich die Reisenden einschifften, segelte am 26. November ab und richtete seinen Lauf aus der Chesapeake-Bay nach dem atlantischen Ocean, den es bis zum Cap Horn ohne bedeutende Abenteuer durchsegelte und dann durch den stillen Ocean nach Valparaiso auf der Küste von Chile, dem Ziele der Fahrt, fortsetzte. Seereisen haben so viel Einförmiges und bieten in der Regel so wenig Ab-

wechselung dar, daß ihre Beschreibungen nur selten sehr anziehend sind. Die gewöhnlichen Seeabenteuer, wie z. B. ein Sturm und die durch ihn entstehende Verwirrung im Schiffe, das Erscheinen eines fremden Fahrzeugs am fernem Horizonte und die mit demselben herbengeführte Besorgniß, ob es nicht ein feindliches oder ein Kaper sey u. a. m., sind zu oft erzählt, als daß ihre Wiederholung angenehm seyn könnte. Der Verf. gesteht dieß selbst ein und übergeht deshalb die erste Periode seiner Seereise, um seine Leser nicht zu langweilen; wir thun, aus gleicher Rücksicht für unsere Leser, noch ein Uebriges mehr und übergehen auch die zweite Hälfte, obgleich manches Interessante in derselben vorkommt, was des Erzählens von Seiten des Verfassers wohl werth war. Wir landen mit ihm und seiner Reisegesellschaft in Valparaiso, um an seiner Seite zunächst einige Wanderungen durch die Stadt und ihre Umgebungen zu machen.

Die Erwartungen unseres Reisenden wurden eben so wenig bey dem ersten Anblick der Küste Chile's, als bey seinem Eintritt in Valparaiso befriedigt. Die Landung geschah in der ungünstigsten Jahreszeit und die Stadt mit ihrer einzigen, obgleich durch den Handel sehr lebhaften, Straße bot ihm bey seiner ersten Wanderung nicht das mindeste Neue dar. Sie erschien ihm um kein Haar anders, als eine der südlich-europäischen Städte. Selbst den Marktplatz füllten nur Dinge an, wie man sie in diesen überall zum Verkauf ausgeboten sieht, und auch in den den Ort umgebenden Schluchten fand er so wenig Neues, daß ihn nichts daran erinnerte, daß er den stillen Ocean durchkreuzt hatte, um eine neue Welt zu finden. Obgleich Valparaiso

gegenwärtig der Haupthafen von Chile ist, so waren doch die meisten Häuser der Stadt so eng und unbequem, daß man sich genöthigt sah, mit einem fensterlosen Kämmerchen vorlieb zu nehmen, da nicht mehr als zwey öffentliche Häuser, und zwar erst seit einigen Jahren, vorhanden waren, welche den landenden Fremden aufnahmen, der früher vor der Eröffnung des Handels, wenn er sich sonst zu den bessern Classen zählen durfte, nur auf die Gastfreundschaft bekannter Familien Rechnung machen konnte. Der Verf. fand während der ersten Tage seines hiesigen Aufenthalts im sogenannten Englischen Hotel ein nothdürftiges Unterkommen, erhielt aber bald nachher durch die Bemühen einiger schon längere Zeit in Valparaiso lebender deutscher Landsleute eine Wohnung in der Vorstadt Almendral. Aus der Art und Weise, wie die aus dem Innern des Landes mit ihren Handelsproducten hierher kommenden Bauern in Valparaiso übernachteten, erkannte er schon im voraus, wie es ihm selbst bey seiner Weiterreise in dieser Rücksicht ergehen würde. Sie verlassen, wenn sie Maulthiere bey sich haben, Abends die Stadt, um irgendwo auf einem bequemen Platze mit ihnen die Nacht unter freyem Himmel zuzubringen.

Die Schilderungen des Herrn P. von dem, was ihm seine ersten Excursionen in der Umgegend von Valparaiso darboten, entsprechen wenig der hohen Idee, welche man sich bisher von der Schönheit und Fruchtbarkeit der Provinz Chile machte. Kein schattenreicher Wald befränzt die dürren steilen Berge, welche die Stadt umgeben, und nur selten ladet ein dürftig rieselnder Bach den lechzenden Wanderer ein, sich mit einem frischen Trunke zu laben. Eng ist der

Raum und felsig der von tiefen Schluchten (Quebrada's) zerrissene Boden, auf welchem die Stadt erbaut ist. Der Mangel an trinkbarem Wasser, das hier ein kostbarer Handelsartikel ist, drückt die Bewohner empfindlich. Vögel bemerkt man wegen des Mangels schattiger Bäume in der Nähe der Stadt fast gar nicht, wodurch die Sede der nächsten Umgegend natürlich noch fühlbarer wird.

Balparaiso ist jetzt zwar der Haupthafen Chile's, dürfte aber nach des Verf. Meinung leicht durch einen andern ersetzt werden, wenn die Regierung des Landes erst besser consolidiert ist und ihre Aufmerksamkeit mehr auf Verbesserung des Innern richten kann. Die Schiffe haben hier zu wenig Sicherheit und werden namentlich in der Regenzeit, dem hiesigen Winter, durch die entsetzlichen Stürme mitten im Hafen von ihren Ankern losgerissen und an den Küsten zerschmettert. Der Verf. war selbst Augenzeuge von einem Paar solcher Fälle. Herr P. meint, der Hafen von Coquimbo übertreffe den von Balparaiso zwar in vielen Stücken, allein die Unfruchtbarkeit des metallreichen Bodens sey auch hier wie überhaupt in den Nordprovinzen so groß, daß die Zahl der Einwohner stets sehr beschränkt und die Lebensmittel wegen der Unzulässigkeit der Anlegung von Kunststraßen über die steilen Felsberge nach dem Innern überaus theuer bleiben müßten, die Häfen des Südens dagegen, besonders die sichere und schöne Bay von Talcahuano, sich einst zu gefährlichen Nebenbulern Balparaisos erheben dürften.

Einer der Wahrheit ziemlich nahe scheinenden Zählung von 1828 zufolge betrug die permanente Bevölkerung Balparaisos 17,500 Seelen;

eine andere, aber auch nur halb officielle, von 1831 brachte die Zahl derselben auf 25,000.

Den Schluß des zweyten Kapitels, dessen Inhalt wir der Kürze nach hier mittheilten, machen einige Schilderungen des geselligen Verkehrs und sittlichen Zustandes der verschiedenen Stände in Valparaiso. Wir verweisen den Leser an das Buch selbst und begleiten den Verf. nach dem Thale des Rio de Aconcagua.

Von diesem Thale, welches nur einige Stunden von Valparaiso entfernt ist, sagt Herr P., es sey das zugänglichste für Fremde, und werde, weil es dem Hafen so nahe liege, vorzugsweise von ihnen besucht, auch gründe sich auf diese oft nur flüchtigen Besuche manche von den über das Innere von Chile ausgesprochenen Meinungen; es dürfte von unserer Seite der Mühe wohl nicht unwerth seyn, dasselbe hier ein wenig näher zu beschauen.

Der Rio de Aconcagua hat das mit den übrigen Flüssen des nördlichen Chile gemein, daß er bald heil = bald unheilbringend für das Thal ist, welches er in einer nicht unbeträchtlichen Breite durchströmt. Er ist in vielfache Arme getheilt und nimmt einen großen Theil des Thales ein, das ihm oder vielmehr der Leichtigkeit, mit welcher der umliegende Boden bewässert werden kann, hauptsächlich seine Fruchtbarkeit verdankt; denn bey näherer Untersuchung findet es sich, daß fruchtbare Ländereyen nicht allzu häufig sind, und an vielen Orten soll sogar der Boden wenig mehr fruchtbar seyn, als um Valparaiso. So segensbringend der Fluß auf der einen Seite ist, so fürchterlich sind auch die Zerstörungen desselben zur Regenzeit. Manches kleine Besizthum wird dann von seinen Fluthen weggespült, und die Kieselinseln, welche sich im

Sommer in demselben zeigen, verschwinden gänzlich. Der Lauf des Flusses von dem Punkte seines Ursprungs, unfern der höchsten Schneide der Anden von Santa Rosa, bis zu seiner Ausmündung in das Meer beträgt, alle Krümmungen mit eingerechnet, kaum dreizehn Meilen, und sein Fall ist daher außerordentlich groß. Die besondere Sorgfalt, welche man in allen Theilen dieses langen Thales auf den Anbau des einträglichen Bodens wendet, trägt nach des Verf. eigenen Worten nicht wenig dazu bey, der Gegend ein eben so freundliches als malerisches Ansehen zu verleihen. 'Kann auch', versichert er weiterhin, 'der Blick nicht auf dichten und grünen Wäldern ausruhen, so bringt doch ein Saum von niedriger Buchwaldung längs der Flußufer im höheren Theile des Thales Abwechslung in das Bild, und oft fesselt wohl auch eine höhere Baumgruppe durch ihr Alleinstehen und ihre verhältnißmäßige Seltenheit das Auge.' — So weit die Lichtseite; nun aber auch die Schattenseite! — 'Die bebauten Ländereyen', fährt der Verf. fort, 'ziehen sich nicht in der schönen und ununterbrochenen Folge durch das Thal, wie wir sie entlang der Flüsse der kälteren Länder bemerken. Lange Strecken unfruchtbarer Gerölle unterbrechen die grünen Saaten und die lockenden Weinfelder, Reste, welche der Fluß zur Zeit seiner verderblichen Ueberschwemmungen zurückließ, oder welche die Regenfluthen des Winters von den leicht zerstörbaren Bergen mit sich hinabrissen. Anderemale dehnen sich sorgfältig eingezäunte Weidegründe aus, auf denen nur selten ein Baum steht, und die in der kurzen Frühlingszeit eben so frisch und grün und das Freundliche der Landschaft vermehrend bemerkt werden, als sie durch Vergelbung und Absterben im ho:

hen Sommer abschreckend erscheinen. Raube oft mit tiefen Ravinen durchschnittene Wege ziehen sich zwischen den grotesken Fackeldisteln hin, welche von den unfruchtbaren Landstrichen einen unbestrittenen Besitz nehmen, und zwischen ihnen durch werden die buntgekleideten Landleute sichtbar, wie sie im Galopp, scheinbar als mangle ihnen die Zeit und am Ende doch wenig beschäftigt, von Haus zu Haus reiten, sich gegenseitig zu begrüßen, oder wie sie ihren Weg nach der Stadt verfolgen, wohin die langen Züge der beladenen Maulthiere eine fast unglaubliche Menge von Früchten führen. Von dem Gestade des Meeres an erheben sich sogleich lang gestreckte Hügelreihen, ihm fast überall parallel. Weiter im Thale hinauf erscheinen sie jedoch dem Bette des Flusses gleich, den sie beschränken, obwohl sie unverkennbare Producte seiner Anschwemmung sind. In kleiner Entfernung von ihnen streben andere Ketten empor, die, eines minder zweifelhaften Ursprungs, schon durch eine Richtung, die den Anden parallel ist, zu beweisen scheinen, daß sie höchstens vom Flusse quer durchgerissen worden sind, aber daß ihre Entstehung einem großartigern Prozesse der Natur zuzuschreiben sey. Meistentheils nackt, höchstens innerhalb der unsichtbaren Thalgründe fruchtbareren Boden enthaltend, treten sie als gewaltige Felsberge der kühnsten Umrisse in das Bild hinein. In ihrem höchsten Punkte, der *Campana de Quillota*, einer kaum drittehalbtausend Fuß hohen aber breit daliegenden Masse von ziemlich unfruchtbaren Felsen, entwickeln sich die eigenthümlichen Formen der landschaftlichen Ansichten des nördlichen Chile. Kahl und roth, scharf in den Außenlinien, verrathen sie schon in großer Entfernung die Wasserarmuth ihrer unnützlichen schroffen

Seiten. Es schließen diese Felsberge den Hintergrund, der von dem grünenden Thale und dem rein blauen Himmel angenehm absticht. Täuschend nahe, wenn auch in Wahrheit sie ziemlich entfernt seyn mögen, erscheinen die Anden von Santa Rosa und ragen hoch über die Ketten des mittlern Landes. Der schöngeformte Pico de Aconcagua strebt höher, als die fast horizontale Schneide der Cordillera, und zu allen Zeiten ziemlich weit hinab mit Schnee bedeckt, welcher niemals schmilzt, rechtfertigt er eine ziemlich verbreitete Sage, welche ihm sechzehntausend Fuß Höhe gibt. Obwohl er die Form eines Kegels genau befolgt, so ist dennoch das Vorurtheil, welches ihn zu einem noch thätigen Vulcan stempelt, ohne Beweismittel, denn mag seine Spitze auch einst den Schein eines innern Feuers verbreitet haben, so ist dieses ganz bestimmt jetzt nicht mehr der Fall. Er liegt tief innerhalb der Anden, und unfern von den Wegen, welche von Santa Rosa de los Andes nach den Cordillerenpässen führen, auf welchen Reisende von Chile aus nach der Provinz San Juan, oder nach Mendoza, und weiterhin nach Kreuzung höchst trauriger Wüsten nach Tucuman oder Buenos Ayres gelangen. — Ueber diesem fesselnden Bilde ruht ein ganz eigenthümlicher Schein, eine Art von schwer zu beschreibendem röthlichen Licht, das zur Zeit der heftigen Winterregen stets verschwindet, und selbst an den sonnigen Tagen nicht bemerkt wird, die auch in jener Jahreszeit häufig mit den trüben wechseln. Es führt diese Beobachtung zu der Vermuthung, daß große Lufttrockenheit die Grundursache der Erscheinung sey, und man wird fester in diesem Glauben, wenn man späterhin dieselbe eigenthümliche Färbung in noch höherem Grade an

den regenlosen Küsten Perus, aber zur Zeit der größten Hitze bemerkt. Aegypten bietet dasselbe Phänomen dar.'

Auf die Schilderung des Thals von Aconcagua folgen einige Mittheilungen über die Flüsse Chiles und den goldhaltigen Sand derselben, dessen Einsammlung die erste dauernde Ansiedelung von Spaniern hier hervorbrachte, jetzt aber ungleich geringer getrieben wird, als früherhin, da die vermehrte Industrie einen weit sicherern und höheren Gewinn darbietet.

Die Beschreibung einer größeren Hazienda, welche der Verf. während seines Aufenthalts in diesem Thale besuchte, haben wir nicht ohne Interesse gelesen. Sie gibt einen ziemlich vollständigen Begriff von der Art des Ackerbaues in den mittleren Provinzen, wo die Eigenthümlichkeit des Bodens und des Klima, nach seiner Versicherung, ein sehr verschiedenes Verfahren von dem des Südens nothwendig machen. — Die Reisenden kamen nach einem zehnstündigen höchst ermüdenden Ritte zur Zeit der Siesta, d. h. um Mittag, auf der Hazienda an, der ihr Besuch bestimmt war. Alles war wie ausgestorben, da sämtliche Bewohner des Hauses nach der Sitte des Landes im tiefen Schlafe lagen. Ein Quasso oder Knecht war der Einzige, der ihnen bey ihrem Eintritt in die Küche, gewöhnlich das einzige Zimmer und der allgemeine Aufenthaltort der Familie und ihrer Dienerschaft, entgegen trat und Sessel aus rohen Holzblöcken bestehend darbot. Selten vermag ein Chilene dem Besuchenden ein eigenes Zimmer anzuweisen, wie unverkennbar auch die Freundlichkeit ist, mit der er Alles anbietet, was ihm angenehm seyn kann. Selbst Landhäuser in der Mitte sehr werthvollen Grundbesizes haben selten mehr als höchstens

ein abgesondertes Zimmer für die Frauen der Familie aufzuweisen. Alles ist nur darauf berechnet, das Haus kühl und geräumig einzurichten. Ein schweres Dach von Hohlziegeln ruht auf niedrigen Mauern, welche aus hart gestampftem Lehm geformt sind und jedes architectonischen Schmuckes entbehren. Fenster sind nur wenige vorhanden, statt ihrer aber weite große Thüren, die zu jeder Tageszeit offen stehen und einen eben so angenehmen als unschädlichen Luftzug, bey dem heißen Klima in diesen Gegenden durchaus nothwendig, hervorbringen. Die höchste Einfachheit halbbroher Naturmenschen und die Spuren einer wachsenden Cultur vereinigen sich hier oft auf eine höchst eigenthümliche Weise. An den rauhen von hiesigen Malern mit grellen Farben schlecht bemalten Wänden hängen zwischen den reich vergoldeten Rahmen Englischer Kupferstiche die kleinen Bilder der Familienheiligen, ganz so kunstlos und unscheinbar, wie sie noch täglich haufenweise in Nürnberg gefertigt werden. Auf dem rohen den Tennen unserer Scheunen gleichem Fußboden des besten Gesellschaftssaales erblickt man reiche Englische Teppiche; von dem unkünstlichen sich frey zwischen Dach und Zimmer hinziehenden Querbalken hängt ein eleganter Kronleuchter herab; theure Meubles aus Nordamerica oder Frankreich stehen vermengt mit den altfränkischen geschmacklosen Geräthschaften, die noch aus einer früheren ärmlicheren Zeit herkommen, durcheinander, und stehen sonderbar gegen einander ab; ein kostbares, selten unter tausend Thalern erkauftes Englischs Pianoforte endlich nimmt den besten Platz des Saales ein und dient dazu, wenn Gesellschaft zum Abende, dem genußreichsten Theile des Tages, geladen ist, die raschere Jugend zum Tanz aufzufordern, der hier

mit einer Leidenschaftlichkeit geliebt und geübt wird, wie sie nur dem heißen Temperamente irgend eines Südländers eigen seyn mag. So nothwendig indeß Luxus und Mode diesen Artikel in reicheren Häusern auch gemacht haben, so ist das Lieblingsinstrument des Landes, die zwölfsaitige Bither, doch keinesweges dadurch verdrängt worden.

Die Beschreibung eines Spazierganges, den der Verf. und seine Freunde in der Umgegend der von ihm besuchten Hazienda machte, schildert uns dieselbe als äußerst reizend, und söhnt uns einigermaßen wieder mit Chile aus. Blumenzucht und Obstbau sind der hier sehr freugebigen Natur fast ganz allein überlassen. 'Obstbäume', sagt der Verf., 'freylich aber nur wie unter diesem glücklichen Klima dem Boden fast von selbst entwachsen, stehen fruchtbeladen in dichten Gruppen umher, und die üppigen Weinreben scheinen den beschränkenden Zwang eines niedrigen Steinzaunes zu verschmähen. Sie winden sich hoch in die Zweige der Feigenbäume empor, die hier unter doppeltem Namen jährlich zwey Ernten der süßesten Früchte liefern. Durch das breite Laub der Bäume gewahrt man das wohlangebaute Thal, und über Alles hinaus die immer neue und immer interessante Kette der beschneiten Anden'.

Auf der Rückkehr von ihrer Wanderung hatten unsere Reisende Gelegenheit zu sehen, wie die Chilenen ihre Pferde zu bändigen wissen. Diese laufen so lange in der Wildniß umher, bis der Herr Gebrauch von ihnen machen will. Dann werden sie mit Schlingen eingefangen und von einem Quasso zugeritten, der nicht Zügel noch Zaum gebraucht, sondern die wildesten Thiere bloß durch die Kraft seines Willens und durch

seine Geschicklichkeit nach ein Paar Versuchen so zu zähmen weiß, daß sie lenksam sind wie jedes andere Pferd.

Lesenswerth sind des Verf. Bemerkungen und Mittheilungen über die einzelnen ländlichen und häuslichen Beschäftigungen der Chilenen, als da sind Dreschen, Weben, Weinbereitung u. s. w., besonders aber über den Ackerbau des Landes im Allgemeinen. Ohne die künstliche und doch nach den einfachsten Methoden betriebene Bewässerung, welche mindestens im nördlichen Chile ganz allgemein Statt hat, ist an kein Gedeihen des Landbaues zu denken. Der dürre Sommer ist zu lang und die Feuchtigkeit der regnigen Winterzeit hält nicht lange genug vor, um den von größeren Flüssen entfernter liegenden Ländereyen die nöthige Wässerung zu geben. Der Chilene muß daher darauf bedacht seyn, ihnen diese auf künstlichem Wege durch Canäle zu verschaffen, und er versteht sich, wie der Vf. versichert, gleich den alten Peruanern trefflich darauf, ohne die künstliche Nivellierung und ohne die Instrumente, deren man sich in Europa zu gleichem Zwecke bedient, über die ungünstigsten Grundflächen den dünnsten Wasserfaden dahin zu leiten, wo er ihn gebraucht. Für das Recht, Canäle anlegen zu dürfen, müssen oft große Summen bezahlt werden.

Die Ackerbauinstrumente sind zum Theil noch sehr unvollkommen, namentlich bey den ärmern Landleuten, welche sich z. B. statt der Egge nicht selten zusammengebundener Bündel der dornigen *Acacia* (*Mimosa cavenia*) bedienen, und dieselben entweder mit Steinen beschweren, oder eine Kuhhaut darüber herlegen, um sich mit Weib und Kindern darauf zu setzen und so lange auf dem Lande herum ziehen zu lassen, bis der Samen untergeegget ist. — Von den Getreidearten, welche

in Europa ein Gegenstand des Ackerbaues sind, behauptet in Chile der Weizen den vornehmsten Platz. Roggen kennt man gar nicht und Gerste wird erst häufiger angebauet, nachdem seit der vermehrten Handelsthätigkeit hin und wieder Bierbrauereyen entstanden waren, wodurch öftere Nachfrage nach ihr entstand. Hafer würde gut gedeihen, da sich eine Art desselben wild in den Anden findet, welche nicht nur üppig wächst, sondern auch ein treffliches Futter liefert. Man zieht indeß vor, die Pferde in den Städten mit Gerste und auf dem Lande grün zu füttern oder weiden zu lassen.

Dann handelt der Verf. von den bey der ersten Colonisation Chile's eingeführten Majoraten, von dem Systeme der Inquilinos, und theilt treffende und ausführliche Bemerkungen über den wahren Werth der Ländereyen, über deren Fruchtbarkeit, über die Cerealien überhaupt und deren Ertrag, über den Handel mit denselben und über andere Producte des Feldbaues mit. Auch des hier sehr vernachlässigten Gartenbaues, und der nicht minder schlecht betriebenen Baumzucht, der Viehzucht, des vorzüglichsten Zweiges der Chilenischen Landwirthschaft, und des Handels mit den Ergebnissen derselben, imgleichen der hiesigen Pferde, geschieht hier noch besondere Erwähnung. Dann folgen sehr interessante Mittheilungen von den botanischen und zoologischen Untersuchungen, welche der Verfasser auf mehreren Excursionen von der Hacienda von Concon aus unternahm.

(Der Beschluß im nächsten Stück.)

G e t t i n g e n
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

200. Stück.

D e n 19. D e c e m b e r 1835.

L e i p z i g.

Beschluß der Anzeige: Reise in Chile, Peru und auf dem Amazonenstromen während der Jahre 1827 — 1832 von Eduard Möppig zc. zc.

Der Reichthum an neuen oder noch ungesesehenen Dingen aus allen Reichen der Natur, welchen der Vf. schon nach einem Aufenthalte von wenig Tagen in der Umgegend bemerkte, lockte ihn bald ins Weite. Das Nächste, was er uns hier beschreibt, sind die Muschelanhäufungen und Dünen, welche sich dem Flusse des Thales von Concon und der Meeresküste entlang finden. Dann folgt die Beschreibung einer Excursion nach der Junta de Quintero (einer isolierten weit in das Meer hinaustretenden Felsenspitze) und den Lagunas (halb gesalzene Seen) de Quintero. Sie lieferte reiche Ausbeute, gleich wichtig dem Botaniker wie dem Zoologen. Unter mehreren unbekanntem Thierarten fand der Verf. ein von den Einwohnern wegen den knurrenden Tönen, welche es im Borne von sich gibt, mit dem Namen

Cucurrito belegtes kleines Säugethier, das den Europäischen Maulwürfen darin ähnelt, daß es gleich ihnen meist nur unter der Erde lebt und auch nicht viel größer ist, als diese, besonders merkwürdig und einer ausführlicheren Beschreibung werth, da es bis jetzt den Naturforschern noch immer entgangen ist. Die Lagunen fand er mit zahllosen Gesellschaften der schönsten Schwäne bedeckt, deren schneeweißes Gefieder auffallend gegen das sammetartig glänzende Schwarz des Halses und Kopfes abstach. Er versichert, daß es keine Uebertreibung sey, wenn er behaupte, auf einer einzigen dieser etwa eine Quadratstunde Oberfläche enthaltenden Lagunen mehr als zweytausend Stück derselben gezählt zu haben. — Den Schluß des dritten Kapitels macht die Beschreibung der Flora an der Küste und in den schattigeren Thälern, und die Schilderung der Lage eines vereinzelteten Naturforschers. Man muß diese letztere selbst lesen, um zu begreifen, daß nur der außerordentlichste Eifer für die Naturwissenschaft es vermag, so viel Unannehmlichkeiten Troß zu bieten, wo die einzige Entschädigung für die zu ertragenden zahllosen Entbehrungen in dem Gewinne besteht, den seine Forschungen ihm bringen. In der ersten Anmerkung zum dritten Kapitel führt die Beschreibung der von uns bereits mehrfach erwähnten Hacienda von Concon den Verf. zu lehrreichen Betrachtungen über das Ungewisse kleiner Niederlassungen in Südamerica und die daher entstehende Unrichtigkeit der Karten. — Die zweyte Anmerkung berührt einen allgemeineren Gegenstand, nämlich die vulcanische Thätigkeit mitten im großen südlichen Ocean, die um so auffallender ist, als sie in großen Entfernungen, sowohl vom festen Lande als von den einzeln lie-

genden Inseln bemerkt wird. — Die dritte und letzte der Anmerkungen zu diesem Kapitel enthält eine genauere rein wissenschaftliche Beschreibung des vorgenannten Cucurrito, welchem er den Namen Psammomys beylegt. Die Dimensionen, welche er von den einzelnen Theilen angibt, sind von einem kurz zuvor gestorbenen Thiere entnommen.

Das vierte Kapitel unserer Reisebeschreibung enthält des Verf. Reise nach den Anden von Santa Rosa, und der interessanten Mittheilungen so viele, daß uns die Auswahl dessen, was wir unsern Lesern der vollständigeren Uebersicht wegen hier wiederzugeben wünschen, keineswegs leicht wird; wir werden uns daher auch hier meistens mit einer bloßen und zwar sehr kurzen Anzeige dessen, was sie hier zu suchen haben, begnügen müssen.

Eine Schilderung des Sommers im nördlichen Chile stößt uns hier zunächst auf, indesß ist hierüber auch schon früher Manches mitgetheilt worden, so daß wir uns hierbey nicht aufzuhalten brauchen. Dann folgt eine Beschreibung der gewöhnlichen Art in Chile zu reisen, die übrigens mit geringen örtlichen Veränderungen auch in Peru und Columbien dieselbe ist. Allerdings verdiente sie hier einen Platz und muß von jedem gelesen werden, der in gleicher Absicht wie der Verf. in jenen Gegenden zu reisen gedenkt. Der Weg von Valparaiso nach Santa Rosa de los Andes und Mendoza, den die Reisenden gewöhnlich zu wählen pflegen, führt über die Hauptstadt St. Jago und ist der einzige in Chile, der den Namen einer Kunststraße verdient. Der erste Eintritt in St. Jago machte keinen günstigen Eindruck auf den Verfasser. St. Jago gilt, versichert er, in Chile für einen verhältnißmäßig

ungesunden Ort, was er denn durch eine Mortalitätstabelle von zehn Monaten während der Jahre 1831 und 1832 zu bewähren sucht. — Wir haben indeß eine ausführlichere Schilderung dieser schönen Stadt von einem zu gleicher Zeit und in gleicher Absicht in diesen Gegenden Südamerica's sich aufhaltenden Reisenden vor uns, welcher uns einen bessern Begriff von ihr beybringt. Nach ihr wird man vielmehr versucht, einen in regelmäßigen Quadraten erbauten Ort, der durchgehends sechs und dreyßig Fuß breite, in ihrer Mitte mit Rinnen voll von klarem fließenden Wasser versehene Straßen und fast lauter schöne geräumige Häuser hat, für gesund zu halten. — Die Bevölkerung von St. Jago gibt der Vf. nach einer halb officiellen Schätzung (nicht Zählung) vom Jahre 1831 auf 60,000 Seelen an. Eine in einem öffentlichen Blatte*) mitgetheilte Angabe, welche die Zahl der Bewohner der Hauptstadt auf 65,675, und zwar nach einer officiellen Zählung vom 10. December 1830, bringt, scheint ihm unbekannt geblieben zu seyn, obgleich er behauptet, daß genaue Zählungen noch immer nicht vorhanden seyen. Dasselbe sagt er auch von der Bevölkerung der Republik Chile überhaupt, die er dann mit der von Peru zusammenstellt und vergleicht, ohne jedoch zu einem sichereren Resultate zu gelangen. Auch die ferneren Mittheilungen sind nicht unwichtig und man lernt aus ihnen den jungen Freystaat von Chile ziemlich genau kennen. So spricht er von dem Uebel der Kasten und sagt, wohl nicht mit Unrecht, daß hier die geringe Zahl derselben, wie überhaupt der Farbigen, zum Theil als eine Mitursache anzusehen sey, daß

*) El Araucano, N^o. 15. 23. vom 1. December 1830.

sich die republicanische Verfassung habe so schnell entwickeln können. — Die in Chile lebenden Menschenraßen werden hier mit vier Namen bezeichnet; sie sind Cholos (gleichbedeutend mit dem Worte Mestizo der Peruaner), Chinos, Indier und Neger. Von letzteren sind kaum noch einige hundert in ganz Chile vorhanden, auch sind deren nie sehr viele dort gewesen. Der General San Martin errichtete während des Befreyungs-Krieges in der republicanischen Armee eine eigene Abtheilung von Schwarzen und ließ unter seinen zu Erringung der Freyheit ergriffenen Maßregeln eine der ersten die Aufhebung des Neger-sclavenhandels seyn. Seine Feinde haben ihm nachgesagt, es sey ein geheimer Befehl von ihm gewesen, diese Schwarzen stets auf die gefährlichsten Posten zu stellen, wo sie dem Schwerte der Spanier unfehlbar verfallen waren. So viel ist gewiß, daß nur wenige von ihnen aus diesem mörderischen Kriege zurückgekommen sind. In manchen Gegenden Chiles soll ein Neger jetzt eine eben so große Seltenheit seyn, wie in Deutschland.

Die Gegenstände, über welche sich der Verf. noch fernerweit in diesem Kapitel ausläßt, sind die in Chile vorherrschenden Krankheiten und der Zustand der Arzeneykunde, die Verhältnisse der Gesellschaft in St. Jago, der politische Zustand des Volks, die Finanzen, die Armee und die Marine, der Stand der wissenschaftlichen Bildung, die Cuesta de Chacabuco (ein rechtwinkl. licher Ausläufer der Anden von 2656' Engl. Höhe, dessen Gipfel herrliche Ausichten darbietet), Santa Rosa de los Andes (eine kleine aber wohlhabende und überaus malerisch gelegene Landstadt), die Cactusvegetation, die Ansiedelung in den Anden, da in den dürftigen Hütten der umwohnenden

Bewohner einer tiefen Bergschlucht kein Unterkommen zu finden war, eine Excursion nach der Cumbre (dem höchsten Punkte in den Anden auf der Handelsstraße von Santa Rosa nach Mendoza) und deren nähere Beschreibung, eine Schilderung des allgemeinen Characters und des Winters der Anden, einige Excursionen, der Bergbau Chiles, und endlich des Verf. Abreise nach Mendoza, daß er indeß nicht erreichte. Beym Durchsetzen durch einen wilden Bergstrom ward er durch die Fluthen desselben fortgerissen und gerieth in die augenscheinlichste Lebensgefahr, aus der ihn nur sein Diener durch den ihm zugeworfenen Lasso zu retten vermochte. Seine Maulthiere mit dem Gepäck gingen aber verloren und ihm blieb wenig mehr als das nackte Leben. Wir glauben gern, daß dieser Verlust dem Verf. doppelt empfindlich war, da er ihn zur augenblicklichen Rückkehr nach Valparaiso zwang, indem das Gepäck der ertrunkenen Maulthiere seine kleine Reisebibliothek, seine Instrumente, die mancherley Kleinigkeiten, deren ein reisender Naturforscher zur Erreichung seines Zweckes bedarf, eine Menge von Papieren und Zeichnungen, und einen Theil der mühsam erworbenen Sammlungen von Naturalien enthielt.

Unter den Anmerkungen zu diesem vierten Kapitel ist es besonders die zweyte, auf welche wir hier noch aufmerksam machen wollen. Freunde edler Metalle werden die Nachrichten, welche der Verf. hier über die neu entdeckten Silberminen von Coquimbo mittheilt, nicht ohne Interesse lesen. Man erzählt eine ähnliche Geschichte von dieser übrigens ganz neuen Entdeckung wie von der zu Potosi in Peru. Was da einem seine Ziegen verfolgenden Hirten glückte, widerfuhr hier einem armen Holzhauer im Monat May des

Jahrs 1832. Sein Geheimniß blieb indeß nicht lange verborgen. Die Geldgier zog in kurzer Zeit an 3000 Menschen hierher, die alle, und nicht vergeblich, nach Silber suchten. Man hat Stücken dieses edlen Metalls in gediegenem Zustande gefunden, deren Werth mehrere hundert Thaler betrug, und der Verf. sah selbst ein, daß man auf 700 Thaler schätzte.

Der Unfall, welcher Herrn P. in den Anden von Santa Rosa auf dem Wege nach Mendoza traf, hatte eine gänzliche Veränderung seines Reiseplans nothwendig gemacht. Er beschloß, seine Reise nach dem südlichen Chile zu Wasser zu machen und fuhr auf einer Peruanischen Brigg, welche zunächst nach Talcahuano bestimmt war, von Valparaiso nach dieser kleinen Hafenstadt ab, um von da weiter ins Innere des Landes zu dringen. Talcahuano ist übrigens ein so unscheinbarer Ort, daß man in Europa Bedenken tragen würde, ihm den Namen eines Fleckens beizulegen. Er besteht aus zwey schlecht gebauten Straßen und zählte im Jahre 1828 an eigentlichen Häusern nicht mehr als 125, in denen 1500 — 1600 Menschen lebten; gleichwohl ist er der Sicherheit seines Hafens und der Leichtfertigkeit, ihn zu vertheidigen, wegen nicht unwichtig für die Republik.

Auf der Fahrt hierher segelte die Fortuna, auf welcher unser Reisender sich befand, die mehrfach berühmt gewordene Insel Juan Fernandez vorbey. Ein Versuch des Capitäns, daselbst auf einige Tage vor Anker zu gehen, wollte trotz vieler Anstrengungen nicht gelingen, da das schlecht segelnde Fahrzeug dem Steuerruder bey dem überaus heftigen Winde durchaus nicht gehorchen wollte. Gleichwohl gibt uns Herr P. eine ausführliche Beschreibung von diesem einsamen Ey-

lande, die Ref. mit anhaltendem Interesse gelesen hat. Ihm fielen alle die Eindrücke ein, welche einst in seinen Kinderjahren die Schicksale des Robinson auf seiner einsamen Insel auf ihn gemacht hatten.

So schlecht der Eindruck war, welchen die Küsten des nördlichen Chile auf den Verf. gemacht hatten, so vortheilhaft war der der Küsten des Süden dieses Landes. Die Ansicht der Bay von Talcahuano schildert er so wie die Umgegend als sehr reizend und anmuthig. Nicht schroffe dürre Felsenwände, sondern flache grünbewaldete Hügelreihen zeigen sich hier den freudeglänzenden Blicken des landenden Seefahrers. Besonders reich sind die hiesigen Küsten an Seegeschöpfen aller Arten, unter denen sich auch Wallfische und Robben befinden, auf die hier fleißig Jagd gemacht wird. Die Menge der mit wenig Ausnahmen eßbaren Seethiere ist so außerordentlich, daß der ärmere Theil der Bewohner von Talcahuano fast ausschließlich von ihnen lebt. Es gibt allein an Krabben und Krebsen über zwölf verschiedene Arten, die alle gegessen werden, und unter denen sich mehrere befinden, welche sich durch Größe und Schmackhaftigkeit höchst vortheilhaft auszeichnen. Der Verf. beschreibt mehrere dieser zum Theil bey uns noch unbekanntem Thiere. An ihn wende sich der Leser selbst, wenn er Ausführlichkeit über sie und andere im fünften Kapitel von demselben abgehandelte, zum Theil sehr interessante, Gegenstände in Erfahrung zu bringen wünscht. Ref. begnügt sich damit, hier noch einige kurze Anzeigen von dem zu machen, was am Schlusse dieses Kapitels über den jetzigen Zustand der einst so blühenden, jetzt aber so tief gesunkenen Haupt-

stadt des südlichen Chile, Concepcion, mitgetheilt wird.

Concepcion war einst St. Jago ganz gleich an Größe, Macht und Ansehen. Hier wohnten die ältesten und reichsten Familien Chiles und die wohlhabenden Eigenthümer der umliegenden fruchtbaren Güter vorzugsweise gern. Das immer grüne Land des Südens war ihnen lieber, als der dürre Norden. Hier war der Sitz einer Provinzial-Regierung und eines Bischofs, hier wohnten eine Menge Altspanier, die sich, wenn sie sich daheim ein unabhängiges Vermögen erworben hatten, hierher zurückzogen, um den Rest ihres Lebens in einem Lande zu verleben, das sie hinsichtlich seiner Schönheit noch über die schönsten Provinzen ihres Vaterlandes stellten. So ward hier eine Wohlhabenheit und ein Glanz verbreitet, der Concepcion wohl zur Nebenbuhlerin von St. Jago machen konnte. Aber alles dieses vernichtete der zerstörende Revolutionskrieg, der zwar dem Lande die langersehnte Freyheit brachte, jedoch auch manchen Ort dergestalt verheerte, daß noch eine lange Zeit dazu gehören wird, sich von dem erlittenen Unfalle wieder empor zu richten. In diesem Falle befindet sich Concepcion. Einst durch seinen Reichthum und die Bildung seiner Einwohner im geselligen Umgange, durch die Gastfreyheit derselben und durch die Schönheit der hiesigen Frauen in ganz Süd-america, berühmt, war es im Jahre 1828 eine große Ruine. Nur die seitdem allgemein eingetretene politische Ruhe und die Schönheit des Landes, dem die Natur seine schönsten Gaben mit vollen Händen zuzuwerfen nicht ermüdet, lassen eine Wiederkehr der einst so schönen Tage hoffen.

Die dem fünften Kapitel beygefügte Anmer-

fung enthält schätzbare Beyträge: zur Geschichte des Handels von Chile, die dem Sammler von Materialien dieser Art nicht unwillkommen seyn werden. Wir können indeß hier keine weitere Notiz davon nehmen, da uns noch Verschiedenes von dem, was der Verf. im sechsten und letzten Kapitel dieses Bandes erzählt, anzudeuten übrig bleibt.

Der Winter war zu Ende und mit ihm des Verfassers Aufenthalt in Talcahuano. Das Ziel seiner nächsten Reise zu Erforschung des Innern von Süd-Chile waren die Anden von Antuco. Hier in dem kleinen Dörfchen, und zwar von den bewohnten Orten des Landes der äußerste Punct gegen Osten, wollte er für den bevorstehenden Sommer sein Standquartier errichten und von da aus seine weiteren Ausflüge unternehmen. Ein sicherer Anhaltepunkt war hier um so nothwendiger, als jenseit der Grenzen Chiles das Land nicht von civilisierten Nationen bewohnt ist, sondern von irdischen Völkerstämmen durchzogen wird, welche gerade nicht im friedlichsten Verkehr mit den Chilenen standen. Eben jetzt waren hier wieder die blutigsten Feindseligkeiten ausgebrochen, und Herr P. fand, als er sich seinem Ziele nahte, die ganze Gegend alarmirt, weil man mit jedem Augenblicke einen Ueberfall der räuberischen Moluchen-Nation erwartete. — Man wird dieser Ursachen wegen leicht begreifen, daß des Verf. Reise in diese Gegenden nicht gefahrlos war; wir wollen ihm aber seine Erzählung nicht kürzen, sondern unsern Lesern hier bloß bemerklich machen, daß eben dieser Theil seiner in diesem Bande beschriebenen Reise vielleicht manchen derselben interessanter erscheinen möchte, als Vieles von dem früher Erzählten. Mit den Pehuenchen war der

Verf. schon vor seiner Ankunft in Antuco zusammen getroffen. Ueber sie läßt er sich auch mit vorzüglicher Ausführlichkeit aus. Nachdem er zuerst über ihre geographische Verbreitung gesprochen, beschreibt er ihre Wohnungen, schildert ihre Lebensweise und Sitten, rühmt ihren Kunstfleiß, macht uns mit der Art ihrer Kriegführung und der Hinrichtung ihrer Gefangenen bekannt, erzählt uns von ihrem Verhalten im Frieden und gibt manche interessante Nachricht über ihre Religion, ihren Aberglauben, ihre Heilkunst und endlich über ihren Muth im Tode. Bey der Hinrichtung eines gefangenen Häuptlings war er selbst zugegen; die Art derselben ist aber wenig von der der nordamericanischen Wilden verschieden, von denen wir in älteren und neueren Reisebeschreibungen Beispiele genug gelesen haben. Auch die Todesverachtung der Pehuenchen, von der er hier gleichfalls ein Beispiel als Augenzeuge erzählt, ist nichts Ungewöhnliches und kommt fast bey allen wilden Nationen vor, die einen kriegerischen Geist besitzen. — Eine mit gefahrvollen Mühseligkeiten und Beschwerden eigends zu diesem Ende unternommene Excursion nach dem Quillay-Leuvu, dem Flusse der Quillajas, trug dem Verfasser die Bekanntschaft des Araucaria und eine Portie frischen Samens dieses den Indiern der Patagonischen Anden so nützlichen Baumes ein, welchen er im J. 1829 nach Europa sandte, wohin bis dahin noch kein frischer Same gekommen war. Der Baum ist von riesiger Größe und dehnt sich in ungeheuern Wäldern aus. Er trägt Früchte, welche an 200 eßbare Nüsse enthalten; die den Indiern für das ganze Jahr einen großen Theil ihrer Nahrung liefert und an Gestalt der Mandel, aber von doppelter Größe, gleichen. Geröstet ist der Ge-

schmack derselben der süßen Kastanie ähnlich, auch verstehen die Frauen eine Art von Mehl und selbst Gebäck daraus zu verfertigen. Bey dem allen ist das Einsammeln des Samens fast mit gar keiner Mühe verknüpft, da der Baum ihn von selbst und zwar in so großer Menge abwirft, daß der Boden damit bedeckt ist und der größte Theil desselben unbenuzt liegen bleibt. Man kann diesen eben so schönen als seltenen Baum mit vollkommenem Rechte die Palme der Anden nennen. Das Holz seines Stammes kann zum Bauen benützt werden und durch das Aufreißen der Zweige oder das Abbrechen der Schuppen der unreifen Früchte gewinnt man ein Harz, dessen Geruch angenehm ist und nach den medicinischen Ansichten der Chilenen die heftigsten rheumatischen Kopfschmerzen heilt, wenn man es äußerlich auf den Sitz des Uebels legt.

Wir eilen zum Schlusse unserer Anzeige und fügen hier bloß noch hinzu, daß der Verf. das sechste und letzte Kapitel dieses ersten Bandes seines Werks mit einigen allgemeinen Bemerkungen über den Volksscharacter der Chilenen und der Erzählung seiner Abreise nach der Küste schließt; daß uns unter den Anmerkungen die erste, welche eine kurze Geschichte des Räuberkrieges Pincheiras und seiner Anhänger während der Befreyungsperiode enthält, die vierte, in welcher der von den Einwohnern seiner Lage wegen Isla de la Pava genannte östliche Theil der schönen Südprovinz Concepcion geschildert wird, und die sechste über die Indiervölker Chiles am meisten angezogen hat; und endlich, daß wir der Fortsetzung dieser interessanten Reisebeschreibung begierig entgegen sehen.

Dr. A. Hüne.

P o t s d a m.

Verlag von Ferdinand Riedel: Supplement zu Carl Normand's vergleichender Darstellung der architectonischen Ordnungen der Griechen und Römer und der neueren Baumeister. Herausgegeben und gezeichnet von J. M. Mauch, Architecten und Lehrer am K. Gewerbe-Institut zu Berlin. 1831. 16 Kupfertafeln und 21 S. erläuternder Text.

Herr J. M. Mauch, einer der Lehrer des Preussischen Gewerbe-Instituts — das unter der Leitung des Geh. S. Regierungsrath Beuth so kräftig emporblüht, und ganz besonders durch das richtige Verhältniß, in welches es Gewerbe und Kunst zu bringen strebt, fördernd in beide eingreift, — welcher auch an dem trefflichen Musterwerk 'Vorbilder für Fabrikanten und Handwerker' als Zeichner und Kupferstecher ausgezeichneten Antheil genommen, setzt durch diese Blätter ein Werk fort, welches die Architecten für ein ihren Zwecken angemessenes Studium der antiken Architectur besonders nützlich gefunden haben: Chr. Normand's Nouveau Parallèle des ordres d'Architecture, wovon auch bereits eine deutsche Uebersetzung von M. H. Jacobi erschienen ist. Die vorliegenden Blätter enthalten Zeichnungen von Griechischen Denkmälern, die Normand noch nicht mitgetheilt hat, und welche doch theils an sich trefflich und lehrreich sind, theils manche Punkte der Construction, namentlich der Decken und der Kinnleisten über den Kranzgesimsen, erläutern, auf die man erst in neuerer Zeit besonders aufmerksam geworden ist. Meist sind sie aus Werken genommen, welche unsern Lesern anderweitig bekannt geworden sind, wie Stuart's Antiquities nebst dem Supplementbände

von Cocherell, Rinnard und Andern, den Antiquities of Ionia in der neuen Ausgabe, den Unedited antiquities of Attica, Hittorffs und Zanths Architecture antique de la Sicile. Die Pilaster-Capitäl aus der Cella des Tempels des Apollon-Didymäos von Milet sind nicht aus den Ionian antiquities, sondern aus einem weniger bekannten Werke genommen, worin sie allerdings noch sorgfältiger abgebildet zu seyn scheinen: Lewis Vulliamy: Examples of ornamental sculpture in architecture, drawn from the originals in Greece, Asia minor and Italy, in the years 1818—1821. Besonders schätzbar aber sind die Zeichnungen Pästanischer Alterthümer, welche Herr Rauch auf einer Reise durch Italien kurz vor der Herausgabe dieses Werks an Ort und Stelle aufgenommen. Nach diesen ist erstens, auf Taf. 1, die Dorische Ordnung des kleinen Tempels von Pästum (der Ceres) zwar im Ganzen wie bey Delagardette, aber doch mit wesentlichen Verbesserungen und Zusätzen gegeben, und dann auf Taf. 15 ein Pilaster- und ein Säulen-Capital von dem Tempel mitgetheilt, der erst in den neuesten Zeiten, seit 1830, besonders durch das Verdienst Preussischer Künstler, des berühmten Bildhauers Rauch und des Architecten C. Wolf, die Aufmerksamkeit auf sich gezogen hat, und durch die von der Neapolitanischen Regierung veranstalteten, von Hn. Cav. Pietro Bianchi geleiteten Nachgrabungen genauer bekannt geworden ist. Die Capitäl dieses Tempels, welche sich theils an Ort und Stelle, theils in dem erzbischöflichen Pallast zu Salerno, theils in dem Hause des Hn. Belli zu Pesto gefunden haben, sind auf eine auffallende Weise verziert, indem an jeder Seite über einer Reihe von Acanthusblättern Voluten von eigenthümlicher Form sich emporheben, welche

die Ecken des Abacus tragen; dazwischen aber in Hautrelief der Kopf einer Gottheit (in den beiden hier mitgetheilten Exemplaren der Pallas und des Mercur) angebracht ist: das Ganze offenbar einem spätern Römischen Style angehörig. Einen sonderbaren Contrast mit diesen Säulenverzierungen macht nun aber das Gebälk, wovon wir bedauern, daß nicht auch ein Stück hier mitgetheilt worden ist; welches in dem altdorischen Styl der übrigen Denkmäler von Pastum, namentlich des großen Herastylen-Tempels, construirt ist, aber sich vor diesen noch durch die altgriechischen Sculpturen auszeichnet, von denen sich Einiges daran erhalten hat. Man hat indeß den Widerspruch, der in der Combination dieser Architecturstücke liegt, schon hinlänglich aufgeklärt durch die Annahme einer spätern Restauration, woben das Gebälk eines älteren Tempels aus der Blüthezeit Poseidonia's als brauchbar beybehalten, aber Säulen im Geschmacke der damaligen Römischen Colonie untergestellt wurden. Die letzte Tafel, welche als Frontispiz dient, ist der polychromen Architectur gewidmet; sie gibt das Gebälk, Gesims und Dach eines Dorischen Tempels mit mehreren Details in vollständigem Farbenschmuck, woben Hittorff's Untersuchungen über die Tempel von Selinus, *Architecture antique de la Sicile* pl. 40 u. 47, zum Muster genommen sind. Das Werk des Duc de Luynes über Metapont, in dem diese farbigen Ornamente in der That einen dem Character dieser Architectur angemessenern Eindruck gewähren, konnte von Hn Rauch für diesen Zweck noch nicht benutzt werden.

R. D. M.

H a n n o v e r.

Die Geburtstagsfeier S. M. des Königs Wilhelm IV. in Hameln am 27. und

23. August 1835 beschrieben von Fr. G. F. Schläger, Senior Ministerii daselbst, 51 S. 8. erwähnen wir schon wegen ihres wohlthätigen Zwecks zum Besten der Prediger- und Lehrers-Witwencassen daselbst. Sie beginnt mit einer Beschreibung des Festes, auf welche als Einleitung zu der Feyer ein kurzer Abriß der Geschichte unsers Landes folgt, die wir hauptsächlich deshalb bemerklich machen, weil sie uns ungefähr das zu enthalten scheint, was über diesen Gegenstand in Volksschulen zu sagen ist. Es könnte hier leicht zu viel geschehen, wenn man die vielen Theilungen, und die daraus hervorgehenden vielen Regenten-Namen und Jahrzahlen dem Gedächtnisse der Kinder einprägen, und dadurch leicht das Ganze ihnen zuwider machen wollte. In der hier gegebenen kurzen Uebersicht wird man die Hauptpunkte angeführt finden, welche die Lehrer dann weiter zu erörtern haben. Wie sehr wir es auch billigen, daß auch in eigentlichen Volksschulen die vaterländische Geschichte mit in den Kreis des Unterrichts gezogen wird, so muß doch das, was dem großen Haufen zu wissen Bedürfniß ist, hier den Maßstab geben, und es wäre gewiß nicht überflüssig, wenn darüber den Lehrern weitere Bestimmungen gegeben würden. — Auf diesen kurzen Abriß folgt die Rede des Hn Rector Sachmeister, die in dem festlich ausgeschmückten Progymnasium gehalten ward. Den Beschluß aber macht die sehr zweckmäßige Predigt des Herausgebers. Die Beschreibung des mit allgemeiner Theilnahme begangenen frohen Festes muß man in der Schrift selber nachlesen.

Hn.

G e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

201. Stück.

D e n 21. D e c e m b e r 1 8 3 5.

L e i p z i g.

Geschichte Macedoniens und der Reiche, welche von Macedonischen Königen beherrscht wurden, von Dr. Ludwig Flath. Erster Theil: Von der Urzeit bis zu dem Untergange des Persisch-Macedonischen Reiches. VIII u. 518 S. gr. Octav.

Es war ein längst gefühltes Bedürfniß die Geschichte Macedoniens und der Reiche, welche von Fürsten aus Macedonischem Geschlechte beherrscht wurden, mit einander verbunden behandelt zu sehen, um so den ganzen Gang dieser neuen Entwicklung mit einem Male übersehen zu können. Damit nun aber auch klar würde, wo wir in diesem Theil der Geschichte zu der möglichen Gewißheit und Vollständigkeit gelangt, und wo noch durch neue Untersuchungen Lücken auszufüllen sind, so schloß sich hieran die Forderung für den Geschichtschreiber, die Resultate aller bis dahin über beide Gegenstände angestellten Untersuchungen in seiner Darstellung zusam-

menzufassen. Vorzüglich das Erstere hat der Vf. des vorliegenden Werkes ins Auge gefaßt, und sich zur Aufgabe gesetzt die Geschichte des Macedonischen Volkes nicht bloß in seiner Heimath, sondern in allen Verzweigungen nach Außen hin zu verfolgen; doch will es uns scheinen, als genüge hier eine bloße Volksgeschichte der Macedonier nicht, sondern daß man in ihnen nur die Träger einer neuen Entwicklung, diese selbst aber als das höhere, daher auch der Darstellung zu Grunde zu legende Princip anerkennen müsse. Diese geistige Einheit aber nicht bloß im Allgemeinen aufzufassen, sondern auch in den einzelnen Erscheinungen nachzuweisen, ist allein bey der sorgfältigsten, oft wiederholten Durcharbeitung des ganzen Stoffes möglich; und nur so erhält die Arbeit einen wahrhaft objectiven Character. Diese Weise der Geschichtschreibung findet sich nicht in dem vorliegenden Werke, sondern die erste subjective Auffassung ist durchaus vorherrschend, und spricht sich in der vorwiegend rāsonnierenden Darstellung aus. Die letztere gewinnt freylich dadurch an Einheit und Lebendigkeit, und man fühlt es nicht ohne Vergnügen, daß das Ganze aus einem Gusse gearbeitet ist; aber es ist einmal nicht genug daß man die Quellen obenhin liest und darnach Geschichte schreibt, sondern, was man auf diese Weise gefunden, ist gerade in der hier behandelten Zeit oft so spärlich und unzuverlässig, daß es der genauesten Kritik bedarf. Nur durch strengere Prüfung der Quellen und eine höhere Anschauung der Geschichte ist es allein möglich, auch uns einige Vorzüge den alten Geschichtschreibern gegenüber zu sichern, denen wir in so vielen andern Beziehungen nachstehen müssen. Von einer solchen Sichtung der Quellen ist aber nirgends im ganzen Werke eine Spur, und wir ha-

ben keine Begebenheit gefunden, die durch kritische Untersuchungen des Verf. neues Licht erhalten hätte, obgleich es der dunkeln Punkte auf jenem Gebiete noch so manche gibt; man betrachte z. B. nur die der Schlacht bey Chäronea unmittelbar vorhergehenden und nachfolgenden Zeiten, wie wir sie in den verschiedenen Quellen finden, etwas genauer, und man wird der chronologischen und historischen Schwierigkeiten in Menge antreffen, welche freylich dem Verf. verborgen blieben, da er, wie die ganze neuere Literatur über seinen Gegenstand, so hier insbesondere die Untersuchungen, welche bey Gelegenheit der Demosthenischen Reden über die Geschichte jener Zeit angestellt sind, gar nicht benutzt hat. Eben weil er nach der Weise aller zu sehr subjectiven Historiker sich bemüht, Alles im Ganzen und Großen und mit einem gewissen Glanze darzustellen, hat er oft das Unscheinbare, aber deshalb nicht minder tief Wirkende übergangen. Er selbst macht z. B. in der Vorrede das Geständniß, sein Zweck sey gewesen, das In- und Aufeinanderwirken der Zustände und Ereignisse, welche das kleine Reich Macedonien so schnell von den untersten zu den obersten Stufen des Staatslebens gebracht hätten, mit möglichster Klarheit darzulegen, aber eben daher sey es auch gekommen, daß die Dinge, welche man jetzt gern mit dem Namen 'das innere Volksleben' bezeichne, von der Darstellung nothwendig ausgeschlossen seyen. Wir sehen die Nothwendigkeit einer solchen Schlußfolge nicht ein, glauben vielmehr, daß es gerade bey den Macedoniern am wichtigsten gewesen wäre, das innere Volksleben zu verfolgen, weil sie ja eben dadurch, daß dieses noch einen frischen Kern hatte, die übrigen Griechen unterwarfen. Aber weil sich solche etwas minutiöse Verhältnisse in

eine rasonnierende Darstellung, die immer mit vollen Segeln vorwärts eilt, nicht gut aufnehmen lassen, so sind sie weggeblieben. Aus demselben Grunde, und das ist ein großer Mangel, ist auch die nachlässige Behandlung der Chronologie und die Weglassung alles Geographischen zu erklären, auf welches letztere nirgends auch nur die geringste Rücksicht genommen ist. Endlich hängt es mit einer solchen subjectiven Darstellung eng zusammen, daß sie der wahren Ordnung entbehrt, weil der Schriftsteller zu sehr nach dem ersten Eindrücke, nur aus sich heraus spricht, weil er den Gegenstand nicht völlig beherrscht, bleibt dieser auch zum Theil eine ungeordnete Masse. So hat der Vf. in seinem ganzen ersten Theile nur vier Abschnitte, nämlich: die Urgeschichte Macedoniens, die Macedonische Hegemonie in Griechenland, die Gründung des Persisch-Macedonischen Reiches, und zuletzt der Untergang desselben bis zur Schlacht bey Ipsus. Weitere Unterabtheilungen fehlen, und es ist daher sehr schwer sich die Uebersicht zu erhalten, besonders in dem vierten Kapitel, welches den Untergang der Persisch-Macedonischen Monarchie behandelt, und wo wegen der vielfachen Verwickelungen der Personen und Begebenheiten eine bestimmte und klar ausgesprochene Vertheilung nach Perioden und Gruppen zum Verständniß unumgänglich nothwendig ist.

Entspricht nun das Werk des Hn Flathe nicht den höchsten Anforderungen, welche man an eine solche Arbeit zu machen berechtigt ist, so fragt es sich noch, was hat der Vf. denn auf seinem oben bezeichneten Standpuncte geleistet. Hier kann das Urtheil nun günstiger ausfallen. Wenn uns auch nur die allgemein bekannten Thatsachen erzählt werden, so sind diese doch nicht andern nacherzählt, sondern aus eigener, wenn auch nicht kri-

tischer oder ganz vollständiger, Lectüre der Quellen geschöpft. Die Darstellung zeichnet sich, wie schon bemerkt, durch eine gewisse Frische und Lebendigkeit aus, die nur bisweilen etwas zu üppig wuchert. Am besten konnte sich natürlich die Behandlungsweise des Hn Vf. da zeigen, wo es nicht auf einzelne Thatsachen, sondern auf das Zusammenfassen allgemeiner Resultate ankommt, also besonders bey den Characteristiken der handelnden Personen. Um wenigstens ein Beyspiel aufzuführen, machen wir auf die anziehende Characteristik Philipps von Macedonien (I. 59 — 65) aufmerksam, nur können wir um so weniger zugeben, daß Philipp von jeher an die Eroberung Persiens gedacht habe, da der Vf. sich selbst nur mit Mühe von dieser Annahme überredet. Ebenso sind die inneren Zustände und politischen Verhältnisse, welche in Griechenland und vorzüglich in Athen während der Regierung Philipps herrschten, sehr gut dargestellt, z. B. ist mit Recht hervorgehoben, daß Philipp seine Erfolge nicht bloß der Thatlosigkeit Athens verdankte, wie seine Gegner uns glauben zu machen bemüht sind. Im dritten Abschnitt vermiffen wir eine bestimmte Darlegung der Hülfsmittel, womit Alexander den Feldzug eröffnete, so wohl was das Heer, als was die Finanzen angeht. Darin weichen wir auch hier von dem Verf. ab, daß Alexander schon vor der Schlacht bey Arbela von den barbarischen Völkern die Heeresfolge gefordert und erhalten haben soll. Die Gründe dafür sind rein negativer Art, und auch nicht einmal in dieser Beziehung Stich haltend. Mit welchem Rechte kann der Vf. schließen, daß die zweyte Schlachtlinie der Macedonier bey Arbela, deshalb weil sie Arrian nicht näher bestimme, aus barbarischen Hülfsvölkern bestanden habe? Das Stillschweigen Arrians über diesen wichtigen Punct wäre seiner sonstigen Genauigkeit ganz entgegen,

und eine genaue Betrachtung der allerdings schwierigen Stelle Arrians, verbunden mit der Erwägung des weiteren Verlaufes der Schlacht weist nach, daß auch die zweite Linie aus Macedonisch-Griechischen Truppen bestanden habe. Auch ist es falsch, daß Arrian z. B. auf der Indischen Heerfahrt der barbarischen Hülfsvölker nicht oft genug gedenke, ja daß in seinen Quellen ihre Mitwirkung vielleicht absichtlich in den Hintergrund gestellt worden sey; denn jene werden ja oft genug erwähnt, und es ist doch nicht zu läugnen, daß die Macedonier in allen Kämpfen die Entscheidung geben mußten. Daß Alexander bey der Belagerung von Tyrus die Hülfleistungen der Juden in Anspruch nahm, und sich auch der Phöniciſchen und Cyprischen Schiffe bediente, ist eben so wenig ein Beweis, daß damals schon Schaaren von Barbaren regelmäßig in seinem Heere kämpften. Dieses geschah vielmehr erst nach der Schlacht bey Arbela und besonders nach der Ermordung des Darius, womit überhaupt ein Wendepunct in Alexanders ganzem Verfahren gegen die Morgenländer eintritt, der nicht genug gewürdigt ist. — Ueber die letzten Plane Alexanders spricht sich der Vf. mit Recht dahin aus, daß der Macedonische Eroberer eigentlich kein völlig neues Reich schaffen, sondern nur das Persische auf seinen alten Grundlagen befestigen wollte; aber es hätte noch hervorgehoben werden müssen, wie er seinem eroberten Reiche alle äußeren Vortheile Griechischer Bildung anzueignen bemüht war: daher die Aenderungen im Kriegswesen und die Einübung der Perser auf Griechische Weise. Die Durchführung ferner, wie das orientalische Element in Alexanders äußerem Auftreten so wohl als in seinem Character ein Uebergewicht gewann, und diesem gegenüber eine Opposition im Heere sich bildete, ist weder mit der gehörigen

Schärfe, noch mit Berücksichtigung aller Umstände behandelt. Aus diesem Grunde ist auch die letzte Charakteristik Alexanders bey der Erzählung seines Todes, so ungenügend ausgefallen, wie nicht leicht eine andere im ganzen Buche. — Das letzte Kapitel führt dann die Kriege der Feldherren Alexanders in der bezeichneten Weise bis zur Schlacht bey Ipsus fort.

Auch der zweyte Band dieses Werkes ist schon seit längerer Zeit erschienen und wir hoffen, ihm in Verbindung mit einigen dahin einschlagenden kleineren Abhandlungen nächstens eine ausführliche Beurtheilung widmen zu können.

¶.

L o n d o n.

Published for the Orient. Transl. Fund, 1335: The Chronicles of Rabbi Joseph ben Josua ben Meir, the Sphardi (d. h. dem Spanier). Translated from the hebrew by C. H. F. Bialloblotzky. Vol. I. — XX u. 440 S. 8.

Der Vf. dieser Chronik, von vertriebenen spanischen Juden abstammend und 1496 n. Ch. zu Avignon geboren, dann zu Genua ansässig, schrieb mit gelehrter Nachahmung der alten hebräischen Geschichtsbücher eine Geschichte der Welt von Anfang bis zum J. 1553 n. Ch., so daß er obwohl mit Adam beginnend, doch die heilige Geschichte bis zur letzten Zerstörung Jerusalems übergehend und zur neuern Geschichte eilend, je näher die Ereignisse seiner Zeit liegen, desto ausführlicher sie beschreibt: die zweyte Hälfte des Werks, deren Uebersetzung noch nicht erschienen ist, wird nichts als die Geschichte der Jahre 1520—1553 enthalten. In Europa, wie sich aus seinem Wohnort erwarten läßt, vorzüglich nur von der Geschichte Italiens und Frankreichs ausgehend, wendet er als Jude doch seine Augen am liebsten gen Osten und beschreibt mit Vorliebe die

Schicksale des heil. Landes. Daß die Gesinnung des Historikers ganz jüdisch ist und er sogar die Islamiten lieber sieht als die Christen, erklärt sich aus der Geschichte jener Zeiten selbst hinlänglich: ja es ist dieß wohl der einzige, wenigstens der größte geschichtliche Nutzen des Werks, daß man darin die über die Juden im Mittelalter und noch im 16. Jahrh. verhängten Leiden nicht, wie sonst gewöhnlich, aus christlich-einseitiger sondern aus rein jüdischer Ansicht erzählt findet. Auch über jene in Beziehung auf die Wechselverhältnisse zwischen Juden- und Christenthum dunkel verworrenen Zeiten, besonders über die zur Zeit der Kreuzzüge an europäischen Juden verübten grausamen Gewaltthaten, müssen allmählich alle Quellen von jeder Seite her verglichen und gehört werden, und die obige Schrift gehört in dieser Reihe nicht zu den unwichtigsten. Der Uebersetzer hat sich ein um so größeres Verdienst erworben, da die hebräischen Ausgaben des bis dahin noch nie übersetzten Werkes, so wohl die erste zu Venedig 1554 als auch die folgenden, sehr selten sind und namentlich auf hiesiger Bibliothek fehlen. Eine schwere Aufgabe machen dem Uebersetzer und Leser die oft im Hebräischen so undeutlich geschriebenen, nicht selten auch in ihrer Ursprünglichkeit nicht wieder gefundenen Eigennamen, wie unter andern das in den Kreuzzügen viel genannte Piniades S. 102 ff. doch gewiß die im äußersten Norden Palästinas zur Zeit der griechischen Herrschaft neben einem Tempel des Pan erbaute Stadt Paneas seyn soll. Ein anderer Nutzen dieses ganz im Styl der Bibel, aber wie es nicht anders seyn konnte, nach den rabbinischen Erklärungen der Bibel geschriebenen Werks ist noch dieser, daß man daraus die damals unter spanischen Gelehrten übliche Art von Erklärung der Bibel sehen kann.

H. C.

G e t t i n g e n
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

202. 203. S t ü c k .

D e n 2 4 . D e c e m b e r 1 8 3 5

L o n d o n .

Bey J. Rodwell: Ancient coins of Greek cities and kings, from various collections principally in Great Britain; illustrated and explained by J. Millingen, Esq. R. A. R. S. L. and member of various foreign Academies. 1831. XI (Vorrede), 77 (Text) und VII (Index) Seiten, V Kupfertafeln.

Der treffliche Kenner der alten Kunst, James Millingen, welcher schon 1812 zu Rom einen *Recueil de quelques médailles Grecques inédites* heraus gegeben hatte, gibt in diesem Werke den zweyten bedeutenden Beytrag zur Erweiterung der Griechischen Münzkunde, eines Zweiges der Archäologie, auf den in Betracht seines raschen und mächtigen Emporwachsens gegenwärtig jeder andere mit Neid hinsehen muß, nur das Fach der gemahlten Gefäße ausgenommen. Er gibt in diesem Werke, wie in allen seinen, Ausserlesenes, Denkmäler von entschiedener Bedeutung für die Wissenschaft, erläutert mit der Belesen-

heit und ausgebreiteten Denkmäler-Kunde, dem feinen Tact und verständigen Urtheil, das ihm eigen ist.

Bei dem Eifer und Enthusiasmus, welchen Millingen für sein Studium durch die nützlichsten und werthvollsten Arbeiten bethätigt hat, kann man ihm den Verdruß nicht verargen, den die Vorrede dieses Buches sehr offen an den Tag legt, über die geringe Aufmunterung, welche den archäologischen und insbesondere den numismatischen Studien gegenwärtig in England zu Theil wird. Daß der Staat die Münzsammlung des Britischen Museums durch die Acquisition des Hunterschen und Pembrokeschen Cabinets zur ersten in Europa zu machen verabsäumt, und die Bagatelle von 20,000 Pfund (such a trifling sum) daran zu wenden angestanden hat: das kann freylich nur einem Briten einfallen übel zu nehmen; wir wollen indeß zu seinen patriotischen Hoffnungen, daß Reform nicht bloß die Erwartungen der Industriellen befriedigen, sondern die Regierung auch für die Wissenschaften freygebiger machen werde, gern Amen sagen. Daß aber der herrliche Münzschatz, welchen der unermüdete Sammler, gelehrte Kenner, großmüthige Patriot Richard Payne-Knight seinem Vaterlande vermacht hat, nicht mehr geehrt und anerkannt worden ist, als daß man einen herzlich schlechten Catalog — nach einem offenbar nur zum Handgebrauche, nicht zum Drucke bestimmten Verzeichniß davon hat drucken lassen (*Numi veteres civitatum, regum, gentium et provinciarum, Londini in Museo Rich. Payne-Knight asservati, ab ipso ordine geographico descripti. Lond. 1830. 377 Seiten in 4.*), das erscheint einem Deutschen als eine weit schwerere Anklage gegen die Trustees des

Britischen Museums. Gerade dieß Verzeichniß wäre, Händen wie Millingens anvertraut, mit den gehörigen Abbildungen ausgestattet, ein schöner Dank für Payne-Knight, und ein treffliches Geschenk für das Land gewesen, dessen ausgezeichnetste Künstler im Fache der Stempelschneidekunst sich mit viel Glück bemühen, den Kimonen und Eucliden des Alterthums nachzukommen.

Die in dieser Sammlung bekannt gemachten Münzen sind aus vielen öffentlichen und Privat-Cabinetten gewählt, und gehören, außer einigen Oskischen Städten, den Griechen Unteritaliens und Siciliens, Thraciens, des Mutterlandes, Kleinasiens und den Königen Syriens an. Hier können nur Bemerkungen über einige wenige Stücke Platz finden. Taf. 1. N. 5. wird eine kleine Silbermünze der räthselhaften Campanischen Stadt *Phistelia* herausgegeben, die wir sonst nur in ihrer Oskischen Namensform kannten. Hier aber finden wir, neben dem Oskischen *Phistulis* auf dem Revers, *Φιστελία* Griechisch auf der Vorderseite. Der Ref. bemerkt, daß diese beiden Namen sich gerade so verhalten, wie *Σικελος* und *Siculus*, *σκόπελος* und *scopulus*, und sich also gegenseitig bestätigen und bewähren. Daher bey diesem Namen eben so wenig, wie an *Pästum* — dieß verwirft der Herausg. selbst mit vollem Recht — an *Puteoli*, Griechisch *Διακάρχια*, zu denken ist — eine vom Herausg. mehr begünstigte Meinung — da dieser, nach Barro von *puteus* hergeleitete, Ortsname mit *Fistilia* (so würden nämlich die Römer den Ort genannt haben) nichts zu schaffen hat. Sondern dieß *Phistelia* muß eine uns weiter nicht bekannte Griechische Colonie gewesen seyn, nach Verwandtschaft der Typen wahrscheinlich ausgegangen von *Kyme*, *quam Osca mutavit vicinia*, wie dieß

Cuma selbst, wie Poseidonia, welches sein verschwundenes Griechenthum mit einem so rührenden Feste feierte. Sehr interessant ist Taf. 1. N. 17. eine Münze mit Tarentinischen Typen, deren Revers die Umschrift trägt: *περίπολων Πιτανάτων*, welche der Herausg. so erklärt, daß Genossen der Lakédamonischen Phyle Pitana bey der Gründung von Tarent eine besondere Niederlassung gestiftet hätten, wodurch der Name Pitانات auch unter die Samniten, die jene Niederlassung vielleicht erobert hätten, gekommen sey (Strabon VI. S. 250). Aber einfacher als diese Hypothese, welche immer noch die *περίπολοι* der Pitانات nicht erklärt, ist wohl folgende Annahme. Bekannt, und auch vom Verfasser, nach Herodot, ungeachtet des Widerspruchs von Thukydides, angenommen ist, daß in dem Spartanischen Heere eine auserlesene Schaar existierte, die von dem Flecken Pitana, dem alten Sitze der Achäischen Könige (Haase ad Xenoph. de Rep. Lac. c. 11. p. 204), *λόχος Πιτανάτης* hieß; noch Caracalla äffte diesen alten Gebrauch nach, indem er nach Herodian IV, 8. aus Spartanischen Jünglingen einen Pitanatischen *Lochos* bildete. Die Tarentiner nun, welche auf ihre Mutterstadt so stolz waren, und wenigstens durch die Benennungen ihrer Localitäten überall an sie erinnern wollten, werden gewiß auch einen solchen *Lochos* gehabt haben. Da aber in den Spartanischen Heeresabtheilungen jüngere und ältere Krieger zusammen waren, jedoch so daß sie sich leicht sondern ließen, wird dieser *λόχος Πιτανάτης* seine *περίπολοι*, d. h. seine erst ausgehobenen und nur für den inländischen Dienst bestimmten jungen Krieger, gehabt haben. Diesen zu Ehren, vielleicht weil sie bey irgend einer Waffenthat mehr als man erwarten durfte gelei-

stet hatten, ist unsere Münze geschlagen. Zu den Samniten wird die Benennung einer Pitagnatischen Schaar wohl erst in den letzten Zeiten ihrer Unabhängigkeit, als sie viel von Tarentinischer Bildung und Verbildung angenommen hatten, übergegangen seyn. Die Metapontinische Münze, Ἀχελώιον ἄδλον, übergehen wir hier, weil in diesen Blättern schon 1829 St. 204 davon die Rede gewesen. Taf. 2. N. 8 wird eine Münze, mit einem Herakopf auf der Vorderseite, und Bellerophon auf dem Revers publiciert, deren Umschrift Phensernu in Oskischer Schrift der Herausg. auf Veseris in Campanien deutet: worin ihm der Duc de Lynnes, Annali dell' Instit. di corr. arch. V. II. p. 307 beystimmt. Da aber das Oskische, wie das Tuskanische S, nicht dem Lateinischen V, sondern dem F entspricht: so möchten wir auch diesen Ort, der etwa Fensernum geheissen haben muß, lieber ganz unbestimmt lassen. Ueber die Münze von Tyn-daris mit dem Namen Agathyrnos, Taf. 2, 9 verweisen wir auf die Untersuchungen des Duc de Lynnes, Annali dell' Instit. T. II. p. 308 ff., über die Εὐνομία Γελώων Taf. 2, 10 auf dieselben p. 313. Ueber die Zeit der Münzen von Zankle mit den Typen von Samos und der Inschrift ΜΕΣΣΕΝΙΟΝ haben wir unsere von Millingen etwas abweichende Meinung bereits in diesen Anzeigen 1830. S. 380 geäußert.

Unter den Münzen aus Thrakien interessieren uns besonders die der Barbarischen Städte Ossa und Orheskos, von denen in diesen Blättern bey Gelegenheit der Werke von Cadavène und Cousinery (1830. S. 1444. 1833. S. 1270) die Rede gewesen ist. Taf. 2. Fig. 3 ist eine Münze des Bisaltischen Ossa, aus der Hamiltonschen Sammlung, abgebildet, welche die Le-

gende ΟΣΣΕΩΜ, die auch der Ref. schon früher als die richtige voraussetzte, aufs deutlichste belegt. Der Typus ist eine Imitation der ältern Makedonischen Königsmünzen. Die große Silber-Tetradrachme aber, mit dem zwey Schen hinwegtreibenden Makedonischen Krieger und der Umschrift ΟΡΡΗΣΚΙΟΝ, aus Payne-Knight's Cabinet, wird von Millingen zwar nicht, wie von frühern geschah, den Drestá im obern Makedonien, aber doch immer einer Stadt Drestias, der Thrakischen am Hámos gelegenen, welche später Hadrianopolis genannt wurde, zugetheilt. Wir wollen hier nicht die Unwahrscheinlichkeit, daß eine große Silbermünze im Styl der ältern Makedonischen in einem Orte des innern Thrakiens — fern von den Silberbergwerken des Pangáon und der Berührung mit Griechisch gebildeten Völkern — geprägt worden sey, weiter erörtern; nur das dürfen wir uns ausbedingen, daß die Ortsnamen auf Münzen nicht gedreht und nach Belieben hin- und hergezogen, sondern in der Gestalt gelassen werden wie sie vor uns liegen. 'Ορρησκίων ist von einem Ortsnamen Orrheskos abgeleitet, der eine echt Thrakische Endung hat, wie der Ref. früher schon bemerkt, und dafür auch die Bestimmung eines Englischen Rec. (Philological Museum T. I. p. 124) erhalten hat. Einen dialectischen Wechsel aber anzunehmen, wie Herr Millingen will, ist wenig rathsam, da dann nicht bloß ein κ in τ zu verändern, sondern das ganze Wort umzugestalten ist, indem namentlich auch das doppelte $\rho\rho$ bey der Thrakischen Stadt auf eine ganz andere Wurzel führt. Zwar fehlt öfter das eine ρ ; dann pflegt aber, gleichsam zum Ersatz, ein Ω in der ersten Sylbe zu stehen. Schwerlich darf man bey diesen alt-Thrakischen Silbermünzen, die sich

auf der einen Seite an die Thasischen, auf der andern an die Makedonischen anschließen, über die Gegenden zwischen dem Axios und Nestos, das Land der Mygdonen, Bisalten und Edonen, weit hinausgehen, welchem Bezirk auch die merkwürdige Münze angehört, deren Publication der Verf. verheißt, ebenfalls eine Octadrachme mit der Legende ΓΕΤΑΣ ΗΔΟΝΕΟΝ ΒΑΣΙΛΕΥΣ. Von der durch Colonel Leake entdeckten Stadt Thessaliens, Kierion=Arne (s. diese Anzeigen 1829. S. 2030), dem Mittelpuncte der alten Aeolis, erhalten wir hier vier Münzen, drey aus Leake's, eine vierte aus Hamilton's Sammlung, Taf. 3, 11 — 14.

Da wir für numismatische Mittheilungen, welche sonst sehr viel Raum bedürfen, hier nur geringen in Anspruch zu nehmen gewohnt sind, zumal da jetzt auch ein anderes Blatt in unserem Lande sich diesem Studium mit rühmenswürdigen Eifer widmet, weisen wir nur darauf hin, daß auch die übrigen Tafeln höchst werthvolle Mittheilungen geben. Und zwar für jeden Zweig antiquarischer Studien; für den Griechischen Götterdienst z. B. eine aus der Unterwelt mit halbem Leibe emporgestiegene, die Früchte des Jahrs heraufbringende Kora, auf einer Goldmünze von Lampsakos; für Heroenmythologie z. B. den von der Aethra scheidenden Theseus und den Kampf des Adrastos mit dem Drachen, der den Opheltes verschlungen, auf Kupfermünzen von Trözen und Korinth; für allegorische Bildnerey die sehr anmuthige Figur der Cleuthera auf einer Goldmünze von Syzikos (s. auch Mon. ined. dell' Inst. tav. 37. B. 4. Annali T. V. p. 279); für Ethnographie des Alterthums eine alterthümliche Silbermünze der Kabaleer, einer besondern Völker-

schaft von Mäonischer Abkunft, welche zwischen den Solymern und Phrygern wohnte; für die Kunde der Dialecte eine Münze von Knidos mit der Inschrift ΕΟΒΩΛΟ für Εὐβούλον, an old Aeolic Form, nach Herrn Millingen, die indeß dem Ref. sonst nur aus einer Inschrift des Ionischen Amphipolis (φεόγειν) und von einer bey Phanagoria gefundenen Amphora (Ἐοπάμορος, s. Böckh Corp. Inscr. T. II. p. 159) bekannt ist, u. s. w.

K. D. M.

Paris.

Chez M. Midy D'Ermesnil, possesseur de la collection, et Debure frères. Description des médailles antiques du Cabinet de feu M. Allier de Hauteroche, Chevalier des ordres de St. Jean de Jerusalem et du St.-Sepulcre, ancien consul au Levant etc., avec 16 planches gravées: précédée d'une notice et accompagnée de notes archæologiques par M. Dumersan, Employé au Cab. des médailles de la bibliothèque du Roi. 1829. 140 Seiten in 4.

Dieses Verzeichniß einer der schönsten Privatsammlungen von Münzen, die in neuerer Zeit gebildet worden, wird jedem Numismatiker von großem Interesse und Werth seyn, von doppeltem dem, welcher, wie der Unterz., den Besitzer selbst kennen gelernt, und sich seiner freundlichen, angenehmen Art, seine Schätze dem Fremden nutzbar zu machen, erfreut hat. Da indeß diese Description längst in den Händen der Liebhaber und Kenner des Fachs seyn muß, wollen wir uns mit einer kurzen Notiz über die Entstehung der Sammlung und die Einrichtung des

Catalogs begnügen und nur über die Städte, welche durch diese Sammlung zuerst in den Kreis der Numismatik eintreten (das Register bezeichnet *villes inédites* mit einem *), einige Bemerkungen und hin und wieder ein kritisches Bedenken zufügen.

Louis Allier de Hauteroche, 1766 zu Lyon geboren, wurde durch die Ereignisse der Revolution nach Constantinopel geführt, wo er zuerst Geschmack an antiken Münzen erhielt und eine Sammlung zu bilden begann, die er auf seinen Reisen in Griechenland und Aegypten, und hernach als Consul zu Heraklea am Pontos, Kos und Smyrna, so wie als Reisegefährte von Felix Beaujour bey dessen Inspections-Reise in der Levante, zu vermehren die mannigfachste Gelegenheit hatte. Den Schatz besonders an seltenen Münzen aus Griechenland, den Allier de Hauteroche auf diese Weise erworben, hatte er vor, durch ein größeres Werk bekannt zu machen, von dessen Werth die drey kleinen Abhandlungen, welche von ihm in Druck erschienen sind, über eine Münze von Polemon I., die Porträte der Sappho, und eine alte Tessera aus Syrien, eine bedeutende Erwartung erregen konnten. Für dieses Werk hatte er bereits durch St. Ange Desmairons die sechzehn Tafeln stechen lassen, welche in dem oben angegebenen Titel erwähnt werden; sie reichen aber, nach der gewöhnlichen von Eckhel begründeten geographischen Ordnung, nur bis Knidos; die weitere Fortführung des Unternehmens verhinderte der Tod.

Der Catalog, welchen die Erben, nicht ohne die Absicht zum Ankauf der aus mehr als 5000 Stück bestehenden Sammlung zu reizen, haben drucken lassen, besteht in kurzer Angabe des Bekannteren und in etwas ausführlicherer Beschrei-

lung der seltneren Münzen, welche überdieß durch einen * der Aufmerksamkeit empfohlen werden. Siemlich ein Drittel der Sammlung besteht nach der Versicherung des Vorredners aus (damals) unedierten Stücken, wobey aber die mitgerechnet werden, welche der emsige Mionnet nach dem Exemplar eben dieser Sammlung beschrieben hatte. Um dem Gerüchte entgegen zu treten, daß die Sammlung viel Unehthes enthalte, sind die Münzen, die Sestini und Andere als Fälschungen nachgewiesen haben, von den übrigen getrennt und der Beschreibung des Cabinets vorgefetzt worden; es sind im Ganzen 21.

Die villes inédites, die wir hier, bey dem Reichthum der Sammlung, allein namhaft machen können, sind: Aegialos auf Amorgos (schon von Cadalvene 1828 herausgegeben, s. diese Anzeigen 1830. S. 1446). A meria am Pontos (AME), eine sehr zweifelhafte Attribution von Allier de Hauteroche selbst. Argos in Cappadocien, bekannt als Claudias, nur der Name Argos war unbekannt, aber geht auch nicht mit Sicherheit aus der Legende: Κλαυδισων Αρ. . ων hervor. Atinates in Sicilien (von Cicero erwähnt); eigentlich wohl Atinum. Aber ist die Münze mit den Buchstaben ATI sicher Sicilisch, da es noch andere Atinum's gibt? Aulari in Paphlagonien, Taf. 10. N. 14. ΑΤΑΑΡΩΝ. Kameiros, nicht Ile de Carie, sondern Stadt von Rhodos; beide hier aufgeführte Münzen sind herausgegeben von Sestini Lett. Contin. VII. (1820) p. 82. pl. 2. n. 26. 27. Mionnet Description, Supplém. T. VI. p. 608. Gerinthus, Stadt auf Euboa (wenn das Monogramm KH, oder vielmehr HK, Tafel 7, 9., ein sichereres Zeichen ist). Chersonesus Thracia, Taf. 4. n. 5., eine Münze, die sonst dem Lau-

rischen Chersonesus zugeeignet wurde, aber jetzt nebst mehreren Münzen, die bisher unter Leon-
tini aufgeführt wurden, einer Stadt Chersonesus
auf dem Thracischen Chersones gegeben werden
soll. Aber woher ist eine Stadt Chersonesus in
dieser Gegend bekannt? Ist es sicher, daß die
Münze überhaupt Thracisch ist, so wird es ge-
rathener seyn, ähnlich darüber zu bestimmen,
wie über die in Chalkidike gefundenen Münzen
ΧΑΛΚΙΔΕΩΝ, nämlich sie dem Bunde der klei-
nern Städte der Chersonesiten beyzulegen, wel-
che in Philippus Zeit ein κοινὸν βουλευτήριον
hatten. S. Demosthenes de corona p. 257.
Das Gepräge scheint ziemlich mit den Münzen des
Philippus im Styl zu stimmen, nur daß es et-
was alterthümlicher aussieht. Eierium, die
durch Beake entdeckte Stadt und Münzstätte The-
saliens. Die hier mitgetheilte Münze, Taf. 5.
n. 12, weicht von allen, von Millingen Ancient
coins pl. 3, 11 — 14 zusammen gestellten, durch
den weiblichen, der Aphrodite ähnlichen Kopf auf
der Vorderseite, ab; die weibliche, knieende und
sich zur Erde beugende Figur des Reverses ist
aber dieselbe, welche dort n. 12 u. 13 zu sehen
ist, nur daß in diesem Exemplar unter ihr eine
Fackel zum Vorschein kommt, die man auf kei-
ner der sonst bekannt gemachten Münzen der Art
erkennt. Dieß wird vielleicht dazu helfen, die
dunkle mythische Geschichte aufzufinden, die hier
gemeint ist. Coronea (Mionnet Suppl. III.
p. 511) mit Unrecht als ville inédite aufge-
führt. Corsica (Neumann Pop. et reg. T. II.
p. 118): aber diese Insel konnte wohl in keiner
Zeit des Alterthums als ein besonderer Staat
eine Münze schlagen; daher Neumanns Bestim-
mung auf jeden Fall noch zweifelhaft bleibt.

Crithute: so behauptet der Herausg. müsse das Städtchen des Chersones genannt werden, welches man sonst Crithote nennt, und belegt dieß durch eine Münze dieses Cabinets, welche die Aufschrift Κριθοτείων habe (Taf. 4. n. 8). Und doch zeigt die Abbildung keine andere Legende als Sestini und Mionnet schon gegeben, nämlich ΚΡΙΘΟΣΙΩΝ. Dionysia in Bœotien: eine solche Stadt hat es nie gegeben, und die Aufschrift ΔΙ muß eine andere Erklärung finden. Gentiнос in Troas, sonst nur durch Stephanos von Byzanz bekannt, eine Kupfermünze mit der Aufschrift ΓΕΝΤΙ. Heræa, als Achäische Bundesstadt, Ἀχαιῶν Ἡραιέων. Homolium in Thessalien, Taf. 5. n. 13, wo man die Buchstaben ΟΜΟΔΙ deutlich erkennt, und schwerlich zweifeln kann, daß sie wirklich dem Gränzort Thessaliens, Magnesiās und Makedoniens Homolion, am Berge Homole, angehört. Iccaria wird als eine Insel Joniens aufgeführt und ihr eine Münze aus Kupfer, Taf. 16 n. 8, beygelegt, wo deutlich ΙΚΚΑΡΡΕΩΝ zu lesen ist. Auch Mionnet Description Supplém. T. VI. p. 405 hat die Münze unter Iccaria; er liest die Aufschrift ΕΚΚΑΡΡΕΩΝ. Da aber von Iccaria diese Namensform unerhört ist, wird man nachzuforschen haben, ob die Münze nicht etwa dem Sicilischen Sykkara (ΤΚΚΑΡΡΕΩΝ) angehört. Lan (sic), Stadt Lakonika's. Die Münze, die Mier de Hauteroche dieser Stadt geben wollte, trägt die Aufschrift ΛΑΑΝ, die sich auf keinen Fall auf die Lakonische Peridiken = Stadt Λαῖς beziehen konnte. Macomada in Libyen, wird bloß aus dem Punischen Buchstaben Mem errathen. Maiozamalcha in Mesopotamien, Maio colonia auf

der Münze genannt. *Maranthis* in *Kyrenais*: daß die Münze aus *Kyrenais*, ist weit sicherer, als daß die Buchstaben MA den Namen *Maranthis* bedeuten. *Medmasa* in *Karien*, herausgegeben von *Sestini Lett. VI. (1819) p. 53.* Aber die Zuthellung ist falsch, s. *Mionnet Suppl. T. VI. p. 507.* *Minthe* in *Elis*: die Existenz dieser Stadt, in der Zeit der *Julias Mäsa*, so wie die Namensform *Μινθητων* hat etwas sehr Auffallendes. Man weiß sonst nur von einem Berge *Minthe* in jenen Gegenden. *Mycenä* in *Creta* oder *Myrina*: unter dieser Ueberschrift wird eine in *Creta* erworbene Münze erwähnt, die mit einem Stierkopf auf beiden Seiten, auf dem Revers en creux, und den Buchstaben MT bezeichnet ist, Taf. 7. n. 4. Es ist möglich, daß der Typus eine Anspielung auf den Namen (*Μυκῆναι* von *μυκάσσαι*) enthält. *Pogla* in *Pamphylien*, Kupfermünze mit *Geata's* Kopf, s. *Mionnet Descr. T. III. p. 479. n. 135.* Seit der Zeit sind schon zwey andere Kaisermünzen derselben Stadt bekannt geworden, s. *Bullet. dell. Inst. di corr. arch. 1833. p. 161.* *Pyrrhichos* in *Lakonika*, eine Kupfermünze, wie jene der Stadt *Las* zugeschriebene, mit der Inschrift ΠΤΡΡΙ. Eine dritte derselben Art, mit der Inschrift ΘΙΩΝ soll von *Thea* in *Lakonika*, eine vierte, worauf ΟΑΤΜ steht, von *Slympium* in *Achäa* seyn: aber die letzte Stadt gehört wieder zu denen, die auf einem bloßen Mißverständnis zu beruhen scheinen. Diese Münzen, mit dem *Herculeskopf* auf der Vorderseite, Keule und Bogen, oder Schild, auf dem Revers, gab man sonst alle *Theben*, und nahm jene Namen für Magistrate der *Thebaner*. *Sabrata* in *Mauretamien*, eine Münze mit Au-

gusts Kopf und Punischer Aufschrift. *Sala* in Thracien, eine Kupfermünze, denen von *Aenos* ähnlich, welches nicht weit von *Sala* lag, mit der Aufschrift ΣA , Taf. 3. n. 18. *Sarrha* in Cappadocien, im District *Morimene*, $\Sigma A P I M O P I$. *Stilpā* in Sicilien, eine kleine Silbermünze der besten Zeit mit den Buchstaben $\Sigma T I$, welche die Zutheilung an das nur von *Stephanos Byz.* erwähnte *Stilpā* kaum hinlänglich begründen. *Teate* in Apulien: diese Stadt wird auf die Auctorität von *Liv. IX, 20* in die Numismatik eingeführt, und ihr eine Münze mit den Buchstaben $T I A$ gegeben, die man sonst dem bekannten *Teate Marrucinorum* zugetheilt hätte. Aber die Stelle des *Livius* steht wenig sicher, und es scheint kein *Teate*, sondern nur ein *Teanum Apulum* gegeben zu haben. *Teria* in Troas erhält in diesem Verzeichniß eine kleine Silbermünze, welche die an vier Ecken gestellten Buchstaben $P I$ und $T H$ zeigt. Eine ähnliche mit derselben Aufschrift aber andern Typen hat *Gadaluène*, *Recueil p. 175. Taf. 2. n. 25*, publiciert, und nach den letztern *Korinth* zugeschrieben. Es ist die Frage, ob diese Buchstaben überhaupt einen Stadtnamen, oder nur den Werth des Geldstücks, $\tau\rho\iota\eta\mu\iota\omega\beta\acute{o}\lambda\iota\omicron\nu$, bezeichnen. *Theba* in Troas, das Homerische. Es wäre sehr merkwürdig, wenn wir noch ein numismatisches Denkmal des alten von *Achill* verwüsteten *Thebe Hypoplakie* hätten; da aber dieses *Thebe* in historischer Zeit nur als Ruine vorkommt, so wird diese kleine Kupfermünze, *Taf. 13, 19*, mit den Buchstaben $\Theta H B$ schwerlich Anspruch darauf haben. *Trimenothyra* in Mysien, sonst nur durch *Ptolemäos* bekannt, hat in der Münze *Taf. 12, 25* mit der Inschr.

ΤΡΙΜΕΝΟΘΡΕΩΝ seine volle Gewähr. Kanthos in Lycien: der Herausg. bemerkt hier selbst, daß die Münze von Rhodos, und die Buchstaben EA wahrscheinlich die Initialen eines Magistrats-Namen seyen. Zeleia in Troas, Taf. 13. n. 20, wird in der Aufschrift ZEAE deutlich erkannt; auch sind hier nicht die Gegenstände wie bey Thebe.

Im Ganzen möchte schon diese Liste der villes inédites ergeben, daß dieß Verzeichniß, ungefahr eben so wie das der Payne-Knight'schen Sammlung, von dem Gründer der Sammlung für seinen Handgebrauch angefertigt, und von kritischer Bollendung weit entfernt, von den Erben aus pecuniären Gründen mit ziemlicher Uebereilung und ohne die gehörige Rücksicht für den Verstorbenen in den Druck gegeben worden ist. Bey alle dem nehmen wir die reiche Belehrung, die es besonders durch die zugefügten Kupfertafeln uns darbietet, mit Dank und Freude an.

R. D. M.

L ü b e n b u r g.

In der Schulzeschen Buchhandlung: Ausführliches Lehrbuch der Arithmetik und Algebra, allgemein verständlich und mit besonderer Rücksicht auf die Zwecke des practischen Lebens bearbeitet von Heinrich Burchard Lübsen. Mit einem Vorworte von H. C. Schumacher, Königl. Dän. wirklichem Etatsrath u. s. w.

Wir können, was den wesentlichen Theil des Buches betrifft, nur dem lobenden Urtheile des berühmten Vorredners beypflichten. Es ist überall in dem Buche das Streben sichtbar die

Begriffe bestimmt und klar auszusprechen. Wir wünschen aber daß der Verfasser künftighin die Ausbrüche seines Humors irgend einer belletristischen Zeitschrift zuwenden möge, wo sie neben einer bequemeren Stelle auch den Vortheil eines größeren Publicums haben werden. In diesem Lehrbuche der Arithmetik und Algebra dagegen zeigt sich die Laune des Verfassers nicht selten auf eine sehr verkehrte Weise. Auch hätten wir gewünscht, da der Verfasser einmal die Absicht hatte, historische Notizen einzustreuen, daß er sich um die Richtigkeit derselben mehr bemüht hätte. Nachrichten, wie z. B. daß der Araber Mohammed Ben Mousa zuerst die Auflösung der verwickelten quadratischen Gleichungen gefunden hat, gehören schon lange zu den antiquierten. Die Bemerkung (S. 42) daß sieben Decimalstellen für die schärfsten Rechnungen hinreichend sind, ist nicht buchstäblich zu nehmen. Einen andern ungenauen Ausdruck müssen wir aber noch besonders erwähnen, weil er den Anfänger leicht in Verlegenheit setzen könnte. Im 21sten Kapitel stellt der Verfasser Berechnungen mit siebenziffrigen Logarithmen an, bemerkt aber im Eingange, daß wer mit fünfziffrigen Logarithmen rechnet, das Resultat mit dem gegebenen in den fünf ersten Ziffern übereinstimmend finden wird, da sich doch in Wahrheit in der fünften Ziffer häufig ein Unterschied zeigen wird.

G ö t t i n g i s c h e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

204. Stück.

Den 26. December 1835.

G ö t t i n g e n.

Die der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften in der Sitzung am 5ten d. M. vorgetragene Abhandlung des Unterz. de feriarum Hebraearum origine ac ratione beginnt mit der Bemerkung, daß bey dem bedeutenden Fortschritt anderer orientalischen Studien die genauere Untersuchung gerade des hebräischen Alterthums in neueren Zeiten auffallend vernachlässigt sey, indem man sich mit dem, was unsere Vorfahren erforscht zu haben glaubten, in Verbindung mit einer flüchtigen, das Eindringen in die volle Wahrheit scheuenden Kritik als zeitgemäßer Zugabe begnügt. Daß die meisten oder gar alle Berichte über die ältern Zeiten von späterer Hand seyen, hat man zwar, wie denn manches der Art sehr deutlich vorliegt, seit den letzten 40 Jahren im Groben erkannt: aber indem man nun wie zu überrascht von solcher Entdeckung und von ihr geblendet nur das Spätere suchte und alles was früher für alterthümlich galt, in

so späte Zeiten als möglich herabzuziehen sich gefiel, kam man in ein neues Chaos und verlor den Faden aller Geschichte. So ist es gekommen, daß man kaum noch irgend etwas über Mose und seine Zeit finden und wissen zu können sich stellt, ja sich nicht einmal die Mühe nimmt, den in den jetzigen Erzählungen und im ganzen Umfange der hebräischen Literatur zerstreuten Spuren einer früheren Zeit nachzugehen und aus den in spätere Räume und Verhältnisse hineingreifenden schwächern oder stärkern Strahlen das Licht einer im frühern Alterthum hervorragenden Persönlichkeit wieder zu erkennen, deren einstige große Kraft doch schon ein leichter Ueberblick ihrer in der spätern Geschichte fort-dauernden Wirkungen lehren kann. Diese Aufgabe zu lösen mag schwer seyn und seine Zeit fordern: doch vorläufig kann es seinen Nutzen haben, die Nothwendigkeit solcher Richtung der geschichtlichen Forschungen in diesem Theile des gesammten Alterthums auszusprechen, und, da nicht gleich Alles gethan werden kann, wenigstens durch Untersuchung einiger mehr nach Außen liegenden und am leichtesten zu verfolgenden Seiten der mosaischen Geschichte und Einrichtungen der Hauptsache näher zu treten. Als Beispiel hat hier der Verf. die Frage über Ursprung und Art der hebräischen Feste gewählt, nicht um über die spätere Art ihrer Feyer zu reden, noch um die nach dem Exile in jüdischer Zeit hinzugekommenen neuen Festtage zu erklären: sondern um in den dunkeln Räumen des entferntern Alterthums die Geschichte der Feste bis auf das siebente und sechste Jahrh. v. Chr. zu verfolgen und in diesen ältesten Festen das eigentlich Mosaische zu suchen, welches zugleich das eigenthümlich Hebräische ist. Nachdem daher in der Einz-

leitung von den Gründen der Entstehung und Fortbildung von Festen bey den alten Völkern überhaupt kurz geredet ist, wie nämlich dem dunkeln innern Triebe des Menschen zur Auszeichnung und Feyer gewisser Zeiten als der letzten, verborgenen Ursache die äußere Natur und die besondere Geschichte jedes Volks Maß und Form gebend entgegenkommen, aber in die so mehr auf unbewußte oder zerstreute Weise entstehenden, oft bis zur Unmasse und Unklarheit fortschreitenden Feste auch einmal der Sinn eines höhern Geistes umgestaltend und fester begründend eingreifen könne, so daß die ganze Reihe von Festen wie Einem höhern Gedanken folgt und an Einem Faden hängt (sollte dieß auch im Alterthume aller Völker auf ausgezeichnete Weise nur einmal geschehen seyn): werden

1. die Spuren vormosaischer Feste und festlicher Gebräuche zusammen genommen und weiter verfolgt, also die Seite, worin die hebräischen Feste mit denen der übrigen alten Völker zusammenhängen, indem sich in diesen vormosaischen Ueberbleibseln nichts nachweisen läßt, was nicht auf ähnliche Weise sonst wiederkehrte. Denn hier erkennt man nur die aus Einfluß der äußern Natur-Wechsel entstehenden ältesten Feste, die eben wegen dieses Ursprungs aus überall gleichmäßigen Wirkungen den unhistorischen Hintergrund der Feste aller Völker bilden: bey den Hebräern wenigstens konnten bis auf die Zeit Mosi's noch keine anderartige Feste gewesen seyn, da alle Spuren nur auf jene zurückleiten: aber von ihnen sind auch die bedeutendsten Reste so wohl im äußern Gerüste als in Gebräuchen geblieben. Aus mehreren Spuren wird gezeigt, daß außer der bekannten Feyer der Neumonde ursprünglich auch, wie bey den Indern, eine der

Vollmonde gewesen seyn muß, unter andern deshalb, weil sich sonst gar keine Ursache findet, warum jedes der beiden größten jährlichen Feste auf den 15ten des Monats festgesetzt blieb, und zwar mit solcher Strenge, daß wenn in demselben Jahre ein zweytes Frühlingsfest zu halten war, dieß nur an demselben Tage des folgenden Monats nachgeholt werden konnte (Num. 9, 9 — 14), und daß ein Fürst, welcher aus äußerlichen Staatsgründen das früher stets im 7ten Monat gehaltene Herbstfest zu verlegen wünschte, wenigstens denselben Tag des Sten wählen mußte (1 Kön. 12, 32). Beyläufig wird hier von dem spätern, dem Bezirke dieser Abhandlung ferner liegenden Purim-Feste bemerkt, daß seine Feyer am 14. und 15. des Monats gar nicht, wie es nach dem zur Empfehlung desselben geschriebenen Buche Esther scheinen könnte, ursprünglich geschichtlichen Sinn hat, sondern nur nach dem Muster des Pascha-Festes, dessen den Späteren deutlicheres Nachbild dieß Fest seyn sollte, so festgesetzt wurde; wobey auch bedeutsam ist, daß dieß neue Fest nur um 1 Monat früher als sein Vorbild, also ihm so nahe als möglich, gehalten wurde. Sodann folgt die Auseinandersetzung, wie die Woche zwar eben so vor-mosaisch sey, aber sich nicht nachweisen lasse, daß die 7 Tage als nach der Reihe der 7 Planeten benannt Mose bekannt gewesen *); wie es viel-

*) weil Hebräer, Syrer, Araber nie die Tage nach den Planeten oder auch Göttern benannt haben, während sonst auch bey Einführung des Monotheismus dergleichen Namen bleiben, und z. B. in den syrischen Monatsnamen die heidnische Mythologie unverlezt erhalten ist; obwohl die Nabatäer d. h. Babylonier in späterer Zeit allerdings den ägyptischen ähnliche Tagesnamen gebrauchten und unter einigen arabischen Stämmen verbreiteten (vgl. die Scholien

mehr um die mosaische Festsetzung des Sabbats auf den 7ten Tag zu verstehen, genüge sich zu denken, daß Mose eine dem altpersischen Kalender ähnliche, sehr einfache Regel vorfand, wonach wie Neu- und Vollmond, so der Anfang der nochmaligen Theilung der beiden Monats-Hälften durch irgend eine Feyer ausgezeichnet war, also der 1, 8, 15, 22ste Tag**), nur daß in dem so gegebenen Wochenraume nach der eigenthümlich mosaischen Auffassung eines Feyertags statt des ersten Tags der letzte heilig werden

zu Hariri S. 294 mit Gol. ad Alferg. p. 15). Ferner weil Astrologie (ich sage nicht Mythologie und Götterdienst) erst nach Mose eingeführt wird; denn der zu Davids Zeit schon übliche bekannte Name Jahve Zebaoth, welcher am deutlichsten für Verbreitung von Astrologie zeugt, ist den ältern Stücken des Pentateuchs fremd, ein gewiß nicht zufälliger Umstand; der Zodiacus wird erst im 8ten Jahrh. v. Chr. bekannt. Der Saturn (سَبْتار aus سَبْتار

سَبْتار schwarz?) wurde zwar auch bey den Nabatäern am Sonnabend verehrt, und bekanntlich haben Gelehrte schon früh (Tacit. hist. 5, 4) den mos. Sabbat aus den Saturnalien zu erklären gesucht. Doch wäre hier erst zu untersuchen, ob der Tag dem Saturn ursprünglich als Planeten neben den andern oder vielmehr als Gotte (wie der 7te Tag bey den Griechen dem Apollo) geweiht worden sey: in welchem letztern Falle bloß folgte, daß der 7te Tag früh einem höhern Gotte heilig wurde. Die völlige Lösung dieser Räthsel wird sich erst aus der Gewißheit über die älteste babylonische und ägyptische Religion ergeben: für das eigentlich Mosaische ist im Grunde die Streitfrage unbedeutend, und es wird hier weiter nichts davon abgeleitet.

**) statt dessen der 23ste Tag bey den Persern, weil diese schon das Sonnenjahr in das Mondjahr mischend, jedem Monate 30 Tage (7 + 7 + 8 + 8) geben; einen Ubertag der 4ten Woche mußte man schon im natürlichen Monate annehmen.

mußte. Doch wird nicht geläugnet, daß die strenge Festsetzung der Woche auf 7 Tage (mit Aufhebung des Schaltags in der 4ten Woche und der Viertelheilung des natürlichen Monats), wie sie schon in dem ziemlich alten Stücke Lev. 23, 15. 16 erscheint, nicht ohne Einfluß der alten Berechnung von 7 Planeten entstanden und zu den Hebräern gekommen ist: nur daß die 7 Tage noch nicht einzeln nach ihnen benannt waren, wird behauptet. — Die jährlichen Feste betreffend wird gezeigt, daß nicht 3, wie gewöhnlich ungenau angenommen wird, sondern nur 2 an der Spitze stehen und einen wahren Gegensatz bilden, diese beiden aber, das Frühlings- und Herbst-Fest, zugleich den Jahresanfang auf Frühling oder Herbst bestimmend, mit auffallender Gleichmäßigkeit bey den alten Arabern, Syrern, Persern, Indern u. a. sich wieder finden; ferner, wie bey den Hebräern, wo sich Vieles von der alten Feyer ziemlich deutlich und vollständig erhalten hat, beide in Wechselbeziehung standen, indem im Herbst eine in ihren Gebräuchen leicht verständliche Feyer der vollendeten Ernte, im Frühling aber eine dunklere und verwickeltere Feyer war, die sich indeß genauer angesehen nur als eine Doppelfeyer kund gibt, die der Darbringung der Erstlinge des Getreides unter Gelübden, und eine vorangehende Sühnfeyer, gleichsam um unverlezt und heil nach Abtragung der schuldigen Abgabe ins neue Jahr und seinen Ueberfluß zu treten. Das Essen des Ungesäuerten muß nach einer Stelle in dem zwar ziemlich späten und unhistorischen, jedoch einige Trümmer klarer Ueberlieferung und wenige unschätzbare Auszüge aus sehr alten Schriften enthaltenden B. Josua 5, 11. 12 ein Rest der ältesten Art der Darbringung von Erstlingen des

Jahrs gewesen seyn, indem das erste reife Getreide in gerösteten Körnern dem Altar geweiht Lev. 2, 14 — 16, dagegen eilends noch selbigen Tages, also ungesäuert gebacken als Opferspeise für alle Theilnehmer gebraucht wurde, während die Spätern vom 10ten Jahrh. v. Chr. an zwar diese Opferspeise beibehielten, aber nicht im ursprünglichen Zusammenhange, so daß man im Ungesäuerten nur den Begriff des Reinen (welches übrigens auch die wahre Etymologie des חֵלֶב aus sagt), oder auch den einer mehr nüchternen und elenden Speise der dunkeln Nothzeit festhielt. Im Pascha wird jene vorgängige Sühnfeyer gefunden, nach Etymologie eben so wohl wie nach den sämtlich vom höchsten Alterthume zeugenden Gebräuchen eines Opfers, welches, wenn es nicht in vormosaischen Zeiten so tiefe Wurzeln im Heiligthume der Familie gefaßt hätte, nicht hätte so unverfehrt und unverändert in ganz fremd werdende spätere Zeiten hinein reichen können. Für die Verbindung beider Arten das Frühlingsfest zu feyern wird bey den alten Indern ein völlig entsprechendes Beyspiel nachgewiesen, und dadurch unhaltbaren Erklärungen des Pascha, z. B. daß es eine Beziehung auf den ägyptischen Zodiacus habe, oder an die Stelle eines Menschenopfers gesetzt sey, wohl am besten begegnet. So daß durch alles dieß genug bestätigt wird, wie viel von uralten, nicht bloß hebräischen Festen und Gebräuchen geblieben ist und wie wenig was äußerlich mosaisch scheint, weil es später vom Mosaischen ergriffen und mit ihm zusammengewachsen ist, ursprünglich mosaisch seyn könne. Indem nun aber

2. gefragt wird, was das eigentlich Mosaische sey, so kann jetzt da gezeigt ist was es nicht sey, das Echte desto leichter erkannt werden.

Denn es ergibt sich, daß dieß nur der neue Sinn seyn kann, der mit Mose überhaupt zuerst gekommen ist, der auch die Feyer der Feste in seinen Kreis gezogen und durch seine Kraft neu gestaltet hat. Ein einziger Gedanke, wie ein Strahl aus dem ganzen Lichte Moses hervorschießend, hat dieß Gebiet erleuchtet, nämlich, wie hier bloß nach historischem Bedarf kurz ausgeführt wird, der, daß jede Feyer die Rückkehr aus dem Versinken in den bunten Wechsel der äußern Dinge und Mühen ins Reine und Freye, aus dem Getrübten ins Klare und Ursprüngliche seyn solle, ein Gedanke, welcher dunkler und unfreyer auch wohl sonst im Alterthume wiederkehrt, aber so wie hier (so viel dem Vf. bekannt ist) nirgends weiter erscheint. Denn hier sucht er mit der einer jeden zum erstenmale klar hervortretenden Idee eigenen gigantischen Jugendkraft gerüstet sogleich alle Zeiten und Verhältnisse zu umfassen, allem sich anschmiegend um alles zu erhalten und zu veredeln: er sucht den Wechsel der Tage, der Monate und Jahre, der Jahrhunderte ordnend sich zu unterwerfen, um was im täglichen Leben jedes Einzelnen, oder was langsamer im jährlichen Umlauf des Treibens eines vorzüglich ackerbauenden Volkes, oder was endlich noch unvermerkt fortschreitend im Wesen des Landes und Staates sich trübt und verwirrt, das alles gleichmäßig zur rechten Zeit auf das Reine und Klare zurückzuführen und im zeitigen Stillstande und sich Sammeln einen stetigen Fortschritt zu gründen; woben freylich Vieles theils zu milde und wohlgemeint, theils zu dichterisch festgesetzt ist, als daß die Art neuerer Gesetzgebung sich damit befreunden könnte. Wie aber das früher Vorhandene durch alles dieß nicht zerstört werden, sondern als Gerüst

zum neuen Bau dienen sollte, so ist daraus als Kreis, worin sich alles bewegen soll, die Siebenzahl geblieben, weil 1) die Feyer des 7ten Tags als allgemeinste, nächste, beständigste der Grund des ganzen Gebäudes wird. — 2) Das Verhältniß der jährlichen Feste ist dagegen sehr verwickelt. theils weil ein so gleichmäßiger Fortschritt durch 7 in der Reihe der 12 Monate dem Gesetzgeber nicht frey stand, theils weil hier gerade viel altes Volksthümliche bleiben mußte. Nach dem Ergebnis der Untersuchungen über diese dunkle Stelle im Ganzen blieb zwar das alte Frühlings- und Herbstfest als sichtbarer Grund, so daß die Anfänge der Hälften des Jahrs vorzüglich festlich wurden, obwohl schon hier alles zusammenhängender so bestimmt wird, daß beiden vom 15ten des Monats an eine Woche dauernden Hauptfesten 1 Sühntag, und zwar der 10te des Monats, vorausging, und 1 Freudentag als Schluß folgte; zusammen, da in jenen 2 Wochen nur 1 Tag öffentlich, die übrigen bloß priesterlich gefeyert wurden, 6 Feyertage. Während sich aber in diesen Festsetzungen noch nicht das eigentlich Mosaische sehr hervorthut, greift dieß auf andere Arten deutlicher ein, einmal dadurch, daß im Anfang des Jahrs vom Frühlingsfeste an 7 Wochen, welche die Ernte aller Getreidearten anfangen und vollenden sehen, als auf den Lauf des ganzen Jahrs vorbereitender Abschnitt unterschieden werden, sodann indem durch die bloß vorbereitende Feyer der Frühlingsfeste und durch die Erhebung des 7ten Monats zu dem das ganze übrige Jahr überragenden Gipfel und dem vorzugsweise der Ruhe geweihten Monate die Einheit und der Zusammenhang aller jährlichen Feste gerade im mosaischen Sinne hergestellt wird, endlich dadurch, daß mit

Einschluß des so zu höherer Würde erhobenen Neumonds des 7ten Monats, neben dem die öffentliche Feyer aller übrigen Neumonde sich verlieren sollte, im Ganzen doch jedes Jahr nur 7 zur wirklichen Versammlung des Volks bestimmte Feyertage (מִקְרָאֵי קֹדֶשׁ) hatte. Also im Anfang des Jahrs 3 Feste, das Sühnfest, jenes uralte Pascha, ursprünglich vom 10ten des Monats anfangend Ex. 12, 3, das Hauptfest oder das der frühesten Erstlinge des Jahrs, vom 15ten an, und das fröhliche Schlußfest nach den 7 Vorberbeitungswochen von da an; im 7ten Monat aber 4 Feste, Neumond am 1sten, dann die 3 jenen 3 entsprechenden, Sühnfest am 10ten (dieß, da das Pascha immer mehr Familien-Sühnfest blieb, recht eigentlich zur jährlichen Staats-Sühne bestimmt), Hauptfest vom 15ten an und nach dessen Woche sogleich das Schlußfest. Welche einfache Ordnung des Ganzen nur dadurch später gestört wurde, daß man im Streben 2 Feste zusammenzuziehen das Pascha näher an sein Hauptfest rückte und auf den Abend des 14ten verschob; ja beide Feste werden schon im 9ten und 8ten Jahrh. v. Chr. immer mehr vermischt und in noch spätern Schriften auch dem Namen nach zusammengeworfen. — Auf den Kreis dieser 7 jährlichen Feste folgt 3) die Feyer des 7ten Jahrs zur Erholung des Landes und des nach solchen 7 Sabbatjahren folgenden 50sten zur Erneuerung des ganzen Staats als das Ende des Ganzen, zwar halb dichterische Ausgänge und Wünsche, die indeß theils aus dem Wesen der ältesten Staaten theils aus dem folgerichtigen Streben jeder rohen gewaltsamen Veränderung des Staats und allen gezwungenen Novae Tabulae zum voraus die Möglichkeit abzuschneiden sich genug erklären, und die man um so weniger mit neuern

Kritikern für spätere Ausgeburten eines müßigen Kopfes halten kann, da die Prosa der spätern Zeiten sich diesen letzten Forderungen des Ganzen von selbst immer mehr entfremdete und das Deuteronomium schon den Sinn der alten Gesetzgebung in dieser Sache aufhebt. Aus der bloßen richtigen Darlegung des Einzelnen erhellt wohl, daß erst mit diesen letzten Spitzen das Gebäude vollendet und das Ganze nur aus Eines Mannes Sinne hervorgegangen ist, der nach allen Spuren niemand als Mose seyn kann.

3. Daß nicht alle Theile dieses Ganzen in gleiche Uebung treten, vielmehr vieles im Volksleben, so wie es sich nach Mose gestaltet, auf lange Zeit verloren geht, liegt theils an den nicht geringen Ansprüchen und Forderungen, welche dadurch an ein seine Ungebundenheit noch sehr lange zu eifrig liebendes Volk gestellt wurden, theils an dem mehr prophetischen Wesen jener Festsetzungen, die mit Zwang durchzuführen der Gesetzgeber selbst nicht dachte. Die Sabbat- und Jubel-Jahre wurden bis auf späte Zeiten sehr wenig gehalten (Jer. c. 36); von den 7 jährlichen Festen wurden nur 3 mit etwas Eifer besucht, ja unter diesen mit allgemeinsten Theilnahme nur 1, der Schluß des Herbstfestes: nur den Wochensabbat als Grund und Unentbehrlichstes mußte Gesetz und Herrschaft strenger schützen. Außerdem wirkte die Macht vormosaischer Gebräuche mannigfach fort; auch mischte sich später manches Fremde ein, z. B. die Sühne durch den Bock für Azazel Lev. 16. Diejenigen Feste dagegen, welche sich wirklich während der nächsten Jahrhunderte nach Mose im Volksleben tiefer ansetzten, lehnten sich nun an die Erinnerung der alten Geschichte, besonders der großen mosaischen Epoche, worin sie neu gebildet waren,

immer fester an, aus ihr eine nähere, faßlichere Bedeutung suchend. Am meisten bekam so das Pascha geschichtliche Bedeutung, weil es als Sühn- und Erlösungs-Fest sehr leicht mit dem Andenken an die einstige große geschichtliche Erlösung verknüpft werden konnte, und scheint dieß nach hier angeführten Gründen schon Mose gethan zu haben: doch war diese Verknüpfung zuerst sehr lose und zart, wurde aber, nachdem sie in der Vorstellung des Volks immer tiefer gewurzelt war, endlich auch von den Erzählern der alten Sagen aufs engste so gefaßt, daß selbst die alten Gebräuche des Festes ihr Licht in jener Erinnerung suchten und so viel als möglich in ihr fanden; wie dieß hier durch ein genaueres Eingehen in die so umgestalteten Sagen, besonders im B. Exodus, bewiesen wird. Das Herbstfest dagegen historisch zu fassen lag viel entfernter und ist, auch da es aufkommt, nie so scharf wie beim Pascha durchgeführt worden. Die deutlichste Belehrung in solchen Dingen gibt aber dieß, daß sogar der Wochensabbat durch kühnere Mischung und Umbildung zerstreuter Sagen und Erinnerungen so historische Bedeutung und Klarheit aus der mosaischen Geschichte gesucht hat Ex. 16. Für uns als Geschichtsforscher jener Zeiten und Zustände sind diese Umprägungen von Festen, die früher ohne geschichtlichen Sinn waren, zu historischen Tagen wichtig als gewisse Zeugnisse, daß diese Feste schon früh während der Blüthe des Volks und seiner Literatur tief im Volksleben gegründet waren: da mit diesen aber die andern oben genannten an Einem Faden hängen, wie kann man da mit neuern Kritikern meinen, daraus daß ein Fest wenig gefeyert sey, folge, es sey auf keine Weise von Mose? eine Ansicht die sich in der sonderbarsten

aller endigen müßte, nämlich in der, daß bloß der Schlußtag des Herbstfestes mosaisch sey.

Dieß die Geschichte der hebräischen Feste bis ins 7te und 6te Jahrh. v. Chr., wo durch die entscheidende Reformation unter König Sofia zwar alle mosaischen Feste in Uebung traten, aber wenig im echten mosaischen Sinne, und wo bald noch neue hinzukamen, die man aber, wären die mosaischen noch recht verstanden worden, für überflüssig hätte halten sollen. Und da nun von da ab zugleich die Geschichte heller und zusammenhängender wird, so ist auch in so weit hier das Ziel dieser Abhandlung erreicht.

H. C.

L e i p z i g.

Bey Fr. Chr. Wilh. Vogel, 1834: Nonni Pannopolitanae metaphrasis Evangelii Joannei. Recensuit lectionumque varietate instruxit Franciscus Passovius. X u. 198 S. in gr. 8.

Angekündigt war diese kritische Bearbeitung von Nonnos' hexametrischer Metaphrase des Johanneischen Evangeliums schon seit 1828, wo Passow in einem Programm der Breslauer Universität die ersten 5 Kapitel als Probe abdrucken ließ. Zu vorliegender vollständiger Ausgabe wurde aber seitdem noch mancher alte Druck verglichen, namentlich die seltene Aldina. Zu den Quellen selbst hat sich Passow indeß keinen Zutritt verschaffen können. Was er gesammelt hat, besteht aus Varianten der werthvollsten frühern Ausgaben (die aber bereits mit dem J. 1627 aufhören) und aus gelegentlichen Bemerkungen und Conjecturen neuerer Gelehrten. Es war aber dem biedern und kenntnißreichen Manne nicht vergönnt, den Druck seiner Bearbeitung selbst zu besorgen. Ein Freund und würdiger Schüler, Hr Dr Bach

in Breslau, hat aus Dankbarkeit und Pflichtgefühl gegen den Verewigten das Werk zu Ende gebracht, dessen Vollendung der Tod unterbrochen hatte. Zugleich hat derselbe auch den Urtext des Evangeliums nach Lachmann's Recension unter die Metaphrase setzen lassen, um den Lesern noch den Vortheil einer steten und unmittelbaren Vergleichung vor die Augen zu stellen.

Fragt man nach den Gründen, die eine so lange Vernachlässigung der vorliegenden Metaphrase veranlaßt haben, so lassen sich deren wohl mehrere auffinden, aber keinen davon wird man als genügend anerkennen, um diese Erscheinung zu rechtfertigen. Das Buch ist früher vorzugsweise nur von Philologen herausgegeben. Die Theologen haben es größtentheils aus dem Kreise ihrer Forschungen ausgeschlossen, theils weil man vermuthete, Nonnos huldige den Irrthümern der Manichäer, Origenisten und Arianer; theils auch wohl, weil man ihn als heidnischen Dichter kannte, der mit keinem geringen Aufwande von mythologischer Gelehrsamkeit den ganzen Sagenreichtum des Dionysischen Cultus in dem längsten Epos sinnreich vereinigt hatte, das uns aus dem Alterthume übrig geblieben ist. Die letzten Beschuldigungen wurden von Daniel Heinsius in seinem Aristarchus sacer gegen Nonnos ausgeschüttet, und riefen noch 40 Jahre später eine Gegenschrift, den Nonnus redivivus von G. Ursinus, hervor, dem es jedoch nicht gelungen ist, eine günstigere Meinung für seinen Schriftsteller als christlichen Dichter zu erregen; denn es folgen hierauf beynabe zwey Jahrhunderte des tiefsten Stillschweigens und der Nichtachtung des Nonnos. Aber seitdem Gottfried Hermann wieder die Aufmerksamkeit auf die Dionysiaca hinlenkte, und besonders deren technische Vortrefflichkeit in

metrischer und euphonischer Hinsicht mit gewohnter Gründlichkeit entwickelte, bemühten sich auch andere sehr urtheilfähige Gelehrten, den poetischen Werth des großen Gedichts in das rechte Licht zu stellen, und den Text desselben mit ausdauernder Anstrengung zu bearbeiten, wobey der alte Streit über den Glauben des Nonnos als verjährt betrachtet wurde und gar nicht wieder zur Sprache kam. Fast zu gleicher Zeit bewies auch Baumgarten-Crusius in seinem *specilegio observationum ad Ioannis Evangelium e Nonni metaphrasi* (Jena, 1814), daß ein genaues Studium dieser poetischen Metaphrase zur Kritik und Auslegung des Johanneischen Evangeliums und zur richtigern Kenntniß des christlichen Alterthums die schätzbarsten Beyträge liefern könne. Höchst merkwürdig ist diese Erscheinung auch noch dadurch, daß sie aus der Periode der Alexandrinischen Synkretisten stammt, und auf dem Scheidepuncte zweyer Religionen stehend, wesentlich verschiedene Elemente in wunderbarer Mischung vereinigt. Denn während hier alles, was zur äußern Anlage und Darstellung gehört, als Sprache, poetische Bilder, ausmahlende oder zierende Epitheta, und die üppige Fülle des Periodenbaus, noch den Geist des alten Hellenischen Cultus athmet, und in dieser Rücksicht selbst dem dithyrambischen Aufschwunge der Bacchischen Rhapsodien nicht nachsteht, so herrscht doch auch zugleich in der Behandlung des Stoffes eine tiefe Ehrfurcht vor dem Heiligen und eine wahre innere Begeisterung des Gemüths. Hierin hat man einen Widerspruch erkennen wollen, und behauptet, ein Dichter der mit so vieler Vorliebe und Wärme den Bacchischen Sagenkreis besang, konnte kein Christ seyn; und aus diesem Grunde sah man sich zu der Annahme genöthigt, ihn in spätern Jahren taufen zu lassen, damit er dann die Metaphrase singen könnte.

Diese Vermuthung wird aber sonst durch keine Andeutung des Alterthums begünstigt. Eltern und Lebensumstände des Dichters sind uns gleich unbekannt. Als Aegyptier von Geburt erhielt er höchst wahrscheinlich seine Erziehung in Alexandrien; denn hier hatte er wenigstens die beste Gelegenheit, sich mit den zahlreichen Poesien des Bacchischen Sagenkreises, deren Inhalt er in seinem großen Epos vereinigt hat, vertraut zu machen. Ob aber sein entschiedenes poetisches Talent und seine überaus sinnreiche Behandlung des üppigsten aller Stoffe in einer weichen wohlklingenden Sprache schon von seinen Zeitgenossen anerkannt worden, könnte man besonders aus dem Grunde bezweifeln, daß kein Schriftsteller ihn nennt; und wollte man dieses Stillschweigen auch als eine bloße Zufälligkeit betrachten, so wäre doch wohl mit Recht zu erwarten, daß man seine Bekehrung durch ein positives Zeugniß von Seiten der Kirche beurfundet hätte. Doch um auch diese Nichtachtung erklärlich zu finden, hat Weichert (de Nonno Panopolitano, 1810) die Hypothese aufgestellt, Nonnos habe an dem Alexandrinischen Aufstande unter dem Bischof Theophilos Theil genommen, und sey nach dem Sturze seiner Parthey von diesem getauft worden, um so der Verbannung zu entgehen; und so begreife man leicht, warum die Kirchenschriftsteller auf eine solche Bekehrung kein Gewicht gelegt, und den Nonnos nicht einmal nachher als Metaphrasten des Evangeliums genannt hätten. — Diese Vermuthung bringt Nonnos an das Ende des 4. Jahrh., wo Synesios in einem seiner Briefe (43) den Sohn des Nonnos empfiehlt, und zugleich bemerkt, daß der Vater sein Vermögen verloren habe; — was recht gut auf einen Theilnehmer an dem verunglückten Alexandrinischen Aufstande paßt.

G. H. B.

G ö t t i n g e
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

205. Stück.

Den 28. December 1835.

G ö t t i n g e n.

Am 19ten December beging die Königliche Gesellschaft der Wissenschaften ihren Jahrestag zum 83sten Male.

Die Sitzung eröffnete Herr Ober-Medicinalrath Blumenbach durch eine demnächst in Druck zu gebende Gedächtnißrede auf ihr verewigtes Mitglied, Herrn Hofrath Stromeyer, und ertheilte hierauf die am Jahrestage vorzulegende Uebersicht der außerdem bey der Societät seit Jahresfrist eingetretenen Vorfälle und Veränderungen, aus welcher wir das auch für diese Blätter gehörige ausheben.

Das jährlich zu Michaelis wechselnde Directorium war jetzt von Herrn Hofrath Heeren in der historisch-philologischen Classe auf Herrn Hofrath Himly in der physischen übergegangen.

Außer dem großen Verluste welchen die Societät durch den Tod jenes ihres hochverdienten hiesigen Mitgliedes erlitten, sind derselben unter

ihren auswärtigen Mitgliedern und Correspondenten zwar nur zwey, aber beide von wichtiger Bedeutung vorgekommen:

von jenen nämlich der K. Preussische Cammerherr und Minister C. Wilh. von Humboldt; und von diesen der K. Sächsische Hofrath und Aufseher der Antiken-Museen zu Dresden C. Aug. Böttiger.

Dagegen hat die Societät durch die Aufnahme mehrerer auswärtigen Mitglieder und Correspondenten vielseitig wichtigen Zuwachs erhalten.

Von jenen in der physischen Classe: den K. Preussischen Cammerherrn Leop. von Buch;

in der mathematischen die Herren: P. H. Fuß, Russ. Kaiserl. Staatsrath und beständ. Secret. der Acad. der Wiss. zu St. Petersburg. —

J. J. D. Arago, beständ. Secret. der Acad. d. Wiss. zu Paris. — H. Chr. Schumacher, K. Dän. Staatsrath zu Altona. — Fr. G. W. Struve

zu Dorpat — und Mich. Faraday in London;

und in der histor. philolog. Cl. die Herren: Fr. Thiersch, K. Bayer. Hofrath und Academiker zu München. — Eman. Bekker — und Ed. Gerhard, beide Professoren zu Berlin.

Zu Correspondenten aber sind gewählt die Herren: W. Lawrence, Prof. der Anatomie und Chirurgie am London-College. — C.

Chr. L. Freyherr von Lützow, Großherzoglich Schwerinscher Cammerherr — und G.

L. von Maurer, K. Bayer. Staatsrath zu München.

und zum Assessor der Societät ist ernannt Herr C. Fr. Gust. Herbst, M. D. und Privat-Dozent, Secretär bey der öffentl. Bibliothek und Assistent am academischen Museum.

*

*

*

Nun zu den von der Societät für das dieß-
mahlige Anniversarium aufgegebenen beiderley
Preisfragen:

Für den Hauptpreis verlangte die histo-
risch = philologische Classe:

Quae fuerint Arabum commercia et ter-
restria et maritima per Asiam, Africam et
Europam orientalem, fiorente Abassidarum
imperio, saeculo maxime octavo, nono et
decimo aerae nostrae.

Die Entscheidung ist aber aus gültigen Grün-
den bis zu Anfang 1836 aufgeschoben worden.

Die von der Königl. Societät aufgegebene öco-
nomische Preisfrage betraf:

‘Eine gründliche Erörterung der Ursa-
chen, wodurch das früher an mehreren
Orten im Königreiche Hannover blü-
hende Gewerbe der Wollenweberey in
neuerer Zeit gesunken ist, nebst Angabe
der Mittel, die zur Hebung desselben
dienen könnten’.

Zur Beantwortung waren drey Schriften ein-
gegangen. Die erste derselben mit dem Motto:

‘Infandum jubes renovare dolorem. Virg.’
ist dem Hauptinhalte nach dieselbe, welche be-
reits bey der ersten Aufgabe obiger Preisfrage
für den November 1833 zur Beantwortung ein-
gesandt worden, und deren Beurtheilung sich in
den gelehrten Anzeigen von jenem Jahre S. 2072
u. 2073 findet. Der Verf. hat wie damals, so
auch jetzt sein Hauptaugenmerk auf die Stadt
Lüneburg gerichtet. Die Schilderung des frü-
heren und jetzigen Zustandes der dortigen Wollen-
weberey ist unverändert geblieben, und nur die
Darlegung der Mittel zur Hebung des Gewer-
bes hat Zusätze erhalten. Der Verf. beharret

zwar im Wesentlichen bey seinen früheren Ansichten über die Ursachen des Verfalles der Wollenwebercy, welche nicht in allen Stücken den Beyfall der Kön. Societät erhalten konnten; hat aber sowohl die Gründe derselben, als auch besonders seine Vorschläge, wie der Wollenwebercy in den Städten aufzuhelfen seyn dürfte, ausführlicher und gründlicher als bey der ersten Bearbeitung entwickelt.

Die zweyte Concurränzschrift mit dem Motto:
'Nec aspera terrent',

ist sehr viel ausführlicher und umfassender als die erste. Ihr Verf. hat den Gesichtspunct der Aufgabe vollkommen richtig aufgefaßt und eine genaue Bekanntschaft mit ihrem Gegenstande, zumal mit den Verhältnissen der Wollenwebercy in der Stadt Göttingen, an den Tag gelegt. In den Entwicklungen der Ursachen des Verfalles dieses Gewerbes, wie in den Vorschlägen zur Verbesserung seines Zustandes, bewähren sich eine richtige Würdigung der Zeitverhältnisse und ein practischer Blick. Die Arbeit zeichnet sich dabey eben so sehr durch gute Anordnung als durch Klarheit aus; und wenn gleich die Darstellung hin und wieder, besonders in dem historischen Theile, etwas gedrängter seyn könnte, so entschädigt doch dafür die große Vollständigkeit der bis in die kleinsten Einzelheiten eindringenden Untersuchung. Diese betrifft nicht allein die eigentliche Tuchmacherey, sondern auch die Fabrication wollener Zeuge, mithin die gesammte Wollenwebercy.

In der Einleitung entwickelt der Verf. kurz seine Ansicht von den wechselnden Zuständen der Gewerbe überhaupt und den zur Hebung derselben anzuwendenden Mitteln. In dieser Hinsicht erklärt er sich dahin: daß die Weisheit der

Regierungsmaßregeln bey Beförderung der Gewerbe sich darin zeigen müsse, daß sie ohne gegen das Nothwendige anzukämpfen, oder es gar zu überflügeln, die wohlthätigen Strömungen der Zeit zu finden, Hindernisse, die dem natürlichen Fortschreiten entgegen sind, zu heben, die Schwachen zu unterstützen, und zur rechten Zeit auf neue Richtungen des allgemeinen Entwicklungsganges zu führen versteht.

Die erste Abtheilung handelt von den Ursachen des Verfalles der Wollenwebercy im Königreich Hannover. Es ist nothwendig, bemerkt der Verf., den Bildungsgang dieses Gewerbes von älteren Zeiten her bis auf unsere Tage zu verfolgen, um die verschiedenen Ursachen des Steigens und Sinkens desselben in verschiedenen Zeiten in ihren gegenseitigen Verhältnissen zu übersehen. Da sich die Wollenwebercy an jedem Orte, wo sie in einiger Ausdehnung betrieben ist, oft ganz nach localen Verhältnissen ausgebildet hat (z. B. auf sehr verschiedene Weise in den ziemlich nahe gelegenen Städten Göttingen und Osterode), dessenungeachtet aber eine Menge von Ereignissen sich findet, die mehr oder weniger gemeinsam auf ganze Provinzen wirkten, so hat der Verf. in Uebereinstimmung mit der in dieser Beziehung bey der Aufgabe gemachten Bemerkung, sein Hauptaugenmerk auf die Stadt Göttingen gerichtet; untersucht, wie sich das Gewerbe der Wollenwebercy hier geschichtlich ausgebildet hat; und daran dann allgemeine Betrachtungen geknüpft.

Der erste Abschnitt enthält daher Nachrichten über die Ausbildung des Gewerbes der Wollenwebercy in der Stadt Göttingen, deren Werth dadurch besonders erhöht wird, daß sie nicht etwa bloß aus ge-

druckten Quellen, sondern vorzüglich aus urkundlichen Nachrichten des Stadt-Archivs und der Registratur des Magistrates, mitunter auch aus mündlichen Mittheilungen geschöpft worden. Es ist überaus belehrend, aus dieser geschichtlichen Darstellung zu ersehen, wie die Schicksale der Stadt und des Landes auf den wechselnden Zustand des Gewerbes der Wollenweberey eingewirkt haben, und welche Maßregeln in verschiedenen Zeiten zur Hebung desselben ergriffen worden, unter denen Manche sich finden, die in der Periode, in welcher sie angewandt wurden, zeitgemäß und von guter Wirkung waren, unter den gegenwärtigen Verhältnissen aber unstreitig ganz entgegengesetzte Erfolge haben würden. Die urkundlichen Nachrichten über den Betrieb der Wollenweberey in der Stadt Göttingen beginnen mit dem Jahre 1475. Der Verf. theilt die ältesten Handwerksgesetze mit, und schildert den Character des Gewerbsbetriebes bis zum Anfange des 16ten Jahrhunderts. Darauf wird der Zustand der Wollenweberey während der ersten Hälfte des 16ten Jahrhunderts dargestellt. Die weitere Geschichtserzählung zerfällt in folgende Perioden: Zustand der Wollenweberey von 1550 bis zum Anfange des dreyßigjährigen Krieges; Zustand des Gewerbes nach Beendigung des dreyßigjährigen Krieges bis zum Tode Georgs I.; die Wollenweberey seit Errichtung der Universität bis auf die neueste Zeit.

Auf diese geschichtliche Darstellung gründet der Verf. im zweyten Abschnitt die Entwicklung der Ursachen des Verfalles der Wollenweberey im Königreiche Hannover. Es wird zuvörderst untersucht: was unter dem Verfalle eines Gewerbes zu verstehen, und ob die Wollenweberey im Königreiche Hannover

wirklich verfallen sey? Der Verfall eines Gewerbes kann nach dem Verf. darin bestehen, daß die producierende Kraft in quantitativer oder qualitativer Beziehung, oder daß der Gewinn abgenommen hat. Eine genügende Beantwortung der Frage, ob im Königreiche Hannover die producierenden Kräfte in Beziehung auf das Gewerbe der Wollenweberey abgenommen haben, wird bey dem Mangel gründlicher statistischer Nachrichten für unmöglich gehalten. Der Verf. ist indessen der Meinung, daß dem Gewerbe der Wollenweberey, wie allen Gewerben im Königreiche Hannover, eine große Masse von Betriebs-Capital im Vergleich mit früheren Zeiten entzogen worden, und daß nicht wohl zu bezweifeln sey, daß die Gewerbs-Intelligenz, wenn auch nicht im Verhältniß zu früheren Zeiten entschieden abgenommen, doch nicht zugenommen habe. Auch hält er dafür, daß das Gewerbe hinsichtlich des Netto-Ertrages gesunken sey, wiewohl es sich nicht mit genügender Sicherheit ausmitteln lasse, ob nur schlechte Preise des Fabricates, oder nur der hohe Werth des rohen Materials, oder auch das gestiegene Arbeitslohn, oder Mangel an Absatz vorzugsweise den Verfall herbeiführten. Nach diesen Vorbemerkungen geht der Verf. die einzelnen Ursachen des Verfalles, die unter einander fast durchgängig in der engsten Verbindung stehen, durch, und findet dabei Gelegenheit, seine Gründe für die vorläufig im Allgemeinen aufgestellten Ansichten zu entwickeln.

Zuerst vom Einflusse der Maschinen. Bey Beantwortung der Frage, ob und inwiefern die Maschinen nachtheilig auf die Wollenweberey im Königreiche Hannover gewirkt haben, muß man den fabrikmäßigen Betrieb von dem des kleinen Handwerkers unterscheiden. Der Betrieb der

gewöhnlichen, in Zunftverhältnissen lebenden Meister, hat offenbar durch Nichts mehr als durch den Maschinenbetrieb gelitten, indem diese die außerordentlichen Vortheile desselben, welche in der viel wohlfeileren, schnelleren und besseren Fabrication bestehen, sich nicht aneignen konnten. Bey diesen stand der Anschaffung von Maschinen zum Theil die Zunftverfassung im Wege, welche die Arbeitsbefugnisse scharf von einander sondert, und dem Handwerker kaum andere Maschinen zu benutzen gestattet als solche, auf denen dasselbe produciert wird, was ihm zu verfertigen erlaubt ist; daher der Tuchmacher, auch wenn er alle zur Verfertigung des Gewerbes brauchbaren Maschinen benutzte, sein Fabricat dann doch den Händen des Tuchbereiters, wenn dieser zu einer besonderen Gilde gehört, übergeben, und diesem es überlassen müßte, ob auch er sich der Maschinen, die für seine Arbeit sich eignen, bedienen wolle. Wenn aber auch der Handwerker einzelne Maschinen benutzte, so war er doch nicht im Stande mit den größeren, durch Wasser- oder Dampfmaschinen-Kraft betriebenen Maschinen-Anlagen zu concurrieren, deren größere Vortheile gerade hauptsächlich in der Ausdehnung der Anlage begründet sind. Auch die älteren Fabriken, welche früher ohne künstlichere Maschinen arbeiteten, haben dadurch, daß sie zur Anschaffung derselben genöthigt wurden, um mit neuen Anlagen des In- und Auslandes concurrieren zu können, bedeutend gelitten, besonders weil der große Kostenaufwand in eine Zeit traf, in welcher der durch Ersparung an Arbeitslohn bewirkte Gewinn, den durch die sehr verschlechterten Debitverhältnisse verursachten Ausfall an Einnahme nicht zu decken vermochte.

(Der Beschluß im nächsten Stück.)

G ö t t i n g e r
g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

206. 207. S t ü c k .

D e n 3 0 . D e c e m b e r 1 8 3 5

G ö t t i n g e n .

Beschluß der Anzeige: Bekanntmachung der in der Sitzung der Kön. Societät der Wiss. am 19. December abgehandelten Gegenstände.

Eine Folge der Erfindung mannichfaltiger Maschinen für die Wollenweberey war die Anlage neuer, und die Umwandlung schon bestehenden Fabriken. Diese mußten auf den Betrieb des kleinen Handwerkers einen nachtheiligen Einfluß haben, indem der Fabricant nicht allein im Stande ist nach den jetzigen Anforderungen besseres Fabricat zu liefern, als es dem Handwerker bey der bis jetzt üblichen Betriebsart möglich ist, sondern auch seine Waare wohlfeiler zu liefern und zugleich schneller zu producieren. Hätten sich die Hannoverschen Fabriken so gehoben, daß nur durch sie der handwerksmäßige Betrieb gelitten hätte, so möchte es, wie der Verf. bemerkt, zweifelhaft bleiben, in wie weit man mit

Grund behaupten könne, daß das ganze Gewerbe verfallen sey. Leider sind aber demselben diese Nachteile hauptsächlich durch ausländische Fabriken zugefügt, und dieser auf den Maschinenbetrieb gegründete neue Character des Gewerbes hat offenbar ebenfalls sehr nachtheilig auf die älteren, anders eingerichteten Fabriken des Landes gewirkt. Die neu errichteten konnten aus andern Gründen oft gar nicht, oft nur mit der größten Schwierigkeit mit ausländischen concurriren.

Der Verf. zeigt ferner, wie die in dem Absatze der Waare eingetretenen Veränderungen nachtheilig auf den handwerksmäßigen Betrieb der Wollenweberen eingewirkt haben. Wenn es gleich seit längerer Zeit gebräuchlich war, daß feinere Tücher und sonstige Wollenzeuge durch Vermittelung des Kaufmanns an den letzten Consumenten kamen, so verblieb doch dem Handwerker, welcher fast nur sogenannte Landtücher verfertigte, noch reichlicher Absatz. Dieß hat sich indeß seit Wiederherstellung des Friedens auf eine für das Gedeihen der Wollenweberen höchst nachtheilige Weise geändert, wozu nach der Ansicht des Verf. besonders die auf dem platten Lande ertheilten Handels-Concessionen, und fast noch mehr die Handels-Juden beygetragen haben.

Hauptbedingungen eines sicheren und ausgedehnten Absatzes sind Güte und Wohlfeilheit der Fabricate. Das Gewerbe der Wollenweberen mußte daher nothwendig von der Zeit an in Verfall gerathen, wo man sich überzeugte, daß die aus andern Ländern bezogenen Waaren besser und wohlfeiler seyen; in welcher Hinsicht

jedoch ebenfalls ein Unterschied zwischen den gewöhnlichen Handwerkern und den Fabricanten zu machen ist. Nach dem Verf. kann man leider nicht in Abrede stellen, daß die im Hannoverschen durch handwerksmäßigen Betrieb erzeugten Wollenwaaren im Allgemeinen nicht nur gegen viele ausländische Waaren, sondern auch gegen die inländischer Fabriken zurückstehen.

Auch die von dem Verf. nachgewiesene Vertheuerung des rohen Materials hat auf das Gewerbe der Wollenwebercy nachtheilig eingewirkt. Diese Vertheuerung hat ihren Grund nicht darin, daß weniger Wolle in der Nähe producirt wird, oder die Zuflüsse von Außen her vermindert sind, sondern lediglich in der größeren Consumtion. Die höheren Preise des rohen Materials würden auf den Zustand der Wollenwebercy im Hannoverschen nicht nachtheilig eingewirkt haben, wenn die Preise der Wollenfabricate verhältnißmäßig gestiegen wären. Indes ist nicht nur dieses nicht der Fall, sondern die Fabricate sind noch bey weitem wohlfeiler als vormals.

Es wird ferner entwickelt, auf welche Weise die Ueberfüllung des Gewerbes und Verminderung des Arbeitslohns — beides zwar eine Folge des Verfalles des Gewerbes, aber doch auch wieder darauf zurückwirkend — so wie die in der Zunftverfassung liegende Zersplitterung des handwerksmäßigen Betriebes nachtheilig auf den Zustand der Wollenwebercy im Hannoverschen eingewirkt haben. Sodann zeigt der Verf. wie auch durch Mangel an Absatz der Verfall des Gewerbes herbey ge-

führt sey, der nicht in Mangel an Consumption, wohl aber in schlechter Arbeit, in zu hohen Preisen, und in den Steuerverhältnissen seinen Grund habe.

Endlich rechnet der Verf. zu den Ursachen des Verfalles des Gewerbes der Wollenweberen im Hannoverschen, den Mangel angemessener Betriebs=Capitale und die Steigerung des Luxus, und thut dar, wie besonders unser in allen wesentlichen Puncten unvollkommenes, und selbst bey der äußersten Vorsicht oft nicht die erforderliche Sicherheit gewährendes Hypothekwesen, so wie die so sehr überhand genommene Neigung auch der kleineren Capitalisten, in Staatspapieren zu speculieren, auf den ersteren eingewirkt haben.

Die zweite Abtheilung der Schrift handelt von den Mitteln, um das Gewerbe der Wollenweberen im Hannoverschen wieder zu heben. Es wird im voraus bemerkt, daß alle Mittel und Versuche, die Wollenweberen im Königreiche Hannover wieder empor zu bringen vergeblich seyn würden, wenn man zu der Ueberzeugung gelangen müßte, daß dieses Land zu einem ausgedehnteren Gewerbsbetriebe sich überall nicht eigne. Der Verf. sucht diese Ansicht zu widerlegen, und zu zeigen, daß wenn gleich der Ackerbau für das Hannoversche die größte Wichtigkeit habe, doch auch nicht zu verkennen sey, daß die Lage und natürliche Beschaffenheit des Königreichs Handel und Fabrikgewerbe, namentlich solche, für welche das rohe Material im Lande gewonnen werden kann, begünstigen, und daß die Wollenweberen, vorzüg-

lich in manchen Zweigen, eben so gehoben werden könne wie in anderen Ländern. Es werden dann die dabei zu befolgenden, von der Natur der Verhältnisse vorgeschriebenen Haupt-Grundsätze festgestellt. Zunächst sey es nothwendig darauf zu sehen, daß die zur Hebung des Gewerbes anzuwendenden Mittel dem natürlichen Entwicklungsgange entsprechen. Der allgemeine Character des jetzigen Gewerbsbetriebes sey: der fabrikmäßige durch Maschinen; so wie der des Absatzes: der Handel durch Kaufleute. Eine Haupt Sorge werde darin bestehen müssen, da, wo wegen besonderer Verhältnisse die allgemeine Richtung nicht für ersprießlich zu halten sey, Modificationen eintreten zu lassen, ohne indeß hemmend einzugreifen, und das Neue so viel als möglich an das Bestehende zu knüpfen. Diesem gemäß hält es der Verf. für nothwendig, auf alle thunliche Weise den fabrikmäßigen Betrieb einzurichten und zu befördern, ohne indeß diesen Zweck nur durch Etablierung von eigentlichen Fabriken zu erreichen. Dabei sey es wesentliches Erforderniß, mit größter Sorgsamkeit die localen Verhältnisse zu berücksichtigen. Man errichte so wenig als möglich öffentliche Institute, sondern überlasse die Einrichtungen so viel als möglich den Gewerbetreibenden selbst. Manche Mittel von denen man sich oft den schnellsten und besten Erfolg verspreche, und die auch in Verbindung mit Anderen eine wohlthätige Wirkung haben können, seyen allein für sich angewandt entweder unausführbar oder zwecklos, wohin der Verf. namentlich Tuch-Niederlagen, zinsfreie Vorschüsse, Lieferung der Militär-Tücher, Prämien, Aus- und Einfuhr-Verbote zählt.

Die Mittel welche nach des Verfassers Meinung allein geeignet sind, das Gewerbe der Wollenwebercy zu heben, lassen sich auf zwey Classen zurückführen, indem dahin getrachtet werden muß theils gute und wohlfeile Fabrication zu befördern, theils den Absatz zu erweitern. Bey den Mitteln der ersten Classe werden die für Wollenweber welche keine Fabriken besitzen geeigneten, von denen unterschieden, welche bey den Fabrikanten anzuwenden seyn dürften. Der Vf. hält dafür, daß es für die Hannoversche Wollenwebercy, in so weit sie von den kleinen Meistern betrieben wird, am vortheilhaftesten sey, sich wenigstens so lange auf die Fabrication von ordinären Tüchern und Futterzeugen zu beschränken, bis das Gewerbe sich so gehoben hat, daß namentlich das Bedürfniß des Inlandes durch sie versehen ist. Für diese kleinen Meister sey es das Nothwendigste sie dahin zu bringen, daß sie die Vortheile der Fabricanten in Ansehung der Güte und Wohlfeilheit der Waaren erlangen. Dazu müsse ihr Betrieb fabrikmäßig werden; er sey mithin auf die Anwendung von Maschinen und auf möglichste Concentrierung und Einheit zu stützen. Um diese Umwandlung des Betriebes zu bewerkstelligen, habe man die Wahl zwischen zwey Hauptmitteln: entweder errichte man an Orten wo mehrere kleine Meister wohnen, deren Gewerbe danieder liegt, Fabriken wodurch sie beschäftigt werden; oder man lasse sie selbständig arbeiten, führe aber einen Maschinenbetrieb und möglichst sorgfältige Theilung der Arbeit ein. Der Verf. hält die Anwendung des ersten Mittels für unausführbar, und zeigt, weshalb das zweyte sicherer im Erfolge und leichter in der Ausführung erscheine.

Von den allgemeinen Maßregeln wendet sich die Untersuchung zum Einzelnen des Betriebes. Die nächste Berücksichtigung erfordert das rohe Material, vor Allem die Wolle. Das Interesse für das Gewerbe verlangt nach der Ansicht des Verf. daß durch Vermehrung der Schäfereyen, durch Ausgangs-Steuern und Wollmärkte die Anschaffung des rohen Materials gesichert und erleichtert werde. Da den kleineren Meistern gewöhnlich das Capital fehlt um größere Wollankäufe zu machen, so kann von ihnen die Wolle nicht gehörig sortiert werden. Sie haben daher nicht bloß unmittelbar pecuniären Nachtheil, sondern auch die Güte ihres Fabricates leidet dadurch. Diesem Uebel würde durch Errichtung von Wollmagazinen, namentlich an den Orten wo das Gewerbe in größerem Umfange betrieben wird, abgeholfen werden können. Der fabrikmäßige Betrieb der Spinnerey und der damit in Verbindung stehenden Vorbereitung der Wolle, würde entweder durch Einführung einer gemeinschaftlichen Spinnererey, oder durch eine Lohnspinnererey, oder durch die Anlegung von Garnmagazinen sich bewerkstelligen lassen. Der Verf. entwickelt die Gründe, weshalb der zweyte Vorschlag ihm unter den jetzigen Umständen der zweckmäßigste zu seyn scheint und führt aus, wie eine mit Maschinen zu betreibende Lohnspinnererey einzurichten seyn dürfte. Er zeigt sodann welche Maßregeln in Beziehung auf das Walken, die Appretur und die Färberey zu ergreifen seyn möchten. Es wird bemerkt, daß zur Erreichung der beabsichtigten Zwecke an manchen Orten eine Beschränkung der bestehenden Zunftverhältnisse erforderlich sey. Bey den Fabricanten scheint

es dem Verf. zur Hebung des Gewerbes im Ganzen höchst wünschenswerth zu seyn, mit thunlichster Sorgfalt die Verfertigung der feineren Tücher und der besseren wollenen Zeuge zu befördern. Den Schutz gegen ausländische Fabricate abgerechnet, hält der Verf. zur Hebung der Fabrication feinerer wollenen Zeuge nichts so wichtig, als die Anlage einer Kammgarn-Maschinenspinnerey, zu deren erster Einrichtung ein sehr bedeutendes Capital gehört, und die ohne wesentliche Mithülfe der Regierung schwerlich zu Stande zu bringen seyn dürfte.

Zulezt ist von den Mitteln zur Beförderung des Absatzes die Rede. Wie die Anwendung der ersten Classe von Mitteln zur Hebung der Wollenwebererey vorzugsweise in der Hand der Gewerbetreibenden liegt, so hängt dagegen die Beförderung des Absatzes hauptsächlich von der Regierung ab. Anspruch auf den Schutz der Regierung haben die Gewerbe nach der Ansicht des Verf. erst dann, wenn sie im Stande sind die Bedürfnisse des Landes wenigstens eben so gut zu befriedigen, als es bisher durch Fremde geschah; daher die Verbesserung des Gewerbes in technischer Beziehung die erste Grundlage eines besseren Zustandes seyn muß. Der Verf. ist der Meinung, daß die wichtigste und nothwendigste Regierungs-Maßregel zunächst in kräftigen Schutzsteuern bestehe. Für den kleineren Tuchmacher ist der unmittelbare Absatz an den letzten Consumenten der einträglichste; für Fabricanten eignet er sich in der Regel nicht. In der früheren Ausdehnung ihn wieder zu erhalten, wird kaum möglich seyn; dessenungeachtet darf gewiß nicht, was Zweckdienliches dazu

geschehen kann; versäumt werden, wozu der Vf. hauptsächlich die Beschränkung der Handels = Concessionen auf dem Lande rechnet.

Bei der dritten zur Beantwortung obiger Preisfrage eingegangenen Schrift hatte sich der Verfasser gegen die bestehende und allgemein bekannte Ordnung genannt, daher sie nicht zur Concurrrenz gelangen konnte.

Die Königliche Societät hat der Schrift N^o. 2. mit dem Motto:

‘Nec aspera terrent’

einstimmig den Preis zuerkannt. Als Verfasser derselben nannte sich auf dem in der Sitzung entsiegelten Zettel:

Dr Ferdinand Desterley
Stadt = Syndicus in Göttingen.

Der bey der Schrift N^o. 1. befindliche versiegelte Zettel wurde ordnungsmäßig in der öffentlichen Sitzung uneröffnet verbrannt.

* * *

Folgendes sind nun die beiderley Preisfragen für die nächstkommenden Jahre.

Zuerst die von den einzelnen Classen für den Hauptpreis.

Für den November 1836 von der physischen Classe:

Exhibere accuratam expositionem omnium secretionis organorum in plantis adhuc observatorum, ratione simul habita

partium secretarum naturae, nec non effectus, quem secretio generatim in vegetationis processu procreare possit.

Für den November 1837 von der mathematischen Classe:

Adiumento copiae satis magnae experimentorum idoneorum atque exactorum stabilire theoriam resistentiae corporum in aëre tam lente motorum, ut prae termino a potestate prima celeritatis pendente omnes reliqui pro insensibilibus haberi possint, et quidem talem, quae valorem numericum coefficientis celeritatem multiplicantis quatenus a figura superficiei resistentiam patientis motusque directione pendet, ex asse determinare doceat.

Ausführlicher ist diese Preisfrage schon in diesen Anzeigen von 1834 im 204. Stück bekannt gemacht.

Nun eine neue für den November 1838 von der historisch-philologischen Classe:

Cum de incunabulis et primis incrementis tragicae poëseos viri docti jam satis disputasse videantur, ad absolvendam tragoediae graecae historiam nihil magis desiderari videtur, quam eorum tragicorum, qui eodem quo Aeschylus, Sophocles et Euripides tempore in scena flourerunt, et eorum qui insequentibus aetatibus usque ad Alexandrum Macedonem artem jam afflictam et ruentem sustentaverunt, perfectior notitia. Quam ob rem Societas Sc. R. Gottingensis optat, ut ho-

rum tragicorum quod fuerit poeseos genus, qui peculiaris unius cujusque χαρακτήρ, quae saeculi et hominum virtutes et vitia in carminibus eorum conspicua, ex antiquitatis judiciis et tragœdiarum, quas illi condiderunt, reliquiis, quantum fieri potest, demonstretur, et — quod maximi momenti esse videtur ad subtiliorem Atticae literaturae cognitionem — quam vim studia sophistica et rhetorica et alia poëseos genera, imprimis dithyrambicum, in illorum poësin exercuerint, studiose inquiratur.

Die Concurränzschriften müssen lateinisch abgefaßt, und vor Ablauf des Septembers der bestimmten Jahre postfrey eingesandt seyn.

Der für jede dieser Aufgaben gesetzte Preis ist von funfzig Ducaten.

* * *

Die von der Königlichen Societät für die nächsten vier Termine aufgegebenen öconomischen Preisfragen sind folgende:

Für den Julius 1836:

‘Welchen Einfluß hat der gebrannte Thon bey seiner Anwendung zur Verbesserung der Aecker; wie ist seine Wirksamkeit zu erklären; und auf welche Weise und unter welchen Verhältnissen macht man davon den vortheilhaftesten Gebrauch?’

Für den November 1836:

Der günstige Einfluß des durch Verwitterung des Basaltes und einiger anderer ihm nahe verwandter Gesteine gebildeten Bodens auf viele Gewächse ist zwar im Allgemeinen bekannt; aber noch nicht genügend sind seine physicalischen und chemischen Beschaffenheiten untersucht, und seine Einwirkungen auf die Vegetation nachgewiesen und erklärt. Die Königl. Societät verlangt daher:

‘Eine gründliche Prüfung der physicalischen und chemischen Eigenschaften des Basaltischen Bodens, nebst einer Erörterung seines Einflusses auf die Vegetation überhaupt, und die Culturgewächse insbesondere.’

Für den Julius 1837:

In einigen Gegenden Frankreichs und zumal in England wird bekanntlich die Knochendüngung schon seit langer Zeit mit großem Vortheil angewandt. In mehreren deutschen Ländern, und auch in den hiesigen Gegenden hat man neuerlich die Benutzung der Knochen zur Düngung versucht, wobey sich abweichende, zum Theil sehr ungünstige Resultate ergeben haben. Die in Großbritannien gemachten Erfahrungen lehren ebenfalls, daß die Knochendüngung nicht auf jedem Boden und bey jeder Culturpflanze gleiche Wirkung äußert; auch ist dabey ohne Zweifel die verschiedene Art der Anwendung von Einfluß.

Da es nun sehr wünschenswerth erscheinen muß, sichere Aufschlüsse über diesen, für die Landwirthschaft wichtigen Gegenstand zu erlangen und zu verbreiten, um dadurch wo möglich dahin zu wirken, daß obiges Düngemittel, welches von Norddeutschland in großer Menge nach England ausgeführt wird, dem vaterländischen Boden mehr als bisher zu Gute komme, so verlangt die Königl. Societät eine, auf möglichst vollständige Sammlung der bisherigen, in verschiedenen Ländern und Gegenden gemachten Erfahrungen, und auf genaue Versuche gegründete Beantwortung der Frage:

‘Unter welchen Umständen, zumal bey welchen Boden- und Fruchtarten, ist die Knochendüngung mit Vortheil anzuwenden, und welches Verfahren hat sich dabey als das vorzüglichste bewährt?’

Für den November 1837 wurde in obiger Sitzung der Königl. Societät folgende neue Aufgabe bekannt gemacht:

Wenn gleich in einigen Gegenden des Königreichs Hannover der Hanfbau in größerer Ausdehnung getrieben wird, so ist doch dieser Culturzweig im Ganzen zu wenig berücksichtigt, und noch sehr weit davon entfernt, das Bedürfniß des Landes befriedigen zu können. Auch ist man da wo der Hanfbau im Hannoverschen Statt findet, so wohl hinsichtlich der Cultur der Pflanze, als auch in den der Ernte nachfolgenden Zuberei-

tungs=Arbeiten im Vergleich mit einigen anderen Ländern, z. B. mit Flandern, dem südwestlichen Deutschland, dem Elsaß, zurück. Um nun die Aufmerksamkeit auf jenen nützlichen Culturzweig mehr zu lenken, verlangt die Kön. Societät:

‘Eine gründliche Untersuchung, auf welche Weise der Hanfbau im Königreiche Hannover mit Nutzen zu erweitern, und unter Berücksichtigung der in anderen Ländern üblichen Verfahrungsarten, wesentlich zu verbessern seyn dürfte.’

* * *

Der gewöhnliche Preis für die beste Lösung jeder von obigen öconomischen Aufgaben, beträgt zwölf Ducaten, und der äußerste Termin, innerhalb dessen die zur Concurrenz zulässigen Schriften bey der Societät postfrey eingesandt seyn müssen, ist für die Julius=Preisfragen der Ausgang des Mayes, und für die auf den November ausgesetzten, das Ende des Septembers.

H a m b u r g.

Von der Geschichte der Europäischen Staaten heraus gegeben von Heeren und Ukert sind wir noch mit der Anzeige der elften Lieferung im Rückstande. Sie enthält:

Geschichte der Deutschen, von J. G. Pfister, fünfter und letzter Theil. XXXII u. 688 S. 1835.

Geschichte von Frankreich von Dr. Ernst Alexander Schmidt. Erster Band. XII u. 763 Seiten in 8. 1835. (bey Friedr. Perthes).

Das erste dieser beiden Werke ward zwar schon bey der vorigen Lieferung mit aufgeführt, aber zugleich bemerkt, daß wegen Krankheit des Verfassers der Schluß erst nachgeliefert werden könne. Die dadurch veranlaßte Verzögerung ist Ursache, daß er erst mit dieser elften Lieferung ausgegeben werden konnte. Der ehrwürdige Verfasser hat es noch erlebt daselbe beendigen zu können, indem er es bis zu dem Zeitpuncte fortführte, den er gleich anfangs sich als Ziel ausbedungen hatte, bis zu dem Untergange des Reichs und der Entstehung des Rheinbundes. Aber kaum hatte er sein Werk vollendet, als die Krankheit ihn aufs neue niederwarf, um zu einer höheren Bestimmung ihn einzuführen. Wir wollen nicht wiederholen was wir über sein Werk früher bereits gesagt haben, und was er in der Vorrede selber darüber wiederholt; gern aber theilen wir die Worte, mit denen er, wenige Wochen vor seinem Hinscheiden, den Schluß desselben überschickte, den Lesern mit. 'Nun endlich, schrieb er, erhalten Sie den Schluß meiner Deutschen Geschichte. Lassen Sie mich jetzt Gott danken, daß er mich den Tag sehen läßt, da ich nach mehr als zwölfjähriger Arbeit diesen Tribut auf den Altar des Vaterlandes legen kann. Möge er nicht ohne Früchte bleiben!'

Daß diese Hoffnung nicht unerfüllt bleiben wird, dürfen wir mit Zuversicht erwarten. Schon ist sein Werth auch im Auslande anerkannt;

eine französische Uebersetzung: Histoire de l'Allemagne depuis le tems le plus reculé jusqu' à nos jours par Mr Paquis, hat bereits angefangen zu erscheinen.

Mit dem zweyten Werke beginnt wieder die Geschichte eines neuen Hauptstaats. Sein Verfasser Herr Dr G. M. Schmidt, durch seine Geschichte Aragoniens im Mittelalter und andere Schriften als einer unserer gründlichsten Historiker bekannt, hat die Geschichte Frankreichs in diesem ersten Bande in zwey Büchern bereits bis auf den Anfang der Regierung des Hauses Valois heruntergeführt. Das erste Buch umfaßt nach einer Einleitung über die früheren Zeiten vor der Festsetzung der Franken die Periode der Merovinger und Carolinger bis zu der Erlöschung der letzteren 888; das zweyte die Periode unter den Capetingern bis zu der Erlöschung der ältern Linie 1328. Wenn wir gleich die Beurtheilung des Werks andern Blättern überlassen müssen, so dürfen wir doch unsere Ueberzeugung aussprechen, daß sein Verfasser in einer eben so gründlichen als geschmackvollen Bearbeitung dem Plan unsers Unternehmens, nicht bloß eine Geschichte der Regenten, sondern der Völker zu liefern, treu geblieben ist.

Die zwölfte Lieferung, welche auch den Anfang der Geschichte von Portugal enthalten wird, ist bereits unter der Presse, und der Druck weit vorgerückt.

Hn.

G e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

208. Stück.

D e n 3 1 . D e c e m b e r 1 8 3 5 .

L o n d o n .

Bey Effingham Wilson, 1833: Taxation of the British Empire. By R. Montgomery Martin. 256 Seiten.

Der Verf. hält Revolution und Republik für die größten Calamitäten, die einen Staat betreffen können; er betrachtet den Gegenstand ganz aus einem finanziellen Gesichtspunct. Er führt aus der neuern Geschichte unter andern das Beyspiel von Frankreich an, daß nach seiner Berechnung seit der Julius=Revolution eine Vermehrung seiner Nationalschuld von 60 Millionen Pf. St. erhalten habe. Er zeigt dann wie zuerst durch Cromwell und dann nach Vertreibung der Stuarts unter Wilhelm III. und seinen Nachfolgern die Taxen und die Schulden sich beständig vermehrt haben. England besitzt nach seiner Berechnung ein National=Vermögen (2,824,040 Quadratm., 121,829,501 Seelen, und 77,751,204 Pf. St. der jährlichen Taxation) das keine Bez

sorgniß vor einem National-Bankrott zuläßt; auch hält er die gegenwärtigen Taxen nicht zu hoch, um ohne Nachtheil aufgebracht werden zu können; aber er will eine andere Vertheilung und Art der Hebung derselben. In diesem Sinne geht er das ganze gegenwärtige Steuersystem durch, und wenn gleich ein großer Theil seiner Bemerkungen ganz local sind, so hat sein Werk doch für auswärtige Leser den Vortheil, mit dem Steuersystem selbst genau bekannt zu werden. Wir müssen uns gleich anfangs zwey Bemerkungen erlauben: 1. der Verf. ist nicht genug darauf aufmerksam, daß der Finanzminister jährlich die Ausgaben decken muß, sich daher auf Proben, ob eine veränderte Art der Taxen, oder gar eine ganz neue eben so viel einbringt, um so weniger einlassen darf, als die Erfahrung lehrt, daß lange bestandene Steuern ruhig und in gleichem Ertrage fortgehoben werden können, weil der Steuerypflichtige daran gewöhnt ist, während neue, bis dahin nicht gekannte, die Gemüther aufbringen, weil sie in den Privathaußhalt vieler Steuerypflichtigen störend und auf eine fühlbare Art eingreifen und gemeiniglich im Ertrage abschlagen. 2. Der vom Verf. wiederholt empfohlene Grundsatz: daß die Erhöhung einer schon bestehenden Steuer immer Verminderung der Einnahme zur Folge habe, zeigt sich zwar bey denen die leicht umgangen werden können richtig, auch tritt bey einigen anfangs eine Verminderung ein, wenn man durch Einschränkung des Bedürfnisses des höher besteuerten Arbeiters, seine Consumption verringert: ist aber eine strenge Controlle möglich, und ist der Gegenstand von einer Beschaffenheit, die den Bedürfnissen der wohlhabenden Klassen zusagt: so wird die erhö-

hete Steuer auch in der Folge einen höhern Ertrag liefern. Der Verf. behandelt in sieben Kapiteln die bestehenden Steuern vorzüglich nach ihrer Einwirkung auf die verschiedenen Klassen des Volks. Kap. 1. Taxen, die nachtheilig auf die Moralität und die Bequemlichkeit der untern Volksklassen wirken, als: auf Malz, Hopfen, Zucker, Kaffee, Cacao, Thee und Seife. Wir räumen ein daß Bier diesen Klassen unentbehrlich ist, bezweifeln aber daß eine größere Wohlfeilheit desselben den Genuß von spirituösen Getränken — der in England weniger als in Deutschland herrschend ist — vermindern würde. Daß Englische Volk trinkt beynahe durchgehends Thee, aber ohne Zucker, dagegen wenig oder gar keinen Kaffee und Cacao, auch sehen wir nicht ein, warum der Gebrauch dieser Getränke künftig vermehrt werden soll. (Bemerkungswert ist, daß während einst Spittler in seiner Geschichte des Fürstenthums Calenberg die Einführung des Licentis und der Accise als den Rettungsweg vom gänzlichen Untergange darstellte, die mehrsten Schriftsteller über Finanzen der heutigen Zeit sich aufs entschiedenste gegen alle Consumptions-Steuern erklären, ohne welche alle Continentalstaaten schwerlich ihre Ausgaben decken können.) Kap. 2. Taxen, welche der Industrie und dem innern Handel nachtheilig sind: auf Häuser, Fenster, Papier, Glas, Zeitungen, Postpferde, Mauersteine, Bouteillen, Weinessig, Süßigkeiten, Almanachs, Pamphlets, Gin und Whisky, Lizenzen, Stage- und Hackney-Kutschen, Stempelgebühren, Feuerversicherungen. Der Verf. hält diese Arten der Taxation für die nachtheiligsten von allen und nimmt dabey Veranlassung auf eine größere Besteuerung des Luxus zu dringen. Bey einer Vergleichung der Taxa-

tion eines Hauses in London, das bürgerliche Nahrung treibt und 56 Pf. 13 S. 4 P. zahlt, während der Pallast des Herzogs v. Buckingham, nur mit 42 Pf. 10 S. taxiert ist, glaubt er die große Ungleichheit der Häusersteuer zu beweisen. Wir halten die Häusersteuer für eine schlechte; soll sie aber Statt finden, so darf nicht der Rang oder das Vermögen des zeitigen Besitzers, sondern das Einkommen, das er von dem Hause ziehen kann, der Maßstab der Besteuerung seyn. Der kaufmännische Geist der Englischen Aristocratie legt keinen Werth darauf Palläste in London zu bewohnen; seit 50 Jahren sieht man daselbst alljährig ein großes Haus nach dem andern verschwinden und in kleine bürgerliche Häuser umgewandelt, weil der Grund und Boden in London so sehr hoch bezahlt wird, und mehrere auf selbigem gebaute, sich zur bürgerlichen Nahrung eignende Häuser den Grundeigenthümern einen viel höheren Ertrag gewähren, als ein prächtiger Pallast, wozu sich weder ein Käufer noch ein Miethsmannd findet. Eine hohe Besteuerung würde nur dazu dienen, London noch schneller der wenigen pallastähnlichen Häuser zu berauben, die es noch hat. Wir begnügen uns bey diesem Kapitel zu bemerken, daß der Verf. den größten Theil der vielen Gegenstände, die er zur innern Industrie rechnet, entweder gar nicht, oder nur sehr geringe besteuert wissen will. Kap. 3. Taxen von Gegenständen des Colonial- und auswärtigen Handels, welche nicht unmittelbar auf den innern Handel und die Bequemlichkeit des Volks nachtheiligen Einfluß haben, wie die in den beiden vorhergehenden Kapiteln, als: Taback, Bauholz, Wein, Brantewein, Genever, Rum, Korinthen, ausländische Früchte und Specereyen;

auf alle diese Artikel will der Vf. eine Erhöhung der Steuern; vorzüglich erwartet er aber einigen Ersatz für den Ausfall des Ertrags der Steuern der beiden ersten Kapitel aus den Taxen, die er im 4ten Kapitel ausschließlich den Rentiers in sehr erhöhtem Maße aufzulegen vorschlägt. Diese Steuer soll sich erstrecken: auf Kutschen, Bediente, Pferde, Hunde, Wapen, Haarpuder, Würfel, Spielkarten, Jagd = Abgaben, Lebens- und Eigenthums = Versicherungen und endlich die Landtaxe. Es entgeht ihm indessen nicht, daß ein Theil dieser Taxen, wenn zu hoch getrieben, nachtheilig auf die untern Klassen wirken können. Es möchte für viele sich zu den höheren Klassen zählende, aber in ihren Finanzen schlecht stehende Familien sehr vortheilhaft seyn, wenn hohe Taxen auf Luxusartikel sie zu Einschränkungen zwingen; aber auch für viele der untern Klassen, die, vorzüglich in London, vom Luxus der Großen einzig ihren Unterhalt ziehen? Der Gegenstand ist zu oft behandelt, um hier weiter erörtert zu werden. Die Grundsteuer betrachtet der Verf. aus Pitts Gesichtspuncte, als mehr auf den Consumenten der erzielten Producte als den Eigenthümer fallend, und ist daher kein Advocat einer Erhöhung derselben. Kap. 5. Korngesetze. Diese finden an dem Vf. ihren Vertheidiger; nach ihm sind sie keine Landtaxe, kein Monopolium für den Grundbesitzer, sondern wirken wohlthätig so wohl für den Producenten als Consumenten. Kap. 6. Taxation der über See liegenden Englischen Provinzen; Einnahme und Schulden von Indien; Art der Taxation; die Landtaxe. Wir enthalten uns, wegen Unkunde der Colonial-Verhältnisse, in das Einzelne der Bemerkungen und Behauptungen des Vfs. einzugehen, um zu den im 7. Kapitel

aufgestellten Resultaten zu kommen. Der Grundsatz von dem der Verf. ausgeht ist: alle Taxen, welche den Manufacturen, der Industrie und der Moralität Englands nachtheilig sind, müssen gänzlich abgeschafft werden. Die jährliche Einnahme, welche diese Taxen aufbringen, berechnet er zu 10,314,675 Pf. St.. Diesen Ausfall will er durch Einführung einer Eigenthumssteuer (property tax) decken, und bemühet sich, die Einwürfe die vielfältig von Englischen Schriftstellern gegen diese Steuer gemacht sind, zu widerlegen. Wir erlauben uns in Betreff dieses Vorschlags die Bemerkung, daß eine Einkommensteuer von 10 Proc. während der Dauer des Krieges bis zum Frieden 1815 in England eingeführt war; diese ward aber beynahe ausschließlich von den Civil- und Militär-Officianten, denen man sie von ihren Besoldungen abzog, und von den Inhabern der Stocks — die nach den Acten von Georg I. und Georg II. von selbigen keine Taxen zu zahlen haben sollten — gleich bey Auszahlung der Dividenden in Abzug gebracht. Die Ausmittelung des Eigenthums der andern Steuerpflichtigen fand unendliche Schwierigkeiten und war für selbige mit den größten Chicanen verbunden. Die Unzufriedenheit über diese Steuer war so groß und allgemein, daß sie gleich nach erfolgtem Frieden abgeschafft werden mußte. Dieß angezeigte Werk ist 1833 gedruckt erschienen, aber wahrscheinlich eine geraume Zeit vorher geschrieben; denn wir finden nicht daß der Verf. die verschiedenen Veränderungen, die seit 1830 bereits in dem Steuersystem eingetreten sind, und mit mehreren seiner Vorschläge übereinstimmen, bemerkt hat. Wir beziehen uns zu dem Ende auf eine in England herausgekommene Schrift, 'The Reform Mini-

stry', von welcher zu Karlsruhe 1834 eine Uebersetzung unter dem Titel:

Das Reform-Ministerium und das reformierte Parlament. 86 S. gr. 8.

erschienen ist. Man hat dieser Schrift einen amtlichen Character beylegen wollen, und Brougham als den Verfasser derselben genannt. In Bezug auf das von uns angezeigte Werk führen wir aus der gedachten Schrift folgende Thatsachen an: im J. 1830 betrug die Einkünfte des Landes 50 Millionen Pf. St.; die Ausgaben für die Nationalschuld, die Civilliste, der Sold der Land- und Seemacht und Pensionen war 35 Mill. Pf. St. Es blieben also 15 Mill. Pf. St. übrig, bey welchen eine Reduction möglich war. Durch Verminderung der Ausgaben wurden zwischen April 1832 und 1834 die Summe von 2,936,000 Pf. St. erspart. Alle Abgaben wurden aufgehoben: auf gedruckte Baumwollenzeuge, Kohlen und Schiefer, Lichter, Ziegelsteine, Stempel geringer Quitungen, Grundsteuer auf Personalgüter, Taxe auf Flugschriften, auf Reisende, reisende Handelsdiener, auf Schreiber, Buchhalter und Comptoirbediente, Factoren, Aufseher, Ladendiener, Magazinverwalter und Gewölbediener, taxiertes Fuhrwerk und die Pferdetaxe der Marktgärtner. Folgende Abgaben wurden auf die Hälfte herabgesetzt: Anzeigegebühren, Taxe auf Seife, Steuer der Häuser mit Läden. Haussteuer der patentirten Proviantwirth, Hanf, Spezereywaaren, Baumwolle und Marine-Assicuranz; ferner wurden reducirt: die Steuer auf Häuser von 10 Pf. St. an Werthe und die von 10 — 18 Pf. St. im fortschreitenden Verhältnisse. Wie groß der Ertrag der Ersparungen bey diesen ganz auf-

gehobenen oder reducierten Steuern sey, wird nicht bemerkt, sehr bedeutend kann er auf keinen Fall gewesen seyn, denn man sieht bey der Uebersicht leicht, daß bey vielen derselben die Erhebungskosten der unbedeutenden Einnahme ziemlich gleich gekommen seyn mag. Sehr irren würde man sich aber, wenn man diesen Erlaß und Verminderung der gedachten kleinen Steuern, als eine wirkliche Erleichterung der großen Steuerlast, worunter das Englische Volk seufzt, ansehen, oder überhaupt die gemachte Ersparung in der Ausgabe einzig dem guten Willen und der Staatsflugheit der gegenwärtig am Ruder seyenden Parthey zuschreiben wollte. Es ist in allen Staaten eine gewöhnliche Erscheinung, daß nach einem Kriege Ersparungen der Ausgaben durch Einschränkung des Kriegs=Stats eintreten. Die insuläre Lage Englands verstattet diese Art der Ersparungen in weit größerem Maße als bey den Continentalstaaten, die mehr oder minder gerüstet bleiben müssen. Die Gerechtigkeit gegen beide sich um die Führung des Staatsruders streitenden Partheyen erfordert anzuführen, daß die Tories seit dem Frieden von 1816 Ersparungen von viel größerer Bedeutung gemacht haben. Im J. 1816 wurden 18 Mill. Pf. St. an den jährlichen Taxen auf einmal erlassen. Im J. 1817 wurden Sinecuren zu dem jährlichen Betrage von 100,000 Pf. St. aufgehoben, und 1½ Million für die Unterstützung der Armen ausgesetzt. Die Interessen der Exchequer=Bills wurden von 5¼ zu 3¼ Procent reduciert und 20 Millionen der Nationalschuld abgetragen. Im J. 1818 wurden 5 Proc. Stock in 3½ Proc. umgewandelt und die Nationalschuld um 19 Millionen vermindert. Im J. 1819 überstieg die Einnahme die Ausgabe um

3 Millionen, und jetzt ward der große Schritt, die Zahlung der Bank wieder in Münze zu machen, ausgeführt. Die Civilliste ward vermindert; die Lotterie aufgehoben. Es fehlt uns an Raum die Ersparungen und Verwendungen derselben bis 1830 zu verfolgen. Im J. 1829 gratulierten die Minister dem Parlament zu der Verbesserung, die die beiden Hauptzweige der Verwaltung, die 'excise und customs' erfahren hatten, und 1830 zeigte der Chancellor of Exchequer dem Hause eine Reduction von 1,300,000 Pf. St. und seine Absicht an, die Abgaben auf Bier, Cider und Leder ganz aufzuheben. Als Wellington bey der Selangung Wilhelm IV. zum Throne die neue Civilliste nach einem reducierten Maßstabe vorschlug, ward das Tory-Ministerium gestürzt, und zwar während man sich ursprünglich über die mehrere oder wenigere Ersparung von einigen Tausend Pf. St. im Parlamente stritt, ward durch den Eintritt des Whig-Reform-Ministerii, die in der Verfassung Englands so tief eingreifende Reform-Bill ins Leben gerufen. — Wir sind in der Auseinandersetzung des Ersparungssystems der Tories so unständig gewesen, um die irrige Behauptung, die wir in vielen Englischen Schriften verbreitet finden und die auch in Frankreich und Deutschland Anklang gefunden haben, daß solches erst seit Eintritt des Reform-Ministeriums — das in der That weniger als seine Vorgänger geleistet hat — ins Leben getreten sey, zu zeigen. Nicht weniger müssen wir bey der in Europa in allen Staaten aus der leicht zu erklärenden herrschenden Stimmung, alle Kriege und Rüstungen möglichst zu vermeiden, in Zweifel ziehen, ob der Verf. der bemerkten Schrift: dem Reform-Parlamente mit

Grund das Verdienst, durch die Allianz mit Frankreich den Frieden in Europa aufrecht erhalten zu haben, zuschreiben kann? ob diese Verbindung überhaupt von der Dauer seyn werde, als von ihm behauptet wird? ob England wirklich die Rolle eines Schiedsrichters in der auswärtigen Politik in Europa spiele? Ob es die Ruhe in der Spanischen Halbinsel auf eine solide Basis gegründet, hergestellt habe? Was endlich die innern Angelegenheiten Englands anbeht, so erlauben wir uns an Lord Brougham oder den ungenannten Verfasser dieses compte rendu die Fragen zu richten: ob bey dem beliebten Wahl=Census das Britische Oberhaus sich, unabhängig wie es nach der Verfassung seyn soll, werde erhalten können? Ob die künftigen Ministerien, von welcher Partey sie auch seyn möchten, sich in der Folge im Stande befinden werden, die königliche Regierung im Geiste der Britischen Constitution fortzuführen? — So viel liegt klar vor, daß die Reformen welche die exaltierten Whigs bereits gemacht haben, ihren Alliierten den Radicalen keinesweges genügen; sie müssen in der Laufbahn weiter fortgehen, oder ihre Allianz mit ihnen aufheben, und sich den Tories nähern.

In naher Verbindung mit dem Inhalte der beiden angezeigten Schriften steht die folgende:

L o n d o n.

By Baldwin and Cradock, 1833: Taxation, Revenue, Expenditure, Power, Statistics and Debt of the whole British Empire; their origin, progress, and present state. With an estimate of the capital and

resources of the empire and a practical plan for applying them to the liquidation of the national debt. The whole founded on, and illustrated by official tables and authentic documents. By Pablo Pebrer, member of several scientific and literary societies. 547 Seiten gr. 8.

Der Verf. ist von Geburt ein Spanier und hat dieß Werk der Königin von Spanien dediciert. In einer andern Schrift schlägt er, um für Spanien einem Nationalbankrott vorzubeugen, vor, die Staatsgläubiger mit Ueberweisung von Ländereyen und andern Besizungen der Geistlichkeit in Spanien zu befriedigen. Unhaltbar wie die Ausführung dieses Projectß gleich beym ersten Anblick erscheint, eben so unausführbar ist, was er zur Beseitigung der Englischen Nationalschuld in dem angezeigten Werke, dessen Inhalt der sehr weitläufige Titel besagt, in Vorschlag bringt. Wir übergehen die ersten drey Abtheilungen dieses Werks, die wir als Compilationen aus andern bekannten Werken betrachten, und die nur durch die Zusammenstellung der finanziellen Daten des Englischen Steuerwesens in Tabellen (in sofern wir solche als richtig annehmen können) einigen Werth zu haben scheinen. Wir wenden uns gleich zu der vierten und lezten Abtheilung; 'effects on the taxation required to pay the interest of the national debt, and a practical plan for its liquidation', in welcher die eigenen Ideen des Verf. zum Vorschein kommen. Der Verf. stellt zuvörderst folgende Berechnung auf:

Die Bevölkerung des Britischen Reichs ist	116,969,978 Seelen
---	--------------------

Die Ausdehnung seines
Territoriums 4,457,598 □ M.

Der Werth aller Producte
und alles Einkommens
jährlich gerechnet 867,175,755 Pf. St.

Für die Navy rechnet er 27000, für die
Landmacht in Europa 96,419, und in In-
dien 223,461 Mann.

‘Dieß mächtige Reich, sagt der Verf., wird in seinem Innern durch einen fressenden Krebs, die Nationalschuld zerstört. In den fünf Jahren, die sich am Schlusse von 1832 endigten, wurden durch Taxen 60 Millionen Pf. St., und von diesen 41 Millionen durch Consumtions-Steuern, auf Artikel, die zu den ersten Bedürf- nissen des Lebens, gerechnet werden müssen, auf- gebracht. Durch dieß System wird die produ- cierende Klasse des Volks zu Boden gedrückt; die Urquelle aller Production, die Arbeit, untergra- ben; dauert der Zustand fort, so muß er zum Umsturze des Staatsgebäudes führen.’ — Wir haben bey der Anzeige des Werkes von Montgo- mery Martin: ‘Taxation of the British Empire’ gesehen, daß er sich aus gleichen Ursachen gegen die Taxen erklärt, welche auf die Manufacturen, die Industrie und die Moralität des Volks nach- theilig würken, er will Taxen dieser Art durch die Wiedereinführung der Einkommen- oder Ei- genthums-Steuer von 10 Procent ersetzen. Herr Pablo Pebrer geht viel weiter: er erklärt die Li- quidation der National-Schuld als das einzig wirksame Mittel das Uebel in der Wurzel zu heilen; diese starke Cur erwartet er im Gefolge der Zusicherungen des reformierten Unterhauses, Beynahe alle Englischen Schriftsteller von Ge-

wicht, die in der neueren Zeit über die Nationalschuld geschrieben haben (Colquhoun, Canard, Spence, Rock, Gray u. m. a.) erklären 'Schuld und Reichthum seyen synonym; Nationalglück könne nicht ohne eine Nationalschuld bestehen; die Nationalschuld sey, weil sie das gegenseitige Interesse der Reichen und Armen vereinige, als der Schutz der Verfassung anzusehen, und werde eben dadurch eine Quelle des Wohlstandes; die Abtragung der Nationalschuld könne nur Nationalübel zur Folge haben' u. s. f. Diese und viele andere Behauptungen der Englischen Schriftsteller werden den Lesern, die sich für die Literatur der Finanzen Englands interessiren, mit allen dafür redenden Gründen und Gegengründen hinlänglich bekannt seyn. Wenn übrigens die Idee, 'daß England sich nie des Wohlstandes erfreuen könne, so lange es die Bürde der Nationalschuld trägt', in mehreren Englischen Schriften vorkommt, so glauben wir doch daß das Project diese Schuld und zwar in kurzer Zeit zu liquidieren, ausschließlich unserm Verfasser gehört. Der Neuheit der Idee wegen theilen wir, aus dem aus zwey und zwanzig Artikeln bestehenden Plan für die Liquidation der Nationalschuld, einige Hauptpunkte mit. Der Verf. will, daß 500,000,000 Pf. St. Nationalschuld abgetragen werden sollen; zu dem Ende sollen $9\frac{1}{2}$ Procent von allem Eigenthum mit Inbegriff der Capitalien, und eben so viele Procent von allen erdenklichen anderweitigen Einnahmen, mit Ausnahme des Tagelohns erhoben werden. Er will jedem Eigenthümer erlauben 30 Pf. St. Capitalvermögen und die etwa habenden Schulden in Abzug zu bringen; denjenigen Grund-Eigenthümern, denen das Recht

des Verkaufs der Grundstücke jetzt gesetzlich nicht zusteht, soll solches, so weit die Zahlung ihrer Quote zu der Steuer es nothwendig macht, erhalten. Die Ostindische Compagnie und die Colonien sollen ihre Quoten durch Anleihen aufbringen können. Die ganze Summe soll in 8 Terminen in Zeit von zwey Jahren, nach den Grundsätzen, die bey der aufgehobenen Einkommen-Taxe beobachtet wurden, aufgebracht werden. — Der Vf. rechnet den ganzen Betrag des Privateigenthums zu seyn 5,408,768,946 Pf. St. Die Abgabe von $9\frac{1}{2}$ Proc.

würde bringen	500,311,127 = =
---------------	-----------------

Mehr als erforderlich	311,127 Pf. St.
-----------------------	-----------------

Indem er aber von den zahlenden	gleich anfangs zu bezahlen	5,000,000,000 Pf. St.
---------------------------------	----------------------------	-----------------------

die durch das Assessiment von $9\frac{1}{2}$ Procent gewinnenden	
--	--

46,250,000 = =

abzieht, so bleiben nur	453,750,000 Pf. St.
-------------------------	---------------------

wirklich zu zahlen, welche Summe auf zwey Jahre, in acht Theile zerlegt, für jedes Quartal 56,718,750 Pf. St. betragen würde.

Indem der Verfasser auf die hohen Taxen, die England im Revolutionskriege gezahlt hat, zurückblickt, glaubt er, daß bey dem großen National-Vermögen des ganzen Reichs, die Aufbringung einer solchen Summe die Kräfte desselben nicht übersteigen werde. Er ist der Meinung, daß wenn nur erst die ersten 500,000,000 Pf. St. der Nationalschuld abgetragen sind, die Abbezahlung des Restes derselben um so leichter

bewerkstelligt werden könnte; doch will er auch darin nachgeben, daß ein kleiner Theil der Schuld unbezahlt bleibe. Er verweilet in seinem Plane mit Vergnügen bey den Steuern, die im Gefolge der ersten Abtragung der Schuld von 500,000,000 gleich erlassen werden sollen, und entwickelt die großen Vortheile, die alle Klassen der Unterthanen von seinem Plane haben werden. In einer folgenden Section bemühet er sich die Einwendungen, die gegen seinen Plan gemacht werden könnten, zu widerlegen. Da diese Einwendungen aus seiner eigenen Fabrik hervorgehen, so steht leicht zu erachten, daß er sie siegreich widerlegt zu haben glaubt.

Man gebe mir Zahlen, und wir verstehen uns leicht; wer kennt nicht diesen oft citierten Ausspruch? Wenn alle die vielen weitläufigen Tabellen, die in Pablo Pebrer's Werk vorgelegt werden, ihre Richtigkeit hätten, so möchte man wirklich glauben, aus selbigen Resultate ziehen zu können, auf welche sich ein Steuersystem gründen ließe. Allein man braucht nur die verschiedenen Schriftsteller Englands, die in der neueren Zeit die Finanzen zum Gegenstande gewählt haben, und sich alle auf Tabellen und Berechnungen zu stützen behaupten — z. B. die in diesen Anzeigen bemerkten Werke von Montgomery Martin und Pablo Pebrer — mit einander zu vergleichen, um sich bald von der Trügllichkeit dieser Daten zu überzeugen. Wenn der Eine das National-Vermögen um viele Millionen höher anschlägt, als der Andere, so springt es in die Augen, daß bey diesen Berechnungen willkührliche Voraussetzungen die Basis sind. Wenn man erwägt, daß man in

Kleinern deutschen Staaten nach einer sorgfältigen Vermessung und Bonitierung der Grundstücke nicht im Stande gewesen ist, eine Grundsteuer nach gleichen gerechten Sätzen zu erheben, so muß man bey der Idee, das ganze National-Vermögen des Britischen Reichs ausmitteln und besteuern zu wollen, die Möglichkeit der Ausführung bezweifeln. — Erwägen wir daß die Englischen Capitalisten, ungeachtet der furchtbaren Nationalschuld nicht mehr ihre Capitalien mit Vortheil anzulegen wissen, sondern sich in allen Welttheilen den gewagtesten Speculationen überlassen: so kann man sich, wenn man auch zugeben wollte, die Ausführung von Pablo Pebrer's Plan liege innerhalb der Grenzen der Möglichkeit, doch der Frage nicht enthalten, auf welche Weise er die 500,000,000 Pf. St., die er in Zeit von zwey Jahren disponibel zu machen beabsichtigt, verwendet wissen will?

Ende des Jahrgangs 1835.

Register

Register

über die

Göttingischen gelehrten Anzeigen
vom Jahre 1835.

Erste Abtheilung.

Register

der

Werke und Aufsätze

deren Verfasser sich genannt haben, oder bekannt
geworden sind.

A.

J. F. Abegg, s. Archiv des Criminalrechts.
Zur Lehre von dem wiederholten Diebstahl
(1376); — vom Meineide (1376); pract. cri-
minalrechtliche Bemerkungen (1378).

Herzogin von Abrantes, Mémoires, übers. von
L. v. Alvensleben. B. 7 — 11. 1520.

Abulfeda, tabulae quaedam geographicae.
Arabice ed. H. Ferd. Wüstenfeld 764.

Anm. In () eingeschlossene Zahlen bedeuten, daß die Schrift,
hinter der sie stehen, nicht als einzelnes Buch angezeigt,
sondern in einem größern Werke zu finden ist.

[1]*

Göttingische Gelehrte Anzeigen

volume: 1835

by unknown author

Göttingen; 1835

Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright.

Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept there Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact:

Niedersaechsische Staats- und Universitaetsbibliothek

Digitalisierungszentrum

37070 Goettingen

Germany

Email: gdz@sub.uni-goettingen.de

Car. Magn. Agrellius, supplementa syntaxeos syriacae. Praefatus est J. Gfr. L. Kosegarten 1185.

W. Ainslie, observations on atmospheric influence in the eastern regions (1388).

J. Y. Akerman, Roman coins. 2 Vols 1039.

S. S. Sm. Albers, die Darmgeschwüre 486.

L. Allier de Hauteroche, s. Description des médailles antiques.

S. C. Althof, über die Berwerflichkeit des Reinigungsseides in Strassachen 1313.

E. von Alvensleben, s. Herz. von Abrantes.

Ammon, klinische Berichte (47).

André, über eine Hodengeschwulst eines Kindes die Haare und Zähne enthielt (1019).

F. S. D. Arago, wird zum Mitgl. der K. Ges. der Wissensch. ernannt 2042; Lobrede auf Alex. Volta (1110).

F. Julius Arens, über die apocryphischen Evangelien, erh. den Preis 1025.

Ascher, s. Hamburg. Monatschrift für Politik und Handel 159.

James Atkinson, s. Firdausi.

B.

Eudw. Bachmann, s. Scholia in Homeri Iliadem.

Francis Baily, report of the pendulum experiments made by Henry Foster (561).

G. Bancroft, s. Ph. Buttmann.

Bartels, Abhandlungen über Gegenstände der Hamburgischen Verfassung 1195.

Marq. Adf. Barth, Sammlung von Dissertationen aus d. Civilrechte. B. 1. Lief. 1. 1398.

- Ant. Bauer, Lehrbuch des Strafprocesses 689.
Strafrechtssfälle. B. 1. 690.
- Ant. Baumstark, s. Maximus Planudes.
- St. Ludlow Beamish, Geschichte der Kön.
Deutschen Legion, deutsch bearbeitet von Na-
gel. Th. 1. 381.
- Mark Beaufoy, nautical and hydraulic ex-
periments. Vol. 1. 401.
- Pet. Becker, Fehde der St. Magdeburg mit
Graf Bernhard von Bernburg (1448).
- Pet. W. Behrends, liber honorum mona-
sterii St. Liudgeri Helmostad. (760); Gü-
terverzeichnis der ehemaligen Collegial-Stifter
zu Walbeck (1448).
- Em. Becker, wird zum Mitgl. der K. Gesellsch.
der Wissensch. ernannt 2042.
- Tho. Bell, observations on the neck of the
three-toed Sloth (1357).
- E. T. Bennett, on the M'horr Antelope
(1352); on the Chinchillidae, a family of
herbivorous Rodentia (1354); notice of a
mammiferous animal from Madagascar
constituting a new form among the viver-
ridous Carnivora (1359).
- Gust. Edw. Benseler, s. Isocrates.
- J. F. Benzenberg, Versuche über die Umbre-
hung der Erde (53); die Sternschuppen sind
Steine aus den Mondvulcanen 879.
- A. A. Berthold, wird zum außero. Prof. der
Medicin ernannt 1081; neue Versuche über
die Temperatur der kaltblütigen Thiere 1401.
- Ant. Bertoloni, Mantissa plantar. florae
Alpium Apuenarum 280.
- G. Beseler, die Lehre von den Erbverträgen.
Th. 1. die Vergabungen von Todes wegen nach
dem ältern deutschen Rechte 529.

G. H. F. Biallobloky, f. Rabbi Joseph ben Josua, ben Meir.

James Bird, Lebensgeschichte des Capit. Mac Mordo (1386); Beschreibung des Landes von Puna bis Kitor, südlich vom Krischna-Flusse (1388).

J. M. F. Birnbaum, f. Archiv des Criminalrechts. Erforderniß einer Rechtsverletzung zum Begriffe des Verbrechens (1372); zur Lehre von Fälschung und Betrug (1376).

Bischoff, merkw. Criminal-Rechtsfälle. B. 2. 977.

Ernst Blasius, de hydrope ovariorum 81.

Abel Blouet, f. Expédition scientifique de Morée.

J. F. Blumenbach, Gedächtnisrede auf Stromeyer 2041. Bericht über die merkw. Vorfälle in der K. Ges. der Wissenschaften im J. 1835. 2041.

G. H. Bode, f. Scriptores rerum mythicarum latini; f. Ph. Buttmann.

Ed. Böcking, über die Notitia dignitatum utriusque imperii 525.

K. Böttcher, Beiträge zur Therapie und Staats-Arzneykunde (48).

Aug. W. Bohk, f. Gfr. U. Bürger.

Matteo Maria Bojardo, verliebter Roland, verdeutscht von N. D. Gries Th. 1. 1631.

Bonastre, f. Boudet.

K. F. von der Borg, f. Hyacinth.

Boudet, Boutron-Charlard, Bonastre, Bericht über mehrere Substanzen, die sich in einer ägyptischen Mumie fanden (1013).

Bourgeois, über die plastische bözartige Bräune (1192).

Boutron=Charlard, s. Boudet.

J. F. Brandt und J. L. Naheburg, medicinische Zoologie. B. 1. 2. 556.

Breschet, über Aneurysmen (1015).

K. Gottlieb Bretschneider, Grundlage des Evangelischen Pietismus 1227.

John Briggs, s. Hussein=Khan.

S. von den Brincken, Ansichten über die Bewaldung der Steppen des Europäischen Rußlands 1522.

Hrn. Brockhaus, Gründung der Stadt Pataliputra und Geschichte der Upakosa. Sanscrit u. deutsch; Prabodha Chandrodaya Krishna Misri Comoedia. Fasc. prior, continens textum sanscritum 742.

W. J. Broderip, descriptions of some new species of Cuvier's family of Brachiopoda (1359).

P. O. Bröndstedt, voyages dans la Grèce. Livr. 2. 1841.

Broussseau, Geschichte der an sich selbst vollbrachten glücklichen Operation der Steinerreihung (1011).

A. E. Bruckmann, s. J. A. von Bruckmann.

J. A. von Bruckmann, und A. E. Bruckmann, Anleit. zur Anlage der gebohrten, sogenannten Artesischen Brunnen 41.

Leopold von Buch, wird zum Mitgl. der Kön. Ges. d. Wissensch. ernannt 2042.

Gf. A. Bürger, sämtliche Werke, hg. von A. W. Bohß 1281.

Johannes Bugenhagen, Predigt, aus dem Originale mitgetheilt von Förstmann (1277).

Rob. Bunsen, über das Vorkommen von Kunstproducten und Thierfährten in den Kalktuff-

- Ablagerungen der Umgegend von Göttingen mit Bemerkungen von Hofr. Hausmann 1089.
 Sm. Burmeister, Beiträge zur Naturgeschichte der Rankenfässer 686.
 Alex. Burnes, über den P'harran oder östlichen Arm des Flusses Indus (362); travels into Bokhara Vol. 1. 2. 3. 385; von dems. gesammelte Münzen und geschnittene Steine, erläutert von Wilson und Prinsep 397; Bericht von dem Thier-Hospitale zu Surate (1386); on female infanticide in Cutch (1387); suppl. (1387).
 S. Burney, über das Holzöl von Ava (365).
 Eugène Burnouf, commentaire sur le yagna 1049; Zusatz 1120.
 Ph. Buttmann, greek grammar for the use of schools. Ed. 3. of the translation by G. Bancroft and G. H. Bode 1180.
 Lord Byron, Mazeppa mit Worterklärung und Lebens-Skizze von S. M. Melford 1840.

C.

- J. C. f. Sadik Isfahani.
 C. Jul. Caesar, comm. de bello Gallico: interpretatio Graeca Maximi quae fertur Planudis, ed. Ant. Baumstark 501.
 Luigi Canina, l'architettura antica. Sezione 2. archit. Greca. Fasc. 1—5. Sezione 3. l'archit. romana. Fasc. 1—7. 1075.
 Copefigue, Histoire de la restauration et des causes qui ont amené la chute de la branche ainée des Bourbons. T. 5—10. 169. 209. 281. 1409. 1481. 1529.
 R. Gust. Carus, Lehrbuch der vergleichenden Zootomie. Ausg. 2. Th. 1. 2. 474.

- C. Valerius Catullus, carmina, annotatione perpetua illustravit F. Guil. Doering 154.
- Ibn Challikan, vitae illustrium virorum. ed. Ferd. Wüstenfeld. Fasc. 1. 1825.
- Champollion Figeac, l'obélisque de Louqsor transporté à Paris 247.
- J. J. Chapman, über die alte Stadt Anarâgâpura und den Hügeltempel von Mehentélé in Ceylon (364).
- H. F. Chomel, Anwendung des Pulvers der Stechpalme bey intermittierenden Fiebern (1016).
- L. Choulant, clinische Berichte (47); Lehrbuch der speciellen Pathologie und Therapie des Menschen. Aufl. 2. 625.
- M. T. Cicero, et claror. virorum epistolarum. Hg. und erläutert von Andr. Thospenn. B. 1. Lief. 1. 1641.
- J. Ch. A. Clarus, s. Beiträge zur pract. Heilkunde. Clinische Berichte, Witterungs- und Krankheits-Ereignisse im J. 1833. (47).
- Clelland, notice of some fossil impressions occurring in the transition limestone of Kemaon (1250).
- C. R. Cockerell, s. Antiquities of Athens.
- W. Colebroocke, Ceylonsche Klagelieder bey Leichen (1388).
- J. W. H. Conradi, Bericht über das unter seiner Direction stehende medicinisch-clinische Institut 105; Beitrag zur Geschichte der Manie ohne Delirium 1161.
- Léon Coste, et Auguste Perdonnet, mémoires métallurgiques sur le traitement des minerais de fer, d'étain, et de plomb en Angleterre 465.
- H. Court, über Indo-Skythische Münzen (1764).

G. Ch. Crusius, s. Euripides.

Alexander Csoma von Kőrös, kurze Lebensgeschichte seiner selbst (1386); essay towards a dictionary Tibetan and English 1881; a grammar of the Tibetan language, in english 1881. (1749).

Cucumus, über das Verbrechen der Erpressung (1375).

Cullerier und Soubeiran, über die antisyphilitische Erde von Abyssinien (1014).

Cunningham, über eine Römische in Indien gefundene Münze (1251).

Cuvier, Uebersicht der physischen Arbeiten der Acad. des sc. de l'Institut de France während des J. 1828. (1105); Lobrede auf Sir Humphry Davy; — auf Ludw. Nic. Bauquelin (1110); das Thierreich geordnet nach seiner Organisation. Nach der zweyten Ausg. übers. von F. S. Voigt. B. 1. 2. 3. 1755.

D.

Danneil, Ausgrabungen in der Gegend von Salzwedel (760); — bey Güssefeld in der Altmark (1448).

Fedor Deahna, erhält den mathematischen Preis 1026.

Friedrich Graf von der Decken, Herzog Georg v. Braunschweig und Lüneburg. Th. 3. 4. 481.

F. Decken, Beyträge zur Lübeck'schen Geschichtskunde. Heft 1. 1966.

W. Dieterici, die Waldenser, und ihre Verhältnisse zu dem Brandenburg-Preussischen Staate 1710.

Ludf. Dissen, erh. nebst Hofr. Müller: die Professur der Beredsamkeit 1641; s. Tibullus.

Dizé, über die Färbung des Brotes durch die Samenkörner des Kuhweizen (1017).

F. W. Döring, s. Catullus.

Christophe comte de Dohna, mémoires sur le regne et la cour de Frédéric I. roi de Prusse 27.

L. Donaldson, s. Antiquities of Athens.

Lord Dover, s. Horace Walpole.

W. Drumann, Geschichte Roms in seinem Uebergange von der republican. zur monarchischen Verfassung. Th. 1: 809.

Paul Dubois, über die Wendung auf den Kopf bey fehlerhaften Lagen des Fötus (1019).

U. Dugès, über Eclampsie der Kinder (1016).

Du Menil, die Reagentienlehre für die Pflanzenanalyse 464.

Dumersan, s. Allier de Hauteroche.

Dupuy, organische Umänderungen bey der Deffnung eines sechsjährigen Ochsen beobachtet (1018); über Lungenbrand des Rindviehes (1018).

G.

J. Edye, vessels employed by the natives of the coasts of Coromandel etc. (1385).

K. F. Eichhorn, Prüfung der Gründe mit welchen von den Herren Klüber und Zacharia die Rechtsgültigkeit und Standesmäßigkeit der von dem Herz. von Suffer mit Lady Augusta Murray im J. 1793 geschlossenen ehelichen Verbindung behauptet worden ist 1121.

Steph. Endlicher, s. Bruoder Kausch (Reg. 2.).

Endres, ob nach bayerischem Rechte eine außergerichtliche Mahnung die Verjährung der Klage unterbreche (1741).

Abf. Erman, Reise um die Erde durch Nordasien und die beiden Oceane. Abth. 1. B. 1. 961.

H. F. Thdor Ernesti, erhält die Hälfte des Predigerpreises 1025.

Euripides, Drestes, metrisch übers. von H. F. Hohmann, hg. von G. Ch. Crusius 1959.

G. H. Aug. Ewald, wird zum Professor der oriental. Sprachen ernannt 625; Grammatik der hebr. Sprache des N. T. Aufl. 2. 241; *de feriarum Hebraearum origine ac ratione* 2025.

F.

Fahrenholz, zur Geschichte des Klosters Hammerleben (759).

C. T. Falbe, recherches sur l'emplacement de Carthage 249.

Mich. Faraday, wird zum Mitgl. der R. Ges. der Wissensch. ernannt 2042.

Fasli, Rose und Nachtigall, türkisch und deutsch von Jos. von Hammer 969.

Domenico lo Faso Pietrasanta, duca di Serradifalco, le antichità della Sicilia esposte ed illustrate. Vol. 2. 489.

Ans. Feuerbach, der Vaticanische Apoll 1289.

Feust, zur Lehre vom Manifestationseide (1742).

Fiedler, antiquarische Mittheilungen vom Niederrhein (759).

Firdausi, Shâh Nâme, by James Atkinson 605.

- Fischer, über eine wässerige Gacherie bey dem Menschen und bey dem Schafe (1192).
- L. Flathe, Geschichte der Vorläufer der Reformation. Th. 1. 1715; Geschichte Macedoniens und der Reiche welche von macedonischen Königen beherrscht wurden. Th. 1. 2001.
- Fd Florens Fleck, theologische Reifefrüchte. Abth. 1. 545.
- Fleury, über eine Krankheit unter den Verurtheilten in den Bagnos zu Toulon (1020).
- Flourens, considérations sur l'opération du trépan etc. (1105); expériences sur l'action qu'exercent certaines substances lors'quelles sont immédiatement appliquées sur les différentes parties du cerveau (1107); sur le mécanisme de la rumination (1115).
- Förstmann, Weisthümer für den Rath und die Stadt Nordhausen (759).
- K. Ed. Förstmann, s. Neue Mittheilungen des Thüringisch-Sächsischen-Vereins für vaterl. Alterthum. Eigene Beiträge zu dieser Zeitschrift (760. 1447); s. Joh. Bugenhagen.
- F. Förster, Friedrich Wilhelm I. König von Preußen. B. 1. 2. 3. nebst Urkundenbuch 1649.
- Fourier, Uebersicht der mathem. Arbeiten der Acad. des sc. de l'Institut de France während des J. 1828. (1105).
- J. P. Franque, Geschichte der Seuchen, welche in dem Herzogth. Nassau seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts unter den Hausthieren geherrscht haben 203.
- Charles Fraser, s. Naima.
- Frege, die Schanze zu Zwachau (759).

Friedreich, über die Competenz in zweifelhaft psychischen Zuständen eines Angeklagten über die Frage der Zurechnung zu entscheiden (1372); psychologische Bemerkungen Zurechnungsfähigkeit betr. (1743).

C. F. A. Fritzsche, progr. de nonnullis Pauli ad Gal. epistolae locis comment. 1. 1380; commentat. 2. 1819; commentat. 3. 1834.

Fürst, Bemerkungen aus dem Gebiete des bayerischen Civilprocesses (1739).

Zul. Fürst, Lehrgebäude der aramäischen Idiomme mit Bezug auf die Indo-Germanischen Sprachen (Heft 1.) Chaldäische Formenlehre 1186.

P. H. Fuß, wird zum Mitgl. der K. Ges. d. Wissensch. ernannt 2042.

G.

Gaigel, über einzelne Bayerische Provinzialgesetze (1739).

K. F. Gauß, Bericht über die in dem magnetischen Observatorium und in Verbindung damit anderwärts gemachten Beobachtungen 345.

Geoffroy St-Hilaire, sur un enfant quadrupède (1107); sur de grands Sauriens fossiles etc. (1110); sur les dents antérieures des mammifères rongeurs (1112).

J. G. Gerard, memoir on the topes and antiquities of Afghánistán (1765).

Ed. Gerhard, wird zum Mitgl. der K. Ges. der Wissensch. ernannt 2042.

Chn Ludw. Gerling, Beantwortung der Preisfrage über Messung der Lichtstärke der Fixsterne erh. das Accessit 1329.

- Fr. Ant. von Gerstner, s. Fr. Jos. von Gerstner.
- Fr. Jos. von Gerstner, Handbuch der Mechanik, hg. von Fr. Ant. von Gerstner. B. 2. B. 3. Abth. 1. 2. 1929.
- G. G. Gervinus, Geschichte der poetischen National-Literatur der Deutschen. Th. 1. 646; historische Schriften. Th. 1. 1945.
- J. A. Giles, scriptores graeci minores. Vol. 1. 2. 1330.
- P. S. Girard, sur les établissements de bains publics à Paris. (1113).
- W. Glünder, s. Hannov. milit. Journal.
- C. Godefroy, Theorie der Armuth (159).
- John Gould, on a new genus in the family of Corvidae (1356); description of a new species of the genus Eurylaimus of Dr. Horsfield (1360).
- Goyrand, über die beständige Rückbeugung der Finger (1020).
- Rob. E. Grant, on the nervous system of Beroë Pileus (1353); on the structure and characters of Loligopsis (1353); on the anatomy of the Sepiola vulgaris (1356).
- Jac. Gråberg von Hemsö, über Ibn-Chaldun's historische Werke (366); das Sultanat Mogh'rib-ul-Aksa oder Kaiserreich Marokko. Aus der italiän. Handschrift übersetzt von Alfred Neumont 541.
- J. D. Gries, s. M. M. Bojardo.
- Jac. Grimm, deutsche Mythologie 1665.
- W. Grimm, s. Bridank; wird zum ordentl. Prof. der Philosophie ernannt 1081.
- M. G. Groen van Prinster, Archives, ou correspondance inédite de la maison d'Orange Nassau. Série 1. T. 1. 1861.

H. Grote, Blätter für Münzkunde. Heft 1. 2. 3. 374.

Jul. Grote, erh. ein Viertel des Predigerpreises 1025.

F. A. Grotefend, wird zum außero. Prof. ernannt 1081.

G. F. Grotefend, Geschichte des Lyceums der Stadt Hannover von 1733 bis 1833. 975.

J. G. Gruber, s. A. Jacobs.

J. Aug. Grunert, Lehrbuch der Mathematik. Th. 1. 2. 3. 4. 274.

H.

Gust. Haenel, varietas scripturae ex Pauli a Visigothis epitomati codicibus. (Nachtrag zu der Bonner Duodez-Ausg. des Paulus) 559.

Aug. Hahn, s. Aug. H. Tittmann.

K. L. von Haller, Restauration der Staatswissenschaft. B. 4. 5. 449.

Joseph v. Hammer, Uebersetzung eines türkischen Berichtes über die 1795 am britischen Hofe einziehende Gesellschaft (366); über die Länderverwaltung unter dem Chalifate 1823; s. Samachschari, s. Fasli.

Hamont und Fischer, über eine wässerige Gasecherie bey dem Menschen und bey dem Schafe (1192).

C. L. Harding und G. Wiese, kleine astron. Ephemeriden für das J. 1835. 49; über einen vermißten Stern 56; über momentane Unsichtbarkeit eines Sternes, ergänzt 929.

H. Harkness, on the school system of the Hindus (1386).

F. Harfort, s. F. von Hövel,

- Ant. Thdor Hartmann, die enge Verbindung des alten Testaments mit dem neuen 921.
- L. Allier de Hauteroche, s. Description de médailles.
- A. H. L. Heeren, memoria Th. Chr. Tychsen 321; s. Geschichte der Europäischen Staaten.
- G. Heermann, über die Bildung der Gesichtsvorstellungen aus den Gesichtsempfindungen. 980.
- U. W. Heffter, s. Archiv des Criminalrechts. Bemerkungen aus der Criminalpraxis (1378).
- J. M. Heilmair, über die Entstehung der Römischen Sprache unter dem Einflusse fremder Zungen 1318.
- J. Ch. U. Heinroth, Geschichte und Kritik des Mysticismus 1029.
- Wessel Alb. van Hengel, memoria Joa. van Voorst 1744.
- Henschel, über die allg. Krankheitsanlage in der menschl. Natur (47).
- J. F. Herbart, Umriss pädagogischer Vorlesungen 681.
- E. F. Gust. Herbst, wird zum Assessor der K. Ges. der Wissensch. ernannt 2042.
- Hesse, Schlotheimer Vorzeit (759).
- J. A. C. van Heusde, diatribe in Guil. Lud. Nassavii vitam, ingenium, merita 1302.
- Heyfelder, klinische Beobachtungen (48).
- Sam. Hibbert, history of the extinct Volcanos of the basin of Neuwied 1795.
- Hille, über die Krankheits-Constitution im J. 1833 (40).
- von Hinßberg, über den Entwurf einer Civilgerichtsordnung für Bayern vom J. 1731. (1740).

- J. Hittorf et L. Zanth, architecture antique de la Sicile. Livr. 1 — 8. 36.
- W. von Hodenberg, Abhandlungen aus der Erfahrung über Staats- und Gemeindeverwaltung. B. 1. 569.
- Bryan Houghton Hodgson, laws respecting the familiar intercourse between a Hindu and an outcast (1386); laws and police in the state of Nepál (1387).
- F. von Hövel, hinterlassene Schriften hg. von F. Hartort und Aug. Kaufschusch. Th. 1. 135.
- H. F. Hohmann, s. Euripides.
- F. W. Hope, characters and species of coleopterous insects (1357).
- Th. Hopkins, Great Britain for the last forty years 1849.
- Joseph Freyh. von Hormener, Taschenbuch für die vaterländische Geschichte. Neue Folge. Jahrg. 6. 143.
- B. U. Huber, Mecklenburg. Blätter 1081.
- K. Dietr. Hüllmann, Ursprünge der Römischen Verfassung 1889.
- Fr. Jos. Hugli, Naturhistorische Alpenreise 729.
- J. Humbert, mythologie élémentaire. T. 1. 2. 823.
- Alex. de Humboldt, examen critique de l'histoire de la géographie du nouveau continent, auch unter d. T.: Atlas géographique et physique des régions équinoxiales du nouveau continent 1681; — übers. von Jul. L. Ideler. B. 1. Lief. 1. 1682.
- F. Hurter, Geschichte Papst Innocenz des dritten und seiner Zeitgenossen. B. 2. 89.
- Mir Gholam Hussein-Khan, a history of the Mahomedan power in India, trans-

lated from the persian and revised by John Briggs. Vol. 1. 613.

Synanth, Denkwürdigkeiten über die Mongolei. Aus dem Russischen übers. von C. F. von der Borg 836.

I.

Ibn el-Athir, genealogiae Arabum. Specimen operis ed. Ferd. Wüstenfeld 1009.

Jul. V. Ideler, über den Hagel (367); s. Alex. von Humboldt.

Ch. F. Illgen, s. Zeitschrift für die historische Theologie.

Isocrates, Evagoras, ed. Gust. Edu. Benseler 566.

J.

C. Jacobi, s. Hannov. milit. Journal.

A. Jacobs, Aug. Herm. Niemeyer: vollendet von J. G. Gruber 737.

F. Jacobs, vermischte Schriften. Th. 5. 761; s. Beiträge zur ältern Literatur.

Richard James, Lorenz oder die Gefangenen. Lesebuch für Gefangene in Strafanstalten. Aus dem Französ. übers. mit einer Vorrede von J. N. Müller 1725.

Pt. Jas, disp. acad. de Valdensium secta ab Albigensibus bene distinguenda 1708.

W. Jenkinson, s. Antiquities of Athens.

Rabbi Joseph, ben Josua ben Meir, the chronicles: translated from the hebrew by C. H. F. Bialloblotzky. Vol. 1. 2007.

Jouher, private memoirs of the Moghul emperor Humâjûn, translated from the Persian by Charles Stewart 610.

Stan. Julien, Uebersetzung eines Chinesischen Drama 617.

K.

- Kämmerer, über das zur Vollendung der Nothzucht erforderliche Hauptrequisit (1375).
- Bh. Kalb, erhält ein Viertel des Predigerpreises 1025.
- Al. Kapp, Platons Erziehungslehre als Pädagogik für die Einzelnen und als Staatspädagogik 700.
- K. F. W. Ch. Kastner, das weiße Blut in physiologisch-pathologischer Beziehung betrachtet 898.
- Jean - Jacques Kaup, description d'ossements fossiles de mammifères au muséum grand-ducal de Darmstadt. Cahier 3. 1023.
- E. F. Keller, Daniel Müller, ein merkw. Schwärmer des 18. Jahrhunderts (1270).
- Wans Kennedy, über das Vedanta-System (361); abstract of Muhammedan law (1388).
- Kessel, Alterthümer bey Weissenfels (760).
- G. W. Kessler, Leben des Geh. R. Ernst Ludwig Heim 1785.
- Pt. Chn. Kierkegaard, s. Andr. Sunesen.
- G. Kinkel, s. Royards.
- VV. Kinnard, s. Antiquities of Athens.
- J. Kitka, über die Zurechnungsfähigkeit jugendlicher Personen (1373).
- J. Klaproth, Uebersetzung eines Japanisch-Chinesischen historischen Werkes 619.
- A. W. Knauer, der evangelische Kirchenfreund 242.

- Koeler, poetische Beschreibung des Unterganges
des Transportschiffes Salisbury (384).
- Edw. Köllner, über den Geist, die Lehre, und
das Leben des Apostels Paulus 705; wird
zum außero. Prof. der Theologie ernannt 1081.
- Körösi s. Csoma.
- J. Gfr. L. Kosgarten, s. R. Magn. Agrell.
- Aug. Krause, Vitae et fragmenta veterum
historicorum 1898.
- G. C. Kriegl, Beiträge zur Geographie von
Hellas. Heft 1. 1165.
- F. Kriß, -s. Salust.
- Thdor Kruse, Kunstgeographie von Europa 1208.
- J. Kunhardt, Beispiele zu syntactischen Ue-
bungen. Ausg. 3. pract. Anleitung zum lat.
Stil. Cursus 1. Ausg. 4. 120.
- J. G. Kunisch, Herzog Heinrich II. von Nie-
derschlesien 1599.

L.

- Léon de Laborde, carte de l'Arabie pé-
trée 767.
- Alphonse de Lamartine, souvenirs, im-
pressions, pensées et paysages pendant un
voyage en Orient. T. 1. 2. 3. 1801.
- G. Landgrebe, über das Licht 1287.
- L. Lange, der Arianismus in seiner ursprüng-
lichen Bedeutung, — in seiner weitem Ent-
wicklung (1266).
- Conr. J. Mart. Langenbeck, Icones ana-
tomicae. Angiologiae fasc. 2. tabulae 29.
Myologiae tabulae 28. iconum ad illustran-
dam arteriarum ligandarum investigatio-
nem tabulae 3. 1345.

- Larrey, sur la cure radicale de l'hydrocèle etc. (1113).
- C. A. Lauth, über die Structur des Larynx und der Luftröhre (1193).
- W. Lawrence, wird zum Corresp. der K. Ges. d. Wissensch. ernannt 2042.
- Lebas, description de l'obélisque de Luxor 248.
- Rob. Lee, researches on the pathology and treatment of the most important diseases of women 853.
- C. G. Lenz, Geschichte der christl. Dogmen. Th. 2. 726.
- H. Leo, Lehrbuch der Universal-Geschichte. B. 1. 1609.
- K. Casar von Leonhardi, die Basaltgebirge in ihren Beziehungen zu normalen und abnormen Felsmassen. Abth. 1. 2. u. Atlas 995.
- A. Lepelletier, über eine Luxation des Humerus (1194).
- Nich. Lepsius, Paläographie als Mittel für die Sprachforschung 1389.
- Konr. Levezow, über die Entwicklung des Gorgonen-Ideals 122.
- Th. A. Liebner, wird zum außero. Prof. der Theologie und zweyten Universit. Pred. ernannt 1441.
- H. F. Link, die Urwelt und das Alterthum erläutert durch die Naturkunde. Ausg. 2. Th. 1. 665.
- S. Lisfranc, über Krebschäden (1012); Ausschneidung des untern Theiles des Mastdarms, wenn derselbe carcinomatös geworden (1016).
- J. F. Lobsstein, essai d'une nouvelle théorie des maladies 1672.

James Low, on the Batta race in Sumatra (1388).

R. T. Lowe, description of a new genus of acanthopterygian fishes (1358).

H. Burchard Lübfen, Lehrbuch der Arithmetik und Algebra, mit einem Vorw. von H. C. Schumacher 2023.

K. Ch. L. von Lückow, Versuch einer pragmatischen Geschichte von Mecklenburg. Th. 3. 721; wird zum Corresp. der K. Ges. der Wissensch. ernannt 2042.

M.

W. S. Macleay, on the Urania of Fabricius and Mygale of Walckenaer (1360).

James Mac Murdo, über die Landschaft Sindh (1387).

G. S. von Madai, die Statuliberi des Röm. Rechtes 161.

Gius. Maffei, storia della letteratura Italiana. Ed. 2. Vol. 1. 2. 3. 4. 930. 985.

J. F. A. Mahn, elementorum artis historicae Partic. 1. 1239.

Marc, über Monomanie (1013).

H. von Martels, Briefe über die westlichen Theile der vereinigten Staaten von Nordamerika 881.

le Vicomte de Martignac, essai historique sur la révolution d'Espagne et sur l'intervention de 1823. T. 1. 745.

R. Montgomery Martin, taxation of the British empire 2065.

Marr, über die Nothwendigkeit bey Tödtungen den Gerichtsarzten die Einsicht der Untersuchungsacten zu gestatten (1739).

- H. F. Maßmann, f. Skeireins Aivangg-thairh Johannem.
- J. M. Mauch, Supplement zu K. Normand's vergleichender Darstellung der architectonischen Ordnungen der Griechen und Römer, und der neuern Baumeister 1997.
- G. L. von Maurer, wird zum Corresp. der K. Ges. der Wissensch. ernannt 2042.
- P. L. Meißner, Neues System der Chemie. B. 1. 1873.
- Melanchthon, Briefe dess. (760).
- H. M. Melford, Englisches Lesebuch, mit einem Vorw. v. K. F. Wagner 1839; Französisches Lesebuch 1840; f. Lord Byron.
- Joseph Mendham, the literary policy of the church of Rome exhibited in an account of her damnatory catalogues or indexes. Ed. 2. 1905; The life and pontificate of Saint Pius V. 1905; Memoirs of the council of Trent 1905.
- Gerold Meyer von Knonau, historisch-geographisch-statistisches Gemälde der Schweiz. Heft 1. der Canton Zürich 342.
- Hm. von Meyer, Paläologica zur Geschichte der Erde und ihrer Geschöpfe 322.
- Gius. Micali, storia degli antichi popoli Italiani T. 1. 2. 3. und Atlas 865.
- James Millingen, on the late discoveries in Etruria 1149; ancient coins of Greek cities and kings 2009.
- Mirault, über die Ligatur der Zunge und besonders der Zungenarterien (1192).
- Chph. W. Mitscherlich, Feyer seines 50jährigen Amts-Jubiläum 121; Rede bey der Preisvertheilung 1027.

G. J. U. Mittermaier, die Lehre vom Beweise im deutschen Strafproceß 255; s. Archiv des Criminalrechts. Neueste Ansichten über Aufhebung der Todesstrafe (1371); zur Lehre vom Duell (1374); über die Dauer der Untersuchungen nach französ. und deutschem Criminalverfahren (1378); pract. Bemerkungen über Strafproceß (1378).

Mohnike, die erste Quelle zur Geschichte Adolf Clarenbachs (1278).

Robert Cotton Money, über eine griechische Inschrift zu Naßchi-Kustam (365); an account of the sect of Kaprias (1388).

A. Mongez, iconographie romaine. T. 3. 4. 966.

Rob. Morrison, chinesisches Manifest einer geheimen Bruderschaft (1386).

Jgn. Fr. Edler von Mosel, Gesch. der kais. kön. Hofbibliothek zu Wien 357.

J. N. Müller, Erbauungsbuch für Gefangene in Strafanstalten. Zwey Theile 1725.; s. **Richard James**.

K. Difr. Müller, Progr. zur Feyer des 50jährigen Amtsjub. des Hofr. Mitscherlich 121; erh. nebst Hofr. Dissen, die Professur der Beredsamkeit 1641.

W. Conr. Hm. Müller, Geschichte der Stadt Corcyra, erh. den Preis 1026.

Muston, histoire de Vaudois. T. 1. 1692.

N.

Hm. Fr. J. Naegele, mogostocia e conglutinatione orificii uteri externi 1284.

Nagel, s. **N. Ludlow Beamish**.

- Naima**, Annals of the Turkish empire from 1591 to 1659 of the Christian era. Translated from the Turkish by Charles Fraser. Vol. 1. 602.
- Mr. G. Adf Naumann**, versch. medicin. Aufsätze (47).
- Navier**, Bericht über eine Abh. von Chabrier über die Luftschiffahrt (1105).
- Nerfesz von Lampron**, Synodalrede, übers. von Neumann (1268).
- R. F. Neumann**, s. Nerfesz.
- Nonnus Panopolit.** metaphrasis evangelii Joannei, ed. Franc. Passow 2037.
- Charles Normand**, parallèle des ordres d'Architecture, s. J. M. Mauch.
- H. Notker**, aufgefundenenes Schreiben dess. (911).

D.

- Ferd. Desterley**, Erörterung der Ursachen wodurch das frühere an mehreren Orten im Königr. Hannover blühende Gewerbe der Wollenweberen in neuerer Zeit gesunken ist, nebst Angabe der Mittel, die zur Hebung desselben dienen können. Eine gekrönte Preisschrift 2057.
- P. Destreicher**, zu der Geschichte des Klosters Bexra, und Nachtrag (760).
- W. Ogilby**, on a new genus of Carnivora, called Cynictis (1354).
- Dlbers**, Excentricität des Saturns in seinem Ringe (52).
- Hm. Dlshausen**, was ist von den neuesten kirchlichen Ereignissen in Schlesien, und von der Anwendung militärischer Gewalt wider die strengen Lutheraner daselbst zu halten? 841.

G. Osterwald, *Weseransichten*, s. F. G. Th. Piderit.

Rich. Owen, on the sacculated form of stomach as it exists in the genus *semnopithecus*, F. Cuv. (1355); on the anatomy of the Cheetah (1358); on the anatomy of the concave hornbill (1358); on the anatomy of the Brachiopoda of Cuvier (1359).

Sz an a m, Bericht über die Frage, ob in der Substanz der Röhren von weißem Glase Arsenik befindlich sey (1011).

P.

Théodore Panofka, *Musée Blacas*. T. 1. Livr. 1. 2. 3. 4. 1745.

Augustin Pappaur, s. Salust.

Paquis, Uebersetzung der Geschichte der Deutschen von J. C. Pfister 2064.

Pariset, Rede auf Cuvier (1011); Rede zum Andenken des Barons A. Portal (1190); Uebersicht der Arbeiten der Kön. Acad. der Medicin während des J. 1833. (1192).

F. Parrot, *Reise zum Ararat*. 2 Theile 11; vgl. 744.

Fr. Passow, s. Nonnus.

A. F. Pauli, über die künstliche Frühgeburt, erh. den Preis 1026.

Jul. Paullus, s. Gust. Hänel.

Pablo Pebrer, *taxation, revenue, expenditure, power, statistics, and debt of the whole British empire* 2074.

Auguste Perdonnet, *mémoires métallurgiques* s. Léon Coste.

G. H. Perſ, s. *Monumenta Germaniae historica*.

- Peschek**, einige alte lat. Gedichte auf Joh. Huß, Hieron. von Prag, Joh. Biska (1276).
Chn. Pfeiffer, symbolae Catullianae 157.
P. Pfeiffer, Universal-Repertorium der deutschen med. Journalistik des 19. Jahrh. Abth. 1. 2. 157.
J. C. Pfister, Geschichte der Deutschen. Th. 5. letzter 2062; Uebersetzung dieses Werkes in das Französische, durch Paquis 2064.
Fr. Jules Pictet, recherches pour servir à l'histoire et à l'anatomie des Phryganides 1021.
J. C. Th. Piderit, geschichtliche Wanderungen durch das Weserthal. Heft 1. Dazu geh. Ansichten lithogr. von G. Osterwald 1463.
(F. Piper), Nachricht von Harding's letzten Tagen (60).
Planche, über die Nachtheile, welche das heftige Schlagen bey der Willenbereitung verschiedener Quecksilberpräparate hervorbringt (1012).
Maximus Planudes, s. Cäsar.
Plieninger, Beschreibung von Stuttgart 441.
von Podewils, über den Provocations-Proceß (1742).
Ed. Pöppig, Reise in Chile, Peru, und auf dem Amazonen-Strome während der Jahre 1827 bis 1832. B. 1. 1969.
Achille Poiret, s. Expédition scientifique de Morée.
J. van de Poll, disp. de vi legis novae in criminum antea commissorum poenas etc. 1201.
le baron Portal, sur la goutte (1111).
Dav. Jul. Pott, commentatio de s. coena ad 1. Cor. 11, 23—34. 1169.

W. Pottinger, on the present state of the river Indus and the route of Alexander the great (1387).

Pravaz, über das Verhältniß der Gymnastik zur Orthopädie (1015); neue Mittel die Regelmäßigkeit des Thorax im Falle einer Seitenabweichung der Rückenmarkssäule wieder herzustellen (1194).

Preußler, der bischöfl. Meisnische Sprengel (760).

James Prinsep, Erläuterung der von Alex. Burnes gesammelten Münzen u. s. w. (397); über Indo-Skythische Münzen (1765); Benares illustrated in a series of drawings. Part 1. 2. 3. 1921.

Prinz, klinische Berichte (47).

Q.

Chn Quir, histor. topographische Beschreibung der Stadt Burtscheid 1514.

R.

S. Radius, s. Beiträge zur pract. Heilkunde. Ueber Einfluß des Standes, Alters und Geschlechts auf das Erkranken an der epidemischen Cholera (48).

W. Railton, s. Antiquities of Athens.

Ep Ranke, die römischen Päbste. B. 1. 825.

Eman. Raßk, über die Zendsprache und den Zendavesta (365).

F. V. Raspail, système de chimie organique 1172.

S. L. Raßeburg und S. F. Brandt, medicinische Zoologie. B. 1. 2. 556.

- Aug. Nauschenbusch, s. F. von Hövel.
- Amable Navoisié, s. Expédition scientifique de Morée.
- H. von Nebenstocf, Uebersetzung des Nibelungen Liedes 1279.
- F. Nehm, Grundriß der Geschichte der christlichen Kirche 916.
- J. G. Reiche, wird zum ord. Prof. der Theologie ernannt 1081.
- W. Rein, quaestiones Tullianae ad jus civ. spectantes 38.
- F. W. Rettberg, über die Perioden einer Specialgeschichte der Hannoverschen Landeskirche (1278).
- Alfr. Reumont, s. Gråberg von Hemfö.
- J. H. Réveillé-Parise, Melancholie, eine Krankheit der meisten berühmten Männer (1016).
- A. C. Reynaud, über Obliteration der Bronchien (1193).
- Emil L. Richter, s. Corpus jur. Can.; Beyträge zur Kenntniß der Quellen des canon. Rechts 522; de emendatoribus Gratiani 1884.
- Jos. Roberts, über den heiligen Wagen der Hinduß (1386).
- Timoth. W. Röhrich, die Schule zu Schlettstadt, eine Vorläuferin der Kirchenverbesserung (1269).
- Ippolito Rosellini, i monumenti dell' Egitto e della Nubia. P. 2. Monumenti civili. T. 1. 1. T. 2. 1321.
- J. N. Roux, Geschichte der chirurgischen Arbeiten der kön. franz. Academie der Medicin (1011); Imperforation des Anus und der Urethra (1194).

Royards, über die Gründung und Entwicklung der Neueuropäischen Staaten im Mittelalter, aus dem Holländ. übers. von G. Kinkel (1273).

L. S. Rückert, Commentar über den Brief Pauli an die Galater 1403.

Rump, Verzeichniß sämtlicher Bremensien der Bremischen öffentl. Bibliothek, 840.

G. Alexander Ruperti, s. Tacitus.

S. Nepom. Rust, Aufsätze und Abhandlungen aus dem Gebiete der Medicin, Chirurgie und Staats-Arzneykunde. B. 1. 1166.

S.

Sadik Isfahani, geographical Works, translated by J. C. 607.

Salmade, über Rhachitism (1193).

C. Salustius Crispus, quae supersunt, ed. F. Kritz. Vol. 1. 2. 1060. — ed. Aug. Pappaur. Vol. 1. 2. 1068.

Samachshari, goldene Halsbänder, arab. und deutsch von Jos. von Hammer 969.

Schaubach, über Hipparch's Beobachtungsmethode und die Fortschritte der Astronomie bis auf Ptolemäus 143.

H. D. Schädler, Einrichtung einer Waren Deposito-Anstalt (160).

Schenk, über den Funddiebstahl (1376).

G. U. Const. Schiff, Predigten, hg. von A. G. Eberhard 1088.

Schiffner, über die Beilchenflechte (40).

Fr. G. J. Schläger, die Geburtstagsfeier S. M. des Königes Wilhelm IV. in Hameln 1835. 1999; s. Schulfreund.

Schmalz, über Taubstumme (40).

- E. A. Schmidt, Geschichte von Frankreich. B. 1. 2063.
- Scholz, über die Entbindung von der Instanz ben Untersuchungsachen (1377).
- L. Schorn, Versuch einer vollständigen Erklärung der Bildwerke an dem römischen Denkmal in Sgel 982.
- J. H. Schotten, de Demostheneae eloquentiae caractere 1587.
- Aug. Schröder, über den Einfluß der classischen Studien auf die Bildung eines künftigen Staatsmannes 206.
- H. Chr. Schumacher, wird zum Mitgl. der K. Ges. der Wissensch. ernannt 2042; s. H. B. Lübsen.
- Ségalaß, Operationen der Lithotritie (1195).
- Ant. Seppeler, über künstliche Frühgeburt, erh. das Accessit 1026.
- Duca di Serradifalco, s. Dom. lo Faso Pietrasanta.
- E. R. A. Serres, théorie des formations et des déformations organiques appliquée à l'anatomie de Ritta Christina (1107).
- Gustav Seyffarth, über die höchsten acht Gottheiten oder Rabiren der Germanischen Völker (1261); Erklärung einer merkwürdigen Stelle aus den Religionschriften der alten Parsen (1265).
- F. R. L. Sickler, Sendschreiben an Blumenbach über die Reliefs der Fährten urweltlicher Thiere 514.
- Walter Smee, some account of the maneless lion of Guzerat (1360).
- Söttl, Grundlage zur deutschen Geschichte 461; Geschichte der Deutschen. (Buch 1. 463; Buch 3. 4. 5.) B. 1. 1168.

- J. Gfr. Sommer, Taschenbuch zur Verbreitung geographischer Kenntnisse. Jahrg. 13. 622.
- Ch. D. U. Sonne, Topographie des Königr. Hannover, alphabetisch geordnet (der Beschreibung des Königr. Hannover fünfter, letzter Band, besorgt von seinem Sohne, Detlev Sonne) 1007.
- Detl. Sonne, s. Ch. D. U. Sonne.
- Soubeiran, s. Cullerier.
- J. Ph. Späth, über die Natur der Gase oder die Gasometrie 1879.
- O. M. Baron de Stackelberg, la Grèce. Livr. 1 — 22. 164.
- Steinheil, über die Bestimmung der Lichtstärke der Himmelskörper. Gekrönte Preisschrift 337.
- James Steuart, über die Perlenfischereyen an der Nordwestküste Ceylons (365).
- James Arthur Robert Stevenson, on the P'hansigárs or gangrobbers, and the tribe of jugglers (1387).
- Charles Stewart, s. Souher.
- J. Stieglitz, über die Homöopathie 1449.
- J. von Storren, s. Hannov. milit. Journal.
- J. W. Streitwolf, s. Libri symbolici ecclesiae cathol.
- J. K. von Strombeck, s. Suetonius.
- J. G. W. Struve, wird zum Mitgl. der R. Ges. der Wissensch. ernannt 2042.
- Struve, Progr. de exitu versuum in Nonni Panopol. carminibus 1344.
- Stumpf, historia flagellantium (1446).
- C. Suetonius Tranquillus, Werke, übers. von J. K. von Strombeck. I. das Leben des C. Julius Cäsar 1958.
- K. Sundelin, Handb. der Diagnostik. B. 1. 85.

Andr. Sunesen, Hexaëmeri distinctio decima, cur. Petro Chn. Kierkegaard (1365).

Sumorof Rimniksky, Correspondenz über die Russisch = Oestreichische Campagne im J. 1790. Aus dem Russ. übers. Th. 1. 2. 1783.

Charles Swanston, memoir of the primitive church of Malayála (1387. 1388).

W. S. Sykes, über eine in den westlichen Ghâts (im südlichen Indien) entdeckte Art wilder Hunde (363); über einen im Dekkan einheimischen Seidenwurm (364); über Aehnlichkeit von Schmucksachen an Bildern in den Höhlentempeln zu Carli mit den vom nomad. Volke der Brindscharis getragenen (364).

T.

C. Corn. Tacitus, opera, ed. G. M. Ruperi. Vol. 1. 2. 1362.

K. Tausch, Nachrichten über die Circassier (1386).

W. C. Taylor, on oriental literature, viewed in connexion with the R. Asiatic society (1388).

Grenville Temple, Abbildung eines karthagischen Grabsteins (367).

F. Thiersch, wird zum Mitgl. der K. Ges. d. Wissensch. ernannt 2042.

P. P. Thoms, ancient Chinese vases (1386. 1387. 1388).

Andr. Thospann, s. Cicero.

Albius Tibullus, carmina ed. Ludolph. Dissen. P. 1. 2. 1865.

Aug. H. Tittmann, opuscula, praefatus est Aug. Hahn 1305.

Jel. Trezel, f. Expédition scientif. de Morée.

S. C. S. Tritschler, Canstatt's Mineralquellen und Bäder 441.

U.

J. U. Ufert, f. Beyträge zur ältern Literatur; f. Geschichte der Europäischen Staaten.

E. S. Unger, Handb. der Arithmetik. 2 Bde. 319.

von Ungern-Sternberg, über die Geschichte des Goldes (40).

W.

Ed. Wehse, Tafeln der Geschichte. Tief. 7. 8. 248.

WelpEAU, über eine angeborne Umstülpung der Blase (1015).

H. Welthusen, Geschenk chinesischer Bücher an die Bibliothek 1809.

Louis Viardot, essai sur l'histoire des Arabes et Mores d'Espagne. T. 1. 2. 539.

Ennio Quirino Visconti, Iconographie durch U. Mongez beendigt 967.

Sam. Glieb von Vogel, medicinische Beobachtungen 1079.

W. F. Volger, Handb. der allgem. Weltgeschichte. B. 1. Abth. 1. 1609.

Bridank, Bescheidenheit, von W. Grimm. 402. 445.

W.

W. Wachsmuth, der deutsche Bauernkrieg zur Zeit der Reformation 1759.

- W. Wackernagel, Altdeutsches Lesebuch 807.
- C. G. Wächter, s. Archiv des Criminalrechts. Zu den Quellen der Carolina (1370); über den Entwurf eines Strafgesetzbuches für das Königr. Württemberg (1371).
- K. Wagner, Briefe an Joh. H. Merck von Göthe, Herder, Wieland u. a. 1887.
- C. Fr. Chr. Wagner, memoria J. Laur. Zimmermanni 321.
- Horace Walpole, Earl of Orford, letters to Sir Horace Mann. Edit. by Lord Dover. Ed. 3. 3 Vols. 505.
- K. Jul. Weber, das Papstthum und die Päpste. Th. 1. 543.
- W. Weber, Vorlesung de fili bombycini vi elastica 65.
- S. Fr. von Weech, Reise über England und Portugal nach Brasilien und den vereinigten Staaten des La Plata-Stromes. Th. 1. 2. 76.
- Amad. Wendt, de philosophia Cyrenaica 769.
- von Werther, Alterthumsfund in der Altmark (759).
- Ant. Westermann, quaestionum Demosthenicarum particula tertia 1251.
- Charles M. Whish, über einige schwere mathematische Aufgaben, deren Lösung indischen Lehrern gelungen ist (362).
- F. Aug. Wiegmann, Herpetologia Mexicana. Pars 1. 620.
- G. Wiese, s. C. L. Harding.
- Wiggers, Beitrag zu den Mittheilungen des Thüring.-Sächs. Vereins (760).
- Wilson, Erläuterung der von Alex. Burnes gesammelten Münzen u. s. w. (397).

- Winbwart, Blick auf den gegenwärtigen Zustand der Gesetzgebung Bayerns (1735).
 Baron Wittenheim, Land- und Wasserverbindungen in Rußland 1041.
 Ferd. Wolf, s. Bruder Kaufch (Reg. 2.).
 Ferd. Wüstenfeld, specimen genealogiarum Arabum auct. Ibn el-Athir 1009.
 Wurm, crit. Versuche über die öffentlichen Rechtsverhältnisse in Deutschland seit der Mitte des Jahrs 1832. 1676.

D.

- W. Yarrell, observations on the laws which appear to influence the assumption and changes of plumage in birds (1353); on the *Apteryx australis* of Shaw (1355).

Z.

- H. A. Zacharia, Geschichtserzählungen aus Criminalacten 905; wird zum außero. Prof. in der jurist. Facultät ernannt 1761.
 L. Zanth, s. J. Hittorf.
 Sonath. C. Zenker, Beyträge zur Naturgeschichte der Urwelt 1441.
 K. Fr. Zepernik, Nachträge zu dem Versuche über die Capitels- und Sedisvacanz-Münzen 369.
-

Zweite Abtheilung.

R e g i s t e r

namenloser Schriften, vermischter Sammlungen, oder gesammelter Schriften mehrerer Verfasser, auch einziger literarischen Nachrichten in dem Jahre 1835.

A.

Abhandlungen über Gegenstände der Hamburgischen Verfassung s. Bartels.

Antiquités Mexicaines. Livr. 4. 5. 6. 7. 1808.

Antiquities of Athens and other places in Greece, Sicily etc. Supplementary to the Antiquities of Athens by J. Stuart and N. Revett, delineated and illustrated by C. R. Cockerell, W. Kinnard, T. L. Donaldson, W. Jenkins, W. Railton 1601.

Ist eine analoge Anwendung des neuen Bundes-Schiedsgerichts auf Hamburg, so lange dessen Verfassung besteht, gedenkbar? 1002.

Archiv des Criminalrechts. Neue Folge. Hg. von J. F. H. Abegg, J. M. F. Birnbaum, A. W. Heffter, C. F. A. Mittermaier, C. G. Wächter. Jahrg. 1834. 1369.

Auszüge aus den Protocollen der Gesellschaft für Natur- und Heilkunde in Dresden. Jahr 1833. 40.

B.

Bericht der deutschen Gesellschaft zur Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer zu Leipzig v. J. 1831. 378.

Beiträge zur pract. Heilkunde, hg. von J. Ch. A. Clarus und J. Radius. B. 1. 47.
— zur ältern-Literatur, oder Merkwürdigkeiten der Herzogl. öffentlichen Bibliothek zu Gotha, hg. von F. Jacobs und F. A. Ufert. B. 1. Heft 1. 1339.

C. Aug. Böttiger, Anz. f. Todes 2042.

Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde. Zwey Theile, und ein Dritter 'Tagebuch' überschriebener 915.

Buchhandlung, van den Hoeck-Ruprechtische, feyert ihre hundertjährige Stiftung 329.

C.

Congrès méridional. Première Session 1834. 641.

Corpus juris canonici. Ed. Aemilius Lud. Richter 521. — jur. civ. antejust. (559).

D.

Description des médailles du cabinet de feu M. Allier de Hauteroche, précédée d'une notice et accompagnée de notes archæologiques par M. Dumersan 2016.

E.

Epidemien, welche seit 1771 bis 1830 in Frankreich geherrscht haben (1019).

Essay on various manuscript works, arabic and persian, illustrating the history of Arabia, Persia, Turkomania, India, Syria, Egypt, Mauritania and Spain 609.

Évkönyvei, A' Magyar tudós Társaság. Első Kötet 201.

Expédition scientifique de Morée ordonnée par le gouvernement français. Architecture, Sculptures, Inscriptions, et Vues du Peloponèse, des Cyclades, et de l'Attique, mesurées, dessinées, recueillies et publiées par Abel Blouet, Amable Ravoisié, Achille Poirot, Fel. Trézel, et Fréd. de Gournay. Vol. 1. 714.

G.

Geschichte der Europäischen Staaten, hg. von Heeren und Ukert. Lief. 11. 2062.

Gelehrte Gesellschaften: in Dresden für Natur- und Heilkunde 40. — Ungarische zu Pesth 201. — R. Asiatic Society of Great Britain and Ireland 361. 1385. — deutsche Gesellschaft zu Leipzig 378. — R. astronomical Society 561. — Congrès méridional 641. — Thüring. Sächs. Verein für Erforsch. des vaterländ. Alterth. 759. 1447. — Acad. royale de Médecine 1011. 1190. — R. philosophical Society. Aussetzung zweyer Königl. Preismedaillen jede von 50 Pf. St. welche vom J. 1836 an jährlich vertheilt werden sollen 601. — Académie R. des sciences de

l'Institut 1105. — brittischer Verein für Beförderung der Wissenschaften und Versammlung zu Dublin 1160. — Asiatic Society of Bengal 1249. 1762. — historisch-theologische zu Leipzig 1261. — Zoological Society of London 1352. — Verein, historischer, für Niedersachsen 1505. — K. Acad. gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt 1616.

Goethe und sein Jahrhundert 1811.

Göttingen. 1) Königl. Gesellschaft der Wissenschaften: A. Feyer des 83. Stiftungstages 2041. B. Bericht über die merkw. Vorfälle in dem verflossenen Jahre, abgestattet von Blumenbach 2041. C. Das Directorium geht auf Himly über 2041. D. Verzeichniß der im verflossenen Jahre verstorbenen so wie der neu aufgenommenen Mitglieder 2041. E. Vorlesungen: Weber de fili bombycini vi elastica 65. Heeren memoria Th. Chni Tychsen 321. Wendt de philosophia Cyrenaica 769. Ewald de feriarum Hebraearum origine ac ratione 2025. Blumenbach memoria Stromeyeri 2041. F. Vorgelegt wurde: ein Aufsatz über Hipparchos Beobachtungsmethode, und die Fortschritte der Astronomie bis auf Ptolemäos, von Consist. R. Schaubach 143; ein Bericht über die in dem magnetischen Observatorium und in Verbindung damit anderwärts gemachten Beobachtungen von Hofr. Gauß 345; ein Aufsatz über das Vorkommen von Kunstproducten und Thierfährten in den Kalktuffablagerungen der Umgegend von Göttingen, von Dr Bunzen, mit Bemerkungen von Hofr. Hausmann 1089. G. Preisaufgaben: a) außerordentliche, für das Jahr 1837: Darstel-

lung der Geschichte, eines Theils, des Alt-Sächsischen Volkes von dessen erstem Hervortreten auf deutschem Boden an bis auf die Gründung des Herzogth. Braunschweig-Lüneburg und die Abfassung des Sachsenspiegels; andern Theils aber, der Geschichte der Slavischen Stämme, welche sich ehemals im Osten und Norden des jetzigen Deutschlands bis zur Elbe, Saale, und Niedrig ausstreckten, allmählich aber besiegt und germanisiert wurden. b) von der histor.-philolog. Classe für den Nov. 1835, über den Handel der Araber durch Asien, Africa, und das östliche Europa unter der Herrschaft der Abbassiden: die Entscheidung bleibt bis zu Anfang des J. 1836 ausgesetzt 2043. — c) von der physischen Classe für den Nov. 1836: eine genaue Darstellung der sämtlichen bis jetzt bekannten secernierenden Organe in den Pflanzen, mit Rücksicht auf die Beschaffenheit der secernierten Theile und der Wirkungen, welche die Secretion überhaupt im Vegetations-Process hervorbringen kann 2057. d) von der mathematischen Classe für den Nov. 1837: auf zweckmäßige, zahlreiche, und scharfe Versuche eine Theorie des Widerstandes für den Fall so langsamer Bewegungen zu begründen, daß nur das von der ersten Potenz der Geschwindigkeit abhängige Glied merklich bleibt, und den numerischen Coefficienten, in welchen die Geschwindigkeit multipliciert werden muß, nach seiner Abhängigkeit von der Gestalt und Richtung der den Widerstand leistenden Fläche fest zu setzen 2058. — e) von der historisch-philologischen Classe, für den Nov. 1838: Da über die Anfänge und ersten Fortschritte der tragischen Poesie die Untersuchung fast für ge-

schlossen zu halten ist, so scheint für eine vollständige Geschichte der griechischen Tragödie gegenwärtig das dringendste Bedürfniß eine genauere Kunde der Tragiker zu seyn, die theils neben Aeschylos, Sophocles, und Euripides blühten, theils nach deren Zeit bis auf Alexander den Großen die schon sinkende Kunst aufrecht zu erhalten suchten. Darum wünscht die Kön. Gesellsch. der Wissensch. eine Schrift zu veranlassen, in welcher die Behandlungsweise der Tragödie bey diesen Dichtern, der eigenthümliche Character eines jeden, die guten und schlechten Seiten, die unter dem Einfluß des Zeitgeistes und durch die besondern Neigungen der einzelnen hervortraten, nach den Urtheilen des Alterthums und den erhaltenen Bruchstücken ihrer Tragödien, so weit es die Quellen gestatten, entwickelt, und — was ein Hauptpunct zu seyn scheint für eine eindringendere Kenntniß der Attischen Literatur — der Einfluß der sophistischen und rhetorischen Studien, so wie der andern Gattungen der Poesie, besonders des Dithyrambus, auf diese spätere Tragödie nachgewiesen würde 2058. — f) *öconomische*, für den Julius 1835: eine auf möglichst vollständige Sammlung der bisherigen, in verschiedenen Ländern und Gegenden gemachten Erfahrungen und auf genaue Versuche gegründete Beantwortung der Frage: unter welchen Umständen, zumahl bey welchen Boden- und Fruchtarten, ist die Knochendüngung mit Vortheil anzuwenden, und welches Verfahren hat sich dabey als das vorzüglichste bewährt? wird nicht befriedigend beantwortet, und für den Julius 1837 von neuem aufgegeben 1245; für den Nov. 1835: eine gründliche Erörte-

rung der Ursachen wodurch das früher an mehreren Orten im Königr. Hannover blühende Gewerbe der Wollenweberen in neuerer Zeit gesunken ist, nebst Angabe der Mittel, die zur Hebung desselben dienen könnten 1245. (vgl. H. Preisschriften). Für den Julius 1836: welchen Einfluß hat der gebrannte Thon bey seiner Anwendung zur Verbesserung der Aecker; wie ist seine Wirksamkeit zu erklären; und auf welche Weise und unter welchen Verhältnissen macht man davon den vortheilhaftesten Gebrauch? 1246. 2059. Für den Nov. 1836: Eine gründliche Prüfung der physicalischen und chemischen Eigenschaften des basaltischen Bodens, nebst einer Erörterung seines Einflusses auf die Vegetation überhaupt und die Culturgewächse insbesondere 1267. 2060. Für den Julius 1837: Die bereits erwähnte, wiederholte Aufgabe über Knochendüngung 1247. 2060. Für den Nov. 1837: eine gründliche Untersuchung, auf welche Weise der Hanfbau im Königr. Hannover mit Nutzen zu erweitern, und unter Berücksichtigung der in andern Ländern üblichen Verfahrungsarten, wesentlich zu verbessern seyn dürfte 2061. H. Preisschriften: über Messung der Lichtstärke der Fixsterne, von Dr Steinheil 337. Verfasser der Abhandlung, welcher das Accessit zuerkannt wurde, Chn. Ludw. Gerling 1329. Erörterung der Ursachen wodurch das früher an mehreren Orten des Königr. Hannover blühende Gewerbe der Wollenweberen in neuerer Zeit gesunken ist, nebst Angabe der Mittel, die zur Hebung desselben dienen können, von Dr Ferdinand Desterley 2057.

Göttingen. 2) Universität: A. Bekanntmachung der Immatriculations-Commission 1521. B. Feyerlichkeiten: Feyer des 50jährigen Amts-Jubiläum des Hofr. Mitscherlich, Progr. von Hofr. Müller 121; Legung des Denksteins in dem neuen Universitätsgebäude 1001; Preisvertheilung an die Studierenden 1025. C. Verzeichniß der Vorlesungen für den Sommer 1835. 425; für den Winter 18 $\frac{5}{6}$. 1465. D. Festprogramme: Ostern, Pfingsten: Commentatio de s. coena ad loc. 1. Cor. 11, 23-34. (auct. Pott) 1169. E. Oeffentliche Anstalten: a) die Bibliothek erh. von H. H. Belthusen eine Anzahl chinesischer Bücher zum Geschenk 1809; b) Bericht über die in dem magnetischen Observatorium und in Verbindung damit anderwärts gemachten Beobachtungen, von Hofr. Gauß 345; Bericht über das unter seiner Direction stehende medicinisch-clinische Institut, von Hofr. Conradi 105.

H.

Carl E. Harding, biographische Nachrichten ihn betr. s. F. Piper.

Histoire de la restauration. Par un homme d'état, s. Capefigue.

Historia ecclesiae evangelicae Aug. confessioni addictorum in Hungaria etc. 1457.

The history, opinions, and present legal position of the English presbyterians 62.

C. Wilh. von Humboldt, Anz. seines Todes 2042.

J.

The Journal of the R. Asiatic Society of Great Britain and Ireland. No. 1. 2. 3. 1385. — of the Asiatic Society of Bengal. Decemb. 1834. 1249. No. 31. 35. 1762.
Journal, Hannoversches milit. Redact. W. Glünder, C. Jacobi, F. von Storren. Jahrg. 1835. 1384.

K.

Kunstblätter, Hannoversche 691.

L.

Leben und Denkwürdigkeiten Johann Matthias Rgrafen von der Schulenburg. Th. 2. 1209. 1218.
Libri symbolici ecclesiae catholicae ed. Frid. Guil. Streitwolf 1117.
Der Nibelungen Lied, frey übers. von H. von Nebenstock 1279.

M.

Mémoires de l'académie royale de Médecine. T. 3. 1011. T. 4. fasc. 1. 2. 1190. — de l'acad. des sc. de l'Institut de France. T. 11. 12. 1105.
Memoirs of the R. astronom. Society. Vol. 7. 561.
Mittheilungen, Neue, aus dem Gebiet historisch-antiquarischer Forschungen des Thüringisch-Sächsischen Vereins, hg. von R. Ed. Förstemann. Band 1. Heft 3. 4. 759. B. 2. Heft 1. 1447.

Monatsschrift, Hamburgische, für Politik u. Handel, hg. von Ufcher. Heft 4—8. 159.
 Monumenta Germaniae historica ed. G. H. Pertz. T. 3. Legum T. 1. 1617. 1800.
 Münzen, über die sogenannten Indo-Skynthischen 1761.

P.

Preisaufgaben der R. Society of London 601. — für die Studierenden zu Göttingen 1026. — der K. Academie gemeinnütziger Wissensch. zu Erfurt 1616.
 Proceß-D. und Sportel-Laxe für die Untergerichte des Königr. Hannover. Mit erläuternden Anm. 1597.

R.

Von Bruder Rauschen (hg. von Ferd. Wolf und Steph. Endlicher) 1585.
 Redout-Kali am schwarzen Meere, u. Russische Ausfuhr von da nach Asien (1387).
 Introductory Remarks to a narrative of the irruption of the Kafir hordes into the eastern province of the Cape of good hope A. D. 1834—35. By the editor of the Graham's Town Journal. Part. 1. 1961.
 Revenue system of fort St. George (1387).

S.

Scholia in Homeri Iliadem, quae in cod. bibl. Paul. Acad. Lips. leguntur ed. Lud. Bachmann. fasc. 1. 1400.

Schulfreund, neuer Hannoverscher, hg. von
Fr. G. F. Schläger 1847.

Scriptores rerum mythicarum latini tres,
ed. Geo. H. Bode, weiterer Nachtrag 801.

Skeireins Aivaggeljons thairh Johannem.
Auslegung des Evang. Johannis in Gothischer
Sprache, hg. von S. F. Masmann 1097.

Statuten des Stiftes der neun Ringe 400.

Friederich Stromeyer, Anzeige seines Todes
1361.

T.

Taschenbuch für vaterländische Geschichte.
Jahrg. 1. 337.

Tibetische Bücher, zwey kleine, buddhistisch=
andächtigen Inhalts 1884.

Transactions of the R. Asiatic Society
of Great Britain and Ireland. Vol. 3. P. 3.
361. Die Forts. s. unter dem Tit. Journal
of the Asiat. society. — Works printed
for the Oriental Translation Fund: Annals
of the Turkish Empire from 1591 to 1659
of the Christian Era. By Naima. Trans-
lated from the Turkish by Charles Fra-
ser. Vol. 1. 602. The Sháh Námeḥ of the
Persian poet Firdausi, translated and
abridged in prose and verse, with notes
and illustrations. By James Atkinson
605. The geographical works of Sádik
Isfahani, translated by J. C. from ori-
ginal Persian Mss. 607. A critical essay
on various manuscript works, arabic and
persian, illustrating the history of Arabia,
Persia, Turkomania, India, Syria, Egypt,
Mauritania and Spain 609. The Tezkereh

al Vakiât, or private memoirs of the Moghul emperor Humâjûn written in the persian language by Jouher, translated by Charles Stewart 610. The Siyar-ul-Mutakherin, a history of the Mahomedan power in India during the last century, by Mir Gholam Hussein-Khan. Revised from the translation of Haji Mustefa by John Briggs 614. Hoeï-lan-ki ou l'histoire du cercle de craie, drame en prose et en verse, traduit du chinois par Stanislas Julien 617. San kok tsou ran to sets, ou aperçu général des trois royaumes. Traduit de l'original japonais-chinois par J. Klaproth 619. The chronicles of Rabbi Joseph ben Josua ben Meir, translated from the hebrew by C. H. F. Bialloblotzky. Vol. 1. 2007. — of the zoological Society of London. Vol. 1. Part. 1. 2. 1352.

W.

Weisthümer für Nordhausen hg. von Förstermann 759.

Z.

Zeitschrift für die historische Theologie. B. 4. St. 2. B. 5. St. 1. 1261. — für Theorie und Praxis des Bayerischen Civil- Criminal- u. öffentlichen Rechts. Hg. von Fr. von Zuerlein. Heft 1. 2. 1734.

V e r b e s s e r u n g e n .

- S. 404 3. 10 st. Frank l. Brant
 — 441 — 11 v. u. st. Plienninger l. Plienninger
 — 492 — 20 st. Hypothral l. Hypãthral
 — 494 — 3 l. in der mehr zusammen gedrãngten Composition der Metope hinter diesen, in der weiter auß einander gezogenen
 — 497 — 12 st. rechten l. rechten Schulter
 — 499 — 25 st. aber l. oder
 — 505 — 19 v. u. l. Orford st. Oxford
 — 559 — 14 st. vom vorigen Jahre l. vom Jahre 1833
 — 760 — 4 v. u. st. Danmil l. Danneil
 — 912 Zusatz und Verbesserungen s. S. 960.
 — 1268 — 8 st. Naumann l. Neumann
 — 1282 — 4 v. u. st. Pole l. Pope
 — 1474 — 2 v. u. st. Bergbaukunde l. Metallurgie
 — 1617 Zusatz u. Verbesserungen s. S. 1800.
 — 1691 Nachtrag s. S. 1864.
 — 2059 die deutsch abgefaßte Aufgabe s. im Register S. 42.

D.